This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Afrika.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Superintendent **Merensky** und **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Erster Jahrgang.

1894.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor **Müller**, Berlin W62, Wormser Straße 9.

Inhalt.

Nr. 1.

Seite

Was will der Evangelische Afrika-Verein? 1
Dr. E. G. Büttner † 3
Sprachreichtum afrikanischer Völker 5
Mission 6
Afrikanische Nachrichten 12
Dringende Bitte! 16

Nr. 2.

Aborigines' Protection Society 17
Kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen in Deutsch-Ostafrika . . 19
Mission 21
Afrikanische Nachrichten 27
Vereins-Nachrichten 31

Nr. 3.

Es war Zeit 33
Die Hauptjagdgebiete der arabischen Sklavenhändler 37
Mission 39
Afrikanische Nachrichten 41
Litterarisches 45
Eingesandt 47

Nr. 4.

Die Stellung des Weibes bei Neger- und Bantu-Völkern 49
Wangwana und Waschensi I. 52
Mission 56
Afrikanische Nachrichten 59
Vermischtes 64

Nr. 5.

Mission und Kolonisation 65
Was soll aus unsern befreiten Sklaven werden? 68
Afrikanische Nachrichten 76
Vermischtes 79

Nr. 6.

Fetischismus im Togo-Gebiet 81
Wangwana und Waschensi. II. 84
Uganda 88
Mission 90
Afrikanische Nachrichten 90
Vereins-Nachrichten 95
Litterarisches 97
Vermischtes 100

Nr. 7.

Seite

Ein Wort über Strafexpeditionen in unsern afrikanischen Schutzgebieten . . 101
Gemeinnützige Bestrebungen in unsern afrikanischen Schutzgebieten 105
Afrikanische Nachrichten 107
Vereins-Nachrichten 112
Litterarisches 113
Vermischtes 115

Nr. 8.

Ein Wort über Privat-Expeditionen in unseren afrikanischen Schutzgebieten 117
Mission 121
Afrikanische Nachrichten 124
Litterarisches 130
Vermischtes 133

Nr. 9.

Die Verhandlung des Kolonialrats über die Versorgung der befreiten Sklaven 137
Verkehrsmittel in Afrika 140
Evangel. Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten 141
Afrikanische Nachrichten 145
Litterarisches 151

Nr. 10.

Aerzte-Mission 153
Evangel. Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten 156
Afrikanische Nachrichten 159
Vereins-Nachrichten 166
Litterarisches 167

Nr. 11.

Der Prozeß Leist 169
Zum Kapitel „Behandlung der Neger“ in Westafrika 172
Afrikanische Nachrichten 173
Der Kolonialrat 180
Vereins-Nachrichten 181
Vermischtes 182
Litterarisches 184

Nr. 12.

Vorgehen der Römer gegen die evangelische Mission in Deutsch-Südwest-Afrika 185
Kultur- und Sittenbilder aus unseren Schutzgebieten 187
Erinnerungen an eine Eingeborenenschule 189
Afrikanische Nachrichten 191
Litterarisches 201
Jung-Deutschland in Afrika 203

AFRIKA.

Nr. 1.

Januar 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. **Merensky** u. D. **Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.
Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin N65,
Müller-Straße 156.

Diese Nummer wird auch als Probenummer versandt.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Was will der Evangelische Afrika-Verein?	1
Dr. C. G. Büttner †	3
Sprachreichtum afrikanischer Völker	5
Mission	6
Afrikanische Nachrichten	12
Dringende Bitte!	16

Bezugspreis bei portofreier Zustellung jährlich 2 Mark. Bestellungen nur bei der Ausgabestelle

Pastor Müller,

Berlin N65, Müller-Straße 156.

Was will der Evangelische Afrika-Verein?

Von Regierungs-Rat Steinhausen.

Wenn der Evangelische Afrika-Verein mit der ersten Nummer seiner Zeitschrift an die Oeffentlichkeit tritt, so möchte er zunächst derjenigen mit dem Ausdrucke aufrichtigen Dankes Erwähnung thun, welche sich um seine Begründung in besonderem Maße verdient gemacht haben.

Es ist dies vor allem Se. Durchlaucht der Fürst Hohenlohe-Langenburg, welcher in richtiger Würdigung der Bedeutung des Unternehmens dem vorbereitenden Ausschusse die finanzielle Möglichkeit verschafft hat, für dasselbe in der evangelischen Bevölkerung zu werben, ferner Fräulein Julie Sutter, die bekannte Verfasserin von „Gordon, der Held von Karthum," deren gewandte Feder sich bereits früher um die Förderung der Antisklaverei-Bewegung mit Erfolg verdient gemacht hat, und welche nunmehr in der Begründung eines „Evangelischen Afrika-Vereins" den Weg erkannt hatte, um der Bewegung einen festen Grund und ein bestimmtes Ziel zu geben. Endlich ist es der Pastor Dr. Freiherr von Bodelschwingh, der es verstanden hat Männer zu gewinnen, welche die weitere zur Begründung des Vereins erforderliche Arbeit zu übernehmen bereit waren.

Wenn diese Arbeit, wie wir aufrichtig bekennen dürfen, nicht leicht war, so lag dies in den Verhältnissen, mit welchen bei dem evangelisch-konfessionellen Charakter des Unternehmens gerechnet werden mußte. Der „Afrika-Verein deutscher Katholiken," welcher sein Bestehen der auf der bekannten interkonfessionellen Gürzenich-Versammlung in Köln hervorgerufenen Bewegung zu verdanken hat, fand auf deutschem Boden nicht seines gleichen. Mit ihm ist vielmehr eine deutsche katholische Mission überhaupt erst ins Leben getreten, und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir diesem Umstande einen großen Teil seines finanziellen Erfolges, — er soll in der kurzen Zeit seines Bestehens über 1 Million Mark gesammelt haben, — zuschreiben.

Anders auf der evangelischen Seite. Es arbeiten allein in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten, auf welche man von vornherein die Thätigkeit des Evangelischen Afrika-Vereins beschränken wollte, sechs verschiedene Missionsgesellschaften, deren Interessen der neue Verein sich anpassen mußte, wenn er auf eine gesegnete Wirksamkeit rechnen wollte. Es wurde daher auf der ersten Versammlung besonders geladener Vertrauensmänner, welche am 15. Juni 1892 in Berlin mehrfachen Beratungen im engeren Kreise folgte, dem u. a. von dem Direktor der Mission der Brüdergemeinde Herrn Buchner warm befürworteten Vorschlage des Grafen

von Arnim-Muskau und des Grafen von Wintzingerode-Merseburg entsprechend eine Kommission gewählt, welche mit dem Ausschusse der deutschen Mission die erforderlichen Vereinbarungen treffen sollte. Die Verhandlungen sind mit dem Schriftführer jenes Ausschusses Herrn D. Warneck, welcher uns in freundlichster Weise seinen sachverständigen Rat zur Verfügung stellte, geführt worden, und wir dürfen hoffen, daß ihr Ergebnis, welches am 27. April 1893 von einer zweiten Versammlung unter gleichzeitiger Begründung des Vereins gebilligt worden ist und bei Feststellung der „Satzungen", der „Verwaltungsgrundsätze" und des vom Vorstande inzwischen erlassenen „Aufrufs an die evangelische Bevölkerung" Berücksichtigung gefunden hat, ein gedeihliches Zusammenwirken des Vereins mit den Missionen gewährleisten wird.

„Der Evangelische Afrika-Verein," so heißt es im § 1 der Satzungen, „macht es sich zur Aufgabe, in deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung *christlicher* Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken."

„Wir sind, sagt der Aufruf, hierzu gleichsam erläuternd, „entschlossen, den evangelischen Missionen in deutsch-afrikanischen Schutzgebieten helfend zur Seite zu treten. Die eigentliche Missionsarbeit ihnen überlassend, wollen wir Hand in Hand mit ihnen Werke christlicher Nächstenliebe fördern und unterstützen. Wir denken an die Gründung von evangelischen Schulen, Erziehungs-, Arbeits- und Bildungsstätten für befreite Sklavenkinder und erwachsene der Freiheit zurückgegebene Sklaven, an die Aussendung von Aerzten, an die Einrichtung von Krankenhäusern und die Förderung der evangelischen Krankenpflege und aller Werke der Barmherzigkeit."

Die Aufgaben, welche sich der Evangelische Afrika-Verein hiernach gestellt hat, fallen somit im wesentlichen zusammen mit demjenigen Teile der Missionsthätigkeit, welchen D. Warneck in seinem Schriftchen „Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf" (S. 112 ff.) treffend mit „Humanitätsmission" bezeichnet. Wir sind uns wohl bewußt, daß die evangelischen Missionsgesellschaften auch auf diesem Gebiete nicht unthätig gewesen sind. Wir sind aber auch überzeugt, daß sich gerade hier dem hilfreichen Eingreifen des neuen Vereins ein weites Feld eröffnet. Wir denken dabei in erster Linie an *Aufnahmestätten für befreite Sklavenkinder*, welche bei weitem nicht in solchem Umfange und solcher Zahl vorhanden sind, wie es das Interesse der *evangelischen* Sache in Afrika dringend erfordert. Zum Erweise dafür, daß der Verein den Missionen mit seiner Arbeit nicht beschränkend, sondern helfend gegenübertreten will, sei der betreffende Verwaltungsgrundsatz angeführt, welcher lautet: „Der Verein enthält sich jeder Einmischung in den inneren Missionsbetrieb der einzelnen Missionsgesellschaften. Lediglich nach dem Bedürfnisse wird er seine Unterstützungen in der *Regel* für bestimmte, den genannten Gesellschaften genehme Zwecke

geben. Selbständige Unternehmungen in Gebieten, wo bereits eine Mission arbeitet, wird er thunlichst nur im Einverständnisse mit den betreffenden Missionsleitungen ins Leben rufen."

Endlich will der Verein auch der naheliegenden Befürchtung, daß er in die Missionsgemeinden eingreifen und den Missionen die helfenden Kräfte entziehen werde, Rechnung tragen, indem er einen weiteren Verwaltungsgrundsatz angenommen hat, wonach er zwar die Missionsfreunde um Rat und Förderung seiner Sache angehen will, sich aber zur Beschaffung von Mitteln nur an diejenigen Kreise wendet, welche bisher für die Christianisierung der Heidenwelt nicht thätig waren. Diese Kreise sind leider noch so weite, daß ein eifriges Werben für unsere Sache wohl möglich ist, ohne die Arbeit der Missionsgemeinde zu stören. Daß katholischerseits auf diesem Gebiete mehr gearbeitet werde, ist, wie schon die Statistik zeigt, nicht zutreffend. Wahr aber ist es, daß auf evangelischer Seite noch lange nicht genug geschieht.

Es soll deshalb vor allem auch die Aufgabe der vorliegenden Zeitschrift sein, bei der evangelischen Bevölkerung Deutschlands das Interesse für die sittliche und soziale Entwickelung Afrikas, besonders in unseren deutschen Schutzgebieten, immer wieder anzuregen.

Um dies zu erreichen, wird sie über alles, was für die Förderung von Wohlfahrtseinrichtungen und zur Bekämpfung der leiblichen und geistigen Notstände in Afrika geschieht, möglichst zuverlässige Nachrichten bringen, auf die in diesen Richtungen noch vorliegende Aufgaben aufmerksam machen, auf Mißstände, welche zu beseitigen sind, hinweisen und in christlicher Erbarmung die Menschenrechte der Eingeborenen gegen jeden Uebergriff verteidigen. Der Wirksamkeit der evangelischen Missionen in Afrika wird sie besondere Aufmerksamkeit widmen und versuchen, unrichtige Anschauungen, welche über dieselben verbreitet sind, richtig zu stellen und über die vielfach unbekannten Arbeiten der Missionen genügende Aufklärung zu geben.

Möge sich die Zeitschrift „Afrika" dieser Aufgabe stets bewußt bleiben zur Förderung des Evangelischen Afrika-Vereins und der großen Sache, welcher derselbe dienen will!

Dr. C. G. Büttner †.

Es ist eine schmerzliche Pflicht der Pietät, in dem ersten Hefte dieser Zeitschrift des verewigten Dr. Büttner zu gedenken, den der Herr über Leben und Tod am 14. Dezember v. Js. aus einem arbeitsreichen Leben und erfolgreichen Schaffen unerwartet zu sich gerufen hat. Denn er hat sich sowohl um den „Evangelischen Afrika-Verein" im allgemeinen, als auch ganz besonders um die Begründung dieser Monatsschrift hoch verdient gemacht. Unbeschadet der mannigfachen Unterstützung, die er in letzterer Beziehung gefunden, und obwohl er das *Erscheinen dieses* ersten Heftes nicht mehr erlebt

hat, ist er doch ihr eigentlicher Begründer und Schöpfer. Daß er sich dieses ganzen Werkes so rege angenommen und ihm einen guten Teil seiner Zeit geopfert hat, erkennen wir über sein Grab hinaus um so dankbarer an, als wir wissen, wie klar sein Blick und wie zuverlässig sein Urteil über die Verhältnisse Afrikas und über die Art und Weise war, wie man in dieselben heilend und fördernd eingreifen könne und müsse.

Seine Anschauungen in dieser Beziehung und seine glühende Liebe, den Schwarzen so sehr als möglich zu helfen, hat er sich in Afrika selbst erworben — er war Leiter des Seminars in Otyimbingue in Südwestafrika. Gefördert, genährt und vertieft aber hat er sie durch seine Erforschung afrikanischer Sprachen, wofür er eine charismatische Begabung von Gott empfangen hatte. Eine Anerkennung hat diese seine Begabung und Bedeutung dadurch gefunden, daß Büttner im Jahre 1887 zum Lehrer am orientalischen Seminar zu Berlin berufen wurde. An demselben hat er bis an sein Ende mit großem Erfolge und zum Segen seiner Schüler gelehrt, welche ihn mit eine Liebe verehrten, die nicht allen Lehrern zu teil wird.

Von den Veröffentlichungen seiner Studien sei hier nur soviel gesagt, daß sie von grundlegender Bedeutung sind, und daß jeder, welcher auf dem Gebiete forschen will, welches Büttner bearbeitet hat, nur auf seinen Schultern stehen kann. Dies gilt sowohl von den wichtigsten Bantu-Dialekten Südwestafrikas, als auch von dem Kisuaheli, dem sich Büttner seit seiner Berufung an das orientalische Seminar in besonderer Weise gewidmet hat, da er diese Umgangssprache Ostafrikas zu lehren hatte. — Weit wichtiger ist für uns, daß Büttner durch die Sammlung von Fabeln, Märchen, Liedern und Geschichten der Bewohner Afrikas das Vorurteil, welches die meisten Europäer beherrscht, untergraben hat, als führten die Afrikaner ganz und gar kein eigenes geistiges Leben. Wie sehr sie das thun und wie falsch also jenes Urteil über die Schwarzen ist, hat Büttner in seinem letzten Werke, das noch am Ende v. Js. herausgekommen ist, „Lieder und Geschichten der Suaheli", für die Bewohner Ostafrikas dargethan, nachdem er es früher bereits für die Herero in Südwestafrika durch eine ähnliche Sammlung nachgewiesen hatte. Es liegt auf der Hand, welchen Dienst er mit diesen Arbeiten nicht zuletzt der Mission geleistet hat. Denn was erleichtert ihre Arbeit mehr als ein Aufschluß über das Geistesleben der heidnischen Völker, denen sie den höchsten Inhalt desselben bringen will, die Botschaft von dem Sohne Gottes, der, von einem Weibe geboren, die Menschen versöhnt hat mit dem heiligen Gott! Selbst ein alter Missionsarbeiter, ist es allezeit für Dr. Büttner eine besondere Freude gewesen, mit seinen Sprachstudien der Mission Helferdienste zu leisten und ihr den Weg zu den Herzen der Heiden zu bahnen. Ja, wenn wir sehen, wie geflissentlich und dringend er den Missionaren, die unter den Suaheli arbeiten wollen, im Vorwort zu den „Liedern und Geschichtern der Suaheli" Rat giebt und den Punkt zeigt, von dem aus sie erfolgreich ihr Werk ausrichten können, so erkennen

wir, daß einer der leitenden Gesichtspunkte für seine Arbeiten die Förderung der Mission war, die ihm so sehr am Herzen lag.

Ein kurzes, inhaltreiches Leben hat Gott mit Büttners Tode zu Ende geführt. — Wir preisen Seinen Namen, daß Er ihn uns gegeben hatte und danken Ihm für alles, was Er durch ihn uns geschenkt hat. — Requiescat in pace, resurgat in gloria, sit semper cum Domino!

P. Müller.

Sprachreichtum afrikanischer Völker.

Von D. Grundemann.

Es ist bei uns ein noch weit verbreitetes Vorurteil, als sei das geistige Leben der Afrikaner ein sehr armes und wenig entwickeltes. Jede nähere Bekanntschaft mit den afrikanischen Sprachen, besonders denen der ausgedehnten Bantu-Familie, muß dieses Vorurteil zerstören. Im Spiegelbilde der Sprache tritt uns eine weit vorgeschrittene Entwickelung des geistigen Lebens entgegen, wenngleich dieselbe vielfach andere als die bei uns bekannten Bahnen geht. Die reiche Fülle grammatischer Formen ist geradezu erstaunlich. Die hochentwickelte griechische Sprache kann von einem Verbum im günstigsten Falle 1026 Formen bilden. Einige Bantu-Sprachen dagegen sind imstande, deren nicht weniger als 12 000 hervorzubringen. Es kommt dies von der eigentümlichen Klassifizierung der Substantivbegriffe her. Anstatt daß wir drei Rubriken nach den Geschlechtern machen, haben die Bantu gegen zwanzig Klassen, deren je zwei und zwei zusammengehören, indem sie unserem Singularis und Pluralis entsprechen. Das Prinzip dieser Klassifizierung scheint noch nicht genügend erforscht zu sein. Die sprachliche Form kennzeichnet diese Klassen durch bestimmte Präfixe. So gehören z. B. Mo— und Ba— sowie Se— und Di— oder Ki— und Vi— u. s. w. zusammen. Diese Klassifizierung beherrscht das Denken des Afrikaners mit überraschender Schärfe. Das zeigt sich besonders in seiner Behandlung der Fremdwörter. Die erste Silbe derselben nimmt er unweigerlich als das charakteristische Präfix und bildet danach den entsprechenden Pluralis oder Singularis. Hört z. B. der Moßuto das Wort „Schule", so spricht er es nach: „Sekole" und nimmt es für die Einzahl, von der er die Mehrzahl „Dikole" bildet. Wollten wir ihm unser Wort „Monarch" beibringen, so würde er davon sofort den Pluralis „Banarch" machen. Die Araber brachten den ostafrikanischen Strandvölkern, den Suaheli, die Schrift, arab. kitâb, woraus diese sich den Pluralis vitâb bildeten u. s. w. Jede dieser 20 Klassen giebt nun jeder nach Zeit und Art gebildeten Verbalform wieder ein besonderes Gepräge. Daher erklärt sich die ungeheure Formenmenge. Aber auch außerdem haben diese Sprachen zahlreiche Formen, die einen Begriff in mannigfaltiger Nüanzierung ausdrücken, sodaß wir ihn gar nicht durch ein einzelnes Wort wiedergeben können, sondern zur Um-

schreibung greifen müssen. Ich will jedoch hiernach keineswegs behaupten, daß die afrikanischen Sprachen auf einer höheren Entwicklungsstufe ständen als die europäischen. Wie öfters in anderer Beziehung ist auch hier wohl das quantitativ überlegene nicht der Qualität nach das vollkommenere. Vielleicht deutet gerade die Menge der Einzelausdrücke für einen Gegenstand auf eine noch beschränkte Begriffsbildung hin. Immerhin aber sollten wir die Entwicklung jener Sprachen, mögen sie in vielen Beziehungen uns auch fremdartig sein, respektieren und die betreffenden Völker nicht als unentwickelte, rohe und stumpfe Kreaturen ansehen, sondern versuchen, sie gerade durch das Mittel ihrer Sprache in ihrer originalen Entwicklung verstehen zu lernen.

Ferner ist die Menge der Ausdrücke beachtenswert, mit denen die Bantu, und wahrscheinlich auch andere afrikanische Völker, ein und dasselbe Ding in seinen verschiedenen Beziehungen bezeichnen, während wir nur einen Ausdruck dafür haben. Wir haben für das Roggenkorn, sowie für die Pflanze in den verschiedenen Stadien der Entwicklung immer nur das eine Wort. Die Baßuto dagegen haben für das von ihnen kultivierte Sorghum nicht weniger als 15 Wörter. Das Korn selbst nennen sie peo; das in der Erde gekeimte heißt molaba; — der sprießende Keim: mororo. Ist die Pflanze etwa einen halben Fuß hoch (wenn gejätet wird), so sagt man molacholo. Dann folgen: monibecha pitsa (wenn man einen Topf zwischen den Pflanzen verbergen kann), malaoadira (wenn ein Heer sich darin verstecken kann) und maseladikchora (wenn es höher ist als eine Hecke). Sobald sich die Aehre in der Kappe zeigt, sagt man kubane; wenn sie aus der letzteren herausgetreten ist: lenakana oder lebipa. Mit der blühenden Aehre heißt die Pflanze modula, mit den ersten noch grünen Körnern lesantla, mit halbreifer Aehre macholelo a basadi, und wenn man die Körner schon kochen kann heißen diese macholelo a banna. Sind sie so weit hart geworden, daß man sie zur Not schon mahlen kann, wie es in Zeiten der Hungersnot geschieht, so sagt man machochoma, und das vollreife Korn wird mábele genannt. Außerdem aber haben sie für verschiedene Varietäten des von ihnen kultivierten Haferkorns 22 Namen, ebenso wie 13 für verschiedene Arten Zuckerrohr. Ihr Rindvieh unterscheiden sie nach der Farbe mit 18 verschiedenen Worten — was jedenfalls einen sehr entwickelten Farbensinn voraussetzt.*)

Mission.

Das am Nordende des Nyaßa liegende Kondeland ist in Deutschland erst neuerdings mehr beachtet worden. Kaum nahm die öffentliche Meinung davon Notiz, daß dieses Land nach dem viel besprochenen deutsch-englischen Abkommen Deutschland zufiel,

*) *Berliner Missionsberichte* 1888, S. 381.

obwohl bis dahin hier englischer Einfluß ganz ausschließlich geherrscht hatte. Noch vor drei Jahren hatte kein Deutscher jene Gebiete betreten, auch hatte unsere Kolonialverwaltung damals noch keinen Versuch gemacht, mit den dort wohnenden Stämmen in Verbindung zu treten. Heut ist Kondeland bekannt, ja bei vielen Freunden der Mission steht es im Vordergrund des Interesses, denn es arbeiten dort 16 evangelische Missionare und Missionsgehilfen auf fünf Missionsstationen, die alle während der letzten drei Jahre gegründet werden konnten.

Es ist bekannt, daß vor einigen Jahren hämische und heftige Angriffe gegen die evangelische Mission durch die deutsche Presse gingen. Wenn manche Gegner des gesegneten Werkes sich dieser Angriffe freuten, weil sie glaubten, daß die evangelische Mission dadurch tief geschädigt werden könnte, so hat die Folge solche Voraussetzungen zu Schanden werden lassen. Gerade durch jene Bewegung sind die evangelischen Missionsgesellschaften Deutschlands angeregt worden, ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße Ostafrika zuzuwenden, und auch die Mittel zum kräftigen Einsetzen auf diesem neuen Gebiet haben nicht gefehlt. Heut arbeiten hier neben der vor 7 Jahren neubegründeten Missionsgesellschaft für Ostafrika die Leipziger und die alte Berliner Missionsgesellschaft, sowie auch die Brüdergemeinde. Die Boten der beiden letztgenannten haben Kondeland dem christlichen Werk und christlichem Einfluß geöffnet.

Die Brüdergemeinde gelangte durch das Vermächtnis eines Freundes der Afrikaner in den Besitz eines bedeutenden Kapitals und sandte im Frühjahr 1891 vier Brüder aus. Am 24. Juni desselben Jahres langten sie in Karonga an und gründeten Anfang September bei dem Häuptling Makapalila an dem ca. 9000 Fuß hohen Rungueberg ihre erste Station Rungue. Dort stehen jetzt fünf Brüder in Arbeit. Gleich in den ersten Monaten war einer aus ihrer Mitte dem Fieber erlegen, die übrigen haben sich seither einer guten Gesundheit erfreut, was man auch erwarten konnte, da die Station fast 5000 Fuß über dem Meere liegt. Gute Gebäude sind in genügender Menge errichtet, das Volk stellt sich freundlich, und je mehr die Missionare in die Kenntnis der Sprache eindringen, können sie auch an die Lösung der ihnen gestellten Hauptaufgabe herantreten. — Ihnen ist auch von den Freischotten die früher von diesen besetzte Station Kararamuka überlassen worden.

Die Berliner Missionsexpedition stand unter Führung des Sup. Merensky. Sie nahm den Weg über Südafrika, wo sich einige Missionare und zwei Suluchristen anschlossen, und landete am 6. Juli des genannten Jahres in Kilimane. Da der Wasserstand des Schire um diese Zeit des Jahres schon niedrig war, fehlte es den Reisenden nicht an Aufenthalt und Hemmnis. Aus diesem Grunde hatten sie auch schon auf der Reise viel vom Fieber zu leiden. Aber Ende September erreichten die vier Missionare und drei Handwerker mit jenen Sulu glücklich Karonga und konnten bereits Anfang Oktober eine Station am Fuße des gewaltigen

Livingstone-Gebirges anlegen, die sie Wangemannshöh nannten. Hier entwickelte sich bald ein reges Leben. Volk strömte täglich zusammen von nah und fern; mit einer Schar von schwarzen Arbeitern waren die Missionare Tag für Tag mit dem Aufbau der Station beschäftigt, mit den Häuptlingen traten sie in regen Verkehr und abends arbeiteten sie gemeinsam an der Erforschung der Landessprache. Unter Anspannung aller Kräfte konnten sie noch während der ersten Regenzeit Häuser, Schuppen und Ställe aus Bambusrohr und Gras, aber auch ein besseres Wohnhaus aus Bruchsteinen und Luftziegeln herstellen, so daß sie bald genug in der Lage waren, an die Anlegung der zweiten Station heranzutreten.

Schon im Juni 1892 konnte Sup. Merensky den Ort bestimmen, wo nun bald die Station Manow erstand. Sie liegt am Abhang des Kiejo-Berges etwa 4500 Fuß über dem Meere und erfreut sich gesunder, kühler Luft. Das Holz für die Gebäude mußte freilich aus ungesunder, entfernter Gegend mühsam herbeigeschafft werden. Auch hinderten die Regen, welche hier oben schier kein Ende nehmen wollten, vielfach den schnellen Fortgang der Arbeit. Aber nach Verlauf eines Jahres sehen wir hier neben guten Wirtschaftsgebäuden ein schönes, festes, aus Luftziegeln aufgeführtes Wohnhaus und ein hübsches Kirchlein aus Bambusstangen errichtet. Missionar Schumann steht hier bereits in voller, frischer Arbeit. Die Sprache der Eingeborenen hat er sich in bemerkenswert schneller Weise angeeignet.

Und kürzlich, nachdem weitere Verstärkung der kleinen Arbeiterschar aus Berlin nachgesendet war, haben die thätigen Missionare noch eine dritte und vierte Station angelegt. Die eine liegt dort, wo der Lufirafluß dem Livingstone-Gebirge entströmt, in gleicher Höhe über dem Meere wie Manow. Hier bei „Muakarere" arbeitet Missionar Bunk, und die Missionshandwerker lehren Kondo-Arbeiter im Urwald des Gebirges die Block- und Brettsäge, sowie Art und Beil handhaben. Zur selben Zeit finden wir andere Missionare auf der dicht bei Langenburg gelegenen Halbinsel Ikombe mit der Anlegung einer Station am See beschäftigt. Der Vorsteher aller Berliner Stationen im Kondelande ist Missionar Rauhaus in Wangemannshöh, der die Sprache des Volkes bereits so beherrscht, daß er jetzt schon mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt ist.

Bekannt ist, daß Herr Major von Wißmann die Station Wangemannshöh besucht hat, und daß die Missionen im Kondelande von ihm in mannigfacher Weise unterstützt und gefördert worden sind. Sein Adjutant, Dr. Bumiller, hat drei der genannten Stationen besucht und spricht in seinem Bericht über das, was er dort gesehen hat, folgendes Urteil aus: „Es ist auf allen Stationen mit viel Fleiß und Verständnis gearbeitet worden, und scheint die Bevölkerung, was schließlich die Hauptsache ist, zu den Missionaren *Vertrauen und Zuneigung* gefaßt zu haben."

Die Anlegung der Station am See ist für die Berliner Gesellschaft Veranlassung geworden, ein kleines Dampfboot in Hamburg zu bestellen, das in einigen Monaten hinausgesendet werden soll. Der kleinen Schar der tapferen Streiter, die in jenen entlegenen Gegenden opferfreudig wirken für Christentum und wahre Kultur, rufen wir in herzlicher Teilnahme an ihren Mühen zu: „Vorwärts mit Gott!“

Die oben erwähnte Uebergabe der Station Kararamuka seitens der Freischotten an die Brüdergemeinde zeigt, daß die englischen Missionen die Neigung haben, das deutsche Gebiet zu verlassen. Wir haben nichts dagegen, wenn sie dieser Neigung folgen, nur müßten die deutschen evangelischen Missionen sofort die frei gewordenen Stationen besetzen.

Deshalb sind wir dankbar, daß die Leipziger Mission bei den Uchaggas am Kilimandscharo Eingang gefunden hat. Es ist bekannt, wie infolge der Kämpfe mit Meli die englischen Missionare die Station Moschi verlassen mußten. Die Leipziger Gesellschaft schloß einen Vertrag mit der englischen kirchlichen Gesellschaft, nach dem die dortige Arbeit in ihre Hände übergehen sollte. Im Juni des vergangenen Jahres verließ die Leipziger Expedition Deutschland, hatte dann aber an der ostafrikanischen Küste eine Wartezeit durchzumachen, bis endlich durch das Eingreifen des Gouverneurs von Schele Moschi wieder erobert war. Am 5. Oktober bezogen sie einen von Hauptmann Johannes angewiesenen, vom Häuptling Schompeli ihnen geschenkten Stationsplatz in der Landschaft Madschame. Die Station liegt südwestlich von der Kibo-Spitze, in herrlicher, wasserreicher und wohlangebauter Gebirgsgegend.

Wir dürfen hoffen, daß die erfahrene Leipziger Missionsgesellschaft das hier mit 5 Missionaren angefangene Werk kräftig und nachhaltig fortführen wird. Sup. Merensky.

An der Küste Deutsch-Ostafrikas arbeitet seit dem Jahre 1887 die „evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ in Dar-es-Salâm, wo bis zum Mai 1892 Missionar Greiner, der Senior ihrer Arbeiter, der Station vorstand. — Im Buschiriaufstande wurde die zum größten Teile aufgebaute Station in der Nacht vom 9. zum 10. Januar 1889 eingeäschert. Außerdem wurde infolge des deutsch-englischen Vertrages, durch den die Insel Zanzibar an England fiel, das Krankenhaus der Gesellschaft aus Zanzibar nach Dar-es-Salâm verlegt und mit der Missionsstation verbunden. Dadurch kam es, daß Greiner seine Kraft mehr den notwendigen Bauten als der Predigt des Evangeliums widmen mußte. Noch jetzt ist es dem Vorsteher der Station, Pastor Holst, nicht möglich, energisch in die eigentliche Missionsarbeit einzutreten. Dieselbe beschränkt sich vielmehr darauf, daß er den Eingeborenen, die im Krankenhause beschäftigt sind, täglich Andachten in Kisuaheli hält. Im übrigen wird seine Zeit durch die Leitung des Krankenhauses, durch Sprachstudien und durch die Pastorierung der evangelischen

Deutschen Dar-es-Salâms, denen er u. a. sonntäglich Gottesdienste hält, vollständig in Anspruch genommen. Erst wenn ihm noch eine Kraft zur Seite steht, wird für die heidnischen und mohammedanischen Bewohner Dar-es-Salâms und Umgegend das Licht des Evangeliums recht angezündet und auf den Leuchter gehoben werden können.

Indes liegt es uns fern, den Wert der Pflege zu unterschätzen, welche die Diakonen und Diakonissen aus den von Bodelschwinghschen Anstalten bei Bielefeld teils in der Poliklinik, teils im Krankenhause selbst den Negern zu teil werden lassen. Da wird werkthätige Mission getrieben, die keinesfalls verloren ist. Nur verbirgt sich natürlich ihr Erfolg dem menschlichen Auge und läßt er sich nicht in Zahlen angeben.

Nördlich von Dar-es-Salâm, in Tanga, arbeitet seit 1890 Missionar Krämer, dem neben seiner Missionsthätigkeit auch die Versorgung der dortigen evangelischen Deutschen mit Gottes Wort obliegt. Er hält abwechselnd Gottesdienste in deutscher Sprache und in Kisuaheli. Bis im Sommer des vorigen Jahres bestand seine Hauptaufgabe in der Erziehung von befreiten Sklavenkindern, aus deren Zahl er einen Knaben taufen konnte. Derselbe ist aber inzwischen den Pocken erlegen. Zur Zeit wird Missionar Krämer unterstützt von einem Diakon und einem eingeborenen Gehilfen, einem Christen aus der Universitäten-Mission. Doch soll ihm in nächster Zeit zur Predigt unter den Heiden Hilfe gegeben werden.

Erfreuliche Fortschritte hat die Arbeit der Gesellschaft gemacht, seitdem Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld die Sorge für die Ausbildung der Missionare übernommen hat. In dem mit der Diakonen-Anstalt Nazareth verbundenen Kandidaten-Konvikt bereitet er junge Theologen für den Dienst unter den Heiden vor. Infolge dessen konnten im Hinterlande von Tanga, in der Berglandschaft Usambara, zwei Stationen gegründet werden. Im Gebiete des Häuptlings Si-Kiniaßi auf Mlalo, erhebt sich Hohenfriedeberg, von den Eingebornen, den Waschambaa, Kisungu genannt. Hier stehen seit 1891 die beiden Missionare Wohlrab und Johannsen, welche in drei jungen Christen bereits die ersten Früchte ihrer Arbeit sehen dürfen. Neuerdings verkündigen sie das Evangelium nicht nur in der Umgegend von Mlalo, sondern ziehen sie auch monatlich einmal auf etliche Tage zu den Wambugu und Wapare in den Parebergen.

Im Februar vorigen Jahres gründete Missionar Becker, der jetzt mit Missionar Döring zusammen wirkt, eine Tagereise nordwestlich von Mlalo seine Station Neubethel in Mtai. Auch hier haben bereits einige Taufen stattgefunden. Indes sind die Täuflinge befreite Sklaven, welche Missionar Becker von Tanga mit nach Neubethel genommen hatte.

Im Jahre 1892, also vor der Gründung der eben genannten Station, konnte auch der Anfang mit der Evangelisierung von *Usaramo, dem* Hinterlande von Dar-es-Salâm, gemacht werden,

indem Missionar Greiner, unterstützt von Missionar Göttmann*) und Diakon Gerdes, mit den in Dar-es-Salâm befindlichen befreiten Sklaven auszog und in Kißerawe die Station Hoffnungshöhe anlegte. Diese beginnt nun nach der Taufe von 15 ehemaligen Sklavenkindern eine Kolonie zu werden, von der aus mit dem Schall des Wortes Gottes auch christliche Kultur und Sitte sich mit immer größerer Macht auf die Umgegend ausbreiten wird.

Das große Verlangen aber, das hier wie anderwärts nach Unterricht im Lesen und Schreiben sich regt, eröffnet einen Ausblick auf eine erfolgreiche Thätigkeit des evangelischen Afrika-Vereins, der es sich zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht hat, „evangelische Schulen und Bildungsstätten in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten zu gründen und damit den evangelischen Missionen in ihrer verantwortungsvollen Arbeit helfend zur Seite zu stehen."

P. Müller.

Zur Lage in Uganda. An wenigen Stellen Afrikas hat die christliche Mission so festen Fuß gefaßt und so volkstümlichen Charakter angenommen wie in dem schönen Bananenlande Uganda, am nördlichen Ufer des Victoria-Njansa, des größten der afrikanischen Binnenseen. Hier hat die Mission, obgleich erst seit kaum siebzehn Jahren (seit 1877) im Lande, bereits wie ein Sauerteig gewirkt und einen Gährungsprozeß veranlaßt, dessen Ende sich noch nicht absehen läßt. Infolge der beklagenswerten Wirren und Kämpfe, welche dies Land seit dem Jahre 1887 zerreißen, und von denen besonders die Schlacht vom 24. Januar 1892 ein trauriges Aufsehen erregt hat, stehen sich drei religiöse Parteien mit bewaffneter Hand gegenüber: den Südwesten des Landes, die Provinzen Buddu und Kajima und die Sesse-Inseln haben die Katholiken inne, bei denen die größtenfalls französischen Missionare zugleich die religiösen und die politischen Parteiführer sind. Oestlich und nördlich an sie stoßen die Mohammedaner in den drei kleinen Provinzen Kitunsi, Kahambala und Kasubschu, die zusammen kaum den zwölften Teil von Uganda einnehmen. Diese an sich schwache Partei hat dadurch Bedeutung, daß Kapitän Lugard den Rest der ehemaligen sudanesischen Truppe Emin Paschas unter Schim Bey in die Dienste der englischen Kompagnie genommen hat. Diese sind alle Mohammedaner und können sich leicht mit den mohammedanischen Waganda verschwören und dadurch die kriegsmächtigste Partei werden. Die letzten Wirren im Juni 1893, von denen die Zeitungen berichteten, waren ein solches gerade noch rechtzeitig entdecktes Komplott der Sudanesen und der mohammedanischen Waganda. Den bei weitem größten Teil von Uganda, die Provinz Kjadondo mit der Hauptstadt Mengo, die großen Provinzen Busiro, Kjagwe, Bulemesi und Singo und die Tributstaaten Busoga und Bakedi haben die protestantischen Waganda inne. Diese sind der Zahl nach z. Z. bei weitem die mächtigste Partei und zählen nominell

*) Am 13. Januar meldete eine telegraphische Nachricht Missionar Göttmanns Tod. *Nähere Angaben fehlen noch.*

auch den Schattenkönig Muanga zu sich. — Das Gleichgewicht im Lande wird durch die englische Obrigkeit und Schutztruppe aufrecht erhalten, welche seit Dezember 1890 unter Lugards Kommando Uganda in Besitz genommen hat. Von der Dauer der englischen Occupation hängt die Zukunft des Landes ab. Würden sich die Engländer zurückziehen, so würden sich die drei eingeborenen Parteien erbarmungslos zerfleischen und sich wahrscheinlich gegenseitig aufreiben. Ob aber die Engländer Uganda zu einer englischen Kolonie mit geordneter, englischer Verwaltung machen werden, ist z. Z. noch nicht entschieden. Die britisch-ostafrikanische Kompagnie, in deren Dienst Lugard stand, hat sich zurückgezogen. Die britische Regierung hat den General-Konsul von Sansibar, Sir Herald Portel, mit ausgedehnten Vollmachten nach Uganda gesandt, um die politische Lage und die Aussichten des Landes zu untersuchen. Sein Bericht ist bereits im Auswärtigen Amt in London eingetroffen, aber noch nicht veröffentlicht. Voraussichtlich wird die Entscheidung über die Zukunft Ugandas in den nächsten Wochen Gegenstand heißer Verhandlungen im englischen Parlament werden. Wir können im Interesse der evangelischen Mission nur dringend wünschen, daß die englische Krone die Verwaltung Ugandas übernimmt. Und die Ehre des englischen Namens in Afrika ist bei dieser Frage so lebhaft engagiert, daß auch das liberale Kabinett Gladstones es kaum wagen wird, Uganda preis zu geben. R.

Afrikanische Nachrichten.

In einer gedrängten Uebersicht soll die Zeitschrift „Afrika" jeden Monat eine Zusammenstellung der Ereignisse auf afrikanischem Boden geben. Hierbei soll insofern eine gewisse Reihenfolge innegehalten werden, als mit den Gebieten an der afrikanischen Westküste begonnen wird, von da geht der Beobachter um das Kap herum bis zum roten Meere. Alle Vorgänge in dem nördlichen Teile des Kontinents, wie in Aegypten, Tripolis, Tunis, Algier und Marokko werden eintretenden Falls angefügt.

Südlich vom Gambia, in dem sogenannten Sierra-Leone-Gebiete, wird von einem Zusammenstoß zwischen einem englischen und einem französischen Expeditionskorps gemeldet: Die Engländer, die nahe Warina in dem Distrikt Kono innerhalb der englischen Interessensphäre lagerten, wurden am 23. Dezember v. J. von den Franzosen unter Leutnant Maritz, von Port Farana kommend, angegriffen. Der französische Zug bestand aus 30 Senegalschützen und 1200 Mann eingeborener Hilfstruppen. Die Engländer erwiderten das Feuer und beschossen die Franzosen eine Zeit lang, bis sich diese zurückzogen. Der Lieutenant Maritz, der verwundet worden war, wurde in das englische Lager gebracht, wo er später an den erhaltenen Verletzungen starb. Vor seinem Tode erklärte er, daß er die englische Truppe irrtümlich für Sofas und

die englischen Offiziere für arabische Anführer gehalten habe. Zehn Senegalschützen sind getötet worden. Die Engländer verloren zwei Lieutenants, einen Unteroffizier und vier Mann, 14 Mann wurden schwer verwundet. Von der Abteilung der englischen Grenzpolizei wurden der Chef, Kapitän Lendy, und zwei Mann getötet, sowie drei Mann schwer verwundet. Das englische Korps verbleibt in Warina. Wie aus Paris gemeldet wird, fand im Elysée ein Ministerrat statt, dem von den Depeschen Mitteilung gemacht wurde, die sich auf den Zwischenfall in Sierra Leone beziehen; nähere Nachrichten über diesen Zwischenfall fehlen noch. Sowohl in London wie in Paris strebt man dahin, diesen schlimmen Fall nicht zu einem Streite werden zu lassen.

Eine von General Dodds in Paris eingegangene Depesche aus Dahomey meldet, daß der König Behanzin lebhaft verfolgt werde und gezwungen sei, im Buschwerk zu leben; er verlege jede Nacht sein Lager. Von seinen Häuptlingen sei Behanzin abgesetzt worden. Ein ernsterer militärischer Zwischenfall sei nicht eingetreten. Der Gesundheitszustand der Truppen sei gut. Das französische Expeditionskorps hat nach dieser Meldung 700 Flinten, eine Kruppsche Kanone und große Mengen Pulver vorgefunden.

Ende Dezember kam aus Kamerun die Meldung von einem Aufstande der Polizeitruppe. Die volle Regierungsdepesche vom 29. Dezember lautete: „Am 15. haben 60 Dahome-Soldaten der Polizeitruppe nebst 30 bewaffneten Weibern revoltiert, nachdem sie heimlich Munitionsschuppen erbrochen und die Geschütze, meisten Gewehre und viele Munition okkupiert hatten, 40 Soldaten blieben treu. Nach fünfzehnstündiger Gegenwehr mußten wir Gouvernementsbeamte und das zur Hilfe geeilte Vermessungs-Kommando uns wegen Munitionsmangels zurückziehen. Ein Weißer und ein treu gebliebener Polizeisoldat getötet, ein anderer Weißer verwundet; Faktoreien unversehrt. S. M. Kreuzer „Hyäne" kam am 21. von einer Erholungsreise von San Thomé zurück. Die Geschütze, viele Munition und Gewehre sind zurückerobert, Gesamtschaden an Regierungseigentum etwa 20 000 Mark. Da meuternde Dahomes in den Busch geflohen sind, ist beständiger Wachtdienst erforderlich." Danach hat die Regierung den Ostafrika-Dampfer „Admiral" gechartert und mit ihm eine Kompagnie Seesoldaten von 120 Mann abgeschickt. Mit ihm sind zugleich am 9. Januar von Cuxhaven abgegangen: der Gouverneur v. Zimmerer und der Regierungsrat Rose, welch letzterer eine Untersuchung über die etwaige Veranlassung zur Meuterei anstellen soll.

Kurz vor Weihnachten kamen schlimme Nachrichten aus Deutsch-Südwest-Afrika, eine Depesche aus Kapstadt meldete die Zerstörung der deutschen Viehzuchtstation in Kubub. Ein später eingetroffener Brief des Vorstehers Hermann berichtet des näheren: „Kubub ist vollständig zerstört und ausgeraubt; ich rettete mein Leben durch Flucht zu Pferde bei Nacht mit einem von Quitzow,

der zufällig mein Gast war. Geraubt sind 28 Pferde, 125 Stück Rindvieh, 2355 Merinoschafe, von denen 90 Prozent hochtragende Mutterschafe, 240 Angoraziegen, zwei Wagen, zwei Karren, letztere verbrannt, aller Proviant, Löhnungswaren, Handwerkszeuggeräte, Möbel, Kleider, Wäsche, die Holzteile der Gebäude verbrannt, das übrige zerstört. Verschont blieben die Pumpen und Brunnen. Mein bester Schäfer wurde gezwungen, mit seiner Familie mitzugehen. Für dessen Leben fürchte ich sehr, da er leicht erschossen werden kann, wenn er in die Hände der Deutschen fällt. Der Mann wäre für mich unersetzlich. Der buchmäßige Schaden beläuft sich auf etwa 80 000 Mark, der wirkliche ist ganz bedeutend höher und läßt sich überhaupt nicht feststellen, da die Ausfälle, welchen jedes junge Unternehmen ausgesetzt ist, jetzt für Kubub überwunden waren." Er schiebt die Hauptschuld auf den stellvertretenden Landeshauptmann v. François und schließt seinen Bericht: „Auf Schutz von Windhoek habe ich nicht zu rechnen, die Soldaten schützen nur die eigenen Herden. So ist auch dieser Bestand nicht sicher. 450 Schafe habe ich noch in Bethanien und glaube diese gesichert. An eine Wiederaufnahme der Sache ist nicht zu denken, bevor Hendrik nicht völlig niedergeworfen ist. Ich bin ein ruinierter Mann und werde wohl nicht der einzige sein."

Der Ministerpräsident Rhodes ist nach Kapstadt zurückgekehrt und wurde mit Begeisterung empfangen. In Erwiderung auf die Willkommenadresse der Bürgerschaft betonte er die Notwendigkeit einer Regelung der Verhältnisse im Matebeleland im Einklange mit den Anschauungen der Kolonisten. Sollte die Auseinandersetzung mit der Reichsregierung in dieser Frage den gerechten Erwartungen der Bevölkerung Südafrikas nicht entsprechen, würde er den Kampf mit der Reichsregierung zu Gunsten der Kolonisten entschlossen aufnehmen, indeß nur in verfassungsmäßigen Bahnen. Das Wiedereintreffen von C. Rhodes kann man wohl als das Ende des Matebelekrieges ansehen, wenn auch einzelne Truppen-Abteilungen der Engländer noch auf dem Kriegspfade sich befinden und wenn auch König Bobengulu noch nicht gefangen genommen oder gefallen ist.

L.

Vom Schirehochland kommen beunruhigende Nachrichten. Vor einiger Zeit wurde ein am Milanjeberg stationierter englischer Kapitän dort meuchlings von den Eingeborenen überfallen. Jetzt wird von dort berichtet, daß ein Häuptling Mkanda mit den Engländern im Kriege steht und sogar die an dem genannten Berge gelegene Station der schottischen Missionare geplündert hat. Diese Missionare, wie alle auf dem Schirehochlande wohnenden Kolonisten, geben dem britischen Administrater H. H. Johnston Schuld, daß er ohne Kenntnis der Verhältnisse viel zu häufig und oft vorschnell mit bewaffneter Hand gegen die Eingeborenen vorgegangen sei. Sie behaupten, daß die Zustände des Landes friedlicher gewesen wären und die Missionare, Kolonisten und Händler sicherer gewohnt hätten, als eine englische Polizeitruppe dort noch nicht vorhanden

war. So werden sie es gewiß mit Dank begrüßen, wenn der englische Kommissar H. H. Johnston von seinem Posten abberufen wird, wozu Aussicht ist, da er um seine Entlassung gebeten hat. Jedenfalls hat er, nach eben eingetroffener Nachricht, jüngst das Volk Makanjilas, der den Engländern so viel zu schaffen machte, geschlagen, und die am Nyaßa gelegene Hauptstadt desselben eingenommen. Makanjila selbst ist im Juni v. J. auf Anstiften von Arabern, die er durch Betrug Menschenfleisch essen ließ, von seinem Vetter Mßoßa meuchlings erschossen worden. —ky.

Von Deutsch-Ostafrika sind mehrere Vorgänge zu erwähnen, welche ein Vorwärtsgehen der Reichsverwaltung nach Süden und Westen anzeigen. Der Gouverneur Frhr. v. Schele ist mit einer Expedition Mitte November von der Küste abgegangen, nimmt seinen Weg zu den Mahenge und Mafiti und hat als Endziel den Nyaßa im Auge. Der Chef Sigl von Tabora hat einen Zug nach dem Tanganika gemacht und an dessen Nordostufer zum ersten Male die Reichsfahne gezeigt, auch einen deutschen Wali eingesetzt. Der bekannte arabische Händler Rumaliza war nach Manyema gegangen, um gegen den Kongostaat zu kämpfen, und so wurde ein anderer alter Araber Msaba bin Yem zum Wali von Ujiji eingesetzt und ihm die deutsche Flagge und ein Schutzbrief eingehändigt. Die Araber zahlten neun große Elefantenzähne. Es wurde sodann die Ueberfahrt über den Tanganikasee in von den Arabern gelieferten Booten nach Karema angetreten, wo die ganze Expedition von den katholischen Missionaren und dem belgischen Kapitän Jaques auf das beste empfangen wurde. Alle Sultane der Umgebung waren versammelt, es wurden Flaggen und Schutzbriefe ausgefolgt und der Rückweg nach Tabora angetreten, wo die Expedition am 25. September wieder eintraf, nebst 51 Elefantenzähnen im Gewichte von 1969 Pfund, welche die Kosten des Zuges decken. 24 unabhängige Sultanate haben sich seit Wiederübernahme der Stationsleitung durch Sigl unter deutschen Schutz gestellt.

Der Major v. Wißmann ist von Mozambique, wo er am 12. Dezember eingetroffen war, nach Aden gefahren. Hier liegt er dem Vernehmen nach krank darnieder.

Die Italiener haben im Oktober von der El Benadirküste, nördlich vom Juba, welche ihnen der Sultan von Sansibar laut Vertrag vom Juli v. Js. auf drei Jahre überlassen hat, Besitz genommen und sofort einen Kampf mit den Somali zu bestehen gehabt.

Der Chedive wird am 4. Mai eine Reise durch Europa antreten. Er beabsichtigt, den Höfen von Petersburg, Wien, Berlin und London seinen Besuch abzustatten.

Am 3. Januar ist von Constatine eine 250 Mann starke Kompagnie Tirailleurs, von einem Hauptmann und zwei Lieutenants befehligt, nach Biskra abgegangen. Sie soll den Stamm einer Erforschungskolonne bilden, die sich zunächst nach Tuggurth und El-Oned begeben wird. Dort wird sie auf Kamelen beritten gemacht und soll die Sahara im Süden von Constatine bis auf eine Entfernung von 1600 Km. *durcheilen, hauptsächlich* um Punkte aufzusuchen, an

denen sich Wasser vorfindet, und die sich zur Anlegung kleiner Forts eignen. Man hat die tüchtigsten und an Strapazen gewöhntesten Leute dazu ausgesucht. Nach welcher Richtung die Kolonne gehen wird, hält man geheim, doch ist anzunehmen, daß es sich vor allem um den Tschad-See und die Wege handelt, die dahin führen. L.

Auf der VI. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Speier hat Dr. Bärwinkel folgende Erklärung des Bundes bezüglich seiner Stellung zu dem „Evangelischen Afrika verein" vertreten:

Unter Erneuerung des auf der III. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Stuttgart gefaßten Beschlusses, welcher seine Mitglieder zu thatkräftiger Unterstützung der Mission auffordert, erklärt die VI. Generalversammlung des Bundes in bezug auf den jüngst ins Leben getretenen Evangelischen Afrikaverein folgendes: „Der Evang. Bund begrüßt die Bildung eines Evangelischen Afrikavereins mit großer Freude. Er hält denselben zur Wahrung der deutsch-evangelischen Interessen in Afrika für notwendig und hofft, daß derselbe die verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands zur thätigen Mithilfe an der großen Missions- und Kulturarbeit vereinigen wird, welche dem deutschen Volke aus der Erwerbung von Kolonien in Afrika als eine Ehrenpflicht erwachsen ist. Er erwartet von seinen Mitgliedern, daß sie die Bestrebungen des Evangelischen Afrikavereins unterstützen werden und empfiehlt den Vorständen der Haupt- und Zweigvereine, diesen Bestrebungen, zumal sie den Aufgaben des Evang. Bundes verwandt sind, thatkräftige Förderung zu teil werden zu lassen." —er.

Dringende Bitte!

Alle Leser des „Afrika" sowie sämmtliche Mitglieder des „Evangelischen Afrika-Vereins" werden herzlich gebeten, an die Schriftleitung Anfragen über alles zu stellen, was nach ihrer Ansicht in dem Inhalt des Blattes irgendwie der Aufklärung bedarf. Gern erklärt sich die Schriftleitung von vornherein bereit, nach Möglichkeit solche Anfragen, sei es in besonderen Artikeln, sei es im „Briefkasten", zu beantworten.

Ebenso ist es der Schriftleitung besonders erwünscht, wenn ihr aus dem Leserkreise Zeitungsabschnitte, sowohl den Verein als auch die afrikanischen Dinge betreffend, zugeschickt werden, und zwar namentlich solche, über deren Inhalt den Lesern irgendwie Bedenken aufsteigen. Man hat ja leider nur zu oft Gelegenheit, in unserer Presse die wunderlichsten Ansichten über afrikanische Angelegenheiten zu lesen. Gerade in diesem Stücke aber zu berichtigen und aufzuklären, hat sich „Afrika" als seine besondere Aufgabe gestellt.

Berlin N., Müllerstraße 156.

Schriftleitung von „Afrika."
Gustav Müller, Pastor.

Druckfehler-Berichtigung.

Auf Seite	9	Zeile	15	muß es heißen:			statt	Uchaggas „Dschaggas“.
„	„ 9	„	25	„	„	„ :	statt	Schompelt „Schangali“.
„	„ 9	„	26	„	„	„ :	statt	Kibo-Spityr „Kibo-Spitze“.
„	„ 14	„	34	„	„	„ :	statt	Bobengulu „Lobengulu“.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aborigines' Protection Society	17
Kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen in Deutsch-Ostafrika	19
Mission	21
Afrikanische Nachrichten	27
Vereins-Nachrichten	31

Bezugspreis bei portofreier Zusendung jährlich 2 Mark. Bestellungen bei jeder Buchhandlung oder bei der Ausgabestelle

Pastor Müller,

Berlin N65, Müller-Straße 156.

David Livingstone. Sein Leben. Hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen von **W. G. Blaikie.** Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von O. Denk. 2 Bände. Mit dem Bildnis Livingstones und einer Karte. X, 299; 311 S. 8. 7,20 M., in Lwd. geb. 8,50 M.

Islam. Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christentum von **Dr. J. M. Arnold.** Aus dem Englischen. (statt 4 M.) 2 M. — Der Islam und seine Völker. Religions-, kultur- und zeitgeschichtliche Skizze (statt 2,50 M.) 1 M.

D. G. Warneck. **Afrika und die Südsee** (Missionsstunden II. Bd. 1. Abt.) 5 M., geb. 6 M. — Die Stellung der evangel. Mission zur Sklavenfrage. 1,50 M.

F. M. Zahn. **Der überseeische Branntweinhandel.** Seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung. 0,50 M. — **Der westafrikanische Branntweinhandel.** 0,60 M. — **Handel und Mission.** 0,40 M.

Missionskarte der Erde. Nebst Begleitwort von **Dr. K. Heilmann.** 2. Aufl. 1 M. — **Missions-Wandkarte** von demselb. 5 M., aufgezeichnet mit Stäben 9 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Aborigines' Protection Society.

Von A. Merensky.

Diesen fremdartig klingenden Namen trägt eine englische Gesellschaft, die man in Deutschland wenig kennt, die aber im englischen Kolonialleben eine bedeutende Rolle spielt. Wie der Name es ausdrückt, hat sie es sich zur Aufgabe gestellt, die Ureinwohner der verschiedensten Länder zu beschützen, der Natur der Sache nach beschränkt sie aber ihre Thätigkeit fast ganz auf die englischen Kolonien, wo sie freilich auch hinreichende Arbeit in stets neuem Wechsel findet. Hervorgegangen ist die Gesellschaft aus einem Komitee, das im Jahre 1837 von dem Hause der Gemeinen eingesetzt worden war, um einige Fragen über Mißhandlung von Eingeborenen zu untersuchen. Ihr Begründer war Sir Thomas Fowell Buxton. Die Gesellschaft will zunächst die öffentliche Meinung zu gunsten der Eingeborenen beeinflussen, wenn nötig, richtet sie Eingaben an die Regierung, oder bringt Mißstände, die zu ihrer Kenntnis gekommen sind, im Parlament zur Sprache. Wie die Sache es erfordert, steht sie in direkter Verbindung mit den Kolonien, erhält von dort beständig Mitteilungen und ist auf diesem Wege ein Faktor geworden, mit dem nicht allein das Kolonialamt in London, sondern auch die Behörden in den Kolonien zu rechnen haben. Die Geschichte aller Kolonien weiß davon zu erzählen. Die A. P. S. hat im stillen Ozean den Raub und das Pressen von Eingeborenen zur Plantagenarbeit bekämpft, sie hat in den Kriegen der Engländer in Südafrika, Neuseeland und Westafrika begangenes Unrecht und verübte Grausamkeiten mutig gestraft. Das System der Verschiffung von indischen und chinesischen Kulis ist durch ihren Einfluß gesetzlich geordnet worden. 1871 kaufte sie selbst in der Nähe von Neufundland die Lennox-Insel und machte sie zur Zufluchtsstätte für einen von der Edwards-Insel vertriebenen Indianerhaufen. Im Dezember vorigen Jahres wurde eine Deputation der A. P. S. von dem Marquis of Ripon, dem Staatssekretär für die Kolonien, empfangen, die eine Petition übergab, in der alles wirkliche oder vermeintliche Unrecht dargelegt ist, was dem Matebelenkönig Lobengulu von der Ch. Company und ihren Beamten oder von Goldgräbern zugefügt sein soll. Bei der notorischen Raub- und Mordlust des Matebelenstammes mag das gesucht und überflüssig erscheinen. Aber es ist doch erfreulich, wahrzunehmen, daß auch in diesem Falle Ungerechtigkeiten und unnütze Grausamkeiten nicht unbeachtet bleiben, daß der „andere Teil", der selbst zum Schweigen verurteilt ist, durch gerechtigkeitsliebende Engländer zu Worte kommt. Und wenn der Gesellschaft auch hier und da direkte Fehler nachzuweisen sind, wie z. B. ihr Eintreten für die Freigebung des Sulukönigs Ketschwajo und für seine Rückkehr nach dem Sululande einer war, so ist sie doch ein beachtenswerter Mahner, gleichsam das personifizierte Gewissen des englischen Volkes gewesen, wie das von diesem auch wohl allgemein anerkannt wird. Lord Salisbury, der

Staatssekretär für Indien, äußerte sich 1875 in diesem Sinne wie folgt: „In allen Angelegenheiten, bei denen widerstreitende Interessen auszugleichen sind, muß die Thätigkeit einer solchen Gesellschaft wohlthätig wirken, denn sie verbreitet gesunde Grundsätze und stärkt die Hände der Behörden, die mit den streitenden Parteien zu thun haben." Auch die „Times" that einmal die Aeußerung, daß das Vorhandensein einer solchen „humanen" Gesellschaft im Interesse der Politik wünschenswert erscheint, selbst wenn für ihr Eintreten keine bestimmte Gelegenheit vorhanden ist.

In den Kolonien ist die genannte Vereinigung freilich nichts weniger als populär. Alle Maßregeln, die die heimische Regierung zum Schutze der Eingeborenen ergreift, alle Irrtümer, die dabei mit unterlaufen, werden der A. P. S. zur Last gelegt. Sie ist die Vertreterin einer Richtung im englischen Volke, die den Kolonisten, ja auch den Kolonialbehörden nur zu oft unbequem wird, sie wird verachtet, weil sie sich der verachteten Eingeborenen annimmt, und doch hat nicht nur England, sondern haben auch die Kolonien dem Einfluß der Gesellschaft viel zu danken. Die milde und gerechte Behandlungsweise der Eingeborenen, deren sich das englische Reich jetzt überall befleißigt, ist mit dem Einfluß dieser Macht zu danken. Fast möchten wir für Deutschland die Bildung einer gleichartigen Gesellschaft empfehlen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Engeborenen in den deutschen Kolonien nicht nur manchmal, sondern häufig nicht von Einzelnen, sondern von vielen unserer Landsleute, selbst Beamten, hart, roh, ja ungerecht behandelt worden sind, und daß dadurch die Gefahr vorhanden ist, daß die Eingeborenen sich mit unserer Herrschaft nicht aussöhnen, sondern ihr im tiefsten Innern feindlich gegenüber treten. Wir haben das Zutrauen zu dem Gerechtigkeitssinn des deutschen Volkes, daß die Mittel, solche Uebelstände zu beseitigen, sich werden finden lassen, wenn einmal die einschlagenden Thatsachen furchtlos und wahrheitsgetreu zur öffentlichen Kenntnis gelangen. Doch wozu eine neue Gesellschaft bilden für solchen Zweck? Die Aufgaben, welche sich der Evangelische Afrika-Verein gestellt hat, legen ihm die Pflicht auf, zum Schutz der Eingeborenen einzutreten, wo es nötig ist. Ein maßvolles, aber festes zielbewußtes Handeln in dieser Sache wird nur zum Heile unserer Kolonien sein.

Nach ihrem letzten Jahresbericht hatte die A. P. S. eine Jahreseinnahme von nur 7625 M., der eine Ausgabe von 7072 M. gegenübersteht. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß diese Posten in früheren Jahren erheblich überschritten worden sind, wenn auch manchmal für besondere Zwecke außergewöhnliche Sammlungen veranstaltet wurden. Ein Beweis dafür, daß feste Grundsätze und thatkräftiges Eintreten für eine gute Sache auch heute noch einer Gesellschaft ermöglichen, viel Gutes auszurichten auch ohne Aufwand von großen Geldmitteln. Möchte der Afrika-Verein bei der von ihm in die Hand genommenen Arbeit die gleiche Erfahrung machen!

Kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen in Deutsch-Ostafrika.

Von P. Müller.

Am Bußtage vor. J. hat der evangelische Oberkirchenrat zu Berlin in den ihm unterstellten Provinzen eine Kirchenkollekte einsammeln lassen zur Einrichtung evangelischer Pfarrämter in Deutsch-Ostafrika. Wir freuen uns von ganzem Herzen, daß endlich der Anfang gemacht ist, die dort sich aufhaltenden Glieder der evangelischen Kirche von der Heimatskirche aus und durch dieselbe mit dem Worte Gottes zu versorgen. Ja wir sind entschieden der Meinung, da es sich nicht um die Glieder einer bestimmten Landeskirche handelt, sondern sämtliche evangelische Landeskirchen des deutschen Reiches in Frage stehen, daß in und zu der Lösung dieser heiligen Pflicht sie sämtlich zusammengehen sollten. Wie nötig die geordnete Seelsorge im fremden Lande ist, hat sich aufs deutlichste gezeigt in Sansibar, als Insel und Stadt noch der Mittelpunkt unserer Unternehmungen in Deutsch-Ostafrika waren. Damals fiel es peinlich auf, daß die verschiedenen Religionsgenossenschaften ihre Stätte zum Gottesdienste hatten, und daß nur den evangelischen Deutschen eine solche fehlte. Mit den Fingern wiesen Katholiken, Mohammedaner und Heiden auf unsere deutschen Glaubensgenossen; denn es ist dort zu Lande jedem, auch dem Moslem gleich, welches Glaubens einer ist. Der aber, der keinen hat oder zu haben scheint, ist verächtlich.

Auf dem Festlande nun, an der Küste von Deutsch-Ostafrika findet ja seit Jahren regelmäßig an zwei Orten evangelischer Gottesdienst statt, in Dar-es-Salâm und in Tanga. Denn die „Evangelische Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika" (Berlin III) hat ihren Statuten entsprechend ihre Missionare angewiesen, den dortigen evangelischen Deutschen alle Wohlthaten und Dienste des geistlichen Amtes zu erweisen. Es liegt aber auf der Hand, daß es, um mit den Worten einer hochgestellten Person zu reden, „peinlich ist für die Beteiligten von einer Missionsgesellschaft Almosen anzunehmen" und daß es andererseits der letzteren nicht zugemutet werden kann, jahrein jahraus für diesen ihr doch sicherlich nicht zunächst liegenden Zweck so bedeutende Mittel aufzuwenden, wie sie es thatsächlich thut. Dabei wollen wir nicht verschweigen, daß für die betreffenden Missionare diese Seite ihrer Aufgabe nicht leicht und keineswegs angenehm ist. Geht doch mit wenigen rühmlichen Ausnahmen durchweg den Deutschen dort draußen das Verständnis für die Thätigkeit, das Amt und den Beruf des Missionars ab, dergestalt, daß sie es für unpassend erklären, wenn er auf dem Markte, also „frei öffentlich" den Schwarzen das Evangelium verkündigt.

Es ist ohne Zweifel überaus schwierig und wird langer, eingehender Ueberlegungen und Beratungen bedürfen, diese Angelegenheit wahrhaft weise zu regeln und damit die Gelder der eingesammelten

Kollekte zweckentsprechend zu verwenden. Fragen, wie die: soll in den beiden bedeutendsten Orten der deutsch-ostafrikanischen Küste, in Dar-es-Salâm und Tanga, wo die Zahl der evangelischen Deutschen am größten ist, je ein Pfarramt eingerichtet werden? Oder genügt vorläufig eins in einer der beiden Städte, wobei es sich nur um Dar-es-Salâm handeln kann? Würde in letzterem Falle ein einzelner Pastor bei der notorisch unregelmäßigen Dampferverbindung zwischen den einzelnen Küstenplätzen seine Aufgabe lösen können, ohne einen eigenen Dampfer zur Verfügung zu haben? Ist die Arbeit wirklich so groß, die seiner harrt, daß er in ihr volle Befriedigung finden kann? Ist es nicht vorzuziehen, bis auf weiteres mit der Missions-Gesellschaft Berlin III ein Abkommen dahin gehend zu treffen, daß sie gegen Erstattung der ihr aus dieser Arbeit erwachsenden Kosten dieselbe in der bisherigen Weise beibehält? — solche und ähnliche Fragen dürften nicht leichte Beantwortung finden und erheischen sie doch mit allem Ernste, und zwar möglichst bald. Das liegt auch im Interesse unserer ganzen kolonialen Bestrebungen. Denn nichts weiter kann die große Kluft zwischen dem weißen und dem schwarzen Manne, die von ersterem nur zu oft leider noch geflissentlich vertieft und vergrößert wird, überbrücken, als die Wahrheit, daß *ein* Gott der allmächtige Herr ist, von dem beide abhängen, vor dem auch beide sich beugen müssen. Nichts weiter kann dem weißen Manne den selbstsüchtigen Eigendünkel nehmen, daß er ein Wesen besonderer Klasse und also berechtigt sei, auf den Farbigen mit Verachtung herabzusehen, als die Erkenntnis und das Zugeständnis, daß der schwarze Mann gleich ihm erlösungsbedürftig nicht nur, sondern auch erlösungsfähig ist. Es wird soviel beklagt nnd getadelt, daß die „Afrikaander", die eingeborenen weißen Kapländer, die Herren Südafrikas in ihren farbigen Landsleuten nur „schepsels", d. h. nicht von Gott erschaffene Menschen, sondern vom Teufel geschaffene Wesen sehen. Es liegt aber, gelinde gesagt, die Gefahr mindestens nahe, daß auch unter uns Deutschen gewisse Kreise hier in der Heimat und in den Kolonien eben diese Stellung zu den Farbigen einnehmen, zu den Eingeborenen, denen von Haus aus und von Rechts wegen der Grund und Boden gehört.

Noch auf eins müssen wir hier hinweisen, was im engsten Zusammenhange hiermit steht. Nicht darf dies das Ideal sein, dem wir in unseren kolonialen Bestrebungen nachjagen, unsere farbigen Schutzbefohlenen zur Arbeit für die Deutschen, die in den Kolonien sich ansässig machen, zu erziehen. Das hieße im Grunde nichts Anderes, als sie ins Sklavenjoch zwingen. Vielmehr muß das höchste Anliegen der deutschen Schutzherrschaft das sein, unsere Schützlinge zur Arbeit für sich selbst zu erziehen, d. h. am letzten Ende sie zu selbständigen Völkern heranzubilden. So wird sich eine Herrschaft des deutschen Reiches anbahnen, nicht gegründet auf Pulver und Blei als Zwingherrschaft, die nur mit Widerwillen getragen und am liebsten bei der ersten besten Gelegenheit wieder abgeschüttelt

wird, sondern eine Herrschaft, in wahrem Sinne als Schutzherrschaft gegründet auf erwiesene Fürsorge und Wohlthaten, festgefügt durch die Dankbarkeit für erfahrenes Gute. Es ist durchaus kein Zweifel daran möglich, daß der Neger hierfür ein tiefes Verständnis und große Empfänglichkeit hat und es ließe sich leicht ein klassisches Beispiel von der Macht anführen, die so begründet werden kann. Wohl ist's gewiß, daß dieser Weg nur langsam zum Ziele führt, gleicherweise aber auch ist's gewiß, daß er kein Holzweg ist und uns will es bedünken, als zieme es sich für Deutschland, nur diesen Weg zu gehen.

Von unberechenbarer Bedeutung und Wirksamseit wird es aber hierbei sein, daß die evangelischen Deutschen erfüllt werden mit der Kraft des Evangeliums, welche allein imstande sein wird, alle die Hindernisse zu überwinden, die der Beseitigung der angeführten Schäden sich entgegenstellen und in den Weg treten werden. So sehen wir mit großer Spannung der Entscheidung der hohen Kirchenbehörde entgegen und wünschen nichts sehnlicher, als daß durch dieselbe dem armen dunkeln Erdteil ein rechter, segenerfüllter Dienst geschehen möge.

Mission.

In **Südwestafrika** hat die Rheinische Missionsgesellschaft (Barmen) ihr ausgedehntes Arbeitsfeld; die ersten Boten derselben — die ersten Missionare, die überhaupt von Barmen auszogen — faßten bereits im Jahre 1829 im westlichen Teil des Kaplandes (Stellenbosch) Fuß; Barmer Missionare drangen dann immer weiter nach Norden vor; im Jahre 1842 überschritten sie den Oranje-Fluß und ließen sich im Namaland nieder; 1844 gründete Hahn die Mission im Herero-Land; 1891 wurde das Ambo-Land am Kunene in Angriff genommen, wo bereits finnische Missionare einige Stationen angelegt hatten; es erstreckt sich demnach das Barmer afrikanische Missionsgebiet durch 16—17 Breitengrade (ca. 240 d. Meilen) hindurch.

Da uns hauptsächlich die Mission in deutschen Kolonien interessiert, mögen über das Kapland einige kurze Bemerkungen genügen. Die Barmer Gesellschaft ist ja nur eine von den vielen, die an der Evangelisierung dieser englischen Kolonien arbeiten; von deutschen Missionsgesellschaften kommen hier noch Berlin I und Brüdergemeine in Betracht. Man begegnet immer wieder dem Irrtum, als sei in der Kap-Kolonie die Missionsarbeit eigentlich schon so gut wie gethan. Thatsächlich sind aber von den 1150237 Farbigen, die in derselben wohnen, nur 392362 Christen, also etwa $^2/_3$ noch Heiden. (Census von 1891. Vergl. Warnecks Allg. Miss.-Z. 1894, S. 9.) Lehrreich ist ein Blick auf die Zahl der römischen Katholiken; nach dem Census beträgt dieselbe 17275; da sich aber unter denselben 14800 Weiße befinden, beläuft sich der Ertrag der römischen Mission unter den Farbigen innerhalb der Kap-Kolonie auf noch

nicht 3000 Seelen. Die Stationen der Rheinischen Missionsgesellschaft befinden sich im westlichen Teil der Kolonie; es sind deren 10, auf denen vielleicht 14000 Seelen gesammelt sind; die Gemeinden wachsen durch Heidentaufen noch stetig.

In Deutsch-Südwestafrika (Nama-, Herero-Land) arbeiten jetzt allein rheinische Missionare, nachdem sich bereits vor Jahrzehnten die Londoner und Wesleyaner zurückgezogen haben. So ist das ganze ausgedehnte Gebiet mit einem Netz von 19 Missionsstationen überzogen, auf denen augenblicklich 18 Missionare arbeiten; ca. 8000 Eingeborene sind in christlichen Gemeinden gesammelt. Daß, ganz abgesehen von der nächstliegenden Evangeliumsverkündigung, hier die Mission hervorragende Kulturerfolge zu verzeichneu hat, ist wiederholt durch Reisende (Dr. Schinz, Dr. Ludloff) lobend und rückhaltlos anerkannt worden. Im Namaland ist die südlichste Station Warmbad (Miss. Wandres), einst von den Londonern und Wesleyanern besetzt, seit den sechziger Jahren von den Barmern übernommen. Das große Warmbader Gebiet bedarf dringend einer zweiten Station, zumal gerade hier von Pella aus seitens der Römischen schon wiederholt Versuche gemacht worden sind, im Namaland eine Niederlassung zu gründen. Auch der Stamm der Veldschuhtrager hat wiederholt um einen Missionar gebeten; doch hat's bis jetzt noch immer an Kräften gefehlt. Nördlich von Warmbad liegen ungefähr in einer Breite Bethanien, Keetmannshoop und Rietfontein, letzteres unter dem 20. Längengrad, halb auf deutschem, halb auf englischem Gebiet. In der Nähe von Bethanien liegt bekanntlich die Niederlassung des Herrn Hermann — Kubub, die jüngst von Hendrik Witbooi zerstört worden ist. Bethanien ist die älteste rheinische Missionsstation im Namaland, einst von Kleinschmidt, dem besten Kenner der Namasprache, gegründet; es zählt gegenwärtig über 900 Christen. Auch auf Keetmannshoop, mit über 700 Gemeindegliedern, sind die Weißen vor Hendrik Witbooi, der seine Thätigkeit nach dem Süden verlegt hat, geflohen. Diese Station ist in letzter Zeit ganz besonders schwer heimgesucht worden, eine plötzlich herabkommende Wasserflut riß die Kirche und das Stationsgebäude ein; doch ist beides jetzt wieder aufgebaut worden. Hier werden auch junge Namachristen von dem Stationsmissionar Fenchel zu Missionsgehilfen ausgebildet.

Weiter nördlich kommen wir nach Berseba (Miss. Hegner) mit einer Christengemeinde von über 1000 Seelen; von Berseba aus wird jetzt auch die kleine Christengemeinde in dem nördlich davon gelegenen Gibeon bedient. Die Station Gibeon selbst, die Heimat des Hendrik Witbooi, hat des Krieges wegen aufgegeben werden müssen. Das gleiche Schicksal wie Gibeon hat leider vor 2 Jahren auch Hoachanas (nördlich davon) erleiden müssen; die Station war schließlich infolge der fortwährenden Unruhen gänzlich verlassen worden, der Missionar Judt hatte keine *Gemeinde mehr, doch ist die begründete Hoffnung vorhanden, daß bei einer Pacifierung des Landes* das Volk sich wieder sammeln wird.

Judt selbst übrigens, der jetzt in der Heimat weilt, wird hoffentlich im Laufe des Jahres noch nach Hoachanas zurückfahren können. Mit Rehoboth (884 Christen) nähern wir uns bereits der Grenze des Herero-Landes. Endlich liegt im äußersten Osten des Landes die noch junge Station Gochas, die aber im frischen Aufblühen begriffen ist. Der eigentliche Hafen von Nama-Land, Angra Pequena, ist von der Mission nicht besetzt, könnte auch schwerlich als passender Platz für eine Missionsstation in Betracht kommen; es wäre aber sehr zu wünschen, daß hier eine anderweitige seelsorgerliche Bedienung, auch für die Weißen am Platze, beschafft werden könnte. Dagegen ist die Walfischbai, der Haupteingangshafen für das Herero-Land, von einem Barmer Missionar besetzt.

Im Herero-Lande ist die älteste Barmer Missionsstation Otyikango, wo einst Dr. H. Hahn*), der Gründer der Herero-Mission, vor 50 Jahren sich niederließ und die ersten Pionier-Arbeiten that, jetzt Filial von Okahandja (715 Christen, Miss. Diehl und Viehe). Okahandja war lange Zeit insofern der Mittelpunkt des Herero-Landes, als hier der mächtigste Häuptling, der verstorbene Maharero, seinen Sitz hatte; hier befindet sich jetzt auch das Seminar zur Ausbildung eingeborener Gehilfen, ein neues, schönes, massives Gebäude, das sog. Augustineum, das wesentlich mit durch die Munificenz einer deutschen Fürstin unterhalten wird. Diese Anstalt, die für die ganze Herero-Mission von großem Segen ist, befand sich bis vor kurzem in Otyimbinque (655 Christen, Miss. Meyer), wo der heimgegangene Dr. Büttner von 1873 bis 1880, nach ihm Brincker, einer der hervorragendsten Kenner des Otyiherero und verwandter Dialekte, an derselben gearbeitet haben. Die Anstalt, jetzt wie gesagt nach Okahandja verlegt, steht augenblicklich unter Leitung des Missionars Viehe. Auch Otyosazu (Miss. Ule, 332 Gemeindeglieder) liegt in der Nähe. Von hier aus hat sich der Barmer Mission in den letzten Jahren nach Osten zu eine neue Thür aufgethan zu den, den Ovaherero nahe verwandten Ovabanderu, im Gebiet des Nosoe, wo Missionar Lang vor ca. 1½ Jahren eine neue Station Otyihaënena anlegen konnte. Die Leute in dieser Gegend hatten schon lange um einen Missionar gebeten, doch machten die durch Witbooi hervorgerufenen Unruhen eine frühere Inangriffnahme der Arbeit dort unmöglich. Im Thal des sog. Omaruru treffen wir auf die 3 Stationen Okombahe (Miss. Schaar, 300 Christen), Omaruru (402 Christen) und Omburo (Miss. Bernsmann, ca. 150 Christen). Von diesen Stationen ist Omaruru augenblicklich ohne Missionar, derselbe (Miss. Dannert) ist auf Urlaub in der Heimat, wird aber noch im Laufe des Sommers zurückkehren. Okombahe ist erst vor einigen Jahren wieder als Station besetzt worden, nachdem es längere Zeit aufgegeben war; um so erfreulicher ist es, daß gerade hier die Arbeit in ganz besonderem *Maße schöne* Früchte zu haben scheint, be-

*) Jetzt P. in Paarl (Kap-Kolonie).

sonders unter den armen, geknechteten Bergdamra, die in größerer Anzahl auf dem Platze wohnen, als die Ovaherero. Ueberhaupt geht die Arbeit unter den Bergdamra, diesen Aermsten der Armen, die in letzter Zeit wieder mit größerer Energie aufgenommen worden ist, in erfreulicher Weise voran. Nicht nur, daß sich auf fast allen Stationen kleinere Bergdamragemeinden befinden, sondern es ist dem Missionar Kremer im vergangenen Jahre auch gelungen, im Norden des Landes eine eigene Bergdamrastation Otyimbuima zu gründen, welche einen Sammelpunkt der allenthalben zerstreuten Bergdamra zu bilden berufen sein wird. Nur scheint leider die neu gegründete Station nicht ganz an der geeigneten Stelle zu liegen; sie wird wahrscheinlich noch verlegt werden müssen, um ihre Aufgabe besser erfüllen zu können. Am weitesten nördlich liegen endlich die beiden Stationen Franzfontein (Miss. Riechmann, ca. 150 Christen) und Otyozondjupa (Miss. Eich, 67 Christen). Beide sind noch jüngeren Datums. In Franzfontein hat es die Mission mit einem Namastamm zu thun, den sog. Zwartbooïs, unter denen in alten Zeiten eine fruchtbare Mission getrieben wurde (durch Miss. Kleinschmidt). Durch die fortwährenden Kriege zwischen Ovaherero und Nama verwahrloste aber dieser Stamm vollkommen und blieb deshalb jahrelang ohne Missionar, bis er sich endlich wieder im Norden des Herero-Landes niederließ, so daß seiner Bitte, wieder einen Missionar zu erhalten, vor etwas mehr als Jahresfrist gewillfahrt werden konnte. So ist denn hier jetzt ein schöner, verheißungsvoller Anfang gemacht, die Leute wieder um das Christentum zu sammeln. Otyozondjupa war früher schon einmal Missionsstation, hat aber aufgegeben werden müssen. Vor zwei Jahren konnte indes die Arbeit, die zu guten Hoffnungen berechtigt, wieder aufgenommen werden.

Wenn man die Gesamtlage der Missionsarbeit in Deutsch-Südwest-Afrika betrachtet, so hat man alle Ursache hell zu danken und freudig in die Zukunft zu schauen. Die Aussichten, daß die Eingeborenen immer mehr für das Evangelium gewonnen werden, sind keineswegs gering. Im Gegenteil dürfen wir hoffen, daß gerade jetzt, wenn durch das Dazwischenkommen der deutschen Regierung den endlosen Kriegen zwischen den Nama und den Ovaherero ein Ende gemacht und auch den geknechteten Bergdamra ihr Recht und ihre Freiheit werden wird, das Evangelium nur desto besser und williger den Sieg im ganzen Lande davontragen wird. Jedenfalls sind das Verlangen nach Gottes Wort und die Bitten um Lehrer noch nie so hervorgetreten, wie gerade jetzt. In den letzten 5 Jahren sind eine ganze Reihe junger, neuer Brüder nach Deutsch-Südwest-Afrika geschickt worden, neue Stationen sind, wie oben gesagt, gegründet, verlassene wieder besetzt worden und neue Thüren thuen sich noch fortwährend auf.

Eine neue Aufgabe ist jetzt den Missionaren gestellt, nämlich unter den neuen Verhältnissen und gegenüber den ins Land immer mehr einströmenden holländischen und deutschen Ansiedlern den Ein-

geborenen behilflich zu sein, daß sie sich in den veränderten Umständen zurecht finden, und daß sie ihre Selbständigkeit und ihren Landbesitz nicht vollends verlieren. Die Mission hat sich bis jetzt in diesem Teil Afrikas durchaus als eine Segensmacht erwiesen und wird es mit Gottes Hilfe ferner thun. Zu bemerken ist noch, daß gerade jetzt der Leiter der Barmer Mission, Dr. Schreiber, sich auf der Reise nach Afrika befindet, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen und die Arbeit zu inspizieren. Er wird seine Reise bis nach Omaruru hin ausdehnen.

Endlich ist nun seit einigen Jahren die Barmer Mission mit ihrer Arbeit noch weiter nach Norden hin vorgedrungen zu den Ovambo. Es war ursprünglich die Absicht, bei dem Stamm der Ongandjera, die noch innerhalb des deutschen Schutzgebietes wohnen, zu beginnen. Allein die Thüren waren verschlossen und die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die ersten Missionsstationen unter dem Stamm der Ovakuanjama angelegt wurden, Ovakuanjama liegt aber jenseits des deutschen auf portugiesischem Gebiet. Die Mission steht dort noch in den ersten Anfängen und zählt 2 Stationen mit 2 Missionaren; ein dritter Missionar ist auf dem Wege dorthin. — Auf deutschem Gebiet haben dagegen seit 20 Jahren finnische Missionare mit nicht geringem Erfolg unter dem Ovambostamm der Ondonga gearbeitet und auf 3 Stationen etwa 200 Christen gesammelt.

P. Kriele.

In dem deutschen Schutzgebiete **Togoland** liegt ein Teil der Stationen der Norddeutschen (Bremer) Missionsgesellschaft, der andere größere Teil liegt westlich davon in dem Lande hinter der englischen Goldküste. Ist Togoland auch wohl die fruchtbarste deutsch-afrikanische Besitzung, so gehört es mit seiner Nachbarschaft doch zu den ungesundesten Teilen von ganz Afrika. So hat denn dies Arbeitsfeld von der genannten Missionsgesellschaft große Opfer an Arbeitskräften gefordert. Von den seither ausgesandten 71 Männern und 39 Frauen sind 36 bzw. 18 gestorben und 29 bzw. 14 meist krank zur Rückkehr in die Heimat genötigt worden. Schon vor fast 50 Jahren, nämlich 1847, wurden die ersten 4 Missionare von Hamburg aus zur Missionsarbeit unter dem zu den **Ewe**-Stämmen gehörenden Volke dieser Gegend entsendet. Denn Hamburg war der ursprüngliche Sitz der Norddeutschen Missionsgesellschaft, die erst im J. 1850 nach Bremen übersiedelte. Acht lange Jahre hindurch wurde zunächst die Geduld der Brüder auf eine schwere Probe gestellt und 7 Missionare nebst einem Kinde mußten erst als kostbare „Saat der Mohren" dem Grabe übergeben werden, ehe die ersten Früchte der sauren Arbeit gezeitigt wurden. Da endlich konnte Missionar Schlegel am Palmsonntage 1855 zum ersten Male ein Tauffest feiern, dem bald darauf am 12. Juli ein zweites folgte. So war mit 8 Christen der Grund zu einer Gemeinde gelegt, zu der aber erst ein Angehöriger des Evevolkes selbst gehörte. Erfreulich breitete sich jetzt die Missionsthätigkeit aus, so daß im Jahre 1859 nach der zuerst angelegten Station Keta drei

weitere Stationen gegründet waren. Leider aber machten es der Aſantekrieg 1869 und ein Vergeltungszug der Engländer 1874 nötig, die Arbeit auf 2 Stationen wieder einzuſtellen. Selbſtverſtändlich litt dadurch das Wachstum der Chriſtengemeinde ſchweren Schaden. Nach dieſer Zeit der Hinderniſſe und Störungen konnte nun jedoch das Werk der Miſſion mit Eifer und nicht ohne Erfolg weiter getrieben werden, ſo daß es, — ſowohl was die Zahl der Stationen als auch der Gemeindeglieder angeht, — ſehr zugenommen hat. Die frühere Zahl der Hauptſtationen iſt freilich noch nicht wieder erreicht, aber jede der 3 beſtehenden Keta, Ho und Amedſchovhe iſt von einem lieblichen Kranze — im ganzen ſind es 20 — kleiner Außenſtationen umgeben. Das ſind ſolche Arbeitsſtätten, an denen eingeborene Arbeiter thätig ſind, die von den europäiſchen Miſſionaren nur je und dann beſucht und beſichtigt werden. In bezug aber auf das Wachstum der Gemeinden leſen wir in dem Jahresbericht: „Viele Jahre hindurch iſt es wohl vorwärts gegangen, aber man bemerkte es kaum. Allein endlich iſt es anders geworden. Seit einigen Jahren tröpfelt es nicht mehr, ſondern der Segen fängt reichlicher an zu fließen.“ So hat denn am Schluſſe des Jahres 1892 die chriſtliche Gemeinde auf dieſem Miſſionsfelde die Zahl 1082 erreicht und auch das letzte Jahr wird eine anſehnliche Vermehrung gebracht haben, da am Anfang desſelben ſich 173 Erwachſene im Taufunterrichte befanden. Der Zuſtand der einzelnen Gemeinden iſt, wie wir aus dem Jahresberichte, der in evangeliſcher Nüchternheit gehalten iſt und auch hier und da aufgetretene Schäden nicht verſchweigt, entnehmen, im ganzen und großen ein erfreulicher, was ſich auch darin zeigt, daß die 2 M. jährlich betragende Gemeindeabgabe, welche die Kommunikanten zu leiſten haben, durchweg gern und willig bezahlt wird. Neben der Predigt in den ſonntäglichen Gottesdienſten iſt es beſonders die Schule, welche das Volk zur Annahme des Evangeliums führt und durch welche in dem jungen Geſchlecht die Saat zu einer Umgeſtaltung des Volkslebens, die ſo nötig iſt, gelegt wird; man braucht ja nur an die Vielweiberei zu denken. Betrübend iſt in dieſem Stücke nur, daß die römiſch-katholiſche Miſſion der evangel. Konkurrenz machen zu wollen ſcheint. Denn nachdem ſchon früher Miſſionare aus dem afrikaniſchen Seminar in Lyon in der Nähe von Keta ganz grundlos eine Station begonnen haben, haben ſich im Herbſte 1892 deutſch-römiſche Miſſionare aus der Miſſionsanſtalt Steyl in Holland in Lome an der deutſchen Küſte niedergelaſſen und nach einer Notiz im „Deutſchen Kolonialblatt“, S. 52, am 24. Mai v. Js. ſchon den Grundſtein zu einer dritten Station in Togo gelegt; die zweite liegt in Adjido. Da es „der katholiſchen Miſſion mehr darum zu thun iſt, geiſtig wie religiös die Heiden abzurichten, als ſie zu bilden und zu erziehen, ſo wird ſie dem unverſtändigen Verlangen der Neger nachgeben, etwas Engliſch oder etwas Deutſch zu lernen und ihnen gerade ſo viel beibringen, als ſie für das praktiſche Leben brauchen.“ So iſt es möglich, daß die Konkurrenz der Katholiken nicht erfolglos iſt; denn die evange-

lische Mission wird nicht von dem Grundsatz lassen können: „Wenn man für die Bildung eines Volkes nicht die eigene Sprache zu grunde legt, so verdirbt man es", und es unterliegt keinem Zweifel, daß „auf die Dauer ein einfach, aber gründlich gebildetes Volk doch den für den augenblicklichen Nutzen zugerichteten, mit einer Scheinbildung ausgerüsteten Halbgebildeten überlegen sein wird." Die Norddeutsche Missionsgesellschaft trägt sich, durch die Not gedrängt, mit dem Plane, in Togo, unweit der Ostgrenze von Togoland, eine neue Station anzulegen. Wir wünschen und hoffen, daß ihr die dazu nötigen 75000 M. neben der Deckung ihres Defizits zufließen, so daß sie nicht an eine Beschränkung ihrer Arbeit denken braucht; wir wünschen ihren Arbeitern und der Christengemeinde draußen reichliche Erfahrung des Schutzes unsers Gottes und Geduldskraft in der Trübsal, auch Wachstum im Innern unter der augenblicklich sich regenden Verfolgung, und den kranken und schwachen Rüstzeugen der Gnade Gottes hier in der Heimat wünschen wir ein gesegnetes Ausruhen von des Tages Last und Hitze. P. Müller.

Afrikanische Nachrichten.

Von P. Müller.

In einer Extra-Nummer vom 6. Februar bringt soeben das „Deutsche Kolonialblatt" den amtlichen Bericht **„über die Unruhen in Kamerun"**, welcher leider die bereits durch die Tagesblätter gegangenen Mitteilungen englischer Blätter bestätigt. Wir beschränken uns für jetzt darauf die Thatsache festzulegen, daß der stellvertretende Gouverneur Leist durch eine über Frauen, deren Männer zur Polizeitruppe gehörten, verhängte Prügelstrafe eine große Erbitterung gegen sich herbeigeführt hat. Infolge dessen haben 100 Mann der Truppe gemeutert. Sie wollten sich damit nur an dem stellvertretenden Gouverneur rächen und so auch die Eingeborenen samt den Händlern nicht belästigen. Selbst letztere haben ihnen Glauben geschenkt und erst nach einer Aufforderung des stellvertretenden Gouverneurs, der ihnen mitteilte, daß er ihr Leben und Eigentum nicht schützen könne, sich an Bord eines Dampfers begeben. Als dann später die deutschen Beamten und Offiziere sich auf deutsche Schiffe zurückzogen, flohen auch die Eingeborenen trotz der Erklärung der Meuterer, es solle ihnen kein Leids geschehen. Daß erst nach hitzigem Gefechte die Empörer überwältigt wurden, und daß ihnen das meiste Kriegsgerät, welches in ihre Hände gefallen war, wieder abgenommen wurde, wissen wir bereits aus der in Nr. 1 Seite 13 mitgeteilten Regierungsdepesche.

In Ndobe am Meme-Fluß nördlich vom Kamerungebirge soll der Zollbeamte Späte eine Regierungsstation anlegen. Er hat sich am 16. November v. J. an seinen Bestimmungsort begeben mit einer Instruktion, aus der wir hervorheben: Der Stationschef erhält die Befugnisse eines Richters in der ersten Instanz, sowie die

Disziplinargewalt über das Stationspersonal. Wörtlich heißt es in der Instruktion: „Der Zweck der richterlichen Thätigkeit besteht in der Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens, nicht in der Aufregung der Gemüter der Eingeborenen. Die Strafen sollen erzieherisch wirken und dürfen deshalb nicht zu hart sein. Auf Prügelstrafe ist in der Regel nicht zu erkennen. Die Zahlungsfristen säumiger Schuldner sind nicht zu kurz zu bemessen. Die Gebräuche der Eingeborenen sind, soweit sie nicht gegen die guten Sitten verstoßen, zu beachten." Sonst macht die Instruktion nebenbei auch den Eindruck, daß nach dem Grundsatz quod non in actis non est in mundo auch in den Kolonien das papierne Zeitalter möglichst schnell herbeigeführt werden soll.

Es fiel im Dezember v. J. peinlich auf, weil zwischen Deutschland und Frankreich über die endgiltige Abgrenzung der betreffenden Gebiete, die jetzt ihrem Abschluß nahe ist, verhandelt wurde, daß die französische Regierung Verträge veröffentlichte, welche G. Maistre auf seinem Zuge von den Ubangi am Congo zum Schari, der in den Tsad-See mündet, bis zur Grenze von Adamaua abgeschlossen hatte. Noch peinlicher berührt das jetzt, weil G. Maistre in seinem Berichte an den „Temps" vom 24. Mai 1893 mitteilt, er sei zu Laï am Logone, einem Nebenfluß der Schari, fast gezwungen worden zur Beteiligung an einem Feldzuge. Er sei, ohne den feindlichen Ort angegriffen zu haben, mit den Leuten von Laï umgekehrt, dann aber seinerseits von den Feinden angegriffen, deren er trotz der Einäscherung ihres Dorfes nicht Herr geworden sei. Vielmehr habe er, stets von Reitern und Fußvolk fast umringt, den Logone überschritten. Offenbar war er froh, als ihm dies gelungen und er am 17. Januar 1893 mit seiner Karawane die Grenze von Adamaua erreichte. Wieviel Wert soll man da den französischerseits amtlich publizierten Verträgen beimessen?

Im **Congo**staate haben die Belgier einen Angriff der Araber bei Kassongo zurückgeschlagen, obgleich letztere, vgl. die Nachricht in Heft 1 Seite 15, durch Rumalisa bedeutende Unterstützung erhalten hatten. Der Major Ponthier ist freilich am fünften Tage nach der Schlacht seinen Wunden erlegen, indes dürfte nunmehr doch der entscheidende Schlag gegen die Araber geführt und in diesen Gegenden es mit ihrer Herrschaft am Ende sein.

Aus **Südwest-Afrika** kommt nach so vielen Hiobsposten endlich eine etwas erfreuliche Nachricht. Am 1. Januar hat Major von François beim Gansberg, 20 km westlich von Hendrik Witboois ehemaliger Feste Hoornkrans, die Witbooischen geschlagen und ihnen große Verluste beigebracht. Hendrik selbst hat nach dem Wortlaut des Telegramms nicht am Kampfe teilgenommen. Er ist weder gefangen, noch tot, noch auch nur in die Enge getrieben, sondern kann im Süden von Großnamaland immer weiter Beute machen und sich so für den Verlust, den die Seinen am Gansberge erlitten haben, reichlich entschädigen und trösten.

Nach einem am 2. Januar an die „Nordd. Allg. Ztg." aus Südwest-Afrika abgesandten Briefe will eine größere Anzahl von Buren, entgegen dem Verbote der deutschen Regierung, doch ins Damara-Land ziehen und eine Anzahl als Kundschafter vorausgesandter Wagen befindet sich sogar schon dort. Wir wünschen der deutschen Behörde jedenfalls die sehr nötige Weisheit, diese Angelegenheit richtig zu behandeln. Denn sie wird ganz auf sich angewiesen sein, da der Oranje-Freistaat und Transvaal durchaus nichts thun können, um die Buren am „Trekken" zu hindern. Dieselben reisen und ziehen eben so, daß sie niemand kontrollieren kann.

Der Minister des **Kaplands**, C. Rhodes, hat am 6. Januar vor einer auserwählten Versammlung in Kapstadt ein ausführliches Programm über die südafrikanischen Verhältnisse dargelegt. Er stellt dabei zwar den Zusammenhang mit England voran, aber nur als Staffage; denn seine Wünsche zielen dahin, nach dem Muster der amerikanischen Union eine solche in Südafrika herzustellen und dies Bundesreich bis zum Tanganika auszudehnen.

In der **Swasilandfrage**, die gegenwärtig zwischen England und der südafrikanischen Republik lebhaft erörtert wird, bietet sich uns wieder das wunderbare Bild, daß zwei christliche Mächte darüber verhandeln, welcher von beiden ein afrikanisches Land und Volk zufallen soll, ohne daß es einer von ihnen gehörte, ohne daß es seine Selbständigkeit aufgegeben hätte, und ohne daß es an den geführten Verhandlungen teilnähme. Das Swasivolk ist 80—100 000 Seelen stark und ist höchst tapfer und kriegerisch. Es ist ein edles Volk, den Sulu nahe verwandt. Dem Versuch Englands, dem Volke noch etwas von eigener Jurisdiktion zu sichern für den Fall, daß das Land der Transvaal-Republik einverleibt wird, stehen wir deshalb sympathisch gegenüber.

In **Matebeleland** ist zwar Lobengulu noch frei und zeigt auch gar keine Neigung, von dem Anerbieten des Oberkommissars Sir Henry Loch Gebrauch zu machen. Danach soll, wenn er sich unterwirft, sein Leben geschont und ihm südlich des Oranjeflusses ein angemessenes Stück Land zugewiesen werden. Trotzdem aber nehmen die Engländer Lobengulus Land in Verwaltung und sorgen für geordnete Zustände. Gegen unbotmäßige Leute ist man streng, friedliche siedelt man in Ortschaften an und läßt sie Landbau treiben, denn die Bevölkerung des Landes hat sich bereits unterworfen, die Männer kehren in die Dörfer zurück, liefern die Feuerwaffen aus und bestellen die Felder. Während so des Königs alte Residenz Buluwayo ein neuer Mittelpunkt eingeborener Ansiedler wird, wird er selbst im Norden davon von Oberst Gould Adams unausgesetzt verfolgt. Dabei kommt letzterem das Versprechen des Königs vom Barotse-Reiche zu statten, die Matebele am Ueberschreiten des Sambesi zu hindern. Darum sind denn die „Freiwilligen", d. h. die europäischen Soldaten der Ch. Companie zum Teil schon entlassen.

In seiner Nr. 3 giebt das „Deutsche Kolonialblatt" einen Auszug wieder aus einem Berichte des Kompagnieführers Ramsay an den Gouverneur von **Deutsch-Ostafrika**, Freiherrn von Schele.

Nach demselben hat er bei Behobeho über eine 500—600 Mann starke Schar von Lihuhu und Mafiti einen so entscheidenden Sieg davongetragen, daß er ihren Plan vollständig vereitelt hat. Dieselben befanden sich nämlich auf einem Raubzug in die Landschaft Usaramo, dem Hinterlande von Dar-es-Salâm, und hatten am Mhatzesee, in dem die Wasaramo und Rufidjileute zu fischen pflegen, bereits ein Fischerlager überfallen und dabei viele Leute gefangen. Letztere sind allem Anscheine nach während des Kampfes entkommen bis auf einen, der gefallen ist. Die Verluste der Lihuhu und Mafiti können nicht genau angegeben werden, sind aber auf keinen Fall unbedeutend. Die Brauchbarkeit der farbigen Soldaten hat sich übrigens in diesem Kampfe glänzend bewährt, denn sie „haben sich durchweg sehr gut benommen; die Feuerdisziplin war selbst in einigen sehr kritischen Momenten eine gute."

Die Expedition des Chef Langheld, welche am 1. Februar nach den Abmachungen mit der Ausführungskommission des Antisklavereikomitees, das sich am 1. April d. J. aufzulösen beschlossen hat, an das Reich übergegangen ist, hat wichtige Erfolge erreicht. Chef Langheld ist bis zum Albert-Edward-See vorgedrungen. Er hat gegen den Sultan Antali von Nkole, der ihn angriff, siegreiche Kämpfe geführt. In der Landschaft Karagwe hat er mehrere Sklavenhändler aufgehoben und eine Anzahl Sklaven befreit, welche er teils in ihre Heimat sandte, teils auf der Station Bukoba am Viktoria-Njansa in Sicherheit brachte. Zur Sicherung des an der Nordwestgrenze unseres Schutzgebietes hergestellten Friedens und des Verkehrs nach Unjoro und dem Hinterlande des Albert-Edward-Sees, der bereits einen lebhaften Karawanenverkehr aus jenen Gegenden nach dem deutschen Gebiete hervorgerufen hat, hat Langheld die feste Station Fort Malepartus angelegt. Er selbst ist wieder in Muansa am Südufer des Viktoria-Njansa eingetroffen.

In **Uganda** haben im August-September vor. J. wiederum Kämpfe stattgefunden zwischen den Engländern und Protestanten einerseits und den Mohammedanern andererseits. Veranlaßt wurden dieselben dadurch, daß die von Sir Gerald Portal vertriebenen Mohammedaner zurückkehrten und ihren früheren Landbesitz mit Gewalt wieder einnehmen wollten. In dem Kampfe unterlagen die Mohammedaner; ihre Hauptanführer flohen, die übrigen haben sich nach den Weisungen des englischen Residenten Macdonald unter die ansässige Bevölkerung der Protestanten und Katholiken zerstreut und bilden also keine weitere Gefahr mehr. Indessen ist der Distrikt Katambula den Mohammedanern verblieben, die sich am Aufstande nicht beteiligt haben. — Dabei sei berichtet, daß der vielgenannte englische Spezial-Kommissar für Uganda, Sir Gerald Portal, am 25. Januar im Alter von 35 Jahren unerwartet an den Folgen der Malaria gestorben ist. Seinen Bericht über Uganda hat er glücklicherweise beendet. Durch denselben, der fürs englische Parlament abgefaßt ist, wird er ohne Zweifel dem Lande noch jetzt nach seinem Tode einen großen Dienst leisten.

Der Chedive von **Aegypten** hat sich auf einer Reise nach dem Süden gemüßigt gesehen, die englischen Offiziere und die von ihnen geleitete ägyptische Armee zu tadeln. Er hat das schleunigst widerrufen und dadurch wieder gut machen müssen, daß er in einem Tagesbefehl die ägyptische Armee und die in ihr dienenden britischen Offiziere lobt. Frankreich, das ihn zuerst zu seinem Tadel gereizt hatte, hat ihn nachher gänzlich im Stich gelassen. Der Chedive wird jedenfalls nun ganz artig sein müssen, sonst könnte leicht der Fall eintreten, daß ihm England den Laufpaß giebt, denn dies ist nun einmal der Ansicht, daß der Chedive für Aegypten, nicht aber Aegypten für den Chedive da ist.

Die Einnahme von **Timbuktu** macht den Franzosen manche Not. Von geringem Belang ist, daß man zur Zeit noch nicht weiß, ob die Landarmee oder die Marine die Besetzung vorgenommen hat. Aber die Stadt gilt bei den Mohammedanern als heilig und diese haben sich bisher stets entschieden gegen das Eindringen der Franzosen in dieselbe gewehrt. Sollten nun die Tuaregs, die bei ihren vielen weit auseinander wohnenden Gruppen auch ganz verschiedene Wirtschafts- und Handelsgebiete haben, sich aus diesem Anlaß der Verletzung ihrer heiligen Stadt zusammenschließen, so wird Frankreich eine schwere Aufgabe haben.*) Und davor fürchtet man sich sehr, trotzdem Timbuktu der wichtigste Handelsplatz des südlichen Sudan ist. Daher wird man bestrebt sein, die Angelegenheit in möglichst friedliche Bahnen zu lenken.

Angesichts dieser Fatalität wird in Frankreich die Freude und die Genugthuung um so größer sein darüber, daß der **Dahomehkrieg** endlich nach 2 Jahren siegreich beendet ist. Denn König Behanzin, von allen Hilfsmitteln entblößt, von seinem Volke verlassen, hat sich den Franzosen auf Gnade und Ungnade ergeben. Letztere hatten vorher noch den Guthilli, einen Sohn des verstorbenen Königs Glegle, zum Könige wählen lassen. — Ob sie nun den in seiner neuen Würde lassen, oder den Behanzin wieder einsetzen, weil er der rechtmäßige König ist, muß man abwarten. In Uganda hat man jedenfalls stets wieder, so oft man's auch anders machen wollte, den Nachfolger Mtesas, Muanga auf den Thron setzen müssen. Gekostet hat übrigens dieser Feldzug 30 Millionen Franks, wobei vorauszusehen ist, daß die schließliche Abrechnung noch manche Million mehr aufweisen wird.

Vereins-Nachrichten.

Am 8. Januar hat in Koblenz die erste **Provinzial-Versammlung** des **„Rheinischen Verbandes des Evangelischen Afrika-Vereins"** stattgefunden. Dieselbe war sehr zahlreich besucht und hat einschließlich der unter großer Beteiligung abgehaltenen öffentlichen Abendversammlung einen durchaus befriedigenden Verlauf genommen. Deshalb geben wir uns der Hoffnung hin, daß die ganze Zusammenkunft unsern Bestrebungen selbst bis über die Grenzen des Rheinlandes hinaus förderlich sein wird. — Aus den lebhaften und eingehenden Verhandlungen heben wir um des beschränkten Raumes willen nur einiges hervor. Die Zahl der Mitglieder des aus 77 Lokal-Vereinen

*) Soeben kommt bereits die Nachricht, daß die Tuaregs einen erfolgreichen Ueberfall auf die Franzosen gemacht haben, bei dem auch der Oberst Bonnier getötet ist.

sich zusammensetzenden Rheinischen Verbandes beträgt zur Zeit 831, wird jedoch, nach Abschluß der ausgegebenen Listen, wenigstens annähernd sich auf 1000 belaufen. — Auf grund einer Reihe von Leitsätzen hielt im weiteren Herr Divisionspfarrer Fabarius ein Referat über die Organisation des Verbandes und seine Stellung zum Hauptvorstande des Evangelischen Afrika-Vereins, über dessen Stellung zur Mission, seine Ziele und die Mittel und Wege, dieselben zu erreichen. Die Versammlung erklärte sich im großen und ganzen mit den Ausführungen einverstanden. Indes wurden einige Stimmen laut, welche die Befürchtung aussprachen, der Evangel. Afrika-Verein werde durch Eindringen in die alten Missionskreise den Missionsgesellschaften eher schaden als nützen, und auch solche, die energisch seitens des Rheinischen Verbandes eine, wenn nicht ausschließliche, so doch wenigstens besondere Unterstützung der Rheinischen (Barmer) Missionsgesellschaft befürworteten. Während jene Befürchtung durch Thatsachen widerlegt wurde, trug man diesem Wunsche dadurch Rechnung, daß die Versammlung den anwesenden Missions-Inspektor Schreiber beauftragte, auf seiner Reise durch Deutsch-Südwest-Afrika, sich auch darüber zu orientieren, was in diesem Missions-Gebiete dem Evangel. Afrika-Verein an Aufgaben erwachsen sei. —

Der **Hauptvorstand** des Evangel. Afrika-Vereins in Berlin hatte am 19. Januar eine Sitzung, in welcher ihn vor allem die Anstellung eines Generalsekretärs beschäftigte. Notwendig war dieselbe geworden einerseits durch den Tod des Dr. Büttner, der die Schriftleitung des Vereinsblattes „Afrika" hatte übernehmen wollen, andererseits dadurch, daß der bisherige Schriftführer Herr Regierungsrat Steinhausen sich für außerstande erklärt hatte, neben seinem Amte die Geschäfte des Vereins so zu führen, wie es die Förderung und die Ausbreitung desselben dringend erfordert. Es wurde daher Pastor Müller provisorisch als Generalsekretär angestellt, der während der Afrikareise des Inspektors der ostafrikanischen Missions-Gesellschaft diesen vertreten und sich also bereits mit afrikanische Angelegenheiten beschäftigt und vertraut gemacht hat. Der Hauptvorstand hat die Hoffnung, daß er durch solchen Beschluß am ersten dazu kommen wird, mit der Ausführung der Ziele des Vereins einen Anfang machen zu können. Diese bestehen, wie in der Sitzung ausdrücklich hervorgehoben wurde, nicht darin, einer einzelnen Missions-Gesellschaft, etwa Berlin III, Hilfsmittel zuzuführen. Vielmehr will der Verein, wo nur in unsern afrikanischen Kolonien etwas derart zu thun ist, was nach D. Warnecks Vorgang „Humanitätsmission" genannt wird, sich diesen Aufgaben entweder selbst unterziehen, oder der betreffenden Missions-Gesellschaft zur Lösung derselben die Mittel gewähren. Von der Aufstellung eines bestimmten einzelnen Zieles wurde aus demselben Grunde Abstand genommen, der auf der Provinzial-Versammlung von Herrn Gen.-Superint. D. Braun dagegen geltend gemacht wurde, daß es nämlich geschäftlich unmöglich sei, die Unterstützung eines Werkes zu beschließen, über das die Akten noch nicht vorliegen. Indes bezeichnete es der Hauptvorstand als seinen Wunsch, möglichst bald sowohl nach Deutsch-Südwest-Afrika als auch ins Kondeland am Nyassa-See, also ins Gebiet der Barmer und der alten Berliner Missions-Gesellschaft einen Arzt entsenden zu können. — Von der Beratung über das Verhältnis zwischen dem Hauptvorstand und den Zweigvereinen mußte abgesehen werden, weil dazu die Anwesenheit des durch einen Unfall ans Krankenbett gefesselten Regierungsrat Steinhausen für nötig erachtet wurde. — Schließlich wurde bestimmt, daß die Quittung über Jahresbeiträge und sonstige Gaben an den Verein zum ersten Male im Jahresbericht gegeben werden soll, der mit dem Aprilheft von „Afrika" versandt werden wird. In Zukunft wird dann vierteljährlich quittiert. —

Zu unserer großen Freude hat sich am 26. Januar ein **Zweigverein für Stadt und Kreis Minden** in Minden konstituiert. Derselbe ist mit 54 Mitgliedern ins Leben getreten, welche sämtlich in Minden wohnhaft sind. Danach steht zu hoffen, daß die Mitgliederzahl sich um ein Bedeutendes vermehrt, sobald der junge Verein auch aus dem Kreise Minden Freunde zu gewinnen sucht. Der Vorstand besteht aus 5 Mitgliedern, von denen der Herr Regierungspräsident von Pilgrim das Amt des Vorsitzenden und der Herr Gymnasial-Lehrer Krohn das des Schriftführers übernommen hat.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes, welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin N. 65, Müllerstraße 156.

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Berlin.
Druck der Vaterländischen Verlags-Anstalt
SW, Wilhelm-Straße 30/31.

AFRIKA.

Nr. 3.

März 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO. 43. Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin N65,
Müller-Straße 156.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Es war Zeit	33
Die Hauptjagdgebiete der arabischen Sklavenhändler	37
Mission	39
Afrikanische Nachrichten	41
Litterarisches	45
Eingesandt	47

Bezugspreis bei portofreier Zusendung jährlich 2 Mark. Bestellungen bei jeder Buchhandlung oder bei der Ausgabestelle

Pastor Müller,
Berlin N65, Müller-Straße 156.

Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Erinnerungen
aus dem
Missionsleben in Südost-Afrika 1859-1882
von
A. Merensky, Missions-Superintendent.

Mit 20 Abbildungen und einer Karte. 1888. Preis gebunden 7 M.

Ein typisches Bild des Lebens und Arbeitens unserer Missionare mit seinen Leiden und Freuden, Anstrengungen und Erfolgen, in den lebendigen Farben unmittelbarer Erfahrung und darum von ganz besonderem Interesse.

Die
Entwicklung der evangel. Mission in dem letzten Jahrzehnt
von
D. R. Grundemann.

Ein Beitrag zur Missionsgeschichte, zugleich als Ergänzungsband der zweiten Auflage der „Kleinen Missionsbibliothek" 1890. Preis geb. 3 M 60 Pf.

Durch diesen Ergänzungsband wird die „Kleine Missionsbibliothek" bis a die Gegenwart fortgeführt. Es besteht die Absicht, ähnliche Ergänzungsbände i angemessenen Zwischenräumen folgen zu lassen.

Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von † Dr. H. Gundert.

Dritte durchaus vermehrte Auflage. VIII u. 531 S. Einfach geb. M. 3.

„Es giebt auf dem Gebiete der Missionslitteratur kein Buch, welches bei aller Gedrängtheit einen solchen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, wie das vorliegende, da es sämtliche Missionsstationen angiebt und knapp beschreibt. Es ist für den Missionsfreund, der sich mit der Sache ernstlich beschäftigen will, ein unentbehrliches, nie im Stiche lassendes Nachschlagebuch."

☞ Von D. Grundemann, J. Hesse, Prof. Krüger und Pf. Kurze neu bearbeitet, erscheint dies wertvolle Nachschlagebuch der evang. Mission jetzt in sehr vermehrtem Umfang, nachdem es jahrelang vergriffen war.

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart.

Es war Zeit,

daß das deutsche Volk über gewisse Vorgänge in unseren Kolonien aufgeklärt wurde, die bei der letzten Kolonialdebatte im Reichstage zur Sprache gekommen sind. Aus diesem Grunde haben wir diese Debatte mit Freuden begrüßt. Es handelte sich hauptsächlich um die Behandlung der Eingeborenen, die notwendigerweise von folgenschwerer Bedeutung ist. Von der Entwicklung der Eingeborenen hängt die Zukunft unserer in den Tropen gelegenen afrikanischen Kolonien ab, das ist ein Satz, dessen unumstößliche Wahrheit immer unabweisbarer sich fühlbar machen wird. Daß in den Tropen europäische Ansiedler den Boden bebauen wie in der Heimat, ist nicht thunlich, inwieweit der Plantagenbau in diesen Kolonien Vorteile bringen wird, ist auch noch fraglich, gewiß ist nur, daß der afrikanische Boden in Verbindung mit dem afrikanischen Klima dem Schwarzen den Anbau ermöglicht und die Arbeit lohnt. Alle Produkte des Landbaues, die von den Küsten des tropischen Afrika ausgeführt werden, sind durch Schwarze gebaut und gewonnen, der Kaffee Liberias, das Oel Westafrikas, das Wachs Angolas, die Erdnuß, der Sesam und der Durrha der Ostküste. Schon Livingstone hatte den Gedanken, daß die Schwarzen Afrikas den Weltmarkt mit Rohmaterial versorgen sollten und in weitaus größerem Maße versorgen könnten, als es bisher geschehen ist. Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß die Schwarzen für einen kaufkräftigen Markt gern produzieren und produzieren können, daß also Kolonien sich gedeihlich entwickeln, wenn man die Produktionskraft der Schwarzen stärkt und ihre Produktionslust ermutigt.

Das aber läßt sich nur da erreichen, wo eine Kolonialmacht auch in politischer Hinsicht die richtige Stellung zu ihren eingeborenen Unterthanen gefunden hat, d. h. wo diese mit der von ihnen angenommenen oder ihnen aufgedrungenen Fremdherrschaft sich ausgesöhnt haben. Wo solche Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen sich nicht einstellt, wo ein Einvernehmen zwischen Regierenden und Regierten sich nicht herstellen läßt, da sind die Keime zu späteren ernsten Verwicklungen gegeben, die alle etwa erzielten Erfolge immer wieder in Frage stellen werden. Man glaube nicht, daß dem Afrikaner gegenüber rohe Macht und gewalthätige Herrschaft solche friedlichen Erfolge unnötig machen und ersetzen können. Es würde zu weit führen, wenn wir in längerer Auseinandersetzung hier beweisen wollten, daß gerade in Afrika die Versuche europäischer Mächte, Länder im Innern gegen den Willen der Bewohner dauernd unter der Faust zu halten, niemals gelingen können, schon weil die Kosten eines solchen Unternehmens in keinem Verhältnis stehen zu dem zu erhoffenden Gewinn. Man ist sich bei uns darüber vielfach noch nicht klar, welche Kosten Kriege in Afrika machen. In den Jahren 1877 bis 1887 haben England und die südafrikanischen Staaten an Kosten für Kriege, die in dem so lange schon unter europäischer Herrschaft stehenden Südafrika gegen Eingeborene geführt werden

mußten, etwa dreihundert Millionen Mark ausgegeben! Die Gefahr, welche durch feindliche Gesinnung der Eingeborenen gegen eine Kolonialmacht entsteht, erscheint besonders groß, wenn man bedenkt, wie ein etwa ausbrechender europäischer Krieg von ihnen benutzt werden könnte, ja man kann wohl mit Sicherheit sagen, benutzt werden würde, die Herrschaft, die sie als Joch fühlen, abzuschütteln. Während des Krimkrieges standen die Kaffern gegen England auf, und es wäre doch höchst traurig, wenn Schiffe unserer Feinde eines Tages an deutsch-afrikanischen Küsten als rettende Hilfe von den Eingeborenen begrüßt würden, oder wenn in späteren Zeiten, bei etwaiger Wiederholung eines Araber-Aufstandes, Stamm auf Stamm bis an die Seen hin mit den Arabern gemeinsame Sache machte wider uns.

Die Eingeborenen in unseren Schutzgebieten und Kolonien müssen mit unserer Herrschaft ausgesöhnt werden, ja müssen sie als eine Wohlthat empfinden, wenn es uns gelingen soll, jene Gebiete auf die Dauer in unserer Hand zu behalten. Deshalb ist es eine unabweisbare Pflicht, daß die Eingeborenen menschlich und gerecht behandelt werden, und dies wird nur geschehen, wenn Ausschreitungen, Grausamkeiten und Rohheiten, die gewaltthätige Kolonisten oder Beamte sich gegen sie zu Schulden kommen lassen, unnachsichtlich gestraft werden. Wir begrüßen es deshalb mit Freuden, daß infolge der Reichstagsverhandlungen endlich einmal diese Angelegenheit durch die Tagespresse vor das große Publikum gebracht werden mußte. Da die Kolonialsache leider bei uns Parteisache geworden war, hatten die Blätter vieler Parteien es sich bisher in dieser Hinsicht unendlich leicht gemacht. Nachrichten, die in englischen Blättern erschienen, welche der Natur der Sache nach doch über Vorgänge im Auslande oft sehr gut unterrichtet sind, wurden von vornherein abgewiesen, oder vor dem Publikum als „englische Tendenznachrichten" verdächtigt. In der Heimat aber liebte man es, alles was an Tadel und Warnungen laut wurde, als „kolonialfeindlich" zu verschreien, denn es sei der „kolonialen Sache" schädlich, wenn diese oder jene Thatsache vor die Oeffentlichkeit komme. Wir glauben indessen, daß es ein Freundschaftsdienst ist, der den Kolonien geleistet wird, wenn man darauf dringt, daß Schäden nicht Wurzel fassen, die für unseren gesamten Besitz verhängnisvoll werden können.

Mit Freuden begrüßen wir die Annahme der Resolution, daß ein Gesetz möge eingebracht werden in bezug auf Bestrafung von Sklavenraub und Sklavenhandel. Die Thatsache, welche Veranlassung zu dieser Resolution geworden ist, ist ja allerdings äußerst betrübend. Eine deutsche Firma an der Sklavenküste, Wölber und Brohm, entpuppt sich als Firma für Sklavenhandel, sie hat Hunderte, man spricht von Tausenden, von Sklaven gekauft und nach dem Kongo verschifft. Tief bedauerlich ist, daß ein Beamter des deutschen Reiches, der sonst so verdiente Hauptmann Gravenreuth, dann von derselben Firma auf Kosten des Deutschen Reiches auch einen Posten dieser Ware kauft. Freilich heißt es: „Sie wurden los-

gekauft." Waren sie aber wirklich frei, so mußten sie Lohn erhalten, von dem dann Abzüge für den Loskauf hätten gemacht werden können. Nur durch die Annahme, daß die Leute als Sklaven angesehen wurden, erklärt sich das auch öffentliche Auspeitschen der Weiber, auf das wir weiter unten zurückkommen. Wir brauchen also ein strenges Gesetz gegen Sklavenraub und Sklavenhandel. Es dürfen aber in solchem Gesetz dem sogenannten Freikauf keine Konzessionen gemacht werden. Wenn es strafbar ist einen Sklaven zu verkaufen, so ist es auch strafbar einen Sklaven zu kaufen, strafbar auch ihn freizukaufen, weil man durch Freikauf dem Verbrechen des Verkaufs Vorschub leistet. Wie der Vorwand Sklaven freizukaufen zu Mißständen führt, zeigen die erwähnten Vorgänge an der Sklavenküste. Und auch in Deutsch-Ostafrika ist mit dem „Freikaufen" Mißbrauch getrieben worden. Für uns ist es ein unlösbarer Widerspruch, wenn der Superior der römischen Benediktus-Mission in Dar-es-Salaam nach den südlichen Häfen des deutschen Schutzgebietes geht und dort ca. 20 Kinder von Arabern kauft, und wenn bald darauf in dem an derselben Küste gelegenen Lindi acht Eingeborene wegen Sklavenhandels gehängt werden, oder wenn man von den Wahehe Kinder kauft, während deren Raubzüge, auf denen doch die Kinder erbeutet wurden, von den Truppen des Deutschen Reiches bekämpft werden. Also man mache dem „Freikauf" keine Konzessionen! Wenn Sklaven, Erwachsene oder Kinder, ihre Freiheit erhalten sollen, so gebe man ihnen die Freiheit durch ein Gesetz, oder verschaffe sie ihnen auf dem Verwaltungswege. Menschenkauf muß ebenso strafbar sein, wie der Verkauf von Menschen.

Die Ereignisse in Kamerun haben nun aber die Aufmerksamkeit noch auf eine andere Angelegenheit gelenkt, auf das Auspeitschen von Weibern nämlich, das ihre Männer in eine Meuterei trieb, die ihrer ganzen Natur nach eine That der Verzweiflung genannt werden muß. Obwohl der amtliche Bericht die Meuterei der Leute auf eine andere Ursache zurückführt, nämlich auf Unzufriedenheit mit ihrer Bezahlung, so weiß jeder Kundige, daß Klagen über Löhnung und Nichtzahlen des Lohnes die Schwarzen wohl dazu treiben, dem Dienst zu entlaufen oder widersetzlich zu werden, niemals aber zu blutiger Meuterei. Die Weiber wurden, wie es heißt, vor der Front einer Kompanie ausgepeitscht, in der ihre Männer standen, die sich dann dafür zu rächen suchten. Wie diese That ohne andere wilde Instinkte, nur aus Rache für die den Weibern angethane Schmach verübt wurde, geht daraus hervor, daß die Meuterer den kranken Unteroffizier Steinecke, von dem sie überrascht wurden, als sie die Munitionskammer erbrachen, der aber an jener Exekution unschuldig war, nicht töteten, sondern fortschickten. Nicht einmal arabische Sklavenhändler sollen es wagen, Frauen vor den Augen ihrer Männer peitschen zu lassen. Wir protestieren dagegen, daß von Beamten des Deutschen Reiches „freigekaufte" Weiber, „Gouvernementsweiber"

werden sie in einem Bericht genannt, wie Sklavinnen behandelt werden, ja wir protestieren gegen jedes Auspeitschen von Weibern, also dagegen, daß die Prügelstrafe an Weibern in Afrika vollzogen wird. In keiner englischen Kolonie würde ein Gouverneur es wagen dürfen, ein Weib peitschen zu lassen. Als vor Jahren einige Deutsche in der Natalkolonie an einen englischen Magistrat das Ansinnen stellten, er sollte ein paar Sulumeiber hauen lassen, erhielten sie die Antwort: „Was denken Sie? Wenn ich das thäte, würde sich ganz England wider mich erheben!“ Man betrachtet eben in Deutschland die Schwarzen noch zu wenig als Menschen. Den Deutschen, der sein Weib schlagen ließe, ohne diese Schmach zu rächen, würde man für ehrlos erklären, vom Schwarzen aber verlangt man, daß er die gleiche Schmach ruhig erduldet. Möchte man deshalb aus der Meuterei von Kamerun eine Lehre ziehn und ein strenges Gebot erlassen gegen das Peitschen von Weibern.

Wir müssen aber die Aufmerksamkeit noch auf andere Vorgänge richten, die in den Reichstagsverhandlungen nicht zur Sprache gekommen sind, auf Willkürlichkeiten, die deutsche Befehlshaber sich auf ihren Zügen ins Innere haben zu Schulden kommen lassen. Zum Beispiel erzählt ein Bericht des Chefs von Tabora Sigl vom 30. September 1893, daß ein Häuptling Muhosa zu einem Schauri geladen wurde, wozu er sich mit seinem Bruder einfand. Dort wurde er plötzlich überfallen, gebunden und mit dreien seiner Leute erschossen, sein Bruder wurde vorher von Leutnant Sigl selbst durch einen Revolverschuß getötet. Das Zutrauen der Eingeborenen zu unseren Leuten muß durch solches Handeln in gefährlichster Weise erschüttert werden, ja sie könnten versucht werden in ähnlicher Weise europäische Reisende oder Beamte zu behandeln. Es liegen auch die glaubwürdigsten Zeugnisse vor, daß bei Kriegen und Streifzügen im Innern das Leben von Weibern und Kindern nicht geschont worden ist. Wir übergehen die bekannte Thatsache, daß bei der Beschießung von Hornkranz 80 Weiber und Kinder verwundet und getötet wurden. Er bedurfte nicht des Märchens, die Hottentotten hätten Weiber und Kinder vorgeschoben um sich zu decken. Die Sache mag entschuldigt sein mit der Dämmerung, der weiten Entfernung, von der aus unsere Schützen den Platz beschossen und auch dem ungeübten Blick, der diesen als neuen Ankömmlingen eigen sein mochte. Aber es liegen andere Fälle vor, die beweisen, daß unsere schwarzen Soldaten in Ostafrika das Leben von Weibern und Kindern nicht immer schonen. Wenn diese Thatsache angezweifelt werden sollte, sind wir bereit unsere Quellen zu nennen. Zweifel kann doch wohl darüber nicht bestehen, daß unsere Regierung und auch die Kolonialverwaltung solch unnötiges barbarisches Blutvergießen mißbilligt. Wir wollen ja doch Kultur in Afrika verbreiten und wollen barbarische Grausamkeiten abschaffen. Wie könnten wir deshalb dulden, daß sie von unseren eigenen Soldaten verübt werden! Wir hoffen, daß die deutsche Tagespresse mehr und mehr zu der Erkenntnis kommen wird, daß es ihre Pflicht ist, Schäden,

die in unsern Kolonien zu Tage treten, zu rügen, und auf ihre Abstellung zu dringen, fressen sie sich ein, so sind ihre Folgen oft nie wieder gut zu machen.

A. Merensky.

Die Hauptjagdgebiete der arabischen Sklavenhändler.

Von Jul. Richter.

Der um die Erschließung der Länder um den Njaßa-See hochverdiente Schotte J. Stevenson hat sich der Arbeit unterzogen, auf grund eines umfassenden Materials eine Karte von Afrika zu zeichnen, in welcher die Hauptjagdgebiete der arabischen Sklavenhändler, die bereits großenteils verödeten Landstriche und die Reisewege der Sklavenkarawanen in überaus anschaulicher Weise eingezeichnet sind. Da diese Karte vielen unsrer Leser nicht zugänglich sein wird, möchten wir hierdurch die wichtigsten Daten derselben zusammenstellen. Wir bitten, eine neuere Karte von Afrika zur Hand zu nehmen, um mit Hilfe derselben ein Bild von dem Umfang des Sklavenhandels bis in die neueste Zeit hinein zu gewinnen. Das von den Sklavenjagden heimgesuchte Gebiet wird im Norden durch die Sahara und die Nubaländer, im Süden durch eine Linie von der Mündung des Sambesi zu der des Kunene begrenzt. Nördlich von diesem Gebiet ist reines Mohammedaner-Land; die Mosleme dürfen wohl Sklaven besitzen, kaufen und verkaufen, aber sie dürfen nicht ihre Glaubensgenossen zu Sklaven machen. In rein mohammedanischem Gebiet ist deswegen Sklavenraub nie Sitte gewesen. Südlich von diesem Gebiet wiegt der europäische Einfluß vor, und bei den herrschenden Völkern, zumal den verschiedenen Kafferstämmen, haben die Araber nie größeren Einfluß gehabt.

Innerhalb des ungeheuren Gebietes zwischen der Sahara und der Linie Sambesi-Kunene lassen sich drei Hauptjagdfelder unterscheiden. Das erste gravitiert nach dem Westen. Hierher gehören verschiedene, getrennte Distrikte am Mittellauf des Niger, am oberen Croßfluß nördlich von Alt-Kalabar, am Oberlauf des Ogowe-Flusses und vor allem das große Lunda-Reich in dem Quellgebiet des Kassai und Lualaba. Alle diese Gebiete haben die Eigentümlichkeit, daß die von ihnen exportierten Sklaven innerhalb der angrenzenden Distrikte konsumiert werden; ein überseeischer Export findet im Westen nirgends mehr statt. Die energische Bekämpfung des Sklavenhandels im Westen durch die Engländer in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts hat den Sklavenexport nach Amerika unmöglich gemacht. Leider zeigt sich hier, daß doch das Bedürfnis nach Sklaven bei den mächtigeren Stämmen in Afrika ein so großes ist, daß trotzdem die Sklavenkriege fortwähren. Es ist übrigens charakteristisch, daß die größte Sklavenroute dieses Gebietes nach dem portugiesischen Benguella führt und in Bihe endigt. Die Portugiesen sind das-

jenige europäische Volk, welches seine Hände am längsten mit den Greueln des Sklavenhandels befleckt hat.

Das zweite große Jagdgebiet weist nach der Ostküste und die vielen Sklavenrouten enden alle in den Häfen des indischen Oceans von Mukdischo und Kisimaju im Norden bis Kilimane im Süden; die Mittelpunkte dieses großen Sklavenexportes sind die Häfen Mombas, Sansibar und Kilwa. Die Gebiete, aus denen die Sklaven geraubt werden, sind vor allem die Länder im Süden und Westen des Njaßa, die weiten Länder um den Tanganika, die ganzen Gebiete um den Oberlauf des Kongo, Uganda und der Landstrich zwischen dem Kenia und Kilimandscharo. Hier haben wir nicht weniger als acht große Gebiete, welche durch die arabischen Sklavenhändler fast völlig verödet sind, das Jambarriland am Mittellauf, Manjuema am Oberlauf des Kongo, Kasongo am Lubilasch, Msiri's- und Kasemba'sland im Westen und Osten des Moero-Sees und Babisa im Süden und Osten des Bangweolo-Sees. Dies ist das Gebiet, in welchem Stevenson und Stanley, Cameron und Wißmann den Greueln des arabischen Sklavenraubes und Handels nachgegangen sind und von ihm vor dem entsetzten Europa ein schauerliches Bild entworfen haben. Gerade hier haben sich die Deutschen, vor allem unter Major von Wißmanns energischer Führung, und ihnen nach die Engländer zu einem großen Kampfe gegen den Sklavenhandel aufgemacht. Man kann, Gott sei Dank, heute sagen, daß in dem großen Küsten-Distrikte, den die deutsche und die englische Interessensphäre umfaßt, der Sklavenexport ganz ecbeblich eingeschränkt und erschwert ist. Leider sind damit die Sklavenkriege im Innern noch nicht beseitigt.

Das dritte und vielleicht größte und ergiebigste Jagdgebiet der Araber gravitiert nach Norden. Es erstreckt sich fast in der ganzen Ausdehnung vom Niger und Benue bis über den Nil hinaus in einer Ausdehnung von fünf bis zehn Breitengraden durch das mittlere Afrika. Bekanntlich dringt der Islam in Afrika von Norden her durch die Sahara nach Süden hin vor. Es ist sehr charakteristisch, daß die Sklavenjagdgebiete überall da aufhören, wo die Länder ganz mohammedanisiert sind. Dar-Fur z. B., Wadai und Bornu kommen nicht mehr als Jagd-, sondern als Absatzgebiete in betracht. Alle Sklavenrouten weisen nach Norden oder nach Nordosten, nach Dongola am Nil und Suakim am roten Meere. Offenbar geht dem Islam eine große Herde Sklavenräubern voraus, läßt hinter sich eine mohammedanische Wüstenei zurück und wälzt sich wie ein raubgieriges Ungetüm weiter nach Süden, um neue Beute zu haschen. Ein Blick auf diesen breiten Kranz von Sklavenjagdgebieten rings um die Schwelle des vordringenden Islam in Nord- und Zentral-Afrika her sollte doch den begeistertsten Lobredner des Islam ernüchtern und ihm zeigen, daß es für Afrika keinen größeren Fluch giebt, als das Vordringen des falschen Propheten. Man müßte sich denn auf den geradezu verzweifelten Standpunkt stellen, zu wünschen, daß ganz Afrika mohammedanisiert werde, damit dann der Sklavenraub

von selbst aufhöre. Welche Ströme von Blut müßten bis dahin noch fließen, und welches Meer von Elend sich über die Länder am Kongo und im Süden davon ergießen!

Mission.

Kamerun war kein ganz junges Missionsfeld mehr, als zu Weihnachten 1886 die ersten **Basler Missionare** dort landeten. Die englische Baptistenmission hatte unter dem Handelsstamm der Dualla an den Gestaden des Kamerun-Beckens sowie unter der Küstenbevölkerung am Fuße des Kamerun-Gebirges schon seit 40 Jahren gearbeitet. Als sie sich infolge der deutschen Annektion zurückzog, hinterließ sie der Basler Mission nicht blos Grundbesitz und zwei vollständig eingerichtete Europäerstationen, freilich mit dem Keim zu allerlei Schwierigkeiten, sondern es hatten unter den Dualla auch schon christliche Gedanken, besonders aber eine hohe Achtung vor dem Tag und Wort des Herrn Wurzel geschlagen, ja die Dualla-Händler trugen als freiwillige Missionare das Christentum auch schon über ihre Grenzen hinaus.

Von Basel sind, mit Einschluß von 5 unordinierten Agenten und 4 Industriebrüdern, bis jetzt 30 Missionare nach Kamerun ausgezogen. Vier Tage nach der Landung der ersten Partie fiel das erste Opfer, Miss. Becker, dem später noch 9 im Tode gefolgt sind. Der letzte unserer Toten, Miss. Mader, hat seinen Tod in den Wellen des Kamerun-Flusses gefunden, als er im Juli 1893 einem erkrankten Kollegen zu Hilfe eilen wollte. Von den übrigen 20 Mann stehen gegenwärtig 14 auf ihrem Posten, während sich zwei zur Erholung in Europa aufhalten und zwei auf der Ausreise begriffen, dabei aber mit dem „Adolf Wörmann" schiffbrüchig geworden sind.

Die früheren Baptisten, mehr an Selbständigkeit als an Disziplin gewöhnt, wurden zunächst Basler Gemeindeglieder, haben sich aber nach und nach fast alle wieder losgesagt, nachdem man sich hauptsächlich über Fragen der Gemeindeordnung nicht hatte verständigen können, und stehen jetzt unter eingeborenen Häuptern, welche dem Basler Werk oft in rücksichtsloser Weise Abbruch zu thun suchen. — Aber durch Heidentaufen (1892 waren es ihrer 300) sind die Verluste bereits reichlich ersetzt, der Zensus für Neujahr 1894 dürfte 8—900 Gemeindeglieder ergeben. Fünf Stationen sind jetzt mit Europäern besetzt; an ca. 10 weiteren Orten befinden sich Christen, z. T. unter der Pflege eingeborener Lehrer. Die Station Bethel (Bonaku) am linken Ufer des Kamerun-Flusses, nahe dem Regierungsgebäude, ist durch Alter und Lage gewissermassen der Mittelpunkt der Mission. Hier befindet sich die Gehilfenbildungsanstalt (die „Mittelschule"), welche aber in kurzem ihr neues, geräumigeres Heim im stillern Bonaberi beziehen wird. In Bethel hat auch der Generalkassierer seinen Sitz und seine Vorräte,

und eine bescheidene Schreinerei soll bald errichtet werden. Die Meuterei der Dahomeher hat zwar den Geschwistern in Bethel eine unruhige Woche bereitet und sie zur Flucht genötigt, aber der Station keinen Schaden gebracht. Seine Außenstationen hat Bethel hauptsächlich an dem starkbevölkerten linken Ufer des Kamerun-Flusses entlang, neuerdings aber dehnt sich die Arbeit auch weiter gegen Osten, in die vom Lungasi- oder Dibamba-Fluß durchströmten Gegenden, aus. — Weit kinderreicher ist die Nachbarstation Bonaberi am rechten Ufer des Kamerun. Bis nach Bombe, 40 Stunden weiter nach oben am Mungostrom, erstreckt sich die Kette ihrer Außenstationen, die fast ausnahmslos zu Wasser besucht werden. Allein am Christfest 1892 wurden in Bonaberi 88 Mädchen von nah und fern getauft. Bonaberi wird, wie zu hoffen steht, einmal der Ausgangspunkt für die Arbeit am oberen Mungo werden.

Ein anderer Ausgangspunkt für hoffnungsvolle Inlandarbeit ist die 1889 gegründete Station Mangamba, die von Bethel aus in eintägiger Bootfahrt den Wuri und Abo hinauf zu erreichen ist. Die regen Handelsbeziehungen zwischen den hier ansässigen Abo-Leuten und dem Dualla-Stamm sind ohne Zuthun der Missionare die Träger des Evangeliums geworden. Als die Missionare endlich gerufen wurden, fanden sie schon eine Schar von Anhängern der „Gottessache" vor; und kaum war die Station gegründet, so entstand eine merkwürdige Bewegung, die sich wie ein Lauffeuer über das Abo-Land und am Wuri entlang ausbreitete und noch jetzt fortdauert. Allenthalben entstehen Vereine von „Gottesmännern" und „Gottesknaben" (denn das Hauptkontingent liefert die männliche Jugend), deren Mitglieder es sich zur Aufgabe machen, die „Gottessache" kennen zu lernen, deren Geboten nachzuleben und neue Anhänger zu werben. Mit einem bescheidenen Zuschuß aus der Missionskasse werden Kapellen, oder richtiger Gottesdiensthütten gebaut, und, so gut es geht, Gottesdienst darin gehalten. Seit durch die Güte von Freunden eine Anzahl ausgedienter württembergischer Bahnglocken nach Mangamba gekommen sind, ist schon mancher Trupp „Gottesmänner" auf der Station eingerückt, um sich, in Ermangelung anderer Münze, mit ihrer Hände Arbeit die heißersehnte Glocke zu erwerben, die bald darauf von schwankendem Gerüst, wenn nicht gar von grünem Ast herab die neue Zeit verkündigt. Wichtiger aber als solch jugendlicher Enthusiasmus ist die Standhaftigkeit und Sanftmut, womit diese jungen Männer letzten Herbst an mehreren Orten die Gewaltthätigkeiten der eifersüchtigen Fetischleute haben über sich ergehen lassen. Von Mangamba aus sind 1893 die ersten, vielversprechenden Vorstöße in das wenige Tagereisen weiter nördlich beginnende, von intelligenten, empfänglichen Stämmen bewohnte Bergland ausgeführt worden.

Auf zwei entgegengesetzten Flanken, im Westen und Süden, liegen endlich die Stationen Viktoria und Lobethal. Viktoria, ein wahrhaft paradiesischer Ort am Strand der Ambas-Bucht, überragt vom gewaltigen Kamerun-Berg, ist das Sorgenkind der ganzen

Mission. Die Arbeit in der nächsten Umgebung unter dem Küstenvolk wird mit sehr bescheidenem Erfolg und leider auch nicht mit großen Hoffnungen getrieben. Das Erntefeld der Zukunft muß wohl im Gebirge, unter dem rohen, stolzen Bakwirivolke liegen. Die Gesundheitsstation Buea in fieberfreier Höhe sollte zugleich die Missionsstation für die Bakwiri bilden. Aber jene unglückliche Gravenreuthsche Expedition im November 1891 ist auch dem Basler Missionshaus in Buea verderblich geworden, und die Mission hat diesen wertvollen Stützpunkt bei der Unsicherheit der politischen Verhältnisse noch immer nicht völlig zurückerobern können. Die Wiederherstellung der Niederlassung in Buea und die Errichtung einer Bildungsstätte für Bakwiri-Gehilfen sind nach menschlichem Ermessen die Grundbedingung für das Gedeihen der Bakwiri-Mission. Am Sannaga, nicht weit oberhalb seiner Mündung, liegt Lobethal, die jüngste Basler Station (seit Anfang 1892). In ihrer nächsten Umgebung wohnen die Bakoko, nach der Küste zu die Mulimba. Letztere sind durch eine kriegerische Züchtigung, die sie sich zugezogen, von ihrem Hochmut geheilt und für das Christentum sehr zugänglich gemacht worden; schon nach den ersten Besuchen Miss. Schulers (sie kannten allerdings das Christentum z. T. schon) gerieten an etlichen Orten die greuelhaften heidnischen Kulte ins Wanken. Vor kurzem hat ja die Regierung auch den Bakoko den Ernst gezeigt, und es ist Grund zu der Hoffnung, daß auch dieser Stamm, früher rechte Messerhelden, durch die erfahrene Demütigung zugänglicher geworden sei.

Ein Blick auf die alte, festgewurzelte Basler Mission auf der Goldküste mit ihren 12000 schwarzen Christen läßt das Werk in Kamerun noch gar jugendlich schwach erscheinen; aber es eignet demselben auch eine jugendliche Frische und Aggressivität. Darüber freut man sich um so mehr im Blick auf all die Völker des Hinterlandes, welche teils noch in den Greueln des Heidentums versunken, teils schon vom Islam ergriffen sind und an welchen die evangelische Mission — will's Gott, bald — ihren hohen Auftrag zu erfüllen hat.

F. Würz.

Afrikanische Nachrichten.

Von Gustav Müller.

In **Klein-Popo**, im Mündungsgebiete des **Togo** gelegen, läßt augenblicklich die Nachtigal-Gesellschaft ein Krankenhaus bauen, das etwa im Mai dieses Jahres fertig sein wird. Der Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien hat zwei Pflegeschwestern für das neue Haus zugesagt.

Die Verhandlungen über die Abgrenzung des Hinterlandes von **Kamerun** zwischen der deutschen und französischen Regierung sind nunmehr völlig beendigt. Doch soll erst am 15. März das Abkommen veröffentlicht werden. Wir werden also erst in der nächsten Nummer die Lage der neuen Grenze mitteilen und prüfen

können, ob der Reichskanzler im Reichstage den Vorwurf mit Recht gemacht hat, daß die Ausstellungen an den amtlich noch nicht mitgeteilten Ergebnissen dieser Verhandlungen verfrüht seien.

Unter dem 11. Dezember 1893 hat der stellvertretende Gouverneur, Kanzler Leist eine Verordnung erlassen, welche die Auswanderung der Eingeborenen aus Kamerun gegen eine Gebühr von 10 Mark von der Erlaubnis des Gouverneurs abhängig macht. Damit wird einer Ausfuhr von Arbeitern gesteuert, welche in unserm Schutzgebiete natürlich unentbehrlich sind. Zugleich aber wird dadurch dem Unwesen vorgebeugt, daß Schüler der deutschen Regierungsschulen namentlich durch einen Reverend Hughes von der Kongo-Mission angeworben werden, um in der Erziehungsanstalt Colwyn-Bay in der Grafschaft Wales zu Missionaren im Kongo-Gebiet ausgebildet zu werden. Die Verordnung ist daher nur mit Genugthuung zu begrüßen. Das um| so mehr, als die Schüler der Regierungsschulen berufen sein werden, z. B. als Dolmetscher und Unterbeamte der kaiserlichen Regierung große Dienste zu leisten und als die englische, wie jede auswärtige Erziehung die Neger durchweg unfähig macht, später auf ihre Landsleute irgendwie wohlthuend und missionierend einzuwirken..

Die Truppen des **Kongostaates** haben den Araberhäuptling Rumalisa in die Flucht geschlagen. Er hat mit seinen Truppen außerdem solchen Mangel an Lebensmitteln erlitten, daß viele seiner Mannschaften des Hungertodes gestorben sind. So ist er nun in sein eigentliches Herrschaftsgebiet am nördlichen Teile des Tanganika zurückgekehrt, welches er bei der Annäherung der Expedition des Stationschefs Sigl verlassen hatte. Es ist kaum zu erwarten, daß seine Rükehr ohne schädlichen Einfluß auf unser Schutzgebiet bleiben, und daß der von Sigl eingesetzte alte Wali (Dorfschulze) Msaba bin Yem ihm erheblichen Widerstand leisten wird.

Nach Mitteilung französischer Blätter soll eine Schar von 100 verurteilten Annamiten von der Insel Aix nach Libreville, der Hauptstadt des **französischen Kongo** gebracht werden. Diese Abteilung soll die bereits seit einiger Zeit in der Nähe von Libreville mit dem Bau europäischer Gemüse beschäftigten Annamiten verstärken, damit der Gemüsebau im großen Maßstabe betrieben werden kann. Man hofft durch diese Maßnahme den malariakranken Europäern an jener Küste einen rechten Dienst zu erweisen.

In Windhoek, dem Sitz des Gouverneurs von **Deutsch-Südwestafrika** hat der Oberhäuptling der Herero Samuel Maharero mit einer Anzahl seiner Großmannen und einem stattlichen Gefolge seinen ersten Besuch abgestattet. Wollte er auch, wie er wiederholt versicherte, lediglich die deutschen Beamten begrüßen und den Platz Windhoek besichtigen, so lag eine Nebenabsicht doch ziemlich nahe. Feindlichen Häuptlingen, welche ihm seine Würde streitig machen, und ihrem Anhange gegenüber wollte er seine deutsch-freundliche Gesinnung bekunden, um dadurch seine Autorität in den Augen seiner Widersacher zu heben. Weise Politik, sich von Anfang an auf die

Seite dessen zu stellen, der schließlich in den Unruhen Südwestafrikas doch die Oberhand behalten wird! Wann diese Unruhen ein Ende nehmen werden, ist noch nicht abzusehen. Major von François befindet sich noch auf der Verfolgung Hendrik Witboois nach dem Süden unserer Kolonie. Wir wünschen ihm mit allen Freunden unserer Kolonien von Herzen den besten Erfolg, indes wird es uns keiner verdenken, wenn wir nicht gar rosig in die Zukunft sehen.

Der wichtigste Platz an der Küste Deutsch-Südwestafrikas war bisher die Walfischbai, welche in englischem Besitze ist. Da ist's gute Botschaft für uns, daß die deutsche Tsoakhaubmündung (auch Swakopmündung geschrieben) je mehr und mehr an die Stelle der Walfischbai tritt. Die dortige Rhede hat nämlich den großen Vorzug vor dieser, daß die Dampfer bis auf einen Kilometer sich dem Lande nähern können, während sie in der Walfischbai in einer Entfernung von 3 bis 4 Kilometern vom Lande ankern müssen. So beginnt denn eine Uebersiedlung der Handelsfirmen von dem alten nach dem neuen Hafenplatz und es steht in Aussicht, daß der Verkehr an der englischen Walfischbai bald durch die Entwicklung des Landungsplatzes an der deutschen Tsoakhaubmündung lahm gelegt wird.

Dadurch, daß der englische Oberkommissar für Südafrika am 14. November vorigen Jahres in der Hauptstadt des **Matebelelandes** Buluwayo einen „Magistrat für den Buluwayo-Distrikt" eingesetzt hat, dessen Amtsbezirk das ganze Gebiet bis zum Sambesi umfassen soll, ist dies durch Raub- und Plünderungszüge zusammen geschmiedete Reich vernichtet. Sein Gründer war um 1838 der Suluhäuptling Umselekazi, welcher den Oberhäuptling Udingane um seiner Grausamkeit willen verlassen hatte. Wie das Asante- und das Dahomeh-Reich in Westafrika, so ist das Matebelereich in Südafrika der Schrecken und die Geißel der Nachbarn gewesen, welche nunmehr friedlichen Zeiten entgegengehen. Die Nachrichten von dem Tode Lobengulus, des Königs vom Matebelereiche, haben sich übrigens bestätigt.

Im **Sululande** haben sich nach Berichten, welche dem englischen Parlamente vorgelegt sind, die Verhältnisse im Jahre 1892 insofern recht günstig gestaltet, als die Eingeborenen ohne Widerstreben die von den englischen Behörden erlassenen Verordnungen befolgen und auch bei der Erhebung der Hüttensteuer keine Schwierigkeiten machen. Von wesentlichem Einfluß dürfte hierbei die Maßnahme gewesen sein, daß die englischen Behörden zur Verwaltung des Landes möglichst die Häuptlinge heranziehen, denen sie zum Teil sogar ziemlich bedeutende Gehälter zahlen. Gewiß nachahmenswert!

In Mohoro in **Deutsch-Ostafrika** ist am 7. Februar dieses Jahres eine Telegraphenstation mit beschränktem Tagesdienste eröffnet worden.

Der Gouverneur von Schele hat, nach einem Bericht vom 16. Dezember vorigen Jahres, nachdem er sich mit dem Kompagnieführer Ramsay vereinigt hatte, mehrere Orte der Mafiti zerstört, denen sein Zug gilt.

Der Kompagnieführer Langheld, Chef der Station Muansa am Süduser des Viktoria-Nyansa, hat im deutschen Gebiete 2000 infolge der Religionskriege vertriebene Waganda angesiedelt. Es ist ihm außerdem gelungen den aus Unyoro kommenden Elfenbeinkarawanen Schutz und Sicherheit zu gewähren und acht Sklavenhändler gefangen zu nehmen, womit eine Befreiung von einigen zwanzig Sklaven verbunden war. Die Station Neuwied (Petereswerft) hat er ausgebaut und es hat sich bei den Arbeiten die sehr erfreuliche Erscheinung gezeigt, daß die Eingeborenen sich von allen Seiten zur Arbeit drängen und die Häuptlinge es als eine Beleidigung ansehen, wenn ihre Leute nicht mitarbeiten dürfen. Die Absicht, einen Weg für Wagen nach Tabora anzulegen, hat Langheld leider aufgeben müssen, weil er 3 europäische Gehilfen verloren hat. Kapitän Gemmert ist gestorben und 2 andere Herren, Nohlsens und Dr. Langheld, der sich inzwischen anstelle des verstorbenen Dr. Koch in Sansibar als Arzt niedergelassen hat, haben die Station verlassen. Hoffentlich kann aber der Kompagnieführer Langheld diesen Wegbau bald ausführen.

Der jetzige Chef der Station Langenburg von Eltz hat den Magwangwara 211 Sklaven, meist Frauen und Kinder, abgenommen. Die eine Hälfte davon ist den schottischen, die andere den deutschen Missionaren von Berlin I und der Brüdergemeinde zur Erziehung übergeben worden. Mit den Kindern hat Missionar Nauhaus auf Wangemannshöh eine Schule eröffnet.

In Ergänzung unserer Mitteilung in Nr. 1 Seite 15 von der Niederlage und dem Tode des Häuptlings Makanjilas können wir jetzt berichten, daß auch seine Mutter Kalunda auf der anderen (westlichen) Seite des Njaßa durch den Kampf schwer getroffen ist. Sie sitzt als Gefangene auf Fort „Johnston". Den Engländern sind zwei Sklavenhändler und 147 Sklaven in die Hände gefallen, die natürlich befreit sind.

Zur Vervollständigung dieser Nachrichten fügen wir hier noch hinzu, daß an der Küste von Deutsch-Ostafrika durch die strenge Durchführung einer Verordnung über die Kontrolle der Dhauschiffahrt, wobei zwei Zolldampfer, deren einer schon draußen ist, deren anderer sich jetzt auf der Reise befinden dürfte, wesentliche Dienste leisten bezw. leisten werden, dem Sklavenhandel die Axt an die Wurzel gelegt ist. Es wird nun die Zeit nicht mehr fern sein, wo er gänzlich unterdrückt ist.

In bezug auf die nordafrikanischen Gebiete müssen wir uns auf wenige Nachrichten beschränken.

Die Vernichtung der Bonnierschen Expedition durch die Tuaregs hat die Franzosen nur umsomehr dazu bestimmt, auf jeden Fall **Timbuktu** zu halten. Den Oberbefehl hat der inzwischen zum Oberst-Lieutenant beförderte Major Joffre übernommen, welcher mit seinen Schnellfeuergeschützen die sonst so gefürchteten, überaus tapferen Tuaregs leicht zerstreut hat. Er hat am 23. Januar die Ortschaft Niafouine bombardiert und ist am 12. Februar in

Timbuktu eingetroffen. Die Tuaregs haben sich aus der Umgegend von Timbuktu gegen Norden zurückgezogen. Man will dieselben, auch nach der vervollständigten Befestigung und Sicherung Timbuktus, nicht verfolgen, sondern sich darauf beschränken, sie fern zu halten und zu überwachen, bis man mit ihnen friedliche Vereinbarungen treffen kann.

Den König Behanzin von **Dahomeh** haben die Franzosen aus seinem Lande entfernt; sie wollen ihn nach der Insel Martinik in Westindien bringen. Deren Klima entspricht in etwa dem seiner Heimat und außerdem bedarf es hier keiner großartigen Bewachung, um ihm Fluchtversuche unmöglich zu machen. — General Dodds, der Sieger über Dahomeh, kehrt nach Europa zurück und wird durch Oberst Dumas abgelöst.

Auf dem Njaßa fährt nun das Kanonenboot „Hermann von Wißmann", welches, abgesehn von den Nildampfern, das größte und stärkste Fahrzeug auf den afrikanischen Binnengewässern ist. Damit hat der Major von Wißmann, seine Mission erfüllt, der zu seiner Erholung zunächst nach Mosambik gegangen ist. Die von ihm geleitete Expedition ist mit seinem Abgang von dem Reich übernommen worden.

Litterarisches.

Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert von **Dr. Franz Stuhlmann.** Berlin 1894. Geographische Verlagsanstalt Dietrich Reimer. 25 M.

In diesem Werke, in welchem deutsche Forschung, deutsche Gründlichkeit und deutscher Fleiß sich ein glänzendes Zeugnis ausgestellt hat und dessen künstlerische, äußere wie innere, Ausstattung der Verlagsbuchhandlung zur Ehre gereicht, liegt uns der Bericht über die letzte Expedition Emin Paschas vor. Es ist bekannt, daß er dieselbe nicht lange nach seiner Ankunft mit Stanley in Bagamoyo im Auftrage unserer Reichsregierung unternahm, daß er sie im Frühjahr (am 26. April) 1890 antrat und auch, daß er sie nicht zurückführte. Das hat vielmehr der Verfasser vorliegenden Werkes, welcher als Offizier dem Pascha zugeteilt war, nach 26½ Monaten, am 12. Juli 1892 gethan. Die Erlebnisse innerhalb dieses langen Zeitraums werden uns nun ausführlich geschildert. Wir erhalten eine eingehende Beschreibung von den vielen Ländern, durch welche die Expedition marschiert ist, die von Bagamoyo ausging, über Mpwapwa, Tabora nach Muansa am Südufer des Viktoria-Sees, von hier an der Westküste desselben entlang bis nach Bukoba, weiter durch die Grenzländer des deutschen Schutzgebietes im Nordwesten und über diese hinaus an der Westküste des Albert-Edward-Sees entlang bis in den Urwald westlich vom Albert-See, also in die Gegenden der ehedem vom Pascha verwalteten Aequatorial-Provinz hinein zog. Wir lernen die Eigentümlichkeiten der durch-

wanderten Landschaften kennen, werden mit den Sitten und Gebräuchen und Charaktereigenschaften der dort wohnenden Völkerstämme bekannt gemacht und können alle Freuden und Leiden, Hoffnungen und Enttäuschungen der Reisenden mit durchleben. So werden wir nie ermüdet, sondern stets in lebhafter Aufmerksamkeit erhalten und daher gewährt das Lesen und Studium des Werkes einen wirklichen befriedigenden Genuß. Mit reger Teilnahme werden wir erfüllt für des Paschas Schicksal, der je länger je mehr der Erblindung entgegen ging und wir können unser Mitgefühl und Bedauern trotz allem, was dagegen zum Teil nicht ohne Recht gesagt werden kann, doch den Reisenden nicht versagen, daß sie den großen Plan, quer durch Afrika hindurch an die Westgrenze Kameruns zu gelangen, nicht ausführen konnten, sondern sich zur Umkehr genötigt sahen. Auch die Trennung des Pascha von seiner Expedition, welche er unter Dr. Stuhlmanns Leitung zur Küste zurücksandte, während er selbst bei den an den Pocken erkrankten Leuten derselben zurückblieb, hat etwas Tragisches, wenngleich wohl gerade dies ein besonders wunder Punkt in seiner Handlungsweise sein dürfte. Indes wollen wir hier nicht auf eine Beurteilung, weder der Person noch der Thaten Emins, eingehen. Jedenfalls verdient das Bestreben des Verfassers unsere volle Anerkennung, seinem Expeditionschef, zu dem er mit größter Verehrung emporsieht, die Achtung und Anerkennung im deutschen Vaterlande voll und ganz wieder zu verschaffen, welche namentlich durch Stanleys Berichte gar arg geschmälert worden ist. Ob und wie weit dies dem Verfasser gelungen ist, wollen wir, wie gesagt, hier nicht erörtern. Ohne Zweifel aber hat gerade dies Bestreben in dankenswerter Weise mit dazu beigetragen, daß der Ton des Reiseberichtes bei aller Nüchternheit und Objektivität, welche der Verfasser erstrebt hat, ein warmer und erwärmender ist. Wir begrüßen also das vorliegende Werk mit großer Freude und sehen ebenso der Veröffentlichung des auf der Expedition gewonnenen wissenschaftlichen Materials, welche uns in Aussicht gestellt ist, entgegen. Nur haben wir den einen Wunsch, daß die folgenden Bände etwas handlicher hergestellt werden als dieser erste. — Besondere Genugthuung gewährt uns die Absicht der Verlagsbuchhandlung, durch eine Volksausgabe dieses Werk auch weiteren Kreisen unseres Volkes zugänglich zu machen. Es ist kein Zweifel, daß sie sich dadurch das Verdienst erwerben wird, in unserm Vaterlande ein lebendiges Interesse, sowohl im allgemeinen für unsere afrikanischen Kolonien als insbesondere für Deutsch-Ostafrika, zu erwecken. Indes haben wir doch in dieser Beziehung einige Wünsche, die wir auszusprechen uns verpflichtet halten. Wir sehen es als selbstverständlich, daß der Widerspruch, welcher auf Seite 103 und 104 in einem Abschnitt sich befindet, nicht noch einmal gedruckt wird. Es heißt dort zunächst von Mackay: „Späterhin hatten ihn die Umstände nicht sowohl zu einem eifrigen Missionar und Kenner von Uganda, als zum politischen Eiferer gemacht.“ Kurz darauf lesen wir in demselben Abschnitt: „Alles in allem war Mackay . . . . ein be-

geisterter Missionar, ein tüchtiger und edler Mensch und insbesondere der beste Kenner Ugandas."

Auch können wir nicht umhin, auf zwei Anschauungen des Verfassers besonders hinzuweisen. Die eine begegnet uns wiederholt in seinem Werke, die andere sucht er auf Seite 214 und 215 zu begründen. Jene faßt sich dahin zusammen (vgl. Seite 62), daß die Araber „auch fernerhin ein wichtiges Kulturelement bleiben werden, das wir uns dienstbar machen müssen." Ohne uns auf eine Erörterung der Frage einzulassen, wie weit die Araber bisher im Innern Afrikas ein Kulturelement gewesen sind, können wir ja nur wünschen, daß es der deutschen Herrschaft wirklich gelingen möge, einerseits der Gewaltthätigkeit der Araber ein Ende zu bereiten, andererseits aber sie mit der Neuordnung der Dinge so weit auszusöhnen, daß sie in Zukunft wirklich fördernd und aufbauend sich mit an dem Kulturwerke beteiligen. — Die andere Anschauung, die uns bedenklich erscheint, ist die, daß „eine ideale Kulturthätigkeit, wie die der Missionen, allemal nur dort wirklich Erfolg haben kann, wo eine freigebige Natur dem Menschen diese Sorgen (ums tägliche Brot) abnimmt und ihm Zeit zur Ausbildung seiner geistigen Funktionen gewährt, wie das in dem fruchtbaren Uganda der Fall ist. Man schaffe friedliche Zustände und bessere die Existenzbedingungen der Neger auf, denn wird man auch ethische Erfolge erzielen." Richtig verstanden enthält diese Aeußerung ja viel Wahres, nur müssen wir betonen, daß die christliche Mission überall und unter allen Verhältnissen ihrer Pflicht, das Evangelium zu predigen nachkommen muß, und daß ihre Arbeit oft gerade unter bedrückten und zersprengten Stämmen reich gesegnet war.

—er.

Eingesandt.

Das Erscheinen der ersten Nummer von „Afrika" begrüßte ich mit Freuden, wenn auch bedauernd, daß der Inhalt nicht durchaus erfreulich sein konnte; aber eben weil in Afrika vieles nicht gut steht, bedarf es um so mehr der Hilfe. Möge es dem Ev. Afrika-Verein gelingen, zur Wohlfahrt der Bewohner Afrikas und zur Beseitigung leiblicher und geistiger Notstände daselbst wesentlich beizutragen. Als einer, der den Hauptteil seines Lebens der Arbeit für Afrika gewidmet hat und weiß, daß solche Arbeit für die Neger nötig und für uns Christen Pflicht ist, daß sie aber auch aussichts- und erfolgreich ist, möchte ich mir erlauben auf 2 Punkte hinzuweisen. 1. Wie in Westafrika an die Stelle der Sklavenausfuhr die Ausfuhr von Palmöl und andern Landeserzeugnissen trat, so sollte an die Stelle der Einführung von Branntwein und Kriegsbedarf mehr und mehr die von Bekleidungsstoffen treten. Als in den jetzt unter Deutschland gestellten Ländern östlich vom Volta, z. B. Nkonya und Boem, wo jetzt die Basler Mission zu arbeiten begonnen hat, die Verkehrsschranken, die unter der Asanteherrschaft bestanden, 1874 gefallen waren, traf der Negermissionar D. Asante, der wiederholt dort durchreiste, nach wenigen Jahren eine auffallende Besserung in der zuvor so dürftig gewesenen Bekleidung der Leute. Aehnliches wäre auch bei zahlreichen noch unbesuchten Stämmen z. B. des Hinterlandes von Kamerun zu erwarten.

2. Die Kenntnis der Landessprachen seitens der Europäer wäre der beste Schlüssel zu Kopf und Herz der Eingeborenen, das wirksamste Mittel zu ihrer geistigen Hebung. Aber es scheint fast, als ob alle, die in Afrika etwas erreichen wollen für sich oder die Eingeborenen, zuletzt und am ungernsten sich mit ihren Sprachen abgäben. Schwierigkeiten des Anfangs waren und sind vorhanden; doch sie lassen sich bei ernstlichem Wollen und Fleiß gar wohl überwinden, je länger, je mehr. Was an verschiedenen Orten von Reisenden und von Missionaren mit ihren Gehilfen aus den Landeskindern aufgezeichnet und gesammelt worden, sollte draußen beständig vermehrt und auch in der Heimat fleißig zusammengestellt, verglichen und durchgearbeitet werden. Je mehr Sprachen man vergleichen kann, freilich nicht blos in mageren Wörterlisten, desto mehr werfen sie gegenseitig Licht auf einander. Auch wo keine Sprachdenkmäler aus früheren Zeiten vorliegen, wie bei den Schriftsprachen Europas und Asiens, läßt die Vergleichung gleichzeitiger Sprachen und Mundarten vieles besser verstehen und bei tieferem Eingehen innere Aehnlichkeiten auffinden, auch wo die äußeren Aehnlichkeiten gering sind. Es sollten auch in Deutschland an Mittelpunkten der wissenschaftlichen Bildung und seitens der in Afrika arbeitenden Missionsgesellschaften Sammlungen von afrikanischen Schriften und Büchern angelegt werden, wie die reichhaltige Greysche Bibliothek in der Kapstadt, aus der Dr. Bleek und andere viel Nutzen zogen. Es ist noch nicht lange her, daß das meiste und beste, was in afrikanischer Sprachkunde vorlag, von Deutschen geliefert war; sollten sie nun hinter Engländern, Franzosen und Amerikanern zurückbleiben? Auch die Negersprachen sind es wert, von der europäischen Wissenschaft aufgegriffen und ihrem Gesamtwissen eingegliedert zu werden. Die Menschen Afrikas sollten doch wichtiger sein als die Tiere und Pflanzen dort, und für die Völkerkunde, sowie für jede Art von Verkehr mit den Landeskindern ist nichts so wichtig und förderlich, wie die Kenntnis ihrer Sprachen. Der so schmerzlich vermißte Dr. Büttner mußte sich, zu seiner Kenntnis wichtiger Bantusprachen, auch ins Arabische einleben. Es bleibt in den Bantusprachen noch viel zu thun, aber ebensoviel oder noch mehr in den Sudansprachen, und die gründlicher und geduldiger Arbeit fähigen Deutschen sollten nicht umsonst an die Orte gestellt sein, wo sich die Bantu mit Hottentotten, Arabern, Sudannegern und auch Hamiten, zu denen die Fulbe und Galla gehören, berühren und mischen. Die Einbeziehung der afrikanischen Sprachen wird, ähnlich der Entdeckung des Sanskrit, die Sprachwissenschaft auf eine neue Stufe heben und wichtige Streitfragen lösen. Möchten darum auch wieder akademisch gebildete Männer sich den afrikanischen Sprachen zuwenden und auf diese weiten Gebiete ihre Forschungs- und Eroberungszüge ausdehnen, und möchte einer der 20—30 Deutschen, die z. T. weit über 1 Million jährliches Einkommen haben, eine Stiftung machen, ähnlich wie Baron Volney, von dem das Institut de France Jahr für Jahr Tausende von Franken verausgaben kann für Arbeiten, die der vergleichenden Sprachwissenschaft zu gute kommen; so könnte einer ein Wohlthäter vieler Völker werden; aber „in des armen Mannes Beutel verdirbt viel Witz“ und mühsam Gesammeltes geht ungedruckt verloren. Mittelst ihrer eigenen, oft ungeahnt seelenvollen Sprachen ließe sich weit mehr von den Negern erreichen, als mittelst des erbärmlichen Negerenglisch oder durch unzuverlässige Dolmetscher oder durch barsche Behandlung und kostspielige Kriege.

Schorndorf, Februar 1894. I. G. Christaller.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin N. 65, Müllerstraße 156.

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

2. Die Kenntnis der Landessprachen seitens der Europäer wäre der beste Schlüssel zu Kopf und Herz der Eingeborenen, das wirksamste Mittel zu ihrer geistigen Hebung. Aber es scheint fast, als ob alle, die in Afrika etwas erreichen wollen für sich oder die Eingeborenen, zuletzt und am ungernsten sich mit ihren Sprachen abgäben. Schwierigkeiten des Anfangs waren und sind vorhanden; doch sie lassen sich bei ernstlichem Wollen und Fleiß gar wohl überwinden, je länger, je mehr. Was an verschiedenen Orten von Reisenden und von Missionaren mit ihren Gehilfen aus den Landeskindern aufgezeichnet und gesammelt worden, sollte draußen beständig vermehrt und auch in der Heimat fleißig zusammengestellt, verglichen und durchgearbeitet werden. Je mehr Sprachen man vergleichen kann, freilich nicht blos in mageren Wörterlisten, desto mehr werfen sie gegenseitig Licht auf einander. Auch wo keine Sprachdenkmäler aus früheren Zeiten vorliegen, wie bei den Schriftsprachen Europas und Asiens, läßt die Vergleichung gleichzeitiger Sprachen und Mundarten vieles besser verstehen und bei tieferem Eingehen innere Aehnlichkeiten auffinden, auch wo die äußeren Aehnlichkeiten gering sind. Es sollten auch in Deutschland an Mittelpunkten der wissenschaftlichen Bildung und seitens der in Afrika arbeitenden Missionsgesellschaften Sammlungen von afrikanischen Schriften und Büchern angelegt werden, wie die reichhaltige Greysche Bibliothek in der Kapstadt, aus der Dr. Bleek und andere viel Nutzen zogen. Es ist noch nicht lange her, daß das meiste und beste, was in afrikanischer Sprachkunde vorlag, von Deutschen geliefert war; sollten sie nun hinter Engländern, Franzosen und Amerikanern zurückbleiben? Auch die Negersprachen sind es wert, von der europäischen Wissenschaft aufgegriffen und ihrem Gesamtwissen eingegliedert zu werden. Die Menschen Afrikas sollten doch wichtiger sein als die Tiere und Pflanzen dort, und für die Völkerkunde, sowie für jede Art von Verkehr mit den Landeskindern ist nichts so wichtig und förderlich, wie die Kenntnis ihrer Sprachen. Der so schmerzlich vermißte Dr. Büttner mußte sich, zu seiner Kenntnis wichtiger Bantusprachen, auch ins Arabische einleben. Es bleibt in den Bantusprachen noch viel zu thun, aber ebensoviel oder noch mehr in den Sudansprachen, und die gründlicher und geduldiger Arbeit fähigen Deutschen sollten nicht umsonst an die Orte gestellt sein, wo sich die Bantu mit Hottentotten, Arabern, Sudannegern und auch Hamiten, zu denen die Fulbe und Galla gehören, berühren und mischen. Die Einbeziehung der afrikanischen Sprachen wird, ähnlich der Entdeckung des Sanskrit, die Sprachwissenschaft auf eine neue Stufe heben und wichtige Streitfragen lösen. Möchten darum auch wieder akademisch gebildete Männer sich den afrikanischen Sprachen zuwenden und auf diese weiten Gebiete ihre Forschungs- und Eroberungszüge ausdehnen, und möchte einer der 20—30 Deutschen, die z. T. weit über 1 Million jährliches Einkommen haben, eine Stiftung machen, ähnlich wie Baron Volney, von dem das Institut de France Jahr für Jahr Tausende von Franken verausgaben kann für Arbeiten, die der vergleichenden Sprachwissenschaft zu gute kommen; so könnte einer ein Wohlthäter vieler Völker werden; aber „in des armen Mannes Beutel verdirbt viel Witz“ und mühsam Gesammeltes geht ungedruckt verloren. Mittelst ihrer eigenen, oft ungeahnt seelenvollen Sprachen ließe sich weit mehr von den Negern erreichen, als mittelst des erbärmlichen Negerenglisch oder durch unzuverlässige Dolmetscher oder durch barsche Behandlung und kostspielige Kriege.

Schorndorf, Februar 1894. I. G. Christaller.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika" zu sammeln erbittet

Berlin N. 65, Müllerstraße 156.

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Stellung des Weibes bei Neger- und Bantu-Völkern	49
Wangwana und Waschensi	52
Mission	56
Afrikanische Nachrichten	59
Vermischtes	64

Bezugspreis bei portofreier Zusendung jährlich 2 Mark. Bestellungen bei jeder Buchhandlung oder bei der Ausgabestelle

Pastor Müller,

Berlin W62, Wormser Straße 9.

Wir machen ergebenst ausdrücklich darauf aufmerksam, daß wir das Bureau des Evangelischen Afrika-Vereins, die Ausgabestelle sowie die Schriftleitung unserer Zeitschrift „Afrika“ nach

Berlin W62, Wormser Straße 9

verlegt haben.

Die Stellung des Weibes bei Neger- und Bantu-Völkern.

Von A. Merensky.

Die Stellung des Weibes in Afrika ist in der letzten Zeit vielfach erörtert worden, und es hat sich dabei wieder gezeigt, daß eine tiefer gehende Kenntnis afrikanischen Volkslebens bei uns noch selten ist, trotz des gesteigerten Verkehrs zwischen Afrika und unserem Vaterlande. In bezug auf die Stellung, die das Weib bei den Afrikanern einnimmt, sind von früheren Zeiten her geradezu irrtümliche Anschauungen verbreitet, denen Beobachtungen von einzelnen aus dem Rahmen des gesamten Volkslebens herausgerissenen Sitten, oder von einzelnen unverstandenen Begebenheiten zu Grunde lagen. Man begegnet noch immer in den Tagesblättern, auch in Missionsschriften oder in Berichten junger Missionare der Behauptung, daß das Weib in Afrika eine unendlich tiefe, eine sklavenartige Stellung einnehme. Dieser hergebrachten Auffassung müssen wir aber entgegentreten. Sie wird im Blick auf die Gesamtheit jener Völker vielfach zu berichtigen und zu mildern sein, und sich im Blick auf einzelne Züge des afrikanischen Volkslebens häufig in ihr Gegenteil verkehren, so daß damit auch unsere Schätzung des Kulturstandpunktes, auf dem diese Völker stehen, eine andere wird. Denn mit Recht wird behauptet, daß man an der Stellung, die das Weib unter einem Volke einnimmt, einen guten Wertmesser besitzt für Beurteilung der Kultur, die solches Volk sich angeeignet hat.

Zunächst ist hervorzuheben, daß bei den dunkelfarbigen Afrikanern (d. h. bei Negern und Bantu) beide Geschlechter sich der Gleichheit vor dem Gesetz erfreuen. Ein Vergehen oder Verbrechen, das an einem Weibe, Mädchen oder weiblichen Kinde begangen ist, wird nicht leichter beurteilt und leichter gesühnt als dasselbe an einem männlichen Individuum begangene. Ja es giebt Stämme, wo ein Unrecht härter bestraft wird, wenn es einem Weibe zugefügt wurde. Die besondere Stellung des Weibes im Volksleben ist weiter durch bestimmte Gesetze und Sitten fest begründet und bezeichnet. Pflichten wie Rechte sind klar umgrenzt, so daß, wenn es hierbei auch an Bestimmungen nicht fehlt, die uns als hart anmuten, doch von einer willkürlichen Behandlung oder gar rechtlosen Stellung des Weibes nicht die Rede sein kann.

Freilich heißt es: „Das Mädchen, das verheiratet werden soll, wird in Afrika verkauft.“ So aber spricht nur der Europäer. Der Schwarze weist mit Entrüstung diese Behauptung zurück. Die Gabe an Vieh oder anderen Dingen, die der Heiratslustige zu zahlen hat, ist das Mittel, eine rechtsgiltige Ehe zustande zu bringen. Kein Afrikaner redet dabei von kaufen, er „ehelicht“ das Mädchen durch Vieh. Freilich ist es hart, daß von vielen Eltern das Kind fortgegeben wird, ehe es selbst einen Willen hat, ja daß das Kind später, wenn der Bräutigam es heimführen will, oft gezwungen

wird, vielleicht durch grausame Maßnahmen, ihm zu folgen, da es gesetzlich an ihn bereits gebunden ist, allein, das alles ist nicht die Regel. Bei manchen Stämmen wird dem Mädchen in Bezug auf die Wahl des Mannes ein bedeutendes Recht mitzusprechen eingeräumt, und ein allgemein verbreiteter, anerkennenswerter Zug ist der, daß die Braut nur bei vollem Alter heimgeführt werden darf, während bei anderen Stämmen der junge Ehemann unwiderruflich eine Zeit lang mit der Tochter bei den Schwiegereltern wohnen muß.

Und hier ist der Ort, darauf hinzuweisen, daß nur Unkenntnis behaupten kann, der Schwarze kenne die höhere Art der Liebe nicht, die auf dem geistigen Einssein, dem Harmonieren des tiefsten inneren Lebens beruht. Man habe deshalb nicht nötig, bei Behandlung der Schwarzen mit der Liebe als einem Faktor zu rechnen. Aber man hat sich täuschen lassen dadurch, daß Schwarze nicht geneigt sind, über ihr innerstes Empfinden sich auszusprechen, daß sie auch das schwerste Leid oft mit anscheinend stumpfer Ergebung tragen. Wer tiefere Blicke in das Volksleben und in das Seelenleben einzelner gethan hat, weiß, daß Liebe, wirkliche Liebe, beim Umgang der Geschlechter untereinander eine große Bedeutung hat. Es ist nicht selten, daß ein junger Mensch oder ein junges Mädchen krank wird, weil es von dem Geliebten getrennt ist. Es ist häufig genug, daß, nachdem ein Mädchen von den Eltern an einen Mann vergeben wurde, den es nicht wirklich liebt, es mit einem andern flieht, obwohl durch solche Flucht beide Beteiligten sich den strengsten Strafen aussetzen, ja, obwohl sie mit dem Tode bestraft werden, wenn die Flucht das Land eines feindlichen Stammes zum Ziel hatte. Wir wissen heut, daß unglückliche Liebe bei den jungen Leuten in Afrika der häufigste Grund für Ausübung des Selbstmordes ist, der dort unter allen Stämmen und bei allen Altersklassen häufig genug vorkommt.

Auch bei dem Verhältnis, in dem die Ehefrau zu ihrem Manne steht, tritt es im ganzen hervor, daß die Männer die Weiber lieben und achten. Die Frau wird nicht als Sklavin behandelt. Freilich hat sie den größten Teil der täglichen Arbeit im Hause und auf dem Acker zu tragen, aber nicht der einzelne Mann bürdet der einzelnen Frau solche Last auf, noch weniger darf er sie nach Belieben mehren, sondern die Arbeit der Frau ist nach Beschaffenheit und Maß von der Volkssitte fest bestimmt. Die Volkssitte bestimmt auch Teilung der Arbeit. Der Mann verrichtet alle Holzarbeit am Hause und an den Geräten, er deckt auch fast überall das Haus; der Mann muß die Körbe flechten, muß für die Frau die Felle und Häute schaffen und zubereiten, die sie und die Kinder tragen und besorgt Groß- und Kleinvieh, besorgt auch selbst das Melken. Der Frau liegt alle Lehmarbeit am Hause ob, auch wohl das Herstellen von Töpfen, Flechten der Schlafmatten, Mahlen, Kochen, Holen von Brennholz und Wasser und der Hauptanteil an der Gartenarbeit. Daß die Frauen den Landbau besorgen müssen, ist oft hervorgehoben worden

als Beweis für ihre Sklavenstellung, aber dieser Gartenbau ist der Frau ein Vergnügen und eine Freude. Beim Urbarmachen des Landes muß der Mann helfen, er hilft aber auch sonst. Die Hauptarbeit der Frau ist Gäten und Ernten. Schwer ist freilich oft die Last an Korn, die das Weib in der Erntezeit heimträgt, aber das Korn ist der Frau Besitz. Sie hat davon dem Manne Speise zu bereiten, den Gästen Mahlzeiten zu stellen, dem Häuptling Abgabebier zu brauen, aber der Mann darf nicht etwa willkürlich von dem Kornvorrat der Frau nehmen und verkaufen. Die Frau besitzt auch sonst Eigentum, über das der Mann nicht verfügen darf. Auch das ist ein Beweis dafür, daß ihre Stellung nicht die einer Sklavin ist. Selbst durch die Vielweiberei, die in Afrika ja Volkssitte ist, wird die Stellung der Frau nicht unerträglich. Auch das Verhältnis der einzelnen Frauen zu einander ist genau durch Sitte und Recht bestimmt. Der Mann liebt oft seine Weiber wirklich oder wenigstens eine unter ihnen. Jedenfalls findet man bei vielen Stämmen die Sitte, daß die Männer ihre Weiber reichlich mit Schmuck und Kleidung versorgen. Die Suaheli verthun fast ihren ganzen Verdienst in dieser Weise, sie schmücken nach Vermögen ihre Frauen. Bei näherer Beobachtung wird man auch oft finden, daß die Frauen von ihren Männern bei allen wichtigen Entscheidungen um ihre Meinung befragt werden, ja daß Männer nicht selten dabei in zu große Abhängigkeit von den Wünschen und dem Willen ihrer Frauen kommen.

Ich will nicht verschweigen, daß freilich in manchen Sitten sich auch Härte gegen die Frauen ausspricht. Z. B. wird es fast überall streng bestraft, wenn ein Weib ihrem Manne entläuft, und weiter kann der Mann meist ohne weiteres die Ehe lösen, wenn er keinen Anspruch auf Erstattung des Trauungs-Gutes und auf Besitz der Kinder erhebt. Ebenso ist Uebergehen des Weibes an den Erben des Mannes (den ideellen Erben des gezahlten Heiratsguts) für unser Gefühl eine Entwürdigung.

Auch als Mutter nimmt das Weib in Afrika fast überall eine geachtete Stellung ein. Nur die Leute sehen sich als wirkliche Geschwister an, die eine Mutter haben, daß Leute von einem Vater stammen, bedeutet weniger. Bei manchen Stämmen, z. B. bei den Konde am Njaßa, wird jeder Knabe nach der Mutter genannt, und behält diesen Namen später auch als Mann. Muakatungira, Muankenja heißt „Sohn der Katungira", „Sohn der Nkenja". Viele Söhne halten ihre Mütter in Ehren bis in das hohe Alter. Die Mutter des Sulukönigs Tschaka, die Mutter des Swasikönigs (Umsuasi) und die Mutter Sekukunis hatten ihrer Zeit in Südafrika viel zu bedeuten. Auch sonst finden wir oft, daß Frauen im afrikanischen Volksleben eine hervorragende Rolle spielen. Als Wahrsagerinnen und Priesterinnen sind sie hier wie überall in der Welt häufig geachtet und gefürchtet. Bei den Herero ist die älteste Tochter die Hüterin des heiligen Feuers, das auf der heiligen Feuerstätte des Gehöftes brennt. Bei den Mandingo in West-

afrika, bei den Balolo am Kongo und gewiß auch bei manchen anderen Stämmen nehmen die Weiber sogar an den Beratungen des Volkes teil. Nicht selten ist es auch, daß Witwen Häuptlingsrang bekleiden. Man erinnere sich an die alte Schol, von der Schweinfurth berichtet (Im Herzen Afrikas, S. 31), daß sie von Einheimischen und Fremden, auch von den Schiffern des Nils, gleich geachtet war, und daß sie ihren Einfluß stets zum Besten, zur Aufrechterhaltung des Friedens, geltend gemacht habe. Man gedenke der Sangula-Meta, der energischen Schwester des Häuptlings der Baluba, welcher die Wißmannsche Kassai-Expedition es hauptsächlich zu verdanken hatte, daß sie ihr Ziel erreichte. Die Schwester oder die Schwestern vieler Häuptlinge haben oft bedeutende Macht neben dem König. So ist es selbst in Dahomeh. Oft legen Unterhäuptlinge oder Freunde eines Königs besonderen Wert darauf, eine seiner Schwestern heiraten zu dürfen. Dadurch steigt ihre Macht und wird die Bundesgenossenschaft besiegelt. Die betreffenden Frauen haben dann meist einen eignen Hofstaat und regieren neben oder mit dem Mann. Ja, ein Stamm ist uns bekannt, der in Transvaal am Holzbuschberge wohnende Barokkastamm, der eine Königin hat (Motjatje), die keinen Mann ihren Ehemann nennen darf. Männliche Thronfolge ist ausgeschlossen, stets muß ein Weib hier herrschen.

So nimmt das Weib im afrikanischen Volksleben eine beachtenswert hohe Stellung ein, die in der größeren Gemütstiefe und dem Familiensinn der Afrikaner begründet ist. Das Weib wird auch in Zukunft bei der christlichen Neugeburt und Fortentwicklung der afrikanischen Völker eine große Bedeutung haben, und seine Stellung sollte deshalb von allen wirklichen Freunden Afrikas mit gebührendem Wohlwollen beachtet und gehoben werden.

Wangwana und Waschensi.*)

I.

Die erste Frage, die ich heute besprechen will, habe ich formuliert zu dem Thema: „Wangwana und Waschensi," d. h. ich will von dem Gesichtspunkte aus über die schwarze Bevölkerung unserer ostafrikanischen Kolonie sprechen, daß dieselbe durch gewisse Umstände in 2 völlig von einander getrennte Klassen zerfallen ist, die bei Beurteilung der Verhältnisse in der Kolonie nicht scharf genug auseinander gehalten werden können. Die Umstände, welche diese Trennung hervorgerufen haben, sind nicht ethnologischer Natur. Denn die gesamte Bevölkerung der Kolonie gehört zur Bantu-Familie und ich glaube, daß die Bantu-Stämme in physischer Be-

*) Dieser Aufsatz ist ein Teil eines Vortrags, den der Herr Reservelieutenant und Ostafrika-Reisende Ludwig Meyer in der „Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin" gehalten und uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

ziehung sich außerordentlich nahe stehen. Der Grund zu jener Trennung liegt vielmehr darin, daß vor allem durch das Eindringen des Arabertums, durch die Handels- und Sklaverei-Verhältnisse eine Art neuer Kultur sich entwickelt hat, deren Träger sich in scharfen Gegensatz zu der alten, einheimischen Kultur gestellt haben. Diejenigen Leute, die diese neue Kultur angenommen haben, nennen sich im Gegensatz zu den Negern, welche noch bei ihrer ursprünglichen Kultur beharren, Wangwana. In erster Linie sind dies alle Bewohner der Küstenplätze, wo ja vor allem Araber sich angesiedelt haben. Hier sind alle von der neuen Kultur beleckt und es fehlt also der Gegensatz gegen solche, welche noch auf der alten Kulturstufe stehen. Deshalb nennen sie sich hier nicht Wangwana, sondern nach dem ursprünglich an der Küste angesiedelten Stamme Wasuaheli. Jeder Suaheli ist, eben als Träger der neuen Kultur ein Mgwana und nennt sich so überall, wo er dies im Gegensatz zu andern zum Ausdruck bringen will. Und jeder andere Neger, der nicht Suaheli ist, ist doch ein Mgwana, sobald er die Kultur der Wasuaheli angenommen hat und nur, weil er nicht an der Küste wohnt, verhindert ist, sich dem Suaheli-Volke zuzuzählen. Das Typische für die Wangwana ist also die Annahme jener neuen Kultur, deren Hauptträger die Wasuaheli sind und die ich deshalb kurz die Suaheli-Kultur nennen will. Mögen andere Momente zur Bildung derselben beigetragen haben: in erster Linie ist sie ohne Zweifel entstanden unter dem Einfluß des Arabertums mit seinem Institut der Sklaverei und des Karawanenwesens. Was die beiden Bevölkerungsklassen von Deutsch-Ostafrika scheidet, ist also eben diese Suahelikultur. Die, welche sie angenommen haben, heißen Wangwana, alle andern Waschensi.

Was den Namen Waschensi betrifft, so ist er der ursprüngliche Name eines kleinen Stammes im Hinterlande von Saadani. Er ist indes auf die gesamte schwarze Bevölkerung Ostafrikas, ja man kann sagen Afrikas überhaupt übertragen, so weit sie die Suahelikultur nicht angenommen hat. Das Wort bedeutet soviel wie: „Die Wilden." Jeder Nichtmgwana, auch der mächtigste Häuptling, heißt bei den Wangwana eben Mschensi, und so tief ist dieses Wort eingewurzelt, daß die Leute sich selbst so nennen, ohne zu bedenken, daß sie damit sich selbst beschimpfen. Denn das Wort Mschensi hat eine verächtliche Bedeutung. Die Wangwana gebrauchen es unter sich als Schimpfwort, und auch minderwertige Europäer, Griechen u. a., welche sich nicht zum Vorteil des europäischen Ansehens in Ostafrika aufhalten, werden waschensi Ulaja, d. h. europäische Wilde, genannt.

Typisch für die Waschensi nun in unserer Kolonie ist vor allen Dingen die außerordentliche Unverträglichkeit der Leute untereinander, welche zu einer schier unglaublichen Zersplitterung in kleine und kleinste Stämme geführt und die allgemeine Kalamität der wirtschaftlichen Verhältnisse im Innern verursacht hat. Es ist fast Regel, daß jeder Stamm in Fehde liegt mit seinem Nachbar, ja

auch innerhalb eines Stammes giebt es oft Kriege, die neue Teilung herbeiführen. Nur selten ist es einem energischen Häuptling gelungen, einen mächtigeren Staat zu gründen. Meist erstreckt sich seine Herrschaft nur auf ein paar Hunderte, höchstens Tausende von Familien. Infolge dieser ewigen Fehden sind die einzelnen Stämme natürlich ohne Verkehr mit ihren Nachbarn auf sich allein angewiesen. Aus demselben Grunde wohnen sie meist eng bei einander. Ringsherum um ihre Wohnsitze bleibt Stunden, ja Tage weit das Land zum Schutz gegen plötzliche Ueberfälle unbebaut, und der das bebaute Land umgebende Urwaldschutzring ist oft größer als dies selbst. Darin liegt der Grund, daß jeder einzelne kleine Stamm die ursprünglich gemeinsame Sprache seiner Individualität entsprechend umgebildet hat, und das bekannte wahrhaft babylonische Gewirr von Bantudialekten entstanden ist.

Ursache und Folge zugleich dieser ewigen Kriege ist eine unverhältnismäßige Ausbildung der kriegerischen Eigenschaften bei den Bewohnern unserer Kolonie, in gutem wie in schlechtem Sinne. — Niemand wird den Leuten großen persönlichen Mut absprechen können. Man muß ja doch die außerordentliche Ungleichheit der Waffen in Betracht ziehen, die auf unserer Seite selbst einer großen numerischen Ueberlegenheit des Gegners das Gleichgewicht hält. In dieser Beziehung muß man sich indes auch hüten, die Zahl der Gegner zu hoch zu schätzen. Die außerordentlich schwache Bevölkerung Afrikas und die Plötzlichkeit, mit der solche Kämpfe zu entstehen pflegen, lassen es stets bedenklich erscheinen, wenn man von vielen Tausenden von Gegnern spricht. Ich selbst bin einmal im Osten des Viktoria Njansa von einer Schar überfallen, welche meinen mit Mausergewehren bewaffneten Leuten nur etwa um das Doppelte überlegen war, und war herzlich froh, als es mir nach einem fast verzweifelten Kampfe gelang, sie zurückzuschlagen, oder besser zu vernichten; denn die Leute wandten sich erst zur Flucht, als $^4/_5$ von ihnen gefallen waren. Neben dieser kriegerischen Tugend fehlt es indes den Bewohnern unserer Kolonie auch nicht an eben solchen Untugenden. Die Leute sind im Kriege grausam und überaus plünderungssüchtig. Der verwundete Feind wird ohne weiteres getötet und die Leichen werden nicht selten geschändet, die Köpfe der Erschlagenen häufig über den Eingangsthoren der Dörfer auf Stangen aufgepflanzt. Die Raublust aber ist den Leuten so angeboren, daß sie auch bei friedlichen Verhältnissen nicht davon lassen können. Jeder Karawanenführer hat Gelegenheit dies zu beobachten und, zumal wenn sich die Leute in der Mehrzahl wissen, kann er sie nur durch drastische Mittel davon überzeugen, daß es ihm nicht genehm ist, durch ihre Räubereien von den Kosten ihrer Verpflegung befreit zu werden. Von solchen Uebergriffen seine Leute zurückzuhalten, ist zu einem großen Teile die Arbeitsleistung eines gewissenhaften Karawanenführers.

Es fehlt den Leuten, den Waschensi, aber durchaus nicht an andern guten Eigenschaften, die bei unsern Kulturbestrebungen uns sehr zu statten kommen werden. Im Gegensatz zu vielen „Afrikanern" bin

ich der Ansicht, daß der Neger das Gefühl der Dankbarkeit sehr wohl kennt. Die Treue, mit der bekanntlich Negerdiener im allgemeinen an ihrem Herren hangen, dürfte in den meisten Fällen auf ihrer Dankbarkeit beruhen. — Dabei hat der Neger die gute Eigenschaft, daß er keineswegs stumpfsinnig am Althergebrachten hängt, wie z. B. der nordamerikanische Indianer. Im Gegenteil, er liebt es, sich gut zu kleiden und verschmäht die Produkte unserer Kultur durchaus nicht, wenn sie ihm besser dünken, wie die seinigen.

Der Satz, daß der Neger faul ist, ist ein so stereotyper geworden, daß er häufig die einzige Kenntnis vom Charakter des Negers nicht nur, sondern auch von unsern kolonialen Verhältnissen überhaupt bildet. Doch ist er sehr cum grano salis zu nehmen. Während der Monate der Ackerbestellung entwickelt der Neger eine ganz bedeutende Arbeitskraft. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind groß und klein, Männer und Weiber mit langstieligen eisernen Hacken beschäftigt, den Boden umzuarbeiten. Einen Begriff von dieser durch das unausgesetzte Gebücktstehen außerordentlich anstrengenden Arbeit bekommt man, wenn man die im Verhältnis zu der Kleinheit der Dörfer großen Felder ansieht. Verteilt man diese auf wenige Monate zusammen gedrängte Arbeitsleistung auf das ganze Jahr und rechnet hinzu die sonstigen Arbeiten, namentlich das mühsame Holzschlagen und -transportieren, so kommt eine recht beträchtliche Arbeitsleistung auf den einzelnen Tag. Und selbst wenn man durch Einführung europäischer Handwerkzeuge die jetzige unnötige Kraftvergeudung einschränkt, so bleibt noch genug Arbeitsleistung übrig, um hunderte von europäischen Plantagen damit zu versorgen. Bei dieser Erfahrung in Bezug auf den Fleiß der Neger kann ich mich der Ansicht nicht entziehen, daß in vielen Fällen, in denen für die Plantagen keine Negerarbeiter zu bekommen sind, die Schuld an den Europäern liegt.

Ich komme jetzt zu einer Seite im sozialen Leben der Völker Ostafrikas, die mir ganz besonders der Aufklärung zu bedürfen scheint. Bekanntlich läßt die sittliche Stufe, auf der die Küstenbevölkerung daselbst steht, recht viel zu wünschen übrig. Ich komme später bei der Besprechung der Wangwana hierauf zurück. Falsch ist es jedoch, diese Unsittlichkeit der Wangwana auch auf die Waschensi, die anderen, eigentlichen ostafrikanischen Neger zu übertragen. Denn bei diesen wird die Ehe höher geachtet als man anzunehmen geneigt ist. Untreue ist selten und wird schwer bestraft. Allerdings wird die Frau gekauft, oder im Kriege erworben, doch kann ich nicht sagen, daß ihre Stellung eine absolut niedrige sei. Jedenfalls ist sie eine andere als z. B. bei den Chinesen, ja selbst als bei den Mohammedanern. Männer und Frauen, die einen großen Teil von Freiheit genießen, kommen ins Lager, um ihre Landeserzeugnisse anzubieten. Auch habe ich niemals von einer schlechten Behandlung der Frauen gehört. Bezeichnend für die Stellung der Frau ist es jedenfalls, daß man unverhältnismäßig häufig Frauen als Sultane der Stämme findet. Auch wird die

im Kriege erbeutete Frau nicht eigentliche Sklavin, sondern sie tritt, soviel ich weiß, einfach in die Familie ihres Eroberers ein mit denselben Rechten, als wäre sie angeheiratet. Die Stufe der Sittlichkeit eines Volkes läßt sich natürlich nicht zahlenmäßig feststellen, man muß sich bei der Beurteilung derselben häufiger wie sonst auf subjektive Eindrücke verlassen; doch kann ich nicht umhin zu gestehen, daß ich in dieser Beziehung eine nicht geringe Hochachtung vor unsern Negern habe.

Mission.

In Nr. 44 (vom 22. Februar 1894) der „Täglichen Rundschau, Unterhaltungsbeilage" finden wir einen Aufsatz: „Etwas Mythologie aus deutschem Schutzgebiete," in dessen Einleitung sich der Verfasser — man sieht nicht recht, aus welchem Grunde, denn mit seinem Thema hat das nichts zu thun — sich des längeren über die Erfolge und die Arbeitsart amerikanischer Missionare auf den Marschall-Inseln ausläßt. Weil für eine ausführliche Abhandlung über die Marschall-Inseln, auch so weit die evangelische Mission in Frage kommt, unsere Zeitschrift keinen Raum hat, aber doch auf keinen Fall diese Angriffe gegen die Mission und die Missionare unbeantwortet bleiben dürfen, so heben wir kurz folgende Punkte heraus.

1) Von den Missionaren, die „jetzt durchweg Eingeborene" und deren „Kirchen in der Regel gut besucht sind", glaubt der Verfasser „mit gutem Recht" zu behaupten, „daß im allgemeinen als Hauptzweck der Religionslehre die Verfolgung rein praktischer Ziele betrachtet wird". Ja es „war dies von vornherein auch der Standpunkt der amerikanischen Missionare, welche . . . das Christentum als ein Mittel benutzten, um sich selbst eine einflußreiche Stellung den Eingeborenen gegenüber zu verschaffen und aus diesen materiellen Vorteil zu ziehen". Wir erwarten von dem Verfasser, daß er mit seinen Belegen, die er ja, um es zu wagen, ein solch allgemeines Urteil zu fällen, in großer Anzahl haben muß, nicht hinter dem Berge hält, sondern damit ans Licht kommt. Denn es steht außer allem Zweifel, daß der American Board of Commissioners for Foreign Missions, um dessen Missionare es sich handelt, lediglich das ideale Ziel im Auge hat, Heiden zu Christen zu machen. Dafür bürgt sowohl seine Organisation, als auch seine lange Thätigkeit. Wenn es trotzdem vorkommt, daß einer der angestellten eingeborenen Gehilfen seine Stellung benutzt, um sich materielle Vorteile zu verschaffen, so ist das durchaus gegen den Sinn der Leitung. Indes sollte der vorurteilslose und nüchterne Kritiker sich doch selbst sagen: es läßt sich von jemand, der vor einem Jahrzehnt noch ein roher Heide war, kaum eine dermaßen tief gewurzelte christliche Uneigennützigkeit erwarten, daß er in allen Fällen derartigen Versuchungen widerstehen müßte, zumal wenn es an der richtigen Auf-

sicht seitens der Missionsoberen fehlt. Jedenfalls wird jeder unparteiische Beobachter zugeben, daß sich bei diesen christlichen braunen Lehrern und Predigern eine ungleich größere Uneigennützigkeit findet, als bei den Heiden, zu denen sie dem Stamm nach gehören, und besonders als bei den Häuptlingen.

2) Es ist ein grober Irrtum, daß die von der Mission auf den Marschall-Inseln verbreiteten Bücher „bei uns für wenige Groschen käuflich sind". Der Board läßt Bücher in der Muttersprache der Eingeborenen herstellen, die durch die Sprachstudien, Uebersetzungsarbeiten und besonders auch durch den umständlichen Druck mit den unsäglich mühseligen Korrekturen unsern Büchern gegenüber mindestens die zehnfachen Herstellungskosten verursachen. Wer hiervon nichts weiß, dem erscheint ja dann vielleicht der Preis hoch. Ueber etwas aber, was man nicht kennt, soll man auch nicht klug reden wollen. Und am allerwenigsten soll man, wenn man lediglich ein „durch irgendwelche Kenntnis von den wahren Verhältnissen ungetrübtes Urteil" hat, jemandem, also hier den Missionaren, den schweren sittlichen Vorwurf machen, als übervorteilten sie ihre Pflegebefohlenen.

3) Aufrichtig danken würden wir Herrn M. v. Reymond, wollte er uns die näheren Umstände angeben, unter denen auf dem „Morgenstern" zentnerweise Tabak nach den Marschall-Inseln eingeführt worden ist. Wir würden dann der Missionsleitung des Board den Dienst erweisen können, sie auf einen Fall hinzuweisen, wo sie von Leuten schmählich hintergangen ist, die in ihrem Dienste stehen. Zweifellos würde noch jetzt alsbald eine exemplarische Bestrafung erfolgen. Denn die strengen amerikanischen Christen sind so entschiedene Gegner jedes Gebrauchs von Tabak, daß wir sie deshalb der Einseitigkeit bezichtigen.

4) Eigentümlich berührt es, daß den amerikanischen Missionaren daraus ein Vorwurf gemacht wird, daß sie ihren geographischen Lehrbüchern, die sie für ihr Missionsgebiet bearbeiten, amerikanische Handbücher zu Grunde legen, in denen natürlich Amerika die Hauptrolle spielt. Wir wollen Herrn M. v. Reymond verraten, daß unsere deutschen Missionare es genau ebenso machen, indem sie deutsche Handbücher benutzen. Hoffentlich bekommen wir nicht die Antwort: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes!"

5) Es ist durchaus peinlich, daß der Artikel mit dürren Worten konstatiert: Die deutsche Schutzherrschaft thut rein nichts, um ihre Schutzbefohlenen geistig zu fördern. Des Verfassers Worte sind uns ganz aus der Seele gesprochen: „Selbst der Kanakenverstand fühlt sich zu Betrachtungen angeregt, wenn er von den Segnungen des Kulturschutzes nur die eine Seite, die Steuern, kennen lernt, nicht aber die entsprechenden Gegenleistungen des Beschützers zu sehen bekommt. Und — der Wahrheit die Ehre — während das Steuerwesen auf den Marschall-Inseln bereits aufs ausgiebigste gehandhabt wird, ist von Amts wegen für das geistige Wohl der Eingeborenen bis jetzt noch so gut wie nichts geschehen."

Daß durch ein solches System die Ehre der deutschen Flagge bei jenen Völkerschaften nicht eben gefördert wird, liegt auf der Hand, und es wäre wirklich hohe Zeit, mit demselben zu brechen. — Wenn dann aber im Anschluß hieran der Verfasser zu bekennen genötigt ist: „Wo bereits Schulen bestehen, sind dieselben von amerikanischen Missionaren gegründet und werden auch von ihnen unterhalten" — so versteht es sich für den natürlichen Menschenverstand von selbst, daß wir diesen Männern zu Dank verpflichtet sind. Denn sie thun, was Pflicht der deutschen Schutzherrschaft ist. Darum müssen wir in der That sagen, daß im Lichte dieser mitgeteilten Zustände sich die gehässigen Aeußerungen Herrn M. v. Reymonds noch häßlicher ausnehmen.

Wir haben das unbedingte Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe der Redaktion der „Täglichen Rundschau", daß sie ihre Andeutungen mit bestimmten Thatsachen belegt. Wir unsererseits erbieten uns schon jetzt dazu, die Sorge zu übernehmen, daß auch in diesem Falle dem audiatur et altera pars volle Folge gegeben werde. D. Grundemann.

Ein deutsches Missionsdampfboot für den Njaßa. Als die Berliner Missionsexpedition sich vor drei Jahren zu dem Aufbruch nach dem Njaßa rüstete, wurde auch die Beschaffung eines Stahlbootes für den Gebrauch der anzulegenden Missionsstationen ins Auge gefaßt. Indessen wartete man mit Geldsammlungen für diesen Zweck, bis nach der Gründung der Station „Wangemannshöh" der Bericht von drüben eintraf, daß der Besitz eines solchen Bootes zur Aufrechterhaltung des Verkehrs mit Karonga, der nördlichsten englischen Handelsstation am See, höchst wünschenswert erscheine. Nachdem später der Major v. Wißmann am Nordostufer die deutsche Militärstation „Langenburg" gegründet hatte, und die Berliner Missionare im August 1893 ihre vierte Station auf der in der Nähe befindlichen Halbinsel Ikombe bezogen hatten, wurde es immer dringlicher, die Hinaussendung des Bootes zu beschleunigen. Die Missionare mußten bei ihren Fahrten der unbeholfenen Kanus sich bedienen und kamen dabei auf dem stürmischen See einige Male in große Gefahr, obwohl die eingeborenen Fischer mit diesen primitiven Fahrzeugen sehr geschickt umzugehen wissen. So wurde im November vor. Jahres die Firma R. Holtz in Harburg a. d. E. mit dem Bau des Bootes beauftragt. Dasselbe ist am 28. März mit dem Reichspostdampfer „Reichstag" nach Tschinde (Sambesimündung) verladen worden.

Die Länge des Bootes beträgt 12 m. Es ist durchweg aus 3—4 mm starkem verzinktem Stahlblech hergestellt, sodaß weder die Hauer eines Nilpferdes noch Klippen es leicht beschädigen können. Vorn befindet sich ein Laderaum, der 60—70 Zentner Fracht aufnehmen kann. Dann folgt eine kleine aus Teakholz erbaute Kajüte, die zwei Reisenden bequem Raum zum Schlafen und bei Tage Schutz gegen die Witterung gewährt. Hinter der Kajüte ist ein kleiner von einem Sonnensegel überdachter Raum zum Aufenthalt

in freier Luft. Noch weiter nach hinten befindet sich der Raum für die kleine Dampfmaschine von 6½ Pferdekraft. Die Dampfkraft soll nur bei Windstille benutzt werden; für die gewöhnlichen Fahrten dienen ein Groß- und ein Focksegel. Der Schiffskörper selbst ist in sieben verschiedene Stücke zerlegt, von denen die schwersten 13 Zentner wiegen. Alles Gerät, alle Holzteile, Segel usw. sind in verzinkten Kisten sicher verpackt, sodaß die ganze Sendnng aus 15 Stücken besteht, deren Beförderung von Tschinde bis nach dem Südende des Njaßa die „Afrikan Lakes Company" übernommen hat. Das Auswärtige Amt hat in dankenswertester Weise bewilligt, daß von dort die ganze Sendung durch den Wißmanndampfer nach Langenburg befördert werden soll, und daß die Maschinisten und Schlosser dieses Dampfers dort die Zusammenstellung des Bootes übernehmen. Das Boot hat an Herstellungskosten durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn R. Holtz nur 6400 M. gekostet. Die Frachtkosten bis Tschinde betragen aber wieder 2800 M., und die weiteren Unkosten auf der Reise ins Innere werden sich möglicherweise auf ebensoviel belaufen.

Gebe Gott, daß das Boot noch in diesem Jahre am Nordende des Njaßa die Missionare als willkommene Friedensboten von Ufer zu Ufer führe, und daß dem „Paulus" — das ist des kleinen Dampfers Name — für lange Jahre glückliche Fahrt beschieden sei.

—ky.

Afrikanische Nachrichten.

Von Gustav Müller.

Der Küstensaum von **Togoland** wird durch viele Lagunen vom eigentlichen Festlande getrennt. Zur Erleichterung eines regelmäßigen Verkehrs ist in Klein-Popo unter Leitung des Mechanikers Stöhr eine Brücke gebaut, welche, letzten Nachrichten zufolge, am 1. April dem Verkehr übergeben werden sollte.

Der Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich über die Abgrenzung von **Kamerun** ist nunmehr in seinem Wortlaut unter Beifügung einer Karte veröffentlicht. Sie verläuft so, wie es vorher die Tagesblätter bereits angegeben haben. Die Franzosen haben nunmehr die Verbindung zwischen ihren Besitzungen im Sudan und denen am Kongo hergestellt. Deutschland hat die Frucht seiner Zauderpolitik. Die Grenzlinie, welche für die im französischen Gebiete liegenden Städte Kunde und Lame sogar eine 5 km im Halbkreise weit reichende Bannmeile nach Westen hin anzeigt, macht den Eindruck eines Kuchenstückes, aus dem die Rosinen herausgeschnitten sind, wie der „Staatsanzeiger für Württemberg" sehr richtig bemerkt.

Infolge dieser Abmachung hat das „Deutsche Kamerun-Komitee" die von ihm zur Erforschung des Hinterlandes von Kamerun entsandte Expedition unter Leitung der Herren v. Uechtritz

und Dr. Passarge zurückgerufen. Sie sollen in Jola weitere Anweisungen abwarten. Die Expedition war, nachdem sie sowohl bei dem Sultan von Jola, als auch bei dem von Garua freundliche Aufnahme gefunden hatte, weiter nach Osten gezogen. Indes mußten die Reisenden die Absicht, durch die Landschaft Bubandjidda (in der deutschen Interessensphäre gelegen) zu ziehen, aufgeben. Sie wollten, trotzdem sie einen geplanten Ueberfall siegreich abgeschlagen hatten, sich nicht weiteren Feindseligkeiten aussetzen. Deshalb wandten sie sich nach Norden und kamen in die Landschaft Malumfe, deren Häuptling sie freundlich aufnahm und einen Vertrag mit ihnen abschloß. Die bisher bekannt gewordenen Ergebnisse, bezw. Entdeckungen der Expedition verbürgen, daß sie trotz ihres frühzeitigen Endes nicht umsonst gewesen ist.

Der Aufstand der meuterischen Dahomehsoldaten ist, nach einer Dauer von 3 Monaten, nunmehr beendet. Der Rest der Aufständischen, auf welche die Eingeborenen fahndeten, um den auf die Auslieferung eines jeden von ihnen gesetzten Preis zu verdienen, hat sich freiwillig gestellt. Die Eingelieferten sind streng bestraft. Die Männer wurden gehängt, die Weiber zur Zwangsarbeit auf die Stationen im Innern gebracht. — Leider ist bisher die Nachricht von einem bösen Zwischenfall, der bei der Bestrafung der Meuterer vorgekommen sein soll, nicht dementiert worden. Diese Nachricht besagt: Als Mamuda, der Anführer derselben, zur Hinrichtung geführt wurde, rief er dem anwesenden Gouverneur, dem Kanzler Leist, zu, daß er die Schuld an der Meuterei trage und es den Dahomehern Genugthuung bereitet haben würde, hätten sie ihn töten können. Darüber geriet derselbe in solche Wut, daß er einem Soldaten das Gewehr entriß und Mamuda einen furchtbaren Schlag mit dem Kolben auf den Kopf versetzte. — Infolge der hergestellten Ruhe hat der Dampfer „Admiral", der am 10. Januar mit 120 Mann Marine-Infanterie von Kuxhafen abgegangen und am 28. Januar in Kamerun eingetroffen war, am 20. März mit seiner Besatzung seine Rückreise angetreten. Zur Verstärkung der Schutztruppe in Kamerun ist aber bereits der Dampfer „Aline Woermann" mit 70 Sudanesen unterwegs, welche Hauptmann Morgen, Lieutenant Dominik und Sergeant Krause in Aegypten angeworben haben.

Der Kriegszug des Majors von Dhanis im **Kongo-Freistaat** gegen die arabischen Sklavenfürsten, in der letzten Zeit gegen Rumalisa, ist nach den letzten Nachrichten seinem durchaus erfolgreichen Ende nahe. In dem Kriege sind die sämtlichen arabischen Sklavengroßhändler bis auf eben den einen Rumalisa gefallen, der aber im Kongo-Freistaat auch keinen festen Halt mehr hat. Denn es ist nicht nur seine eigene Boma (befestigtes Dorf), sondern die ganze Reihe von festen Plätzen, welche die Araber vom Lualaba bis zum Tanganika angelegt hatten, den belgischen Truppen in die Hände gefallen. In Blantyre (Schirehochland) ist im Februar die Nachricht eingegangen, daß dieser Rumalisa von den Deutschen geschlagen und gefangen worden ist. Möge sich das bestätigen! —

Während man so im Innern dem Sklavengreuel energisch entgegentritt, läßt derselbe Kongo-Freistaat es auf der andern Seite zu, daß in seinem Küstengebiete neuerdings wieder durch 3 verschiedene Dampfer 478 sog. „freie Arbeiter" für den Bau der Kongo-Eisenbahn gelandet werden und Verwendung finden. — Die erste Strecke dieser Bahn (40 km) ist bekanntlich im November vorigen Jahres dem Verkehr übergeben. Der Bau schreitet rüstig vorwärts. Doch ist es interessant zu bemerken, daß die veranschlagten Gesamtkosten von 25 Millionen Franken bereits für den Bau der ersten 100 km verbraucht sind. Noch sind 260 km zu bauen. Zur Deckung der Kosten für dieselben sind Prioritäts-Aktien im Betrage von nur sechs Millionen Franken ausgegeben!

Im südlichen Teile von **Deutsch-Südwest-Afrika**, in Bethanien, im Hinterlande von Angra Pequena gelegen, sind infolge des Todes des alten Häuptlings Joseph Fredericks Erbfolgestreitigkeiten ausgebrochen. Nach dem Willen des verstorbenen Häuptlings sollte nicht sein ältester, fast blödsinniger, sondern sein zweiter Sohn Paulus sein Nachfolger werden. Gegen diesen tritt des alten Häuptlings Stiefbruder, Ruben Fredericks, gestützt von einem großen Teil des Stammes, als Prätendent auf. Und in den so entstandenen Streitigkeiten machte Rubens Sohn, der Schwiegersohn Hendrik Witbooi, namens Cornelius Fredericks, den Versuch, sich die Herrschaft zu verschaffen und dadurch seines Schwiegervaters Macht zu vermehren. Doch haben ihn die deutsch-freundlich gesinnten Bethanier in die Flucht geschlagen. Das geschah am 12. Januar. Von mindestens gleicher Bedeutung ist es, daß die Witbooischen kurz darauf am 20. Januar und am 2. Februar zweimal von Major von François im Thakhabthal, etwa 30 km südlich von der Gefechtsstelle des 1. und 2. Januar, der Dorisibschlucht, geschlagen sind. Auch an diesen Kämpfen hat Hendrik selbst nicht teilgenommen. Weicht er persönlich den Deutschen aus Mangel an Mut aus? — so kann er sich ja bequem mit dem Vorhaben decken, von englischer Seite her im Süden sich Waffen und Munition zu verschaffen. Die jetzt häufiger eintreffenden Freudenbotschaften legen übrigens ein Zeugnis davon ab, daß die größere Freiheit der Bewegung, welche dem Major von François neuerdings gegeben ist, sehr schnell gute Früchte trägt. Ihm ist nämlich eine Arbeitsentlastung dadurch zu teil geworden, daß dem Major Leutwein die Geschäfte eines Landeshauptmanns übertragen worden sind.

Es hat sich herausgestellt, daß Hendrik Witbooi mit den Treckburen (Heft 2 Seite 29) gemeinsame Sache macht. Er hat ihnen 314 Farmen von je 20 000 Morgen für 5000 M. verkauft, wovon 1/5 angezahlt, 4/5 mit 4 pCt. verzinst werden sollen. Daher nochmals: videant consules!

Im Verfolg unserer Mitteilung in Heft 3 Seite 43 ist es von Interesse, zu erfahren, daß in den Etat für 1894/95 für den Beginn der Arbeiten zur Sicherung der Landung an der Tsoakhaubmündung 50000 M. eingestellt sind.

Der König von **Pondoland**, Sigcau, hat seine bisherige Unabhängigkeit aufgegeben. Er hat dem Administrator von Ostgriqualand seine Unterwerfung unter die Kapregierung erklärt und es wird also sein Land an die Kapkolonie angegliedert werden. Nachdem soeben Lobengulus Reich, Matebeleland, zerstört und Pondoland also nunmehr annektiert ist, bleibt nur noch Swasiland als anerkannt selbständiger Eingeborenen-Staat in Südafrika übrig.

Südafrikanische Zeitungen berichten, daß der Leichnam des Kapitäns Williams, welcher mit seiner Truppe im Kampfe gegen Lobengulu fiel, am Schangani-Fluß gefunden worden ist. In einem Kreise von 15 Schritt traf man an der Stätte des Kampfes auf 33 Schädel. Mr. Rhodes hat sich erboten, die Kosten für die Ueberführung der Gerippe Williams und seiner Leute nach Simbabye zu tragen. Dort sollen sie mit Ehren begraben werden und dann ein Denkmal erhalten. Lobengulu ist übrigens am 23. Januar am Fieber gestorben.

Am Witwatersrand hat man im Februar dss. J. 151870 Unzen Gold (10 934 640 M.), so viel wie nie zuvor in einem Monat, gewonnen. Davon entstammen 41 269 Unzen den Tailings, d. h. den Abfällen, die seit einigen Jahren durch praktischere Methoden ausgebeutet werden. Es herrscht natürlich in Johannesburg über dies Ereignis große Freude, und es steht zu erwarten, daß die hohen Hoffnungen, die man für die Zukunft hat, in Erfüllung gehen. Denn zuverlässigen Nachrichten zufolge hat man festgestellt, daß goldführende Gänge sich noch in der Tiefe von 2000' finden und es ist wahrscheinlich, daß man sie auch noch weiter nach Osten hin verfolgen kann.

An Goldentdeckungen ist übrigens augenblicklich in Afrika kein Mangel. Bei dem Abstecken einer Bahn nach dem Njaßa will man reiche Alluvialfelder und goldführende Quarzadern gefunden haben, wie auch Kohlenfelder bei dieser Gelegenheit entdeckt wurden. Daß am linken Ufer des Sambesi, Tete gegenüber, Kohle in ausgedehnten Lagern vorkommt, ist freilich schon seit längerer Zeit bekannt.

Der Konflikt zwischen Engländern und Portugiesen in **Tete** ist im Grunde ein Konflikt zwischen der englischen „Chartered-Company" und der portugiesischen „Mosambik-Company". Die Engländer waren dabei, den Telegraphen von Fort Salisbury nach dem Njaßa durch Tete zu führen. Von dieser telegraphischen Verbindung des Njaßa mit Südafrika und dadurch mit Europa würde nicht allein England, sondern auch das deutsche Gebiet am Njaßa, ja würden auch die Portugiesen den größten Vorteil haben. Trotzdem wurden die Telegraphenpfähle in und bei Tete von den Portugiesen wiederholentlich umgeworfen. Da griffen die englischen Fluß-Kanonenboote ein und es kam zum Gefecht. Der Gouverneur von Kilimane ist mit den vier portugiesischen Kanonenbooten den Sambesi hinauf nach Tete geeilt, und die Lage der beiden englischen *Fahrzeuge* daher durchaus nicht ungefährdet.

Der Gouverneur von **Deutsch-Ostafrika**, Oberst Freiherr von Schele, ist von seinem Zuge gegen die Mafiti und Wahehe, den er Mitte November 1893 angetreten hatte, nach Dar-es-Salâm zurückgekehrt. Er soll schließlich die Station Langenburg am Nordende des Njaßa besucht haben.

Der Küstendampfer „Emin" von der deutsch-ostafrikanischen Dampferlinie ist auf der Heimreise nach Deutschland in einem heftigen Sturme an der Küste von Natal mit Mann und Maus untergegangen. Seine Besatzung, deren Kontrakt abgelaufen war, wollte in die Heimat zurückkehren.

Der englische Befehlshaber in **Uganda**, Oberst Colville, hat „Maßregeln gegen den Kabarega (König) von Unjoro ergriffen". Das Reich Unjoro liegt zwischen dem Albert-Edward- und dem Albertsee und erstreckt sich an der Ostküste des letzteren entlang bis zum Nil. Es ist jetzt schier das letzte der selbständigen Bantureiche, in welchem die grausigen Menschenopfer und -schlächtereien noch an der Tagesordnung sind. Bei den fortwährenden Zwistigkeiten zwischen den beiden Nachbarländern Uganda und Unjoro konnte es nicht ausbleiben, daß die jetzigen Herren von Uganda, die Engländer, deren augenblicklicher Premier-Minister Roseberry an das Aufgeben dieses Landes nicht denkt, sich zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem lästigen Nachbar einmal genötigt sahen. Und wer will sich schließlich wundern, wenn eines Tages auch Unjoro unter irgend einer Form dem Kolonialbesitz Englands einverleibt wird!

Mit Vermey Lovett Cameron ist einer der berühmtesten und zugleich erfolgreichsten Afrikareisenden gestorben. Im Jahre 1872 wurde er von Sansibar aus mit einer Expedition entsandt, um dem von Stanley aufgefundenen Livingstone Hilfsmittel zuzuführen. Indes traf er bei Tabora auf den Zug mit der Leiche desselben. Er zog darauf weiter nach Westen und hat auf seiner großen Reise bis zur Westküste, die er am 7. November 1875 in Bihé erreichte, zahlreiche wichtige Entdeckungen gemacht. Mit dieser seiner Durchquerung Afrikas ist er der eigentliche Vorgänger Stanleys gewesen.

Der Sultan Muley Hassan hat vier Eingeborene von Timbuktu, welche ihn um Hilfe gegen die Franzosen baten, aus seiner Hauptstadt Marrakesch ausweisen lassen. Offenbar will er jedem Streit mit den Franzosen aus dem Wege gehen.

Am 23. Februar hatten bei **Bathurst**, der Hauptstadt des kleinen englischen Gebietes im Süden von Senegambien in Nordwestafrika, ein westindisches schwarzes Regiment und Matrosen eines Kriegsschiffes einen Häuptling angegriffen, um ihn für Sklavenhandel zu bestrafen. Dabei wurden 3 Offiziere und 10 Matrosen getötet, 40 verwundet und eine Kanone an die Feinde verloren. Am 27. Februar brachen letztere in das englische Gebiet ein. Indes wurden sie infolge von Verstärkungen, die England sandte, bald vertrieben und am 7. März war der Krieg mit völligem Siege der Engländer beendet.

Vermischtes.

In dem „Natal Mercury" finden wir folgende zeitgemäße Betrachtung: „Es ist etwas ganz anderes, einen Eingeborenen in vernünftiger Weise durch einen Richter zu Schlägen verurteilen zu lassen, als die Nilpferd-Peitsche zu nehmen und den Unglücklichen halb zu töten. Die Menschen sind verschieden, haben verschiedene Anschauungen und ergreifen verschiedene Methoden, ihre Eingeborenen zu züchtigen. Einige schlagen sie, weil sie das lieben und es für eine gesunde körperliche Uebung halten, andere thun es, weil es nun einmal ihre Weise ist, alles, vom Hunde bis zum Eingeborenen, die sie gewöhnlich auf dieselbe Stufe stellen, zu mißhandeln, während die meisten Leute schlagen, weil sie gut wissen, daß der Schwarze sie nicht wieder schlagen kann." Zu diesen Auslassungen war die Zeitung durch einen bestimmten Vorfall in der Natal-Kolonie bewogen. Ihre Worte sind aber auch auf das Leben in anderen Kolonien anwendbar.

In **Kibunsi** an den Livingstonefällen giebt eine schwedische Missionsgesellschaft seit Anfang 1893 unter dem Titel „Minsamu Miajenge" (Friedensbote) eine monatliche Missionszeitschrift heraus. Das in der Kongosprache gedruckte Blatt soll neben der Erbauung auch der Belehrung der Eingeborenen dienen.

Unter der Ueberschrift: „Narrenkostüme als Missionsgaben" lesen wir in der Warneckschen „Allgemeinen Missionszeitschrift" (Märzheft 1894, Seite 129): „Der ultramontane „Münstersche Anzeiger und Volkszeitung" (Nr. 39 vom 11. Februar 1894) enthält folgende Aufforderung, welche verdient, weiter verbreitet zu werden: „Nach den Karnevalstagen wandern die buntschillernden Kostüme auf die Rumpelkammer oder werden zerrissen. Dieselben können aber sehr wohl mit Nutzen Verwendung finden in **Afrika.** Dort haben unsere Missionare Tausende von Waisenkindern zu kleiden, und wissen oft nicht, woher die Stoffe nehmen. Dazu ist alles gut, und zwar je bunter desto besser. Auch mancher alte Neger-Häuptling freut sich kindlich, wenn er von den Weißen solch ein Narrenkostüm geschenkt erhält und wird dadurch ein Freund der Mission. Wer also den Plunder zu einem guten Zweck verwerten will, der schicke denselben an den Herausgeber der Zeitschrift „Kreuz und Schwert", Herrn Redakteur W. Helmes, Münster i. W., Wilhelmstraße 20. Derselbe besorgt derartige Gaben an den rechten Ort." — Ein Kommentar ist nicht nötig. Wir bemerken nur, daß der Sammler und Versender dieser Narrenkostüme zugleich ein sehr streitbarer Herr ist. Er war der frühere Redakteur von „Gott will es" und giebt jetzt, nachdem ihm die Redaktion dieses Blattes genommen ist, die oben genannte, schon durch ihren Titel genügend charakterisierte Zeitschrift heraus. Es würde sich so übel nicht machen, wenn er selbst in einem der „Narrenkostüme" sich den Negerhäuptlingen präsentierte!"

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,

Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins

Berlin.
Druck der Vaterländischen Verlags-Anstalt
SW, Wilhelm-Straße 30/31.

AFRIKA.

Nr. 5.

Mai 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO. 43. Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin W 62,
Wormser Straße 9.

ELAPIENG

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Mission und Kolonisation	65
Was soll aus unsern befreiten Sklaven werden?	68
Afrikanische Nachrichten	76
Vermischtes	79

Bezugspreis bei portofreier Zusendung jährlich 2 Mark. Bestellungen bei jeder Buchhandlung oder bei der Ausgabestelle

Pastor Müller,
Berlin W62, Wormser Straße 9.

Wir machen ergebenst ausdrücklich darauf aufmerksam, daß wir das Bureau des Evangelischen Afrika-Vereins, die Ausgabestelle sowie die Schriftleitung unserer Zeitschrift „Afrika“ nach

Berlin W62, Wormser Straße 9

verlegt haben.

Mission und Kolonisation.

Von Dr. Jacobi, Regierungsrat.

Seitdem wir Deutschen eigene Kolonien besitzen und in die praktische koloniale Thätigkeit eingetreten sind, hat die Seite der Missionsthätigkeit, durch welche sie der Kolonisation, der Kultur überhaupt dient, mehr und mehr Anerkennung gefunden, und ihr Freunde auch in Kreisen zugeführt, wo sie solche früher nicht suchen durfte. Die zivilisatorische Bedeutung des Christentums sehen wir grade bei der Mission klarer vor unsern Augen, als es uns in unsern verwickelten europäischen Verhältnissen, wo die Grundelemente der Kultur schwerer zu erkennen sind, möglich ist. Es wird daher vielleicht auch an dieser Stelle grade nicht überflüssig erscheinen, uns die Bedeutung der Mission für die Kolonisation in Kürze vor Augen zu führen.

Mit dem Worte Kolonisation wird, was festzuhalten ist, zweierlei bezeichnet, einmal die Uebersiedelung größerer Bestandteile eines europäischen Volkes in die Kolonie (wie in Nordamerika, Australien), oder die Ausnützung tropischer Länder durch die Thätigkeit des Europäers als Pflanzer oder Kaufmann (wie in Kamerun, Java). In beiden Fällen aber ist ein gewisser Gegensatz zwischen den europäischen Kolonisten und den Eingeborenen unvermeidlich. Ja oft führt er, wie dies ja unsre eigene noch so kurze Kolonialgeschichte zur Genüge zeigt, zu blutigen Kämpfen. Da zeigt sich nun zuerst die große und wichtigste Bedeutung der Mission. Sie bildet gewissermaßen das moralische Element in der Kolonialpolitik. Der Missionar tritt dem Eingeborenen ohne jede egoistische Nebenabsicht entgegen, nur sein Bestes wollend. Und so erweckt er in ihm das Vertrauen zu dem Europäer, und vertritt diesem gegenüber die Rechte des Eingeborenen. An Beispielen ist die Kolonialgeschichte aller Völker und Zeiten reich. Ich will hier nur an den bekannten Bischof Las Casas erinnern, der die Indianer Westindiens vor der Willkür der Kongnistadoren schützte, an den Kampf, den englische Missionare in Südafrika und Neuseeland für menschliche Behandlung der Eingeborenen gegen die tüchtigen, oft aber auch brutalen englischen Kolonisten führten, an die neueren Bestrebungen zur Beseitigung des Sklavenhandels, an denen evangelische wie katholische Missionare (Livingstone, Lavigerie, Dr. Fabri) so hervorragenden Anteil hatten. Und durch die vermittelnde Stellung, die der Missionar zwischen dem Europäer und dem Schwarzen einnimmt, eignet er sich wie kein anderer zu der schönen Stelle des Friedensvermittlers. Auch hierfür bietet unsre junge Kolonialgeschichte in den Kämpfen in Südwestafrika, in Kamerun Beispiele, und noch kürzlich wurde von dem Bremer Kaufmann Herrn Vietor in einem im „Deutschen Kolonialblatt" abgedruckten Aufsatz des „Reichsboten" hervorgehoben, daß der einzige Konflikt, der unsre Kolonie Togo bisher bedroht hat, durch die segensreiche Thätigkeit der Bremer Mission *in Frieden* beigelegt worden ist. Daß aber

eine friedliche Verständigung mit den Eingeborenen, wie sie die Mission erstrebt und ermöglicht, im höchsten Maße auch im Interesse der Kolonisation liegt, wird wohl niemand bezweifeln.

Eine solche Verständigung wird nun noch durch eine andere Seite der Missionsthätigkeit erleichtert, die überhaupt als eine Kulturleistung ersten Ranges bezeichnet werden muß. Es ist das die Erforschung der Sprachen der Eingeborenen. Der Missionar muß sich mehr als irgend ein anderer in außereuropäischen Ländern thätiger Europäer mit den dort gesprochenen Sprachen beschäftigen. Der Kaufmann, der Pflanzer, der Soldat kommt mit einer verhältnismäßig geringen Sprachkenntnis aus. Sein Eindringen in die Sprache beschränkt sich meist auf gewisse Wendungen, wie sie der äußerliche Verkehr des täglichen Lebens erfordert. Der Missionar dagegen muß das ganze Denken und Fühlen des Volkes zu ergründen streben, falls er, wie es sein Beruf ist, auf Geist und Herz seiner Zöglinge Einfluß gewinnen will. Dazu gehört aber eine ganz andre Sprachkenntnis, als sie gewöhnlich in tropischen Ländern erworben wird, und so sind die Missionare es in der That gewesen, die uns die Sprachen der Naturvölker in weitestem Umfange erschlossen haben. Ich will hier nur an die Forschungen des Dr. Büttner über die Sprachen der Herero und anderer südafrikanischer Völker erinnern, an seine Verdienste um die Kenntnis des ostafrikanischen Kisuaheli, das der englische Missionar Steere zuerst bekannt gemacht hat, wie die Deutschen Krapf und Rebmann das weiter nördlich gesprochene Kikamba. Um noch einmal auf Südwestafrika zurückzugreifen, so ist die Sprache der Nama-Hottentotten, eine der schwierigsten Sprachen der Naturvölker überhaupt, durch die Bemühungen der rheinischen Missionare in Großnamaqualand so weit zugänglich gemacht, daß vor kurzer Zeit der Missionar Krönlein ein Wörterbuch der Namasprache herausgeben konnte. Aehnlich ist es mit den in unzählige Dialekte zersplitterten, bisher ganz unbekannten Sprachen der Eingeborenen von Deutsch-Neuguinea, um deren Erforschung sich der Missionar Bergmann in Siao die größten Verdienste erworben hat. Daß die durch die evangelische Mission stets geförderte Bibelübersetzung in die verschiedensten Sprachen der Welt auch für die Sprachwissenschaft von der größten Bedeutung geworden ist, ist ja bekannt, und braucht hier wohl nicht näher ausgeführt zu werden. In ähnlicher Weise wie die Sprachwissenschaft, und mit ihr zugleich, hat auch die Ethnographie, die Kenntnis von den Sitten und Anschauungen der Naturvölker der Mission von jeher viel zu verdanken gehabt. Aus jüngster Zeit will ich nur die Veröffentlichungen Büttners über die Lieder und Geschichten der Suaheli erwähnen. Und wie die Mission der Kolonisation auf der einen Seite dadurch einen Dienst leistet, daß sie die Sprachen der Eingeborenen erschließt, so fördert sie auf der anderen Seite bei den Eingeborenen die Kenntnis der europäischen Sprachen, und stellt so dem Kolonisator die für den Verkehr so notwendigen Dolmetscher zur Verfügung. Die Mission ist es in allererster Reihe, die dem

in Europa sich immer mehr einengenden deutschen Sprachgebiet neue Provinzen erobern kann. Auch das ist eine wohl nicht ganz unwesentliche Kulturleistung.

In ganz unmittelbarer Weise aber fördert die Mission die Kolonisation durch die aus der ganzen Art des Missionsbetriebes sich von selbst ergebende Thätigkeit der Missionare als wirtschaftlicher Pioniere. Jede Missionsstation ist ein Zentrum für die wirtschaftliche Erforschung und Erschließung des in Angriff genommenen Landes. Da der Missionar von vornherein auf längere Zeit auf der Station seinen Aufenthalt nimmt, ist er genötigt, sich über die wirtschaftlichen Bedingungen des Lebens in der näheren und weiteren Umgebung derselben aufs genaueste zu unterrichten. Er muß feststellen, wo er Lebensmittel, Baumaterial, Trinkwasser u. s. w. am besten erhält, welche Wege zu den Orten, wo er dergleichen herbezieht, führen, welche Materialien für ihn am besten und billigsten sind. Viele Missionsstationen werden von seiten ihrer Gesellschaften darauf angewiesen, sich ihren Bedarf wenigstens zum Teil durch eigenen Landbau und Viehzucht zu beschaffen. So wird festgestellt, welche europäischen und sonstigen Kulturgewächse in der Umgebung der Station gedeihen und gebaut werden können. Kurz, die Missionsstationen sind, durch das praktische Leben darauf geführt, das, was man jetzt aus theoretischen Erwägungen heraus anzulegen beginnt, wirtschaftliche Versuchsstationen. Durch das Beispiel der Missionare werden aber auch die Eingeborenen mit landwirtschaftlichen und anderen Arbeiten und Kulturen bekannt, die ihnen vorher unbekannt waren, und es entwickelt sich überhaupt eine lebhaftere wirtschaftliche Thätigkeit, namentlich entstehen auch Märkte in der Nachbarschaft. So scheint sich, um wieder Beispiele aus der jüngsten Zeit anzuführen, in dem deutschen Njaßagebiet ein wirtschaftliches Zentrum um die Niederlassungen der Mission Berlin I und der Brüdergemeinde zu bilden; so haben die Erfahrungen der Missionare von Berlin III in Usambara auf die Anlage von Kaffeeplantagen daselbst eingewirkt, ebenso wie die Versuche der katholischen Mission in Usagara. Ebenso haben die Leistungen der rheinischen Mission in Südwestafrika die Möglichkeit des Anbaues europäischer Kulturgewächse und damit die Möglichkeit europäischer Besiedelung in dieser angeblichen „Sandbüchse" bewiesen. Es mag noch darauf hingewiesen werden, daß viele Missionsgesellschaften durch die Forderung der Bekleidung, namentlich ihrer weiblichen Zöglinge, direkt zur Förderung der Einfuhr von Baumwollstoffen und überhaupt von Bekleidungsgegenständen beitragen. Ueber den zivilisatorischen Einfluß der Missionsstation auf die Umgegend ließe sich noch vieles anführen, ich will mich aber mit den vorstehenden kurzen Andeutungen begnügen und zum Schluß nur noch bemerken, daß überhaupt nicht wenige der bedeutendsten und folgenreichsten Entdeckungen in außereuropäischen Ländern, die doch die notwendige Voraussetzung kolonisatorischer Thätigkeit sind, auf das Missionsinteresse zurückzuführen sind. Bekannt sind in dieser Beziehung die Reisen und

Entdeckungen David Livingstones in Süd- und Ostafrika, die Missionare Krapf und Rebmann waren es, die zuerst den Schneegipfel des Kilimandscharo erblickten. Südwestafrika ist auch der geographischen Forschung hauptsächlich durch Dr. Hahn und andere Missionare erschlossen, und auch in anderen Erdteilen waren es oft die Sendboten des Christentums, die zuerst in das Innere eindrangen und deren Spuren dann erst der wissenschaftliche Forscher und der Kolonisator folgten. Arbeitet so überall die Mission der Kolonisation vor, so ist anzunehmen, daß mit dem Wachsen des Interesses und Verständnisses für die Kolonialthätigkeit auch das Interesse an der Mission wachsen und ihr in immer steigendem Maße zum Besten unserer Kolonien selbst zu gute kommen wird.

Was soll aus unsern befreiten Sklaven werden?

Von A. Merensky.

Dem Deutschen Reiche sind mit der Ausbreitung seines Handels und der Erwerbung einiger Kolonialgebiete neue Aufgaben erwachsen, die zur Lösung von Fragen auffordern, welchen früher von unserer Seite kaum Beachtung geschenkt worden ist. So wird jetzt die Frage besonders lebhaft behandelt, welche Stellung das deutsche Volk zu dem Besitz von Sklaven, zu dem afrikanischen Sklavenhandel und Sklavenfang einnimmt. Wir sind mit eingetreten in den direkten Kampf gegen diese Mißbräuche, welche Afrika so tiefe Wunden geschlagen haben, daß es sich schier daran verblutet, und mit lebhafter Freude begrüßte es vor einigen Jahren unser Volk, als es die Kunde vernahm, daß deutsche Schiffe in den afrikanischen Gewässern arabische Sklavenschiffe abgefangen hatten, mit Interesse begleitete man die Befreiten und war nicht wenig überrascht und betrübt, als die Nachricht kam, daß während des Aufstandes die größte Anzahl dieser Leute wieder in die Hände der Araber gefallen sei. Man hatte in einer gewissen Vertrauensseligkeit unbeschützte Missionsstationen zu Asylen von befreiten Sklaven gemacht, und zwar im Angesicht ihrer unversöhnlichen, raubgierigen Feinde. Diese Vorfälle haben zu vielfachen Erörterungen der Frage: „Was soll aus unsern befreiten Sklaven werden?“ Veranlassung gegeben, trotzdem aber ist eine befriedigende Lösung dieser Frage bis heute noch nicht gefunden worden.

Daß die Pflicht, für befreite Sklaven zu sorgen, denen obliegt, welche sie aus den Händen ihrer Herren und Peiniger befreiten, ist selbstverständlich. Man kann die Leute nicht an der ersten besten Küste abladen, wie man auch solche, die am Lande Beute gemacht sind, nicht einfach laufen lassen kann, denn die Befreiten würden Hungers sterben oder in den nächsten Stunden wieder zu Sklaven gemacht sein. Menschen, die stark genug sind, an ausgemergelten, *nackten*, eingeschüchterten Leuten Gewalt zu üben, finden sich überall, *und an den Küsten Afrikas*, von denen Sklaven verschifft werden,

hält jedermann die Festnahme und Besitznahme von herrenlosen Sklaven als etwas Selbstverständliches, etwa so, wie wir es für natürlich halten, daß man eine verlorene Geldbörse nicht auf der Straße liegen läßt.

Anders verhält sich die Sache, wenn sich Gelegenheit bietet, solche Leute an einem Ort, wo sie von solchen Gefahren nicht bedroht werden, vollständig in Freiheit zu setzen. Die Engländer haben dies mit vielen ihrer Befreiten gethan. Solche, die die Suahelisprache verstanden und somit im stande waren, sich zurecht zu finden und als freie Arbeiter ihr Brot zu verdienen, haben sie häufig in Sansibar, nachdem sie ihnen einen Freibrief gegeben hatten, in Freiheit gesetzt. Man muß sagen, daß diese Behandlung von befreiten Sklaven etwas Ideales an sich hat. Sie ist die einzige, welche den rohen Afrikanern und auch den Sklavenjägern als eine selbstlose Handlung imponiert, während alle Fürsorge, welche man den Befreiten angedeihen läßt, von ihnen stets mit Mißtrauen betrachtet werden wird, wenn an sie auch nur die geringsten Anforderungen gestellt werden, wodurch sie im Verhältnis der Abhängigkeit von ihren Befreiern bleiben. Man wird dann nicht glauben, daß selbstlose Liebe das Motiv für die Behandlung sei, sondern daß der Befreier in irgend welcher Weise seine Rechnung dabei findet und dem Sklavenhändler seine Beute abjagt, nur um in ihren Besitz zu gelangen.

Es möchte mancher, der die afrikanischen Verhältnisse nicht klar vor Augen hat, geneigt sein zu denken, daß unter solchen Umständen es am geratensten sein dürfte, die Betreffenden in ihre Heimat zurückzusenden, obwohl die Unausführbarkeit dieses Gedankens ziemlich auf der Hand liegt. Der Sklave hat meist keine Heimat. Sein Volk, oder wenigstens seine Stadt oder sein Dorf, ist von eben dem Feinde vernichtet, dessen Beute er geworden ist, und selbst, wenn noch Reste seiner Stammesangehörigen irgendwo sicher wohnen sollten, so sind sie fast ausnahmslos im tiefsten, unbekannten oder wenigstens unerreichbaren Innern zu suchen. Die Wege dorthin sind für unbewehrte, schwache Haufen nicht offen und sind außerdem überall in den Händen der Sklavenjäger, welche auf die Befreiten wie auf Deserteure fahnden.

Vielfach hat man geglaubt, man könne befreite Sklaven ohne weiteres „Missionen“ überweisen, und in der That hat man ja öfter katholischen und evangelischen Missionen in Ostafrika und Aden solche Leute zugewiesen. Indessen liegt solche Zuweisung nicht im Interesse der betreffenden Stationen. Eine Schar von befreiten heidnischen Sklaven, welche auf einer evangelischen Missionsstation sich niederläßt, ist ein Ackerfeld für die Missionsarbeit, aber kein besonders günstiges. Wir Evangelischen drängen das Christentum keinem Heiden auf, wir sehen den Glauben als etwas Innerliches an, was keinem Menschen anerzogen und aufgezwungen werden soll. Wir taufen niemand, der sich nicht freiwillig zum Unterricht stellt und aus eigenem *Verlangen* um Gewährung der heiligen Taufe

bittet. Die in Rede stehenden Leute kommen aber nicht freiwillig, sie folgen nicht einem Zuge ihrer Herzen, einem Sehnen nach dem Wort des Evangeliums. Wie sie unfreiwillig gekommen sind, werden sie auch nur durch die Gewalt der Umstände gezwungen bleiben. Einige von ihnen werden dem Evangelium zufallen, die Mehrzahl wahrscheinlich nicht. Diese letzteren werden sich aber den christlichen Ordnungen auf der Missionsstation nur unwillig fügen, werden also die heidnischen und unsittlichen Elemente, die sich dort etwa finden, verstärken. So werden sie bald der Missionssache, speziell der betreffenden Station, einen üblen Namen machen. Nicht zum geringsten Teil mögen die Bewohner der englischen Missionsstationen bei Mombas dadurch in wenig günstigen Ruf gekommen sein, daß dort wieder und immer wieder befreite Sklaven abgegeben worden sind. Selbst die römischen Missionare nehmen erwachsene befreite Sklaven nicht gern auf ihren Stationen auf, desto lieber gewähren sie aber Kindern Aufnahme, da ja ihr gesamtes Missionswerk sich in heidnischen afrikanischen Ländern fast ganz darauf beschränkt, daß sie sich Waisenkinder zur Erziehung überweisen lassen oder auch zu diesem Zwecke aufkaufen. Solche Kinder werden auch auf evangelischen Missionsstationen Aufnahme finden. Es wird sich aber empfehlen, daß sie Familien von eingeborenen Christen überwiesen werden, da man auf diesem Wege bessere Resultate erzielen wird, als auf dem Wege der Anstaltserziehung, welche obenein sehr kostspielig ist. In Indien klagen die Missionare, daß die Zöglinge der englischen Missions-Waisenhäuser Namenchristen werden.

Wenn die Zahl von befreiten Sklaven eine größere wird, und die Aussicht vorhanden ist, daß sie durch weiteres Abfangen von Sklaventransporten auch in Zukunft wächst, so wird die betreffende Macht jedenfalls am besten thun, wenn sie eine eigene Kolonie von solchen Sklaven anlegt und in ihr den Befreiten eine neue Heimat schafft, wo sie sich unter ihrem Schutze ansiedeln und weiter entwickeln können. Wenn solche Kolonie auch eine Kolonie von Schwarzen ist und bleiben muß, und wenn europäische Kolonisten durch sie auch nicht einen direkten Vorteil haben, so wird sie dennoch ihrer Schutzmacht mittelbar von großem Vorteil sein. Die englische Sklavenkolonie Freetown hat nicht wenig dazu beigetragen, den englischen Einfluß auf der Westküste Afrikas zu befestigen. In Freetown sind tausende von Schwarzen zu Parteigängern Englands erzogen worden und haben auch nach entfernten Orten der Küste sich hinverbreitet und dort der englischen Herrschaft vorgearbeitet. Und daß die Sklavenkolonie Freretown bei Mombas einen ähnlichen Einfluß gewinnen wird, läßt sich schon jetzt spüren.

Die Anlegung von solchen Freistätten liegt also im Interesse auch unserer Regierung, liegt im Interesse der Missionen, die dadurch der Fürsorge für Freigelassene enthoben werden, und liegt vor allem im Interesse der befreiten Leute selbst, die dadurch in *den Besitz* der Freiheit und in den Besitz eines eigenen Heimwesens

gelangen, wo sie vor dem Mißbrauch der Freiheit am besten bewahrt bleiben werden.

Die Kolonie, welche wir im Auge haben, müßte eine Ackerbaukolonie sein. Die Eingeborenen Afrikas sind, von Hottentotten, Buschleuten und buschmannsähnlichen Negervölkern abgesehen, überall Ackerbauer, wenigstens da, wo die Natur des Bodens es erlaubt. Wo sie sicher wohnen, überrascht oft die Vollkommenheit ihrer Bodenkulturen den Fremdling. Wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, die Erzeugnisse des Bodens vorteilhaft zu verwerten, sind sie auch stets geneigt, ihren Ackerbau weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Man wird deshalb bei der Auswahl des Ortes für solche Kolonie auch darauf zu achten haben, daß er nicht allzuweit von dem Markt einer Hafenstadt oder von einer Karawanenstraße entfernt liegt.*)

Zunächst muß fruchtbares Ackerland zur Genüge vorhanden sein, dann Wasser in genügender Menge und zugleich Feuerholz und Bauholz. Ist die Gegend noch dazu gesund für Rindvieh, bietet benachbartes Bergland für solches günstige Weide, so wird alles vereint sein, was das Gedeihen einer Kolonie von Eingeborenen nach Möglichkeit verbürgt.

Daß der Niederlassung ausreichender Schutz nach allen Seiten hin gewährt werden muß, ist selbstverständlich, besonders wird in der ersten Zeit dieser Schutz der ganz besonderen Beachtung bedürfen. Sind die Leute erst auf der Scholle festgewurzelt, haben sie die Gegend als ihre Heimat ansehen lernen, haben sie Waffen erhalten und sind im Gebrauch solcher Waffen geübt, haben sie besonders Führer, denen sie vertrauen, so werden sie ohne Schwierigkeit für die Verteidigung der Kolonie mit eintreten können, besonders wenn in den einzelnen Dörfern für die nötigen Zufluchtstätten gesorgt worden ist.

Eine sehr wichtige Arbeit wird das Einteilen der Befreiten in einzelne Haufen sein, welche nach Sprache und Sitte zusammengehören. Wenn auch die Bantustämme alle untereinander verwandt sind, so finden sich doch zwischen gewissen Klassen von Stämmen so tiefgreifende Unterschiede, daß deren Angehörige sich durchaus nicht mit einander befreunden und zusammen wohnen können. So sind die suluähnlichen Stämme mit den meisten anderen Stämmen verfeindet. Wenn man die nach Sprache und Sitte zueinander gehörigen Leute zusammengebracht hat, wird man daran denken müssen, ihnen ihre Sitze anzuweisen.

*) Siehe „Im Innern Afrikas" von Wißmann. Seite 46 und 47. „Im Hambothal arbeiten die Bewohner von Seha-Paßo in größter Regsamkeit auf ihren Feldern. Mais und Bananen bedecken die Thalsohle, Maniok die Hänge, deren steile Böschungen den fleißigen Arbeitern bei der Bebauung viel Mühe und manchen Tropfen Schweiß kostet. Die regsame Ackerbaukultur bei dem sonst arbeitsscheuen Lundaneger ist nur durch die günstige Lage der Ortschaften an der Karawanenstraße und die dadurch bedingte häufige Nachfrage nach *Lebensmitteln* zu erklären. Der Mann macht den Boden urbar, *und die Frau besorgt* die angelegten Felder."

Es wird sich empfehlen, die Orte, wo die Dörfer stehen sollen, unter Beihilfe und Beirat der Afrikaner selbst auszusuchen. Jedenfalls ist trockener, höher gelegener Boden dazu zu wählen. In bezug auf die Bauart der Häuser wird es sich für den Anfang empfehlen, ein einfaches afrikanisches Haus als Modell hinzustellen. Am geeignetsten hierfür ist das im Sudan (siehe Barths Reisen II 626, 632) und in Ostafrika (Abessinien, Betschuanenland, Transvaal) weit verbreitete runde Haus mit spitzem Dach, zu dessen Aufführung das kürzere Holz der dürren Mittelstufe in Afrika genügt.

Bei dem Dorfe wird das Dorfland abgemessen; jeder Familie gebe man 4—5 Hektar Feld- und ebensoviel Weideland, sodaß also für ein Dorf von 100 Familien etwa 500 Hektar Weideland und ebensoviel Feldland gehören würden. Dies ist das Maß, nach welchem in Südafrika in den östlichen Teilen der Kapkolonie den Eingeborenen in den Lokationen Land zugewiesen wird.

Wie in bezug auf Hausbau, so werden die Leute vorläufig jedenfalls auch in bezug auf Ackerbau am besten bei der einfachen afrikanischen Art bleiben. Die Hacke genügt zunächst als Ackergerät vollständig. Was die Auswahl der anzupflanzenden Feldfrüchte angeht, wird das Klima des Landstrichs und die Beschaffenheit des auszunutzenden Bodens bestimmend sein müssen. Auch das Anpflanzen von Fruchtbäumen müßte begünstigt werden. Für letzteres haben die Afrikaner meist wenig Sinn, sie lernen aber der Erfahrung nach sehr bald ihren Wert erkennen und schätzen. Auch in bezug auf Hausrat und Lebenshaltung bleiben die Leute am besten bei ihrer Gewohnheit und ihren einfachen Sitten. Jedenfalls ist als allgemeiner Grundsatz festzuhalten, daß die Kolonisten nicht gleich anfänglich dadurch verwöhnt werden dürfen, daß man sie mit Geschenken von allerlei Werkzeugen, Hausrat und Kleidern überschüttet. Die Afrikaner achten das Geschenkte wenig und sehen es als selbstverständlich an, daß es durch neue Geschenke ersetzt wird, wenn es abgebraucht oder verdorben ist.

Nur wenn sie sich durch eigene Anstrengung aus der Armut herausarbeiten, sind sie auch im stande, sich auf einer höheren Kulturstufe dauernd zu erhalten.

Schwierig wird es sein, soziale Ordnung in eine Menge von befreiten Sklaven zu bringen. Besondere Aufmerksamkeit wird den Eheangelegenheiten zuzuwenden sein. Von Anfang an ist die nötige Fürsorge zu treffen, daß eine Form für gesetzliche Eheschließung gefunden wird. Vor den dazu angestellten Beamten müssen die Eheleute, welche vorhanden sind, erscheinen, und es müssen ihre Ehen und solche, die andere eingehen, registriert werden. Daß nur Ehen mit einem Weibe eingetragen und dadurch legalisiert werden dürfen, ist wohl selbstverständlich. Keinem Bewohner der Kolonie darf gestattet werden, mehr als ein Weib zu nehmen. Keine Uebertretung dieses Gesetzes, keine Ausnahme ist zu dulden. Nach dem Urteil aller Kenner der Eingeborenen ist es die Polygamie, welche *den eingeborenen Mann* nicht dazu kommen läßt, seine eigenen

Kräfte anzustrengen, da die Arbeit seiner Weiber ihm die Möglichkeit giebt, ein faules Leben zu führen, ohne daß er dadurch in Not gerät. Deshalb ist es nötig, daß alles, was man thun kann, geschieht, diese schädliche Unsitte in unseren Kolonien abzuschaffen.

Die Grundlage der Ordnung ist mit der Regelung des Familienlebens gegeben. Diese muß durch standesamtliche Bekundung des Personenstandes fortdauernd aufrecht erhalten werden. Der weitere Ausbau des gesellschaftlichen Lebens muß sich dann nach dem Vorbilde der alten patriarchalischen Volksordnung gestalten, welche dem Afrikaner in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wo diese Ordnung fällt, wird das Volksleben stets tief geschädigt. Der Grund für diese Ordnung bleibt das Recht des Vaters über seine Kinder, welche dem Vater, abgesehen von den Töchtern, die durch Heirat in einen andern Familienverband übergehen, stets zum Gehorsam verpflichtet bleiben. Das afrikanische Volksrecht kennt kein Mündigwerden der Kinder. Den älteren Söhnen wird der Vater Häuptling. So bilden sich Sippen mit einem Haupt an ihrer Spitze.

Es wird sich empfehlen, auch bei Begründung einer Sklaven-Kolonie diese Entwickelung nicht nur als wünschenswert im Auge zu behalten, sondern einzelne Familien, die durch gleiche Abstammung einander verwandt sind, auch sofort zu einem sippenähnlichen Verbande und somit zu einer besonderen Abteilung eines Dorfes zu vereinigen. Man müßte dann den tüchtigsten Mann solchen Verbandes zum Häuptling, zum Aufseher machen, der für die gute Führung seiner Leute verantwortlich ist. Der Häuptling der größten Sippe, oder aber ein hervorragend tüchtiger Mann wird Dorfschulze, dem die übrigen Hauptleute als Schöffen zur Seite stehen. Selbst wenn man einen weißen Beamten an die Spitze einer oder mehrerer solcher Niederlassungen stellen kann, sollte man von dieser altafrikanischen Gliederung der Bevölkerung nicht absehen. Auf dem Schulzen des Dorfes oder den Schulzen der Dörfer liegt die Verpflichtung, dem Beamten mit Rat und That bei Aufrechterhaltung der Ordnung beizustehen. Damit ist die Frage erledigt, nach welchem Prinzip die Leute regiert werden sollen. Das monarchische Prinzip, welches der Afrikaner allein kennt und anerkennt, muß zum unzweideutigen Ausdruck kommen. Nichts war verkehrter, als auf afrikanischem Boden die Gründung einer Republik wie Liberia zu versuchen. Das Verhältnis der Eingeborenen zu der Regierung oder zu der Gesellschaft, die Grund und Boden für die Niederlassung anweist, muß das von freien Unterthanen sein. Dabei darf aber der Begriff von europäischer oder amerikanischer Freiheit nicht maßgebend sein. Vor allem ist zu warnen vor dem Fehler, den Leuten gleich anfänglich eigenen Grundbesitz im europäischen Sinne zuzuweisen. Bei den Afrikanern ist Grund und Boden Kollektivbesitz des Volkes unter Verwaltung der Häuptlinge, auf welchen der Einzelne das Recht der Nutznießung hat. So bleibe auch bei der geplanten Kolonie die Regierung oder Gesellschaft Herrin des Landes und *gebe an Eingeborene* keine Grundbriefe aus, also auch

keine Besitztitel über die Grundstücke, die den einzelnen Familien zugewiesen worden sind.

Für die Benutzung des Landes und der Kosten, welche der Schutz und die Regierung der Kolonie verursachen, müssen die Leute Abgaben bezahlen. Das ist der einzige erfolgreiche Weg, die Leute zum Fleiß zu erziehen. In Süd-Afrika zahlen die Baßuto (Moscheschs Land) für jede Hütte der englischen Regierung zehn Schill, in Natal 15 Schill. Da dort häufig eine Familie 3 Hütten besitzt, zahlt also eine Familie oft bis 45 Mark jährlich. In Ostafrika würden diese Abgaben den hier geltenden niedrigen Lohnsätzen entsprechend zu ermäßigen sein. Für regelmäßige Zahlung der Abgaben sind die Schulzen der einzelnen Dörfer verantwortlich, denen unter Aufsicht des Oberbeamten auch das Einziehen der Abgaben anvertraut werden kann. Außerdem wird sich die Einführung einer Heiratsteuer empfehlen, denn der Afrikaner ist durch die väterliche Sitte daran gewöhnt, daß das Erwerben eines Weibes mit Kosten verbunden ist. Es können auch sonstige geringere Abgaben in der Form von Sporteln u. dergl. erhoben werden.

Es wird sich empfehlen, daß die Grundgesetze jährlich den Leuten in einer allgemeinen Volksversammlung vorgetragen und eingeschärft werden, und dabei der Platz-Vorsteher Gelegenheit nimmt, vorgekommene Unzuträglichkeiten zu rügen und deren Abstellung den Schulzen ans Herz zu legen. Solche jährliche Volksversammlung hat z. B. im englischen Baßutolande sich bewährt und ist dort zu solcher Bedeutung gelangt, daß die größeren südafrikanischen Zeitungen darüber stets ausführliche Berichte bringen.

Wenn den Leuten Waffen zum Schutze der Kolonie ausgehändigt werden, so müssen diese Waffen Eigentum der Obrigkeit bleiben und müssen als solche zeitweiliger Revision unterworfen werden.

Wächst die Bevölkerung einer solchen Niederlassung, so werden einige Polizisten als Boten und für sonstige Dienste dem Vorsteher zur Verfügung stehen müssen. Indessen können nicht solche Kräfte allein für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich sein, sondern die Verantwortung dafür müssen die Schulzen, Häupter der Sippen und endlich alle Familienhäupter tragen. So verlangt es die alte afrikanische Volksordnung, der sich die Leute stets am willigsten fügen.

In bezug auf Rechtspflege ist zu empfehlen, daß Streitigkeiten der Eingeborenen untereinander von den Schulzen und deren Schöffen gerichtet und geschlichtet werden. Auch muß es diesen überlassen bleiben, kleine Ordnungsstrafen zu verhängen. Wenn dafür Strafgelder eingezogen werden, so steht die Verfügung darüber selbstverständlich der Oberleitung zu. Streitigkeiten der Dörfer untereinander oder auch der Insassen verschiedener Dörfer mit einander gehören vor den zuständigen weißen Beamten, der aber dabei einen Beirat von Schulzen zuziehen muß.

Kriminalfälle ernsterer Art und Streitigkeiten von Eingeborenen mit Weißen werden durch die zuständigen Kolonialgerichte erledigt werden müssen.

Daß bei allen Vergehen von Schwarzen gegen Schwarze, aber auch bei Beurteilung der Schwere des Vergehens das afrikanische Volksrecht beachtet werden muß, scheint selbstverständlich. Es wird deshalb den Beamten solcher Kolonie das Studieren dieses Rechtes zu empfehlen sein.

Selbstverständlich ist, daß alle Grausamkeiten und Unsitten, welche der christlichen Moral zuwiderlaufen, z. B. das Töten von Kindern aus Aberglauben, die Ausbeutung des Aberglaubens zu gewinnsüchtigen Zwecken, z. B. durch Regenmacherei, Würfel-Orakel und anderes, von seiten etwa auftretender Zauberer, verboten und unter Strafe gestellt werden.

Der Erziehung der Kinder wird besondere Sorgfalt zu widmen sein. Notwendig erscheint die Errichtung von Schulen und zugleich selbstverständlich Schulzwang vom 6. bis wenigstens 12. Jahre. Da die Kinder täglich nur etwa 3 Stunden Unterrichts bedürfen, wird es sich empfehlen, sie außerdem täglich 1 bis 2 Stunden unter Aufsicht der Lehrer nützlich zu beschäftigen. Sie werden sich beim Anlegen von Wegen, Baumpflanzungen, Reinigen von Plätzen u. s. w. stets nützlich machen können. Notwendig ist außerdem, daß die Knaben nach vollendeter Schulzeit noch irgend eine Lehrzeit durchmachen, also jedenfalls unter Aufsicht der Schulbehörde bleiben. Die Eltern verstehen es nicht, die Knaben zu beschäftigen, während die Mädchen reichlich Arbeit haben, indem sie den Müttern bei deren vielfältigen Geschäften zur Hand gehen. Die Knaben werden nur zum Hüten des Viehes gebraucht und lernen dabei nur Müßiggehen. Es wird Aufgabe der Schulbehörde sein, nützliche Beschäftigung, sei es Korbflechten, Weben oder Arbeit in Plantagen für solche der Schule entwachsenen Knaben zu suchen. Wenn ihnen Lohn gezahlt wird, möge solcher ihnen aufbewahrt und den Eltern ein Kostgeld davon gezahlt werden.

Als erziehliches Mittel für die Erwachsenen wird das Verbot der Sonntagsarbeit günstig wirken. Es ist bekannt, daß die Eingeborenen sich gern der Feier eines bestimmten Ruhetages hingeben; und daß der sonntägliche Ruhetag segensreich auf das Volksleben und die Einteilung der Arbeit wirkt, zeigt die in den christlichen Ländern gemachte Erfahrung.

Die christliche Mission wird unter den Bewohnern einer solchen Kolonie ein günstiges Arbeitsfeld finden. Da man hoffen darf, daß eine nach vorstehenden Grundsätzen geleitete Bevölkerung den christlichen Einflüssen äußerst zugänglich sein wird, so möge von vornherein darauf geachtet werden, daß passende Grundstücke zwischen den Dörfern für Kirchen oder auch für Missionarswohnungen ausbehalten bleiben. Der Missionar sammelt dann aus der Bevölkerung der Dörfer seine Schüler, unterrichtet und tauft sie. Abgesehen von dem Verbot der Arbeit am Sonntage, übt die Oberleitung der

äußeren Angelegenheiten aber keinen Druck auf die Leute aus, damit sie Christen werden, denn die Annahme des Christentums muß seiner Natur nach eine Sache der Freiwilligkeit und eigenen Ueberzeugung bleiben.

Das aber sei auch an dieser Stelle wieder hervorgehoben, daß alle staatlichen und sittlichen Mächte, welche man zur Erziehung der Neger in Bewegung setzt, vergeblich ihre Kräfte erschöpfen werden, wenn man den Fluch der Naturvölker, den Branntwein, seinen verderblichen Einfluß gegen sie geltend machen läßt. Der Branntweinverkauf muß in der geplanten Kolonie streng verboten werden.

Viel, unendlich viel wird in Afrika stets von der Geschicklichkeit der Beamten abhängen, denen man die Angelegenheiten der Eingeborenen anvertraut. Darum müssen Männer, denen die Oberaufsicht über Niederlassungen, wie wir sie hier vorschlagen, übergeben werden soll, sorgfältig ausgewählt werden. Wenn sie die Achtung der Afrikaner gewinnen sollen, müssen sie sittlichen Ernst besitzen, müssen ihre Untergebenen mit väterlichem Wohlwollen behandeln und bestrebt sein, nicht nur deren äußeres Wohlergehen, sondern vor allem ihre sittliche Entwicklung zu fördern. Sie werden dafür durch die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen belohnt werden; und auch für die Ehre des deutschen Vaterlandes und für die Entwicklung seiner Kolonien würde ihre Arbeit segensreiche Früchte tragen, wenn es ihnen gelänge, eine blühende Kolonie befreiter Sklaven zu schaffen.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 30. April.)

Der „Admiral" ist mit dem **Kamerun**-Detachement unter Führung des Hauptmanns von Kamptz am 18. April wieder in Wilhelmshaven eingetroffen, das er am 8. Januar verlassen hatte. Die Reise ist ja durchaus friedlich verlaufen, so daß sie keine großen Opfer gekostet hat; nur ein Seesoldat starb in Kamerun am Hitzschlage; Leutnant Mauve und ein Seesoldat wurden als fieberkrank nach kurzem Aufenthalt in die Heimat zurückgesandt. Zur Zeit der Ankunft in Wilhelmshaven befanden sich nur vier Fieberkranke unter den Leuten, die natürlich sofort dem Lazarett überwiesen wurden.

Die infolge der Unruhen beschädigten staatlichen Gebäude, einschließlich des Hospitals, sind wieder ausgebessert und in Benutzung genommen. Das Hospital ist am 18. Februar bezogen worden.

Im Reichstage hat der Staatssekretär Freiherr von Marschall am 13. April erklärt: Der von dem zur Untersuchung der Vorgänge in Kamerun dorthin entsandten Regierungsrat Rose eingegangene Bericht enthält eine Reihe von Thatsachen, welche in erster Reihe den Kanzler Leist auf das allerschwerste belasten. Infolgedessen ist der telegraphische Befehl nach Kamerun ergangen,

sofort den Kanzler Leist von seinen dienstlichen Obliegenheiten zu entbinden und ihm den Befehl zu geben, unverzüglich nach Berlin zurückzukehren, um hier zur Rechenschaft gezogen zu werden. Er hat des weiteren die bestimmte Versicherung gegeben, daß die disziplinarische Untersuchung so sehr wie möglich beschleunigt werden und kein Schuldiger seiner Strafe entgehen soll. Das klingt allerdings anders, als das, was der Reichskanzler seinerzeit im Reichstage gesagt hat.

Die Expedition von Uechtritz-Paßarge ist aufgelöst. Die Leiter derselben kehren nach Deutschland zurück. Obgleich das „Auswärtige Amt" zur Fortführung der Expedition 20 000 M. bewilligt hat, hat das „Deutsche Kamerun-Komitee" doch von der Fortführung Abstand nehmen müssen, weil im Hinterlande unseres Schutzgebietes eingetretene Unruhen unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten. Es handelt sich da um einen Krieg, der schon längere Zeit geführt wird zwischen den Mahdisten und einem ägyptischen Sudanesen Rochet, der, obwohl früher Sklave, in dem Tsadsee-Gebiete, zu welchem unser Kamerunschutzgebiet gehört, sich ein neues Gebiet zusammenerobert hat. Indes sind die Verhältnisse hier zur Zeit noch nicht genügend bekannt.

Zwischen Frankreich und dem **Kongostaat**, bezw. Belgien, herrschen augenblicklich Grenzstreitigkeiten. Frankreich will nicht zugeben, daß der Kongofreistaat über den 4. Grad nördlicher Breite sich ausdehnt und beruft sich auf Verträge vom 5. Februar 1884, die aber bereits 1887 zu seinen Gunsten durchbrochen sind. Denn während vorher der 17. Grad östl. Länge als seine Ostgrenze festgesetzt war, wurde eben i. J. 1887 dieselbe bis zum 18. Grad, ja zum Teil bis zum 22. Grad hinausgerückt. Um die Streitfrage zu lösen, wurde eine Kommission eingesetzt, welche in Brüssel ihre Verhandlungen abhielt. Nach genau einer Woche sind die französischen Mitglieder in ihre Heimat zurückgekehrt, ohne daß eine Einigung erzielt ist. Was nun wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls hat der Kongostaat zur Zeit größere Streitkräfte in den in Frage stehenden Gebieten als Frankreich.

In bezug auf die Kämpfe gegen die Sklavenfürsten im Kongofreistaate ist zu berichten, daß die Boma Rumalisas, die den Namen Kabambarre führte, am 25. Januar erobert ist und daß die Belgier nunmehr bis zum Tanganika siegreich vorgedrungen sind.

In **Deutsch-Südwestafrika** hat der Landeshauptmann, Major Leutwein, den Häuptling der Khauas-Hottentotten, Andreas Lambert, gefangen genommen und hinrichten lassen, während er den ganzen Stamm entwaffnet hat. Angesteckt durch Hendrik Witboois Verhalten, hatte auch Lambert geglaubt, sich durch Räubereien Gewinn verschaffen zu können. — Major von François verfolgt noch immer die Witbooischen, die, wie ihr Anführer, fast sämtlich beritten sind. Wenn Hendrik Witbooi seine Pferde unterhalten kann, warum sollte unsere Truppe nicht auch beritten ge-

macht werden können? — Auf grund der Nachrichten, daß Hendrik Witbooi große Ländereien verkauft habe oder zu verkaufen gewillt sei (vgl. Heft 4, Seite 61), ist der deutsche Generalkonsul in Kapstadt telegraphisch angewiesen worden, in den dortigen Zeitungen amtlich zu erklären, daß die beabsichtigten Landverkäufe nichtig seien, und daß die etwaigen Käufer zu erwarten haben, aus dem Schutzgebiete ausgewiesen zu werden.

Premierleutnant von François ist aus Deutsch-Südwestafrika zurückgerufen worden.

Auf wie schwachen Füßen die Unabhängigkeit von **Swasiland** steht, (vgl. Heft 4, Seite 62) zeigt eine Erklärung des englischen „Parlaments-Unterstaatssekretairs des Kolonialamts" Buxton. Danach unterhandelt Transvaal mit Swasiland über eine organisatorische Proklamation, durch welche Transvaal die Verwaltung von Swasiland übertragen wird, ohne daß es sich das Land einverleibt. Die Swasi selbst sind aber durchaus nicht gewillt, sich den Buren zu unterwerfen. Das kann man ihnen nicht übel nehmen, denn die Buren sind ihren schwarzen Unterthanen noch immer harte Herren gewesen.

Jetzt erst, nachdem Lobengulu selbst tot und sein Reich, das **Matebeleland** zerstört ist, wird bekannt, daß er Boten mit 20 000 M. an die Engländer mit der Bitte um Frieden und Annahme seiner Unterwerfung gesandt hat. Diese Boten sind 2 Soldaten von der Betschuanaland-Schutztruppe in die Hände gefallen und von ihnen beraubt worden. Natürlich teilten sie die Friedensvorschläge Lobengulus den britischen Befehlshabern nicht mit. Sie haben durch ihre Schändlichkeit den Tod des Majors Wilson mit seiner Schar veranlaßt. Augenblicklich wird ihnen in Buluwajo der Prozeß gemacht.

Matebeleland übt übrigens eine große Anziehungskraft aus. Die Kunde von großen Goldlagern zieht sogar aus Johannisburg viele Goldsucher dorthin. Die Verteilung von Farmen an die Familien der gefallenen und verwundeten Soldaten führt viele Angehörigen derselben ebenfalls dahin. Und dadurch erhalten auch die Buren Lust, denselben Weg zu gehen. So strömt eine große Menschenmenge in diese bisher verschlossenen Gegenden.

Aus Sansibar war Bwana-Heri, der sich in dem Araberaufstande 1888/89 einen Namen gemacht hat, nach **Deutsch-Ostafrika** zurückgekehrt. Einer Aufforderung, sich den Behörden in Saadani zu stellen, leistete er keine Folge, vielmehr legte er eine feste Boma an und belästigte Karawanen. Seine Boma ist durch den Kompagnieführer Podlech eingenommen, Bwana-Heri selbst aber ist im Schutze des in der Gegend hinter Saadani dichten Busches entkommen.

Major von Wrochem ist aus Deutsch-Ostafrika zurückgerufen und in Berlin eingetroffen.

Der Lehrer Barth hat einen Rechenschaftsbericht über die Entwicklung der deutschen Schule in **Tanga** eingereicht. Dieselbe besteht aus zwei Abteilungen, deren erste von 25 älteren, deren zweite von 33 jüngeren Schülern besucht wurde. In jener wurde

Unterricht im Schönschreiben (das kleine und große lateinische Alphabet), Rechtschreiben, Lesen und Rechnen, in dieser außerdem noch in Turnen und Singen erteilt. Gemeinsam wurden beide Abteilungen in der deutschen Sprache unterwiesen. Erklärlich ist, daß bei jeglichem Mangel an Schulzwang nicht nur der Besuch der Schule sehr unregelmäßig, sondern auch der Erfolg bei den einzelnen Schülern ein sehr verschiedener ist. Indes teilen wir die Freude des Lehrers Barth vollkommen, daß er glaubt, mit seinem Erfolge zufrieden sein zu dürfen und wünschen seinem Werke je länger desto mehr erfreuliche Frucht.

Bekannt ist seit längerer Zeit, daß Deutsch-Ostafrika die südlichsten Ausläufer des Nilbeckens enthält, da namentlich der Hauptzufluß des Viktoriasees, der Kagera mit seinen sämtlichen Zuflüßen im deutschen Schutzgebiete fließt. Jetzt aber steht es nach den Untersuchungen des vor kurzem gestorbenen Belgiers Delcommune auch fest, daß die Westgrenze unseres ostafrikanischen Schutzgebietes zum Kongosystem gehört, denn es ist durch dieselben erwiesen, daß der Abfluß des Tanganika, der Lukuga seine Wasser dem Lualaba, d. h. dem Kongo zuführt. Indes hat der Lukuga für die Schiffahrt keine Bedeutung, auf einer Strecke von 400 km fällt er 321 m.

In den englischen Parlamenten sind regierungsseitig gleichinhaltliche Erklärungen dahin gehend abgegeben, daß man beschlossen habe, nach Prüfung des Berichts Sir Gerald Portals und nach Erwägung der Folgen eines Rückzuges aus **Uganda** einerseits und der Aufrechterhaltung der britischen Interessen daselbst andererseits, eine reguläre Verwaltung zu errichten und Uganda als unter englischem Protektorate stehend zu erklären. Wir können dem armen Lande zu diesem Beschluß nur herzlich gratulieren.

In dem Nachbarlande Ugandas, in Unjoro haben sich die bisher von dem Kabarega geknechteten Stämme den Engländern angeschlossen, um den despotischen König unschädlich zu machen.

Major Owen und Oberst Colville sind an der Spitze von 200 Sudanesen und vielen eingeborenen Hilfstruppen nach Unjoro eingedrungen, haben den Kabarega vertrieben und sind selbst bis Wadelai vorgerückt, wo die englische Flagge gehißt wurde. Für die Entwicklung von Deutsch-Ostafrika ist es nur günstig, wenn die Engländer in diesen, an unser Gebiet grenzenden Provinzen Ordnung schaffen.

Vermischtes.

Durch einen Induna, d. h. Minister oder Rat, namens Umjane, sind Einzelheiten über den Tod Lobengulus bekannt geworden, die für Beurteilung des Charakters der Afrikaner von Bedeutung sind. „Lobengulu zog sich nach dem Sambesi zurück und erkrankte am Fieber," so erzählte der Mann, „aber auch sein Herz war gebrochen, weil die Krieger seines Leibregiments Imbesu ihm nicht folgen

wollten. Er sprach davon, daß er sich erschießen wolle. Er wurde kränker. Bunungwana, der Doktor, der das Fest der ersten Früchte zu leiten hat, war bei ihm, da starb er. Von seinen Weibern erhängten sich zwei, als sie von seinem Tode hörten." Der Erzähler hatte für das Begräbnis zu sorgen. Er trug den Leichnam zum Eingang einer Höhle, dort wurde er mit den besten Gewändern angethan, in sitzende Stellung gebracht, so daß sein Gesicht dem Sonnenaufgang zugewendet war, ihm zur Seite wurden seine Waffen aufgestellt und dann schloß man das Ganze durch eine Mauer aus Felsstücken.

R. N. Cust hat einen kurzen Bericht herausgegeben über die Fortschritte der afrikanischen Sprachenkunde. Schließt man die nordafrikanischen Sprachen ein, so stellt sich die Zahl der afrikanischen Sprachen, die bisher wissenschaftlich bearbeitet worden sind, auf 85, von diesen gehören 65 den eigentlichen Neger- und Bantu-Sprachen an. Die heilige Schrift oder Teile der heiligen Schrift sind in 67 verschiedenen Sprachen übersetzt. Auch in sprachlicher Hinsicht will es Licht werden über Afrika.

Im Tanganika-See ist ein merkwürdiges, amphibienartiges Wassertier entdeckt worden; es ist etwa einen Meter lang, hat schuppige Haut und am Schwanz eine dicke Flosse. Der alte Dapper, der im Jahre 1675 seine berühmte Karte von Afrika (in Amsterdam) herausgab, schreibt beim Tanganjika: „In diesem See sind Tritonen und Sirenen." Es ist nicht unmöglich, daß die Nachricht von jenem wunderbaren Tier ihn zu dieser Bemerkung veranlaßt hat. Oft ist ein Korn Wahrheit in Angaben der Alten, die zunächst abenteuerlich und unwahrscheinlich klingen.

In Süd-Afrika erscheinen vier Zeitschriften in Sprachen der Eingeborenen. Zwei in der Xoßa-Sprache, eine erscheint in der Sulu-, eine in der Baßuto-Sprache. Auch auf dem Schire-Hochlande erscheint ein Monatsblatt in Manganja- und Jao-Sprache.

Die Bildungsfähigkeit und Brauchbarkeit der afrikanischen Eingeborenen wird aufs beste durch die Erfolge der „Tabakbaugesellschaft Kamerun" in **Bibundi** gekennzeichnet. Dieselbe hat nämlich unter großem Kostenaufwand, nachdem sie einen erfahrenen Tabakpflanzer zu Hilfe herangezogen hatte, geeignete Arbeitskräfte angelernt und nach Angabe der „Hamburger Börsenhalle" eine sehr gute Tabaksqualität auf der Plantage erzielt. Durch diese Plantage ist Bibundi in kurzer Zeit zu einer solchen Bedeutung gelangt, daß daselbst eine kaiserlich deutsche Postagentur errichtet ist und die Woermann-Dampfer regelmäßig den Ort anlaufen.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Fetischismus im Togo-Gebiet	81
Wangwana und Waschensi II.	84
Uganda	88
Mission	90
Afrikanische Nachrichten	90
Vereins-Nachrichten	95
Litterarisches	97
Vermischtes	100

Die Kaiserliche Post ersucht uns darauf aufmerksam zu machen, daß Sendungen für den Evangelischen Afrika-Verein und für die Zeitschrift „Afrika“ **persönlich** zu adressieren sind. Danach sind Geld- und Wertsendungen zu richten an

Geh. Kommerzienrat Veit,
Berlin W, Behrenstraße 48,

alles übrige an **Gustav Müller**, Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins, Berlin W, Wormser Straße 9.

Der Fetischismus im Togo-Gebiet.

Von Hermann Frobenius.

Wenn man unsere afrikanischen Forschungsreisenden nach der Religion der eingeborenen Volksstämme fragt, so erhält man im allgemeinen zwei Antworten: „Sie haben kein Gottesbewußtsein und keinen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode; sie haben nur Aberglauben, Furcht vor bösen Geistern und Zauberkräften" oder die zweite: „Sie sind Fetischanbeter". Die erste Antwort bezieht sich mehr auf den Osten, die zweite auf den Westen des Erdteils.

Zieht man nun in Erwägung, welch ungeheure Schwierigkeiten das Erforschen des religiösen Lebens und Denkens jenen Völkerschaften gegenüber bietet, deren Sprache der Forscher gar nicht oder nur lückenhaft versteht, deren Auskunft über ihr innerstes Geistesleben nur zaudernd und oft mit absichtlich falscher Darstellung gegeben wird, deren religiöse Vorstellungen vor allem der klaren bewußten Form ganz entbehren mögen und nur einem unbewußt sich ihnen aufdrängenden Träumen vergleichbar sind, so wird man mit jenen Antworten, auf welch gründliche, nach Wahrheit suchende Forschungen sie sich auch gründen mögen, sich nicht zufrieden geben können. Muß man ferner unter Religion der Naturvölker all ihre Vorstellungen von Einwirkungen geheimnisvoller Kräfte auf das Menschenleben verstehen, und nicht die Forderung eines klaren systematisch ausgebildeten Begriffs von den wirkenden höheren Kräften stellen, so findet man selbst in der überall beobachteten Furcht vor den Geistern der Verstorbenen und in dem Suchen nach schützenden Zaubermitteln gegen dieselben Spuren eines religiösen Lebens, welche — schwer zu entscheiden — die verkümmerten Reste eines früheren, höher entwickelten Gedankenkreises, oder auch die entwicklungsfähigen Keime des Gottesbedürfnisses sein mögen.

Speziell mit dem Worte „Fetischismus" ist in einer wenig wählerischen Weise umgegangen worden. Wo man irgend welchen, der Verehrung gewürdigten Gegenständen, namentlich Nachbildungen des menschlichen Körpers begegnete, war man gleich mit dem Attribut „Fetischisten" bei der Hand, sogar im Osten des Sudan, wo man die später als Penaten erkannten Holzfiguren der Bongo und Bari als Götzenbilder, als Fetische bezeichnete.

Versteht man unter Fetisch jedes Ding, dem Zauberkräfte zugeschrieben werden, so würden auch die Amulette der Mohammedaner hierher gehören und diese als Fetischisten zu bezeichnen sein. Faßt man aber den Begriff dahin zusammen, daß das Zauberding nicht für ein bloßes Verbindungsglied mit einer von ihm verschiedenen Geister- oder Götterwelt angesehen, sondern selbst zum angebeteten Dämon oder Götzen erhoben wird, so gehören viele als Fetischisten bezeichnete afrikanische Volksstämme entschieden nicht auf diese niedrigste *Stufe des Götzendienstes.*

In seinem verdienstvollen Bericht, betreffend religiöse Anschauungen und Gebräuche der deutschen Ewe-Neger (Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten 1892), giebt Hauptmann Herold eine hochinteressante Darstellung, aus welcher sich ergiebt, daß dieser Volksstamm des Togo-Gebietes die vollständig überzeugungstreue Vorstellung von einem höheren, göttlichen Wesen Mawu hat und ebenso fest an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. Entsprechend aber der Meinung von der Würde eines großen Negerfürsten, der sein Reich durch seine Unterhäuptlinge verwalten läßt und sich um Wohl und Wehe des Einzelnen nicht kümmert, hat Mawu seine Gewalt an eine große Zahl von Geistern oder Dämonen abgegeben (Herold nennt dieselben Fetische, was sich mit dem obigen Begriff, wie ersichtlich, gar nicht deckt), welche ebenso, wie die Unterhäuptlinge, ihre Macht für sich selbst auszunutzen streben und deshalb von den Menschen durch Opfer und Gaben bei guter Laune erhalten werden müssen, damit sie ihre Unterthanen nicht quälen und schlecht behandeln. Der gute Gott Mawu selbst verlangt keine Opfer, aber er kann seinen Menschen auch nicht helfen. Nun findet man allerdings in den Orten der Ewe überall sogenannte Fetischfiguren und die Fetischpriester haben allerorten ihre Fetischhütten aufgeschlagen. Aber weder in den ersteren noch in den geheiligten Orten wohnen die Geister. Sie müssen durch den Priester gerufen werden, wenn man ihre Hilfe verlangt, dieser spielt also den Vermittler zwischen den göttlichen Kräften und dem hilfsbedürftigen Menschen. Es ist die mächtige Priesterkaste, durch welche die Fürsten und Häuptlinge in eine ziemlich machtlose Stellung gedrängt werden. Aber auch die Figuren werden nicht angebetet, denn sie stellen Opfer an den Fetisch dar nach Anordnung der Priester, oder auch kranke Personen, die ihre Bilder lieber durch den Geist gequält wissen wollen, als ihre eigene Person. Hier ist also von dem, was man unter Fetisch versteht, eigentlich nichts vorhanden und man sollte den Namen fallen lassen, wo es sich um eine so viel höhere Stufe der religiösen Vorstellung und des religiösen Bedürfnisses handelt.

Bezüglich der Unsterblichkeitslehre (welche übrigens in ganz Afrika, in verkümmerter Gestalt freilich, in der Furcht vor den Geistern der Toten existiert) sei hier nur auf die eigentümliche Aehnlichkeit derselben mit den Vorstellungen der Malayen und — der Antike hingewiesen: ein kleiner grüner Fährmann setzt den Toten gegen geringes Entgeld über einen breiten Fluß, damit er das Land der Glückseligkeit betrete, wo es Essen und Palmwein in Fülle und — weder Fetische noch Priester giebt, die ihn durch sein ganzes Leben gequält haben.

Abweichend und, wie es scheint, um eine bedeutende Stufe höher stehend, ist die Anschauung der Adeli-Leute, in deren Gebiet Bismarckburg erbaut wurde. Dr. Wolf berichtet von 3 „Fetischen“ *oder richtiger* Göttern, welche sie verehren: Nejo, der höchste und *mächtigste, der die Bösen* mit dem Tode straft und alle Wünsche

und Bitten erfüllen kann; Frikko, der Totengott, an den sich der wendet, welcher jemand seiner verstorbenen Angehörigen oder Freunde sehen will; im Walde Frikkos kann dieser, wenn sein Wunsch erfüllt wird, den Gerufenen sehen, ohne aber mit ihm zu reden; Nikkota, der Regengott, an den die Bitten um Regen gerichtet werden. Auch hier liegt der Gottesdienst, die Vermittelung zwischen dem Menschen und dem höheren Wesen, in der Hand von Priestern und mit noch größerer Machtvollkommenheit ausgestatteten Priesterinnen. Einige kleine Züge aus Wolfs Erlebnissen werden die beste Vorstellung geben.

Als Wolf nach Adeli kam, war dessen König Kontu im Begriff, die Keduleute, gedrängt durch deren den Küstenweg sperrende räuberische Uebergriffe, zu bekriegen. Ein altes Orakel aber öffnete dem Reisenden das Land und unterstützte sein Bemühen, diesen Krieg zu verhindern: „es werde bald jemand kommen, der dem Lande helfen würde." Als er hierauf einen Hügel zum Bau der Station von Kontu erhalten, fand große Versammlung der Häuptlinge in dem Ort Perĕu statt, wo Priester und Priesterin wohnen. Nach Erledigung aller Formalitäten sprach einer der Häuptlinge in den Wald hinein zu Nejo, dann opferte jeder demselben einige Kauris (Muschelgeld), und der Priester goß ihnen (wahrscheinlich durch „Fetisch" geweihtes) Wasser auf die Köpfe.

Als im folgenden Jahre (1889) Wolfs Bemühungen, die Keduleute sich und seinem Wirt zu Freunden zu machen, auf Verrat und Untreue stießen, und er sich mit samt den Adeli auf den Kriegspfad begab, beschloß er, noch einen letzten Versuch zu machen, um alles friedlich beizulegen; er schickte Gesandte und der Priester weihte dieselben, indem er jedem einen daumenbreiten und -langen tiefschwarzen Streifen die Stirn hinunter bis zum Nasenansatz, einen an jede Schläfe und in die Herzgrube machte, sowie jeden sich Beine, Kopf und Gesicht mit „Fetisch"-Wasser waschen ließ. Als hierauf einer der Mörder ausgeliefert wurde, nahte er, Kopf, Hände und Füße mit Palmzweigen umwunden und mit Asche eingerieben, denn wird er so von dem Richter erblickt, so ist er gegen Bestrafung sicher. Aber die Neger wußten auch ein Gegenmittel; sie ergriffen den Uebelthäter und entfernten Asche und Palmzweige, bevor Kontu und der Priester der Adeli ihn erblickten. Als dann der Friede zwischen beiden Stämmen geschlossen und den Kedu ein König eingesetzt und gekrönt war durch turbanartige Umwindung des Kopfes, erfolgte der Freundschaftstrunk: Eine Schüssel voll Wasser ward durch Eintauchen eines heiligen (Fetisch-) Gegenstandes geweiht, aus einem Blatt ein kleiner Trichter geformt und von jedem der Adeli und Kedu dreimal etwas geweihtes Wasser mit dem kleinen Gefäß getrunken, wobei der darinbleibende Rest stets auf das Haupt gegossen wurde. In einem Loch ward dann das Blattgefäß mit Erde von allen zugedeckt und ein Hammel darüber geschlachtet, so daß sein Blut die Erde der Grube befeuchtete. Auch der Fetischgegenstand ward mit Blut besprengt und jedem Beteiligten

damit Kopf, Arme, Knie und Rücken berührt, eine Andeutung, daß der Fetisch den töten würde, der böse Hintergedanken hegen sollte.

Hier haben wir es überall mit symbolischen Handlungen zu thun, wie sie den gottesdienstlichen Uebungen auch der kulturell bei weitem höher entwickelten Völker eigen zu sein pflegen, aber von Fetischismus in der eigentlichen Bedeutung ist nichts wahrzunehmen. Es scheint sogar, als wenn die den Ewe eigentümlichen Untergötter oder Dämonen hier garnicht in Frage kämen, sondern als wenn die „in ihren Hainen wohnenden" Götter noch in voller Ausübung ihrer Macht sich befänden. Ob die Adeli in dieser Beziehung auf einer entwickelteren Stufe stehen als die Ewe, oder ob sich bei ihnen altüberlieferte Glaubenssatzungen reiner und ungetrübter erhalten haben, wird zunächst noch nicht zu entscheiden sein. Möchte man aber doch vermeiden, eine derartige Götterverehrung mit dem Namen „Fetischismus" herabzuwürdigen.

Wangwana und Waschensi.

II.

Wie haben sich nun diese Verhältnisse bei den Wangwana entwickelt? Wie sich das Wort mgwana, Mehrzahl wangwana, allmählich zu der Bedeutung „Gebildete" herausgebildet hat, ist schwer zu sagen. Es heißt eigentlich Freie oder Freigelassene, und so bezeichnet es an der Küste, wo ja der Gegensatz zu den Waschensi fehlt, noch heute den Gegensatz gegen Sklaven. Ich werde weiter unten eine Erklärung der Entwicklung des Begriffes Wangwana zu geben versuchen.

Ueber den Typus der Wangwana sagte ich schon oben, daß er bei den Wasuaheli, die auch nummerisch das größte Kontingent stellen, am meisten ausgebildet ist. Die Wasuaheli sind nun nicht in dem Sinne ein Stamm, wie man im Innern von einem Negerstamm spricht. Vielmehr heißen alle Leute, welche die ostafrikanischen Küstenplätze bewohnen, nach dem ursprünglich hier ansässigen Stamme im weiteren Sinne Wasuaheli. Die jetzigen Wasuaheli sind daher ein Volksgemisch, in dem fast sämtliche ost- und zentralafrikanischen Stämme vertreten sind, und das seine Entstehung den Folgen verdankt, welche das Arabertum mit sich brachte, der Sklaverei und dem Karawanenwesen. Denn einmal haben sich die Sklaven der Araber, die ja fast alle aus dem Innern geraubt waren, nachdem sie teils mit dem Willen ihrer Herren, teils auch durch die Flucht frei geworden waren, massenhaft mit dem Urstamm (?) gemischt. Fürs andere aber kommen alljährlich noch Hunderte von Karawanenleuten aus dem Innern hinzu, welche aus irgend einem Grunde es vorziehen, nicht in ihre Heimat zurückzukehren, sondern an der Küste zu bleiben.

Allen diesen Leuten nun, sowohl den Wasuaheli, als den *Wangwana überhaupt, ist* die Sprache gemeinsam, das Kisuaheli.

Das ist die namentlich durch arabische Elemente vervollkommnete Sprache des ursprünglichen Suahelistammes an der Küste. Sie, ursprünglich gleich den vielen anderen ein Bantu-Dialekt, steht jetzt höher als die anderen Schwestern. Araber, Inder und europäische Kaufleute, auch die Beamten sprechen Kisuaheli, welches an der Küste so ausschließlich im Gebrauch ist, daß die Araber großenteils ihre Muttersprache schon halb darüber vergessen haben. — Außerdem hat das Kisuaheli aber eine überaus große Bedeutung für das Innere gewonnen, da es die Sprache des Karawanenverkehrs ist. Was das Englische für die gesamte zivilisierte Welt, das ist das Kisuaheli für Ost- und Zentral-Afrika bis hinauf zur Aequatorial-Provinz, dergestalt, daß selbst die eingeborenen Stämme unter einander bei Verhandlungen sich unter Umständen des Kisuaheli bedienen.

Außer der Sprache ist den Wangwana äußerlich auch teilweise die Religion, der Mohammedanismus, gemeinsam, während die Waschensi mit einem schwer definierbaren Gewirr von allerlei Zauber- und Hexengeschichten und Fetischdienst der primitivsten Art ihr religiöses Gefühl zu befriedigen suchen. Ich bin nun der Ansicht, daß der Mohammedanismus nicht zum Typus des Wangwanatums gehört, sondern nur eine zufällige, nicht einmal allgemeine Beigabe desselben ist. Der Mohammedanismus ist ja nur ein außerordentlich oberflächlicher bei den Wangwana. Die an der Küste geborenen Wasuaheli sind zwar meist durch die Zeremonie der Beschneidung wirkliche Mohammedaner geworden, aber auch aus dem Innern kommende Leute, die sich an der Küste ansiedeln, werden „kirchlich" für völlig gleichberechtigt gehalten und werden, einfach weil sie einige, ihnen genehme Gebräuche der mohammedanischen Religion mitmachen, selbst zu einer Art von Mohammedanern. Irgend welchen Zwang lassen sich die Wangwana durch ihre Religion nicht auferlegen, doch wollen sie gern an den Annehmlichkeiten derselben teilnehmen. Ich habe in meiner Karawane, bei der ich über 100 Wangwana hatte, gar nichts, oder doch nur recht wenig vom Mohammedanismus gespürt.

Natürlich hat derselbe, da man von ihm als einer wirklich angenommenen Religion überhaupt nicht sprechen kann, nicht dazu beigetragen, bei den Wangwana die Laster zu mildern, die ihnen als Waschensi angeboren waren. Wir finden im Gegenteil, daß sie sich bei ihnen verschärft haben und daß sogar einige der guten Eigenschaften der Waschensi durch die Suahelikultur heruntergezogen sind. Der Charakter der Wangwana ist eine Folge ihres Stadt- und Landknechtslebens entweder auf den Karawanenzügen oder an der Küste. Dazu kommt der Einfluß der Sklaverei; denn durch diese Station sind die meisten Wangwana hindurchgegangen. Ich möchte hier einen Unterschied machen zwischen den Sklaven, wie wir sie bei den seßhaften Arabern finden, die Plantagenbau treiben, und den viel zahlreicheren Sklaven, welche die Araber auf ihren Karawanen begleiten. Jenen geht es sicher nicht schlechter als den

Waſchenſi und ihre Moral ſteht auch wohl mindeſtens auf der gleichen Stufe wie bei dieſen. Anders iſt es bei den Karawanen-Arabern. Sie verlangen weit mehr von dem Sklaven. Er muß ſich den Gefahren und Strapazen des Karawanendienſtes unterziehen und hat dabei eine große Gelegenheit zur Flucht. Daher liegts in dem Intereſſe des Arabers, dem Sklaven dieſen Karawanendienſt möglichſt angenehm zu machen, und das thut er dadurch, daß er den Leidenſchaften und Begierden desſelben Vorſchub leiſtet, oder wenigſtens ſie nicht zügelt. So übertrifft der Araberſklave den Mſchenſi im Kriege noch an Grauſamkeit, und, genußſüchtig im höchſten Grade, ſteht er auf einer äußerſt niedrigen ſittlichen Stufe. Ich habe namentlich bei Tabora Gelegenheit gehabt, mich von der Zügel- und Sittenloſigkeit der Araberſklaven zu überzeugen. Die Folgen können natürlich nicht ausbleiben und machen ſich bei allen Wangwana, und zwar namentlich an der Küſte, alſo bei den Waſuaheli, wo ſie mehr Gelegenheit haben, ihren Lüſten zu fröhnen, bemerkbar. Die Ehe iſt ein recht weiter Begriff, oder beſſer häufig überhaupt nur noch ein Begriff. Die Kinderzahl bei den Waſuaheli iſt eine verſchwindend kleine und ihre ſtarke Volkszahl iſt nur durch die oben geſchilderte, eigentümliche Art der Entſtehung und fortwährenden Vergrößerung des Völkergemiſches zu erklären. —

Die Hauptbeſchäftigung der Wangwana bleibt der Dienſt in der Karawane. Für denſelben reichten ja natürlich die Sklaven der Araber nicht aus, ſo daß ſie an die früheren Sklaven und ſonſtigen Küſtenbewohner ſich wenden mußten, die ihnen als freie Leute gegen Sold folgten. So iſt es gekommen, daß der Name Wangwana für die freien Leute in der Karawane, die ſich an der Küſte nur im Gegenſatz zu den Sklaven ſo nannten, allmählich nicht folgerichtig zum Gegenſatz zu Waſchenſi, die ja auch freie Leute ſind, herausgebildet hat. — Wie ferner im alten Rom die freigewordenen Kriegsgefangenen noch lange in einem gewiſſen Schutz- und Dienſtverhältnis zu ihren Herren verblieben, ſo auch hier. Ueberall bei den Araberkolonien im Innern findet man große Niederlaſſungen von Wangwana, die ehedem Sklaven waren. Sie kennen aus ihrem Dienſte bei den Arabern die Suaheli-Sprache und -Sitte und heißen nur deshalb nicht Waſuaheli, weil ſie nicht an der Küſte wohnen. Von den Waſchenſi werden ſie Wangwana genannt; ſie ſelbſt nennen ſich auch ſo, um damit ihrer Zugehörigkeit zur Suahelikultur Ausdruck zu geben.

Am bezeichnendſten iſt es für den Namen Wangwana, daß ſogar Sklaven der Araber, die noch in der Sklaverei ſich befinden, ſo genannt werden, lediglich, um auch ſie als Träger der Suahelikultur zu bezeichnen. Dabei iſt das das merkwürdigſte, daß freie Leute, nämlich die Waſchenſi im Innern, wirkliche Sklaven im Gegenſatz zu ſich mit dem Namen Freie belegen.

Ich komme zu einer weiteren, und zwar im Intereſſe unſerer *Kolonie beklagenswerten* Folge der ſogenannten Suahelikultur. Die *Träger derſelben haben die* Luſt zu friedlicher Arbeit verloren. Als

Träger in der Karawane freilich leisten sie geradezu Erstaunliches und zu Soldaten sind sie vorzüglich geeignet, aber an der Küste ergeben sie sich dem Müßiggang und verjubeln das Geld in selbst nach unseren Begriffen recht kurzer Zeit und suchen sich dann neuen Dienst. Nur als Diener, Soldaten, Bootsleute u. dergl. lassen sie sich auch an der Küste anwerben, sonst aber wollen sie von friedlicher Arbeit, vor allem von Plantagenarbeit, nichts wissen.

Im Gegensatz zu den Nachteilen, die die Suahelikultur für die Entwicklung der ganzen Verhältnisse zur Folge gehabt hat, kann nun allerdings nicht geleugnet werden, daß eine Eigenschaft bei den Trägern dieser neuen Kultur besonders ausgebildet ist, das ist die Intelligenz. Die nahe Berührung, in die die Wangwana zur arabischen Kultur getreten sind, ihr häufiger Aufenthalt an der Küste, das wechselvolle Leben auf den Karawanen, hat die Intelligenz der Leute in hohem Grade geweckt und gefördert. Durchschnittlich sind sie ein aufgewecktes, munteres Volk, das gerade durch sein immer lustiges, zu Scherzen geneigtes Wesen den Europäer mit mancher unangenehmen Seite seines Charakters aussöhnen kann. Die hohe Intelligenz der Wangwana in Verbindung mit ihrer kriegerischen Tüchtigkeit macht sie meiner Ansicht nach für den Soldatendienst sehr gut geeignet. Und können sie in absehbarer Zeit auch sicher noch nicht zum Polizeidienst an der Küste gebraucht werden, für den Krieg im Innern genügen sie gewiß.

Was nun das Verhältnis zwischen Wangwana und Waschensi betrifft, so geht schon aus der Bedeutung des Namens Waschensi hervor, daß die Wangwana sich als etwas Besseres und als die eigentlichen Herren betrachten. Die beiden Volksklassen sind geborene Feinde. Die Waschensi sehen mißtrauisch auf jede Karawane. Denn wenn auch die Sklavenjagden in unserem Gebiet so gut wie aufgehört haben, so fürchten sie doch, und zwar mit Recht, stets Uebergriffe seitens der Karawanenleute. Andererseits sind diese, die Wangwana, nie sicher vor heimtückischen Ueberfällen der Waschensi. Kommt daher eine Karawane in das Gebiet eines Stammes, so wird zunächst von beiden Seiten der Kriegszustand als der von selbst gegebene angesehen. Der Friedenszustand muß erst durch Verhandlungen hergestellt werden. So ists in den meisten Fällen. Trotz dieses schroffen Gegensatzes ist es jedoch wunderbar, wie schnell die Umwandlung eines Waschensi in einen Mgwana erfolgen kann. Schon durch seinen Eintritt in die Karawane wird der Mschensi, meinetwegen ein ganz wilder, mit einem Schlage ein Mgwana. Das freie, ungebundene Leben der Wangwana, die bessere Kleidung und Bewaffnung, das große Ansehen, das sie als Gefolgsleute der Araber genießen, schafft ihnen fortwährend neue Rekruten. Und gerade wie im 30jährigen Kriege die als Rekruten in die Landsknechtsscharen eingetretenen Bauernsöhne schon am nächsten Tage an den Erpressungen ihrer eigenen Brüder teilnahmen, so sieht auch der in die Karawane *eingetretene* Mschensi seine Stammesbrüder sofort *mit dem Auge des Mgwana* an. Er steht jetzt über ihnen

und hält es für selbstverständlich, seine größere Macht gegen sie zu mißbrauchen. So groß ist die Kluft zwischen Wangwana und Waschensi, daß sie sogar alle Familienbande für immer zu zerreißen imstande ist. Ich hatte einen etwa 15jährigen Diener, der mir durchaus ergeben und auch besseren Regungen zugänglich war. Auf meinem Marsch kam ich in der Nähe des Dorfes vorbei, aus dem er als Kind geraubt war und ich stellte es ihm frei, seine Mutter zu besuchen. Er aber wies dies weit ab mit dem Bemerken, daß er Mgwana sei.

Damit habe ich versucht, den Unterschied zwischen Wangwana und Waschensi klar zu legen. Die, mit denen die Europäer zumeist zusammenkommen, sind natürlich Wangwana. Zu diesen gehört ja die gesamte Küstenbevölkerung, die Wasuaheli, und aus ihnen rekrutieren sich die Karawanenleute, in deren Mitte die Reisenden ihre Märsche unternehmen. Sie lernt also der Europäer am besten kennen und bei 90 pCt. aller sogenannten „Afrikaner" beschränkt sich die Kenntnis der Bevölkerung ausschließlich auf die Wangwana, also auf den durch fremde, nämlich Araberkultur, verdorbenen Teil der Bevölkerung. Was ist da natürlicher, als daß ihre Schilderung zu sehr in den Vordergrund getreten ist und daß man das von den Wangwana gehörte ohne weiteres auf die gesamte Bevölkerung unserer Kolonie übertragen hat. — Ich habe den Unterschied zwischen Wangwana und Waschensi möglichst schroff hingestellt: so besteht er in den meisten Fällen. Ich muß nun aber hier einräumen, daß eine Art Mittelding zwischen beiden im Entstehen begriffen ist. Es sind dies diejenigen Stämme, die regelmäßig Karawanenzüge nach der Küste unternehmen, vor allen die Wanjamwesi und Wasukuma. Jährlich nach der Ernte ziehen von ihnen große Karawanen an die Küste, teils um für eigene Rechnung Elfenbein dorthin zu bringen, teils auch um sich dort als Träger anwerben zu lassen und dadurch den Wangwana Konkurrenz zu machen. Natürlich haben sie dabei manches von den Wangwana angenommen, ohne es voll geworden zu sein, und doch können sie auf der andern Seite nicht mehr als eigentliche Waschensi gelten. So sind sie in der That ein Mittelding zwischen beiden.

Uganda.

Die Entscheidung über die Frage, ob England Uganda unter Protektorat nehmen oder aufgeben wird, ist einen wichtigen Schritt vorwärts gerückt. Am 15. März legte die Regierung dem Unterhause einen Nachtrags-Etat von 550 000 M. vor, der durch die Mission Sir G. Portals nach Uganda veranlaßt war. Nach einer heftigen Debatte wurde die Position mit 198 gegen 9 Stimmen, also mit erdrückender Majorität angenommen. Das war ein günstiges Omen für Uganda. Am Dienstag, den 10. April, wurde *den beiden* Häusern der offizielle Bericht Sir G. Portals übergeben. *Dieser leider im Januar* an den Folgen seiner Uganda-Expedition

gestorbene, englische Generalbevollmächtigte empfiehlt nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Faktoren: 1) Die Anstellung eines englischen Bevollmächtigten in Uganda, dem ein Stab von 13 Offizieren und 500 Sudanesen untergeben wäre; 2) die Anstellung eines Bevollmächtigten in Kikuju, dem ein Stab von 4 Europäern und 60 Sansibar-Soldaten untergeben, und eines Straßenkommandanten zur Beaufsichtigung der Karawanenwege mit etwa 167 Trägern beigeordnet wäre; 3) den Bau einer Eisenbahn nach der Nordostecke des Viktoria-Sees. Die gesamten Kosten dieser Verwaltung würden sich im Jahre etwa auf 1 Million Mark belaufen. Aus der näheren Begründung seiner Vorschläge erwähnen wir nur den folgenden, höchst beachtenswerten Passus: „Ich fürchte, alles weist in Central-Afrika auf einen verzweifelten, vielleicht langwierigen Kampf hin zwischen der von der Ost- und Westküste vordringenden europäischen Kultur und der alten Klasse arabischer Händler, welche nach der Gegend des Tanganika-Sees, dem Nordende des Njaßa, dem Oberlauf des Kongo und der Südwestecke des Victoria-Njansa zurückgedrängt sind. Dieser Kampf kann sich entweder in einer Reihe kleiner Revolutionen und Gefechte abspielen, oder sich zu einem Kreuzzug der christlichen Mächte gegen den Islam in Central-Afrika überhaupt ausgestalten. In Anbetracht der Bedeutung und der Tragweite dieses Kampfes ist die Stellung des christlichen Uganda von entscheidender Wichtigkeit. Schon jetzt ist bekannt, daß ein lebhafter Verkehr zwischen den Arabern vom Tanganika und Tabora und den fanatischen Mohammedanern in Wadelai und am Weißen Nil besteht; der gefährlichste und nächste Nachbar Ugandas, Kabarega von Unioro, bildet die Mittelsperson. Solange Uganda unter christlicher Aufsicht steht, ist wenig Gefahr, daß diese Unruhen sich von Süden nach Norden ausdehnen; aber ich fürchte, daß eine Aufhebung des jetzigen englischen Schutzes nicht nur den Bestand des ganzen bewundernswerten Werkes der evangelischen und katholischen Missionare in Uganda in Frage stellen, sondern auch die Lage aller europäischen Mächte in Central-Afrika, Deutschlands, Italiens und des Kongostaates, ernstlich gefährden würde. — Es ist daher kaum möglich, daß bei dem augenblicklichen Stande der Entwicklung Central-Afrikas Uganda, der natürliche Schlüssel des ganzen Nilthales und der reichsten Gebiete Inner-Afrikas — das einzige Land, welches begründete Hoffnung auf gewinnbringenden Handel gewährt —, ohne europäischen Schutz bleibt."

Auf grund dieses Gutachtens gab das englische Staatsministerium am Donnerstag, den 12. April, in beiden Häusern die Erklärung ab, daß die Regierung sich entschieden habe, „in Uganda eine regelmäßige Verwaltung einzurichten und zu diesem Zwecke Uganda als unter britischem Protektorat stehend zu erklären." Die Debatten über diese Frage im Ober- und Unterhause, welche die definitive Entscheidung bringen werden, haben leider einen neuen Aufschub dadurch erlitten, daß inzwischen Kapitän Mac Donald seinen Bericht über die Ursachen und die Schuld der Wirren vom

23. Januar 1892 eingereicht hat. Die öffentlichen Verhandlungen über Uganda werden wahrscheinlich nicht stattfinden, bis den Deputierten auch dieser Bericht vorgelegt ist. (Times vom 16. März, 11. und 13. April 1894.) Richter.

Mission.

Die Missionare der alten Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I) melden aus ihrer Arbeit im **Kondelande**, über die der Gouverneur von Scheele sich sehr anerkennend geäußert hat, daß sich die ersten Eingeborenen mit der Bitte, sie zu taufen, bei ihnen gemeldet haben, und daß der vorbereitende Unterricht mit ihnen begonnen worden ist. Es ist zu bemerken, daß die erste Station erst im Juni 1891 angelegt worden ist.

Gleich erfreuliche Nachricht ist aus dem Gebiete der „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika" (Berlin III) gekommen. Von der Station Hohenfriedeberg auf Mlalo in Usambara wird gemeldet, daß am Pfingstfeste 9 Jünglinge aus dem Volke der Waschambaa, unter denen die Missionare dort arbeiten, getauft sind. — Auf der anderen, eine Tagereise weit nordwestlich von der genannten gelegenen Station Bethel bei Mtai haben die Missionare mit einer kleinen Anzahl von Schülern einen regelmäßigen Schulunterricht begonnen. — Am 30. Mai wurden in Berlin 2 Missionare für Usambara abgeordnet, welche zunächst durch die älteren angeleitet werden und später in Wuga, wenn möglich, eine weitere Station anlegen sollen. Denn der Häuptling Kimueri, welcher sich einer Niederlassung „weißer Lehrer" in seinem Dorfe und Lande beharrlich entgegenstellte, ist jetzt gestorben und damit der Eingang auch in diesem Teil Usambaras frei.

Missionar Würz von der Neukirchener Mission hat das Markus-Evangelium in die Sprache der Wahokomo übersetzt. Zugleich mit diesem ist bei der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft ein ABC- und erstes Lesebuch mit den zehn Geboten, dem Vaterunser, dem apostolischen Glaubensbekenntnis und einer Anzahl von Liedern für die Wahokomo im Druck. -er.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 31. Mai.)

Am 16. Mai hat der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft in einer in Frankfurt a. M. abgehaltenen Sitzung 20000 Mk. aus den bisher reservierten Fonds der Gesellschaft für eine **Togo-Expedition** bewilligt. Mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Aufgaben derselben hat das Auswärtige Amt aus dem Afrikafonds gleiche 20000 Mk. zur Verfügung gestellt. Da auch eine Anzahl von Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, sowie eine Reihe *von Privatleuten* Hilfsmittel dargereicht bezw. zugesagt haben, so *ist die Expedition finanziell* gesichert.

Deutschland und England haben bezüglich unseres Togo-Schutzgebietes einerseits und dem östlich vom Volta belegenen Teile der englischen Goldküstenkolonie eine Zollunion abgeschlossen. Danach gilt unbeschadet der politischen Selbständigkeit fortan für die beiden wirtschaftlich durchaus zusammengehörigen Gebiete derselbe Zolltarif. Waaren, die auf einem Gebiete bereits verzollt sind, unterliegen bei ihrer Einführung in das andere keiner weiteren Abgabe.

Der Kanzler Leist ist in Berlin angekommen. — Nachrichten über vorgekommene Unruhen in Hikory, Abo und Buea, welche die „Hamburger Börsenhalle" brachte, sind zwar amtlich teils richtig gestellt, teils zurückgewiesen, doch hält jenes Blatt seine Angaben durchaus aufrecht. Es bleibt abzuwarten, was richtig ist.

Der **Kongofreistaat** ist zur Zeit für die beteiligten Mächte, Belgien, England, Frankreich und Deutschland, der reine Zankapfel. Wie erwähnt (vgl. Heft 5 Seite 77) besteht seit einiger Zeit zwischen der Kongoregierung und Frankreich ein Grenzstreit. Der ist seitens Frankreich augenblicklich mehr im Hintergrund gelassen, weil einmal der König der Belgier, der zugleich der Protektor der Kongo-Republik ist, die Absicht hat, die letztere als Kronkolonie mit Belgien zu verbinden. Andererseits hat er mit England einen Vertrag abgeschlossen, durch den er einen 25 km breiten Gebietsstreifen, der vom Nordende des Tanganika- bis zum Südende des Albert-Edward-Sees reicht, an England in Pacht giebt, welches denselben haben will, um die geplante und bereits in Angriff genommene Telegraphen-Verbindung von Südafrika nach dem Njaßa (vgl. Heft 4 Seite 62) herstellen zu können. Frankreich beruft sich nun auf einen Vertrag vom Jahre 1884, in welchem ihm ein unbedingtes Vorzugsrecht (droit de préférence) für den Fall zuerkannt sei, daß der Kongostaat an irgend ein anderes Reich verkauft oder verschenkt werden solle. Dieser Vertrag gelte auch Belgien gegenüber. Wie in dieser Frage der gesunde Menschenverstand urteilt, liegt auf der Hand und es ist nicht zu verwundern, daß die belgische Regierung trotz Frankreich schon einen Schritt gethan hat, die Verwaltung des Kongostaates in die Hand zu nehmen, indem sie den Eisenbahnbau selbst zu Ende zu führen beschlossen und einen diesbezüglichen Vertrag mit der Aktiengesellschaft vereinbart hat, der das Unternehmen bisher gehörte.

Aber auch gegen den Pachtvertrag mit England erhebt Frankreich auf grund seines droit de préférence Einspruch. Und um dieses Vertrages willen ist auch Deutschland genötigt gewesen, sowohl in Brüssel als auch in London vorstellig zu werden. Denn der verpachtete Gebietsteil begrenzt zum Teil den Westen unserer ostafrikanischen Kolonie und schneidet also auf der betreffenden Strecke den direkten Verkehr aus dieser nach dem großen Gebiete des Kongostaates ab, was unsere Regierung nicht dulden kann. Es ist interessant, den Gang der Dinge weiter zu verfolgen. Jedenfalls zeigt sich in diesen Verhandlungen die hohe Bedeutung, welche Afrika für die Politik der europäischen Mächte gewonnen hat.

Diese Verwickelungen haben aber die Truppen des Kongostaates nicht abgehalten, die Kämpfe mit den arabischen Sklavenfürsten erfolgreich fortzusetzen. Sie sind nunmehr bis zum Tanganika siegreich vorgedrungen. Nähere Nachrichten fehlen noch immer. Indes sollen die Sieger die Landschaft Itawa am südlichsten Westufer des Tanganika besetzt und am Bangwerlo-See ein festes Lager errichtet haben. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so würde das zu Verwickelungen mit England führen.

Mitte des vorigen Monats ist in Antwerpen eine Schar von 60 Eingeborenen aus verschiedenen Gegenden des Kongostaates gelandet, die für die Antwerpener Ausstellung bestimmt sind. Wir finden diese Art Menschen wie die wilden Tiere eines zoologischen Gartens oder einer Tierbude, die auf Jahrmärkten aufgeschlagen wird, zur Schau zu stellen, einfach abscheulich und für das zivilisierte und kultivierte Europa unwürdig. Dasselbe Urteil haben wir selbstverkändlich auch für die Leitung des Passage-Panoptikums in Berlin, welches augenblicklich 50 Amazonen aus Dahomeh zur Schau stellt.

Aus **Deutsch-Südwest-Afrika** kommen jetzt immer mehr erfreuliche Nachrichten. Es erregt ein Gefühl der Genugthuung hier in der Heimat, daß der Landeshauptmann Major Leutwein durch sein zielbewußtes, ebenso weises wie energisches Vorgehen in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts sich allgemeines Vertrauen im Lande erworben hat. Ebenso herrscht Befriedigung darüber, daß er eine Verstärkung von 200 Mann beantragt hat und daß dieselbe (in Summa mit Offizieren, Zahlmeistern und Unteroffizieren 260 Personen) unter dem Kommando eines Offiziers des Kompagnieführers von Perbandt bereits mit dem Anfang d. Mts. abgehenden Dampfer entsandt werden soll. Die beiden Herren Major Leutwein und Major von François sind in Berseba zusammengetroffen und haben einen gemeinsamen Operationsplan verabredet. Nun wird ein regelrechtes Kesseltreiben auf Hendrick Wittbooi eröffnet, dem er hoffentlich schließlich erliegt, wenn er nicht doch noch endgiltig vorher um Frieden bittet. Er soll das nach den Berichten des Majors von François bereits in einem Briefe gethan haben. Indes hat er später diesen Brief abgeleugnet.

Zum Schutze der Hauptverbindung ins Innere, der Straße von der Walfischbai und von der Tsoakhaubmündung über Otyimbingue nach Groß-Windhoek, hat Major Leutwein die alten Stationen verstärkt und neue angelegt. Weitere derartige Anlagen sind in Namaland in Aussicht genommen.

In Buluwajo, dem Sitze der (englischen) Regierung von **Matebelaland** hat sich der militärische Hauptführer der Matebele, namens Umjuan, eingestellt. Er hat nicht nur die englische Herrschaft anerkannt, sondern auch zugesagt, an seinem Teile dazu beizutragen, daß die jungen Leute ihre Waffen (Gewehre) abliefern und sich der friedlichen Arbeiten in den Bergwerken widmen.

Die in Johannesburg (Transvaal) erscheinende Zeitung „Standard and Diggers News" teilt den Plan einer großartigen Spekulation mit. Danach wolle man eine Gesellschaft zusammen bringen, welche, aus Anlaß der monatlich größer werdenden Goldausbeute in Witwatersrand, zunächst die großen und mit der Zeit alle Minengesellschaften erwerben will. Hoffentlich wird nichts daraus.

Zur Wahrnehmung der Stellung als Stellvertreter des Gouverneurs von **Deutsch-Ostafrika** ist anstatt des Majors v. Wrochem der Oberstlieutenant von Trotha kommandiert worden.

Der Evangelische Oberkirchenrat hat den Gouverneur um Vorschläge über die örtliche Installierung eines Geistlichen, über den etwaigen Bau einer Kirche u. s. w. ersucht. Diese Verhandlungen sind eingeleitet, nachdem als Resultat der Kollekte für die Errichtung einer evangelischen Pfarrstelle in Deutsch-Ost-Afrika sich die Summe von mehr als 30000 M. ergeben hat (vgl. Heft 2 Seite 19).

Am 25. Mai hat sich in Berlin ein Zuckersyndikat für Ostafrika gebildet, welches die Untersuchung der Grundlagen zur Errichtung einer Zuckerfabrik am Pangani und die Vorbereitung für die finanzielle Gestaltung des Unternehmens bezweckt.

Der Gouverneur läßt in Dar-es-Salaam und in Tanga den Grundbesitz regeln und hat dazu, natürlich mit einigen durch die Verhältnisse bedingten wesentlichen Abänderungen, das heimische Katasterwerk und seine Bezeichnungen anwenden lassen. Das praktische und für die Eingeborenen unserer Kolonie wohlthuende Ziel ist zunächst, denselben ihren angestammten Grund und Boden zu sichern und zurückzugeben, sie dadurch seßhaft zu machen und allmählich zu brauchbaren und tüchtigen Arbeitern zu erziehen.

In Verbindung hiermit steht, daß der Kolonialrat auf den 7. Juni zu einer Sitzung einberufen ist, um die Grundbuchordnung für Deutsch-Ostafrika zu beraten.

Am 24. Oktober vor. J. befand sich der Leutnant Hallierſch auf dem Marsche von Tabora nach Mſalala. Während desselben wurde er von einer Schar Wahehe und Wagogo angegriffen, die freilich in die Flucht geschlagen wurde, doch aber 14 Lasten mitgenommen hat, weil gleich beim Angriff die Träger der Expedition ihre Lasten fortwarfen und davonliefen.

In dem Berichte über seine Njaßa-Expedition spricht der Gouverneur von Schele die Hoffnung aus, es werde sich ermöglichen lassen, in höher gelegenen Landschaften, namentlich im Kondelande, deutsche Ackerbauer und Viehzüchter anzusiedeln. Es mehren sich in jüngster Zeit ja überhaupt die Stimmen, welche für diese Ansicht eintreten. Doch sind die Forschungen in diesem Stücke auch für unser ostafrikanisches Gebiet zum mindesten noch nicht abgeschlossen. Und wenn auch am Ende das Vorhandensein des Malaria-Fiebers die Ansiedelung deutscher Auswanderer nicht unmöglich macht, so ist dieselbe durch die weite Entfernung von jedem Markte doch vorläufig ausgeschlossen.

Wenigstens erwähnen wollen wir eine unerquickliche Sache, die in den letzten Wochen zu mannigfachen Erörterungen in der Presse geführt hat. Es handelt sich um die Regulierung der Erbschaft Emin Paschas. Wir können nicht umhin, es tief zu bedauern, daß bei dieser Gelegenheit es sich herausgestellt hat, daß er seinem Namen einen empfindlichen sittlichen Makel hinterlassen hat.

Bei Agordat haben die Italiener unter dem Oberst Arimondi am 20. Dezember vor. J. einen entscheidenden Sieg über die **Mahdisten** davongetragen. Namentlich infolge dieser Niederlage, aber auch wegen empfindlichsten Mangels an Lebensmitteln, sind nun die Mahdisten aus dem abessynischen Grenzgebiete nach Westen hin abgezogen. Damit ist Abessynien von den Raubeinfällen derselben nunmehr befreit.

Zwischen Italien und England ist am 5. April ds. Js. ein Abkommen getroffen über die Abgrenzung der Einflußsphären beider Staaten im Gebiete des Golfs von Aden.

In **Aegypten** sind höchst wertvolle archäologische Funde gemacht. In Daschur hat der Direktor der ägyptischen Ausgrabungen, von Morgan, den Eingang zu 2 Pyramiden gefunden. In der zuletzt geöffneten fanden sich die Mumie eines Pharao Fu-ab-ra und einer Prinzessin Nup-Hotep, die beide noch ihren vollständigen Goldschmuck trugen. Bisher waren weder der Pharao noch die Prinzessin der Geschichte bekannt.

Der abessynische König Menelik hat eine Expedition nach der Insel Debra-Sina im Zana-See gesandt. Dieselbe hat ihren Auftrag glücklich ausgeführt. Sie sollte eine große Anzahl äthiopischer Bücher, welche die abessynischen Herrscher im 16. Jahrhundert bei dem Einfall der Muselmännner dahin gebracht hatten, zurückholen. Die Bücher haben sich noch gefunden, sie wurden von den lesensunkundigen Bewohnern der Insel mit großer Verehrung heilig gehalten. Interessant ist ferner, daß auf dieser Insel aus der alten christlichen Zeit her sich eine große Anzahl von Kirchen befindet, in denen noch Priester ihres Amtes walten, welche aber nebst den übrigen Insulanern nur noch ein trümmerhaftes Christentum haben, das kaum diesen Namen verdient.

Der Prinz von Ruspoli, ein Sohn des Syndikus von Rom, ist auf seiner 3. Forschungsreise, die er in der Gegend des Oberlaufes der beiden Flüsse Omo und Djuba unternahm, bei der Jagd auf einen Elefanten durch diesen getötet worden.

Französische Blätter berichteten vor einigen Wochen: eine Karawane von Händlern aus der Landschaft Suf kam nach Ghadames, im Südwesten Tripolitaniens gelegen, und kaufte dort Elfenbein auf. Die Ausfuhr desselben haben türkische Aufsichtsbeamte verboten mit dem Hinweis auf das alleinige Recht der Engländer, Elfenbeinhandel in diesen Gegenden zu treiben. — Italienische Blätter warnen dagegen vor Umtrieben der Franzosen in der Gegend von Ghadames, deren Absicht es sei, eine Beleidigung ihrer Fahne und Gerechtsame herbeizuführen, um im Süden von

Tripolis eingreifen, d. h. Ghadames in Besitz nehmen zu können. — Ob wohl dieser Widerspruch nicht für jeden denkenden Leser geklärt wird durch die im Zusammenhang damit zum mindesten merkwürdige Fülle von Berichten französischer Zeitungen in Nordafrika, welche von Beleidigungen erzählen, die den Franzosen in Tripolis zugefügt seien?

Vereins-Nachrichten.

Das vorige Heft unserer Zeitschrift enthält eine Beantwortung der Frage: „Was soll aus unsern befreiten Sklaven werden?" Gebracht wurde dieser Aufsatz aus Veranlassung der letzten Sitzung des Hauptvorstandes, welche am 23. April d. J. stattfand. In derselben wurde nach eingehender Beratung der einmütige Beschluß gefaßt, nachdem nunmehr ein ganzes Jahr hindurch lediglich daran gearbeitet ist, dem Vereine Boden zu verschaffen und Mitglieder zu gewinnen, jetzt die Ausführung der Aufgaben in Angriff zu nehmen, die er sich gestellt hat. Es war die übereinstimmende Ansicht der vollzählig versammelten Mitglieder des Hauptvorstandes, daß die Versorgung der befreiten Sklaven die nächstliegende Aufgabe des Vereins sei und es wurde demgemäß beschlossen, **zwei Sklavenfreistätten**, eine am Njaßasee und eine in Kißerawe, hinter Dar-es-Salaam, anzulegen. Und zwar soll die letztere zuerst ausgeführt werden. Der erwähnte Aufsatz der vorigen Nummer giebt nun die Grundlinien dafür an, wie der Hauptvorstand diese Freistätten anzulegen gedenkt. — Es liegt auf der Hand, daß dieser Plan nicht ausgeführt werden kann, solange der Hauptvorstand nicht eine bei weitem größere Anzahl von Vereinsmitgliedern hinter sich hat, als dies zur Zeit der Fall ist. Wohl sind wir der Zuversicht, daß dieselben opferwillig genug sind, um für dies besondere und Erstlings-Werk des Vereins außer ihrem Jahresbeitrage noch eine besondere Hilfsleistung darzureichen, wie das einige schon in dankenswerter Weise gethan haben. Doch ist's nicht möglich, der jetzt noch geringen Schar die Anlage und Unterhaltung auch nur einer Freistätte, geschweige denn der beiden aufzulegen und zuzumuten. Deshalb richtet der Hauptvorstand an alle Mitglieder des Vereins die herzliche und dringende Bitte: **„Laßt Afrika nicht vergessen sein!"** Je eifriger und treuer die lieben Mitglieder helfen, um so eher können wir unser Werk beginnen und mit um so größerer Sicherheit auf dauernden Bestand wird es ausgeführt. Die Hilfe aber, die wir erbitten, ist eine doppelte. Erstens rufen wir alle Mitglieder recht eindringlich auf, neue Mitglieder zu werben. In derselben Sitzung hat der Hauptvorstand die Ausgabe eines neuen Aufrufs beschlossen, der in einem Exemplare dieser Nummer beiliegt. Wir rechnen darauf, daß die Mitglieder diesen Aufruf dazu gebrauchen, um unsern Verein auszubreiten und zu vergrößern. Der Generalsekretär versendet jede gewünschte Anzahl, und zwar je mehr desto lieber. Auch sonst wird der gute Wille noch manchen Weg finden,

unserer Sache Freunde zuzuführen. — Zweitens bitten wir um Bausteine für unsere Freistätte. Jeder Stein kostet 50 Pfennige, und es ist gewiß keine zu kühne Hoffnung, daß jedes Mitglied selbst einen Baustein spendet, bei Freunden und Bekannten weitere sammelt und sie zusammen an unseren Schatzmeister Herrn Geheimen Kommerzienrat Veit, Berlin W, Behrenstraße 48, einsendet, der in unserm Blatt darüber besonders quittieren wird. Erbeten werden die Sendungen mit der Bezeichnung: **„Baustein für die Sklavenfreistätte."**

Neben dieser nächstliegenden Aufgabe hat der Hauptvorstand aber die weiteren Ziele nicht aus dem Auge gelassen. Als solche sieht er nach wie vor die Anlage von Schulen an. Denn er hält dafür, daß er die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung der deutsch-afrikanischen Schutzgebiete am wirksamsten fördern wird, wenn die Schutzgebiete mit einem Netze von Schulen besetzt werden. Die erste, die gegründet werden wird, soll, vorausgesetzt, daß Missionsinspektor Dr. Schreiber bei seiner Rückkehr aus Afrika keinen andern Platz als geeigneter empfiehlt, in Windhoek angelegt werden.

Von allgemeinem Interesse aus den Beschlüssen dieser Sitzung dürfte es noch sein, daß die Satzungen des Zweigvereins Minden genehmigt sind. Auch ist unbeschadet des Beschlusses, nach welchem unsere Zeitschrift in diesem Jahre allen Mitgliedern zugestellt werden soll, festgesetzt, daß künftig jedes Mitglied dieselbe für 1,50 M. erhalten soll, während für Nichtmitglieder der Bezugspreis von 2 M. bestehen bleibt.

Im Mai hat der Generalsekretär Gelegenheit gehabt, in einigen Versammlungen über die Ziele des evangelischen Afrikavereins Vorträge zu halten, und zwar in Minden, Hamm, Burgsteinfurt und Kassel. Die Zukunft wird es zeigen, ob die Anregung, die dadurch gegeben ist, die Frucht zeitigt, die im Interesse des Vereins davon erwartet wird. Jedenfalls dankt er, namens des Hauptvorstandes, auch an dieser Stelle den verehrten Freunden, welche die Mühe der Vorbereitungen auf sich genommen hatten, für ihren Liebesdienst und bittet er herzlich, nicht zu ermüden, sondern die Sammlung weiterer Mitglieder sich recht angelegen sein zu lassen.

Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß es im wesentlichen Interesse des Vereins liegt, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, über den Verein in kleineren oder größeren Versammlungen zu sprechen. Jeder, der bereit ist, solche einzuberufen, wolle sich an ihn wenden und Zeit und Tag ihm mitteilen, und jeder, der dies liest, möge zusehen, ob nicht er auch in dieser Weise dem Vereine dienen kann. Denn Summa Summarum: Jeder muß sein Möglichstes thun. Darum noch einmal: **„Laßt Afrika nicht vergessen sein!"**

Litterarisches.

Graf von Schweinitz, Deutsch-Ost-Afrika in Krieg und Frieden. Berlin, Hermann Walther, 1894. — Ein Buch, welches denen empfohlen wird, die mit den Verhältnissen in Deutsch-Ost-Afrika einigermaßen vertraut sind. Denn die durch das ganze Buch hindurch geübte Kritik der bisherigen kolonialen Bestrebungen und die darin entwickelten Ansichten von den in Ost-Afrika vorliegenden Schwierigkeiten weichen ganz erheblich von dem ab, was man sonst zu hören und zu lesen gewohnt ist. Der Verlauf der Expedition, welche den Grafen von Schweinitz nach Ost-Afrika führte, ist einfach. Das Peters-Komitee hatte die Hinaussendung eines Dampfers nach dem Viktoria-Njansa beschlossen; das Antisklaverei-Komitee bemächtigte sich des Projektes, gab ihm größere Dimensionen und stellte den Afrika-Reisenden Oskar Borchert als Führer, den Premierlieutenant Graf von Schweinitz als ersten Offizier an die Spitze einer stattlichen Expediton, welche am Viktoria-See eine Werft zur Aufnahme des nachzusendenden Petersdampfers bauen sollte. Da Borchert schon in Mpwapwa tödlich erkrankte, übernahm Graf Schweinitz unter schwierigen Umständen die Leitung der Expedition und führte dieselbe erfolgreich bis an das Seeufer. Da aber das Antisklaverei-Komitee sich inzwischen überzeugt hatte, daß die Ueberführung des Dampfers nach dem Viktoria-See und die Instandhaltung auf demselben seine Mittel weit übersteigen würden, kehrte Graf Schweinitz unverrichteter Sache nach der Küste zurück. Er hatte sich überdies am See überzeugt, daß der Dampfer auf absehbare Zeit zwecklos sei. Eine interessante Episode in dieser wenig erfolgreichen Unternehmung bilden die Kämpfe gegen den Häuptling Sicki, zu denen die Expedition von dem Stationschef von Tabora requiriert wurde. Wir werden jedoch vom Verfasser selbst angeleitet, auch diese Kämpfe im Grunde nur zu bedauern. Graf Schweinitz wurde bei dem Sturme auf Sickis Kwikurru tödlich verwundet.

Auf dem Hintergrunde der Erzählung dieser verfehlten Antisklaverei-Expedition giebt uns nun der Verfasser teils in beiläufigen Bemerkungen, teils in zusammenhängenden Betrachtungen seine Meinung über eine Anzahl ostafrikanischer Probleme, und in diesen Reflexionen besteht der Wert des Buches. Die Resultate, zu denen er gelangt, sind überraschend. Er verwirft das vielerwogene Eisenbahnprojekt nach dem Innern als zwecklos; er behauptet, daß die kaiserlichen Stationen im Innern wenig gutes geleistet haben, aber z. B. an der zwecklosen Verödung großer Landstriche um Tabora und Mwansa schuld seien; er erklärt ein Verbot des Sklavenhandels für schädlich und hält die Sklaverei für ein ganz empfehlenswertes Institut für Ost-Afrika; er nimmt die Araber warm in Schutz und hält deren Karawanen ziemlich nachdrücklich den europäischen Expeditionen als Muster vor. Von den Greueln der Sklavenjagd ist er geneigt zu urteilen, wie von jedem afrikanischen Kriege, von

den unbeschreiblichen Greueln des Sklaventransports urteilt er, daß wohl dieselben sehr wesentlich übertrieben seien. Kurz, wer das Buch liest, mache sich auf Ueberraschungen gefaßt. Aber Graf Schweinitz ist so ehrlich, seine Meinung rückhaltslos zu sagen, deshalb lernt man von ihm manche, freilich nicht gerade angenehme Wahrheit, z. B. daß von seiten der Regierung in Ost-Afrika in großem Umfang Handel mit Gewehren und Munition getrieben wird u. s. w. Trotz vieler Punkte, in denen man anderer Meinung ist, oder wo die Ausführungen des Verfassers direkten Widerspruch hervorrufen (wie besonders Kap. XVI, die Sklaven- und die Araberfrage), habe ich das Buch mit wachsendem Interesse gelesen. Es ist jedenfalls heilsam, in kolonialen Angelegenheiten recht nüchtern zu urteilen und zu handeln, und man muß Graf Schweinitz deshalb für seine Mitteilungen dankbar sein. Wohlthuend berührt die wohlwollende Haltung gegenüber den Eingeborenen und die freundliche Beurteilung der Methoden und der Erfolge der Missionsarbeit. Der Verfasser wäre gar nicht abgeneigt, wenn die Kolonialverwaltung sich aus dem Innern zurückzöge, um die eigentliche Kulturarbeit ganz den Missionen zu überlassen. Richter.

O. Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des Deutschen Antisklaverei-Komitees in den Jahren 1891—93. Mit 24 Vollbildern, 140 Text-Illustrationen und einer Karte. **Berlin, Dietrich Reimer** (Hoefer & Vohsen), 1894.

Es ist außerordentlich schwer, von dem überquellend reichen Inhalt dieses neuen Werkes, womit uns der verdiente Reisende beschenkt hat, in wenigen Zeilen einen einigermaßen orientierenden Begriff zu geben. Vorweg sei gleich hervorgehoben, daß die Ausstattung auf derselben Höhe steht, wie die des Stahlmannschen Werkes, das aus demselben rührigen Verlage hervorgegangen ist. Namentlich sind die Vollbilder, größtenteils ethnographischen Charakters, von überraschender Schönheit.

Der Schwerpunkt des Buches liegt, der Eigenart des Verfassers entsprechend, auf geographischem und ethnographischem Gebiete. Das mit bezug hierauf gesammelte Material ist im zweiten Teile (S. 133—261) systematisch zusammengestellt, während der erste Teil (1—129) die eigentliche Reisebeschreibung enthält. Diese Einrichtung ist außerordentlich praktisch.

Einer der hervorragendsten Glanzpunkte des Buches ist das VII. Kapitel, welches die physische Erdkunde der erforschten Gebiete behandelt. Zum ersten Male erhalten wir hier ein klares, übersichtliches Bild des ganzen Nordens unserer Kolonie, dessen Anschaulichkeit durch eine vorzügliche Karte im Maßstabe von 1 : 1½ Millionen (mit zwei Nebenkarten über die geologischen und die ethnographischen Verhältnisse) noch bedeutend erhöht wird. Die Meisterhand des Dr. B. Hassenstein hat sich bei der Herstellung dieser Uebersichtskarte, die übrigens nur der Vorläufer einer größeren Publikation ist, wieder aufs glänzendste bewährt.

Das VIII. und IX. Kapitel handeln von den Völkerschaften der durchforschten Gebiete: den Massai, Wandorobbo, Wataturn, Wafiomi, Wambugwe, Wanjaturn, Wassandani, Wuschaschi, Watussi, Wasinja, Warundi und Wanjamwesi, die in mustergiltiger Weise geschildert und nach ihren ethnographischen Verwandtschaftsverhältnissen untersucht werden. Bleibt auch im einzelnen hier manches anfechtbar, so trifft Baumann mit sicherem Blick doch meist unzweifelhaft das Richtige.

Von großer Wichtigkeit ist ferner das X. Kapitel, worin er den wirtschaftlichen Wert des Landes bespricht und dabei bei aller Reserve zu Schlüssen kommt, die jedem Freunde deutscher Kolonialthätigkeit eine Herzensfreude sein müssen. Anzuerkennen ist andererseits der große Takt, mit dem er die Frage einer europäischen Einwanderung behandelt (S. 254). Wir Deutschen haben seinerzeit die Wege der Kolonialpolitik besonders auch mit dem Ziel im Auge betreten, der deutschen Auswanderung Abflußgebiete zu schaffen, wo sie im Genuß der größtmöglichen wirtschaftlichen Prosperität dem Deutschtume erhalten werden kann. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß vielfach mit einer gewissen Hast die Nutzbarmachung unserer Kolonien für diesen zweifellos hochwichtigen Zweck betrieben wird, und da werden Baumanns kluge Mahnungen Gutes wirken. Wirklich gefreut hat mich in dieser Beziehung auch sein ungemein praktischer Vorschlag einer vorgängigen eingeborenen Besiedelung der deutschen Massai-Gebiete durch Wanjamwesi.

Zum Schluß sei noch eines achtteiligen Anhanges gedacht. Er bringt Bearbeitungen über Gesteine, Kulturpflanzen, Mollusken, Insekten, Massaischädel, das Watussi-Rind, sowie einige Sprachproben, sämtlich von berufensten Vertretern der einschlägigen Wissenschaften herrührend.

A. Seidel.

Vermischtes.

Wir haben bereits früher auf die im starken Steigen begriffene Goldausbeute am Witvatersrand in Transvaal hingewiesen; in folgendem geben wir eine Tabelle über die in den einzelnen Monaten der letzten 6 Jahre gewonnenen Unzen Goldes:

	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894
Jan.	11,269	25,505	35,006	53,205	84,560	108 374	149,814
Febr.	12,161	22,456	36,887	50,079	86,649	93 252	151,870
März	14,706	27,919	37,780	52,949	93,244	111,474	165,372
April	15,853	27,028	38,696	56,371	95,562	112,053	168,745
Mai	19,002	35,028	38,836	54,673	99,436	116,911	—
Juni	16,328	30,877	37,419	55,863	103,253	122 907	—
Juli	19,966	31,001	39,456	54,924	101,279	126,169	—
Aug.	19,877	30,519	42,863	59,070	102,322	136,069	—
Sept.	20,242	34,143	45,485	65,601	107,851	129,585	—
Oktb.	27,165	32,214	45,248	72,793	112,167	136 682	—
Nov.	26,836	33,721	46,782	73,393	106,794	138,640	—
Dezb.	26,784	39,050	50,352	80,312	117,748	146,357	—
Sa.:	230,189	339,551	494,810	729,233	1,210,685	1,478,473	—

Dem stellen wir gegenüber eine Tabelle über die Einfuhr nach Transvaal und die Zolleinnahmen, die dem Staate dadurch erwachsen sind. Es liegt auf der Hand, daß die Goldausbeute zum guten Teile dazu beiträgt, die Einfuhr zu heben. Die Tabelle umfaßt den Zeitraum von 1883 bis 1893 inkl.

	Wert der Einfuhr:	Zolleinnahme:
1883 . . .	7 350 880 M.	692 800 M.
1884 . . .	6 818 920 „	657 300 „
1885 . . .	7 859 180 „	772 860 „
1886 . . .	9 879 820 „	1 227 780 „
1887 . . .	33 535 560 „	3 815 840 „
1888 . . .	49 133 620 „	4 998 440 „
1889 . . .	69 259 680 „	7 458 380 „
1890 . . .	73 978 320 „	7 623 800 „
1891 . . .	52 059 100 „	6 333 200 „
1892 . . .	69 975 840 „	8 827 120 „
1893 . . .	107 434 020 „	12 856 620 „

[Natal Mercury, 11. Mai 1894.]

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Ein Wort über Strafexpeditionen in unseren afrikanischen Schutzgebieten	101
Gemeinnützige Bestrebungen in unsern afrikanischen Schutzgebieten	105
Afrikanische Nachrichten	107
Vereins-Nachrichten	112
Litterarisches	113
Vermischtes	115

Die Kaiserliche Post ersucht uns darauf aufmerksam zu machen, daß Sendungen für den Evangelischen Afrika-Verein und für die Zeitschrift „Afrika“ **persönlich** zu adressieren sind. Danach sind Geld- und Wertsendungen zu richten an

Geh. Kommerzienrat Veit,
Berlin W, Behrenstraße 48,

alles übrige an **Gustav Müller**, Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins, Berlin W, Wormser Straße 9.

Ein Wort über Straferpeditionen in unseren afrikanischen Schutzgebieten.

Von Gustav Müller.

Die Ziele, welche der Evangelische Afrikaverein erstrebt, sind in erster Linie rein praktischer Art, nämlich die Begründung von Sklavenfreistätten und von Schulen, die Aussendung von Aerzten u. dgl. Indes hat er sich auch eine Aufgabe ideeller Natur gestellt, indem er bestrebt ist, für die Menschenrechte der Eingeborenen unserer Schutzgebiete einzutreten. Gerade der Wunsch, dies thun zu können, ist mit bestimmend gewesen bei dem Beschluß, ein eigenes Vereinsorgan ins Leben zu rufen. Ist es doch leider nötig, die Stimme dafür zu erheben, daß das Leben eines Negers genau solchen Wert hat, als das eines Europäers; daß ein Neger denselben Anspruch auf gerechte Behandlung hat, der jedem Angehörigen eines Kulturvolkes ohne weiteres zugestanden wird. Denn der Erkenntnis kann sich keiner, der auch nur oberflächlich die Ereignisse in unsern Schutzgebieten verfolgt, verschließen, daß wir noch weit davon entfernt sind, sagen zu können, bei uns hat jeder nur dies eine Ziel im Auge, die Eingeborenen als das zu behandeln, was sie sind, — als Menschen. Wir denken hier an einen besonderen Schaden, auf den wir den Finger legen möchten, nicht aus Lust am Kritisieren, sondern lediglich in dem Verlangen, den Anlaß zu seiner Beseitigung zu geben.

Die Berichte, die aus Afrika zu uns herüber kommen, über blutiges Zusammentreffen mit den verschiedensten Stämmen — man nennt das „Straferpedition" — sind schier zahllos. In den meisten Nummern des „Deutschen Kolonialblatts, Amtsblatt für die Schutzgebiete des deutschen Reiches" begegnet uns irgend eine derartige Nachricht. Kein Buch, das uns von einer Privat-Expedition berichtet, entbehrt die Beschreibung einer ganzen Reihe von Gefechten, welche die betreffende Expedition zu bestehen hatte. Man kann sich angesichts dieser Thatsachen des Eindrucks gar nicht erwehren, daß das Leben der Neger bei den streitbaren Herren nicht besonders hoch im Preise steht. Hin und her will einem sogar der Gedanke kommen, als sei der Wunsch, eine besonders schneidige That zu vollbringen, der, vielleicht unbewußte oder doch nicht ganz klar zum Bewußtsein gekommene, eigentliche Grund zu der Waffenthat gewesen. Denn sehr häufig muß man nach den vorliegenden Berichten dahin urteilen, daß bei etwas Geduld und Nachsicht und bei einem Minimum guten Willens das Vorgehen mit den Waffen hätte vermieden und die ganze Angelegenheit friedlich beigelegt werden können. Will man uns vielleicht den Einwurf machen, der ja allerdings nahe liegt, daß wir hier in der Ferne die Sachen nicht richtig beurteilen und würdigen können, so antworten wir, daß es doch nicht unsere Schuld ist, wenn die vorliegenden Berichte uns kein richtiges Urteil ermöglichen. Dann trifft die Schuld die betreffenden Herren selbst. Sie hätten sich die Mühe nehmen sollen,

in solchen ernsten Dingen, wo es sich um Menschenleben und um den Wohlstand ganzer Dörfer handelt, den eingehendsten Nachweis zu liefern, daß sie nicht umhin konnten, das entscheidende Wort mit Pulver und Blei zu sprechen.

An einer solchen Straferpedition wollen wir den Nachweis liefern, daß in dieser Beziehung in der That Schäden vorliegen, die der Abhilfe dringend bedürfen. Indem wir uns diese Beschränkungen auferlegen, heben wir ausdrücklich hervor, daß es ein leichtes ist, eine ganze Reihe ähnlicher Fälle anzuführen.

Im „Deutschen Kolonialblatt" 1893, Seite 310 lesen wir wörtlich:

„Bericht des Lieutenants Storch über ein Gefecht bei Kwamba. Mpwapwa, den 9. Mai 1893.

Die Bewohner von Kwamba, drei Stunden südlich Kitangi, ein trotziges Bergvolk vom Stamme der Wakaguru, welche mit den Europäern noch in keine Berührung gekommen waren, waren beschuldigt worden, Leute erschlagen zu haben. Da die Verwandten der Ermordeten den Schutz der Station anriefen, so wurden Boten nach Kwamba gesandt, um die Aufforderung zu überbringen, sich wegen dieser Morde zu rechtfertigen. Die Kwambaleute aber erklärten darauf hin, daß sie die deutsche Herrschaft nicht anerkennten.

Letzteres erfuhr ich auf einer Expedition nach Momboia, wobei mir nur 20 Soldaten und etwa 15 bewaffnete Wagogo zur Verfügung standen. Gleichwohl beschloß ich, die Kwambaleute sofort anzugreifen . . . . . .

Eine Haupttembe wurde nun (bei Tagesanbruch am 3. Mai 1893) sofort überfallen und mit Sturm genommen, sämtliche Inwohner gefangen und das Vieh erbeutet. Soldaten, welche zu einer zweiten Tembe abgeschickt waren, konnten den mittlerweile alarmierten Bewohnern das bereits weggetriebene Vieh noch abnehmen."

In dem Kampfe, der sich längere Zeit hinzog, aber natürlich bis zum Ende durchaus siegreich verlief, sind, so heißt es am Schlusse des Berichts

„vom Gegner viele Leute gefallen. Gefangen wurden 20 Leute. 10 transportunfähige (Greise und Kinder) wurden frei gelassen. 3 Männer, welche am darauffolgenden Tage Fluchtversuche machten, wurden erschossen. Erbeutet sind: 30 Rinder, 100 Ziegen, 6 Gewehre."

So weit der Bericht! — Die Kwambaleute waren also „mit Europäern noch in keine Berührung gekommen." Sie wußten folglich noch nichts, oder doch nur von Hörensagen davon, daß nicht mehr sie, sondern die Deutschen Herren ihres Landes seien. Weil sie nun der Aufforderung der Boten eines ihnen völlig unbekannten Herrn *und Gebieters* nicht Folge leisteten — weiter haben sie doch nichts *verbrochen — wurden sie*, wie der Bericht sagt, „überfallen." Denn *die Erklärung*, „daß sie die deutsche Herrschaft nicht anerkennten,"

war doch kein Grund, sie zu „überfallen." Diese Erklärung legte dem Führer der Strafexpedition einzig und allein die Pflicht auf, dafür Sorge zu tragen, daß die Kwambaleute über die Bedeutung der deutschen Herrschaft und über den Vorteil derselben für sie aufgeklärt wurden. So aber benützt er die Unkenntnis der Leute zu seinem „Ueberfall" und glaubt richtig gehandelt zu haben, obwohl er sich auch nicht einmal die Mühe genommen hat, festzustellen, ob die Kwambaleute sich wirklich der Mordthaten, deren sie angeklagt waren, schuldig gemacht, und wenn dies der Fall, ob die Ermordeten nicht durch ihre Schuld die Gewaltthat veranlaßt hatten. — Weiter, die Leute werden bei Tagesanbruch plötzlich überfallen. Woher sollten sie denn wissen, daß sie die Opfer einer Strafexpedition waren, die wegen der begangenen Mordthaten über sie erging? Das ist sicher weder ein gerechtes, noch ein kluges Vorgehen gegen die Bewohner des eigenen Schutzgebietes, die doch auch Landeskinder des deutschen Reiches sind! — Schließlich wozu das Wegtreiben des Viehes? Das zeigte ja den Kwambaleuten zunächst nichts weiter, als daß Viehräuber über sie hergefallen seien. Hoffentlich sind sie später noch aufgeklärt worden. Und war denn noch nicht Blut genug vergossen? Weshalb wurden die drei Männer um ihres Fluchtversuches willen erschossen? Es wäre ohne Zweifel mehr erreicht, wenn man sich damit begnügt hätte, durch geeignete Maßnahmen ihnen die Flucht unmöglich zu machen.

Wir wollen unseren Gedanken darüber nicht Ausdruck geben, was der Führer dieser Expedition eigentlich verdient hätte; mindestens hätte er um seines Vorgehens willen zur Rechenschaft gezogen werden müssen, wie das mit jedem geschehen sollte, der einen ähnlichen Bericht einzusenden sich genötigt sieht.

Nur in einem Falle gestehen wir den Stationschefs usw.*) das Recht zu, von den Waffen Gebrauch zu machen: wenn sie selbst angegriffen werden und sich also im Stande der Notwehr befinden. Es ist aber auch in diesem Falle durchaus unzulässig, über den Rahmen der Notwehr hinauszugehen und etwa eigenmächtig zur Bestrafung zu schreiten. Jeder einzelne Fall ist dann eingehend von dem Gouverneur, bezw. dem Landeshauptmann zu untersuchen. Dabei wird es sich ja herausstellen, ob Notwehr wirklich vorlag oder nicht. Im letzteren Falle wird der Schuldige zur Rechenschaft gezogen. Im ersteren Falle wird der Befehl zur Bestrafung, wenn nicht auf andere Weise möglich, durch eine Strafexpedition gegeben. Denn, und darauf kommt es uns besonders an, das Recht eine Strafexpedition zu beschließen, steht unsers Erachtens einzig und allein dem Gouverneur bezw. dem Landeshauptmann zu, der die Person des Landesherrn vertritt, von dem auch hier die Entscheidung über Krieg und Frieden

*) Unsere Ansicht über das Recht der Privat-Expeditionen, von den Waffen Gebrauch zu machen, werden wir in der nächsten Nummer aussprechen.

abhängt. Glaubt ein Bezirks-Vorsteher oder Stationschef, daß gegen einen Stamm eine Straferpedition unbedingt nötig ist, so hat er dieselbe bei seinem Vorgesetzten zu beantragen, nachdem er kein Mittel unversucht gelassen hat, auf friedlichem Wege auszukommen. Bis die Entscheidung eintrifft, hat er sich gewaltsamen Eingreifens schlechterdings zu enthalten, und auch dann erst darf er die Straferpedition ausführen, nachdem er sie dem betreffenden Häuptling angezeigt hat — er kann es ja thun, wenn er schon vor seinen Thoren ist, — damit diesem auch jetzt noch Gelegenheit bleibt, durch Erfüllung der zu stellenden Friedensbedingungen den Tod vieler seiner Unterthanen, die Einäscherung seiner Dörfer, die Verwüstung seiner Felder, und den Verlust seines Viehes zu vermeiden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf solchem Wege der Straferpeditionen uud damit des Blutvergießens viel weniger werden wird. Daß das aber sehr zu wünschen ist, wird keiner bestreiten. Denn bei der ohnehin geringen Bevölkerung großer Teile unserer Schutzgebiete ist es von wesentlicher Bedeutung, ihnen so viel Bewohner wie möglich zu erhalten und auch dafür zu sorgen, daß dieselben durch das Einäschern ihrer Hütten mit den Erntevorräten und durch das Wegnehmen des Viehes nicht wirtschaftlich ruiniert werden.

Mit einem Worte, wollen wir noch auf einen den besprochenen nahe berührenden Punkt eingehen und unsern Wunsch auch nach dieser Seite hin aussprechen. Um die einzelnen Neger nicht der Willkür zu strenger Beamten usw. auszusetzen, wünschen wir wenigstens eine Verordnung. Dieselbe muß das Recht, die Todesstrafe zu verhängen, durchaus dem Gouverneur, bezw. dem Landeshauptmann vorbehalten und die Bestrafung von Weibern mit Peitschenhieben schlechtweg verbieten. Im übrigen muß sie das äußerste Maß in bezug auf jede Strafe, mag es sich um körperliche Züchtigung oder Gefängnis oder Zwangsarbeit handeln, genau angeben, über das hinaus der Unterbeamte nicht verurteilen darf. Wir glauben, daß auf diesem Wege sehr einfach ein Mißstand abgestellt werden kann, dessen Auswüchse wir schwer zu beklagen noch immer Ursache haben.

Wenn dieser Tage Pastor Lawson, der aus Magila in England angekommen ist, erklärt hat: „Ich bin ein entschiedener Anhänger der deutschen Regierungsweise . . . . Die deutschen Beamten benehmen sich human gegen die Eingeborenen bei jeder Gelegenheit," so freuen wir uns darüber sehr. Es bestärkt uns das auch in der Hoffnung, die wir freilich ohne dem schon hatten, daß von berufener Stelle in der von uns angedeuteten Richtung Maßnahmen getroffen werden, die die Beseitigung der besprochenen Mißstände verbürgen.

Alle aber, denen an einer gerechten Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten liegt und die mit uns gewillt *sind, für die Menschenrechte* derselben auch nach der hier besprochenen *Seite hin einzutreten, möchten* wir um Zustimmungserklärungen

bitten, damit der Evangel. Afrika-Verein, nachdem er öffentlich seine Stimme erhoben hat, auch auf anderem Wege diese seine Wünsche vertreten und ihre Erfüllung betreiben kann.

Gemeinnützige Bestrebungen in unsern afrikanischen Schutzgebieten.

Gern kommen wir einem uns ausgesprochenen Wunsche nach, eine Zusammenstellung aller deutschen Vereine und Gesellschaften gemeinnütziger Art zu geben, welche in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten oder für dieselben thätig sind. Eine Besprechung, bezw. Beurteilung der einzelnen Korporationen behalten wir uns vor.

I. Mission.

A) Evangelische.

a) In Ostafrika:

1. Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika zu Berlin (Berlin III).
2. Die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin (Berlin I).
3. Evangelisch-Lutherische Missionsgesellschaft zu Leipzig.
4. Die Brüdergemeine.

b) In Südwestafrika:

5. Die Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen.

c) In Kamerun:

6. Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel.
7. Baptistischer Missionsverein für Kamerun in Berlin.

d) In Togo:

8. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft zu Bremen.

B) Katholische.

1. Apostolische Präfektur Süd-Sansibar. — Sankt Benediktus Missionsgenossenschaft mit dem Missionshaus in St. Ottilien bei Türkenfeld in Oberbayern.
2. Apostolische Vikariate Unjanjembe, Tanganika und Viktoria-Njansa. — Weiße Väter mit dem deutschen Missionshause in Marienthal in Luxemburg.
3. Apostolische Präfektur Kamerun. — Genossenschaft der Pallotiner mit deutschen Missionshäusern in Limburg an der Lahn und Ehrenbreitstein.
4. Apostolische Präfektur Togo. — Missionsgenossenschaft vom göttlichen Wort mit deutschen Missionshäusern in Steyl, Neuland bei Neiße und Mödling bei Wien.

II. Deutscher Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien.

Zweck: 1. Die Förderung der Krankenpflege in den deutschen Kolonien, *insbesondere* durch Herstellung von Krankenhäusern, Beschaffung, Ausbildung und Unterhaltung von

Krankenpflege-Kräften, und durch Beschaffung von Gerätschaften, Heilmitteln und Werkzeugen für diese Krankenhäuser.

2. Förderung der Thätigkeit der Missionen in den deutschen Kolonien durch Beteiligung an allen Aufgabeu, und Unternehmungen, welche die Linderung von Notständen der Bevölkerung im Auge haben.

Mindest-Jahresbeitrag 6 M. — Vereinsblatt „Unter dem roten Kreuz". — Vorsitzende Frau Gräfin von Monts, Berlin W, Schaperstraße 22 I.

III. Evangelischer Afrika-Verein.

Zweck: In den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Mindest-Jahresbeitrag 1 M. — Vereinsblatt: „Afrika". — Ehrenpräsident, Se. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Vorsitzender, General der Infanterie z. D. von Strubberg, Berlin W, Bayreutherstraße 27 II.

IV. Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Zweck:
1. Die Förderung der in Artikel 6 und 9 der Generalakte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885 von den Signatarmächten übernommenen Aufgaben zur Erhaltung und Hebung der Bevölkerung Afrikas durch Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklaverei.
2. Die Zivilisation der Neger durch Bekehrung der Neger zum Christentum.

Mindest-Jahresbeitrag 1 M. — Vereinsblatt „Gott will es!" Ehrenpräsident, Kardinal Erzbischof von Köln, Dr. Crementz.

V. Die deutsche Kolonialgesellschaft.

Zweck:
1. Die nationale Arbeit der deutschen Kolonisation zuzuwenden und die Erkenntnis der Notwendigkeit derselben in immer weitere Kreise zu tragen;
2. die praktische Lösung kolonialer Fragen zu fördern;
3. deutsch-nationale Kolonisations-Unternehmungen anzuregen und zu unterstützen;
4. auf die geeignete Lösung der mit der deutschen Auswanderung zusammenhängenden Fragen hinzuwirken;
5. den wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhang der Deutschen im Auslande mit dem Vaterlande zu erhalten und zu kräftigen;
6. für alle auf diese Ziele gerichteten, in unserem Vaterlande getrennt auftretenden Bestrebungen einen Mittelpunkt zu bilden.

Mindest-Jahresbeitrag 6 M. Vereinsblatt: „Deutsche Kolonial-Zeitung". Präsident: Se. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg. — Bureau: Berlin W, Linkstraße 25.

VI. Nachtigalgesellschaft für vaterländische Afrikaforschung. Zweck: Die Erforschung wie die wirtschaftliche Nutzbarmachung Afrikas zu fördern und im Mutterlande Teilnahme für die überseeischen Besitzungen zu erwecken.

Mindest-Jahresbeitrag 12 M. — Vereinsblatt: „Mitteilungen aus der Nachtigal-Gesellschaft". — Vorsitzender Dr. Höltz, prakt. Arzt, Berlin. —er.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 30. Juni.)

In **Togo** ist die Fernsprechverbindung zwischen Klein-Popo und Lome am 24. April dem öffentlichen Verkehr übergeben worden. Zwischen Klein-Popo und Sebbe, dem Sitze der Landeshauptmannschaft ist gleichfalls eine Fernsprechlinie, jedoch nur für den amtlichen Verkehr, hergestellt.

In der Landschaft Adeli entwickelt sich nach den Berichten des Lieutnants von Döring der Kautschukhandel sehr lebhaft. Das Land wimmelt förmlich von Küstenhändlern, die von der Goldküste heraufkommen. Leider beteiligen sich an dem sehr einträglichen Geschäfte die Händler von der deutschen Küstenstrecke nur in sehr geringem Maße. In den Adelidörfern findet man häufig keine Seele anwesend. Alt und jung ist in den Busch gezogen, um Kautschuk zu sammeln.

In das Togo-Komitee, das die Togoexpedition ins Werk setzen soll (vgl. Heft 6 Seite 90) sind von dem Ausschuß der deutschen Kolonialgesellschaft die Herren Konsul a. D. E. Vohsen, von Bornhaupt und Direktor Kurella gewählt worden. Dieselben werden weitere Personen für den Eintritt in das Komitee zu gewinnen suchen. Die wichtigste und keineswegs leicht zu lösende Frage nach dem Führer dieser Expedition ist zur Zeit noch nicht entschieden.

Am 9. Juni sind die Führer der **Kamerun**-Expedition, von Uechtritz und Dr. Passarge in Berlin angekommen. Die beiden Herren haben durch einen Vertrag mit der Royal-Niger-Company die Grundlage zu dem deutsch-englischen Vertrage vom 15. November 1893 geschaffen, welcher uns den Besitz des oberen, schiffbaren Benuë mit seinen Nebenflüssen sicherte. Des weiteren haben sie Verträge, vor allem mit dem mächtigsten Sultan Adamauas, dem von Ngaundere abgeschlossen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Kunde, die wir der Expedition verdanken, daß die vom Ostabhang des Mandara-Gebirges bis Bagirmi sich erstreckende Ebene überaus fruchtbar und dicht bevölkert ist. Dabei ist Marrua, die Hauptstadt dieser Gegend, der Mittelpunkt für den Kautschukhandel, und der dort gewonnene Kautschuk der beste von ganz Adamaua. — *Im Anschluß hieran teilen* wir mit, daß zur Zeit der

ganze Sudan bis in unser Schutzgebiet hinein von politischen und religiösen Strömungen aufgewühlt ist. Ein Führer derselben ist ein gewisser Rabeh, der gegen Ende des vorigen Jahres Kuka, die Hauptstadt von Bornu, unweit des Westufers des Tsad-Sees, erobert hat. Südlich davon, in unserm Gebiete, hat Hayatu die Häuptlinge von Marrua und Yola besiegt. Durch diesen wurde die Kamerun-Expedition am weiteren Vordringen nach Norden verhindert. Welchen Verlauf die Dinge hier nehmen werden, nachdem Rabeh und Hayatu sich gegen das Haupt der Senussi, einer mohammedanischen Sekte, mit Namen Sidi Mohammed el Mahdi verbunden haben, ist nicht vorauszusehen.

Der Gouverneur von **Kamerun**, von Zimmerer, hat durch den Hauptmann Morgen den seit Jahren aufsässigen Stamm der Miangesen bestrafen lassen, nachdem alle seine Bemühungen, die Leute durch Güte zum Gehorsam zu bringen, gescheitert waren. Der entscheidende Schlag wurde am 2. Mai geführt, und zwar mit der erst seit dem 10. April in Kamerun befindlichen Sudanesentruppe. Die Verfolgung, welche voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nehmen wird, übertrug Hauptmann Morgen dem Lieutenant Dominik. Wir wünschten, daß alle Strafexpeditionen erst nach dem Scheitern aller Versuche, sie zu vermeiden, ausgeführt würden.

Der **Kongo-Grenzstreit** ist in ein neues Stadium eingetreten. England hat auf die Pachtung des 25 km breiten Grenzstreifens verzichtet. Frankreich schickt sich an, indem es auf Grund seines „Vorzugrechtes" mit der Möglichkeit rechnet, daß der Kongostaat ihm zufällt, sämtliche Abmachungen desselben einer Prüfung zu unterziehen, also gewissermaßen die Vormundschaft über ihn zu führen. Wir werden noch des öfteren Veranlassung haben, an dieser Stelle auf diese Angelegenheit zurückzukommen. Für diesmal wollen wir nur mit einiger Genugthuung konstatieren, daß namentlich der Protest unserer Regierung England zum Rückzuge genötigt hat.

In Heft 4 Seite 60 brachten wir mit Vorbehalt die Nachricht von der Gefangennahme des arabischen Sklavenfürsten Rumalisa durch die Deutschen. Dieselbe findet der Hauptsache nach in einer telegraphischen Nachricht aus Brüssel vom 16. Juni ihre Bestätigung. Nur ist Rumalisa nicht von den Deutschen, sondern von dem Major von Dhanis, der den Kriegszug gegen ihn geführt hat, gefangen worden. Nunmehr arbeitet der Major von Dhanis an der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in Manjema.

In **Deutsch-Südwestafrika** führt der stellvertretende Landeshauptmann Major Leutwein sein Friedenswerk, das Land zu beruhigen, mit großem Erfolge Schritt für Schritt weiter. Im deutschen Kolonialblatt vom 15. Juni lesen wir einen durchaus erfreulichen Bericht darüber, den wir aus Mangel an Raum uns leider versagen müssen, im Wortlaut wieder zu geben. Aus ihm geht hervor, daß es, selbst wenn die Eingeborenen, wie es die Franzmannshottentotten unter Simon Kooper in Gokhas gethan

hatten, sich zum kriegerischen Empfang der deutschen Truppe bereit gemacht haben, nicht nötig ist, mit Waffengewalt vorzugehen. Major Leutwein hat, ohne einen Schuß zu thun, dadurch daß er schließlich den Kapitän Kooper vor ein Ultimatum stellte und seine Truppe in Gefechtsbereitschaft rücken ließ, es nach dreitägigen Verhandlungen erreicht, daß der Kapitän und die Stammesältesten sich zur Unterzeichnung des Vertrages bequemten, durch welchen sie die deutsche Schutzherrschaft annehmen. Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß der Major Leutwein diesen friedlichen Ausgang zum guten Teil den Bemühungen des inzwischen verstorbenen Missionars Rust zuschreibt. Mit diesem Vertragsabschluß ist, abgesehen von den Witbooi, der letzte Stamm des Namaqualandes der deutschen Schutzherrschaft unterworfen. Ein deutlicher Beweis, wie viel man, ohne bei jeder Kleinigkeit von den Waffen Gebrauch zu machen, erreichen kann! — Von Gokhas rückte Major Leutwein in west-südwestlicher Richtung nach Gibeon, das er verlassen fand und deshalb für das deutsche Reich in Besitz nahm. In der noch wohl erhaltenen Kirche des Hauptortes ließ er 1 Unteroffizier und 12 Mann zurück. — In Bersaba traf er den Neffen des hingerichteten Andries Lambert, den jetzigen Häuptling der Khauashottentotten, der sich zur Annahme des von seinem Stellvertreter Eduard Lambert abgeschlossenen Vertrages mit der deutschen Regierung bereit erklärte. — In Bethanien, wo Major Leutwein mit Major von François zusammentraf, wurde 1 Offizier mit 24 Mann zurückgelassen. Des weiteren wurden vorläufig Koes, Warmbad und Uhabis, die Hauptübergangsstelle über den Oranjefluß besetzt. Durch die Gründung dieser Stationen soll die Zufuhr von Munition über die deutsche Ostgrenze an Hendrik Witbooi unmöglich gemacht werden. Diesen hat übrigens Major Leutwein am 5. April nebst allen seinen Anhängern für vogelfrei erkärt. Außerdem hat er auf die Einlieferung Hendriks eine hohe Belohnung gesetzt.

Unsere Regierung hat den Stabsarzt Dr. Sander nach Deutsch-Südwestafrika gesandt, um in bezug auf die dort viele Opfer fordernde Pferdeseuche Untersuchungen anzustellen. Der „Berliner Tierärztlichen Wochenschrift" zufolge hat er die gegründete Vermutung ausgesprochen, daß es sich um Milzbrand handelt, der dort auch unter Rindvieh und Schafen sehr verbreitet ist.

Für Deutsch-Südwestafrika wird neuerdings die Einführung des Tabaksmonopols empfohlen. Zu gunsten dieses Projektes wird geltend gemacht, daß dadurch das Finanzwesen des Schutzgebietes von vornherein auf eine dauernde und gesicherte Grundlage gestellt werde. Der Tabak, den die eingeborene ebenso wie die eingewanderte Bevölkerung verbrauche, werde auch für das Schutzgebiet als Steuerobjekt in erster Reihe stehen müssen; deshalb sei es wünschenswert, das Monopol, als die ergiebigste und am leichtesten zu kontrollierende Form einer Besteuerung, bereits jetzt einzuführen, wo sich eine *starke*, später vielleicht nur mit großen Opfern *zu entschädigende* Privatindustrie noch nicht entwickelt habe.

Die **Swasiland**-Frage geht jetzt ihrem Ende entgegen. Obgleich die Königin dieses letzten der selbständigen Eingeborenen-Staaten in Südafrika sich der Königin von England, aber nicht der Republik Transvaal unterwerfen will, wird dennoch ihr Land der letzteren einverleibt.

Der General Joubert hat einen Krieg gegen den aufrührerischen Kaffernhäuptling Malabock in den Zoutpans-Bergen (im Norden von Transvaal) durch die Einnahme der festen Stellung desselben beendet. Malabock ist aber mit einigen seiner Leute in das Gebirge entkommen.

Der oberste Gerichtshof von Transvaal hat in Pretoria eine, namentlich den Engländern sehr unbequeme und mißliebige Entscheidung getroffen. Nach derselben ist jeder Ausländer nach zweijährigem Aufenthalte in der Republik zum Kriegsdienst verpflichtet. Allen, welche nun der Einberufung zu dem oben erwähnten Kriegszuge nicht nachkamen, ist eine Strafe von 100 M. oder von drei Tagen Haft auferlegt. Infolge dessen herrscht unter den Engländern große Aufregung. Sie haben sich Beschwerde führend an den Gouverneur der Kapkolonie Sir Henry Loch gewandt. Dieser reiste daraufhin nach Pretoria, ward vom Präsident der Republik P. Krüger empfangen und gebeten, sein Gast zu sein, was er aber ablehnte. Infolgedessen großer Jubel bei den Engländern, die die Pferde vom Wagen des Gouverneurs spannten und diesen in die Stadt zogen; auf der anderen Seite ebenso große Verbitterung bei den Boers, welche als Pendant zu dem Treiben der Engländer den Wagen ihres Präsidenten nach seiner Wohnung zogen! Die Mitglieder des „Volksraads" betrachten das Benehmen der Engländer als Beleidigung des Staatsoberhauptes, während das taktvolle Benehmen Sir Henry Lochs bei allen Parteien Anerkennung findet.

In **Maschonaland** sind in den Ruinen von Simbabye römische Münzen gefunden. Zwei davon zeigen einen Frauenkopf mit der Umschrift Helena Augusta; auf ihrer Rückseite befindet sich ein anderer Frauenkopf. Vier andere haben einen Männerkopf mit der Umschrift Constantius Cäsar. Eine dieser letzteren zeigt auf der Kehrseite 2 Bildnisse, welche Romulus und Remus, von einer Wölfin gesäugt, darzustellen scheinen.

Der Gouverneur von **Deutsch-Ostafrika** hat in Dar-es-Salâm 10 Brunnen mit Pumpvorrichtungen anlegen lassen. Dieselben geben bis auf zwei, welche durch Tiefbohrung weiter geführt werden sollen, durchaus gutes Wasser. Ihre Tiefe beträgt durchschnittlich 10 m. Sie sind an die Stelle der früheren arabischen Kesselbrunnen getreten, welche in der trockenen Zeit regelmäßig versiegten und werden daher von der gesamten Bevölkerung als eine wahre Wohlthat angesehen.

Der Kolonialrat (vgl. Heft 6 Seite 93) hat sich nach dreitägiger Beratung bis zum Herbst vertagt. In der Zwischenzeit werden zwei Kommissionen wichtige Fragen behandeln. Der einen

ist als Aufgabe zugefallen, über eine bessere Verbindung Deutsch-Südwestafrikas mit dem Mutterlande durch eine Telegraphen- und eine Dampferlinie, sowie über den Ausbau der Tsoakhaubmündung als Anlaufhafen zu beraten. Die andere soll sich mit der Frage eines Eisenbahnbaues von der Küste Ostafrikas nach dem Seengebiete und mit der Aufstellung von grundlegenden Bestimmungen für die Auswanderung nach unsern Schutzgebieten beschäftigen.

Am 9. Mai fand die Probefahrt der ersten Lokomotive auf dem fertig gestellten, etwa 4 km langen Teil der im Bau begriffenen Strecke Tanga-Sega statt.

Bei Tanga sind vor längerer Zeit Schwefelquellen entdeckt. Ein Gutachten des pharmakologischen Instituts zu Halle a./S. besagt über den Wert derselben: Die Quellen gehören zu den mittelstarken Schwefelthermen, etwa entsprechend den Quellen von Schinznach, Baden bei Wien usw. Zu Trinkkuren ist das Wasser nur mit Vorsicht zu verwenden. Für die Badekur müssen die Quellen dagegen in jeder Beziehung vorzüglich geeignet sein, zumal das Wasser gerade die richtige Temperatur besitzt. Es erscheint somit durchaus ratsam, die Quellen zu fassen und das Baden in denselben zu ermöglichen.

Das englische Unterhaus hat den Kredit für **Uganda** mit 218 gegen 52 Stimmen genehmigt.

In dem Kampfe der Engländer gegen den Kabarega von **Unjoro** (vgl. Heft 5, Seite 79) ist der letztere nur mit knapper Not der Gefangenschaft entgangen. Um das Land dauernd beherrschen zu können, haben die Engländer von Uganda bis Kibiro am Albertsee 8 Forts angelegt und mit ihren Truppen besetzt.

In **Marokko** regierte seit 1873 Muley Hassan, „Sultan von Fes, Tafilelt, Marrakesch und Sus." Er hatte im Mai eine große Abteilung von Truppen zur Bestrafung eines aufständischen Stammes abgesandt. Dieselbe wurden mit großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Daraufhin machte sich der Sultan selbst auf, um die Scharte auszuwetzen und gleichzeitig weitere unbotmäßige Stämme zu unterwerfen. Da ereilte ihn am 6. Juni der Tod, ob infolge der bei ihm seit einigen Monaten aufgetretenen epileptischen Anfälle, oder infolge von Gift, steht dahin. — Ein Thronwechsel in Marokko hat bisher stets Bürgerkriege hervorgerufen, in denen natürlich das Leben der sich dort aufhaltenden Europäer gefährdet ist. Außerdem sind Spanien, England und Frankreich auf ihren Einfluß in Marokko gegenseitig eifersüchtig, — so enthielt der Tod des Sultans möglicherweise den Keim ernster Verwickelungen. Dafür sprach auch die Entsendung von Kriegsschiffen der betreffenden Mächte an die marokkanische Küste. Indes ist zunächst jede Gefahr aus der Welt geschafft; denn der Lieblingssohn des verstorbenen Häuptlings, Muley Abdul (oder Abd el) Aziz ist durchweg als Herrscher anerkannt, da er das Heer auf seiner Seite hat. Der *neue Sultan ist erst* 17 Jahre alt, wurde aber *bereits vor 2 Jahren von Muley* Hassan für den Fall seines Todes

öffentlich als sein Nachfolger bezeichnet. — Ob die von Spanien für die marokkanischen Angelegenheiten angeregte, in Madrid abzuhaltende Konferenz der europäischen Mächte zu stande kommt, muß abgewartet werden.

Den französischen Kammern ist ein Gesetzentwurf betreffend die Errichtung einer Sahara-Truppe zugegangen. Deren Aufgabe soll es sein, eine Verbindung der französischen Besitzungen im Norden (Algier) und im Süden der Wüste (Timbuktu) herzustellen und zu sichern. Es sollen von Süd-Algier bis zum Niger in einem Abstande von je etwa 100 km feste Posten angelegt werden. Zu deren Besatzung und regelmäßigen Versorgung mit allem Nötigen soll eben die Sahara-Truppe verwendet werden. Rekrutieren wird sich dieselbe aus den Bewohnern der Wüste. Die Entfernung der festen Posten ist nicht zu weit bemessen, weil das Reitkameel (Mohari) leicht einen Tageslauf von 100 km macht. Diese Maßnahme drängt sich den Franzosen auf, weil alle ihre Bemühungen, auch die dieses Jahres, einen friedlichen Verkehr mit den Turaeg anzubahnen und auf diese Weise einen Weg in und durch die Wüste zu schaffen, gescheitert sind.

Vereins-Nachrichten.

Im Gebiet des Rhein. Verbandes zeigt der Ev. Afrika-Verein eine stetige erfreuliche Fortentwickelung, namentlich seit es gelungen ist, in den verschiedenen Orten einzelne persönliche Beziehungen anzuknüpfen und so aus den Gemeinden selbst heraus Ortsvereine zu begründen. So wurden in letzter Zeit namentlich neu gewonnen die Städte Düren, Aachen, Mülheim (Ruhr) und Rheydt.

In Düren hat Div.-Pfr. Fabarius, als Schriftführer des Rh. Verbandes, vor Ostern entsprechend der an ihn ergangenen Aufforderung im dortigen Frauenverein einen Vortrag gehalten über die Notwendigkeit und Ziele des Ev. Afrika-Vereins. Die zahlreich versammelten Damen des Frauenvereins, der sich überhaupt äußerst rege thätig zeigt auf allen Gebieten christlicher und humaner Liebesarbeit, folgten mit lebhafter Anteilnahme den Ausführungen des Vortragenden und beschlossen demgemäß, ihre Hilfe und Mitarbeit dem Ev. Afrika-Verein von nun an zu leihen. In einer späteren Versammlung hat sich der Ev. Frauenverein Dürens als Ortsverein dem Ev. Afrika-Verein angeschlossen und durch seine Mitglieder recht erhebliche, sehr dankenswerte Jahresbeiträge bereits gezeichnet Für den Herbst ist eine weitere Ausdehnung des Werkes in Düren geplant, indem namentlich auch die männliche Bevölkerung Dürens dann für die Mitarbeit und Unterstützung des Ev. Afrika-Vereins gewonnen werden soll.

Ebenso ist in Aachen bereits vor Ostern der Grund zu einem Ortsverein gelegt. Herr Hauptmann a. D. Berndt hat in höchst dankenswerter Weise sich der Mühe unterzogen, die einleitenden Schritte dazu zu thun, auch ist der Verein junger Kaufleute „Excelsior" ihm dabei freudig zur Hand gegangen, und so ist es denn gelungen, in kurzer Zeit dort bereits gegen 160 Mitglieder zu gewinnen.

Die Ortsvereine des Ev. Bundes und des Vereins für christl. Volksbildung in Mülheim (Ruhr) hatten sodann zum 24. Juni vereint eine Versammlung berufen und den Div.-Pfr. Fabarius um einen Vortrag über den Afrika-Verein gebeten. Der Vortragende sprach vor einer Versammlung von ungefähr 100 Personen über „Deutsche, evangelische Aufgaben und Ziele in Afrika." Auch hier war der alsbaldige Beitritt vieler der An-

wesenden die erfreuliche Folge und wurde die weitere thatkräftige Förderung des Ev. Afrika-Vereins von den neuen Mitgliedern in sichere Aussicht gestellt. Herr Pfarrer Klingenburg hat die Leitung der Ortsgruppe als Vertrauensmann des Ev. Afrika-Vereins übernommen.

In Crefeld ist ebenfalls für den Herbst ein Vortrag im dortigen Ortsverein in Aussicht genommen, um den zahlreichen Freunden dort, welche namentlich durch die Bemühungen des Herrn cand. theol. Gries gewonnen sind, weitere Anregung zu geben. Herr Pfarrer Lic. Everling steht als Vertrauensmann dort an der Spitze. Ferner sind bereits mannigfache Anknüpfungen mit den Ev. Arbeiter-Vereinen gewonnen. Besonders Herr Pfarrer Lic. Weber, M.-Gladbach fördert bei diesem unseren Vorgehen mit Rat und That die Sache des Ev. Afrika-Vereins.

Endlich war Div.-Pfarrer Fabarius in Rheydt am 26. Juni, wohin ihn eine Anzahl Freunde des Ev. Afrika-Vereins zu einem Vortrag in engerem Kreise geladen hatten. Herr Fabrikant Pelzer-Teacher, sowie Herr Prof. Greeven hatten die Vorbereitungen zu der Versammlung getroffen. Nachdem im Anschluß an den Vortrag noch einige Herren unter allgemeiner Zustimmung sich sehr warm für die Arbeit des Ev. Afrika-Vereins ausgesprochen, erklärten sich sämtliche Anwesende bereit als Mitglieder beizutreten, sowie weitere Mitglieder eifrig zu werben und zeichneten selbst sofort hohe Jahresbeiträge. Für den Herbst ist auch hier eine große Volksversammlung in Aussicht genommen, einstweilen hat Herr Pelzer-Teacher die Leitung der Angelegenheiten, Herr Prings die Verwaltung der Gelder übernommen.

In Mettmann ist ebenfalls kürzlich, dank der thatkräftigen Förderung unserer Sache durch den Herrn Seminardirektor Guden, ein Ortsverein gegründet, der bereits gegen 100 Mitglieder zählt. In gleicher Weise ist auch in Simmern (Hunsrück) die Gründung eines Ortsvereins mit sehr erfreulichen Aussichten zu stande gekommen. Hier steht als Vertrauensmann Herr Präparanden-Anstalts-Vorsteher Weyrauch an der Spitze. Unser erstes Flugblatt wird in der Regel erfolgreich benutzt, um die Teilnahme für den Ev. Afrika-Verein zu wecken.

An vielen anderen Orten sind namentlich die Glieder des Ev. Bundes auch die besonderen Förderer unserer Sache!

Litterarisches.

A. Seidel, Praktisches Handbuch der arabischen Umgangssprache ägyptischen Dialekts mit zahlreichen Uebungsstücken und einem ausführlichen ägyptisch-arabischen Wörterbuch, Berlin (1894), **Verlag von Gergonne u. Cie.** Seinen Titel trägt das Buch mit vollem Recht, denn da sich der Verfasser bei der Lösung seiner schwierigen Aufgabe nur von praktischen und pädagogischen Gesichtspunkten hat leiten lassen, so ist es ihm gelungen, in durchaus allgemein verständlicher Form ein für jedermann brauchbares Handbuch anzufertigen. Sehr praktisch und gut durchgeführt ist die Verteilung des gesamten Lehrstoffes auf 60 Lektionen; sehr praktisch ist es auch, daß den arabischen Uebungsstücken, deren Inhalt den Bedürfnissen des Lernenden im allgemeinen recht geschickt angepaßt ist, eine deutsche Uebersetzung beigegeben ist, denn dadurch erhält der Lernende die Möglichkeit, einmal seine Kenntnisse sicher zu kontrollieren und dann sich im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Arabische zu üben. Das arabisch-deutsche Wörterbuch genügt den zu stellenden Anforderungen vollauf. Die am Schluß des Buches gegebene „kurze systematische Uebersicht der Grammatik" erfüllt ihren Zweck durchaus, eine systematische Ordnung und Sichtung der erworbenen Kenntnisse zu ermöglichen, und wird darum vielen sehr angenehm sein. Wenn wir so im großen und ganzen das Handbuch von Seidel als eine glücklich gelungene und äußerst *dankenswerte Arbeit bezeichnen* müssen, so ist es andererseits *auch unsere Pflicht, auf etwaige Mängel* des Buches aufmerksam zu machen.

So wäre im einzelnen eine noch strengere Durchführung der pädagogischen Gesichtspunkte erwünscht gewesen, z. B. bei der Behandlung der schwachen Verben. Da dürfte es sich zunächst wohl empfehlen, die Verben mediae w, j und ', statt sie mit dem starken Verbum zusammenzunehmen, besonders zu behandeln, weil dadurch ihre Eigentümlichkeit für den Lernenden leichter hervortreten würde. Besonders aber vermißt man eine Zusammenfassung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Klassen der schwachen Verben in kurzen, knappen Regeln, die am Anfange der betreffenden Lektionen stehen müßte. Der Umfang des Buches würde dadurch nur ganz unmerklich vergrößert, das Verständnis jener Verbalklassen aber wesentlich erleichtert und gefördert werden. In der Art ließen sich vielleicht noch manche Verbesserungen vornehmen. Doch trotz dieser kleinen Ausstellungen, die wir gemacht haben, die der Herr Verfasser einer freundlichen Prüfung und Erwägung unterziehen möge, können wir nicht umhin, jedem, der sich mit dem arabischen Dialekt von Aegypten beschäftigen will, dieses Handbuch zum gründlichen Studium auf das wärmste zu empfehlen. K. Röhl.

Uebersichtskarte von der Stadt Dar-es-Salam und deren nächster Umgebung. Nach den Originalaufnahmen der Vermessungsabteilung des Kaiserlichen Gouvernements für Deutsch-Ostafrika gefertigt im Jahre 1892/93. **Verlagshandlung von Dietrich Reimer,** Berlin 1894. Eine Karte im Maßstabe 1 : 5000. Sie giebt in unterschiedenen Farben an, welche Teile der Stadt und ihrer Umgebung das Eigentum des Fiskus, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, des Sultans von Sansibar und der katholischen Mission sind. Das Grundstück der evangel. Mission hätte wohl auch eine besondere Farbenbezeichnung erhalten können, doch ist dasselbe auch so unschwer zu finden. Die Stadtteile der Araber und Inder sind durch die betreffenden Straßennamen kenntlich gemacht, hinter ihnen liegt augenscheinlich das Negerviertel. 2 Linien zeigen den höchsten und den niedrigsten Wasserstand an. Eine besondere Zeichnung läßt uns erkennen, daß die Steinhäuser schon in ziemlicher Anzahl vorhanden sind und man gewinnt, auch ohne drüben gewesen zu sein, ein deutliches Bild, nicht bloß davon, daß sich die Stadt entwickelt, sondern auch daß die Entwickelung in geordnete Bahnen gelenkt wird. —er.

G. Richelmann, Die Nutzbarmachung Deutsch-Ost-Afrikas. Betrachtungen und Erwägungen. Magdeburg. Creutzsche Verlagsbuchhandlung R. u. M. Kretschmann. 1894. — Unter dem Motto: „in Afrika ist alles einfach, aber das Einfache ist schwer" giebt der bereits rühmlichst bekannte Verfasser auf gerade 100 Seiten eine ganze Fülle von Anregungen, die die Wahrheit des angeführten Mottos allerdings bestätigen. Uns ist das Buch besonders wertvoll wegen der Kapitel 3—5, in denen Richelmann in gedrängter Form seine Betrachtungen giebt über „das europäische Personal", „die eingeborene Bevölkerung" und „unser Verhältnis zu den Eingeborenen". Es sind freilich „rein sachliche Besprechungen", die aber doch den Eindruck machen, daß an ihnen nicht bloß der nüchterne Verstand, sondern auch das warme Herz des Verfassers seinen Anteil hat, der zur Zeit des Buschiri-Aufstandes Stationschef von Bagamojo war. Er fordert für den Kolonialdienst „die besten Leute, die wir haben", die darin nicht einen „Sport oder ein Vergnügen, sondern einen recht ernst zu nehmenden Dienst" sehen. Er legt großen Wert auf die richtige Behandlung der Eingeborenen, und giebt in kurzen Worten „den Schlüssel zum Negerherzen", den er in „gerechter Strenge, gepaart mit Wohlwollen, Festigkeit und freundlichem, leutseligem Wesen" gefunden hat. — Einfach und sachlich sind auch die Erwägungen gehalten, die er in anderer Beziehung anstellt, z. B. Straßen- und Eisenbahnbau. Man kann nur wünschen, daß des Verfassers Anregungen aufgenommen werden — vielleicht aber ist unserer Zeit „das Einfache" zu „schwer". Jedenfalls empfehlen wir die reichhaltige „Skizze", wie der Verfasser seine Arbeit nennt, jedem, der Interesse hat für *unsere afrikanischen Schutzgebiete; denn auch für die im Westen gelegenen lernt man vieles daraus.* —er.

Conrad Weidmann, Deutsche Männer in Afrika. Lexikon der hervorragendsten deutschen Afrika-Forscher, Missionare usw. mit 64 Porträts in Lichtdruck. Lübeck 1894. **Verlagsbuchhandlung Bernhard Röhring.** — Wir glauben es dem Verfasser gern, daß bei der „Herstellung dieses Sammelwerkes" sich ihm „erhebliche Schwierigkeiten" in den Weg gestellt haben. Umsomehr erkennen wir die Ueberwindung derselben an und danken wir dem Verfasser für dieses treffliche Nachschlagebuch, das nur in seltenen Fällen im Stiche läßt. Hoffentlich werden einzelne Lücken in der folgenden Auflage ausgefüllt; denn Namen wie v. Schele, Schwesinger, A.W. Schleicher und andere dürfen auf die Dauer doch nicht fehlen. Aufgefallen ist mir, daß die zweite der von Merensky gegründeten Stationen Manoio statt Manow genannt wird. — Besonders hervorheben wollen wir die 16 Lichtdrucktafeln, die durchweg trefflich geraten sind, und daß sich bei der Durchsicht des Werkes niemand der Erkenntnis verschließen kann, einen wie hervorragenden Anteil an der Erforschung u. s. w. Afrikas die deutsche Missionsthätigkeit hat. Wir wünschen dem Verfasser als Frucht seiner Arbeit, daß sie viele Deutsche anspornt, sich an der Lösung der großen, noch der Erledigung harrenden Aufgaben in Afrika und besonders in unsern Schutzgebieten zu beteiligen. —er.

Ins Innere von Kamerun. Eine Missionsreise. Nach Mitteilungen Missionar Autenrieths erzählt von H. Christ. **Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis 10 Pf.** — Eine anschauliche Schilderung einer 41tägigen Reise, welche liebliche Charakterzüge der Eingeborenen unseres Schutzgebietes enthält. 7 Bilder und eine kleine Uebersichtskarte erhöhen den Wert des Schriftchens, das auch außerhalb der eigentlichen Missionskreise von denen gelesen zu werden verdient, welche überhaupt Interesse für die Bewohner unserer afrikanischen Gebiete haben. —er.

Vermischtes.

Eine afrikanische Fabel. — Des Löwen Anteil. Der Löwe und Schakal gingen einst zusammen auf die Jagd. Sie schossen mit Pfeilen. Der Löwe schoß zuerst, aber sein Pfeil erreichte das Ziel nicht; der Schakal traf das Wild und schrie vor Freude: „Getroffen!" Der Löwe sah ihn mit seinen zwei großen Augen an, der Schakal aber faßte sich gleich und sagte: „Nein, ich meine, Ohm, daß du getroffen hast!" Sie gingen dann nach dem Wilde, und der Schakal ließ den Pfeil des Löwen unbemerkt liegen. Als sie an einen Kreuzweg kamen, sagte der Schakal: „Lieber Ohm! Du bist alt und müde, bleibe hier!" Der Schakal ging dann den verkehrten Weg, schlug sich auf die Nase, ließ das Blut auf die Spur des Wildes träufeln und kehrte dann wieder zurück. „Ich konnte nichts finden," sagte er, „obschon ich Blutspuren sah. Willst du nicht selbst gehen und genauer nachsehen? Ich will dann einen andern Weg gehen."

Der Schakal fand nun bald das geschossene Tier, kroch in dasselbe hinein und fraß das beste davon. Sein Schwanz blieb aber draußen; und als der Löwe nun kam, faßte er denselben, zog den Schakal heraus und warf ihn auf die Erde mit den Worten: „Du Schelm!" Der Schakal sprang geschwind wieder auf und fragte klagend: „Was habe ich denn jetzt wieder gethan, lieber Ohm? *Ich war beschäftigt, das beste* für dich herauszuschneiden!" *„Nun laß uns gehen, unsre* Frauen zu holen!" sagte der Löwe,

aber der Schakal bat den lieben Ohm dazubleiben, da er ja doch bei seinem Alter nicht mehr so schnell laufen könne. Darauf kriegte der Schakal zwei Portionen Fleisch mit, die eine für seine Frau, die andere, die viel besser war, sollte er der Frau des Löwen bringen. Als der Schakal nun mit dem Fleische ankam, sahen die Kinder des Löwen ihn kommen, hüpften ihm entgegen und schrieen: „Da kommt Ohm mit Fleisch!" Der Schakal brummte ihnen etwas zu, indem er ihnen die schlechteste Portion hinwarf und dabei sagte: „Da, ihr Großaugenbrut!"

Er ging darauf nach seinem eigenen Hause und sagte seiner Frau, sie solle sogleich das Haus abbrechen und nach dem geschossenen Wild hinkommen. Die Löwin wollte dasselbe thun, aber er verbot es ihr, indem er sagte, der Löwe wolle selbst kommen, sie dahin abzuholen. Als der Schakal nun mit Frau und Kindern in die Nähe des Wildbrets kam, lief er in einen Dornbusch hinein und ließ sich von den Dornen das Gesicht zerkratzen. Er kam dann blutend bei dem Löwen an und sagte: „Ach, du hast eine schöne Frau! Sieh, wie sie mir das Gesicht zerkratzt hat, als ich ihr sagte, daß sie mitkommen sollte. Du mußt sie selbst holen, ich kann sie nicht bringen."

Der Löwe ging zornig nach Hause. „Schnell!" sagte der Schakal nun, „laßt uns einen Turm bauen!" Und sie legten Stein auf Stein, Stein auf Stein, Stein auf Stein, bis er ganz hoch wurde; dann wurde alles hinaufgetragen. Als der Schakal nun von seiner hohen Warte den Löwen mit Frau und Kindern kommen sah, rief er ihm zu: „Ohm! während du fort warst, haben wir einen Turm gebaut, um das Wild besser sehen zu können." „Ja," sagte der Löwe, „laß mich nur hinaufkommen." „Ja, lieber Ohm, wie willst du aber hier hinaufkommen? Wir werden einen Riemen hinablassen müssen." Der Riemen wird dann hinabgelassen, der Löwe bindet sich daran fest und wird hinaufgezogen; aber als er beinahe oben ist, schneidet der Schakal den Riemen durch und sagt, scheinbar erschrocken, zu dem hinunterstürzenden Löwen: „O, wie schwer bist du, lieber Ohm! Hole einen neuen Riemen, Frau!" „Einen alten!" sagt er gleich darauf leise zu ihr. Der Löwe wird dann wieder hinaufgezogen, aber es geht diesmal wiederum so. „Nein," sagt der Schakal, „das geht nicht! Aber du mußt doch so weit hinaufkommen können, daß du einen Mund voll bekommen kannst." Er giebt nun laut den Befehl an seine Frau, ein gutes Stück zuzubereiten, aber leise sagt er zu ihr, sie solle einen Stein glühend machen und mit Fett umwickeln. Er zieht alsdann den Löwen wieder hinauf, schreit, es werde ihm zu schwer, ihn länger zu halten, und bittet ihn deshalb, den Mund aufzuthun; er wirft ihm sodann den glühenden Stein in den Rachen. Der Löwe verschlingt denselben, der Schakal aber beschwört ihn, schnell nach dem Wasser zu laufen.

(*Reineke Fuchs in* Afrika von Dr. W. H. J. Blecke, S. 5—7.)

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Ein Wort über Strafexpeditionen in unseren afrikanischen Schutzgebieten	117
Mission	121
Afrikanische Nachrichten	124
Litterarisches	130
Vermischtes	134

Ein geographisch-statistisches Weltlexikon.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben die **sechste Lieferung** von:

RITTERS geograph.-statist. Lexikon

über die Erdteile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seeen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle etc.

Ein Nachschlagewerk über jeden geographischen Namen der Erde von irgend welcher Bedeutung für den Weltverkehr.

Achte, vollständig umgearb., vermehrte u. verb. **Auflage.**
Erscheint in 33 Lieferungen à 1 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Deutsche Arbeit am Njaßa
Deutsch-Ost-Afrika

von

A. Merensky, Missions-Superintendent.

Mit einer Karte und 24 Abbildungen.

Preis gebunden 5 M.

Des gleichen Verfassers Buch:

Erinnerungen
aus dem
Missionsleben in Südost-Afrika 1859—1882
mit 20 Abbildungen und einer Karte im Farbendruck

ging aus dem Verlage von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig** in **unseren** Verlag über. Um diesem interessanten, allgemein anerkannten Buche eine noch weitere Verbreitung zu geben, haben wir den Preis von 7 M. **auf 6 M. ermäßigt.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Ein Wort über Privat-Expeditionen in unsern afrikanischen Schutzgebieten.

Von Gustav Müller.

Es entspricht durchaus der Billigkeit und Gerechtigkeit, daß wir nach dem „Wort über Straferpeditionen", die von den Organen der Regierung ausgehen, auch in bezug auf die Privaterpeditionen in unsern afrikanischen Schutzgebieten uns äußern und unsere Wünsche aussprechen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß diese noch mehr Anlaß geben, für die Menschenrechte der Eingeborenen einzutreten, als jene. Fehlt ihnen doch, sobald sie sich anmaßen, ein Dorf, einen Häuptling, ja einen Stamm zu bestrafen, sogar die Entschuldigung, welche der Führer einer Regierungsexpedition immer noch für sich in Anspruch nehmen kann, daß er zu seinem Vorgehen sich im Interesse der Herstellung und Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit entschlossen habe. War also seine Maßregel auch durchaus nicht zu billigen, so hat er doch auf jeden Fall das Recht zu sagen: ich mag falsch gehandelt haben, aber ich habe in guter Absicht gehandelt. Diese Entschuldigung fehlt dem Führer einer Privaterpedition vollständig. Es ist nicht seines Amtes, für öffentliche Sicherheit Sorge zu tragen, und „was nicht deines Amtes, davon lasse deinen Vorwitz". In der That sind wir der Meinung, daß Privaterpeditionen wohl mit Dank sich der Wohlthaten geordneter Zustände erfreuen und bedienen sollten, daß sie aber nicht berufen sind, durch Sengen und Brennen 2c. einen „Kirchhofsfrieden" in den Gegenden herzustellen, die sie durchzogen haben. Es ist eine grundsätzliche Forderung, die wir aufstellen und von der kein wahrer Kolonialfreund, der ja stets ein Freund der Eingeborenen unserer Schutzgebiete ist, auch nur um eines Haares Breite abweichen darf: eine Privaterpedition darf nur in dem einen Falle von den Waffen Gebrauch machen, wo es gilt das Leben ihrer Glieder zu schützen. Sie darf über die Notwehr hinaus unter keinen Umständen strafend vorgehen. Das ist nicht zu viel verlangt! Zum Beweise dafür berufen wir uns auf so viele Missions-Expeditionen, deren Glieder in den meisten Fällen die ersten Weißen waren, welche die betreffenden Gegenden durchzogen. Vielleicht hat man aber im allgemeinen gerade für diese Expeditionen ein nur kurzes Gedächtnis. So erinnern wir an eine der letzten. Als der Missions-Superintendent Merensky, dessen erfahrenen Rat schon mancher Afrika-Reisende mit bestem Erfolge in Anspruch genommen hat, die Mission am Njaßa-See im Kondelande gründete, hat er sein Gewehr nur gegen Krokodile, Flußpferde 2c. gebraucht. Noch mehr, mit dem jungen Missionar Nauhaus und nur wenig Leuten (Schwarzen) hat er einen Besuch bei dem übel berüchtigten Merere gemacht. In Gefahr ist dabei freilich die kleine Schar gewesen. Es hat aber *das Ende dieses* Besuches gezeigt, daß man auch *bei wirklicher Gefahr noch ohne* Blutvergießen auskommen

kann, wenn man die nötige Vorsicht und Geduld und vor allen Dingen den nötigen guten Willen hat. Daß durch Merenskys vorsichtiges Verhalten das Ansehen der Weißen nicht nur nicht gelitten hat, sondern im Gegenteil vertieft und vergrößert worden ist, beweist der Umstand, daß, woran ja vorher kein Mensch auch nur im entferntesten denken konnte, Merere und sein Volk die Gründung einer Missionsstation in ihrer Mitte wünschen. — Auch auf den Bericht des Grafen Götzen vom 29. März d. J. berufen wir uns, der in letzter Zeit durch die Blätter gegangen ist, in dem es heißt: „Ich bin sonst durch mein Prinzip, überall die geforderten Lebensmittel zu bezahlen, stets friedlich durchgekommen." Und das schreibt er unweit des Viktoria-Njansa.

Es läßt sich daher an der Möglichkeit, die Privatexpeditionen friedlich auszuführen, durchaus nicht zweifeln. Der Grund aber, daß ihre Spuren trotzdem mit Blut gekennzeichnet sind, ist nach der Aeußerung des Grafen Götzen nicht schwer zu finden. Er liegt eben darin, daß nicht mit peinlicher Sorgfalt darauf gehalten ist und wird, daß alle Lebensmittel, die man braucht, bezahlt werden. Es hat früher auch der Umstand dazu beigetragen, daß die Expeditionsführer sich geweigert haben, den Häuptlingen den Hongo (Durchgangszoll) zu bezahlen, den sie nach altem Herkommen von den durchziehenden Karawanen erhoben und beitrieben. Nun, daß die Regierungsexpeditionen den Hongo nicht bezahlten, sondern sogar dafür sorgten, daß das Hindernis des Handelsverkehrs abgeschafft wurde, ist selbstverständlich und durchaus anzuerkennen. Woher aber in aller Welt haben Privatexpeditionen das Recht und die Aufgabe sich in Dinge zu mischen, welche Sache der Regierung sind! Es ist keine irrtümliche Annahme, daß diese beiden Unzuträglichkeiten, einmal das Unterlassen der Bezahlung der requirierten Nahrungsmittel, zum andern das Verweigern des Hongo den Grund gelegt haben dafür, daß, wo nur eine Karawane sich niederläßt, der Kriegszustand als der von selbst gegebene angesehen wird, der erst durch Verhandlungen beseitigt werden muß. Dabei wollen wir ausdrücklich bemerken, daß das Gastgeschenk, welches der Häuptling dem durchreisenden Expeditionsführer zur Begrüßung sendet, durchaus kein reines Geschenk ist. Vielmehr rechnet der Häuptling bestimmt darauf, daß ihm ein Gegengeschenk von mindestens demselben Werte gegeben wird. Diese Höflichkeit ist nichts weiter als ein Tauschgeschäft, bei dem es seitens des Häuptlings nach dem umgekehrten Sprichwort geht: „Dem geschenkten Gaul sieht man erst recht in's Maul."

Zur Beleuchtung unserer Ausführungen und zugleich zur Erhärtung unserer Ansicht führen wir einen Brief im Auszuge an. Der Schreiber desselben erzählt, daß er von einem Afrikaforscher gebeten sei, den Häuptling, in dessen Gebiet er wohnte, „zu veranlassen, Speise für seine Träger zu schicken, da die Einwohner der unten gelegenen Dörfer geflohen seien und seine hungrigen Leute sich ans Stehlen und Plündern machten." Selbstverständlich wurde der Bitte gewillfahrt. Bei einem Besuche im Lager des Reisenden

hatte unser Gewährsmann den traurigen Anblick, daß die Mais- und Zuckerrohrfelder von den Expeditionsleuten arg mitgenommen waren. Daher baten ihn die Leute eines Dorfes, dem Europäer es mitzuteilen und es zu verhindern. Zugleich erfuhr er, daß der Häuptling sowohl über die Verwüstung der Felder seiner „Kinder" (Unterthanen) als auch darüber verstimmt sei, daß er gleich nach seiner Ankunft im Lager zur Begrüßung des Reisenden veranlaßt sei, sogleich wieder mit diesem in sein Dorf auf dem Berge hinaufzusteigen. — „Am andern Morgen kam des Häuptlings Sohn um 8 Uhr in großer Aufregung zu uns. Sein Vater sei von dem Reisenden festgenommen und werde von 2 Askari (Soldaten) bewacht. Er habe ein Rind, Eier, Pombe, Bananen geschickt. Der Reisende habe erklärt, er sei verrückt, ihm so wenig Speise zu schicken. Er bat uns, sofort mit zu den Europäern zu gehen, da diese gedroht hätten, seinen Vater schlagen zu lassen, wenn nicht mehr Speise käme. Wir begleiteten den Häuptlingssohn sofort zu den deutschen Herren und baten dringend, den alten Häuptling, dessen Ansehen im ganzen Distrikt maßgebend sei, frei zu lassen. Den beiden deutschen Herren schienen aber unsere Gründe nicht einzuleuchten, obwohl uns zu Liebe der Häuptling freigelassen wurde mit der Bemerkung, er wisse jetzt freilich, daß er keine Speise erhalten werde. Diese Vermutung traf nicht zu, da sofort große Mengen Mehl und Bananen eintrafen, die ohne gekauft zu werden, von den Leuten der Expedition einfach mitgenommen wurden. Darauf, die Bananen selbst zu tragen, ließen sich letztere nicht ein, sondern sie verlangten, man solle sie in die Ebene tragen. Der Häuptling schickte ein größeres Rind. — Aus den Angaben des Expeditionsführers ergab sich, daß er seine Praxis, die Dorfhäuptlinge in erwähnter Weise zu vergewaltigen, als einzig mögliche und von ihm stets eingeschlagene hinstellte, und das Plündern der Felder von seiten seiner Leute als wohlverdiente Strafe für die Flucht der Eingeborenen auffaßte."

Bei solchen Anschauungen und dementsprechenden Handlungen ist es ja freilich nicht zu verwundern, daß die Eingeborenen ihr Eigentum vertheidigen. Wir müssen nur bedauern, daß sie dabei stets den kürzeren ziehen. Eine solche Expedition kann man aber in der That nicht mehr, mag sie noch so anerkennenswerte Resultate erzielen, eine „wissenschaftliche" nennen. Sie schändet den deutschen Namen vor aller Welt, und zerstört bei den Eingeborenen das an vielen Orten schon vorhandene Vertrauen zu der deutschen Schutzherrschaft — der hier in Betracht kommende Häuptling und sein Volk waren durchaus deutschfreundlich. Wir verschweigen bei diesem Beispiel jeden Namen und jede nähere Bezeichnung des Ortes, da es uns ausschließlich darauf ankommt, zur Beseitigung bestehender Mißstände beizutragen. Dazu aber erachten wir uns im Interesse unserer Schutzgebiete und ihrer Eingeborenen nicht nur für berechtigt, sondern auch für verpflichtet.

Es ist durchaus nötig, daß hier Wandel geschaffen wird, und zwar von Grund aus. Zu dem Zwecke verlangen wir, daß jede

Privat-Expedition unter die Aufsicht der Regierung gestellt wird. Der Gouverneur bezw. Landeshauptmann muß die ausdrückliche Erlaubnis zur Ausrüstung und zum Abmarsch der Expedition geben. Er wird sich auch den Führer besonders daraufhin ansehen, ob er ihm die Gewähr zu bieten scheint, daß er mit den Eingeborenen wie mit Menschen umgehen wird die unter dem Schutze des deutschen Kaisers stehen, ob er ein sittlicher Charakter und ob er daher zur Führung der Expedition geeignet ist.

Des weiteren muß der Führer die Zahl aller seiner Leute angeben und danach eine Berechnung einreichen über den voraussichtlichen Verbrauch von Nahrungsmitteln, die er von den Eingeborenen wird kaufen müssen. Er ist auch gehalten, nachzuweisen, daß er so viel Tauschwaren mit sich führt, als zum Einkauf des Lebensunterhaltes nötig sind. Diesen hat er aber nicht seinen Leuten zu überlassen; er selber hat dafür Sorge zu tragen und wird dadurch die Möglichkeit haben, alle Uebergriffe seiner Leute zu bestrafen und dafür einzustehen. Während seines Marsches muß er dann genau Buch führen über den Verbrauch seiner Tauschmittel. Insonderheit muß er genau angeben, was er von den einzelnen Häuptlingen als Gastgeschenk erhalten und womit er es erwidert hat.

Diese Maßnahme ist auch aus folgendem Grunde wichtig. Wir halten es für sehr erwünscht, daß auf jeder Regierungs-Station ein Buch angelegt wird, in dem die Erfahrungen jedes Reisenden, der des Weges kommt, niedergelegt werden, die er mit den einzelnen Häuptlingen und Dörfern, die er passiert hat, gemacht hat. Dies Buch müßte für jeden Reisenden nicht nur offen liegen, sondern sie alle müßten sogar verpflichtet werden, genaue Kenntnis von dem Inhalt desselben zu nehmen. Der Vorteil dieser unschwer zu treffenden Maßnahme liegt auf der Hand. Einmal verbleibt die Privatexpedition unter der Kontrolle der Regierung. Sie steht also nicht in so großer Gefahr, ihre friedliche Aufgabe zu vergessen und in kriegerische Händel sich zu verwickeln. Zum andern aber wird durch die Einrichtung eines solchen Beobachtungsbuches die Karawanenstraße festgelegt. Jeder, der sie passiert, kann sich auf eine gute Strecke Weges hinaus vergewissern, welche Häuptlinge er treffen, welche Dörfer er berühren und wie an den einzelnen Stellen seine Aufnahme sein wird. Sind in einem Orte fünfmal Expeditionen freundlich aufgenommen, dagegen das sechstemal nicht, so ist ja 5 gegen 1 zu wetten, daß die Schuld nicht bei den Eingeborenen liegt. Und finden sich Beobachtungen, daß man einzelnen Häuptlingen oder Dörfern nicht trauen darf, so kann der Expeditionsführer unter Beratung seitens des Stationschefs von vornherein Vorkehrungen treffen, welche ein blutiges Zusammentreffen ausschließen.

Die Berichte der Expedition, die auf den Stationen abgegeben werden, müßten natürlich an den Höchstkommandierenden weiter gegeben werden, damit er über dieselben stets auf dem Laufenden *bleibt. Es kommt* eben darauf an, daß die Expedition wirklich *unter seiner Aufsicht* ausgeführt wird und daß der Führer von

Anfang bis zum Ende ihm verantwortlich bleibt. Es ist gerade auf diesem Gebiete der Privatexpeditionen viel an unsern Schutzgebieten gesündigt worden. Besonders Deutsch-Ostafrika blutet an vielen Wunden, die ihm von deutschen Männern unter dem Schilde wissenschaftlicher Forschungen geschlagen worden sind. Und wenn noch immer manche Stämme sich nicht mit der Herrschaft der „Wadatschi" befreunden können, so ist es unsere Ueberzeugung, daß die Schuld vielfach in dem unverantwortlichen Treiben der „Privatexpeditionen", und zwar ihrer deutschen Führer auch hier an der Spitze, zu suchen ist.

Wir wollen nicht verkennen, daß in der Erforschung Afrikas und besonders unserer Schutzgebiete bis in die letzte Zeit hinein deutsche Männer Großes geleistet haben, wollen mit unserer Freude nicht zurückhalten, daß deutsche Forscher so hervorragenden Anteil haben an der Erschließung des „dunkelen Erdteils". Aber ebenso wenig wollen wir's verschweigen, daß es uns tief schmerzlich ist, daß unter diesen Leistungen der deutsche Name nicht unbefleckt geblieben ist, sondern daß er den Makel erhalten hat: in den deutschen Schutzgebieten ist viel unschuldig Blut vergossen von Männern, deren Arbeit allein die friedliche Erforschung der Länder und Völker war.

Das kann und darf nicht so bleiben. Deshalb rufen wir noch einmal alle auf, welche die Menschenrechte der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten mit uns vertreten wollen, dem Evangel. Afrika-Verein sich anzuschließen, damit wir alsbald weitere, wir hoffen fest, erfolgreiche Schritte zur Beseitigung der besprochenen Schäden thun können.

Mission.

Die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden" zu Berlin hat nach siebzigjährigem Bestehen Ende Mai ihren Jahresbericht veröffentlicht. Die Gesellschaft ist bekannt unter dem Namen der ältesten afrikanischen Missions-Gesellschaft (Berlin I). Präsident der Gesellschaft ist zur Zeit Geh. Regierungsrat von Gerlach auf Vollenschier. Seit vierundzwanzig Jahren stand an ihrer Spitze als Direktor der wohlbekannte D. Wangemann, der in dem schönen, der Gesellschaft gehörenden Missionshause am Friedrichshain seinen Wohnsitz hatte. Zweimal, das erste Mal im Jahre 1866, das zweite Mal im Jahre 1884 ist D. Wangemann in Südafrika gewesen, um die dort gelegenen Stationen zu inspizieren. In der Heimat hat der hochverdiente Mann durch seine Berichte und Ansprachen, deren er unzählige gehalten hat, sowie durch rastlose litterarische Thätigkeit unendlich viel zur Belebung des Missionssinnes beigetragen. Seit einigen Jahren schwanden seine Kräfte in bedenklicher Weise, so daß sein Austritt aus dem Amte zum 1. Oktober dieses Jahres in Aussicht genommen war. Trotz großer Schwäche hielt er am 22. Mai beim Jahresfeste der Gesellschaft noch einmal den Bericht. Das aber war für den Rest

seiner Kraft augenscheinlich zu viel. Ein Herzleiden, welches ihn seit Jahren nie mehr ganz verlassen hatte, trat mit erneuter Stärke auf, so daß der sechsundsiebzigjährige Greis am 18. Juni im Kreise der Seinen sanft entschlummerte. Er starb im Amte, wie das sein ausgesprochener Wunsch gewesen war.

Der Verlust D. Wangemanns wird tief empfunden und wird sich noch lange fühlbar machen, obwohl der Bestand der Gesellschaft ein durchaus zufriedenstellender ist. Das Komitee besteht aus Männern, die durch Kenntnisse und Erfahrungen der ihnen gestellten Aufgabe durchaus gewachsen sind.

In dem Seminar befinden sich 25 Zöglinge, nachdem zwei aus ihrer Mitte, die Missionskandidaten Hoffmann und Pauli bei dem Missionsfeste nach dem Maschonaland abgeordnet sind.

Die Einnahme der Gesellschaft beziffert sich nach dem vorliegenden Jahresbericht auf 375 654,10 M. Zum größten Teil setzt sie sich zusammen aus Beiträgen, die von den 317 Hilfsvereinen aufgebracht werden, doch hat die Gesellschaft auch aus ihrem Kapitalienfonds 9444 M. vereinnahmt. Diesen Einnahmen steht eine Ausgabe von 355 826,17 M. gegenüber. Durch die Mehreinnahme ist ein von früher her vorhandener Fehlbetrag auf 37 271,78 M. ermäßigt worden. — Die Arbeit der Gesellschaft ist eine sehr ausgedehnte. In China, Süd- und Ostafrika stehen in ihrem Dienste 74 Missionare, von denen sechs in China arbeiten.

Das Hauptarbeitsfeld der Gesellschaft finden wir in Afrika. In der Kapkolonie, in Britisch-Kafferland, im Freistaat, in Natal und in Transvaal unterhält sie 45 Hauptstationen, die zu sechs Superintendenturen zusammengefaßt sind. Als Schullehrer und besoldete Helfer sind 123 Eingeborene angestellt. Getaufte Gemeindeglieder gehören zum Verband der südafrikanischen Gemeinden 25589. Im Laufe des Jahres (1893) wurden 667 Erwachsene getauft. Die Schulen wurden von 4570 Kindern besucht, von denen nur 792 ungetauft waren. Die meisten Fortschritte macht die Arbeit im Freistaate und in Transvaal. In diesem Gebiete befinden sich über 1200 Heiden im Taufunterricht. Der Zustand der Gemeinden ist im großen und ganzen recht befriedigend. Die Missionsstationen sind meist liebliche Heimstätten christlicher Kultur, und auch in den Städten, auf den Gold- und Diamantfeldern sind es die christlichen Gemeindeverbände, welche vielen der dort zusammenströmenden Farbigen sittlichen Halt gewähren.

Für Unterhaltung der südafrikanischen Stationen wurden von deutschen Geldern 186 410 M. aufgewendet. Fast die gleiche Summe aber ist zur Unterhaltung des Werkes in Südafrika selbst aufgebracht worden. Es ist ein schönes Zeugnis für die Kultur und Leistungsfähigkeit der afrikanischen Christen, daß die Gemeinden in Südafrika an Land- und Kirchenabgaben, Schulgeld u. s. w. die Summe von 105 549 M. aufgebracht haben, und noch wichtiger und erfreulicher ist die Thatsache, daß die 12 500 erwachsenen

Christen dieser Gemeinden an ganz freiwilligen Gaben 18 602,73 M. spendeten. Von den Regierungen der Kolonialstaaten erhielten die Schulen ca. 20 000 M. Unterstützung. Dabei ist es bezeichnend für das geringe Wohlwollen, welches man in Transvaal den Farbigen beweist, daß von der Regierung der Republik auch nicht ein Pfennig Schulunterstützung gezahlt worden ist, obwohl dort über 1700 farbige Kinder die Missionsschulen besuchen, und die Farbigen zu der überreichen Einnahme des Landes ein gutes Teil beitragen. Ueberhaupt hat die Bedrückung der armen depossedierten Ureinwohner Transvaals, der so gutgearteten Bassuto, von seiten der durch Einwanderung sich beständig mehrenden weißen Bevölkerung ein solches Maß angenommen, daß jeder Fortschritt der Eingeborenen, wie auch die Missionsarbeit unter ihnen schwer geschädigt worden ist. Für das Ansehen, welches die Gesellschaft bei der Kolonialbevölkerung genießt, spricht auch die Thatsache, daß ihr auch von weißen Kolonisten etwa 29 000 M. Beiträge gezahlt worden sind.

In Maschonaland unterhält die Gesellschaft zwei Missionare, zwei andere sind soeben dorthin ausgesendet. Sie stehen in der Nähe von Fort Viktoria.

Aeußerst günstig hat sich das im Jahre 1891 in Deutsch-Ostafrika im Njaßa-Lande neubegonnene Unternehmen entwickelt. Auf vier Stationen arbeiten gegenwärtig dort acht Missionare, welche bereits einen guten Anfang mit der eigentlichen Missionsarbeit machen können. Kondeland ist heimgesucht von den furchtbarsten Landplagen, Rinderpest, Heuschrecken und Dürre. Trotzdem hat das Volk das Vertrauen zu den Missionaren nicht verloren. Davon berichten alle, welche das Kondeland besucht haben. So auch der bekannte Mr. Fotheringham, der in den Jahren 1887 bis 1889 Karonga so tapfer gegen die Araber verteidigt hat; er schrieb an das Komitee folgende Worte:

„Ich bin vor kurzem in der Gegend gewesen, wo Ihre Stationen liegen, und habe mich sehr über die Fortschritte gefreut, die Ihre Mission in der kurzen Zeit, welche sie dort arbeitet, gemacht hat. Ich habe die Stationen vom Missionar Schumann (Manow) und von Missionar Nauhaus (Wangemannshöh), wie auch die, welche Sie am See angelegt haben, besucht. Es scheint, daß Ihre Missionare schon einen bedeutenden Einfluß auf das Volk gewonnen haben."

Am bedeutsamsten und wichtigsten war es, daß im Januar des Jahres 1894 der Gouverneur Freiherr v. Scheele seinen Zug in das Innere bis in das Kondeland ausdehnte. Er schreibt in seinem amtlichen Bericht folgende Worte der Anerkennung über das, was er dort gesehen hat:

„Ich besuchte sämtliche Missionsstationen, sowohl die drei der Missionsgemeinde Berlin I als auch die Herrnhuterstation Rungue. Die Aufnahme seitens der verschiedenen Missionare war eine überaus freundliche, und kann es nur im höchsten Maße anerkannt

werden, was dieselben in der kurzen Zeit ihres Dortseins schon geleistet haben. Ueberall sind gesunde Steinhäuser gebaut, Kulturanlagen gemacht, und das Verhältnis zu den umwohnenden Einwohnern ist ein vorzügliches. Nur scheint mir die Wahl des Platzes für die Station Wangemannshöh keine glückliche gewesen zu sein, da dieselbe in der Regenzeit durch den dann unpassierbaren Rufirio und den linken Zufluß desselben, Moakari, der auch in der Trockenzeit schwer zu passieren ist, von allem Verkehr mit den umliegenden Dörfern abgeschnitten ist."

In bezug auf die Lage von Wangemannshöh hat der Gouverneur freilich nicht im Auge behalten, daß die Dörfer der Häuptlinge Muakatungira, Muaijanda, Kajala und Muaihojo auf demselben Flußufer liegen wie die Station, und daß von ihr aus ein großer Teil des Livingstone-Gebirges leicht zugänglich ist. Das Hindernis, welches die genannten Gebirgsflüsse dem Verkehr bieten, wird durch Errichtung von Stegen für Fußgänger verhältnismäßig leicht zu überwinden sein. Im Gebirge ostwärts von Wangemannshöh wohnen zahlreiche Bakinga. Hier ist das Feld, wohin unsere Mission sich vom Kondelande zunächst ausdehnen muß. Der Häuptling Merere ist gestorben, aber es ist anzunehmen, daß sein Nachfolger, wer er auch sei, dem Fortschritt des Evangeliums kein Hindernis in den Weg legen wird. Gott helfe zu einem weiteren Aufbau unseres hoffnungsreichen Werkes in Deutsch-Ostafrika.

—ky.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 31. Juli.)

Togo. Der Häuptling Kontu in Yegge, durch dessen Einfluß es dem Stabsarzt Dr. Wolf möglich wurde, die Station Bismarckburg zu erbauen, ist am 1. Februar d. J. gestorben. Natürlich haben nach Art der Schwarzen wochenlange Trauerfeierlichkeiten im Adelilande stattgefunden, an denen sich nah und fern beteiligte.

Am 25. Juli ist von Marseille eine französische Togo-Expedition unter der Leitung des Artillerie-Hauptmanns Decoeur abgegangen. Dieselbe soll im oberen **Dahomeh** geographische Studien machen. Wir können deshalb nur wünschen, daß auch die deutsche Togo-Expedition bald abgesandt wird.

In **Kamerun** ist durch Verordnung des Gouverneurs von Zimmerer unter dem 2. Mai dieses Jahres das Metermaß eingeführt worden, danach dürfen vom 1. Oktober 1894 nur solche Gewebe in das Schutzgebiet gebracht werden, welche den Vermerk der Gesamtlänge des Stückes in Meter und Centimeter tragen. Auch muß an jedem Stück die Bezeichnung oder die Handelsmarke der Einfuhrfirma so deutlich angebracht sein, daß ein Zweifel darüber ausgeschlossen ist, wer die Waare einführt.

Es erweckt unsere berechtigte Teilnahme, daß der Führer der *Kamerun-Expedition von Uechtritz* sich erst jetzt von den Strapazen

seiner Reise erholt und in den ersten Tagen des August voraussichtlich das Krankenhaus verlassen wird.

Kongo-Freistaat. Major Baron von Dhanis kehrt, nachdem er in Manjema die Macht der Araber gebrochen hat, nach Belgien zurück. An seine Stelle tritt als Befehlshaber der belgischen Truppen in Manjema der Lieutenant Lothaire. Zugleich ist die Meldung gekommen, daß eine Anzahl von den Mördern Emin Paschas durch die Offiziere des Majors gefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt worden sind.

Der Konsul der vereinigten Staaten im Kongostaate Mohun hatte sich der Expedition des Majors von Dhanis angeschlossen und mit demselben das Westufer des Tanganika erreicht. Er hat die Absicht, von dort durch Deutsch-Ostafrika nach Sansibar zu reisen: das wäre eine neue Durchquerung Afrikas.

An der Kongomündung ist der „Wörmann-Dampfer" Eduard Bohlen, gescheitert, doch wird sich der Schaden ausbessern lassen und sich also nur die Rückkehr des Schiffes nach Europa verzögern.

Für die Kongo-Eisenbahn wurden im Mai alle Erd- und Maurerarbeiten bis zum 73. Kilometer beendet, die Brücken sogar schon bis zum 80. Kilometer hergestellt. Die Afrika-Ausstellung in Antwerpen giebt ein Bild von diesem Unternehmen. Denn die Eisenbahn-Gesellschaft hat dort einen vollständigen Zug, bestehend aus einer Lokomotive, einem Personenwagen und 2 Lastwagen nach den auf der Kongobahn benutzten Mustern ausgestellt. Außerdem hat sie eine Reliefkarte von der Landschaft bis zum 40. Klmtr. hergestellt und eingesandt, wozu noch eine Anzahl anderer Karten, viele Photographien, ja ein großes Panorama kommen, was alles dazu beiträgt, ein anschauliches Bild des ganzen Unternehmens zu geben.

Das Budget des Kongo-Staates für 1894 weist eine Einnahme von 4949444 Fr. und eine Ausgabe von 7383554 Fr., mithin ein Defizit von 2334110 Fr. auf. Unter den Ausgaben nimmt das Heer mit 3308700 Fr. die erste Stelle ein, bei den Einnahmen stehen voran, der Staat Belgien mit 2000000 und der König Leopold mit 1000000 Beitrag.

Französischer Kongo. Auf grund einer Denkschrift des Kolonialministers Delcassé hat der Präsident der franz. Republik am 16. Juli eine Verfügung behufs Einrichtung einer neuen Kolonie mit dem Namen la région de l'Oubangoui erlassen; getroffen ist diese Maßregel wegen der im Ubangi-Gebiete bestehenden Schwierigkeiten und zu dem Zwecke, die Achtung Frankreichs in Afrika zu sichern. Letzteres soll bisher nicht ausreichend möglich gewesen sein, da Libreville, die Hauptstadt des Congo français an der Küste, von Abiras, dem Hauptort der neuen Kolonie, mehr als 3000 Kilom. entfernt ist und zwischen den beiden Städten jegliche regelmäßige und schnelle Verbindung fehlt. Zum Ober-Kommandanten, *commandant supérieur de l'Oubangoui* ist der Major Monteil

ernannt, dem große Machtmittel in sein neues Arbeitsfeld mit gegeben werden.

Deutsch-Süd-West-Afrika. Hendrik Witbooi hatte (vgl. Heft 6 S. 92.) in einem Briefe an Major von François um Frieden gebeten. Später haben nach einem Berichte des letzteren vom 9. Mai 5 vom Unteroffizier König in Bethanien verhaftete Leute Hendriks ausgesagt, ihr Kapitän habe von der Onalbschlucht aus, wo er sich aufhalte, seinen Schwager Samuel Isak mit 14 Reitern an Major von François entsandt, um mit ihm wegen des Friedens zu verhandeln. Auf grund dieser beiden Mitteilungen haben süd-afrik. Blätter längere Zeit über Verhandlungen zwischen dem Landeshauptmann Major Leutwein und Hendrik Witbooi berichtet. Sie kannten sogar die Bedingungen, unter denen ersterer den Frieden schließen wollte. Es wird gut sein, den Bericht des Landeshauptmanns abzuwarten.

Major von François hat zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen mehrmonatigen Urlaub erhalten und sich zunächst nach Kapstadt begeben. Es bleibt abzuwarten, ob er nach Ablauf seines Urlaubs in seine jetzige Stellung zurückkehren wird.

Im Jahre 1892 hat sich Dr. Dove im Auftrage der südwestafrikanischen Kolonial-Gesellschaft nach Deutsch Südwest-Afrika begeben, um die Beschaffenheit und insbesondere die Wasserverhältnisse der Koma-Hochebene zu untersuchen. Die Gesellschaft hatte im Jahre 1891 beschlossen, dort Viehzucht-Stationen anzulegen. Von dieser Reise, die neben der Lösung der eigentlichen Aufgabe noch andere wichtige Resultate erreicht hat, ist Dr. Dove zurückgekehrt. So hatte er die Einrichtung einer Regenmeß-Station, sowie einer metereologischen Station veranlaßt; auch giebt er eine Erklärung dafür, daß das Klima Deutsch-Südwest-Afrikas zu den gesundesten der Erde gehört. Viel verspricht er sich vom Weinbau in diesem unserem Schutzgebiete und nennt bestimmte für denselben geeignete Orte und Gegenden. Der eingehenden Beschreibung seiner Reise darf nach alledem mit Spannung entgegengesehen werden.

Der vom Kolonialrat gewählte Ausschuß zur Beratung einer regelmäßigen direkten Schiffs- und Telegraphenverbindung Deutsch-Südwest-Afrikas mit Deutschland, sowie der Verbesserung des Hafens an der Tsoakhaubmündung hat am 9. Juli eine Sitzung abgehalten. Wenngleich nun auch die Absicht des Ausschusses einstimmig dahin ging, daß eine raschere Schiffslinie nach unserem Schutzgebiete als die englische über Kapstadt sich nicht herstellen lasse, so hielt man doch eine direkte wenn auch langsamere Verbindung im allgemeinen kolonialpolitischen Interesse für erwünscht. Es wurde beschlossen, diese Angelegenheit in einer Denkschrift dem Plenum des Kolonialrates zu unterbreiten und Vorschläge zu einer Ausdehnung der Fahrten der Wörmann-Linie bis nach Südwest-Afrika zu machen. Hinsichtlich der telegraphischen Verbindung des Schutzgebietes mit Deutschland wurde mit Rücksicht auf die großen Kosten eines Anschlusses an ein unterseeisches Kabel die Herstellung einer Landtelegraphenlinie

vom Norden der Kapkolonie nach den wichtigsten Stationen Südwest-Afrikas und der Tsoakhaubmündung für genügend bezeichnet. Der Ausbau der Tsoakhaubmündung wurde allseitig als dringend wünschenswert erklärt. Es ist in Aussicht genommen zum Zwecke dieser Unternehmung eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, welche mit Unterstützung der Verwaltung des Schutzgebietes die Vorarbeiten möglichst bald in Angriff nehmen soll. Wir hoffen, daß, nachdem in den Etat für 1894—95 bereits 50000 M. zu diesem Zwecke eingestellt sind, die Bildung einer solchen Gesellschaft nicht nötig sein, sondern das Reich die ganze Anlage ausführen wird.

Im hohen Maße nehmen z. Z. 2 Burentreks das Interesse der Süd-Afrikaner in Anspruch; den einen plant van der Westhuisen in Griquatown. Er will seine Buren auf dem ihm von Hendrik Witbooi in unserem Schutzgebiete überlassenen Lande ansiedeln. Nach den Warnungen unseres Landeshauptmannes, sowie des General-Konsuls in Kapstadt, denen sich am 14. Juni auch noch der Gouverneur von Britisch-Betschuanaland angeschlossen hat, darf dieser Trek als gescheitert angesehen werden. Den anderen Trek will J. Bosmann nach dem Ngami-Gebiet leiten. Alle Mitteilungen über dies Gebiet lassen aber darauf schließen, daß dasselbe zu einer Ansiedelung in solch großem Maßstabe, wie sie hier geplant ist, sich ganz und gar nicht eignet. Darum liegt die Befürchtung nahe, daß am Ende die Teilnehmer des Treks sich über die Grenze unseres unweit des Ngami-Gebietes gelegenen Schutzgebietes ergießen werden. Man darf daher hoffen, daß unsere Behörden auch diesen Trek mit wachsamem Auge beobachten werden.

In bezug auf den viel beredeten afrikanischen Ueber-Land-Telegraph, den England jetzt von Süden nach dem Norden baut, ist zwischen der portugiesischen Regierung und der Telegraph-Companie ein Vertrag geschlossen. Danach darf der Telegraph gegen eine jährliche Abgabe auf das portugiesische Sambesigebiet gelegt, aber hier keine Telegraphen-Station errichtet werden. Die Linie von Kapstadt nach Buluwayo ist übrigens bereits eröffnet.

Zu der im vorigen Hefte mitgeteilten Einziehung der Ausländer zum Kampf gegen die Kaffern muß nachgetragen werden, daß von derselben nicht nur die englischen sondern auch die deutschen und holländischen Unterthanen in **Transvaal** betroffen worden sind. Indes sind die Holländer und die Deutschen auf grund der bestehenden Verträge auf ihre Reklamation hin von dem Aufgebot wieder frei gemacht worden. Da für die Engländer solche Vertragsvergünstigungen nicht bestehen, so ist für sie ein anderer Ausweg gefunden, welcher die Militärpflicht der Ausländer allgemein regelt. Danach können dieselben sich durch Entrichtung einer jährlichen Steuer die Befreiung vom persönlichen Militärdienst erwerben.

Deutsch-Ost-Afrika. Graf Götzen hat von seiner Jagdreise in Deutsch-Ost-Afrika Nachrichten gesandt. Er schreibt aus Uschirombo, süd-südwestlich vom Viktoria-See. Nördlich von Irangi hat er den etwa 3500 Mtr. hohen Gruiviberg bestiegen, der vulkanischer Natur ist. Am 3. Februar erlebte der Reisende dort ein Erdbeben. Hoch

oben in einer Höhe von über 3000 Mtr. fand er auf schmalen etwa 3 Mtr. breiten Berggraden Elefanten- und Rhinoceros-Fährten. Anzuerkennen ist das Prinzip des Grafen Götze, überall die geforderten Lebensmittel zu bezahlen. Er ist daher mit einer Ausnahme stets friedlich durchgekommen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß er auf grund seiner persönlichen Anschauung sich dahin ausspricht: „Ihre großen finanziellen Mittel befähigen die katholischen Missionen weit schneller voranzukommen, als unsere evangelischen, für deren Arbeit die Opferfreudigkeit in unserem Volke sich leider nur sehr langsam entwickelt."

Der Kultusminister hat eine Niederlassung des Ordens der „weißen Väter", der sich fast ausschließlich der Missionsthätigkeit widmet, in Trier genehmigt. Wir erinnern daran, daß der Reichstag zu einer Niederlassung dieses nichtdeutschen Ordens in Deutschland seine Erlaubnis gegeben hat, in anbetracht der Arbeiten des Ordens in Deutsch-Ost-Afrika und in dem Wunsche, in dem deutschen Schutzgebiete deutsche Angehörige des Ordens arbeiten zu sehen.

Zur Zeit schwebt ein **deutsch-portugiesischer Grenzstreit.** Der Gouverneur, Freiherr von Schele, hat das südlich von der Rowumamündung gelegene Kionga besetzen lassen, weiler von unserer südlichsten Küstenstation Mikindani aus dem Schmuggel von Waffen und Munition, sowie dem Sklavenhandel nach unserem Schutzgebiete und nach Madagaskar nicht genügend entgegentreten konnte. Gegen diese Besetzung Kiongas protestieren die Portugiesen, weil der Ort in ihrer Interessensphäre liege. Seit 1890 ist ja der dem Sultan von Sansibar gehörige Küstenstreifen vom Umba im Norden bis zur Tunghi-Bucht im Süden in deutschen Besitz übergegangen. Das ist unser Recht. Auf der anderen Seite berufen sich die Portugiesen auf ihren Vertrag mit Deutschland vom 30. Dezember 1886, worin es heißt: „Die Grenzlinie (zwischen den deutschen und portugiesischen Besitzungen) folgt dem Laufe des Flusses Rovuma von seiner Mündung bis zu dem Punkte, wo der Msinjefluß in den Rovuma mündet und läuft von dort nach Westen weiter auf der Breitenparallele bis zu den Ufern des Njaßa." — Auf den Vorschlag Portugals, die Angelegenheit von einem Schiedsrichter entscheiden zu lassen, will unsere Regierung dem Vernehmen nach nicht eingehen.

Weite Gegenden unseres Schutzgebietes sind von einer Heuschreckenplage heimgesucht. Infolgedessen herrscht dort Hungersnot, da die Ernte der Eingeborenen vernichtet ist. Um den Notleidenden zu helfen, hat der Gouverneur Vorkehrungen getroffen, indem er große Reisvorräte beschafft hat, die sich aus Indien leicht ergänzen lassen.

Der 28. Juli war als Termin zum Anfang des Strafzuges bestimmt, den der Gouverneur Freiherr von Schele bereits seit dem vorigen Jahre gegen die Wahehe auszuführen beabsichtigt. Diese *haben am 17. August 1891 die* Expedition von Zelewski überfallen

und zersprengt. Dabei fanden 9 Europäer, unter ihnen 3 Offiziere und ein Arzt, ihren Tod. Zu dem Unternehmen des Gouverneurs sind auch die Besatzungen von Kisaki, Kilossa und Lusolwe herangezogen. Nebender Bestrafung für jene Blutthat handelt es sich darum, den Verkehr zwischen der Küste und dem Njassa zu sichern.

Die französische Regierung hatte den Mr. Lionel Décle beauftragt, im südlichen und östlichen Afrika anthropologische und ethnologische Studien zu machen; auf seiner Reise hat er auch im westlichen Teile unseres Schutzgebietes sich aufgehalten. Nach seiner Rückehr wurde von ihm in den Blättern berichtet, er habe ein vernichtendes Urteil über das Hinterland unserer Kolonie gefällt. Das hat er in einem Briefe an die „Frankfurter Zeitung" gründlich berichtigt, mit dem Bemerken, mit solchen Aeußerungen werde er die deutsche Gastfreundschaft, die er in jenen Gegenden genossen habe, nicht belohnen. Wir beschränken uns darauf, mitzuteilen, daß er in diesem Briefe neben der ehrenvollen Anerkennung der Leistungen unserer Offiziere in der Hauptsache folgende Betrachtungen anstellt: Die häufige und zu scharfe Bastonnade ist verwerflich. Er hat gesehen, wie eine Frau geschlagen wurde, als sie zur Ablegung eines Zeugnisses vorgeladen war. Jetzt, wo das Schutzgebiet besetzt ist, wo die Grenzen des Schutzgebietes gut festgestellt sind, empfiehlt sich ein weniger hartes System gegen die Eingeborenen, als es bisher angewendet ist. Er verurteilt auf grund seiner Beobachtungen ein System, welches Unteroffizieren gestattet, das Amt von Distriktschefs auszufüllen. Schließlich warnt er vor einer Ueberschätzung des Wertes des zentralen Afrika, das bei seiner ungeheuren Entfernung von der Küste nicht mit anderen dieser näher gelegenen Gegenden konkurrieren kann, zumal es denselben auch noch an Fruchtbarkeit nachsteht.

Dr. Herzka (ein Oesterreicher) hatte den Plan, auf dem englischen Gebiete am Kenia einen neuen Staat zu gründen. Dieses, sein **„Freiland"**-Unternehmen ist, wie voraus zu sehen war, gänzlich gescheitert. Die Expedition, welche am 28. März d. J. unter Führung von Dr. Wilhelm in einer Stärke von 20 Mann von Hamburg abgereist war, hat sich auflösen müssen.

Trotz ihrer Niederlage bei Agordat hatten die **Madhisten** einen neuen Einfall in Abessinien versucht. Diesen haben die Italiener unter dem General Baratieri so gründlich abgeschlagen, daß sie die wichtigste Festung der Mahdisten, **Kassala** eingenommen und damit deren Macht vollständig gebrochen haben. Da gleichzeitig die Belgier im **Uelle**-Gebiete bei Mundu die Mahdisten geschlagen haben, dürfte die Zeit der vollständigen Auflösung ihres Reiches nicht mehr fern sein. Es fehlt nur noch, daß Aegypten (d. h. England) von Norden gegen sie vorgeht und Kartum wieder erobert.

Auch in Afrika wird gestreikt; mehr als 300 Cigarettendreher, meist Griechen und Araber haben in **Kairo** die Arbeit niedergelegt, verhindern ihre Genossen *an der* Besorgung ihres Geschäftes und suchen *alle für den Ausstand* zu gewinnen. Sie verlangen eine

Aufbesserung von 3,1 auf 4—5 Mark für 1000 gerollte Cigaretten. Wir bemerken dabei, daß das Cigarettendrehen ausschließlich mit der Hand, nur unter Zuhülfenahme eines kleinen Rollkartons geschieht und ein sehr geschickter Arbeiter 800—1200 Cigaretten in einem Tage drehen kann.

Der neue Sultan Abdul Aziz von **Marokko** hat seine Regierung einsichtsvoller und thatkräftiger als man es von einem kaum 17jährigen Jüngling erwarten sollte, begonnen. Vier seiner Minister hat er abgesetzt, entweder wegen Veruntreuung von Geldern oder wegen einer Verschwörung gegen den Sultan. Außerdem hat er seine sämmtlichen Statthalter und alle die, welche seit seiner Thronbesteigung irgend welche Beschwerden über erfahrene Ungerechtigkeiten zu führen hatten, zu sich gerufen. Er hat die Uebelthäter zur Rückzahlung der veruntreuten und erpreßten Gelder verurteilt und ihnen alle Strenge in Aussicht gestellt, mit der er die Schwachen gegen die sie ausbeutenden Starken vertheidigen werde, da er auf jeden Fall Ordnung in seinem Reiche haben wolle.

In **Algier** ist in Tigzirt=Rusuccum eine altchristliche Basilika ausgegraben. Sie besteht aus 3 Schiffen und war unstreitig eine der größten und schönsten Kirchen Mauritaniens. Der Boden derselben war ganz mit kunstvollem Mosaik belegt, von dem noch große Teile gut erhalten sind. Auch sind eine Reihe von prachtvollen Bildern und Gemälden in gutem Zustande gefunden worden. Wahrscheinlich ist diese Basilika im 5. Jahrhundert gebaut, im 6. Jahrhundert ausgebessert und durch einen Brand während der arabischen Eroberung zerstört worden.

Litterarisches.

Dr. E. Oehlmann. Die deutschen Schutzgebiete nebst den Samoa-Inseln, für Schule und Haus bearbeitet. Ausgestattet mit 4 Karten. Sonderabdruck aus der L. von Seydlitzschen Geographie, Ausgabe D Heft 4. **Breslau,** 1894. **Ferdinand Hirt.** Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung.

Auf dem knappen Raum von 16 Seiten erhalten wir eine naturgemäß sehr gedrängte Beschreibung der Schutzgebiete des Deutschen Reiches. Wir werden der Reihe nach mit „Lage u. Grenzen," „Bodengestalt u. Gewässer," „Klima," „Pflanzenwelt," „Bevölkerung und Ortschaften" derselben bekannt gemacht. In Verbindung mit den sauber gearbeiteten Kärtchen ist das Schriftchen wohl geeignet, im allgemeinen zu orientieren. Deshalb empfehlen wir es jedem Leser der „Afrika," der große Werke über Afrika sich nicht anschaffen kann. Gewünscht hätten wir, daß auch der Missionsthätigkeit in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika gedacht wäre und die Religion der Ewhe nicht schlechthin als Fetischdienst bezeichnet wäre (vgl. „Afrika" Heft 6, Seite 81—84). —er.

C. Falkenhorst. Jung-Deutschland in Afrika. I. Der Baumtöter. Kameruner Pflanzergeschichte. Illustriert von Rudolf Hellgrewe. **Dresden-Leipzig.** Verlag von **Alexander Köhler.**

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das Unternehmen, in unterhaltender Form unsere Jugend mit unsern afrikanischen Schutzgebieten bekannt zu machen und ihr Herz dafür zu erwärmen. Der vorliegende erste Band ist aufs beste dazu geeignet und wird ohne Zweifel auch von den Alten gern gelesen werden. Es sollte das Buch in keiner Schüler- und Volks-

bibliothek fehlen. Um es an unserm Teile verbreiten zu helfen, haben wir für die Mitglieder unseres Vereins und für die Leser der „Afrika“ einen Vorzugspreis beantragt und von der Verlagshandlung in zuvorkommendster Weise zugestanden erhalten. Wir bitten daher von dem Vorteil Gebrauch zu machen und bei uns zu bestellen. Der Preis stellt sich für das geheftete Exemplar auf 1 M. (sonst 1,20 M.), gebunden auf 1,20 M. (sonst 1,50 M.), in dauerhaftem Bibliothekband 1,50 M. (sonst 1,75 M.). Es empfiehlt sich bei Bestellungen den Preis gleich in Marken beizulegen. —er.

Märcker, Premier-Lieutenant, **Kriegführung in Ostafrika.** Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. November 1893. Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von Generalmajor z. D. v. Estorff. 1894. Sechstes Heft. **Berlin, E. S. Mittler u. Sohn,** Königl. Hofbuchhandlung.

In seinem Vortrage giebt der Verfasser einen Ueberblick über die Entstehungsgeschichte und die Einrichtung der Schutztruppe. Er beschreibt das „Kriegstheater in Ostafrika,“ indem er auf die eigentümliche Beschaffenheit des Landes und seiner „Straßen“ aufmerksam macht, kennzeichnet „die Gegner der Schutztruppe,“ mit denen sie bereits gekämpft hat und noch zu kämpfen haben wird, schildert die „Befestigungen der Eingeborenen,“ deren Eroberung durchaus nicht ohne Schwierigkeiten ist. Des weiteren erhalten wir interessante Mitteilungen über „Ausrüstung und Führung kriegerischer Expeditionen,“ über „Marschsicherung,“ über „Gefecht, Verfolgung und Rückzug“ und über „das Lager“. Das Ganze ist geeignet, auch den Laien zu fesseln und ihm zu zeigen, wie groß die Schwierigkeiten sind, welche unsere Schutztruppe und besonders ihre Führer zu überwinden haben, um überall im Lande ruhige und friedliche Zustände herzustellen. Wir können ja nur wünschen, daß ihr dies bald gelingt. —er.

Sievers, W., Professor Dr. **Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. Bibliographisches Institut, Leipzig, 1891.**

Ein Werk, welches wir den Lesern der Zeitschrift „Afrika“ bestens empfehlen. Aus dem reichhaltgen Inhalt führen wir folgendes an: Auf einen historischen Rückblick der Erforschung Afrikas folgen die Abschnitte über Oberflächengestalt, Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt und die Bevölkerung. Abschnitt VIII umfaßt die Beschreibung der einzelnen afrikanischen Staaten, IX behandelt die europäischen Kolonien und Interessensphären, der letzte Abschnitt X die Verkehrsverhältnisse Afrikas. — Der Preis von 12 M. geb. ist bei der vorzüglichen Ausstattung des mit farbigen Tafeln und Textholzschnitten reichlich geschmückten Buches ein nur geringer. Br.

Hermann Frobenius, Die Heiden-Neger des ägyptischen Sudan. Der östliche Sudan in geographischer, historischer und ethnographischer Beziehung. Mit einer Karte in 1 : 3000000. **Berlin,** 1893. Verlag von **Dietrich Reimer** (Hoefer und Bohsen).

Wie aus obiger Anzeige ersichtlich, besitzt das vorliegende Buch einen Doppeltitel; es will also mehr sein als eine bloße ethnographische Charakteristik der ostsudanischen Heiden-Neger; es will auch ihr Land und — in einem besonderen Zwischenstück — die Geschichte der ägyptischen Herrschaft am oberen Nil in den Kreis der Darstellung ziehen. Dadurch geht aber dem Werke die notwendige innere Einheit verloren; es wird ein opus bipartitum, in dem ein Nebenthema, unabhängig vom ganzen, auf breitem Raume (Seite 184—320) zur Behandlung kommt. Diese eingelegte Spezialgeschichte des ägyptischen Sudan ist recht gründlich, unparteiisch und stets verständlich dargelegt worden; für sich betrachtet verdient der Abschnitt also jedes Lob, wenngleich der Verfasser — nach der Vorrede — selber schon das Gefühl hatte, daß es nicht unbedenklich sei, die Litteratur über den Sudan noch um ein neues Buch zu vermehren. Dies Gefühl war indes — unseres Erachtens — nicht berechtigt, wenn der Verfasser streng bei seinem Hauptthema blieb und uns, noch weit ausführlicher, als es geschehen, ein Gesamtbild der in Frage kommenden Negervölker zeichnete. Die 85 Seiten starke und durch mancherlei Details aus persönlichen Erlebnissen (z. B. Seite 22—24, 42, 54, 79, der Reisenden illustrierte physikalische Beschreibung des

ägyptischen Sudan konnte mehr zusammengedrängt werden, ohne daß dadurch die wissenschaftlich nötigen Angaben in ihrer Fülle irgendwie beeinträchtigt wurden. Vielleicht entdeckt Herr Oberstlieutenant Frobenius in einer Skizze des Uëlle-Gebietes, die vor etlichen Jahren im „Globus" (Band 56, Seite 161—165 und 185—187) erschien, eine in diesem Sinne für ihn nützliche Schrift.

Im zweiten Abschnitt, der die „allgemeine Charakteristik der Bevölkerung" enthält, werden wir zunächst mit den mohammedanischen Elementen bekannt gemacht, wie sie in Nubien, Kordofan und Dar-For anzutreffen sind. Erst auf Seite 120 kommen die „heidnischen Negervölker" zur Sprache, und zwar werden jetzt nach einander folgende Punkte abgehandelt: Staatenbildung und Kleinstaaterei, Völkerverschiebung und -Vermischung, Stellung der Frauen, Eigenschaften der Neger, Neigung zum Scherz, Genußmittel, intellektuelle Fähigkeiten, Trunk- und Spielteufel. Nun wendet sich der Verfasser zu den hauptsächlichsten „Rassenreihen", um darauf die Industrie und Kunst, Metallgewinnung und -Verarbeitung, Schmucksachen, Hausbauten, Dächerformen, Brücken, Instrumente und Geräte, Flechtarbeiten, Thon- und Ledersachen, Farben, Kleidung, Bemalung, Hautverzierung, Musik und Gesang und endlich den allbeliebten Tanz einläßlich zu besprechen. Daß auch Jagd, Fischfang und Bewaffnung nicht vergessen sind, zeigen die Seiten 173—183. Ein vierter Abschnitt, Seite 321—465, ist den einzelnen Stämmen der verschiedenen Rassenreihen gewidmet und schildert die „Sumpfneger" (Schuli, Schilluk, Dinka und Bari), die eisenbearbeitenden Stämme (Bongo, Mittu, A-Madi usw.) die A-Sandé oder Niam-Niam, die Mangbattu, die Lattuka und schließlich die Zwerge der Batua. Zur weiteren Ausgestaltung seines inhaltreichen Werkes dürfte der Verfasser das Buch von Professor Schneider, die Religion der afrikanischen Naturvölker, mit Nutzen um Rat fragen, ebenso die Arbeiten von Dr. H. Schurtz, „Philosophie der Tracht, besonders der Negertrachten", „die Wurfmesser der Neger", „Bogen und Pfeile in Afrika." Die „Befestigung" afrikanischer Ortschaften wird von Dr. Hösel im 63. Bande des Globus genauer beleuchtet, und in dieser und anderen Zeitschriften finden sich noch mancherlei Untersuchungen, die sich mit den „Heiden-Negern" des Sudan beschäftigen.

Berlin. **H. Seidel.**

Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Von **A. Merensky.** Berlin 1894. Buchhandl. d. Berl. evang. Miss.-Ges. Friedenstr. 9 Geschmackvoll gebunden M. — 5. — Ein vortreffliches Buch, welches wir jedem zur Lektüre warm empfehlen können, der ein Herz für Afrika hat. Es spricht aus jeder Seite des Buches der erfahrene, in afrikanischer Missionsarbeit ergraute, und für Afrika noch immer in jugendlicher Begeisterung brennende Missionsmann. So ist das Buch in erster Linie für den großen Freundeskreis der Berliner Missionsgesellschaft bestimmt. Es giebt ihnen in ebenso fesselnder, wie belehrender Weise Rechenschaft über die Begründung der Missionsarbeit in jenem schönen Teil von Deutsch-Ostafrika am Nordende des Njassa. Die allgemeinen Umrisse und viele Einzelheiten dieser Expedition werden schon manchem bekannt sein, da dieselbe von Etappe zu Etappe mit lebhaftem Interesse verfolgt ist. Aber es glaube keiner deshalb auf die Lektüre dieses Buches verzichten zu dürfen. Er würde sich damit selbst im Lichte stehen. Es werden auch in die Erzählung bekannter Ereignisse soviele neue Züge, so viel interessante Reflexionen, so viel Excurse von allgemeiner Bedeutung eingeflochten, daß man mit Spannung von Kapitel zu Kapitel weiter liest. Es ist ja gerade Merenskys außerordentliche Gabe, neue Missionsgebiete zu eröffnen, neue Stationen anzulegen. In diesen Pionier-Arbeiten steht er vielleicht unübertroffen da unter der großen Zahl tüchtiger Missionare, die der Berliner Mission zur Verfügung gestanden haben. Man merkt deshalb auch in der ganzen Erzählung, wie sehr sich Merensky in seinem Elemente fühlte; und die mustergiltige Art der Expeditionsleitung *und der ersten Stations*anlagen im Kondeland wird von andern Missions-*Gesellschaften als klassisches* Vorbild studiert werden. Aber das Buch ist

keineswegs nur für die Missionsfreunde bestimmt. Es findet auch der Kolonialpolitiker, der Ethnologe, der Kulturhistoriker, kurz jeder Gebildete einen reich besetzten Tisch für seine besondern Bedürfnisse. Gleich das erste Kapitel: „Ein Blick auf die Kulturgeschichte Ostafrikas“ giebt eine treffliche, mit großem Fleiße gearbeitete Skizze von der kulturellen Entwicklung des afrikanischen Ostens. Das siebente und achte Kapitel geben eine sehr sorgfältige und fast erschöpfende ethnographische Beschreibung des Kondelandes und seiner Eigenart. Ueber die Geschichte und Geographie des Kondelandes und der angrenzenden Gebiete hat Merensky wohl alles zusammengetragen, was bisher überhaupt veröffentlicht ist. Kurz man nimmt eine Fülle von Anregung und Belehrung aus dem trefflichen Buche mit hinweg, und es wird jedem Afrikafreunde ein Genuß sein, dasselbe zu lesen.

Jul. Richter, Pfarrer, Rheinsberg (Mark).

Weiter eingegangen:

A. de Préville. Les Sociétés Africaines, leur origine, leur évolution — leur avenir. **Paris, Firmin-Didot et Cie.**

Camille Habert. Au Soudan, Excursion dans l'Ouest Africain. **Paris, Charles Delagrave.**

Hafen von Tanga. Aufgenommen durch S. M. Krz. „Möve“ 1893, Kommandant Kapitän-Lieutenant Hartmann. Herausgegeben vom **Reichs-Marine-Amt.** Berlin 1894. In Kommission bei **Dietrich Reimer, Berlin,** Anhaltstr. 12. — Preis 1,50 Mk.

Documents relatifs à la répression de la traite des esclaves, publiés en execution des articles LXXXI et suivants de l'acte général de Bruxelles. 1892. 1893. — **Bruxelles. F. Hayez.**

Langhans, Deutscher Kolonialatlas. Gotha, **Justus Perthes.**

Dr. Max Beneke. Die Ausbildung der Kolonialbeamten. Im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft unter Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. Berlin, 1894. **Karl Heymanns Verlag.**

Auf Grund persönlicher Anschauung giebt der Verfasser zunächst eine Darstellung der Ausbildung der Kolonialbeamten in Holland, England und Frankreich und stellt daraufhin „Allgemeine Grundsätze“ auf, welche er für die Ausbildung der Beamten in unseren Schutzgebieten glaubt empfehlen zu sollen. Schließlich bespricht der Verfasser die bisher in Deutschland auf dem in Rede stehenden Gebiete getroffene Einrichtung des „Orientalischen Seminars“. Er wünscht, daß die Vorlesungen desselben so gelegt werden, daß sie mehr besucht werden können. Außerdem empfiehlt er eine praktische Vorbereitung der Aspiranten auf einem Gute oder dgl. Ob „die Schaffung einer Kolonialkarriere“, der der Verfasser so warm das Wort redet, ohne weiteres alle die Hoffnungen gewährleistet, die er daran knüpft, ist uns freilich etwas fraglich. — Wir stehen nicht an, die durchaus sorgfältige Arbeit allen denen zu empfehlen, welche wünschen, daß unsere Schutzgebiete von Männern verwaltet werden, die für diese Wirksamkeit gründlich vorbereitet sind und hoffen, daß die vorliegende Arbeit für das Studium der wichtigen in ihr behandelten Frage eine erfolgreiche Anregung geben wird. er.

Vermischtes.

Die Geschichte von einem Araber und einem Mgunjamann.*) Ein Araber fand ein Fahrzeug, welches nach Lamu fuhr. Und er sagte zu den Leuten: Ich will euch Sachen geben, schafft mir diese nach Lamu. Da sagten sie: Gut. Und der Araber verlud eine Anzahl Säcke mit Datteln in das Fahrzeug und bezahlte die Fracht, und so hißten die Wagunja die Segel.

Und als sie auf der hohen See waren, sahen sie, daß ihr Fahrzeug zu schwer geladen hatte und so nicht weiter kommen konnte.

*) *Mgunja, Plur. Wagunja,* werden die Bewohner der Insel Patta genannt.

Da sagte der Kapitän: Was hat denn der Araber eigentlich verladen? Seht mal in seinen Sachen nach. Da schnitten sie einen Sack auf und fanden die Datteln; aber sie dachten, es wären Tamarinden, und sagten: Der Araber ist verrückt, er hat uns Tamarinden in unser Schiff zu verladen gegeben, so daß unser Fahrzeug beinahe untergegangen wäre; werft die Säcke über Bord. Und sie warfen sie über Bord.

Und sie sagten: Laßt einen Sack übrig, daß wir sie in der Sauce verwenden. Da ließen sie einen übrig. Und in dem Fahrzeug war auch ein Mensch Namens Mchendewa, der hatte eine Wunde am Bein, und es war ihm immer kalt. Der sagte in seinem Herzen: Ei, ich will doch hingehen und mir eine Tamarinde nehmen und sie essen.*) So ging er hinunter in den Schiffsraum und holte sein Messer heraus und schnitt den Sack an und nahm sich etwas heraus und aß ein wenig und fand, daß es sehr süß war, da blieb er dort gleich sitzen, bis die Leute auf dem Schiff ihn zu vermissen anfingen, da sie ihn nirgends sahen.

Und sie suchten sehr nach ihm. Und der Kapitän sagte: Suchet ordentlich nach ihm, am Ende ist er gar ins Wasser gefallen. Da suchten sie nach ihm, bis sie ihn endlich bei dem Dattelsack entdeckten. Sie fanden ihn, wie er da saß und aß. Den halben Sack hatte er schon aufgegessen, da sagten sie, er ist verrückt, was hat er denn, daß er die Tamarinden aufißt? Ei, wir wollen auch einmal schmecken. Da kosteten sie und fanden, daß sie süß waren.

Da fingen sie an zu schreien und einander zuzurufen, und sie aßen die Datteln alle auf, und ein wenig brachten sie auch noch dem Kapitän. Und der Kapitän aß davon und sagte: Das sind ja keine Tamarinden, daß sind ja Datteln, zurück mit dem Fahrzeug. Und so legten sie die Segel um und sagten: Nun drauf los, bis sie an die Stelle kamen, wo sie die Säcke über Bord geworfen hatten.

Und der Kapitän sagte: Nun taucht einmal darnach. Und der erste tauchte unter und ertrank. Da dachten sie: Aha, der sitzt nun unten im Wasser und ißt. Da sagte der Kapitän: Einer soll noch springen. Und der zweite tauchte unter und ertrank. Da sagten sie: Gewiß halten sie da unten Rat mit einander und essen alle beide; springt ihnen nach. So tauchte der eine nach dem andern unter, bis sie alle wurden; es war nur noch der Kapitän und der Steuermann übrig.

Diese besprachen sich nun: Gewiß essen die nun alle von den Datteln dort unten im Wasser; springt ihnen nach. Da warf sich auch der Steuermann ins Meer und ging unter und ertrank. So blieb nur noch der Kapitän übrig, und er sagte: Dieser Steuer-

*) Die Suaheli glauben meist Kälte im Leibe zu fühlen, wenn sie nicht ganz wohl sind, und meinen durch das Essen gewisser Speisen diese Kälte heraustreiben *zu können*. Andererseits sollen wieder gewisse Speisen Kälte im Körper erzeugen. *So z. B. steht Rindfleisch in solchem* Verdacht bei ihnen.

mann macht also auch gemeinsame Sache mit den Matrosen, und nun essen sie alle an den Datteln. Und er sagte: Nun will ich auch nachspringen. Da warf er sich auch über Bord und ertrank auch.

Es blieb nur noch der Mchendewa im Schiff allein übrig, und er konnte sich nicht über Bord werfen, er hatte ja die Wunde am Bein und fürchtete das Salzwasser. Da drehte er das Fahrzeug um und hißte die Segel allein auf und fuhr, bis er nach Lamu kam. Dort lachten alle Leute sehr.

Und so ist es bis auf den heutigen Tag. Wenn du zu einem Mgunja sagst: Das sind nicht Tamarinden, das sind Datteln, dann wird er ganze böse.

(Lieder und Geschichten der Suaheli von Dr. C. G. Büttner. Seite 107—109.)

Wochenmarkt in Deutsch-Ostafrika. — An jedem fünften Tage wird bei Mula in Usambara, so erzählt Missionar Wohlrab, ein sehr stark besuchter Markt abgehalten. Zu demselben finden sich Waschambaa, Wambugu, Wapare und Wakamba, und zwar besonders die Frauen derselben, ein, die zum Teil einen weiten Weg zu machen haben. Abgehalten wird der Markt auf einem eingefriedigten Platz, dessen Thor bis zur Eröffnung des Handels etwa um 11 Uhr, durch ein Querstöckchen gesperrt bleibt. Zur Linken nimmt in einem kleinen Kreise von Steinen der Markt-Zolleinnehmer Aufstellung. Er hat einen geflochtenen Teller in der Hand. Jeder, der etwas zum Verkauf bringt, muß eine Abgabe zahlen. Da jeder möglich kärglich giebt, so wird er durch entrüstete Blicke und Scherzworte des Zollbeamten zur Vermehrung seines Tributs angehalten, was immer sehr friedlich abgeht. Die einzelne Gabe hat meist den Wert von zwei Pesa, und besteht in Maiskörnern, getrockneten Bananen, Tabak, geräucherter Butter usw. Auf dem Markte, der 2—3 Stunden dauert, herrscht ein sehr reges Leben; es giebt natürlich nur Tauschhandel. Die Wapare bringen große und kleine Töpfe und geflochtene Basttaschen, die Wambugu sauber geflochtene flache Speisekörbchen, sowie Bast- zu Flechtarbeiten und geräucherte Butter, die Wakamba Mais und die Waschambaa Pombe, Salz, Nüsse, Bananen, Mais und kleine Körbchen.

Mit der Bitte um Abdruck ist uns der nachfolgende Aufruf zugegangen.

Hungersnot in Ostafrika.

Nach den neuesten Mitteilungen aus Ostafrika ist das Land, nachdem Heuschreckenschwärme die Ernte vernichtet haben, von großer Not bedroht. Missionar Kraemer schreibt aus Tanga: „Schon vor drei Monaten waren kurz nach der Aussaat Schwärme von Heuschrecken hier. Reis, Mais und Mtama waren im Nu von den Pflanzungen verschwunden. Doch war der erste Zug nicht so gefährlich, obwohl reiche Ernten durch ihn geschädigt wurden. Wenigstens blieb das Laub auf den Bäumen geschont, und da es auch noch früh im Jahre war, hatten die Eingeborenen Gelegenheit, neue Pflanzungen anzulegen. Für das Negerkorn war es freilich zu spät, aber Reis wurde noch gepflanzt. Bei einem Ritt nach einem Außenplatz traf ich noch *schöne, blühende* Reisfelder an. Heute aber ist alles dahin.

Eines Tages kam ich aus dem Zimmer und sah, wie die Luft von Heuschrecken erfüllt war. Mit Sturmesbrausen zogen sie einher. Das Tageslicht wurde von den großen dicken Scharen in Dämmerung gehüllt. Bei einem Gang nach dem Zollamt mußte ich mir den Weg mit dem Stock erkämpfen; so dicht saßen und flogen sie allenthalben umher. Bald hatten sie die Palmen besetzt. Die Zweige neigten sich unter der schweren Last, die auf ihnen lag. Ich kam nach Hause und sah unsere Maispflanzung; da waren nur noch die Stengel, die wie Besenstiele dastanden. In einer Zeit von zwanzig Minuten war alles kahl gefressen. Und welche Verwüstung auf den Palmen! Nur noch die Rippen der mächtigen Zweige wiesen traurig in die Luft. Ebenso kahl und traurig sahen die Bananen aus.

Die armen Eingeborenen! Das wird eine arge Hungersnot hier geben. Schon einmal, vor etwa 20 Jahren, wurde das Land von einer solchen Heuschreckenplage heimgesucht. Die Eingeborenen nennen jenes Jahr mwaka wa njaa (Jahr des Hungers). Da haben Leute, um sich Essen verschaffen zu können, ihre eigenen Kinder verkauft. Die Wabondei gruben Wurzeln, aßen sie und wurden davon krank, und ihrer viele starben.

Solche schrecklichen Folgen werden jetzt durch die Fürsorge der Regierung zum Teil wohl ausgeschlossen sein. Aber unsere Missionskasse wird infolge der Hungersnot und Teuerung sehr leiden; denn unsere Pflegebefohlenen wollen leben. Wer ein erbarmungsvolles Herz hat, der helfe uns, der Not zu wehren und den Hunger zu stillen."

Von Kisserawe in Usaramo berichtet Missionar Greiner: „Die Heuschrecken sind in Kola, Sungui, Maneromango und anderen Orten nun zum dritten Male und haben alles verheert. Der Hunger wird groß werden. Klein und groß drängt sich jetzt schon zur Arbeit heran. Bis zu dreißig und vierzig muß ich täglich wieder wegschicken, weil ich nicht alle beschäftigen kann. Den im Gebüsch wohnenden Elenden werden wir freilich nicht allen Hilfe bringen können. Aber was noch jung und rüstig ist, wird sich wohl auf die Beine machen und Verdienst suchen. Ob sie ihn immer finden werden? Und wie manch armes, schwaches Kind, wie mancher gebrechliche Alte, wie manches Mütterchen wird im Busch verhungern müssen, wenn wir sie nicht aufsuchen und ihnen Hilfe bringen!"

Das ist ein ergreifender Hilferuf. Unsere Stationen werden die Zufluchtsstätten vieler Elenden werden, da sie von ihnen die erste Hilfe erwarten und eine Zurückweisung doppelt bitter empfinden würden. Die Mission ist aber bei den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, außer stande, den Hunger des armen Volkes zu stillen. Da muß die Hilfe in der Heimat kräftig einsetzen. Die arbeitsfähigen Leute möchten wir, bloß um ihnen Gelegenheit zum Verdienst zu geben, gern beschäftigen; aber dadurch wird uns manche hohe Ausgabe erwachsen. Die armen Hilflosen aber, die nichts mehr leisten können, strecken ebenfalls flehend ihre Arme nach uns aus. „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset," spricht der Herr. Auch auf die hilflosen Afrikaner weist er jetzt und mahnt: „Brich dem Hungrigen dein Brot!" Gaben zur Stillung der Hungersnot werden von dem Unterzeichneten herzlich und dringend erbeten. Quittung über die eingegangenen Gaben wird in den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" geleistet werden.

Berlin, den 27. Juli 1894.

Missionsinspektor Winkelmann
Berlin N Müllerstr. 160.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika" zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Berlin.
Druck der Vaterländischen Verlags-Anstalt
SW, Wilhelm-Straße 30/31.

AFRIKA.

Nr. 9.

September 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO. 43. Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin W 62,
Wormser Straße 9.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Verhandlung des Kolonialrats über die Versorgung der befreiten Sklaven	137
Verkehrsmittel in Afrika	140
Evangel. Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten	141
Afrikanische Nachrichten	145
Litterarisches	151

Soeben erschien in unserem Verlage:

Deutsche Arbeit am Njaßa
Deutsch-Ost-Afrika

von

A. Merensky, Missions-Superintendent.

Mit einer Karte und 24 Abbildungen.

Preis gebunden 5 M.

Des gleichen Verfassers Buch:

Erinnerungen

aus dem

Missionsleben in Südost-Afrika 1859—1882

mit 20 Abbildungen und einer Karte im Farbendruck

ging aus dem Verlage von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig** in **unseren** Verlag über. Um diesem interessanten, allgemein anerkannten Buche eine noch weitere Verbreitung zu geben, haben wir den Preis von 7 M **auf 6 M. ermäßigt.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft

Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Die Verhandlung des Kolonialrats über die Versorgung der befreiten Sklaven.

Von Gustav Müller.

Der Evangelische Afrika-Verein hat naturgemäß ein besonderes Interesse an den Beratungen, welche der Kolonialrat im September v. J. in bezug auf „die Frage der Unterbringung, Erziehung und Versorgung befreiter Sklaven" gepflogen hat. Hat doch der Hauptvorstand des Vereins den einmütigen Beschluß gefaßt, an der Küste Deutsch-Ostafrikas eine Aufnahmestätte für diese bedauernswerten und hilfsbedürftigen Menschen thunlichst bald ins Leben zu rufen. Das Protokoll der betreffenden Verhandlungen des Kolonialrats liegt jetzt gedruckt vor in den „Aktenstücken betreffend die Unterdrückung des Sklavenhandels", welche das Spezialbureau des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Brüssel jährlich veröffentlicht.*) Aus dem Protokoll ergiebt sich, daß der Hauptsache nach 2 Ansichten einander gegenüberstanden. Die eine vertrat der Staatssekretär a. D. Dr. **von Jakobi.** Er hat dieselbe in folgendem Antrag zusammengefaßt:

„Der Kolonialrat empfiehlt, den erwachsenen befreiten Sklaven, soweit diese ein selbständiges Unterkommen sich nicht schaffen können und wollen, zu einer seßhaften Unterkunft in bereits bestehenden Niederlassungen behilflich zu sein.

Hierbei sind Niederlassungen, in denen die christlichen Missionen bereits thätig sind, vorzuziehen.

Soweit dem Bedürfnis der Fürsorge für die befreiten Sklaven auf diesem Wege nicht Genüge geschehen kann, ist die Anlage besonderer Stationen, die von der Regierung errichtet werden, in Aussicht zu nehmen. Solche Stationen sollen in solcher Lage errichtet werden, daß sie einerseits nicht neuen Angriffen seitens der Sklavenhändler und sonstigen schädlichen Einflüssen ausgesetzt, andererseits den Beziehungen zu dem Verkehr und dem Einfluß des Deutschtums nicht entzogen werden.

Auf die Ernährung durch Ackerbau wäre das vornehmliche Gewicht zu legen, mit der Gewährung von Eigentum nicht sogleich vorzugehen. Es müßten gewisse Abgaben und Verpflichtungen auferlegt werden.

Die Ordnung der Verwaltung und Gerichtsbarkeit müßte sich thunlichst den afrikanischen patriarchalischen Verhältnissen anschließen; Selbstthätigkeit der Einwohner und die möglichste Schonung des Volksrechtes ist zu empfehlen. Daneben wären zu Nutzen der Erziehung und Ordnung gewisse Grundsätze nach Maßgabe der in christlichen Staaten bestehenden Gesetze und Uebungen in Geltung zu bringen, namentlich auf Beseitigung der Vielweiberei und der mit dem heidnischen Aberglauben, der Zauberei in Verbindung stehenden Uebelstände hinzuwirken, dem Branntweingenuß entgegenzutreten, die Sonntagsruhe einzuführen.

Von vornherein ist auf die Mitthätigkeit der Missionen Bedacht zu nehmen, für den Bau von Kirche und Schule Sorge zu tragen."

*) Verlag von F. Havez, *Imprimeur* de l'académie royale de Belgique. Bruxelles. Rue de *Louvain* I. — *1894*

Es liegt auf der Hand, daß dieser Antrag sich nahe berührt mit den Gedanken, welche der Evangelische Afrika-Verein in seinem Werk zur Ausführung bringen will (vgl. Heft 5, Seite 68—70). Wir beschränken uns deshalb darauf, hier in ausführlicher Weise die andere in der Verhandlung des Kolonialrats vertretene Anschauung mitzuteilen. Dieselbe gipfelt in folgendem Antrage Professor Dr. **Schweinfurths**:

1) Die befreiten Sklaven sollen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ihrer ursprünglichen Heimat wieder zugeführt und ihren Familien zurückgegeben werden.

2) Falls sich dieser Aufgabe unüberwindliche Hindernisse (bei zweifelhafter Herkunft, bei den in der Sklaverei geborenen elternlosen Sklaven) in den Weg stellen, soll dafür Sorge getragen werden, daß die Befreiten in einer ihrem Stammlande zunächstliegenden Gegend heimisch gemacht und daselbst, unter Ausstellung von obrigkeitlichen Schutzbriefen, der Fürsorge des verantwortlichen eingeborenen Orts- und Distriktsvorstehers übergeben werden.

3) Den befreiten Sklaven sollen, insofern dies zu ihrem Schutz oder zur Sicherung ihrer Existenz erforderlich erscheint, Vorrechte (Anweisung von Land und Besitz) eingeräumt werden.

4) Falls die Heimat befreiter Sklaven außerhalb der deutschen Schutzgebiete und Interessensphäre liegt, soll die Mithilfe der zuständigen Vertragsmacht der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz in Anspruch genommen werden.

Die bei der Verfolgung von Sklavenhändlern durch Strafgelder oder Beschlagnahmungen aufgebrachten Beträge sollen ausschließlich zu Gunsten der befreiten Sklaven verwandt werden."

Die Begründung dieses Antrages sind wir durch die Freundlichkeit des Professor Dr. Schweinfurth in der Lage, im Wortlaut zu bringen:

„Bevor wir den praktischen Vorschlägen nähertreten, die sich bei der Spezialberatung ergeben werden, sei es gestattet, zuvörderst einige theoretische Gesichtspunkte aufzustellen; denn der ausschließlich ideale Zweck, der bei der vorliegenden Frage angestrebt wird, verleiht der Theorie eine Bedeutung, die ihr bei anderen Gegenständen unserer Beratung schwerlich einzuräumen sein wird.

Zunächst sei festgestellt, daß die Ergebnisse der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz einen erfreulichen Fortschritt auf dem Gebiete der gegen die Sklaverei gerichteten Gesetzgebung bezeichnen. In den zwei Artikeln VI und XVIII, welche unsere Denkschrift im Wortlaute citirt, befürwortet die Generalakte an erster Stelle die Zurückschaffung der befreiten Sklaven in ihre Heimat. Von anderen Gesichtspunkten ging man aus als im Jahre 1877 zwischen England und Aegypten jener Vertrag abgeschlossen wurde, dessen Wortlaut noch jahrelang allen gegen den Sklavenhandel gerichteten Abmachungen mit arabischen Stämmen und zuletzt noch der durch Sir Bartle Frere mit dem Sultan von Sansibar vereinbarten zum Vorbild diente. In diesem Vertrag von 1877 war die Unmöglichkeit der Zurückschaffung und der Wiedereinbürgerung von befreiten Sklaven in ihre Heimat als eine unbestrittene und unbestreitbare Thatsache hingestellt und zum Ausgangspunkte der auf die Behandlung der Sklaven gerichteten Erörterungen gemacht worden. Damals, als der Sklavernhandel noch im größeren Maßstabe sein Unwesen trieb, wäre es möglich gewesen mit den Summen, welche aus der Bestrafung der Sklavenhändler, aus der Beschlagnahmung von ihrem Hab und Gut erwachsen konnten, die zur *Wiedereinbürgerung* der befreiten Sklaven in ihre Heimat not-

wendigen Expeditionen zu organisieren. Allein die Antisklaverei war mehr Mittel als Selbstzweck und wurde nur allzuhäufig als Vorwand zur Anmaßung der Gewalt und zur Einmischung in die Angelegenheiten fremder Länder mißbraucht.

Wenn auch gegenwärtig aus der Bestrafung der Sklavenhändler nicht mehr so hohe Beträge zu erzielen sein werden, wie sie noch vor zehn Jahren hätten erzielt werden können, so darf uns das doch nicht davon abhalten, die ideale Aufgabe unverfälscht zu bewahren. Heute, wo wir aufrichtig sein wollen, wo die Antisklavereibestrebungen des Köders der politischen Nutzbarkeit entbehren, müssen wir uns vor allem über die Frage klar werden: Was ist der Geist der gegen Sklavenhandel und Sklaverei gerichteten Gesetzgebung?

Die persönliche Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht, sowie die elterliche Autorität, Grundlagen von Staat und Familie, sind Güter, auf welche alle Menschen ein gleiches Anrecht haben, diese Güter werden durch den Sklavenhandel geraubt und müssen, wenn man den letzteren unterdrücken will, um jeden Preis wiederhergestellt werden. Der Grundgedanke dieser Gesetzgebung muß der sein, Sühne zu schaffen, für den Raub durch Wiedergabe des geraubten Gutes.

Wird das aber erreicht, heißt das Sühne, wenn man die Kinder zurückhält in Schulen und die Erwachsenen in Arbeitshäusern, wenn man sie aus einem Hause der Knechtschaft überführt in das andere? Man beruft sich in Afrika auf das historische Recht der höheren Gesittung, auf eine Art göttlicher Mission zur Ausbreitung von Glauben und Kultur. Das sind Gesichtspunkte, die die Kolonialpolitik, welche die Missionen nicht müssen werden. Hier in der vorliegenden Frage aber handelt es sich um ein Prinzip von allgemein menschlichem Interesse, das nur in seiner abstrakten Fassung gewahrt werden kann. In der That, wem soll man Recht geben, wenn man gewahr wird, daß diejenigen Gewalten, welche befugt sind, den Sklavenhandel zu unterdrücken, zu seiner Bekämpfung dieselben Grundsätze anrufen wie zu seiner Beschönigung diejenigen, welche ihn unterstützen. Denn auch der Islam beruft sich auf seine göttliche Mission. Aber gerade deshalb sollen wir ihm nicht gleichen. Für uns kann nur der Grundsatz maßgebend sein, was recht ist, muß recht bleiben, und deshalb muß es unsere oberste Sorge sein, daß die befreiten Sklaven wieder in ihre Heimat gelangen."

Aus diesen beiden Anträgen formulierte der Ehrendomherr . **Hespers** einen neuen Antrag. Denn es stellte sich heraus, ß die Ueberführung der befreiten Sklaven in ihre Heimat als ausführbar angesehen werden muß. Andererseits boten die den vorliegenden Anträge ja in der That eine Reihe wichtiger rührungspunkte. Mit einigen Aenderungen wurde daher zum Schluß Antrag des Ehrendomherrn Dr. Hespers angenommen, dem h Professor Dr. Schweinfurth sich anschloß, um, wie er uns vorzuheben bittet, durch seinen Widerspruch die Verhandlungen ht unnötig in die Länge zu ziehen, nachdem er sich von der Aussichtslosigkeit, seinen Antrag zur Annahme zu bringen, überzeugt hatte. Eine Bestätigung fand diese Ueberzeugung übrigens, ofern ein Zusatzantrag, den er zum Antrag Hespers stellte, abgelehnt wurde, der auf die Einfügung des Wunsches lautete, ß die Regierung wenigstens einen Versuch zur Zurückführung befreiten Sklaven in ihre Heimat machen möchte.

So liegt denn folgender Beschluß des Kolonialrats betreffs der Unterbringung, Erziehung und Versorgung befreiter Sklaven vor:

„Der Kolonialrat empfiehlt im Anschluß an Artikel VI und XVIII der Brüsseler Generalakte*), sofern es nicht möglich ist, die infolge des Anhaltens oder der Auflösung eines Sklaventransports frei gewordenen Sklaven in ihr Heimatland zurückzusenden und ihren Familien zurückzugeben:

1) für die Erziehung und Unterbringung der **verlassenen Kinder** in geeignet erscheinenden Anstalten, z. B. den Waisenhäusern der Mission oder in geeigneten Familien wie bisher Sorge zu tragen;

2) den **Erwachsenen**, so weit denselben eine ihre Freiheit und ihren Unterhalt sichernde Arbeitsgelegenheit nicht verschafft werden kann, zu einer seßhaften Unterkunft behilflich zu sein.

Für diese Ansiedelungen sind zu wählen entweder bereits bestehende Niederlassungen, in welcher die befreiten Sklaven an Volksgenossen Vorbilder der Arbeit und der Gesittung finden, oder, falls dies nach örtlichen Verhältnissen nicht möglich erscheint, ist die Anlage besonderer Stationen in Aussicht zu nehmen. In diesen Ansiedelungen sollen die befreiten Sklaven in den Stand gesetzt werden, sich ihre Existenzmittel hauptsächlich durch Ackerbau selbst zu verschaffen. Die Ordnung der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit soll sich thunlichst den einfachen afrikanischen Verhältnissen anschließen. Für Förderung der Erziehung und Gesittung ist die Mitarbeit der Missionen in Anspruch zu nehmen."

Es gereicht natürlich dem Hauptvorstand des Evangel. Afrika-Vereins durchaus zur Genugthuung, mit dem Kolonialrat in dieser wichtigen Frage, deren praktische Lösung er sich zu ersten Aufgabe gemacht hat, sich in Uebereinstimmung zu wissen. Hoffentlich kann er vom Planen und Wünschen bald zum Handeln übergehen. Dazu ist aber nötig, daß das evangelische Deutschland weit mehr als bisher sich ihm anschließt und ihm Mittel darreicht für dies nicht blos humanitäre, sondern geradezu nationale Werk.

Verkehrsmittel in Afrika.

Unsere beiden Bilder zeigen, wie man im Süden und Osten Afrikas reist. Wir entnehmen dieselben sowie auch diese Beschreibung mit der Erlaubnis der Verlagshandlung, des Bibliographischen Instituts zu Leipzig, dem Werk des Professor Dr. Sievers, „Afrika, eine allgemeine Landeskunde", das wir schon in der vorigen Nummer auf Seite 131 angezeigt haben und demnächst noch eingehender besprechen werden.

Mit dem Ochsenwagen haben die holländischen Buren zuerst das trockene Südafrika mühsam durchzogen. Der mit riesigen Rädern

*) Artikel VI: Die infolge des Anhaltens oder der Auflösung eines Sklaventransports im Innern des Kontinents (Afrikas) frei gewordenen Sklaven sollen, sofern es die Umstände gestatten, in ihr Heimatland zurückgesandt werden; andernfalls soll ihnen die Ortsbehörde nach Möglichkeit die Beschaffung von Lebensmitteln und, falls sie es wünschen, die Niederlassung im Lande erleichtern.

Artikel XVIII: In den Gebieten eines jeden der vertragschließenden Mächte soll die Verwaltung verpflichtet sein, die befreiten Sklaven zu schützen, dieselben, wenn möglich, in ihre Heimat zurückzusenden, ihnen Existenzmittel zu beschaffen und besonders für die Erziehung und *Unterbringung der verlassenen* Kinder Sorge zu tragen.

versehene Wagen wird auf der Außenseite mit Kochgeschirr, Geräten aller Art und Lebensmitteln behängt und dient im Innern dem Reisenden als Quartier und seinen Handelswaaren und Vorräten als Magazin. Eine Hauptsache ist, daß der Wagen dicht ist, d. h. daß das Zeltdach keinen Regen durchläßt, die Klappen groß sind und gut passen, um den Zugwind möglichst abzuhalten. An beiden Enden ist der Wagen außer den Klappen durch genau sich einfügende Kisten abgeschlossen, wodurch verhindert wird, daß etwas aus dem inneren Raume herausfallen kann. Dieser Raum ist horizontal durch eine Lagerstatt in eine obere und untere Abteilung gesondert, von welchen die letztere die Provisionen, Munition, seltener gebrauchte Apparate und Waaren aufzunehmen hat. Die obere Abteilung ist das Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer. Hier befinden sich in seitlich angebrachten Taschen Schreibmaterialien, Bücher, sowie kleinere Gerätschaften des täglichen Gebrauches, hier sind auch die Gewehre an dem Gestelle des Wagenzeltes angeschnallt, um zum sofortigen Gebrauche zur Hand zu sein. Hinten auf dem Wagen sind 2 Wasserfässer aufgebunden, sowie ein kleineres für den beständigen Gebrauch seitlich angehängt; der eiserne Kochtopf, Rost und Kaffeekessel werden ebenfalls außerhalb angebunden oder auf der Treppe befestigt. Auf diesem Gestell, welches eigentlich als Tritt dient, um von hinten in den Wagen zu steigen, ist auch noch Raum genug, um Brennholz aufzupacken, falls es nötig ist, solches für eine Strecke mitzuführen. Für Reisende genügen 10—16 Ochsen zum Ziehen des Wagens; der mit großen Waren dahinziehende Händler braucht ihrer bis zu 24, die abends ausgespannt werden und in der Nähe des Lagerplatzes weiden.

Wie ganz anders wird bis auf diesen Tag in Ostafrika gereist! Hier kennt man als einziges Verkehrsmittel die Karawane! Wie langsam, wie schwerfällig und wie teuer! Ein Mann trägt höchstens 60—70 Pfund und die Karawane macht im günstigsten Falle eine Zeit lang 85 Schritte in der Minute. Es dürfte sich der Versuch wohl lohnen, den Ochsenwagen in Ostafrika einzuführen, bis das ganze Schutzgebiet mit Eisenbahnen besetzt ist. Das wird ja noch eine Weile währen; denn jetzt ist erst eine Strecke von 10 km von Tanga aus fertig. —er.

Evangelische Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten.

1. Togo.

Die „Norddeutsche Missionsgesellschaft" in Bremen hat im vergangenen Arbeitsjahre zu ihren vielen früheren Opfern 3 neue bringen müssen. Sie hat die Missionare Treinies, Bavendamm und Schröder verloren, von denen die beiden letzten erst

am 6. Juli vorigen Jahres für ihren Dienst abgeordnet waren. Damit ist die Totenliste der Arbeiter dieser Missionsgesellschaft auf 63 gestiegen. In die Lücke sollen in diesem Jahre 2 junge Missionare eintreten, während zugleich ein älterer Missionar samt seiner Frau nach Ablauf seiner Erholungszeit in sein Arbeitsfeld zurückkehrt. — Die Missionare arbeiten, unterstützt von eingeborenen Gehilfen, für die im verflossenen Jahre 14 500 M. an Gehalt gezahlt sind, auf 23 Stationen; 13 davon befinden sich auf deutschem Gebiete. Die Arbeitsplätze, die sich um 3 Hauptstationen gruppieren, liegen in 17 verschiedenen Stämmen des Evhevolkes mit 187 Dörfern. In 51 von diesen wohnen schon Christen. — 15 dieser Orte sind mit Schulen und zwar bis auf 2, die von Mädchen besucht werden, sämtlich für Knaben versehen. Neben diesen Elementarschulen ist eine Mittelschule und ein Seminar zur Ausbildung von Gehilfen eingerichtet. Sehr anzuerkennen ist, daß die deutsche Regierung von diesem Jahre an „ganz ohne Bedingung und ohne eine Bitte" 1000 M. jährliche Unterstützung für die Schularbeit der Mission bewilligt hat.

Die saure und aufreibende Arbeit der Missionare ist auch im letzten Jahre nicht erfolglos gewesen. Der Jahresbericht in Nr. 8 des „Monatsblatt der norddeutschen Missionsgesellschaft" erzählt z. B. von neuen Sitten, welche unter den Evhechristen durch ihre eigene Entschließung und ohne Veranlassung der Missionare entstehen. „So haben die Christen in Ho von sich selbst ein Gesetz gemacht, daß die Frauen sich anständig kleiden müssen, und die Mädchen von Frau Knüsli und Fräulein Roßmann haben auf einmal alle Hände voll bekommen zu arbeiten, um den Bedarf an Kleidern zu decken. In We haben sie in der Gemeindeversammlung beschlossen, kein Christ solle Branntwein trinken oder an solchen Festlichkeiten oder Arbeiten teilnehmen, wo Branntwein geschenkt werde und D. Besa, der Vorsteher hat ihnen geraten, Zuckerrohr zu kauen, wie er selber, das sei billiger und besser. Auch über die Teilnahme an Beerdigung heidnischer Verwandten und die dabei erlaubten Auslagen haben sie Bestimmungen getroffen."

Dazu kommt das äußere Wachstum der Gemeinden. Es wurden 177 Taufen vollzogen, 49 an Kindern der Evheerkirche und 92 an erwachsenen Heiden, die 36 Kinder mitbrachten. Damit ist die Gemeinde um 165 und zwar von 1082 auf 1247 angewachsen. Außerdem aber warteten am Jahresschluß 169 Taufbewerber auf die Taufe.

Wir wünschen der opferreichen Missionsgesellschaft ein „dennoch fröhliches" Herz und daß ihre Freudigkeit gestärkt werden möge durch die Tilgung des leider vorhandenen nicht geringen Defizit, welches sich nach der Jahresrechnung am 1. Januar 1894 auf 46 274 M. 13 Pf. bezifferte. — er.

2. Deutsch-Südwestafrika.

Inspektor Dr. Schreiber, der Leiter der Barmer Missions-Gesellschaft, ist Anfang August von seiner Reise nach dem Kapland und Deutsch-Südwestafrika zurückgekehrt; er hat den Eindruck mitgenommen, daß die Missionsarbeit überall im Segen vorangeht, ja, man kann sagen, daß er mehr gefunden hat, als er erwartet hat. Im Kapland, wo die Mission es wesentlich mit Mischlingen (Bastards) zu thun hat, überraschte ihn die Opferwilligkeit der dortigen Christen, die die der heimatlichen Christen, selbst der freigebigsten, weit übersteigt; die „weiland Heiden gewesen sind" zeigen auch dadurch ihre Dankbarkeit für das Evangelium, das ihnen gebracht worden ist. — Merkwürdig ist die musikalische Begabung der Bastards; in allen Gemeinden fast bestehen Kirchenchöre, die die schwierigsten Sachen z. B. das Halleluja von Händel ausführten; der Gemeindegesang war fast überall vierstimmig. Leider mußte noch viel geklagt werden über die Sünden der Trunksucht und Unzucht; man darf dabei aber nie vergessen, daß die dortigen Bewohner eben Bastards sind, also aus unzüchtigen Verbindungen herstammen. Im Nama-Land machte sich ein großer Unterschied bemerkbar zwischen den südlichen und den nördlichen Stationen. Im Süden in Warmbad, Bethanien, Berseba und Keetmanshoop überall reges Leben und eine zum Teil zahlreiche Bevölkerung. Hendrik Witbooi hat hier noch weniger sein Wesen gehabt, wenn er auch im Anfang des Jahres sich hier aufgehalten hat. Nur darin machte sich die politische Lage des Landes geltend, daß hier und da (z. B. auf Bethanien) bedauerliche Zwistigkeiten über die Häuptlingswahl entstanden, wobei aber auch Witbooi seine Hand im Spiele hatte. In Berseba fand unter Anwesenheit des Inspektors die Jahreskonferenz der Nama-Missionare statt; in Keetmanshoop Prüfung und Entlassung der auf dem dortigen kleinen Seminar vorgebildeten eingebornen Gehilfen. Ganz anders war das Bild des nördlichen Teiles des Landes. Dieser nördliche Teil ist fast ganz eine menschenleere Wüste, und die farbigen Begleiter des Inspektors haben ihm wiederholt gesagt: „Das ist Hendriks Werk." Er ist der böse Dämon des Landes. Schreiber fuhr einmal, von Berseba bis Hoachanas, 9 Tage, ohne einen Eingebornen zu sehen; die einzigen Menschen, die er traf, waren die deutschen Soldaten in Gibeon, der früheren Missionsstation und des alten Platzes von Hendrik Witbooi, die — auch ein Zeichen der Zeit — in der Kirche einquartiert waren; die einst so blühende Missionsstation ist jetzt vollkommen verlassen; ein wehmütiger Anblick! Auch Hoachanas ist noch fast ganz leer; die wenigen dort noch vorhandenen Christen waren dankbar für den Besuch des Inspektors und das Wort, das er ihnen bot. Doch ist Hoffnung vorhanden, daß Hoachanas jetzt wieder besetzt werden kann; der neue Landeshauptmann, Major Leutwein, interessiert sich selbst dafür und hat auch seinerseits *um die Rückkehr* des Missionars Judt gebeten.

Derselbe ist jetzt auf der Reise dorthin und hofft, daß das „rote Volk" sich auf seiner Station wieder sammeln wird. Wenn nur endlich Friede sein wollte! Mit dem 1. August ist ja der dem Hendrik gewährte Waffenstillstand abgelaufen. Hoffentlich schlägt der Mann in die dargebotene Friedenshand ein; wir ersparten ihm gern ein trauriges Ende! Kurz vor dem Eintreffen des Inspektor Schreiber in Rehobot, hatte er noch diese Station überfallen und u. a. dem Missionar Heidmann sämtliche Schafe und Ziegen geraubt. Die weit entfernt liegende Station Gochas ist durch den unerwarteten Tod des Missionar Rust leider verwaist, doch wird sie vorläufig besetzt durch den Missionar Stahlhut, der für die Ovambomission bestimmt und auf dem Wege dorthin, vorläufig nach Gochas geht. — Im allgemeinen sei noch bemerkt, daß durch den nun 14jährigen Krieg die Bevölkerung der Namaländer, die man früher auf 20 000 schätzte, auf vielleicht 7—8000 herabgesunken ist. Davon sind erst reichlich die Hälfte Christen, aber es steht zu hoffen, daß, wenn nun endlich die letzte furchtbare Geißel, unter der das Land seufzt, abgethan, d. h. der Krieg beendigt sein wird, auch der Rest des Volkes sich zu Christo bekehren wird. Auch das wollen wir doch aber noch erwähnen, daß jetzt auf allen Stationen kleine militärische Besatzungen liegen, und daß Inspektor Schreiber von den deutschen Soldaten einen durchaus guten Eindruck hat; sie waren dankbar für die Gottesdienste, die er ihnen hielt!

Ueber das Herero-Land können wir uns kürzer fassen. Die dortige Mission kann gerade in diesem Jahre ihr 50jähriges Jubiläum feiern. Windhoek, an der Grenze des Nama- und Hererolandes, mit seiner zahlreichen militärischen Besatzung und weißen Bevölkerung entbehrt leider noch immer eines eigenen Seelsorgers; ob und wie dieser Posten von der Barmer Mission aus besetzt werden kann, ist noch ungewiß; nötig, daß hier etwas geschieht, ist es gewiß. In Okahandja hat ein Wechsel des Missionars stattgefunden; an Stelle des in die Heimat zurückgekehrten, fast erblindeten Br. Wiehe ist der junge Br. Möller getreten; in dem dortigen Augustineum hat ein neuer Gehilfenkursus begonnen, nachdem Ende des vergangenen Jahres Abgangs-Examen stattgefunden hatte. In Otjimbingue fand die Jahreskonferenz statt; die zum Schluß derselben gehaltene Abendmahlsfeier machte auf Inspektor Schreiber einen tief ergreifenden Eindruck; mehrere hundert nahmen daran teil aus 5 verschiedenen Nationalitäten; in 3 Sprachen wurde das Abendmahl ausgeteilt; da fühlte man etwas von den „vielen, die ein Leib sind." In Omaruru macht es sich sehr geltend, daß der Stationsmissionar Dammert noch in der Heimat weilt; so bald wie möglich kehrt er auf seinen Posten zurück. Okombahe, das seit einigen Jahren erst wieder besetzt worden ist, erfreut sich einer ungemein schönen Entwickelung; nur bereitet dem Missionar Schaar der Zwiespalt zwischen den dortigen Herero und Bergdamra manche Schwierigkeit. Bis herher erstreckte sich die Inspektions-

reise; die besuchten Stationen machten ausnahmslos einen guten Eindruck; auf mehreren fanden große Heidentaufen statt. Nicht konnten besucht werden die weit entfernt liegenden Stationen: Franzfontein, Otjombnima und Otjozondjupa. Besonders erfreulich entwickelt sich von diesen die erstere, Franzfontein, die Station der sogen. Zwartboois, des nach dem Hereroland verschlagenen Namastammes, auf der jüngst 72 Heiden, eine für südwest-afrikanische Verhältnisse seltene Zahl, getauft werden konnten. Ob die neuangelegte Bergdamrastation Otjombnima gehalten werden, d. h. auf ihrem jetzigen Platze bleiben kann oder verlegt werden muß, wird sich wohl bald herausstellen; eine Kommission ist jetzt auf einer Rekognoszierungsreise nach einem event. neuen Stationsplatz. —

Kriele.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 31. August.

Togo. — Um der Gefahr einer übermäßigen Verteuerung der Lebensmittel infolge der Verwüstung großer Landstrecken des Schutzgebietes durch Heuschreckenschwärme vorzubeugen, hat der Landeshauptmann v. Putkammer unter dem 1. Juni einen Ausfuhrzoll von 5 M. für jedes Schaf und von 10 Pf. für jedes Kilogr. Mais festgesetzt.

Die bisherige Station **Bismarckburg** ist mit dem 30. Juni als Europäerstation aufgelöst. Es ist dorthin ein schwarzer Agent **Amafon** gesandt worden. Derselbe hat einerseits die Berechtigung, auf der Station und in deren Umgebung Handel zu treiben und hierzu die Gebäude der Station zu benutzen. Andererseits hat er die Verpflichtung, auf eine möglichst lohnende und sichere Handelsverbindung mit Klein-Popo hinzuwirken und sowohl für die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu den zwischen Bismarckburg und der Küste liegenden Stämmen und Häuptlingen zu sorgen, als auch mit den entfernteren bedeutenderen solche anzuknüpfen und zu pflegen. Auch soll er regelmäßig über alle wichtigen Ereignisse berichten. Hoffentlich gelingt dieser erste Versuch, einem Neger eine solche Vertrauensstellung zu geben nach jeder Richtung. — An Stelle von Bismarckburg soll eine neue Station in **Kete-Kratji** gegründet werden. Das ist ein am Volta gelegener Ort mit 2000 Hütten, der Mittelpunkt des Handels mit dem Sudan, der von weither, selbst vom Kamerun-Hinterlande aus besucht wird. Zur Zeit sind die Verkehrsverhältnisse in Kratji durchaus ungünstig. Denn der Häuptling und Fetischmann Masomso plündert die handelnden Haussas aus und mißhandelt sie, so daß sie nur durch den wirksamen Schutz einer Station werden bewogen werden können von ihrem Vorhaben, den Markt in Kratji zu verlassen, abzustehen. Mit dem Anfang des September wird der Premier-Lieutenant von Döring mit dem Aufbau der Station beginnen.

Auf Vorschlag des Lehrers Köbele ist ein besonders gut beanlagter und vorgebildeter, etwa sechszehnjähriger eingeborener Schüler der oberen Klasse der Regierungsschule Edmund Wilson als Hilfslehrer angestellt worden. Es ist dadurch ermöglicht, eine vierte Schulklasse einzurichten.

Kamerun. — In den ersten Tagen des Mai hat Premier-Lieutenant Häring die Küste von Dibundja bis Viktoria bereist. Dabei hat sich ergeben, daß mit Ausnahme einer Strecke von 3 Klm. der ganze Küstenstrich, wenn nicht unmittelbar an der Küste, so doch einige hundert Meter landeinwärts sich zur Anlage von Kakaoplantagen eignet. In Mokundange hat ein Eingeborener bereits eine kleine Kakaofarm angelegt.

Mit einem großen Teile der im Jahre 1891 für Bauten in Kamerun aufgenommenen Anleihe von mehr als $1^1/_4$ Millionen Mark ist im Hafen von Kamerun ein Dock angelegt, wo größere Reparaturen an Schiffen ausgeführt werden können. Das ist die einzige derartige Anlage in der dortigen Gegend, die also zweifelsohne die Kosten der Bauten reichlich decken wird. Zum ersten Male ist diese Einrichtung anfangs Juli von dem Hamburger Dampfer „Gaiser" in Anspruch genommen worden.

In der zweiten Hälfte wußte ein Privatbrief aus Kamerun die sensationelle Nachricht zu bringen, daß unter den Sudanesen der Schutztruppe ein Aufstand auszubrechen drohe. Ein amtliches Telegramm hat indes diese Mitteilung als Uebertreibung bezeichnet und betont, daß durchaus kein Grund zur Beunruhigung vorliege. Es hat sich um eine Schlägerei unter von Schnaps erhitzten Leuten gehandelt, welche vor dem Genuß von Branntwein, der für sie geradezu Gift ist, nicht genügend geschützt zu werden scheinen. Uebrigens ist trotz des im allgemeinen günstigen Urteils über die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit der Sudanesen nicht anzunehmen, daß sie auf die Dauer in Kamerun Verwendung finden, weil sie das dortige feuchte Klima nicht vertragen.

Zwischen dem **Kongofreistaate** und **Frankreich** ist am 14. August nach 2jährigem Drängen seitens der Franzosen endlich ein Grenzvertrag abgeschlossen worden. Damit ist das Gebiet des unabhängigen Staates allseitig begrenzt. Dasselbe hat einen Flächengehalt von 2 375 000 Qu.-Klm., also so viel wie Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, Schweiz und England zusammen.

Im **portugiesischen Westafrika** ist nach neulicher Meldung eine Eisenbahn von Loanda an der Küste bis zum untern Kasengo, einem kleinen Nebenflusse des Kuango, 280 km weit im Betriebe. Die ganze Bahn, welche bis Ambara führen soll, wird eine Länge von rund 500 km haben. Begonnen wurde mit dem Bau derselben vor etwa 8 Jahren. — Neuerdings hat außerdem die portugiesische Regierung dem Zivil-Ingenieur Angelo de Sarrea Prado die Konzession für den Bau einer schmalspurigen Bahn vom Kongo nach *dem Kuango* erteilt, die in 9 Jahren hergestellt sein soll.

Deutsch-Südwest-Afrika. — In Nr. 18 des „Deutschen Kolonialblatt" vom 15. August sind die Verhandlungen mitgeteilt, welche zwischen dem Landeshauptmann Major Leutwein und Hendrik Witbooi stattgefunden haben. Ersterer hatte die Hottentotten in der „Naauklof", wo sie eine befestigte Stellung eingenommen hatten, eingeschlossen. Da erschien bei ihm ein Parlamentär Hendriks mit der Bitte um Frieden. Diesem wurden folgende Bedingungen mitgeteilt: „völlige Unterwerfung des Stammes, Ablieferung der Munitionsvorräte und Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft. Dabei wurde Hendrik und seinen Leuten das Leben zugesichert und nur von ersterem verlangt, daß er sich solange nach Windhoek in eine milde Gefangenschaft begebe, bis höheren Orts eine Entscheidung über den ihm zuzuweisenden künftigen Aufenthalt getroffen sein würde." Hendrik entzog sich zunächst einer unzweideutigen Antwort, bat aber nach einigen kleinen Gefechten Ende Mai um eine zweimonatliche Bedenkzeit bis zum 1. August, um über die ihm gestellten Bedingungen sich schlüssig zu machen. Diesen Wunsch hat ihm der Major Leutwein gewährt, zumal ihm daran lag, die Verstärkung der Schutztruppe abzuwarten, um an dem genannten Orte, der zu einer Abschließung und daher vielleicht zur Vernichtung Witboois sehr günstig ist, das Ende der jetzigen Zustände herbeizuführen. Den Waffenstillstand hat übrigens der Landeshauptmann benutzt, um Hendrik in seinem Lager aufzusuchen. Er fand in ihm, obgleich er anscheinend sehr leidend war, eine Erscheinung von ansprechendem Aeußeren und hat einen durchaus guten Eindruck von ihm bekommen.

Telegraphischer Meldung hat der Dampfer „Lulu Bohlen" die Verstärkung der Schutztruppe, Passagiere und Güter am 17. Juli an der Tsoakhaubmündung unversehrt gelandet.

In der **Kapkolonie** herrschen die Blattern, die wahrscheinlich von Transvaal aus eingeschleppt sind. Am meisten und fast ausschließlich haben die Kaffern darunter zu leiden.

Im Verfolg unserer Mitteilung über die Burentreks (vgl. Heft 8, Seite 127) teilen wir mit, daß J. Bosmann, der übrigens im Auftrage des Premierministers der Kapkolonie Rhodes handelt, Ende Juni mit 30 Familien nach dem Ngamisee aufgebrochen ist. Die Buren haben für ein bis anderthalb Jahre Proviant, aber sehr wenig Pferde und anderes Vieh mitgenommen. Die Trekker, welche im vorigen Jahre nach Chanis (etwa 50—60 km von der Ostgrenze Deutsch-Südwest-Afrikas) gezogen sind, leiden dort Mangel an Lebensmitteln und Stoffen; sie wollen sich diese jetzt aus Mafeking in Betschuanaland verschaffen.

Als der Unterstaatssekretär der Kap-Kolonie, de Smith, kürzlich die in der Tafel-Bai gelegene Robben-Insel, den Aufenthalt der Aussätzigen, besuchte, ereigneten sich viele peinliche Szenen. Die Aussätzigen hat der Bericht der Kommissäre erregt, wonach einige von ihnen, *die von selbst* geheilt worden sind, entlassen werden

sollten. Erst kamen die Männer, dann aber rückten die Frauen auf ihn los. Die Männer halfen darauf den Weibern. Schließlich mußte die Polizei Ordnung schaffen. Diese wurde aber nicht eher hergestellt, als bis die Polizei ihre Revolver abgefeuert hatte. Leider wurde ein Aussätziger getroffen. Endlich beruhigten sich die Aussätzigen. De Smith versprach, daß eine Untersuchung zur Klarstellung ihrer Beschwerden abgehalten werden solle. Mittlerweile hat die Regierung 20 weitere Schutzleute nach der Insel gesandt.

Der General Joubert ist am 15. August siegreich aus seinem Kampfe gegen den Kaffernhäuptling Malabock in den Zoutpansbergen (vergl. Heft 7, Seite 110) nach Pretoria zurückgekehrt. Er hat aber alsbald einen neuen Kriegszug gegen die aufständischen Kaffern im Norden des Murchison-Gebirges antreten müssen. Diese haben nämlich die Besitztümer der weißen Ansiedler verbrannt, sich des in denselben befindlichen Viehes bemächtigt und konnten von den aufgebotenen Polizeitruppen nicht bewältigt werden.

Deutsch-Ostafrika. — Der Kompagnieführer und Chef der Station Moschi **Johannes** hat in der ersten Hälfte des Mai mit Erlaubnis des Gouverneurs einen Kriegszug gegen die Matscharileute, den letzten unbotmäßigen Rombostamm am Kilimandscharo, ausgeführt. An dem Zuge beteiligten sich eine Reihe von Häuptlingen, insbesondere Mareale von Marangu, welche gegen 2000 mit Vorderladern und Speeren bewaffnete Krieger stellten. Außerdem befanden sich in der Nähe des Stationschefs 200 nur mit Speeren bewaffnete Melileute. Der Zweck des Zuges ist durchaus erreicht: „Durch die Unterwerfung der Matscharileute giebt es keine Landschaft mehr am Kilimandscharo, welche sich nicht der deutschen Herrschaft unterworfen hat, bezw. die deutsche Flagge führt.“ Zu bemerken ist, daß unter der Leitung des Stationschefs hauptsächlich die Wadschagga den Krieg führten.

Im Juni hat der Kompagnieführer **Fromm** auf Requisition des Bezirksamts Kilwa mit Genehmigung des Kaiserlichen Kommandos der Schutztruppe einen Zug gegen die am Mavudjefluß wohnenden Sklavenhändler unternommen. Der Erfolg desselben kann erst im Laufe der Zeit zu Tage trete.n Vorerst sind nur eine Reihe von Häusern und das Dorf Mavudje verbrannt.

Der Gouverneur, Oberst **von Schele**, hat nicht am 28. Juli seinen Zug gegen die Wahehe angetreten, sondern den 1. September als den Termin für den Anfang desselben amtlich angezeigt.

Seit vorigem Jahre befindet sich Oskar Neumann, der allein eine Karawane ausgerüstet hat, in Ostafrika. Er will im Hinterlande zoologische und ethnographische Sammlungen machen und die Ergebnisse seiner Thätigkeit den Berliner Museen zuwenden. Sehr wertvolle Sendungen sind von ihm eingetroffen. Im „Deutschen Kolonialblatt“ Nr. 18 finden wir einen eingehenden Bericht über seine Reise im Nordosten unsers Schutzgebietes. Danach ist er mit seiner Karawane unter bedeutenden Schwierigkeiten bis zur Ugave-

Bai des Viktoria-Njansa gelangt und wollte er die Erlaubnis des englischen Gouverneurs zur Reise auf englischem Gebiete einholen. Ueberall in den von ihm durchzogenen Gebieten vom Manjara bis zum Viktoria-Njansa hat er die furchtbare Folge der Heuschreckenschwärme und der Viehseuche, die Hungersnot, gefunden. Blühende Stämme sind vernichtet. Die Berichte Baumanns über seine Massaiexpedition und Neumanns Beschreibungen decken sich. — Neumann hat den einzigen in Afrika noch thätigen Vulkan, den Doenjo Ngai, d. h. „Himmelsberg" fast ganz erstiegen. Etwa 150 m unter der Spitze traf er ein Dampfloch. Festgestellt hat er, daß noch im letzten Jahrzehnt Ausbrüche stattgefunden haben. — Reich ist des Reisenden Ausbeute in zoologischer Hinsicht. Besonders wichtig ist in diesem Stücke die Beobachtung, daß die Wasserscheide zwischen den Viktoria-Njansa-Zuflüssen und den zum Manjara-See, Sabaki, Tana und Djuba fließenden Bächen die Grenze zwischen der östlichen und westlichen Tierwelt Afrikas bildet. — Mit einigen Stämmen am Viktoria-Njansa hat Neumann zu kämpfen gehabt — weil er den Hongo, d. h. den Durchgangszoll, der von ihm verlangt wurde, nicht bezahlen wollte! Eine neue Bestätigung für die Richtigkeit unserer in voriger Nr. ausgesprochenen Ansicht über die Gründe des blutigen Zusammentreffens zwischen Privatexpeditionen und den Eingebornen. Doch endete im vorliegenden Falle der leidige Zwischenfall mit dem Abschluß der Blutsbrüderschaft.

Von allgemeinem Interesse dürfte folgende Mitteilung sein, die wir der Nr. 217 der „St. Petersburger Zeitung" entnehmen:

Wie wir seiner Zeit berichteten, waren im vergangenen Winter drei Kolonisten (aus der Krim) nach Ost-Afrika gereist, um das Land daselbst in Augenschein zu nehmen und persönlich an Ort und Stelle zu erfahren, ob und unter welchen Bedingungen und Verhältnissen eine Kolonisation in dem schwarzen Erdteile möglich wäre. Diese Männer sind bereits zurückgekehrt aus dem heißen Erdteile. Wir hatten in diesen Tagen Gelegenheit, den Führer derselben zu sprechen. Nach seiner Meinung wäre der Boden in Ost-Afrika für die Kolonisation wohl geeignet; auch die klimatischen Verhältnisse wären einigermaßen erträglich, insbesondere in Hochebenen und Gebirgsregionen, an welchen es ja in Afrika nicht fehlt, — aber die übrigen Verhältnisse, was namentlich die Ureinwohner und ihre Lebensweise anbelangt, sind, wie es ja nicht anders erwartet werden konnte, noch so ziemlich urwild, es ist alles noch sehr primitiv. Wer sich dort ansiedeln will, der muß vor allen Dingen ein nicht unbedeutendes Kapital besitzen und viel Mut, Fleiß und eine gute Portion Ausdauer haben. Erst allmählich wäre es möglich zu geordneten Verhältnissen zu gelangen. Somit hätten die Kolonisten in dem schwarzen Erdteile die Aufgabe, nicht nur für ihre eigene Existenz zu sorgen, sondern sie müssen daselbst auch für die Kultivierung der Eingeborenen fleißig thätig sein. Denn nur so würden sie daselbst geordnete Verhältnisse schaffen und auch ihre eigene Existenz sicherstellen. Demnach stellt die Kolonisation in Ost-Afrika für Auswanderer dorthin nicht irgend welche Reichtümer, die leicht zu gewinnen wären, in Aussicht, sondern viel Arbeit und Schweiß. Zugleich müssen sie Pioniere des Christentums und der Kultur überhaupt sein unter den Söhnen des schwarzen Erdteils, die von allerlei Unglück und Plagen so schwer heimgesucht worden sind. Das ist

eine schwere Aufgabe, welche nur durch festes Gottvertrauen und christliche Liebe gelöst werden kann.

Am 12. August haben die ersten Boten der Société des pionniers africains sich in Marseille nach **Madagaskar** eingeschifft. Die „Gesellschaft der afrikanischen Pioniere" will das Werk des verstorbenen Kardinals Lavigerie fortsetzen, nur mit dem Unterschiede, daß dieser von der Sahara aus ins Innere Afrikas vordringen wollte, während seine Nachfolger es von der Ostküste aus bewerkstelligen wollen. Neben dem idealen Ziele der Beseitigung der Sklaverei verfolgt die neugegründete Gesellschaft aber auch den sehr materiellen Zweck, „den englischen Einfluß zu bekämpfen, der für die französischen Interessen so sehr mißlich ist." Darum hat auch vermutlich, wie das „Petit Journal" am Schluß dieser Nachricht noch hinzufügt, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Gesellschaft eine Unterstützung bewilligt.

Aus dem Somaligebiet. Aus Sansibar vom 12. August wird der „Times" berichtet: Die bei Mogduschu an der italienischen Küste wohnenden Stämme der Abgalla plünderten letzthin vier italienische Staatskarawanen. Kapitän Felongardie brach darauf mit der Garnison von Mogduschu auf, schlug die Stämme aufs Haupt und behielt 45 Abgallas als Geiseln. Die Italiener erlitten keine Verluste. Bald nachher unterwarfen sich einige Somalihäuptlinge, schworen Treue und erstatteten das geraubte Gut zurück.

In **Marokko** befinden sich die Kabylen im Aufstande, da sie die Erpressung, Tyrannei und Grausamkeit der Kaids nicht länger ertragen wollen. Der Aufstand hat sich über den ganzen Süden des Landes verbreitet und wird dem Anscheine nach noch weiter um sich greifen. Viele Kaids haben fliehen müssen und wagen nicht, in ihre Distrikte zurückzukehren. Der mächtige Stamm der Dukalle hielt kürzlich einen Gouverneur, der von Fez kam, auf und verlangte 8000 Thaler Lösegeld, wenn er bei Azimur über den Fluß setzen wolle. Es kam zum blutigen Kampfe zwischen der Eskorte des Gouverneurs und den Kabylen. Auf beiden Seiten gab es eine Menge Tote. Infolge dieser Zustände haben sich viele europäische Familien von Magazan nach Tanger geflüchtet, weil sie einen Ueberfall der Stadt durch die Kabylen befürchten. England, Spanien und Italien haben schon Kriegsschiffe in die dortigen Gewässer entsendet. — Ein Zeichen der Lage ist folgender Fall von Seeraub, wie er in so frecher Form seit langem nicht mehr dagewesen ist. In Gibraltar ist das unter englischer Flagge segelnde und mit Portugiesen und Italienern bemannte Pailboot „Meyer" eingelaufen. Das Schiff, das Kohlen und andere Güter nach Melilla bringen sollte, ist am 28. Juli auf der Höhe des Penan de la Gomera bei vollständiger Windstille von einem mit 20 Rifioten besetzten Carabo geentert und dann geplündert worden. Die Mannschaft wurde gemißhandelt und die Flagge mit Füßen getreten.

Aus **Tunis** *berichtet* die „Vossische Zeitung": Während des

furchtbaren Aufstandes, den Bu-Amama im Jahre 1881 gegen die Franzosen in Süd-Algerien erregt hatte, und den zu unterdrücken sie lange nicht im Stande waren, waren Ueberfälle mit Mordthaten an der Tagesordnung. Opfer eines solchen wurde am 11. Juni 1881 ein von Spaniern geführter Wagenzug, bei welcher Gelegenheit der damals 13jährige Cazorla von den Arabern gefangen genommen und mitgeführt wurde. Dreizehn Jahre lang war er in Tafilalt in der Sklaverei; mit Messerstichen im Gesicht hatte man ihn gezeichnet. Endlich ist es ihm gelungen, seine Flucht zu bewerkstelligen. Er erzählt, daß er Bu-Amama selbst in Figuig gesehen habe, er sei alt geworden und habe einen langen ganz weißen Bart, lebe sehr einfach, habe aber großen Einfluß auf seine Glaubensgenossen. In Figuig sollen viele Deserteure der Fremdenlegion leben, die den Islam angenommen und sich mit eingeborenen Frauen verheiratet haben. Seine Mitgefangenen kannte Cazorla gut, es waren noch 120 Männer und 60 Frauen. Viele waren früher der schlechten Behandlung erlegen; man gab ihnen nichts als Datteln zu essen, während die Araber selbst sich täglich auch Gerichte von Fleisch und Gemüse bereiteten. Die Männer wurden gezwungen, die Religion des Propheten anzunehmen, nicht aber sich beschneiden zu lassen, auch durften sie Araberinnen heiraten; die Frauen wurden in arabische Häuser als Konkubinen verteilt. Die Bevölkerung ist gegen die Europäer, insbesondere gegen die Franzosen, sehr feindlich gesinnt. Auf seiner drei Monate währenden Reise will Cazorla durch ein wald- und wasserreiches Land gekommen sein, von dem man nicht weiß, wohin man es verlegen soll. Wenn es wahr ist, daß noch so viele europäische Gefangene dort der Befreiung harren, hat Frankreich Ursache, seine schon seit drei Jahren geplante Expedition nach den Oasen von Tuat, für die schon einmal alle Vorbereitungen zur Truppenzusammenziehung getroffen worden waren, zu beschleunigen. Die Expedition ist ein öffentliches Geheimnis, auch daß die Ursache ihrer Verzögerung Rücksichten auf die Lage in Marokko sind.

Litterarisches.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit vielen Hundert Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhans.** Erscheint in 15 Lieferungen — jede mit 2 Karten — zum Preise von je 1 Mark 60 Pfg. Verlag von **Justus Perthes** in **Gotha.**

Ein Meisterwerk, das der deutschen Wissenschaft Ehre macht. Die bisher vorliegenden 12 Karten bringen das Schutzgebiet der Neuguinea-Compagnie auf 6 Blättern vollständig zur Darstellung. Die fünfte Lieferung bringt zu dieser Karte Begleitworte unter dem Titel: Wirtschaftliche Grundzüge des Schutzgebietes der Neuguinea-Kompagnie, sowie ein eingehendes Verzeichnis der benutzten Kartenquellen. Die übrigen bisher erschienenen Blätter enthalten das Schutzgebiet der Marschall-Inseln und einen Teil des südwestafrikanischen Schutzgebietes, außerdem aber folgende Karten allgemeineren Inhalts: Nr. 1: *Verbreitung der Deutschen über die Erde*, Nr. 4: Das

deutsche Land, Nr. 2: Deutscher Handel und Verkehr auf der Erde, Nr. 5: Deutscher Handel und Verkehr in Mittel-Europa. Dazu kommen zahllose Nebenkarten, z. B. eine Uebersichtskarte der deutschen evangelischen Heiden-Missionen, der überseeischen Auswanderung aus dem deutschen Reiche, ihrer Wege und Ziele, der deutschen Kolonien in Littauen, der ehemaligen deutschen Haidekolonien in Schleswig, eine ethnographische Skizze von Deutsch-Südwestafrika und viele andere mehr. Fast will es manchmal scheinen, als ob für die ungeheure Fülle des verarbeiteten Stoffes der gewählte Rahmen viel zu eng sei; wenigstens möchte man vielen der höchst interessanten und notwendigen Nebenkarten einen größeren Raum und damit größere Deutlichkeit zugebilligt sehen. Es ist schade, daß die Notwendigkeit, den Preis für das Kartenwerk innerhalb gewisser Grenzen zu halten, den Herausgeber hier etwas zu sehr eingeengt zu haben scheint. Es ist überflüssig, zu sagen, daß bei einer Publikation, die bei Justus Perthes erscheint, alles erreichbare Quellenmaterial benutzt und auf das minutiöseste verarbeitet worden ist. Wenn trotzdem das Kartenbild oft noch manches zu wünschen übrig läßt, so wird einem eben klar, wie viel noch für die geographische Erforschung unserer Schutzgebiete zu thun bleibt. An der Nordküste von Neupommern verzeichnet Langhans noch die Inseln Willaumez, Raoul und Cicquel, die nach neueren Mitteilungen eine zusammenhängende Halbinsel von Neupommern bilden, wie dies auf der von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebenen Wandkarte von Kaiser Wilhelms-Land nach den Angaben Sr. Exzellenz des Herrn Vize-Admirals Freiherrn von Schleinitz dargestellt ist. Ueberall ist eine liebevolle Vertiefung des Autors in seine Aufgabe unverkennbar. Besonders angenehm berührt seine offen zu Tage tretende Begeisterung für deutsches Wesen und deutsche Art. Hierher gehört z. B. sein Bestreben, fremdsprachliche Eigennamen soweit sie eine erkennbare Appelativ-Bedeutung haben, so viel wie möglich in deutscher Uebersetzung zu geben und, wo er dies nicht kann, den fremden Namen möglichst nach deutscher Rechtschreibung zu schreiben. Freilich macht sich bei der Befolgung dieses Grundsatzes manches Schwanken bemerkbar, wie es bei dem ersten Versuch dieser Art nicht anders zu erwarten ist. Auf der Karte von Groß-Nama-Land hat er die Klippen der mehrfachen — holländischen und hottentottischen — Benennungen glücklich dadurch umschifft, daß er sämmtliche Namen eines Ortes aufgeführt hat, unter besonderer Hervorhebung desjenigen, der die meiste Verbreitung hat. Für richtig halte ich es auch, daß bei den Hottentotten-Namen die Schnalzlaute angegeben sind, nur hätte eine Erklärung derselben für den uneingeweihten Leser auf der Karte nicht fehlen dürfen. Seidel.

Bilder aus dem Gebiet der Norddeutschen Missions-Gesellschaft auf der Sklavenküste in Westafrika. 1. Missionsstation Keta. 2. Bergstation Amedschovhe. 3. Missionsarbeit. 4. Reisen der Missionare. 5. Land und Leute. Jedes Heft enthält 8 Photographien und einen kurzen und bündigen Text zu jeder einzelnen. Die geradezu mustergiltigen Bilder veranschaulichen nach den verschiedensten Seiten hin das Leben und die Arbeit der Missionare, so daß die gesamte Thätigkeit der Missionsgesellschaft klar hervortritt. Jedes Heft kostet einschließlich Porto 65 Pf., die 5 Hefte zusammen 3,20 Mk. Zu beziehen von der Expedition der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen, Ellhornstr. 26.

Das Kisukuma. Grammatische Skizze nebst Kisukuma-Deutschem und Deutsch-Kisukuma Vokabularium. Von **A. Heidel,** Sekretair der Deutschen Kolonialgesellschaft. Sonderabdruck aus: Zum Victoria Nyanza von Premierlieutenant W. Werther. — Berlin, Gergonne & Cie. — 1 Mk

Le centre de l'Afrique. Autour du Tchad par F. Brunache. Membre des missions Dybowski (1892) et Maistre (1894) Administratur colonial. — Illustré de 45 gravures, d'après des dessins de l'auteur et d'une carte hors texte. **Paris,** Ancienne librairie Germer Ballière et Cie. Felix Alcan, Editeur. — 1894.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Verlag der Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Berlin NO. 43, Friedenstraße 9.

Soeben erschienen:

Kurze Geschichte der Berliner Mission

in

Süd- und Ost-Afrika

von

D. Ed. Kratzenstein, Missions-Inspektor.

4. verm. Auflage, fortgeführt bis Ende 1892.

In Leinwandband 3.60 M.

Ein vortreffliches Buch, das sich bei aller Fülle von lebendigen Einzelzügen und ergreifenden und erbaulichen Geschichten zugleich durch kurze, klare Darstellung auszeichnet. Der Missionsfreund 1894, Nr. 2.

Evangelische Mission im Nyassa-Lande

mit 8 Bildern und 2 Karten

von

Jul. Richter, Pfarrer in Rheinsberg (Mark).

In Leinwandband 2.50 M.

Die **Allgemeine Konservative Monatsschrift** nennt das Buch „eine Musterleistung systematischer Schilderung" und schreibt darüber ferner: „Der Verfasser hat durch eingehende Studien den Stoff in sich aufgenommen, daß er ihn wirklich beherrscht und darum deutlich, mit richtiger Hervorhebung der Hauptpunkte und angemessener Gruppierung vieler anschaulicher Einzelheiten erzählen kann. Eine sehr gute und genaue Karte ist beigegeben."

Die in obigem Buch enthaltene

Karte vom Nyassagebiet

ist auch apart zu haben.

Preis 30 Pf.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar.

Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission,

von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und zum Besten der Hinterbliebenen herausgegeben von Konsistorialrat **Pfitzner** und Missionsdirektor D. **Wangemann.**

2. Auflage.

Preis 1.75 M., gebunden 2.25 M.

Pastor D. **Warneck** sagt hierüber in der **Allgemeinen Missionszeitschrift:**

Diese originelle Selbstbiographie hätte eigentlich schon die 10. Auflage erlebt haben müssen, sie hat aber erst zur zweiten gebracht, ein Zeichen, daß auch **gute** Missionslitteratur nur langsam sich verbreitet. **Wer das Buch noch nicht hat, kaufe es sich, das Geld wird niemand gereuen.**

Das **Hannoversche Missionsblatt** schließt eine Besprechung mit den Worten:

Das Buch eignet sich, wie wenig andere, zu Geschenken für alt und jung, zum Vorlesen in der Familie und in Missionsvereinen sowie zur Anschaffung für Vereins- und Volksbibliotheken.

Vaterländische Verlagsanstalt, Wilhelmstr. 30-31.

AFRIKA.

Nr. 10.

Oktober 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. **Merensky** u. D. **Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO. 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin W 62,
Wormser Straße 9.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aerzte-Mission	153
Evangel. Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten	156
Afrikanische Nachrichten	159
Vereins-Nachrichten	166
Litterarisches	167

Die Kaiserliche Post ersucht uns darauf aufmerksam zu machen, daß Sendungen für den Evangelischen Afrika-Verein und für die Zeitschrift „Afrika“ **persönlich** zu adressieren sind. Danach sind Geld- und Wertsendungen zu richten an

Geh. Kommerzienrat Veit,
Berlin W, Behrenstraße 48,

alles übrige an **Gustav Müller**, Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins, Berlin W, Wormser Straße 9.

Aerzte-Mission.

Von A. Merensky.

„Alle echte Missionsarbeit muß eine heilende im höchsten Sinne sein", schrieb einst der wackere Pionier Makay aus Uganda. Gewiß! die Sünde zerrüttet Seele und Leib, beide wollen erlöst, wollen geheilt sein. Christi Werk schildert Matthäus durch die Worte: „Er lehrte, predigte und heilte." Den Zwölfen gab der Herr bei seiner Aussendung Macht, allerlei Seuche und Krankheit zu heilen und ihnen, wie den 70 Jüngern giebt er das Gebot: „Predigt und sprecht, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen", aber auch das andere Gebot: „Machet die Kranken gesund." An den Befehl, das Evangelium zu predigen in aller Welt, schließt der Herr für seine Glaubensboten die Verheißung: „Auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden." Und in der Folgezeit geschahen Wunder und Zeichen durch der Apostel Hände, und noch Jakobus gebietet den Gemeindeältesten, der Kranken in den Gemeinden sich heilend und fürbittend anzunehmen. So lebendig war in der ältesten Missionszeit die Verbindung von Mission und helfender, heilender Liebe, und auch in späteren Zeiten hat die christliche Mission diese ihr von ihrem Herrn auferlegte Pflicht niemals ganz vergessen. Erbarmende Liebe hat sich mit dem Christentum in der Welt verbreitet, und auch die neuere evangelische Mission erkennt mehr und mehr den großen Wert, den christliche Missionsärzte für die Arbeit unter den Heiden haben. Die Missionsmethode der evangelischen Kirchen ist keineswegs eine einseitige, sie beschränkt sich nicht etwa auf die Predigt des Evangeliums allein. Auf größeren Instituten leitet man Leute unkultivierter Völker zu Handwerk und Ackerbau an, an unzähligen Orten sind Hospitale errichtet, der Errichtung von Schulen, niederen und höheren, wendet man allüberall die größte Aufmerksamkeit zu, und Missionsärzte stehen mit anderen Missionaren Schulter an Schulter in der Arbeit. Während im Jahre 1834 der erste Missionsarzt, Dr. Parker, von Amerika nach China geschickt wurde, finden wir heut etwa 300 Missionsärzte unter den Heiden, von denen etwa die Hälfte amerikanischer, die andere Hälfte englischer Herkunft sein mag. Eigene Gesellschaften haben sich zur Förderung dieser Sache in England und Amerika gebildet. Die Edinburgher ärztliche Missionsgesellschaft hat eine Jahreseinnahme von über 100000 Mark. Aber auch andere, selbst kirchliche Missionsgesellschaften haben vielfach Aerzte unter die Zahl ihrer Sendboten aufgenommen. So hat die schottische Freikirche unter ihren ordinierten Missionaren nicht nur 17 promovierte Aerzte, sondern auch 14 Aerzte, die nicht zugleich Geistliche sind. Die günstigen Erfahrungen, welche man bei dem Einstellen von Aerzten in den Missionsdienst bisher gemacht hat, lassen eine weitere Anwendung und weiteren Ausbau der Aerzte-Missionen als sicher erscheinen.

Zunächst ist hervorzuheben, daß in manchen Gegenden der Missionar eben nur als Arzt Eingang findet oder geduldet wird, das ist der Fall an manchen Orten der muhammedanischen Welt, im Innern des chinesischen Reiches, wie auch anderwärts. Der norwegische Missionar, Bischof Schröder, wurde nur als Arzt von dem Vater Ketschwajos, dem Sulukönig Umpanda, an seinem Hofe geduldet, und jeder Missionar findet bei Heiden am leichtesten dadurch freundlichen Eingang, wenn er nach Möglichkeit ihren Kranken ärztliche Hilfe angedeihen läßt. Die Liebe, die er übt, gewinnt die Herzen. Seine Kunst wird für viele, die ihm sonst fern geblieben wären, eine Nötigung, ihn aufzusuchen; dabei wird das Heidentum erschüttert, wenn ein Bote des fremden Gottes Wohlthäter des Landes wird, wenn seine Mittel Krankheiten heilen, die der Macht der Götter, der Priester und der Talismane trotzten. Oft ist zunächst der Haufe der Kranken, die sich beim Missionsarzt oder dem Missionar einfinden, allein bereit und willig, zum Anhören des Evangeliums sich zu bequemen, die Geheilten werden sich etwas von Dankbarkeit gegen die fremden Wohlthäter bewahren, und wo erst eine Gemeinde gebildet ist, wird die Gewährung ärztlicher Hilfe von seiten der Missionare eine unabweisbare Pflicht. Bei ihren heidnischen Aerzten und Zauberern können die neugewonnenen Christen auch in leiblichen Nöten nicht mehr Hilfe suchen, sie würden sich dadurch der Teilnahme an götzendienerischem und abergläubischem Treiben schuldig machen. Das aber legt der Mission die Verpflichtung auf, für ärztliche Beratung der Leute Sorge zu tragen.

Die deutsche evangelische Mission hat bisher leider nur sehr wenige Missionsärzte aussenden können. Nur die von deutschen Diakonissen bedienten Krankenhäuser im Orient könnte man als deutsche Arbeitsleistung dieser Art bezeichnen. In Kairo und Alexandrien, in Jerusalem, Beirut und Smyrna finden wir diese trefflichen Hospitale, zu deren Unterhalt der Johanniterorden bedeutende Beiträge zahlt. Ihnen schließt sich das Asyl für Aussätzige in Jerusalem an, welches unter der Pflege der Brüdergemeinde steht. In Afrika hat die Basler Mission Aerzte in ihren Dienst gestellt, und die ostafrikanische Missionsgesellschaft hat bekanntlich in Daressalaam ein Hospital begründet und mit großen Opfern bis jetzt erhalten, welches aber der Mission unter den Eingeborenen nur in sehr beschränktem Maße Dienste leistet. In Afrika ist für Kranke allüberall Luft, Obdach und Nahrung leicht genug beschafft, so daß Hospitale wohl zu entbehren sind. Die Eingeborenen fühlen sich, auch wenn sie krank sind, am wohlsten in der Hütte, auf der einfachen Matte im Kreise ihrer Angehörigen. Aber das ist notwendig, daß dort jeder Missionar über ein möglichst hohes Maß von ärztlichem Wissen verfügt. Die Behandlung von Wunden und Schwären ist ja durch die aseptischen und antiseptischen Methoden so unendlich vereinfacht, daß man sie leicht erlernt. Unsere Missionare im Kondelande haben Tag für Tag Kranke zu

behandeln. Auf der Station Manow hatten sich an einem Tage des Mai 70 Kranke zur Poliklinik eingefunden, und mancher Missionar hat wohl vom Frühstück bis zum Mittag hin mit der Abfertigung von Hilfesuchenden dieser Art zu thun. Wie gern hätte die Berliner Missionsgesellschaft den treuen Arbeitern einen wirklichen Arzt zu Hilfe gesendet. Aber alle Bemühungen, einen solchen zu gewinnen, sind bis jetzt leider vergeblich gewesen. Arbeit für einen Arzt wäre reichlich vorhanden. Ihm würde zunächst obliegen, auf der Station, wo er seinen Wohnsitz hat, die tägliche Poliklinik der Eingeborenen zu besorgen. Kranke, deren Behandlung ein größeres Maß von ärztlichem Wissen, z. B. einen größeren chirurgischen Eingriff erheischte, würden auch von anderen Stationen dorthin gewiesen werden, und durch das Studium der Krankheiten, an denen die Eingeborenen leiden, würde solcher Arzt in der Lage sein, den Missionaren für ihre Praxis die wertvollsten Anweisungen zu geben. Welch dauernder Gewinn wäre es für die Wissenschaft, welch Gewinn für die farbigen Bewohner des Landes, wenn auf diesem Wege die Krankheiten, an denen die Afrikaner leiden, studiert und die Ergebnisse solches Studiums festgestellt werden könnten! Wir hören z. B. dort immer wieder von neuen Hautkrankheiten, die wahrscheinlich parasitärer Natur sind, die ein weites Feld für solche Untersuchungen bieten würden. Es erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß, wenn solch Arzt den Arzeneischatz der Eingeborenen untersuchte, daß dort nicht wertvolle Droguen gefunden würden, wie ja Süd-Amerika uns in der neueren Zeit mit solchen Droguen, z. B. der Quebrachorinde beschenkt hat. Weshalb sollte nicht unter den Mitteln, welche die Afrikaner gegen das Fieber gebrauchen, eine wirksame Arznei gefunden werden? Die Missionare haben einen Arzt auch für sich selbst dringend nötig! Wenn sie auch das Fieber und sonstige akute Krankheiten zweckmäßig und erfolgreich behandeln können, so lange sie nicht mit Komplikationen verbunden sind, so treten doch bei ihnen von Zeit zu Zeit schwere Erkrankungen ein, und Veränderungen der Organe, welche meist bald von ernsteren Folgen sind, werden nur durch einen vollgebildeten Arzt zeitig genug erkannt und wirkungsvoll behandelt werden können. Wahrlich, es ist unsere Pflicht, den uneigennützigen opferfreudigen Männern, die im Interesse des Christentums und der Kultur unter mannigfachen Entsagungen auf Vorposten stehen, solche Unterstützung und Hilfe zu teil werden zu lassen! Unsere Missionare sind bereit, wenn es sein kann, das ganze Leben ihrem Werke zu weihen. Mit jedem Jahre leben sie sich mehr in die Sprache und die Anschauungen des Volkes ein, unter dem sie arbeiten, mit jedem Jahre werden sie dadurch auch mehr Einfluß auf das Volk gewinnen und ihre Arbeit wirkungsvoller ausüben können, da gilt es, ihnen alles zu gewähren, was ihre Gesundheit stählen und erhalten kann. Im Kondelande, am Njaßa hat die Berliner Mission bereits eine Station im fieberfreien Gebiet anlegen könen (Muakareri). Dort können Missionare,

die an anderen Orten siech geworden sind, sich erholen, aber es fehlt ein Arzt, welcher sie durch seinen Machtspruch nötigen könnte, dies zu thun. Daß ein solcher Arzt es in seiner Hand hat, auch auf anderen Gebieten, z. B. der Botanik, der Zoologie, der Ethnologie und Anthropologie, die wertvollsten Dienste zu leisten, liegt auf der Hand, da ihm zu den einschlägigen Untersuchungen vollauf Zeit zu Gebote stehen würde, denn die Missionsgesellschaften würden zunächst und hauptsächlich Wert auf die Erfüllung der eben angeführten Pflichten legen. Eigentliche Missionsarbeit durch Lehre und Predigt kann den Missionaren überlassen bleiben. Der evang. Afrikaverein hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Missionsgesellschaften in dieser wichtigen Angelegenheit Handreichung zu thun. Er ist gewillt, einen Missionsarzt hinauszusenden, wenn eine für diesen Dienst geeignete christliche Persönlichkeit sich finden sollte. Die Zeit des Dienstes würde auf mindestens drei volle Jahre, gerechnet von der Ankunft an Ort und Stelle, bemessen werden. Der Verein wird keine Mühe sparen, bis das erwünschte Ziel erreicht ist, und ein Missionsarzt in Deutsch-Ostafrika in der Arbeit steht.

Evangelische Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten.

3. Kamerun.

Die Baseler Mission in Kamerun hat immer wieder ernstlich unter dem Klima zu leiden. Um die Jahreswende glich die Station Mangamba einem Lazareth, und im August ist der Vorsteher der Gehilfenbildungsanstalt in Bonaberi, Missionar H. Bizer, infolge schwerer Erkrankung heimgekehrt, nachdem er erst vor $1^1/_2$ Jahren wieder ausgezogen war. Ein Todesfall ist, Gott sei Dank, nicht zu beklagen, und mit einem herzlichen „Gottlob!“ gedenken wir der Erholungsstation Buea, deren Wiederaufbau jetzt vielleicht schon begonnen ist.

Als erfreuliches Zeichen vom innern Fortschritt der Arbeit ist es zu betrachten, daß sich an mehreren Orten der Gegensatz des Heidentums gegen die „Gottessache“ zusehens verschärft. Der Sturm, den die Anhänger des Pangadienstes über die Christen in und um Mangamba vergangenen Herbst heraufbeschworen hatten, war bald vorüber und hat der Mission genützt, statt geschadet. In einem modernen Aufputz versucht es das Heidentum am untern Sannaga. Wer in die Sippe des Götzen Almela eintreten will, macht eine Art Katechumenat durch; der Aufnahmeakt besteht aus einer förmlichen Taufe mit Untertauchung; die Verpflichtung erstreckt sich auf Unzucht und Schnapstrinken. Diese Laster bilden auch den Gegenstand der Vorträge beim „Gottesdienst“ am Sonntag. Was *der Sache* Eingang verschafft, ist die Behauptung, der Almelakult

stamme aus Europa, was ja in bezug auf den Schnaps leider richtig ist.

Von üblen Folgen des Dahomeyaufstandes für die Mission ist kaum etwas verlautet; dagegen macht sich unter den 1892 gezüchtigten Bakoko am Sannaga nach dem letzten Bericht immer noch eine große Erregung und Angst vor dem Gouverneur bemerkbar. Im ganzen aber geht die Arbeit munter vorwärts, und wir dürfen im laufenden Jahr fast überall wieder einen schönen Zuwachs erhoffen. — An verschiedenen Punkten sind wieder Vorstöße ins Innere gemacht worden, von Lobethal gegen Süden nach dem Nyong, von Bonaku gegen Osten zu den Elmgasi, von Mangamba gegen Nordosten zu noch nie besuchten Bergstämmen.

Da beginnt man zu ahnen, wie viel Arbeit der Mission noch wartet, und es fehlt nicht an freundlichen Ermunterungen zum frischen Angreifen. F. Würz.

4. Deutsch-Ostafrika.

a) Die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig blickt auf ein glückliches Anfangsjahr im Dschaggalande am Kilimandscharo zurück. Ihre unter der Leitung des in reifen Jahren stehenden indischen Missionars Päsler ausgesandte Expedition kam auf der alten Karawanenstraße Mombasa-Taweta durchs englische Gebiet am 30. September vor. Jahres in Moschi an. Sie gedachte sich dort auf dem Grundstück der ehemaligen englischen Mission (Ch. M. S.), der von den Leipziger Missionaren rechtmäßig erworben worden war, niederzulassen. Weil aber Hauptmann Johannes um diese Zeit gerade das neue deutsche Fort ausbaute, mit dessen Hilfe der eben besiegte Meli von Moschi im Schach gehalten werden sollte, wurden hier alle Arbeitskräfte der Eingebornen zum Holztragen und Bauen gebracht. Die Missionare sahen darum vorläufig von diesem Orte ab und zogen weiter westwärts in die Landschaft Madschame, wo sie am 5. Oktober ans Ziel gelangten. Der dortige junge Sultan Shangali kam ihnen überaus freundlich entgegen und bot einen schön gelegenen, fruchtbaren Hügel in der Nähe seiner „Boma" für ihre Niederlassung an. Mit Hilfe des Hauptmanns Johannes, der sich auch alsbald zur Begrüßung einstellte und seitdem den Missionaren in jeder Hinsicht die Wege zu ebnen gesucht hat, ward das Grundstück für einen billigen Preis gekauft. Es wird bei der Fruchtbarkeit des Bodens und der Möglichkeit reichlicher Bewässerung den Brüdern bald die notwendigsten Nahrungsmittel liefern. Kartoffeln und andere Gemüse gedeihen recht gut. Das erste Jahr ist unter dem Ausbau der Station — der Name des Orts ist Kwarango — hingegangen. Die Leute von Madschame haben dabei gegen eine geringe Entschädigung alles nötige Bauholz aus dem zwei Stunden entfernten Urwalde geholt. Sie verkehrten mit den Missionaren stets auf dem freundschaftlichsten Fuße. Die in dieser Zeit gemachten Sprach-

studien der Brüder sind noch nicht allzuweit gediehen, weil das Kidschagga erst schriftlich fixiert werden muß und viele Schwierigkeiten bietet. Als Verkehrssprache diente bisher das Kisuaheli, das von einigen aus dem Volke verstanden wird. Auf der Station steht jetzt ein mit einem Doppeldach von Bananenblättern gedecktes großes Wohnhaus und ein leichtgebauter Waarenschuppen, der zugleich als Versammlungsraum benutzt wird. Um künftig beim Bau solider Häuser, welche das zeitweilig rauhe und regnerische Klima an den Abhängen des Kilimandscharo fordert, sachkundige Hilfe zu haben, ließ Missionar Päsler von seinem früheren Arbeitsfelde in Südindien einige tamulische Handwerker, die schon Christen sind, kommen. Infolgedessen werden jetzt Sonntags bereits zwei christliche Gottesdienste in Kwarango gehalten, einer in Kisuaheli, dem in der Regel einige Madschamemänner beiwohnen, und ein tamulischer. Die Errichtung einer zweiten Station steht nahe bevor. Von den fünf ausgesandten Brüdern hat leider einer (Missionar Böhme) unmittelbar nach seiner Ankunft in Madschame nach Europa zurückkehren müssen, weil er schon von Mombasa an schwer an Dysenterie litt, die andern erfreuen sich der besten Gesundheit. P.

b) Mission der Brüdergemeine. Die zur Gründung der neuen Missionsunternehmung berufenen Brüder Th. Meyer, Theophile Richard (spr. Rischahr), Georg Martin und Joh. Häfner traten, durch mancherlei Vorstudien vorbereitet, am 15. April 1891 die Reise von Neapel aus an, berührten Aden, Tanga, Dar-es-Salâm und Sansibar, trafen am 24. Juni in Karonga ein und machten von Kararamucka aus, etwas nordwestlich vom Nordende des Njaßa-Sees belegen, im Juli und August zwei Untersuchungsreisen, um den für Anlegung einer Missionsstation günstigsten Platz zu erkunden. Am Fuße des Rungueberges im Gebiet des Häuptlings Muakaparire(-lile) fanden sie einen dazu passenden Hügel in schöner, wasserreicher und verhältnismäßig gesunder Gegend, 1600 Meter über dem Meere. Während Meyer und Richard am Rungue mit Bauarbeiten begannen, entschlief unerwartet schnell am 9. September der mit Häfner in Kararamucka zurückgebliebene Georg Martin, der vorher allerdings viel am Klimafieber gelitten hatte. Die tiefbetrübten drei übergebliebenen Brüder brachten nun den Rest des Jahres 1891, das Jahr 1892 und die erste Hälfte von 1893 mit Anlegung der Stationsgebäude wie eines Gartens hin, dabei gegen Bezahlung an Caliko und Salz unterstützt von den Eingebornen, Mitgliedern des Awa-Kukwe-Volkes. Dasselbe ist leidlich gesittet und widmet sich dem Ackerbau wie der Viehzucht. Die Beziehungen zwischen demselben und den Missionaren, die neben ihrer Arbeit von Anfang an Sprachstudien trieben, gestalteten sich durchaus freundlich. Am 3. November 1892 trafen die zur Verstärkung nachgesandten Brüder Kretschmer und Bachmann auf der Station ein, denen im Jahre 1894 die Brüder Ledour und Koots mit *ihren* Frauen und der Braut von Br. Kretschmer folgten. (Br.

Meyer, der seiner Braut bis Chinde entgegengereist, traf mit ihr im Januar 1894 wieder in Rungue an.) Im März 1893 wurde eine bisher wenig zahlreich besuchte Schule eröffnet, die in ihr gemachten Fortschritte waren jedoch bisher erfreulich. Im August 1893 begann die eigentliche Verkündigung des Evangeliums auf der Station selber und in den benachbarten Dörfern, von deren Erfolgen greifbare Früchte bisher noch nicht zu verzeichnen sind. Die Anlegung einer zweiten Station, 7 Stunden südlich von Rungue, bei dem Dorfe Kibatata, ist für den Sommer 1894 ins Auge gefaßt, während die Gründung einer gleichfalls geplanten dritten Station im Gebiete des kürzlich verstorbenen Häuptlings Merere, 2—3 Tagereisen nördlich von Rungue, wegen eines Krieges, den die deutsche Regierung gegen die räuberischen Wahehe zu führen hat, noch verschoben werden mußte. (Näheres siehe Missionsblatt der Brüdergemeinde, Nr. 4303 der Post-Zeitungs-Preisliste, Preis jährlich 1 M. 20 Pf. ohne Abtragegeld.) Schn.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 28. September.)

Die deutsche **Togo-Expedition** ist am 11. September mit dem Dampfer „Gertrud Woermann" von Hamburg abgefahren. Bis Togo liegt die Führung in den Händen des Herrn v. Pawlikowski, während die eigentliche Expeditionsleitung Herr Dr. phil. Grimer, der bewährte Leiter der Station Misahöhe übernehmen wird. Freiwillig der Expedition angeschlossen hat sich Herr von Carnap-Quernheimb, welcher mehrere Male in Ostafrika thätig war.

Die belgische Antisklaverei-Gesellschaft hat von dem Kampfe gegen die arabischen Sklavenfürsten die Nachricht erhalten, daß auch die letzte Boma Rumalisas am Tanganika ohne Widerstand besetzt ist, und daß der Hauptmann Descamps einen Angriff gegen Kinioni, den größten Verbündeten Rumalisa's, beabsichtige. Derselbe hat sich am rechten Ufer des Rusizi, zwei Tagereisen nördlich vom Tanganika festgesetzt. Lieutenant Lange errichtete im Norden der Halbinsel Ubwari einen Posten, der notwendig ist, um den Verkehr zwischen den Arabern von Kassongo und denen von Udschidschi zu überwachen.

Für den Teil des **portugiesischen Westafrika**, der an Deutsch-Südwest-Afrika angrenzt, hat jetzt eine Gesellschaft von der Lissaboner Regierung allerhand Gerechtsame erhalten. Die Bestätigungs-Urkunde bewilligt der Mossamedes-Kompagnie 1) das Recht, Alkohol herzustellen und zu verkaufen nach Maßgabe der näheren Bestimmungen; 2) das Recht, die betreffenden Gebiete zu besiedeln und dort Ortschaften zu errichten; 3) das Recht, Wege, Eisenbahnen, Kanäle, Quais, Docks, Brücken und andere öffentliche Bauten herzustellen. Weiter hat die portugiesische Regierung der Kompagnie

auf 15 Jahre Freiheit von allen baaren Abgaben zugestanden, mit Ausnahme der bergbaulichen Abgaben und der Grundsteuer. Dann verpflichtet sich die Regierung, die portugiesische Einwanderung auf das Land der Kompagnie zu unterstützen; dagegen hat sich die Kompagnie verbindlich gemacht, 500 Ansiedlerfamilien aufzunehmen, denen sie Elementarschulen bauen und Handwerke lehren, ferner ärztliche Hilfe und Aufnahme in Sanatorien gewähren muß.

Der Bezirk Mossamedes grenzt an das deutsche Ovambo-Land. Abgesehen von andern Gründen wirtschaftlicher Art verdient darum die hier erteilte Gerechtsame deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil der Verkauf von Alkohol in der Nähe unserer Grenze unserm Schutzgebiete schweren sittlichen Schaden bringen kann.

Deutsch-Südwestafrika.

Im Proviantthause zu Windhoek hat am Vormittage des 26. Juli ein Brand stattgefunden. Bedauerlicher Weise sind bei dem mit großer Schnelligkeit um sich greifenden Feuer vier eingeborene Frauen, die gerade beim Hineinschaffen von Proviantvorräten beschäftigt waren, ums Leben gekommen. Zwei derselben erstickten in den Flammen, während die beiden andern am folgenden Tage ihren Brandwunden erlagen. Leider ist auch der Proviantmeister v. Goldammer nicht unerheblich an Händen und Beinen verletzt worden, doch ist nach ärztlichem Gutachten sichere Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten. Da die Feuerspritzen schnell zur Stelle waren, und da von allen Seiten thatkräftige Hilfe geleistet wurde, gelang es den Brand zu beschränken, so daß nur ein geringer Teil des Gebäudes zerstört wurde. Dagegen verbrannten größere Mengen von Proviant. Der gesamte Schaden wird auf etwa 60 000 Mark geschätzt. Das Feuer ist durch Explosion eines mit Spiritus gefüllten Fasses entstanden. Eine Untersuchung des Vorfalles ist von den Behörden an Ort und Stelle eingeleitet.

Nach Mitteilung des „Deutschen Kolonialblatts" hat am 25. Juli zum ersten Male eine öffentliche Versteigerung von Regierungsland in Aais, im Gebiete der Khauashottentotten stattgefunden. Es waren drei Farmen von je 10 000 ha zum Verkauf gestellt. Die eine wurde dem Ansiedler Ohlsen für 10 900, eine zweite dem Windhoeker Kolonisten Nielsen für 10 000 Mark zugeschlagen. Es liegen zahlreiche Anfragen und Gesuche wegen Verkaufs von Regierungsland in anderen Teilen des Schutzgebietes vor, und es werden daher, sobald die Vermessungsarbeiten weiter fortgeschritten sind, neue Versteigerungstermine anberaumt werden.

Am 17. Juli ist, wie in der vorigen Nummer gemeldet, die Verstärkung der Schutztruppe an der Tsoakhaubmündung gelandet. Am 18. hat der Landeshauptmann die Mannschaften übernommen. Dabei hielt Major Leutwein eine außerordentliche Begrüßungsansprache an die Leute und schloß mit einem dreimaligen *Hoch* auf den obersten Kriegsherrn unter dem Hinweise, daß die

Truppe jetzt gleich der ostafrikanischen eine Kaiserliche geworden sei. Auf Ersuchen des Landeshauptmanns war Missionar Böhm nach Tsoakhaubmund gekommen und hielt vor dem Abmarsch der Truppen nach dem Innern zum Kampfe mit Hendrik Witbooi eine eindrucksvolle Predigt.

Zum Beweise, daß auf friedlichem Wege die deutsche Herrschaft in erfolgreichster Weise ausgebreitet und befestigt werden kann, teilen wir folgenden Bericht aus dem „Deutschen Kolonialblatt" mit über einen

Besuch des stellvertretenden Landeshauptmanns Major Leutwein in Okahandya.

Am 23. Juni verließ Herr Major Leutwein Windhoek und traf abends den mit Geschütz und 25 Mann vorweggerittenen Leutnant Troost unweit Ozona, einem 4 km von Okahandya entfernt liegenden Orte. Am nächsten Morgen ritt er nach dem 2 km von dem unsrigen entfernten Lager des Oberhäuptlings der Hereros, Samuel Maharero. In seiner Begleitung befanden sich außer mir und dem Dolmetscher noch fünf Mann der Truppe. Samuel Maharero hatte sich auf einem nach allen Seiten hin freies Schußfeld bietenden Hügel mit etwa 300 Männern und Frauen nach Eingeborenenweise stark verschanzt. Schon von weitem erblickten wir auf dem Plateau die deutsche Flagge auf hohem Maste im Winde flatternd. Am Eingange wurden wir von dem im Rocke des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments steckenden Feldkornet und Führer der Truppe des Oberhäuptlings und gleich darauf von dem aus dem noch nicht beendeten Feldgottesdienst herbeieilenden Samuel Maharero begrüßt. In der mit letzterem und einigen Großen abgehaltenen Versammlung erklärte Samuel Maharero, daß er nicht der Uebermacht des Gegners, sondern um des Friedens willen aus Okahandya gewichen sei, da er diesen nicht ohne Willen des Kaiserlichen Landeshauptmanns habe brechen wollen. Major Leutwein ließ darauf den mit Seiner Majestät dem deutschen Kaiser geschlossenen Schutzvertrag vorlesen und belobte den Oberhäuptling, daß er in genauer Befolgung desselben bei dem Streit mit seinen Unterkapitänen und Großen die Entscheidung der Kaiserlichen Regierung angerufen habe.

Nach etwa ¾stündiger Beratung, in deren Laufe Samuel auf Befragen, ob ihm der Schutz deutscher Soldaten in Okahandya erwünscht wäre, bat, sofort eine Besatzung dorthin zu legen, kam man überein, daß Samuel sich mit dem mächtigen Ratgeber seines verstorbenen Vaters, dem noch heidnischen Riarua,*) in unserem Lager treffen sollte, um den seit längerer Zeit zwischen diesem und ihm obwaltenden Streit beizulegen. Als zur festgesetzten Zeit indeß nur Samuel erschien, während Riarua sich mit Krankheit entschuldigen ließ, brach der Major mit allen Truppen nach Okahandya auf. Während Leutnant Troost vor dem unmittelbar am Eingange befindlichen Hause des Missionars Viehe Halt machte und das Geschütz auffahren ließ, ritten wir zu acht Gewehren durch das etwa 2 km lang gestreckte Dorf bis vor das am entgegengesetzten Ausgange liegende Haus des Riarua, in dessen Nähe sich 40 bis 50 zur Hälfte mit Gewehren, zur Hälfte mit Kris bewaffnete Hereros angesammelt hatten. Während wir abstiegen und nach dem Riarua suchten, belebten die Leute ihre feindliche Haltung bei, ohne uns jedoch anzugreifen. Da Riarua auch in seinem von zwei Mannschaften abgesuchten Hause nicht zu finden war, ließ Herr Major Leutwein verkünden, daß er nur gekommen sei, um zwischen Samuel und Riarua Frieden zu stiften, daß er am nächsten Morgen wieder abreiten werde und dann nicht weiter

*) Riarua ist der Vater des Unterkapitäns Assa Riarua, des Hauptgegners Samuel Mahareros in Okahandya.

den Frieden vermitteln könne. Diese Kundgebung hatte den gewünschten Erfolg und machte ein kriegerisches Vorgehen unnötig, denn schon nach kurzer Zeit sandte der alte Riarua einen Boten und ließ sagen, daß er sich nur aus Angst versteckt habe. Alsbald erschien er selbst und erkannte das Recht des Kaiserlichen Landeshauptmanns, zwischen ihm und Samuel zu entscheiden, an.

Am Morgen des 25. Juni kam Samuel, vom Major aus Ozona herbeigerufen, an der Spitze von etwa 80 Berittenen und lagerte sich, nachdem er durch vorausgesandte Boten hatte fragen lassen, wo er absatteln sollte, neben unserem Lager, nur durch die Fahrstraße getrennt. In der Beratung zwischen Samuel und Riarua wurde, obwohl ersterer anfänglich erklärte, daß er gegenüber dem Verhalten des Riarua und seiner Leute, die gegen den Major, der doch als Friedensvermittler gekommen sei, die Waffen erhoben hätten, eine Verzeihung nicht gewähren könne, schließlich eine völlige Einigung erzielt.

Riarua versprach in allen Punkten, um welche sich der Streit drehte, den Wünschen Samuels nachzukommen und zwar: 1. die Regulierung der Erbschaften künftig dem Samuel zu überlassen. (Es ist dies ein wichtiges Vorrecht der Häuptlinge, das für sie selbst mancherlei abwirft. Dasselbe war vom alten Kamaharero, Samuels Vater, dem Riarua übertragen und nach des Samuels Regierungsantritt trotz dessen Widerspruch von Riarua weiter ausgeübt worden.)

2. Das Ansehen, welches er unter dem Kamaharero genossen habe und noch jetzt genieße, nicht so zu gebrauchen, daß Samuel sich in seiner Kapitänswürde verletzt fühlen müsse.

3. Die Werften, welche Samuels Vater gehört hätten und nach dessen Tode zu Riarua und dessen Anhang übergegangen seien, dem Samuel wieder zuzuführen.

4. Die Munition, welche Eigentum des alten Kamaharero gewesen war und im Hause Riaruas lagerte, herauszugeben.

Der Munitionsvorrat wurde auf den aus eigenem Antriebe von Samuel gestellten Antrag der neugegründeten Station zur Aufbewahrung übergeben.

Die Besatzung in vorläufiger Stärke von 1 Unteroffizier und 10 Mann wurde bis zur Fertigstellung eines besonderen Stationsgebäudes in dem Hause der Firma Wecke & Voigts untergebracht.

Nach Beendigung der Beratung fand im deutschen Lager ein Versöhnungsfest statt, an dem außer Samuel, Riarua und seinem Sohn Assa auch der Unterkapitän von Otyimbingue und der Sohn des mächtigen und reichen, im Gebiete von Waterberg wohnenden Kapitäns Kambasembi teilnahmen.

Am folgenden Morgen erschien auch der vom Major Leutwein herbeigerufene Kapitän Nicodemus von Otyiwarongo, der nach dem eigenartigen Erbrecht nähere Ansprüche auf den Oberhäuptlingsthron als Samuel Maharero zu haben glaubte. Demselben wurde zunächst das in Windhoek aufgenommene Protokoll sowie der § 5 des auch von ihm mitunterzeichneten Schutzvertrages vorgelesen. Nach einigem Zögern erklärte er sich bereit, sich der Entscheidung des Kaiserlichen Landeshauptmanns zu fügen. Es wurde ihm darauf zugesagt, daß, wenn er Samuel als Oberhäuptling anerkenne, er Unterkapitän über das ihm besonders unterthane Land bleiben solle, so wie Zacharias es in Otyimbingue sei. Samuel verpflichtete sich dagegen, ihn als selbständigen Unterkapitän auf dem noch näher abzugrenzenden Gebiete anzuerkennen. Auch versprachen beide, Frieden miteinander zu halten.

Alle diese Zugeständnisse, besonders der endgiltige Verzicht auf die Oberkapitänschaft, wurden dem trotzigen und als gewaltthätig bekannten Nicodemus sichtlich sehr schwer. Entsprechend der im Windhoeker Protokolle aufgenommenen Erklärung zeigte er sich der Ansiedelung weißer Leute und

der Gründung von Handelsniederlassungen und Anlage einer Station in seinem Lande geneigt.

Unter den verschiedenen Verwaltungsangelegenheiten, die noch mit Samuel besprochen und geregelt wurden, möchte ich nur hervorheben, daß es gelang, die Hereros zur Anerkennung einer Schuld gegen weiße Händler, welche im Jahre 1891 im Gebiete von Gibeon von den Hereros überfallen und ausgeplündert waren, zu bewegen. Samuel, obwohl bei jenem Ueberfalle nicht beteiligt, übernahm als Oberhäuptling auf seine eigene Rechnung die Ablieferung von 500 Stück Rindvieh.

Beim Abritt versammelte sich Samuel nochmals mit sämtlichen Unterkapitänen und Großen, unter denen sich auch Nicodemus und Riarua befanden, zur Begrüßung. Mit einem vom Major Leutwein ausgebrachten und von der angetretenen Besatzung und allen übrigen Weißen freudig erhobenen Hoch auf Seine Majestät verließen wir den Wohnort der Hereros mit der Aussicht, auf friedlichem und freundschaftlichem Wege dieselben an die deutsche Herrschaft zu gewöhnen. Der Erfolg, den Major Leutwein errungen hat, indem er über den mächtigen Unterhäuptlingen der Herero zu Gericht saß und sie zu bewegen wußte, sich seinem Schiedsspruche zu fügen, ist kein geringer. In Otyimbingue fand er bereits zwei Briefe von dem von der deutschen Regierung als selbständig anerkannten Kapitän Manasse von Omaruru vor, worin dieser der Hoffnung Ausdruck gab, den Landeshauptmann bald in seinem Lande begrüßen zu können. Major Leutwein mußte ihn indeß wegen der erwarteten Truppenverstärkung auf später vertrösten.

Zwei Tage nach meiner Rückkehr nach Windhoek erschienen hier zwei Boten von Samuel Maharero, um mir seine Grüße zu bringen und mir zu melden, daß er in einigen Stunden mit dem Kapitän Zacharias von Otyimbingue und Gefolge kommen werde, worüber ich ihm meine Freude ausdrücken ließ.

Einige Stunden später erschien er im Landeshauptmannschaftsgebäude, um mir als Vertreter der deutschen Regierung seinen Besuch abzustatten, indem er bemerkte, daß er auch seine Frau und zwei seiner Nichten mitgebracht hätte, um diesen Windhoek zu zeigen.

Bald darauf erschien auch bei mir Zacharias, welcher zum erstenmale nach Windhoek gekommen war, worauf ich in Gemeinschaft mit dem stellvertretenden Truppenführer Premierleutnant v. Heydebreck in das Hererolager ritt zur Gegenbegrüßung.

Während seines ganzen mehrtägigen Aufenthaltes legte Samuel stets das größte Vertrauen zu den Deutschen und zur Regierung an den Tag. Als er eines Tages auf meine Aufforderung mit den Frauen erschien, da diese den Wunsch geäußert hatten, das Kommissariatsgebäude zu sehen, brachte der Oberhäuptling bei einem vorgesetzten Glase Wein aus eigenem Antriebe die Gesundheit „auf seinen Schutzherrn, Seine Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm II“ aus.

Einen greifbaren Vorteil hat der Besuch Samuels insofern gebracht, als es mir gelungen ist, eine feste Südgrenze mit demselben zu vereinbaren und so dem immer weiteren Vordringen der Herero nach Süden, das sich nach etwaiger Vernichtung Witbooi noch unliebsamer bemerkbar gemacht haben würde, ein Ziel zu setzen. Thatsächlich haben sie an vielen Stellen bereits wieder ihre Posten über den Tsoakhaub und östlich von Windhoek sogar bis an das Auasgebirge vorgeschoben. Hier ist durch den Vertrag ein guter Strich Landes für weiße Ansiedler gewonnen.

Hendrik Witbooi hat am 1. August seine Unterwerfung nicht erklärt. Infolgedessen hat Major Leutwein ihn in der Naukloof angegriffen und ihm eine Niederlage beigebracht. Der Kampf muß ernst und blutig gewesen sein. Es sind Premierleutnant

Dieſtel und neun Mann der Schutztruppe gefallen. Hendrik ſelbſt iſt entkommen und nach dem Süden geflohen.

Die **Trekker**, welche ſich von J. Bosmann nach dem Ngamiſee führen laſſen wollten, ſcheinen von dieſem mit zu großen Hoffnungen erfüllt, um nicht zu ſagen, getäuſcht worden ſein. Auf dem Wege nach Ghanzis findet ſich, im Gegenſatze zu ſeinen Behauptungen, gar kein Waſſer. Nur am 15. Juli wurde an einer einzigen Stelle etwas Waſſer gefunden, während Bosmann noch am 26. Juli einen Brief veröffentlichte, worin er mitteilte, daß die Vorhut bereits mit dem Bau des ſechſten Brunnens beſchäftigt ſei und übergenug Waſſer gefunden habe.

Nun hat ſich Paſtor Hofmeyr der Trekker angenommen. Er hat von der „Chartered Company“ für dieſelben ein Stück Land erhalten, worauf ſie mit ihren Familien bleiben können. Doch iſt als Bedingung geſtellt, daß wenigſtens die Hälfte der Brunnengräber mit Beginn der Regenzeit hingehen müſſen, um das Land zu bebauen und dann Bericht zu erſtatten. Paſtor Hofmeyr hat ſich durch ſeine Bemühungen das Vertrauen der Beteiligten vollſtändig erworben.

Wie mehrere Blätter berichten, iſt das Denkmal, welches die Königin Viktoria für den Prinzen Napoleon, den des Sohn Kaiſers Napoleon III. und der Kaiſerin Eugenie, im Sulu-Lande hat errichten laſſen, vollſtändig zerſtört worden.

Buluwayo, die frühere Reſidenz des Matebele-Königs Lobengulu blüht ſchnell empor. Jetzt werden die Hauptſtraßen ſchon makadamiſiert. Es wird eine Brücke über den Fluß gebaut, Alleen werden angelegt und ſogar der Bau einer Waſſerleitung iſt in Angriff genommen. — Unter dem 6. September meldete übrigens das Reuterſche Telegr.-Bureau, daß in der Gegend von Buluwayo und des Zambeſi neue reiche Goldadern entdeckt worden ſeien. 240 Tons, zu je 2000 Pfd. des bei Viktoria geförderten Erzes gaben 111 Unzen Gold

Bei Lourenzo Marquez an der Delagoabai iſt unter den Eingeborenen ein Aufſtand ausgebrochen. Infolge der Maſſenauswanderung derſelben liegt das Geſchäft darnieder. Die Eingeborenen ſtrömen bei Muckuawa zuſammen, das etwa 20 km von Lourenzo Marquez entfernt an der Bahn liegt. Der portugieſiſche Gouverneur Machado iſt von Moſambik dahin geeilt, um die nötigen Maßregeln zu ergreifen. Das portugieſiſche Kriegsſchiff „Reinha de Portugal“ wird in der Dalagoabai erwartet.

Deutſch-Oſtafrika. Durch einen zwiſchen Deutſchland und Portugal gepflogenen Notenaustauſch iſt als Grenze zwiſchen Moſambik und dem deutſch-oſtafrikaniſchen Gebiete eine Linie vereinbart worden, welche nördlich des Kap Delgado auf dem Breitengrade 10° 40′ von der Küſte bis zum Rovuma läuft. Die nähere Feſtſetzung dieſer geographiſch beſtimmten Linie iſt kommiſſariſchen Verhandlungen an Ort und Stelle vorbehalten.

Der im großen und ganzen erfolglos verlaufene Zug des Kompagnieführers Fromm gegen die Sklavenhändler in Mavudji hat den Führer derselben Hassan ben Omar ermutigt, am 7. September seinerseits einen Angriff auf die Station Kilwa zu unternehmen. Mit einem Verluste von 37 Toten und 9 Gefangenen hat er jedoch fliehen müssen. S. M. S. „Seeadler", das zur Hilfe entsandt war, konnte Kilwa alsbald wieder verlassen, es ist aber einige Tage darauf wieder dorthin zurückbeordert worden.

Der Stationschef von Mpwaapwa, Lieutenant Fonck, hat im Juli einen Zug nach dem Manjara-See unternommen, um Streitigkeiten zwischen Negern und Arabern zu schlichten. Auf dem Rückmarsch von Umbungwe durchzog er das Gebiet der Wabrungi, die in eine deutschfreundliche und deutsch feindliche Partei gespalten waren. Ueber letztere herrschte der mächtige Sultan Hato, welche oftmals die erstere räuberisch überfallen hatte. Von den Bedrängten um Hilfe angerufen, lud der Stationschef den Sultan Hato zum Schauri ein. Diese Einladung lehnte er aber ab und ließ sagen, daß er von den Deutschen nichts wissen wolle. So entschloß sich Leutnant Fonck, den Widerspenstigen zur Unterwerfung zu zwingen. In dem mehrstündigen hartnäckigen Kampfe fielen 37 Wabrungi, unter ihnen als erster Hato selbst. Am Nachmittage erschienen Gesandte der Besiegten im Lager, die um Frieden baten. Das Gesuch wurde ihnen vorläufig gewährt und Hatos Brüder zum Schauri nach Mpwapwa bestellt. (Aus der „Köln. Ztg.")

Mozambique, 3. September. (Telegramm des Buraus Reuter.) Der mächtige Sultan an der Westküste des Nyassa, Jumbe, ist im letzten Juli gestorben. In seinem Lande ist die Ruhe nicht gestört. Die Söhne des Verstorbenen haben sich an den britischen Kommissar für Mittelafrika zur Ernennung eines Nachfolgers gewandt. Jumbe war früher der Vertreter des Sultans von Sansibar am Nyassa. Seiner Vermittelung war es zu verdanken, daß Friede zwischen den Engländern und den Arabern am Nordende des Nyassa im Jahre 1889 geschlossen wurde. Jumbe half dem britischen Kommissar H. H. Johnston wesentlich bei der Unterjochung Makandschiras am Ende des vorigen und anfangs des jetzigen Jahres. Er war ein treuer Freund der Engländer.

Nach **Marokko** wird der Waffenschmuggel im großen Maßstabe betrieben. Dadurch entstehen natürlich große Mißstände. Der Sultan von Marokko ist über bedeutende Teile seines Reiches nur dem Namen nach Herr. Daher vergeht kaum ein Jahr ohne mehr oder minder bedeutende Aufstände der überaus unruhigen und kriegerischen Mauren. Bei denselben wiederholt sich dann regelmäßig die Erscheinung, daß die betreffenden marokkonischen Stämme sich im Besitze vortrefflicher Gewehre neuester Konstruktion befinden. Dagegen sind die Truppen des Sultan mit minderwertigen Waffen oder mit solchen älterer Konstruktion ausgerüstet, so daß die Aufständischen sich von vornherein in bedeutendem Vorteil befinden, der auf seiten

der Truppen nur durch das Aufgebot einer viel größeren Masse einigermaßen wieder gut gemacht werden kann. Weil nun die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung nicht blos im Interesse des Sultans von Marokko, sondern aller Staaten liegt, welche die marokkanische Frage nicht aufgerollt sehen möchten, so kann man nur wünschen, daß die Vorschläge Spaniens betreffend eine wirksame Unterdrückung des Waffenschmuggels allgemeine Zustimmung finden. Dieselben beziehen sich auf die Einrichtung einer von allen beteiligten Staaten gemeinsam auszuübenden Seepolizei.

Aus Madrid wird unter dem 17. September folgender Ueberfall in der Nähe von Casablanca berichtet: Auf dem nicht weit von der Stadt entfernt liegenden Paseo erschienen plötzlich drei bewaffnete Mauren, die zunächst einen dort spazieren reitenden Europäer anhielten und ihn seines Pferdes beraubten, während es einem zweiten gelang, zu entkommen. Dann nötigten sie den englischen Konsulatsverweser und den dänischen Vizekonsul ihre Kleidung herzugeben, so daß diese unter dem Halloh des eingeborenen Pöbels nur halb bekleidet zur Stadt zurückkehren mußten. Keiner der Spaziergänger hatte Waffen bei sich, und auch der zufällig anwesende Kawasse des französischen Konsulats konnte die Ausführung der That nicht hindern. Das zufällige Eintreffen der Kriegsschiffe „Etruria" und „Forbin", die von einer Rekognoszierungsfahrt zurückkehrten, bewirkte glücklicherweise eine Einschüchterung der Ruhestörer. Späteren Nachrichten zufolge sind die drei Räuber ergriffen worden.

Vereins-Nachrichten.

Um die Ausführung seines Beschlusses, an der Küste Deutsch-Ostafrikas eine Aufnahmestätte für befreite Sklaven thunlichst bald ins Leben zu rufen, vorzubereiten, hat der Hauptvorstand zweierlei gethan. Einmal hat er sich an den Reichskanzler gewandt und unter Darlegung seiner Absichten ihm folgende Fragen bezw. Bitten ausgesprochen: „Darf der Evangelische Afrika-Verein darauf rechnen, daß seitens der Kaiserlichen Regierung der Kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Ostafrika angewiesen wird, 1) ihm, bezw. seinem Bevollmächtigten, die befreiten Sklaven zwecks der Ansiedelung in der Sklavenstätte zu überweisen? 2) ihm den Besitztitel auf den von ihm zu erwerbenden Grundbesitz auszustellen? 3) ihm den nötigen Schutz für die äußere Sicherheit der Freistätte und den etwa erbetenen Beistand zur Aufrechterhaltung innerhalb derselben zu gewähren? 4) ihm für die Freistätte dieselben Vergünstigungen an Zollerlaß und dergl. zuzubilligen, welche den sämtlichen Missionsstationen zu teil werden? 5) ihm für die Unterhaltung und Erziehung jedes unter den Befreiten etwa befindlichen Kindes denselben Zuschuß zu zahlen, welchen die Missionsstation

„Hoffnungshöhe" dafür erhält? 6) die Oberaufsicht über die Freistätte zu führen?" — Darauf hat im Auftrage des Reichskanzlers der Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes seine Genugthuung über die Absicht des Vereins „mit seinem Liebeswerk in Deutsch-Ostafrika alsbald zu beginnen" ausgesprochen und eine „Beantwortung der einzelnen gestellten Fragen nach Eingang einer eingeforderten Aeußerung des Kaiserlichen Gouverneurs" in Aussicht gestellt.

Zum andern hat Regierungsrat Steinhausen im Auftrage und Namen des Hauptvorstandes den Leiter der Missionsstation „Hoffnungshöhe", Missionar Greiner, um seinen sachkundigen Rat und um sein Urteil über die Absicht des Vereins gebeten. Derselbe hat ihm nun eingehendst in einem persönlichen Schreiben geantwortet. Darin spricht er seine große Freude darüber aus, daß der Evang. Afrika-Verein gerade der erwachsenen befreiten Sklaven sich annehmen will. Zwar verhehlt er sich nicht die Schwierigkeit des Unternehmens, die namentlich in der Erziehung zur Arbeitslust liege, aber doch ruft er uns ein fröhliches Glück auf! und Vorwärts mit Gott! zu. —

An der treuen Hilfe der lieben Vereinsmitglieder durch Einsammlung und Einsendung von Bausteinen à 50 Pf. wird es ja liegen, ob wir unsere Absicht bald ausführen können. Um das Werk zu fördern ist ein **Flugblatt** gedruckt. Wer hilft es verteilen und Liebesgaben dafür einziehen? Versandt wird es durch den Generalsekretair Gustav Müller, Berlin W. 12., Wormserstr. 9.

Litterarisches.

Bei der Schriftleitung sind ferner eingegangen folgende Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

A. Merensky, Missions-Sup., Deutsche Arbeit am Usaga. Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

H. Frobenius, die Heiden-Neger des ägyptischen Sudan. Berlin, Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer, Inhaber Höfer u. Vohsen.

Dr. **Max Beneke, Die Ausbildung der Kolonialbeamten.** Im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft unter Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. **Berlin,** Carl Heymanns Verlag.

Prof. Dr. **Wilhelm Sievers, Afrika.** Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. Leipzig-Wien. Bibliographisches Institut.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittellungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und der Kolonialpraxis. Herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Siebenter Jahrgang. Heft 1/2. Berlin. Karl Heymanns Verlag.

Die früheren Jahrgänge des „Kolonialen Jahrbuch" sind in Jahresausgaben erschienen. Daß es jetzt in Vierteljahresheften erscheint, ist im Interesse einer eingehenderen Behandlung der kolonialen Fragen mit Genugthuung zu begrüßen, läßt auch hoffen, daß die dargebotenen Arbeiten noch mehr Verbreitung finden, als es bisher der Fall war, wo sie in Buchform erschienen. Und sie sind es wert; denn würdig schließt sich dieser Anfang des siebenten Jahrgangs seinen Vorgängern an. Schon die Ueberschriften der Aufsätze des vorliegenden Doppelheftes zeigen, wie reichhaltig und beachtenswert sein Inhalt ist. Wir geben hier das Verzeichnis der Artikel in ihrer Reihenfolge: Die landwirtschaftliche Versuchsstation Buloa. — Herrenloses Land in den deutschen Schutzgebieten von Professor Karl von Stengel. — Die Kamerunkonferenz im Auswärtigen Amt. — Die Denkschrift der deutschen Kolonialgesellschaft über Samoa. — Einige Hindernisse bei der Kulturarbeit unter den Tropen. Aus einem Vortrag des Dr. Erhardt. — Ein Viehzucht-Unternehmen für Kaiser Wilhelms-Land von E. Tappenbeck. — Ueber Theekultur in der Kolonie Natal von E. Hartwig. — Die Zuckerindustrie von Dr. Kärger. — Litteratur. — Wir möchten nur den doppelten Wunsch aussprechen, einmal, daß jedes Heft mit einer Inhaltsübersicht versehen, und zum andern daß das deutsche „koloniale Jahrbuch" auch in deutschen Buchstaben gedruckt wird. —er.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Berlin.
Druck der Vaterländischen Verlags-Anstalt
SW, Wilhelm-Straße 30/31.

AFRIKA.

Nr. 11.

November 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. **Merensky** u. D. **Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO. 43. Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwort' che Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin W 62,
Wormser Straße 9.

ELAPIENC

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Prozeß Leist	169
Zum Kapitel „Behandlung der Neger“ in Westafrika	172
Afrikanische Nachrichten	173
Der Kolonialrat	180
Vereins-Nachrichten	181
Vermischtes	182
Litterarisches	184

Wir bitten ergebenst um die Einsendung der rückständigen Abonnementsgelder bis zum Anfang Dezember, indem wir uns im Fall des Ausbleibens derselben für befugt ansehen, mit der Dezember-Nummer den Bezugspreis (2 Mk. für das Exemplar) durch Nachnahme einzuziehen.

Die Ausgabestelle.

Der Prozeß Leist.

Von A. Merensky.

Dieser Prozeß ist zu einer so traurigen Berühmtheit gelangt und ist von so weittragender Bedeutung auch für die Zukunft unserer Kolonien, daß es unsere Pflicht ist, ihm auch an dieser Stelle unsere Aufmerksamkeit noch einmal zuzuwenden. Die Thatsachen, um die es sich handelt, sind bekannt. Der Kanzler Leist, der als stellvertretender Gouverneur der Vertreter des Deutschen Reiches in Kamerun war, hat zugegeben, die Weiber der im deutschen Dienst stehenden Dahome-Soldaten zu unentgeltlicher Arbeit gezwungen zu haben und hat versucht, ihre Unwilligkeit, solchem Zwange sich zu unterwerfen, durch Hunger und Hiebe zu brechen. Bei ihrer „Bestrafung" hat er sie vor den Augen der dazu kommandierten Soldaten, unter denen ihre Männer waren, vollständig entblößen und mit der berüchtigten Nilpferdpeitsche hauen lassen. Er hat sich „Pfandweiber", die in zeitweiliger Gefangenschaft unter seiner Obhut und Gewalt standen, nach der Aussage des Legationsrats Rose, gewaltsam zu unsittlichem Umgange zuführen lassen und hat einem Marineoffizier zu unzüchtigem Zweck solche Weiber zugeführt, weil „das in Kamerun zur üblichen Gastfreundschaft gehöre." Er hat auch unzüchtige Tänze von diesen Weibern aufführen lassen und giebt zu, daß auch sein Diener ähnliche Ausschreitungen gegen die wehrlosen Gefangenen verübt hat.

Das ist der Thatbestand, der vor Gericht und durch das Gericht in einer das Gewissen unseres Volkes tief verletzenden Weise entschuldigt worden ist. Man hat versucht, die Sache so darzustellen, als ob nach den Begriffen der Eingeborenen hier eine Rechtsverletzung nicht vorliege.

Aber gerade in bezug auf diesen Punkt ist der Versuch gemacht worden, die öffentliche Meinung in Deutschland irre zu führen. Wir behaupten, daß schon der Arbeitszwang, dem die Soldatenweiber unterworfen wurden, in den Augen der Eingeborenen, auch in den Augen dieser Weiber selbst und ihrer Männer, eine Rechtsverletzung gewesen ist, wenn sie nicht Sklaven waren. Den Gedanken aber, daß das Deutsche Reich Sklaven kauft und Sklaven hält, müssen wir zurückweisen, nachdem die Bewilligungen für Afrika von dem Reichstage oft genug unter der Versicherung erbeten worden sind, daß es sich ja um Maßregeln handele, den Sklavenhandel und die Sklaverei abzuschaffen. Waren jene Weiber aber keine Sklavinnen, woher hatte der Gouverneur das Recht, sie zu Diensten zu zwingen und ihr Widerstreben durch barbarische Behandlung brechen zu wollen? Der Neger sieht eben jede Arbeit, die er ohne Lohn unternehmen muß, als Sklavenarbeit an. Wenn man weiter das völlige Entkleiden der Weiber als eine Handlung bezeichnet hat, die nach Anschauung der Schwarzen nichts besonders Anstößiges an sich *trage, so müssen* wir dagegen hervorheben, daß

Entblößung von Frauen bei den Negern als unsittliche Handlung, ja als Verbrechen gilt. Eingeborene heidnische Richter werden sich nur dann erlauben sie zu befehlen, wenn das betreffende Weib zum Tode verurteilt worden ist. Jeder Kenner von Naturvölkern weiß, daß auch unter solchen Völkern, bei denen das von der Sitte vorgeschriebene Maß der Bedeckung vielleicht recht gering und kümmerlich ist, die Leute grade in bezug auf die Bewahrung dieses Maßes meist ängstlich peinlich sind, und es als tiefe Schmach empfinden, wenn man sie dessen beraubt. Ueber das Auspeitschen von Weibern hat unsere Zeitschrift sich schon früher ausgesprochen. Es soll auch auf anderen deutschen Stationen geübt worden sein, und wenn auf solchen nicht überall der dadurch entflammte Zorn der Männer sich in so wildem Aufstande Luft machte, wie es in Kamerun der Fall gewesen ist, so mag das daran gelegen haben, daß nicht gleich ein Haufe von Männern dadurch betroffen war und gereizt wurde. Unsere Auffassung aber, daß die Auspeitschung der Weiber die Männer zu einer That der Verzweiflung getrieben hat, ist durch die Aeußerung des Legationsrats Rose vollständig bestätigt: „Nach allen Zeugenaussagen hat die Auspeitschung unmittelbar den Aufstand veranlaßt."

Noch schlimmer steht es aber mit den Gewaltthaten gegen die sogenannten Pfandweiber, die als Gefangene sich in hilf- und wehrloser Lage befanden. Um so schlimmer sind diese Thaten, als diese Weiber Eheweiber waren. Wenn es auch an den Küsten Afrikas, wo das Sittlichkeitsgefühl der Heiden in solchen Dingen meist am tiefsten steht, vorkommen mag, daß ein Mann ein Weib, besonders wenn er mehrere Weiber hat, für Geld preisgiebt, so gilt doch auch hier im Volksbewußtsein der geschlechtliche Umgang mit eines andern Mannes Weib als Verbrechen, das gesühnt und gestraft werden muß. Das sittliche Gefühl der Schwarzen ist in diesem Stück nicht überall so stumpf als man oft glaubt. Auch in Westafrika giebt es Stämme, unter denen der Ehebruch mit dem Tode oder mit dem Verlust einer Hand bestraft wird, im Falle der Wiederholung auch wohl mit Ausstoßung aus dem Stamm. (Siehe Waitz, Anthropologie der Naturvölker I, Seite 113).

Und solche Handlungen, die noch bei den Heiden als Verbrechen angesehen werden, hat ein Mann verübt, der als Christ die Pflicht hatte, Heiden ein gutes Vorbild zu geben, der als Vertreter seines Volkes und Kaisers in jenem Lande stand, hat sie verübt, obwohl ihm als Juristen der § 174 des Strafgesetzbuches des deutschen Reiches vor Augen stehen mußte, der besagt: „Mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren werden bestraft (2) Beamte, die mit Personen, gegen welche sie eine Untersuchung zu führen haben oder welche ihrer Obhut anvertraut sind, unzüchtige Handlungen vornehmen."

Sollen solche Verbrechen in unseren Kolonien straflos oder fast straflos verübt werden dürfen? Soll unser Strafgesetzbuch

dort Geltung haben oder nicht? Diese Frage ist von schwerwiegendster Bedeutung. Grade wenn in jenen Ländern der Mensch, auch der Europäer leicht verroht, sollte die Obrigkeit mit dem größten Ernst dort alle Ausschreitungen und Verbrechen strafen. Bleiben Verbrechen ungestraft, wie es vorgekommen sein soll, weil etwa dort nach heidnischem afrikanischem Recht ein heidnischer Häuptling sich dasselbe hätte erlauben können, z. B. in bezug auf summarisches Hinrichten, so kommen wir immer mehr auf eine schiefe Ebene, auf der unser gesamtes Kolonialleben tief und tiefer sinkt, bis es endlich dem unausbleiblichen Gericht verfällt. Nein und abermal nein! Es dürfen dort nicht andere Sittlichkeitsregeln und andere Gesetze gelten als in der Heimat! Das Vertrauen der Eingeborenen gewinnt der Europäer nur, wenn er durch gerechtes und sittliches Verhalten sein Ansehen aufrecht erhält. Es ist nicht wahr, wenn man gesagt hat, in den afrikanischen Kolonien anderer Völker seien Vorgänge, wie die, welche sich in Kamerun abgespielt haben, nichts Ungewöhnliches. Während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Südafrika ist dem Schreiber dieser Zeilen auch nicht ein Fall bekannt geworden, weder in Burenstaaten noch in englischen Kolonien, der mit diesen Kameruner Vorgängen verglichen werden könnte.

Es ist ein Schrei der Entrüstung durch Deutschland gegangen, soweit wir sehen, haben die Blätter aller Parteien die Angelegenheit „Leist" mit Ernst behandelt, und die General-Synode der Preußischen Landeskirche hat einstimmig ihre tadelnde und warnende Stimme erhoben. Wir sind ihr dafür herzlich dankbar.

Der von D. Warneck eingebrachte Antrag lautete: „Hochwürdige General-Synode wolle folgende Kundgebung beschließen: Anläßlich der bekannten Vorgänge in Kamerun hält es die General-Synode, unter ausdrücklicher Anerkennung des sittlichen Ernstes, mit welchem das Auswärtige Amt dieselben behandelt hat, für ihre Pflicht, sowohl als Vertreterin der christlich-sittlichen Interessen wie als Schützerin und Pflegerin der christlichen Missionsinteressen, vor der Oeffentlichkeit erstens ihrer tiefen Betrübnis Ausdruck zu geben über diese traurigen Vorgänge, deren Thatsächlichkeit notorisch ist, und — zweitens energisch Verwahrung einzulegen gegen den Versuch, diese Vorgänge zu rechtfertigen durch tropische Lebensgewohnheiten, welche mit den elementarsten Forderungen der christlichen Sittlichkeit in Widerspruch stehen. — Die General-Synode glaubt sich mit den Organen der Obrigkeit in der Auffassung in Uebereinstimmung zu befinden, daß jene Vorgänge und diese Rechtfertigungsversuche im Vaterlande wie in den Schutzgebieten das sittliche Urteil verwirren, den deutschen wie den christlichen Namen schädigen und die Erfolge der christlichen Mission erschweren."

Alle deutschen Männer aber, die noch ein christliches Gewissen sich bewahrt haben, sollten sich verbinden durch das Bekenntnis: „Es darf so nicht weitergehen" und das Gelübde, treu einzustehen dafür, daß Recht und Sitte in den deutschen Kolonien wieder zu Ehren kommen!

Zum Kapitel „Behandlung der Neger“ in Westafrika

liefert folgender Brief, der uns von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt ist, einen, leider müssen wir sagen, charakteristischen Beitrag.

Groß Popo, den 14. Mai 1893.

Es ist Sonntag-Vormittag und darum für mich die schönste Gelegenheit zu schreiben. Das Glück zur Kirche gehen zu können, blüht mir hier leider nicht. In meinem ständigen Aufenthaltsort ist außer einer deutsch-katholischen Kirche auch noch eine englische der Weslyaner, welche ich ziemlich regelmäßig besuche. Freilich ist ein englischer Gottesdienst noch lange kein deutscher, doch besser wie gar keiner. Auch rechnet es die Mission sehr hoch an, wenn sie von einigen, meistens nur von einem Europäer in dieser Weise unterstützt wird, zumal die Beispiele der anderen Europäer sehr dazu angethan sind, das mit Mühe und Not vom Missionar Gepflanzte zu zerstören. Hier existiert eine französisch-katholische Mission, die ich wegen meines allzu schwachen Französisch nicht besuchen kann. Außerdem sind hier die Weslyaner durch einen schwarzen Lehrer vertreten, der jedoch nur in der Landessprache predigt.

Der Neger hier, soweit ich ihn in dem einen Jahre kennen gelernt habe, ist ein guter Charakter, und wer einigermaßen Menschen zu behandeln versteht, oder besser gesagt, wer dem Neger mit christlicher Liebe entgegen kommt, wird nie über denselben zu klagen haben. Dieses mein Urteil stimmt mit dem meines Herrn Chefs, der über acht Jahre hier ist, vollkommen überein, wird aber von allen anderen Europäern riesig bekämpft, und warum? weil sie die Neger falsch behandeln. Der Neger ist für sie eben schwarz und deshalb nicht im geringsten als Europäer zu behandeln. Am liebsten könnte er Sklave sein, das wäre so das Ideal. Natürlich können solche Menschen nicht verlangen, bei ihren Arbeiten usw. das geringste Entgegenkommen zu finden. Die Leute thun, was ihre Pflicht ist, und dies auch oft mit Murren, aber nichts mehr. Habe ich dagegen z. B. eine wichtige Mitteilung nach Kl. Popo zu senden und sage einem Arbeiter, nachdem er von morgens 6 bis abends 6 Uhr gearbeitet hat: „bringe diesen Brief nach Kl. Popo, morgen früh um 6 Uhr bist du da,“ so stoße ich selten auf Widerstand. Nach Kl. Popo ist nun 5—6 Stunden im hohen Sande entlang zu laufen und dafür kriegt der Kerl 25 Pfennige, um sich Essen zu kaufen. Ist etwas besonders Wichtiges und Sie versprechen dem Mann, wenn er um so und so viel Uhr eintrifft, eine Mark, so läuft er, was das Zeug halten kann, das er nicht an hat. So ist's auch mit allem anderen, dies ein Beispiel von vielen.

Dann die Kunden, die uns die (Palm-) Kerne und das Oel verkaufen. Ich kaufe hier am billigsten und ebenso meine Kollegen auf den anderen Faktoreien, und dabei kaufen wir am meisten.

Woher das kommt? Ja, wir reden mit den Leuten, genieren uns nicht, dem Schwarzen die manchmal recht schmutzige Hand zu drücken, machen einen kleinen Scherz und so macht man das Geschäft. Schenken Sie ihm dann vielleicht noch etwas Pomade, dann sind Sie der beste Mensch auf der Welt. Und dabei verkaufen wir keine Spirituosen, dieses Gift, das die Menschen so verdirbt. Erfreulich war mir zu hören von meinem Chef, der letzthin in das Innere des Landes reiste, daß dieses Gift nicht weiter als drei Tagereisen weit in das Land hineingeht und dort schon so verdünnt ist, daß es keinen größeren Schaden anrichtet. Interessant war mir auch bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß unsere Waren, namentlich Zeuge, nicht weiter hinein gehen. Drei Tage von hier machen sich die Leute alles selbst, weben ihr Zeug, bauen ihren Reis ꝛc. ꝛc.

Mein Chef besuchte auf seiner Reise Amedschove und Ho, Stationen der Norddeutschen Missionsgesellschaft, und kam ganz begeistert wieder. Die Missionare dort sind in ihrer Stellung größer wie die Fürsten. Alles Palaver (Ratsversammlung) müssen sie leiten. Gehen sie durch ein Dorf, so ist wohl keiner einziger da, der sie nicht begrüßt. Die Leute dort schreiben und lesen, und zwar nur ihre Sprache, was mir besonders gefällt. Ihre Häuser, aus einem prächtigen, dort wachsenden Holz, ähnlich dem Mahagoni, gebaut, umgeben von schönen Gärten, Kaffee-, Kakao- und anderen Plantagen, sollen sich reizend machen. Dort ist die Mission eine Macht. Dagegen hier an der Küste, wo die Zivilisation schon so vorgeschritten ist, ist's leider nicht so. Der Neger ist ja sehr eitel und sein Bestreben geht dahin, möglichst als Europäer zu erscheinen. Sie finden am Sonntag in der Kirche meistens junge clercs (Commis), die nur ihre Anzüge zur Schau tragen. Kommt Ihnen da vielleicht einer entgegen mit Lackstiefeln, eleganten schwarzen Beinkleidern, weißer Weste, Frack und Zylinder, oder mit einem mit Pelz besetzten Jacket und einer Pelzmütze bei 30—40 ° R., so brauchen Sie sich nicht zu wundern. Natürlich kommen derartige Kirchenbesucher recht spät, um von allen gesehen zu werden. Die Missionare haben mir das bestätigt.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 1. November.)

Togo. Wie die Nr. 23 des „Deutschen Kolonialblatts" berichtet, ist die von der Kaiserlichen Landeshauptmannschaft von Lome aus nach dem Innern gebaute Straße jetzt auf 50 km bis nach Keve fertig gestellt. Es war an vielen Stellen die Erbauung von Schutzdämmen und von Wasserdurchlässen nötig. Mehrere Brücken sind aus dortigem Eichenholz, welches mit Holztheer überstrichen ist, erbaut. An den wichtigeren Orten sind kleine Häuser für Straßenarbeiter errichtet. Zur Zeit baut der Leiter des Wegebaues Leuschner an der Fortsetzung der Straße von Keve

durch den Urwald nach Assahun. Der Straßenbau übt bereits einen guten Einfluß auf den Handel. Händler und Karawanen, welche früher der schlechten und sumpfigen Wege nach Lome wegen ihre Waren lieber nach Kitta führten, ziehen sich jetzt auf der guten Straße nach ersterem Orte. Allerdings wandern sie auch auf ihr trotz der Breite des Weges nach alter Sitte im Gänsemarsch. Auch der Import von europäischen Waren nach dem Innern ist in stetem Zunehmen begriffen.

Am 8. Oktober hat der Hofprediger Dr. theol. Frommel in der Matthäikirche zu Berlin die Abordnung zweier Pflegeschwestern für das Reichslazaret in Togo, das „Nachtigalkrankenhaus" vollzogen. Entsandt sind dieselben vom „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien". Am 11. Oktober sind die beiden Schwestern, Bertha Bendorra und Helene Kliever in Begleitung des Dr. Wicke, des Leiters des Nachtigalkrankenhauses, nach Westafrika abgereist.

Im **Nigerbecken** sind zur Zeit zwei französische Expeditionen thätig. Der Hauptmann Dekoeur rückt vom Norden des ehemaligen Dahomeh zum Niger; denn die jetzige französische Kolonie Dahomeh soll bis an den Fluß ausgedehnt werden. — Einen andern Weg nach demselben Ziele zu schlägt der Artilleriehauptmann Tontée ein. Er ist von Say am untern Niger ausgegangen. In seiner Begleitung befinden sich drei andere französische Offiziere und eine Anzahl von Senegalesen. Die zweite, zugleich spätere Expedition soll augenscheinlich der ersteren in die Hände arbeiten. — Freilich hat die französische Regierung erklären lassen, daß sie wohl die Erforschung des Hinterlandes von Dahomeh eifrig betreiben lasse, daß sie aber dabei auf die Rechte der Deutschen im Togo-Gebiete sorgsam Rücksicht nehme: indes wer soll das glauben? Nimmt man dazu, daß eine englische Expedition unter der Leitung eines gewissen Fergusson, über dessen Thätigkeit augenblicklich noch kein festes Urteil möglich ist, in demselben Gebiete thätig ist, so ist ersichtlich, daß die **deutsche Togo-Expedition** einen schweren Stand und eine sehr schwierige Aufgabe hat. Letztere steht übrigens unter Leitung des Herrn Dr. phil. **Gruner**, nicht Grimer, wie in Heft 10, Seite 159 infolge eines Druckfehlers angegeben ist.

Kamerun. In Heft 7 auf Seite 108 haben wir von dem Beginn einer Strafexpedition gegen die Miangesen berichtet. Dieselbe stand unter der Führung des Hauptmanns Morgen, welcher die Beendigung der Expedition am 3. Mai dem Lieutenant Dominik übertrug. Dieser hat nun über seine Thätigkeit bis zum 22. Juni Bericht erstattet. Es ist ihm gelungen, die Miangesen zu unterwerfen, so daß sie um Frieden unter allen Umständen baten. Eine Bedingung lautete auf Auslieferung zweier Häuptlinge Mbia und Pen. Der erstere ist auch eingeliefert, auf den zweiten aber wird noch gefahndet, da er sich bisher jeder Verfolgung zu entziehen gewußt hat.

Deutsch-Südwestafrika. Am 15. Oktober ist ein vom 14. September datiertes Telegramm des Majors Leutwein eingetroffen, dem zufolge sich Hendrik Witbooi, nachdem er wiederholt geschlagen worden, der deutschen Schutzherrschaft bedingungslos unterworfen hat. Da ein amtlicher Bericht noch nicht vorliegt, so entnehmen wir der „Kreuz-Zeitung" folgende Privatmitteilung:

Der letzte, mit so großem Erfolg beendete Kriegszug des Majors Leutwein gegen Hendrik Witbooi hat etwas über zwei Monate in Anspruch genommen. Anfang Juli sandte der Major Leutwein den Lieutenant Schwabe, welcher schon seit Beginn der Kämpfe mit Witbooi der Schutztruppe angehört und bereits bei der Erstürmung von Hornkranz, den Kämpfen am Gansberg usw. mitgewirkt hatte, mit 100 Reitern als Avantgarde gegen Witbooi voraus, während Major Leutwein mit dem Gros der Schutztruppe und der gerade eintreffenden Verstärkung später nachrückte. Die Schwierigkeit, das mitzuführende Schlachtvieh und die Treckochsen durch das unwegsame Land rasch vorwärts zu bekommen, hemmte mehrfach sehr gegen den Wunsch des Führers die Raschheit des Vormarsches. Anfang September endlich konnte man gegen die Haupttruppe von Witbooi in der Naukluft, mit welcher die Avantgarde schon seit längerer Zeit in steter Fühlung war, vorstoßen und mit energischem Vordringen von mehreren Seiten die Stellung von Witbooi erstürmen. Da es Witbooi gelungen war, nach großen Verlusten mit einem Teil seiner Mannschaft zu entkommen, heftete sich die Schutztruppe unmittelbar nach dem errungenen Erfolge an die Fersen der Entwichenen, die hierdurch gezwungen wurden, sich immer wieder von neuem zu stellen. In zehntägiger, mit Aufbietung aller Kräfte der Schutztruppe energisch durchgeführten Verfolgung durch das Naukluft- und Tsambab-Gebirge gelang es Major Leutwein nach acht Gefechten, Hendrik Witbooi mit den Resten seiner Mannschaft bei Zam — an den Dünen südlich Ababies — so zu umstellen, daß er nach keiner Seite hin entweichen konnte. Eben war Major Leutwein im Begriff, mit drei Kompagnien den letzten Vorstoß gegen den umstellten Feind zu machen, als sich Witbooi nunmehr bedingungslos der deutschen Schutzherrschaft unterwarf. Während die Verluste der Schutztruppe an Toten in den acht Gefechten 1 Offizier (Lieutenant Diestel), 12 Reiter und 3 Bastards betrugen, hat Witbooi sowohl bei der Erstürmung der Naukluft wie in den fortgesetzten Verfolgungsgefechten enorme Verluste erlitten.

Der Regierungsassessor von Lindequist ist bemüht, die Verkehrsstraßen von der Küste ins Innere zu verbessern. Im Einverständnis mit sämtlichen Interessenten wird, um die nötigen Geldmittel aufzubringen, seit dem 1. September d. J. von jedem von der Küste kommenden beladenen Frachtwagen, welcher in Windhoek abladet oder Windhoek passiert, eine Gebühr von 10 M. erhoben. Die Frage ist nun, welcher Weg ausgebessert werden soll. Der kürzere Kuisibweg oder der über Groß-Barmen-Otjimbingue. Es ist zunächst eine Kommission eingesetzt, die den Kuisibweg auf seine Ausbaufähigkeit und die durch dieselbe etwa verursachten Kosten prüfen soll.

Von Windhoek, der Hauptstadt des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes, entwirft die „Südafrikanische Zeitung" in Kapstadt ein hübsches Bild. Windhoek war nach der Besiegung von Jan Jonker bis zum Jahre 1890 unbewohnt. Major v. François faßte den Platz, der recht günstig zwischen den Hottentotten und den Herero in der Mitte lag und sehr gute Wasserverhältnisse hatte, schnell ins Auge und *verlegte zuerst die* Schutztruppe und dann auch das

Reichskommissariat dahin. Viele Bauten wurden errichtet, Ziegeleien hergestellt, und außer den Beamten und Truppen kamen viele eingeborene Arbeiter, namentlich Maurer, Erd- und Ziegelarbeiter heran. Noch viel größer wurde natürlich der Zuzug mit dem Beginn der Siedelungen und mit der bedeutenden Verstärkung der Schutztruppe. Zu Anfang des Jahres 1893 waren nach amtlicher Aufstellung in Groß- und Klein-Windhoek 51 Weiße vorhanden, dagegen ein Jahr später schon 410, es entstanden neben den zahlreicheu Bauten viele Kaufläden, ein Hotel u. a. Welcher Verkehr daselbst entstanden ist, darüber wird der „Südafrikanischen Zeitung" in Kapstadt geschrieben: „Windhoek mit seinen vielen aus roten Ziegelsteinen errichteten Regierungsgebäuden, mehreren Läden, den Zelten der noch bauenden Einwohner, den vielen in Straßen und Vierteln angelegten Eingeborenenhütten, den ankommenden und abgehenden Transportwagen, dazwischen weiße und eingeborene Polizei, Mannschaften der Truppe zu Pferde und zu Fuß, Eingeborene, welche von weit herkommen, um ihr Kleinvieh und ihre Rinder zu verkaufen, Ansiedler und Farmer, welche zu Pferde aus der Umgegend kommen, um ihre Geschäfte zu erledigen, alles dies macht einen ungemein belebenden und vielversprechenden Eindruck. Eine Schule für weiße Kinder und eine für Eingeborene besteht jetzt auch schon, beide Einrichtungen durch Assessor v. Lindequist mit der ihm eigenen Energie rasch und praktisch ins Leben gerufen. Ueberhaupt genießt genannter Herr durch sein rastloses Interesse für das Schutzgebiet im allgemeinen und jeden seiner Bewohner im besonderen schon jetzt, trotz der Kürze seines Hierseins, ein so unbeschränktes Vertrauen, wie es noch keiner seiner Vorgänger erworben hatte. Durch umfassende Absperrungsmaßregeln versucht man, der überall im Lande herrschenden Lungenseuche entgegenzuwirken, doch leider bis jetzt mit recht wenig Erfolg. Auch auf Klein-Windhoek hat sich alles sehr vorteilhaft verändert, rechts und links vom Wege, wo früher dichtes undurchdringliches Gebüsch und Steingeröll war, erheben sich jetzt die auf Heimstätten errichteten Häuser der Ansiedler, teilweise mit schon ganz hübsch gepflegten Gärten. Einen so belebten und von so vielen Weißen bewohnten Ort hat Südwest-Afrika noch nicht gehabt; darum macht der Verkehr einen solchen Eindruck und übt eine immer größere Anziehungskraft aus. „Kreuz-Zeitung."

Die eben erwähnte Schule für weiße Kinder versieht die Lehrerin Fräulein Nitze aus Klein-Windhoek. Der Unterricht wird nach drei Altersstufen erteilt, wobei teilweise zwei Klassen in derselben Zeit unterrichtet werden. Das Schulgeld ist für das erste Kind auf 12, für das zweite auf 9, für das dritte auf 7 Mark monatlich festgesetzt. Das vierte und die folgenden Kinder sind frei. Als Schulraum ist vor der Hand ein Zimmer in dem künftig vom Landeshauptmann zu bewohnenden Gebäude eingeräumt worden.

Die Oberaufsicht über die Schule führt die Kaiserliche Landeshauptmannschaft. Außerdem ist ein Schulvorstand aus der Zahl der Väter der Schulkinder gewählt worden.

Der Burentrek nach dem Ngami-See soll scheinbar in ein neues Stadium eintreten. Cecile Rhodes, der Premier-Minister in Kapland, bietet den Trekkern genügend gutes Land im Matebelelande an. Als besonderes Lockmittel stellt er den Bau einer Bahn nach Buluwayo in Aussicht. Außerdem verkündet er, daß Matebeleland das größte Goldfeld der Erde in sich berge. Indes zeigen die Buren bisher wenig Lust, dieser Einladung Folge zu leisten.

Der Aufstand in dem portugiesischen **Delagoabai**-Gebiete hat noch größere Ausdehnung angenommen. Denn die Maputa, welche von den Portugiesen mit guten Waffen ausgerüstet sind, haben sich den Aufständischen angeschlossen und bedrohen fort und fort die Stadt Lourenzo Marques. Der Draht brachte die erschütternde Nachricht, daß mehrere Europäer und eine große Anzahl verbündeter Kaffern ermordet worden seien. Augenscheinlich sind die Portugiesen zu schwach, um die Unruhen zu dämpfen. Dennoch aber verwahren sie sich entschieden gegen das Eingreifen der Deutschen und Engländer, welche jedoch trotzdem Kriegsschiffe nach der Delagoabai entsandt haben.

Deutsch-Ostafrika. Am 26. Oktober traf unvermutet die ergreifende Nachricht ein, daß Dr. phil. Lent und Dr. med. Kretschmer nebst sieben Trägern von Waromboleuten ermordet worden sind. Der erstere befand sich seit Ende März v. Js. auf der wissenschaftlichen Kilimandjarostation und hat hier in der Erforschung des Landes und in allerlei wissenschaftlichen Arbeiten ganz Hervorragendes geleistet. Dr. Kretschmer war erst Ende Juli d. Js. auf der Station eingetroffen. Er hatte ursprünglich an der Freiland-Expedition teilnehmen wollen, bei der Aussichtslosigkeit des Unternehmens sich jedoch bereit erklärt, die zoologische Erforschung des Kilimandjaro gebietes zu übernehmen. Nähere Nachrichten über die Ermordung stehen noch aus.

In drei Bezirken unsers ostafrikanischen Schutzgebietes ist mit Waffengewalt gegen die Eingeborenen, nach den letzten Berichten des „Kolonial-Blattes", vorgegangen. Am 31. Mai entsandte der Stationschef von **Tabora** die Lieutenants von Bothmer und Hallierſch mit einem Unteroffizier, einem Lazaretgehilfen und 50 Mann nach Ujansi. Hier hielten sich beim Sultan Mdiga Wahehebanden auf, welche die Karawanen überfielen und die Gegend beunruhigten. Die Räuber wurden mit zahlreichen Verlusten in die Flucht geschlagen und der Ort nach der Einnahme niedergebrannt. Unterstützt wurde die Truppe durch 80 bis 100 Mann des Sultans Wamba von Kilirumu.

Der Stationschef von **Langenburg** von Elz unternahm Ende Mai einen Zug, zwecks Erkundung eines bequemen Weges durch deutsches Gebiet vom Njaßa nach dem Tanganika. Bei dieser Ge-

legenheit gelang es ihm, den Sultan Merere jun. von einem Raubzuge gegen den viehreichen Häuptling Niondo zurückzuhalten, der in dem englischen Teile von Urambia wohnt. Sodann bestrafte er den Häuptling Mua Isotte, der eine größere Anzahl von Vieh geraubt und ungeachtet der Ermahnungen des Missionars Bunk (Berlin I) nicht zurückgegeben hatte.

Schließlich wird von den bereits früher erwähnten Kämpfen, die gegen Sklavenräuber bei Kilwa stattgefunden haben, berichtet, daß die Aufständischen in nächster Zeit kaum zurückkehren werden.

Die erste Strecke der Usambara-Eisenbahn, bis auf 20 km von der Küste aus gerechnet, ist eröffnet und dem Verkehr übergeben. An der Feier hat sich der englische Resident und General-Konsul in Sansibar, Mr. Hardinge, beteiligt. Spricht schon dieser Umstand für die große Bedeutung, welche diese Bahn in den Augen der Engländer hat, so noch mehr die Resolution, welche der Kongreß der englischen Handelskammern vor kurzem gefaßt hat. In derselben erklärt der Kongreß seine Befriedigung darüber, daß das britische Protektorat über Uganda ausgesprochen ist. Sodann aber wird darin der Regierung kräftige Unterstützung seitens des englischen Handels bei allen Maßnahmen zugesagt, welche die Verbindung zwischen Mombas und Uganda verbessern. Insbesondere wird, und zwar im Blick auf die entstehende Usambara-Eisenbahn, der Bau einer Eisenbahn zunächst von Mombas nach Kikuja und später bis zum Viktoria-See, wie Sir Gerald Portal ihn vorgeschlagen hat, lebhaft empfohlen.

Das Antisklaverei-Komitee hat sich am 24. Oktober endgültig aufgelöst. Im Auswärtigen Amte ist eine Sitzung darüber abgehalten worden, an welcher der Fürst Wied als Präsident und Bergrat Dr. Busse als geschäftsführender Direktor teilnahmen. Als am 1. April die sämtlichen Unternehmungen des Antisklaverei-Komitees am Viktoriasee an das Reich übergingen, konnte ein vollständiger Abschluß nicht stattfinden, da wegen der Wißmannschen Dampferunternehmungen noch Meinungsverschiedenheiten bestanden und über die Langheldsche Expedition die letzten Berichte noch nicht eingegangen waren. Nunmehr ist die Frage in friedlicher Weise erledigt. Der Dampfer „Pfeil" und die beiden Leichterschiffe auf dem Sambesi-Schire sind in den Besitz der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übergegangen. Der verbleibende Ueberschuß von 40 000 M. soll dazu verwandt werden, einen Aluminium-Dampfer „Karl Peters" nach dem Viktoriasee zu schaffen. Durch Sammlungen hofft man die zur Ausführung dieses Unternehmens noch fehlende, nicht allzu hohe Summe zusammen zu bringen.

Aus Sansibar, vom 18. Oktober, meldet das „Bureau Reuter": Der Araber Ali ben Saif, welcher den Inspektor der britischen ostafrikanischen Gesellschaft, Bell Smith, ermordete, ist am 12. d. M. *im Nyalindi*-Distrikt hingerichtet worden.

In einem Bericht über das **Somaliland**, der die Jahre 1892—94 umfaßt, teilt das britische auswärtige Amt mit, daß die Trockenheit in den Landstrichen ein großes Elend verursacht hat, welche von den Häfen zu Berbera und Bulhar versorgt werden, während in Zeilah (Selah), da dort im Innern weder Hungersnot noch Cholera herrschte, der Verkehr eine beträchtliche Vermehrung des Umsatzes zeigt, und zwar die Einfuhr eine solche von 11 920 Lstrl. und die Ausfuhr von 15000 Lstrl. Von Zeilah aus westwärts liegt nur etwa 50 km entfernt das französische Obockgebiet mit dem Kap Djibuti; darüber sagt der Bericht: Die französisch-afrikanische Kompagnie hat den Stand der Straßen so verbessert, daß Djibuti mit Abessinien durch eine fahrbare Straße verbunden ist; auch hat sie Schienen bis Hyabili gelegt, wo die Danakil- und andere umwohnende Stämme, welche fürchteten, daß es nach Vollendung der Bahn für sie und ihre Kamele nichts mehr zu thun geben würde, die Fortführung der Arbeiten verhinderten.

Vom ägyptischen Sudan sind neuerdings wieder Nachrichten über den Mahdismus eingetroffen, die manche Wahrscheinlichkeit für sich haben. Der Mahdi Abdullah soll jetzt alle seine Kräfte darauf verwenden, Omdurman zu befestigen; er will auch das ganz verfallene Chartum, die ehemalige Residenz der ägyptischen General-Gouverneure des Sudan, mit einbeziehen. Omdurman liegt am westlichen Ufer des weißen Nil, Chartum aber am westlichen Ufer des blauen Nil, kurz vor ihrer Vereinigung. Beide Orte sind etwa 4 km von einander getrennt. Omdurman liegt nicht unmittelbar am Flusse, dazwischen befindet sich ein Landstreifen von etwa einem halben Kilometer, der in der Regenzeit überschwemmt ist. Im Reiche des Mahdi verschlimmern sich die Zustände fortwährend, der Mahdi selbst traut keinem seiner Leute mehr, und diese selbst sind gegen ihn wiederum und gegen alle anderen voller Mißtrauen und Furcht. Vor kurzem soll der Mahdi die Stammeshäuptlinge zu einer Beratung nach seiner Residenz eingeladen haben, die meisten sind aber der Einladung nicht gefolgt, da sie bei ihrer Ankunft dort ihres Lebens niemals sicher sind. Abdullah befürchtet den Abfall weiterer Teile seines schon sehr zusammengeschrumpften Herrschergebietes, namentlich von Kordofan, darum unterbleibt jeder Vorstoß gegen die Italiener. Die alte Schreckensherrschaft dauert indessen in Omdurman fort, alle Tage werden Leute in seiner Umgebung umgebracht, so auch eine Anzahl gefangener Aegypter, die in seine Truppe eingetreten waren.

In **Port Said** haben die Baggerarbeiter der **Suezkanal-Gesellschaft** über einen Monat lang gestreikt. Sie verlangten entweder die Zusicherung einer zehnmonatlichen Beschäftigung oder Erhöhung des Lohnes. Letzteres deshalb, weil sie in letzter Zeit geringere Beschäftigung als früher hatten, und nur die wenigen hatten Stunden, in denen sie arbeiteten, bezahlt erhielten. Die Gesellschaft hatte die Franzosen gegen die Streikenden angerufen — die Engländer

waren daher besorgt um ihre herrschende Stellung in Aegypten. So konnte leicht die ägyptische Frage aufgerollt werden. Für jetzt ist aber diese Gefahr dadurch beseitigt, daß die Mehrzahl der unzufriedenen Arbeiter in ihre Heimat (Griechenland) geschafft worden ist.

Der Kolonialrat

hat in Berlin vom 18. bis 20. Oktober seine Herbstsitzung abgehalten. In derselben gab der Vorsitzende, der Direktor der Kolonial-Abteilung, Wirkliche Geheime Legationsrat Dr. Kayser zunächst einen Ueberblick über die letzten Ereignisse auf kolonialem Gebiete, unter denen besonders die Unterwerfung Witbooi freudige Hoffnungen zu erwecken geeignet ist. Derselbe teilte im Laufe der Verhandlungen mit, daß nach der in letzter Zeit erfolgten Verständigung mit England und Frankreich über die Abgrenzung der Interessensphären nur noch die Veranstaltung friedlicher Vorstöße mit rein wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Zwecken im Auge behalten, also von großen kriegerischen Expeditionen Abstand genommen werde. — Erörtert wurde begreiflicherweise auch die im Werk befindliche allgemeine gesetzliche Regelung der Strafgewalt der Kolonialbeamten über die Eingeborenen.

In bezug auf die Auswanderungsfrage einigte sich der Kolonialrat dahin, zu empfehlen: 1) den Grundsatz gesetzlich anzuerkennen, daß die Uebersiedelung von Reichsangehörigen in ein deutsches Schutzgebiet unbeschadet der Kontrollvorschriften für gewerbsmäßige Anwerbung und Beförderung von Auswanderern nicht als Auswanderung zu betrachten ist; 2) besondere Bestimmungen zu dem Zweck zu treffen, um die Uebersiedelung deutscher Reichsangehöriger nach den dazu geeigneten Teilen der Schutzgebiete möglichst zu erleichtern, insbesondere neben voller Aufrechterhaltung der allgemeinen Wehrpflicht die Ableistung derselben in den Schutzgebieten durch gesetzliche Anordnung zuzulassen.

Was die Vervollkommnung der Schiffahrts- und Telegraphenverbindung der Heimat mit Deutsch-Südwestafrika betrifft, so wurde vom Kolonialrat die von der deutschen Kolonialgesellschaft unter Führung des Fürsten Hohenlohe eingerichtete, drei- bis viermalige direkte Schiffsverbindung dankbar anerkannt, indem man als zu erstrebendes Ziel hinstellte, sobald die Umstände es gestatten, eine Ausdehnung der Fahrten der bestehenden deutschen afrikanischen Dampferlinien nach dem Schutzgebiete herbeizuführen. Hinsichtlich der Postverbindung Deutsch-Südwestafrikas mit dem Mutterlande aber wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß ein regelmäßiger Verkehr zwischen den Küstenplätzen und dem Innern hergestellt werde. Ebenso wurde der Anschluß Deutsch-Südwestafrikas an das Telegraphennetz eines der Nachbargebiete als erwünscht bezeichnet. Schließlich wurde die Notwendigkeit anerkannt, um sich von der Walfischbai gänzlich frei zu machen, mit dem Ausbau der Landungsstelle am Tsoakhaub vorzugehen und in Verbindung mit den be-

teiligten Gesellschaften sofort die erforderlichen Vorarbeiten einzuleiten.

Zur eingehenden Beratung der Frage über die Vorbildung der in den Kolonien zur Verwendung gelangenden Beamten, insbesondere zur Untersuchung, ob es nicht angängig sei, einen eigenen Beamtenstand für den Dienst in den Schutzgebieten heranzubilden, wurde ein besonderer Ausschuß eingesetzt. Desgleichen wurde die Frage der Regelung des Grunderwerbs in Ostafrika einem Ausschuß zur Vorbereitung überwiesen.

Auf den Antrag des Fürsten Hohenlohe wurde einstimmig beschlossen, dem Institut Kolonial International zur Begründung einer internationalen kolonialen Bibliothek aus den für wissenschaftliche Zwecke des Auswärtigen Amtes bereiten Mitteln einen jährlichen Zuschuß zu gewähren.

Schließlich einigte sich die Versammlung in der Beratung der ostafrikanischen Eisenbahnfrage auf den Vortrag des Berichterstatters Herrn Konsul a. D. Vohsen auf eine Reihe von vorbereitenden Anträgen. Dieselben gingen wesentlich darauf hinaus, der Regierung zu empfehlen, gemeinschaftlich mit den Vertretern der interessierten Privatgesellschaften die Vorarbeiten zur Feststellung der besten Tracen nach den Seen aufzunehmen. Der Kolonialrat gab zugleich der Meinung Ausdruck, daß die Ausführung der Bahnen regierungsseitig durch Landverleihungen und durch Garantierung einer Minimalverzinsung aus den Zolleinnahmen gefördert werden müsse.

Vereinsnachrichten.

Der Ehrenvorsitzende unseres Vereins, der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, ist von Sr. Majestät dem Kaiser zum Statthalter in Elsaß-Lothringen berufen worden. Se. Excellenz, General der Inf. z. D. von Strubberg hat als Vorsitzender im Namen des Hauptvorstandes Sr. Durchlaucht die Wünsche des Vereins zur Uebernahme dieses verantwortungsvollen Amtes und dieser inhaltsschweren Aufgabe ausgesprochen. Darauf hat Se. Durchlaucht folgendes Dankschreiben an den Vorsitzenden gerichtet:

„Ew. Excellenz beehre ich mich meinen verbindlichsten und wärmsten Dank auszusprechen für die überaus freundlichen Glückwünsche, die Sie mir auch namens des Evangelischen Afrika-Vereins zum Statthalter in Elsaß-Lothringen haben zu teil werden lassen. Nur mit Gottes Beistand wird es mir möglich werden, die ernste und schwere Aufgabe, vor die ich gestellt bin, zum Wohle der Reichslande und Deutschlands zu erfüllen. Indem ich Ew. Excellenz bitte, meinen Dank den Mitgliedern des Vereins gütigst übermitteln zu wollen, bin ich unter Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Ew. Excellenz ganz ergebener

gez. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg."

Eine besondere Aufgabe unsers Vereins ist und bleibt, einzutreten für eine allseitige menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten. Verschiedentlich haben wir daher zu diesem Zwecke in unserer „Afrika" unsere Stimme erhoben. Daß wir in unserem Vereine da nicht allein stehen, beweist der Sturm der Entrüstung, der sich in unserm ganzen Vaterlande aus Anlaß des „Falles Leist" erhoben hat. Und daß auch in den leitenden Kreisen die Bestrebungen Widerhall finden, geht deutlich daraus

hervor, daß das Auswärtige Amt gegen das Urteil des Potsdamer Gerichtshofes appelliert hat, auch daraus, daß der Artikel unserer Zeitschrift (vgl. Heft 8) „ein Wort über Privatexpeditionen in unsern afrikanischen Schutzgebieten" in dem „Deutschen Kolonialblatt, Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reiches" Aufnahme gefunden hat. Mit besonderer Freude aber erfüllt es uns, daß eine große Anzahl von Zustimmungserklärungen uns übersandt worden ist, teils von einzelnen, teils von Versammlungen, welche den Hauptvorstand ersuchen, geeignete Schritte zu thun, damit das Ziel, eben eine allseitige, menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen in unsern Schutzgebieten erreicht wird. Aus allen Teilen des Vaterlandes ist dieser Wunsch ausgesprochen, ja selbst jenseits des Kanals ist er geäußert worden und gewiß, der Hauptvorstand wird nicht versäumen, das Seine zu thun.

Freunde des Vereins in Württemberg und Nassau haben es dem Generalsekretär ermöglicht, in den genannten Gauen unseres Vaterlandes im Interesse unsers Vereins einige Vorträge zu halten. Auch an dieser Stelle sei ihnen allen noch einmal namens des Vereins herzlicher Dank ausgesprochen für die freundliche und opferwillige Mühwaltung, deren sie sich aus Liebe zur Sache unterzogen haben. Ihnen ist es ja in erster Linie zu danken, daß überall die Räume dicht gefüllt waren und viele Herzen für die Not unserer Schutzbefohlenen in Afrika und besonders für „die Aermsten unter den Armen," die befreiten Sklaven erwärmt werden konnten. Freudige Aufnahme hat unser Verein in allen den besuchten Orten gefunden. Und hat auch der Generalsekretär aus praktischen Gründen nicht auf die Bildung von Zweigvereinen hin gearbeitet, so sind doch überall viele neue Mitglieder dem Vereine gewonnen worden. Es ist guter Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß der Anfang, der gemacht ist, unter der weiteren, bereitwilligst zugesagten Hilfe der treuen Freunde guten Fortgang nehmen wird. — Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, einen Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr zu thun Eins aber darf schon jetzt gesagt werden: daß unser Verein weit mehr ausgebreitet und seine Aufgabe in ungleich höherem Maße als bisher zur Aufgabe des evangelischen Deutschland gemacht werden muß. Dazu müssen alle Mitglieder des Vereins fleißig das Ihre thun. Für diesmal möchten wir nur jedem es ans Herz legen, zu versuchen, ob nicht in seinem Orte oder in einem geeigneten Orte der Umgegend eine Versammlung im Interesse unseres Vereins zu ermöglichen ist. Der Generalsekretär wird jederzeit bereit sein, auf derselben einen Vortrag zu halten.

Wiederholt ist auf das Flugblatt hingewiesen, das wir zum Besten der ersten in Ostafrika zu gründenden Sklavenfreistätte versenden. Es ist bereits in etwa 20 000 Exemplaren verschickt und hat überall freundliche Aufnahme gefunden. Wir legen es dieser Nummer als Beilage bei und bitten herzlich und dringend, daß jeder Leser es an seinem Teile verbreitet, Bausteine annimmt und an die angegebene Adresse einsendet. Es steht in jeder Anzahl von Exemplaren zur unentgeltlichen Verfügung.

Vermischtes.

In Gottes Hut — in treuer Hut. Es war in der Nacht vom 9. zum 10. Juli dieses Jahres. Mitternacht war schon vorüber. Der Mond war um 1 Uhr untergegangen, und dichte Finsternis lag auf der Hoffnungshöhe in Kisserawe. Da wurde Br. Greiner durch lauten Lärm vom Schlaf aufgeschreckt. Er richtete sich auf und lauschte in die Nacht hinaus; aber da war es ganz stille, so daß er meinte, ein Traum habe ihn getäuscht. Plötzlich jedoch erhob sich aufs neue Geschrei, Gebrumm und Gepolter. Eilig stand er auf, zündete die Laterne an und ging hinaus, um nachzusehen, was vorgefallen wäre. In der Meinung, die Knaben haben, wie schon öfters so auch diesmal es unterlassen,

die Esel fest anzubinden, und nun balgten und bissen sich diese untereinander, ging Br. Greiner auf das Häuschen zu, unter dessen vorspringendem Dach die Esel angebunden zu werden pflegten. Und richtig! Einige der Esel kamen ängstlich auf ihn zugerannt, als wollten sie bei ihm Schutz suchen. Als er aber näher auf das Haus zukam, bemerkte er, daß der große weiße Reitesel nicht an seinem Platze stand. Jedenfalls, so wähnte er, hat er sich losgerissen, um sich mit einem andern zu beißen; denn er hatte einige Schritte seitwärts einen heißen Kampf mit einem Gegner. Br. Greiner ging ganz nahe hinzu und leuchtete mit der Laterne, um zu sehen, was das eigentlich für ein Gegner wäre, mit dem es der Esel zu thun hatte. Er ist bereits 4—5 Schritte nahe gekommen und kann, da er schlecht sieht, immer noch nichts von dem andern Tiere erkennen. Schon will er noch näher treten. Doch halt, das ist kein Esel, was da der weiße Reitesel unter hat. Es liegt auf dem Rücken und hat seine Krallen in den Hals des Tieres eingeschlagen und mit dem Maule hat es sich in den Bauch eingebissen. Br. Greiner sieht noch einen langen Schweif, der sich vor seinen Füßen hin und her bewegt, wie der Schwanz einer Katze hin und her schlägt, wenn sie mit der Maus ihr grausames Spiel treibt. Nun erkannte er, was das für ein Tier war, das unter dem Esel lag und ihn zerfleischte. Keinen Laut gab er von sich; denn es war ihm klar, daß der Löwe sein Kommen noch nicht bemerkt hatte, sonst wäre er wohl schon flüchtig geworden, oder hätte sich in der Wut darüber, daß ihm die Beute entrissen werden sollte, auf ihn gestürzt. Ganz leise schlich sich Br. Greiner weg, indem er die Laterne auf die entgegengesetzte Seite hielt, um nicht etwa durch ihren Schein den Löwen aufmerksam zu machen. Als er zum Wohnhause gekommen war, rief er aus Leibeskräften nach einem Gewehr, ein Löwe sei im Gehöft. Der laute Ruf erschreckte den König der Tiere; denn gleich darauf hörte Br. Greiner ein zweimaliges Knistern des morschen Zaunes. Es waren also ohne Zweifel 2 Löwen gewesen, die in das Missionsgehöft eingebrochen waren und nun durch den Zaun den Weg zurück nahmen. Den zweiten Löwen hatte er nicht gesehen. Er ging in das Haus und holte ein Gewehr. Nachdem er einige Schreckschüsse abgegeben hatte, um die Löwen zu verscheuchen, sah er nach, was geschehen war. Da lag ein Eselfüllen an der Stelle, wo es an der Mutter geschlafen hatte, tot. Es hatte den tödlichen Biß zwischen den Ohren. Die Eselin, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach losgerissen und auf den Löwen gestürzt hatte, um ihr Kind zu retten, lag 10—15 Schritte davon, ebenfalls tot. Im Kampfe mit dem Löwen hatte sie sich, so vermutet Br. Greiner, unter gewaltigem Geschrei dem Platze zu bewegt, wo der weiße Reitesel angebunden war, und dieser hatte sich in der Angst gleichfalls losgerissen. Da hatte sich einer der Löwen auf ihn geworfen. Mit bluttriefendem Kopfe sprang er, als Br. Geiner zum zweitenmal kam, ängstlich im Hofe

umher. Er mußte gewaschen und verbunden werden. Die Bisse zwischen den Ohren schienen besonders bedenklich zu sein. Schon am Tage zeigte sich bei ihm große Schwäche und am nächstfolgenden Tage mußte er erschossen werden.

Die Kinder, sowie die beiden Männer Baba Matanga und Anton, neben deren Haus der Kampf stattfand, verriegelten ihre Thüren fest und keines traute sich hinaus. Die Knaben krochen alle von der unteren Reihe der Lagerstätten auf die obere, und einer rief dem andern ängstlich zu, er möchte doch ja die Fenster zumachen, damit die Löwen nicht hinein kämen.

(„Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission." Heft 10.)

Litterarisches.

B. Herold, Hauptmann, **Die Behandlung der afrikanischen Neger.** Köln, **Neubner,** 1894. 31 S. Die Verhandlung gegen den Kanzler Leist hat die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die Frage hingelenkt, zu deren Lösung die oben genannte Schrift einen wie uns scheint sehr gediegenen Beitrag giebt. Der Verfasser war selbst eine Reihe von Jahren im Kolonialdienst thätig. Seine Anschauung erscheint ebenso vernünftig wie sittlich befriedigend und man erkennt auch bei dieser Frage mit Genugthuung, daß das sittlich Rechte schließlich immer auch das Vernunftgemäße ist.

Der Verfasser verlangt vor allen Dingen seitens der im Kolonialdienst befindlichen Europäer die Anerkennung der prinzipiellen Rechtsgleichheit der Weißen und Schwarzen, wie sie in den englischen Kolonien zu deren Vorteil besteht, indes hält auch er diese Gleichheit noch nicht in allen Stücken für in unseren Kolonien thatsächlich durchführbar. So glaubt er, daß die Prügelstrafe dort vorerst noch nicht zu entbehren ist, indes will er sie auf seltene Ausnahmefälle beschränkt wissen. Der Verfasser zeigt, daß wir im eigenen Interesse handeln, wenn wir den Negern eine geordnete Verwaltung geben, welche ihnen Eigentum, Leben und Freiheit schützt und hierdurch den Wohlstand unserer Kolonie fördert. Dazu gehört vor allem, daß nur ruhige, verständige, in jeder Beziehung tüchtige Leute, gleichgiltig welchen Standes, welche sich durch gründliches Studium der Verhältnisse, in denen sie wirken sollen, vorgebildet und den guten Willen haben, sich in die Eigenart der Eingeborenen einzuleben, für den Dienst in den Kolonien verwendet werden. „Solche die vom hohen Roß ihres Europäertums verächtlich auf die Neger herabsehen, sind von vornherein unbrauchbar."

Das interessante Detail der Ausführungen des Verfassers mögen die, welche diese Frage berührt, selbst in der trefflichen kurzen Schrift nachlesen. Darunter rechne ich nicht bloß die, welche in unseren Kolonien thätig sind oder werden wollen, und welche sich berufsmäßig mit ihnen zu befassen haben, sondern jeden, dem das Wohl unserer Schutzgebiete am Herzen liegt. Denn die Zukunft derselben hängt, wie der Verfasser zeigt, davon ab, was wir aus ihren Bewohnern machen.

Vr.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins

Verlag der Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Berlin NO. 43, Friedenstraße 9.

Soeben erschienen:

Kurze Geschichte der Berliner Mission

in

Süd- und Ost-Afrika

von

D. Ed. Kratzenstein, Missions-Inspektor.

4. verm. Auflage, fortgeführt bis Ende 1892.

In Leinwandband 3.60 M.

Ein vortreffliches Buch, das sich bei aller Fülle von lebendigen Einzelzügen und ergreifenden und erbaulichen Geschichten zugleich durch kurze, klare Darstellung auszeichnet. Der Missionsfreund 1894, Nr. 2.

Evangelische Mission im Nyassa-Lande

mit 8 Bildern und 2 Karten

von

Jul. Richter, Pfarrer in Rheinsberg (Mark).

In Leinwandband 2.50 M.

Die **Allgemeine Konservative Monatsschrift** nennt das Buch „eine Musterleistung systematischer Schilderung" und schreibt darüber ferner: „Der Verfasser hat durch eingehende Studien den Stoff in sich aufgenommen, daß er ihn wirklich beherrscht und darum deutlich, mit richtiger Hervorhebung der Hauptpunkte und angemessener Gruppierung vieler anschaulicher Einzelheiten erzählen kann. Eine sehr gute und genaue Karte ist beigegeben."

Die in obigem Buch enthaltene

Karte vom Nyassagebiet

ist auch apart zu haben.

Preis 30 Pf.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar.

Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission,

von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und zum Besten der Hinterbliebenen herausgegeben von Konsistorialrat **Pfitzner** und Missionsdirektor D. **Wangemann.**

2. Auflage.

Preis 1,75 M., gebunden 2,25 M.

Pastor D. **Warneck** sagt hierüber in der **Allgemeinen Missionszeitschrift:**

Diese originelle Selbstbiographie hätte eigentlich schon die 10. Auflage erlebt haben müssen, sie hat aber erst zur zweiten gebracht, ein Zeichen, daß auch **gute** Missionslitteratur nur langsam sich verbreitet. Wer das Buch noch nicht hat, kaufe es sich, das Geld wird niemand gereuen.

Das **Hannoversche Missionsblatt** schließt eine Besprechung mit den Worten:

Das Buch eignet sich, **wie wenig andere,** zu Geschenken für alt und jung, zum Vorlesen in der Familie und in Missionsvereinen, sowie zur Anschaffung für Vereins- und Volksbibliotheken.

Vaterländische Verlagsanstalt, Wilhelmstr. 30-31.

AFRIKA.

Nr. 12.

Dezember 1894.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO. 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortl. che Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin W 62,
Wormser Straße 9.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorgehen der Römer gegen die evangelische Mission in Deutsch-Südwestafrika	185
Kultur- und Sittenbilder aus unseren Schutzgebieten	187
Erinnerungen an eine Eingeborenenschule	189
Afrikanische Nachrichten	191
Litterarisches	201
Jung-Deutschland in Afrika	203

Zur freundlichen Beachtung!

Wir machen darauf aufmerksam, daß vom Januar ab unser Vereinsblatt „Afrika" nur noch denjenigen Mitgliedern zugesandt werden wird, welche einen Jahresbeitrag von wenigstens 2,50 Mk. zahlen.

Wir bitten alle Mitglieder, welche bisher 1,00 Mk. Jahresbeitrag gezahlt haben, auf unsere „Afrika" zu abonnieren. Sie erhalten dieselbe für 1,50 Mk., sodaß Jahresbeitrag und Bezugspreis für die Zeitschrift den oben genannten Mindestbetrag von 2,50 Mk. ergeben.

Für Nichtmitglieder kostet die „Afrika" nach wie vor 2,00 Mk.

Falls die „Afrika" nicht abbestellt wird, wird sie auch im neuen Jahre wie bisher zugesandt.

Berlin W 62, Wormserstr. 9.

Die Geschäftsstelle.

Gustav Müller

Generalsekretär des Evangelischen Afrika-Vereins.

Vorgehen der Römer gegen die evangelische Mission in Deutsch-Südwestafrika.

(Eingesandt.)

Unter dem 24. vorigen Monats genehmigte der Minister des Innern im Einverständnis mit dem Kultusminister, daß von der Missions-Gesellschaft der Oblaten zu Volkenburg in Holland zum Zwecke der Ausbildung deutscher Missionare für die Heidenmission namentlich in Deutsch-Südwestafrika eine Niederlassung in Fulda errichtet werde. Dieses neue Unternehmen der katholischen Kirche bedeutet eine beabsichtigte Störung gesegneter evangelischer Missionsarbeit durch römische Gegenmission. Mitten im Groß-Namaland, dem südlicheren Teile von Deutsch-Südwestafrika, auf der Station Bethanien begann am 1. November 1842 der von der Barmer Missionsgesellschaft ausgesandte Missionar Knudsen seine Thätigkeit. Seit diesen 52 Jahren hat die genannte Missionsgesellschaft ununterbrochen und mit gutem Erfolge unter dem Namavolk gearbeitet, so daß ihre Missionare nunmehr 9 Stationen mit rund 5500 Christen daselbst haben. Sodann begann am 31. Oktober 1844 der ebenfalls von der vorgenannten Missionsgesellschaft ausgesandte, noch jetzt im Kaplande als Emeritus lebende Missionar Dr. Hugo Hahn auf Station Otjikango oder Neu-Barmen die Mission im Hererolande, dem nördlicheren Teil von Deutsch-Südwestafrika. 10 Stationen mit mehr als 3000 Christen zählt nun nach 50jähriger geduldiger Arbeit die Barmer Missionsgesellschaft im Hererolande; dieselbe bringt für diese in 52 Jahren errichteten 19 Stationen mit gegenwärtig rund 8500 Christen in Deutsch-Südwestafrika die Summe von etwa 77000 M. auf. Hat also die Barmer Missionsgesellschaft auf grund ihrer 52jährigen treuen Christianisierungs- und Kultivierungsarbeit in Deutsch-Südwestafrika nicht ein geschichtliches Anrecht auf den ungestörten Fortgang ihrer Mission in diesem Lande? Was wollen denn nun noch die katholischen Patres in einem Lande, daß fast lückenlos von evangelischen Missionaren besetzt ist? Die katholische Mission hat keinen Platz daselbst. Es kann sich also nur um eine feindselige Gegenmission bei diesem neuen Fuldaer Unternehmen handeln, sozusagen zum 50jährigen Jubiläum rheinischer Missionsarbeit. Wir sind an die feindselige Gegenmission seitens der katholischen Kirche übrigens schon gewöhnt; die römische Propaganda hat sich — wenn wir nur Afrika in betracht ziehen — in folgende evangelische Missionsgebiete (und auf diesen Gebieten wieder in eine große Anzahl evangelischer Missionsstationen) eingedrängt: in das ostafrikanische Seengebiet, in Madagaskar, in das Kapland, Natal, Kaffer- und Zululand, in den Transvaal- und Oranjestaat, in das Basutho-, Bakwena-, Bamangwato- und Sambesigebiet, am Gabun und Niger, in Joruba, Liberia und Sierra Leone. Vor allem

aber — und das interessiert uns hier am meisten — versuchten es römische Patres schon zweimal, doch beide Male vergeblich, in das evangelische Missionsgebiet Deutsch-Südwestafrikas einzudringen. Es war nämlich 1881, als französische römisch-katholische Missionare unter Anführung des Pater Hogan auf der von der rheinischen Missionsgesellschaft besetzten Station Omaruru im Hereroland sich einzuzwängen versuchten; die Eingeborenen selbst jedoch haben ganz aus freien Stücken die ungebetenen Patres thatsächlich mit Gewalt vertrieben und zwar lediglich aus Anhänglichkeit an ihre evangelischen Missionare. Genau 10 Jahre später machten römische Patres, mit dem Priester Simon an der Spitze, auf der von der Barmer Mission besetzten Station Warmbad in Groß-Namaland denselben Einfallsversuch; jedoch auch hier wurde ihnen von den Eingeborenen sehr deutlich die Thüre gezeigt, denn letztere wollten ihrem evangelischen Glauben treu bleiben. Und wohl diesen Christen Deutsch-Südwestafrikas, daß sie selbst die Feinde ihres guten evangelischen Glaubens erkennen und abweisen; denn so schaffen sie sich den besten Selbstschutz. Es sei jedoch noch die Ansicht hier gekennzeichnet, welche die römisch-katholische Kirche von der evangelischen Mission hat. Leo XIII. bezeichnete in seinem Rundschreiben vom 3. Dezember 1880 „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt" die evangelischen Missionare als „trügerische Männer, Verbreiter von Irrthümern", welche „die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten". Analog dieser amtlichen Sprache des „Friedenspapstes" lesen wir denn z. B. in der Schrift von Friedrich Trippe: „Die Missionsfrage," kürzer zusammengefaßt: die evangelische Mission hat kein Recht zu existieren, sie ist ein Eingriff in das ausschließliche Recht der römischen Kirche, folglich ist es dieser erlaubt, sie zu zerstören. Sprechen doch die Missions catholiques vom 15. Juni 1888 davon, daß auf dem südafrikanischen Missionsgebiet unter den Basutho neben jeder protestantischen Missionsstation eine römische Station angelegt werden solle, nicht etwa um der Heiden willen, nein, um den Protestantismus ins Herz zu treffen. So ist denn auch überhaupt in der ganzen römischen Missionslitteratur nicht ein einziges Zeugnis zu finden, welches ein auch nur stiefbrüderlich gerechtes, um nicht zu sagen anerkennendes Wort über die evangelische Mission und ihre heilsamen Erfolge enthielte; Entstellungen, Karrikaturen, Geschichtsfälschungen, Schmähungen, Verleumdungen — weiter findet sich nichts. Und wie treiben denn eigentlich die römischen Sendlinge ihre Missionsarbeit? Davon zum Schluß drei Beispiele. „In Mampallapett (Indien, Leipziger Missionsgebiet) hat der römische Priester jeder übertretenden Familie 100—140 Mark gegeben. Um ganz sicher zu gehen, ließ er eine Urkunde auf Stempelpapier ausfertigen und von der Obrigkeit beglaubigen, daß für den Fall ihres Abfalles von der römischen Kirche sie dieser das von ihnen verpfändete Haus und ihre Ländereien überlassen

wollten." (Evang.-luth. Miss.-Bl." 1887, S. 292.) — Unter den Kohls ist der Trunk das Nationallaster und der heidnische Tanz eine beständige Versuchung zur Unzucht; die evangelischen Missionare haben daher alles aufgeboten, die christlichen Kohls von beidem abzuhalten. Die jesuitischen Eindringlinge gestatten Trunk und Tanz. („Allg. Miss.-Ztschr." 1884, S. 215). — „Da ist der Jesuit in Torpa. Er empfiehlt nicht nur das Branntweintrinken, sondern erlaubt das Tanzen, um unsere Christen zu gewinnen." (Biene 1887, S. 39 cf. 52). So führt die römische Papstkirche gegen die evangelischen Missionare in jedem Erdteile einen Vernichtungskrieg; jedoch in Deutsch-Südwestafrika, dem Felde 50jähriger und reich gesegneter rheinischer Missionsarbeit, soll ihr derselbe, nachdem sie daselbst zwei Mal von den Eingeborenen hinausgewiesen wurde, auch bei einem etwaigen demnächstigen dritten Versuche nicht gelingen.

Wir nehmen an, daß die Ministerien des Innern und des Kultus nach den bestehenden Gesetzen nicht umhin konnten, der holl. kath. Missionsgesellschaft die Erlaubnis zur Errichtung der geplanten Missionsanstalt in Fulda zu erteilen, können jedoch nicht umhin, unser tiefes Bedauern darüber auszusprechen, daß die hohen Behörden nicht verlangt haben, daß in dem Namen der Anstalt die Worte: „besonders in Deutsch-Südwestafrika" gestrichen würden. Jetzt sieht es so aus, als ob von seiten der Regierung das geplante Eindringen der Römer in ein evangelisches Missionsgebiet ausdrücklich gut geheißen werde. Wir zweifeln nicht, daß die weitesten Kreise im evangelischen Deutschland von dieser Ministerial-Entscheidung schmerzlich berührt worden sind.

Kultur- und Sittenbilder aus unseren Schutzgebieten.

Ein eigenartiges Licht auf die sittliche Anschauung und Lebensführung der Deutschen in Kamerun wirft folgende Bemerkung in dem Aufsatz: „Ueber einige auf Krankheit und Tod bezügliche Vorstellungen und Gebräuche der Dualaneger" von Dr. F. Plehn, Kaiserlichem Regierungsarzt in Kamerun, in Heft 2 der „wissenschaftlichen Beihefte zum Deutschen Kolonialblatt":

„Das Töten von Mischlingen vor oder nach der Geburt wurde früher von den Dualafrauen sehr allgemein geübt, und in der That existierte zur Zeit kein einziger, dessen Alter auf mehr als höchstens 13 Jahre zu schätzen wäre, obwohl die Beziehungen der Weißen zu den Töchtern des Landes früher schwerlich andere gewesen sein werden als jetzt. Daß jetzt diese Vorurteile nicht mehr bestehen, beweisen verschiedene kleine, fröhlich heranwachsende Mischlinge zur Genüge."

In seiner Nr. 574 giebt das Berliner Tageblatt einige Zitate aus einem Rechtfertigungsbericht, den der Kanzler einem Leipziger Journalisten in die Feder diktiert hat. Eins derselben lautet:

„Ueberhaupt streift man unter dem Einfluß des Tropenklimas die Zimperlichkeit ab. Ich weiß, daß ein preußischer Offizier, der fieberkrank war, sich in der Hängematte herumtragen ließ und aus einem Revolver mit scharfen Patronen auf Eingeborene schoß. Kein Hahn krähte danach, der Herr wurde abberufen, nicht einmal das Disziplinarverfahren wurde gegen ihn eingeleitet, weil er thatsächlich krank war; so war sein Geist durch das Klima zerrüttet."

Es ist durchaus zu wünschen, daß der Name dieses Offiziers bekannt gegeben wird. Es muß, falls er noch am Leben ist, die Angelegenheit untersucht werden und gegebenen Falles eine gerechte energische Strafe noch jetzt eintreten. Jedenfalls zeigt dieser Vorfall aufs deutlichste, daß unsere Regierung nicht dringend genug gebeten werden kann, ein wachsames Auge auf Leben und Treiben ihrer Beamten in den Schutzgebieten zu halten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die meisten Afrika-Reisenden für die römische Mission Worte der Anerkennung, für die evangelische nur Tadel und Mißachtung haben. Worin dies merkwürdige Benehmen seinen eigentlichen Grund hat, hat neulich der Afrika-Reisende Dr. Zintgraff in einem in der „Deutschen Warte" abgedruckten Aufsatze: „Die Kameruner Missionsthätigkeit" überzeugend dargelegt. Zintgraff sagt:

„Schließlich möchte ich hier noch eines Umstandes erwähnen, durch den dies christliche Missionswerk — ohne Rücksicht auf die Konfessionen — wenigstens nach meinem persönlichen Dafürhalten sehr erschwert ist; nämlich die Ungläubigkeit oder, um mich milder auszudrücken, das höchst laxe Christentum der in Afrika thätigen Europäer und Namenschristen, wobei ich natürlich meine eigne Persönlichkeit nicht ausnehme. Die meisten Europäer in Afrika — Beamte, Kaufleute, Reisende, Kapitäne, kurz niemand ausgenommen — sind nämlich nichts weniger als christliche Vorbilder, sondern eher (siehe Leist!) abschreckende Beispiele, und der Missionar muß sie entweder dem Schwarzen gegenüber als solche hinstellen, oder aber sich auf den nicht ganz unberechtigten Einwurf gefaßt machen: wenn ihr bekehren wollt, so fangt doch zuerst bei euren Landsleuten an und gewöhnt diesen den sittenlosen Umgang, das Fluchen und Saufen ab — wir Wilden sind doch bessere Menschen —, oder aber den anderen: wenn eure Landsleute wirklich Christen sind, wofür sie sich ausgeben und was ihr bestätigt, warum soll uns nicht dasselbe gestattet sein wie ihnen, weshalb sollen wir denn stets beten und zur Kirche und zum Abendmahl gehen, während sie dies doch niemals oder höchstens Weihnachten oder an Kaisers Geburtstag thun? Aus dieser Klemme pflegen sich die Missionare der beiden Konfessionen in sehr verschiedener Weise zu ziehen; die

einen, die protestantischen, dadurch, daß sie überhaupt den Verkehr mit ihren Landsleuten möglichst beschränken und aus ihrer Ansicht über das Christentum kein Hehl machen, die katholischen dadurch, daß sie eine Art Kompromiß eingehen, in der Art, daß sie sich mit dem Europäer auf möglichst guten Fuß stellen und auch ein Auge zudrücken, sofern er nur seinerseits auch wieder eine Gegenleistung bietet — mag diese nun im Besuche der Kirche und Messe oder sonst einem kleinen Dienste bestehen, wie ihn ja jeder mehr oder minder einmal der Sache leisten kann, wäre es auch nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage. — Die französischen Missionare in ihrer Liebenswürdigkeit sind darin vollends Meister und haben vorher schon mehr als einmal gewiß über den dummen deutschen Michel ins Fäustchen gelacht. Auch ich ziehe, offen gestanden, den Umgang mit den katholischen Missionaren, zumal mit französischen bei weitem vor, sie drückten bei meinen schwachen Seiten ein Auge zu, lassen auch einmal fünf grade sein, kurz, sind fröhlich mit dem Fröhlichen, und ich scheide von ihnen nicht mit dem Bewußtsein, daß ich ein großer Sünder bin, sondern mit dem, daß sie ganz famose und liebenswürdige Kerle sind; — ob sie deshalb nun auch die besseren Missionare sind, das ist ein Urteil, das ich ruhig dem Leser überlasse, da ich es als vorsichtiger Mann mit niemand verderben möchte." —er.

Erinnerungen an eine Eingeborenenschule.

Von August Gerber.

Mit der Beendigung des Krieges gegen Witbooi in Südwestafrika wird bei uns hoffentlich die Zeit kolonialer Kriege abgeschlossen sein, und an den inneren Ausbau des Gewonnenen gegangen werden. Viel Rachsucht, Haß, Unzufriedenheit wird noch durch endlose Milde und Güte beseitigt werden müssen, bis alle schwarzen Gemüter sich beruhigt haben. Die Ziele des evangelischen Afrika-Vereins werden in allererster Linie berufen sein, die friedliche innere Entwicklung der Kolonien zu befördern und den Grund ihrer Zukunft zu legen. Unter diesen Zielen nimmt die Errichtung von Schulen einen der ersten, wenn nicht den ersten Rang ein, und ich will den Lesern von „Afrika" gerne mitteilen, wie liebliche Erinnerungen ich an eine solche Negerschule von einer Afrikareise mit nach Hause genommen habe. Ich langte Ende Juli vergangenen Jahres von Windhoek in der Walfischbai an und wurde wie bei der ersten Ankunft in den Zimmern neben der Schule einquartiert. Das Eintreffen des Schiffes verzögerte sich ungeahnt lange und so konnte ich während mehr als einem Monat mich mit dem Studium der Missionsschule befassen.

Der größte Teil der Schulkinder bestand aus Hottentotten, einer anerkannt nichts weniger als schönen Menschenrasse, und trotzdem konnte ein liebevolles Auge eine große Anzahl ganz niedlicher

Hottentottenknaben und -Mädchen unterscheiden, die, wenn nur ein wenig weißer, jedem deutschen Elternpaare zur Zierde gereicht haben würden. Ein kleiner Teil bestand aus Bergdamara. Da waren alle Altersstufen vertreten, und während die Jüngsten ihr Abc von der großen Schultafel auf ihre kleine Schiefertafel abschrieben, lasen die Größeren im Lesebuche, oder rechneten mit den ganz Großen.

Den Anfang jeden Unterrichts bildete ein Choral, und trotzdem ich keinem Lehrer zu nahe treten möchte, habe ich in unseren Schulen noch wenig einen so gefühlvollen, mehrstimmigen Choral oder ein Lied singen hören, wie von diesen sog. Negerknaben. Der Gesang unserer Landschulen würde neben diesen schön gestimmten Chorälen wie das Brüllen von Ochsen sich ausgenommen haben. Und so kam es, daß ich mich von Tag zu Tag mehr auf die Anfangsstunde der Schule freute, das Lied der Kinder war meine einzige Freude in diesem entlegenen Orte, es war mir mehr wert wie das schönste Akademiekonzert. Nach dem Absingen des Chorales, den der schwarze Lehrer auf seiner Violine begleitete, sprach derselbe ein Gebet, und dann begann die Visitation der Hände, bei der es eine Unmasse von Tatzen, Ohrfeigen, Thränen und Seufzern gab. Ich war selbstredend bald allen eine bekannte Persönlichkeit und fast ein täglicher Besucher der Schule. Es gab da natürlich, wie bei uns auch, faule und fleißige, begabte und dumme, aber im großen und ganzen waren alle doch von normalem Verstande und lernbegierig. Es gab auch solche, die nicht gern zur Schule gingen, wohl wegen der Tatzen, und ich sah so eines Tages ein Hottentottenweib ihren hoffnungsvollen Sprößling mit einer gewaltigen Tracht Schläge zur Schule bringen. Also ganz wie es auch bei uns hin und wieder vorkommt. Die Eltern hielten alle sehr darauf, daß ihre Kinder die Schule regelmäßig besuchten, da alle erkannten, welcher Einfluß, welcher Segen von der Schule auf ihre Kinder überging. Da Walfischbai englisch ist, lernten die Schüler nicht deutsch, sondern holländisch, die weitverbreitetste Sprache Südafrikas, daneben Rechnen und Lesen in Hottentottisch. Außerdem hatten dieselben Gesang- und Religionsstunden.

Wie schon gesagt, war es für mich eine Freude, täglich den Unterricht zu besuchen. Aus dem Gesang konnte man hören, welch tiefes Seelen- und Gemütsleben dieses bekanntlich auf gar keiner hohen Stufe stehende Volk der Hottentotten hat, aus dem Lerneifer, daß auch ihnen das Bedürfnis nach Wissen und Aufklärung angeboren ist, daß auch bei ihnen anfängt, der Geist in dem Schwachen mächtig zu werden. Ich hatte mir mit der Zeit eine ganze Anzahl Lieblinge herangezogen, die fast ihre ganze freie Zeit in sichtbarer Nähe blieben, mit denen ich mich abgab und unter denen ich die Braven mit Biskuit belohnte, was mir eine nicht geringe Popularität eintrug. So kam mein Geburtstag heran. Herr und Frau Missionar Böhm haben mich an diesem Tage die Fremde vergessen lassen; mit so viel Liebe und Güte kamen sie mir entgegen. Tags zuvor hatte die

Frau Missionar für sämtliche Schulkinder Rosinenbrot backen müssen, wie sie es jede Weihnacht erhalten und das ihnen als das Höchste und Feinste jahrsüber vorschwebt. Die Sache war jedoch möglichst geheim betrieben worden, da ein Bekanntwerden, „daß es Rosinenbrot giebt", die ganze Bevölkerung mächtig erregt hätte. Jacob, des Hauses Unicum, Haushofmeister, zweiter Lehrer, der auch fließend deutsch sprach, schien jedoch die Sache an den Wind gebracht zu haben. Morgens um 6 Uhr wurde ich mit „Nun danket alle Gott" von Jacob aus dem Schlafe geweckt, das derselbe meisterhaft auf der Geige vortrug. Kurz darauf brachte er mir eine Torte von der Familie des Missionars mit einem Kranz wundervoller unvergänglicher Blüten und Gräser geschmückt, den noch heute eine Gipsfigur in ihren Armen hält. Nach dem Frühstück, mit Lesen beschäftigt, hörte ich plötzlich ein leises Flüstern und Hin- und Herlaufen im Schulzimmer. Als ich kurz darauf hinaustrat, standen alle vor meiner Thür und begannen, von ihrem Lehrer begleitet, gleich meinen Lieblingschoral, dem noch meine anderen Lieblingslieder folgten. Ob dieser unerwarteten Dankbarkeit für meine ihnen entgegengebrachte Liebe war ich zu Thränen gerührt, nicht fähig, ein Wort hervorzubringen. Dann brachten mir meine Lieblinge einen toten Flamingo, ein anderer eine Schlange u. s. w., Dinge, die sie mich schon öfter sammeln sahen.

Und als erst mittags, in Gegenwart fast aller Europäer, die Verteilung des herrlichen Rosinenbrotes begann, wie strahlten da die Augen aller, wie unheimlich vergrößerten sie sich, je näher die Reihe an sie kam! Welche Freude zog ein in mein Herz, wie erfuhr ich, daß Geben seliger denn Nehmen, wie glücklich fühlte ich mich beim Untergang der Sonne, als herrliches Abendrot sich in den leise wogenden Wellen des Meeres spiegelte! Bei uns hätte wohl der größte Teil der Schüler das Brot raschmöglichst gegessen. Das war aber hier nicht so. Wie groß auch die Begierde es zu verzehren war, alle ohne Ausnahme brachten es ihren Eltern, Großeltern und Geschwistern heim und wie glücklich mögen alle ob dieser geringen Spende in ihren armseligen Hütten gewesen sein. Dies möge den lieben Lesern zeigen, daß auch bei rohen wilden Völkern, was zwar die Hottentotten nicht ganz sind, edle Gaben des Herzens und Geistes schlummern, die wir zu wecken berufen sind. Wir haben ihre Kinder zum Glauben, zur Liebe für ihre Mitmenschen zu erziehen, sie nach und nach uns, unseren Sitten, unseren Anschauungen näher zu bringen. Darum unterstützet die Bestrebungen des evangelischen Afrika-Vereins nach bestem Können, auf daß man mit Macht ans Werk der Menschenliebe gehen kann.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 30. November.)

Ueber die Thätigkeit des in dem vorigen Hefte Seite 174 erwähnten Ferguson im Hinterlande von **Togo** hat der Afrika-

Reisende Gottlob Adolf Krause an die „Kreuz-Zeitung“ berichtet. Die Gegenden, in denen Ferguson wirkt, sind durch einen Vertrag zwischen Deutschland und England vom Jahre 1888 für neutrales Gebiet erklärt. Nun wollen beide Mächte keine dritte Macht in den Besitz der fraglichen Länder kommen lassen. So ist auf Grund eines vor länger als Jahresfrist getroffenen Uebereinkommens zwischen Deutschland und England ein Agent, eben jener Ferguson, dorthin gesandt worden. Er ist ein junger Schwarzer von 23 bis 25 Jahren und hat den Auftrag, von den betreffenden Häuptlingen das Versprechen zu erheben, sich nicht in den Schutz einer dritten Macht (d. i. Frankreich) zu stellen. Dieses Auftrags hat sich nun Mr. George Ferguson entledigt. Nach den Berichten Krauses haben die betreffenden Häuptlinge die Verhandlungen dahin gedeutet, daß sie von nun an unter englischem Protektorat stehen. Selbstverständlich bleiben die Abmachungen zwischen Deutschland und England vom Jahre 1888 hierdurch durchaus unberührt.

Die deutsche Togo-Expedition soll Versuche fortsetzen, welche die Ausführungs-Kommission des Antisklaverei-Komitees vor 2 Jahren in Ostafrika gemacht hat, indem sie Karren zum Fortschaffen der Waren benutzen ließ. Es sind der Expedition sowohl Schubkarren mitgegeben zum Transport von Lasten bis zu einem Gewicht von 2 Zentnern durch einen Mann, als auch andere, komplizierte für schwere Lasten, welche indes mehrere Leute zu ihrer Bedienung bedürfen. Auf den Ausfall der Versuche, der vielleicht von Einfluß auf die Entwickelung des Verkehrs in Togo sein könnte, darf man gespannt sein.

Am 9. Oktober wurde mit den Miangesen in **Kamerun** ein feierlicher Friede geschlossen, in dem ihre volle Unterwerfung unter die deutsche Schutzherrschaft zum Ausdruck gekommen ist. — Nach den Mitteilungen des Direktors der Kolonial-Abteilung im Auswärtigen Amt, welche derselbe in der letzten Sitzung des Kolonial-Rats gemacht hat (vergl. Heft 11, S. 180) darf damit die Periode kriegerischer Maßnahmen in Kamerun als abgeschlossen angesehen werden.

Der Distriktsvorsteher vom Bezirke Ubangi-Uelle im **Kongofreistaate**, Lieutenant Blokteur ist mit einer aus 40 Soldaten und 100 Arbeitern bestehenden Karawane von Bangala am Kongo aufgebrochen. Er begiebt sich nach Branziville an der Mündung des Uelle in den Ubangi, um von dort aus eine Straße zu bauen, welche den Ubangi mit dem Mongalla verbindet. Längs derselben wird er Stationen anlegen.

In Brüssel ist gegen Ende November der Lieutenant de la Kethulle de Ryhove aus Afrika eingetroffen. Er wurde 1891 der Expedition von Kerkhoven zugeteilt und berichtet jetzt über die Reisen, die er im nördlichen und nordwestlichen Teile des **Kongostaates** gemacht hat. Er ist bis an die durch die Ver-

träge dieses Jahres festgesetzten Grenzen desselben vorgedrungen. Im Quellgebiet des Aba, dem Oberlauf des Bahr-el-Arab errichtete er einen Posten und sandte eine Kompagnie weiter nach Norden zur Besetzung von Hofrah-en-Nahas (Kupferstadt). Mit Rafay dem mächtigen Häuptling der Sande und mehreren Fürsten der Kresch und Darbanda schloß er Bündnisse ab und gründete auch in deren Gebieten im Einverständnis mit ihnen, ja teils auf ihre Bitten hin Stationen. Es geht aus dem Berichte hervor, daß die Belgier überall freundliche Aufnahme gefunden haben. Zugleich aber erhellt daraus, daß im Innern Afrika zwischen den verschiedenen Stämmen ein lebhafter Handel getrieben wird. Von den Mahdisten, deren Westgrenze früher etwa in den von Kethulle durchreisten Gegenden sich hinzog, hat er nichts gesehen. Er berichtet nur, daß Rafay siegreich mit ihnen gekämpft und sie zurückgedrängt hat.

In Belgien befindet sich eine große Anzahl von Negerkindern, welchenach Europa gebracht sind, obgleich man allgemein die Erfahrung gemacht hat, daß die europäisch gebildeten Neger in ihrer Heimat nicht den in sie gesetzten Erwartungen entsprechen. Zur Erziehung dieser schwarzen Kinder in Belgien hat sich jetzt eine Gesellschaft gebildet. An die Spitze derselben ist die Königin getreten, welcher die Gräfin von Flandern zur Seite steht. Augenblicklich befinden sich 73 Kinder, 45 Knaben und 38 Mädchen im 1. Unterricht. Jedenfalls handelt es sich hierbei um den Wunsch afrikanische Eingeborene zur Gefolgschaft Roms zu erziehen, um sie später in ihrem Heimatlande zur Ausbreitung der römischen Kirche zu gebrauchen.

Von Plymouth aus hat sich Sir. G. Baden-Powell nach **Westafrika** begeben. Vor seiner Abreise hat er der Handelskammer von Liverpool versprochen, über folgende Punkte einen Bericht zu erstatten: 1) Die Notwendigkeit einer Zollunion zwischen dem britischen Nigerprotektorate, der Royal-Niger-Company und dem deutschen Kamerun-Gebiete; 2) die Pläne der verschiedenen Eisenbahnen, die in Westafrika gebaut werden sollen; 3) die Notwendigkeit des Baues einer Slip zu Sierra Leone, wie die Deutschen eine in Kamerun gebaut haben. (Vgl. Heft 9 S. 146). Wir erwähnen dies um zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit die Engländer alle Vorgänge in Afrika verfolgen.

Am 9. September endlich, nachdem ernste Gefechte und überaus anstrengende Verfolgungsmärsche vorhergegangen waren, hat **Hendrik Witbooi** nach dreimaliger Zusammenkunft mit dem Major Leutwein die förmliche Erklärung abgegeben, daß er **sich und sein Volk der deutschen Schutzherrschaft unterwerfe.** Major Leutwein hat die Unterwerfung angenommen, dem Hendrik Gibeon als zukünftigen Wohnort angewiesen und ihm ein Jahrgehalt von 2000 M. zugesichert, damit er sein Volk regieren kann. Zur Sicherheit ist eine Abteilung der Schutztruppe unter Führung des Lieutenant von Burgsdorff in

Gideon stationiert. — Wir freuen uns aufrichtig, daß Major Leutwein mit so weiser Schonung Hendrik gegenüber gehandelt hat; denn er steht doch nicht auf gleicher Stufe mit Buschiri, den Major v. Wißmann hat aufknüpfen lassen. Wir wollen übrigens hierbei darauf hinweisen, daß auch die Belgier in ihrem letzten Kampfe gegen die Araber in Manjema mit einem der feindlichen Führer, Raschid, einem Neffen Tippu-Tips, in ähnlicher Weise milde verfahren sind und ihn in ihre Dienste genommen haben. Er hat seinen Aufenthaltsort am Kuango erhalten und die doppelte Aufgabe, Leopoldville am Stanley-Pol mit Lebensmitteln zu versorgen und von seinem Wohnsitze aus ebendahin eine Straße zu bauen.

Von einer Ausdehnung des deutschen Einflusses in **Südwest-Afrika** endlich auf durchaus friedlichem Wege berichtet der Regierungs-Assessor v. Lindequist. Er hat mit dem früher als deutschfeindlich bekannten, mächtigen und klugen Häuptling Manasse in Omaruru, nördlich von Otjimbingue, Beziehungen wieder angeknüpft, welche seit fast 3 Jahren so gut wie fallen gelassen waren. Nach Verhandlungen, die sich einige Tage hinzogen und an denen zuletzt 80—100 Große des Häuptlings Teil nahmen, sprach Manasse namens seines Stammes der Landeshauptmannschaft seinen Dank aus für die Fürsorge, welche sie den für das Hereroland so wichtigen Fragen, betreffend Feld- und Waldbrände und Lungenseuche zugewandt habe. Er erklärte zugleich, daß er alles thun werde, was in seinen Kräften stehe, damit die betreffenden Verordnungen beobachtet würden. Schließlich äußerte er den Wunsch, daß ihm die Deutsche Flagge verliehen und in Omaruru eine deutsche Station errichtet werde.

Gleichzeitig verdient es hervorgehoben zu werden, daß es dem Assessor v. Lindequist auf derselben Reise in Okahandja gelungen ist, eine Fehde zu verhindern, welche einer der Großen des Samuel Maharero mit dem Unterhäuptling in Ovikokorero beginnen wollte. Er veranlaßte Samuel eiligst einen Boten mit dem Befehl abzusenden, unter allen Umständen von dem Unternehmen abzustehen, bis der Major Leutwein oder er, v. Lindequist, komme, um die Sache auf friedlichem Wege zu regeln.

Bei den **Orlams von Bersaba** ist in letzter Zeit ein Wechsel der Kapitänswürde eingetreten. Sie ist von der Familie Isaak auf die Familie Goliath übergegangen. Jakobus Isaak hatte während der Minderjährigkeit Goliaths die Würde bekleidet und sie nach Ablauf derselben nicht abgetreten. Jetzt hat der Stamm in freier Wahl die Herrschaft dem angestammten Kapitän zugesprochen. Goliath hat sich am 7. Juli in Keetmannshoop in Gegenwart seiner Ratsleute in feierlicher Weise vor dem Bezirkshauptmann zu dem Schutzvertrage mit dem Deutschen Reiche bekannt, den Jakobus Isaak im Jahre 1885 abgeschlossen hat.

Nach Rücksprache mit den Herero-Häuptlingen und dem Kapitän der Rehobother Bastards hat der Regierungsassessor

v. Lindequist eine Verordnung erlassen, welche jeden mit strenger Strafe bedroht, der im südwestafrikanischen Schutzgebiete Wald- oder Feldbrände herbeiführt. — Gleichzeitig ist eine andere Verordnung bekannt gegeben, durch welche im Bezirke Windhoek ein Forstschutzbezirk eingerichtet wird, um der regellosen und besorgniserregenden Abholzung zu steuern und eine planmäßige Durch- und Aufforstung herbeizuführen.

In erfreulicher Weise ist den Beratungen bezw. den Vorschlägen und Wünschen des Kolonialrates, von denen wir im vorigen Hefte berichtet haben, bereits praktische Folge gegeben. Es hat nämlich am 5. November im Auswärtigen Amte zwischen den Mitgliedern der Kolonial-Abteilung und den Vertretern der beteiligten Privatgesellschaften eine Beratung stattgefunden über den Ausbau der Tsoakhaub-Mündung zu einer dauernd brauchbaren Landungsstelle. Dieselbe hat zu einem durchaus befriedigenden Abschluß geführt. Das Auswärtige Amt wird zunächst und zwar in kürzester Frist einen Fachingenieur an die südwestafrikanische Küste senden. Die gesamten Kosten, welche sowohl durch die notwendigen Vorbereitungen als auch durch den Ausbau der Mündung selbst entstehen, werden zwischen dem Auswärtigen Amte und den Privatgesellschaften je zur Hälfte geteilt.

Ueber **Swasiland**, die dortigen politischen Wirren und das Auftreten der Swasi-Deputation in London bringen die Zeitungen die verschiedensten langatmigen Berichte. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Im Vertrag zwischen England und den Buren vom Jahre 1881 war die Selbständigkeit Swasilands garantiert. Die Buren konnten sich somit des Landes ohne den Willen der Engländer nicht bemächtigen. Goldentdeckungen lenkten nun die Aufmerksamkeit auf das bis dahin wenig bekannte Gebiet. Spekulanten, Händler und Farmer ließen sich hier und da nieder und setzten sich jeder auf seine Hand mit der Regierung der Eingeborenen auseinander. Ein Komitee von Weißen vermittelte diesen Verkehr für die Buren, ein anderes für Leute englischer Abstammung. Die Transvaal-Republik wollte indes das Land gar zu gern annektieren, weil es für den Verkehr zwischen Transvaal und der See sowohl nach der Delagoa- als nach der Koßi-Bai hin von entscheidender Bedeutung ist. So benutzte es die passende Gelegenheit und drängte schließlich der englischen Regierung das Versprechen ab, eine Annektion des Swasilandes dulden zu wollen, indem es dafür den Engländern versprach, in bezug auf Matschonaland ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Als nun Transvaal mit der Annektion Ernst machen wollte, stieß es auf den allerentschiedensten Widerstand der eingeborenen Bevölkerung. Es ist durchaus nicht wahr, daß dieser Widerstand von englischer Seite künstlich erregt worden sei. Den Engländern ist es unangenehm genug, daß der Wechsel der Herrschaft sich nicht glatt und ruhig vollzieht. Bei der Stimmung des englischen Volkes wäre es aber für ein Ministerium immerhin

gefährlich, den Buren ohne weiteres zu gestatten, das Land durch blutigen Krieg mit Gewalt einzunehmen. So steht die Sache augenblicklich als scheinbar unlösliche Frage da. Daß die Swasi sich dagegen sträuben, Unterthanen der Buren zu werden, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Buren in Transvaal den Eingeborenen nicht nur jeden Landbesitz genommen haben, sondern ihnen nicht einmal erlauben, eine Scholle von dem Grund und Boden, der ihren Vätern gehörte, zurückzukaufen und daß sie außerdem immer wieder versuchen, die Eingeborenen mit Gewalt zu Dienstleistungen auf ihren Höfen zu zwingen. Diese Zustände sind den Swasi selbstverständlich ganz genau bekannt und daher ist es sehr wohl verständlich, daß dies freie, kräftige Volk sich nicht ohne weiteres solch Joch auf den Hals legen lassen will.

In der **Delagoa-Bai** sind zur Unterdrückung des Aufstandes der Eingeborenen bei Lourenzo Marquez endlich portugiesische Truppen aus Masambik eingetroffen. Damit scheint der Fall vorläufig erledigt zu sein.

Seit geraumer Zeit steht ein **französischer Krieg gegen Madagaskar** bevor. Jüngst hat die französische Kammer der Regierung die nötigen Mittel bewilligt. Das sind 15 000 Mann und 65 Millionen Franks (52 Millionen Mark). Der General Duchesne ist zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt worden. — Und der Grund zu diesem Kriege? Frankreich will seine Hand auf Madagaskar legen und es zu seiner Kolonie machen. Madagaskar aber will sich das nicht so ohne weiteres gefallen lassen. Denn Frankreich hat zu seinem Vorgehen durchaus kein Recht. Im Jahre 1868 hat es die Selbständigkeit der Howa-Regierung anerkannt. In den Jahren 1884/85 hat es dann einen Krieg mit den Howas, den Bewohnern Madagaskars, geführt und, unterstützt von den europäischen Mächten, einen Vertrag zustande gebracht, in dem in sehr unklaren Ausdrücken eine Art französischen Protektorats gefordert wird. Dies hat aber Frankreich nie ausgeübt, denn es ist Thatsache, daß die Howa-Regierung sich nie der französischen Vermittelung bedient hat, um mit anderen Völkern Verträge abzuschließen. Daraus geht am besten hervor, wie wenig klar jener Vertrag vom Jahre 1885 das französische Protektorat ausspricht. Um nun die Insel zur französischen Kolonie machen zu können, benutzt man die angebliche oder thatsächliche Unfähigkeit der Howa-Regierung, französische Staatsangehörige gegen Angriffe der Madagassen zu schützen, dazu, die völlige Unterwerfung unter das französische Protektorat zu fordern. Die Howas aber haben kurz und bündig erklärt, daß sie nur der Gewalt weichen werden. — So wird sich im Laufe der nächsten Monate im Osten Afrikas ein Gewaltakt vollziehen, dessen Opfer ein Volk werden soll und auch wohl werden wird, das bereit ist, Gut und Blut für seine Freiheit einzusetzen und das unsere lebhafte Teilnahme verdient.

Nach vierstündigem schweren Kampfe hat der Gouverneur von **Deutsch-Ostafrika**, Oberst Freiherr von Schele, am 30. Oktober die Hauptstadt der **Wahehe**, Kuirenga, eingenommen. Dabei hat er die von den Wahehe seiner Zeit erbeuteten Waffen der Zelewski'schen Expedition zurückerobert und zahlreiche Sklaven befreit. Vier Tage später trat der Gouverneur in der Richtung auf Kilossa den Rückmarsch an. Auf demselben wurde er bei Mage angegriffen. Indes schlug er die Wahehe zurück. Ein Urteil über die Bedeutung und den Erfolg dieser Kämpfe zu fällen, ist zur Zeit nicht möglich, weil die weiteren Absichten des Gouverneurs noch nicht bekannt sind.

Ehe der Sturm auf Kuirenga gemacht wurde, hat ein lebhaftes Gefecht zwischen der Stationsbesatzung von Tabora und den Wahehe bei Konko in der Gegend von Muhalala stattgefunden. In demselben ist der Lieutenant von Bothmer, der Chef von Tabora, gefallen. Verwundet wurden neben anderen Europäern auch der bisherige Chef von Bukoba, Kompagnieführer Herrmann und Lieutenant Hallierſch, welcher wenige Tage darauf am Dysenterie starb.

Die **Mavudji**, welche von Kilwa Kivindje zurückgeschlagen waren (vgl. Heft 11 S. 178), haben alsbald einen Ueberfall auf das südlich gelegene Kilwa Kisiwani ausgeführt. Sie hatten es dabei auf die Kasse des Nebenzollamtes und das Geld der Inder und des Akida abgesehen, welche ihnen auch in die Hände gefallen sind. Um solche Räubereien zu verhüten, sind jetzt in Kilwa und an anderen entlegenen kleinen Nebenzollämtern einige Askari stationiert worden.

Aus den Berichten, welche nunmehr über die Ermordung der beiden Forscher Dr. Lent und Dr. Kretschmer vorliegen, geht hervor, daß sie die Opfer heimtückischer List geworden sind. Ueber den Grund zur Feindschaft der Warombo ist bisher nichts bekannt geworden. Folgender Bericht des Lieutenant Eberhard im „Deutschen Kolonialblatt" gründet sich auf Angaben Abdallahs, des Dieners des Dr. Lent. „Die beiden Herren brachen am 24. September nachmittags von Marangu auf, marschierten nördlich der Landschaften Mamba, Masaijuu, Muika, Mengue, Keni, Tschimbi, Mkuunach Kerua, woselbst sie außerhalb der Landschaft Lager aufschlugen. Am Morgen des Aufbruches und nach demselben begleiteten eine große Zahl von Romboleuten innerhalb der Bananen ihre Karawane. Sämtliche Warombo waren mit Speeren bewaffnet und zeigten eine feindliche Haltung. Trotzdem marschierten die Herren weiter. Dr. Lent hatte innerhalb Kerua den Weg nach Useri verloren und fragte deshalb ein Romboweib nach demselben. Die Frau lief unter großem Geschrei davon. Inzwischen sammelten sich immer mehr Romboleute. Ein weiter rückwärts gehender Träger wurde von den Warombo durch einen Speerstich verletzt. Dr. Lent, der die Verwundung und die immer drohender werdende Haltung der Romboleute sah, rief diesen zu, daß er keinen Krieg wolle, sondern

nur, um das Land aufzunehmen, durchziehe und nach Useri wolle. Er wolle ihnen zum Zeichen seiner friedlichen Absichten Zeug usw. geben, und warf einem der Leute gleichzeitig sein Taschentuch hin. Die Leute verlangten, daß Lent sein Gewehr niederlege und ihnen die Hand gebe. Während Lent ihrem Wunsche willfahrte, wurde er durch einen Speerstich in die rechte Seite getötet. Dr. Kretschmer, etwas rückwärts von Lent, kniete nieder, schoß einen der Warombo nieder und wurde dann ebenfalls ermordet. Von den fliehenden Trägern wurden sieben niedergestoßen. Augenzeuge Abdallah nahm inzwischen Lents Gewehr auf, schoß noch einmal auf die Warombo und lief dann ebenfalls davon. Die beiden Leichen wurden von den Rombos verbrannt, und konnte ich nur noch deren Gebeine finden, die nach Marangu gebracht und hier beigesetzt wurden."

Am 30. September hat der Lieutenant Eberhard, Chef der Station Moschi, im Verein mit 2000—2500 Mann der eingeborenen Häuptlinge, die Blutthat an den Warombo gerächt. Bei dem Kampfe sind 104 der letzteren gefallen und viele verwundet, während jene nur einen Verlust von 4 Toten und 10 Verwundeten erlitten. 3 Warombo wurden als Strafe für die Ermordung der beiden Europäer gehenkt. Außerdem wurde der dem schuldigen Häuptling Leitkuru gehörige Teil der Landschaft Rombo-Kerua zwischen den Häuptlingen Leikibona und Ngamene geteilt. Leitkuru ist entflohen.

Vom Grafen v. Götzen ist ein Bericht vom 18. Juni, geschrieben am **Kivusee**, eingetroffen. Er befand sich also damals zwischen dem Albert-Edward-See und dem Tanganika. Seine Forschungen werden unsere Karten wieder ein gut Teil vervollständigen und damit auch ändern. Im Osten des Gebietes der Ruanda hat er einen neuen See gefunden, der Mohazi-See genannt wird. Derselbe ist 60—80 km lang und 2—5 km breit. Nach Graf v. Götzen beginnt der Kivusee unmittelbar am Fuße des noch thätigen, etwa 3420 m hohen Vulkans Kirunga tsha gongo (d. h. Opferplatz) und hat er wahrscheinlich dieselbe Größe wie der Albert Edward-See. Der Kivusee und der Oso-See werden daher wohl, so vermutet Graf v. Götzen, in einen zusammenfallen. Den erwähnten Vulkan hat der Reisende in dreitägigem Durchhauen durch den Wald erstiegen und auf dem Gipfel einen großartigen Eindruck erhalten, den er folgendermaßen beschreibt: „Der Krater ist wohl das eigenartigste und imposanteste, was man sehen kann. Man überblickt, am Kraterrand stehend, eine $1\frac{1}{2}$ km im Durchmesser betragende Arena mit 300 m tiefen Wänden. Unten ist die Bodenfläche ganz eben, gelbbraun marmoriert, und in derselben befinden sich, so regelmäßig wie von Menschenhänden gemauert, zwei Schachte. Aus dem nördlichen, dessen Durchmesser 100—150 m betragen mag, strömt rötlich wiederscheinender Dampf, unter donnerähnlichem Getöse in unregelmäßigen Zeiträumen. Ich glaube, wir haben es hier mit einem Lavasee zu thun."

Im Nordwesten unsers Schutzgebietes ist ein Engländer Scott Elliot auf einer Forschungsreise begriffen. Er hat, von Uganda ausgehend, die Landschaften Buddu und Karagwe längs der Westküste des Viktoria-Sees durchzogen, sich dann nordwestlich nach der Landschaft Nkole am Albert Edward-See gewendet und ist bis zum Ruwenzori-Berge im Norden dieses Sees vorgedrungen. Diesen Schneeberg nennt Fr. Stuhlmann, der ihn bestiegen hat, Runßoro; bei den Eingeborenen heißt er Gularo. In der Landschaft Nkole hat Scott Elliot eine Reihe von 5 Seen mit dem Namen Biro-Njanßa entdeckt.

Am 13. November sind **Grenzverhandlungen zwischen England und Portugal** abgeschlossen worden, welche das Gebiet südlich von Sambesi bis zum Njaßa betrafen und schon 1891 begonnen worden sind. Es ist nunmehr auch die Grenze von Manica, welches das Maschonaland im Osten begrenzt, festgesetzt worden. Indes ist zur Zeit die genaue Linie noch nicht bekannt.

Am 19. August wurde in **Mengo**, der Hauptstadt von **Uganda** unter feierlicher Aufpflanzung der britischen Flagge das englische Protektorat proklamiert. Die Grenzen von Uganda umfassen nunmehr einen großen Teil von Unjoro.

In Englisch-Ostafrika haben neuerdings **Somali** wiederholte Einfälle in das Gebiet der Völker am Tana gemacht. Zunächst und zumeist gelten diese Raubzüge den Galla, mit denen die Somali verfeindet sind. Im Oktober aber sind sie auch über die Pokomo hergefallen, von denen sie mehr als 20 Erwachsene und Kinder fortgeschleppt haben. Die Station der Neuenkirchener Missionare Ngao, sowie die englische Missionsstation Golbanti waren in großer Gefahr. Dieselbe ist aber durch das energische Vorgehen des Hauptmanns Dugmore und einiger anderer Europäer abgewendet worden. Die Somali mußten fliehen. Der Vertreter der englischen Regierung traf einige Tage nach dem Ueberfalle in Ngao ein, sah indes von einer Verfolgung der Flüchtigen ab, weil sie schon einen zu weiten Vorsprung in die Steppe hinein hatten. Er will den Pokomo 50 Gewehre übergeben, damit sie sich selbst verteidigen können. Inzwischen haben die Leute von Ngao einen für afrikanische Feinde ohne Feuerwaffen unüberwindlichen Pallisadenzaun um ihre Stadt herum aufgeführt, der auch die Gebäude der Missionsstation samt der Kirche einschließt.

Am 20. November ist Pater Rossingnoli, der 1884 von den Mahdisten bei Omdurman mit anderen Priestern gefangen genommen und seitdem gefangen gehalten wurde, durch die Hilfe eines Arabers Abdallah glücklich entronnen und in Assuan angekommen. Der gerettete Pater bestätigt die seit Monaten gehegten Erwartungen, daß der Kalif Abdullah, der Nachfolger des Mahdi, seine ganze Macht aufbieten wolle, um sich an den Italienern für die Einnahme von Kassala zu rächen. Indes sind

dieselben längst auf diesen Angriff, den sie mit Bestimmtheit im November erwarteten, gerüstet.

In der Nähe von Kasablanka an der nordwestlichen Küste von **Marokko** ist anfangs November ein **Deutscher Franz Neumann** ermordet worden. Er hatte ein Geschäft in der Stadt und besaß einige km. entfernt, einen Landbesitz. Auf der Rückkehr aus seinem Geschäft nach seinem Landgut wurde er von Eingeborenen überfallen und mit Schüssen und Dolchstichen getötet. Die Mauren raubten seine Sachen und eins seiner Pferde, während das andere Pferd mit dem Wagen und dem Ermordeten in das Gehöft lief; bis hierher folgten die Räuber und ergriffen dann die Flucht. Neumann war seit 18 Jahren in Marokko thätig und ist nur 38 Jahre alt geworden. Er hinterläßt eine Frau und 4 kleine Kinder. — Natürlich hat das Auswärtige Amt sofort energisch Genugthuung gefordert.

In der gleichen Zeit ist die Ermordung von 4 Juden gemeldet worden. Die Leiche des einen fand man mit abgeschnittenen Halse in einem Brunnen. Außerdem wurde eine von Mogador nach Marokko ziehende Karawane, welche Baumwollenwaren führte, angefallen und geplündert. Das alles spricht nicht sehr dafür, daß der neue, noch so sehr jugendliche Sultan von Marokko das Regiment mit starker Hand zu führen imstande ist.

An unsern Mitarbeiter Herrn Missionsinspektor Merensky ist folgender Brief des Kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika gerichtet:

Ulanga-Station, 1. Oktober 1894.

Euer Hochwürden geehrtes Schreiben habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Für das mir gütigst übersandte Buch sage ich meinen verbindlichsten Dank, ebenso wie für die mir ausgesprochenen guten Wünsche für meine fernere Thätigkeit.

Mit Gottes Segen hoffe ich, daß wir, wenn auch langsam, stetig vorwärts kommen und unsere Kolonien und ihre Einwohner sowohl dem Christentum und der Kultur zuführen, als auch für das Mutterland nutzbar machen. Nur leider bleiben Mittel und Können immer hinter dem Wollen zurück. Mit großer Freude habe ich im Januar Ihre Missionsanstalten im Kondelande besucht, hoffentlich nimmt der so gute Anfang auch ein gedeihliches Weitergehen.

Sehr zu bedauern für unsere Verhältnisse hier ist, daß die heimische Kritik immer noch so wenig Verständnis für hiesige Verhältnisse hat, und auch namentlich, daß so viele Leute, die die Kolonie besucht haben, und deren ehrgeizige Wünsche hier vielleicht nicht in Erfüllung gegangen sind, sich nicht entblöden, Bücher zu schreiben, die von Unwahrheiten und Entstellungen strotzen, und gewöhnlich in einem Angriff auf hiesige Beamte oder das Gouvernement gipfeln. Für jede sachgemäße Kritik — auf That-

sachen basiert — bin ich jedermann dankbar, und halte es für meine Pflicht, daraus zu lernen und zu verbessern, was nötig ist — und das ist leider noch viel.

Doppelt freue ich mich daher bei meiner Rückkehr Ihr Buch in die Hände zu nehmen, welches — davon bin ich überzeugt — nur aus Liebe zur Sache geschrieben ist. Mit vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwürden ergebenster

gez. v. Schele, Oberst.

Litterarisches.

Im **Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh** erscheint vom Jahre 1895 ab ein neues Missionsblatt unter dem Titel: **Die evangelischen Missionen.** Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer **Julius Richter** in Rheinsberg (Mark). Monatlich ein Heft von 24 Seiten. Preis jährlich 3 M.

Dieses Blatt verspricht eine Lücke auszufüllen, die sich auf dem Gebiete der Missionslitteratur mehr und mehr fühlbar gemacht hat. Wir haben trefflich redigierte wissenschaftliche Missions-Zeitschriften und eine Fülle von erbaulichen Missionsblättern neben den „Berichten", in denen die einzelnen Gesellschaften von ihrer Arbeit Nachricht geben, aber es fehlte ein auf der Höhe der Zeit stehendes Missionsblatt, welches nach Inhalt und Ausstattung dem Bedürfnis der Gebildeten unseres Volkes Rechnung trug. Es ist zu billigen, daß „die evangelischen Missionen" ihr Augenmerk zunächst auf die uns am nächsten angehende Arbeit der deutschen Missionsgesellschaften und der Missionsarbeit in unseren Kolonien richten wollen, und daß auch die wichtigsten und interessantesten Zeitabschnitte der vaterländischen Missionsgeschichte berücksichtigt werden sollen. Die Ereignisse des großen Missionsfeldes werden nur soweit zur Darstellung kommen, als sie besondere Teilnahme beanspruchen können. Die erste Nummer ist bereits erschienen, sie bringt Beiträge von Direktor Buchner und H. Dalton, wie auch von dem Herausgeber selber. Letzterer hat sich durch seine Aufsätze in der Zeitschrift von D. Warneck, sowie durch seine Bücher über die Njaßa-Mission und Uganda als Missionsschriftsteller bereits einen guten Namen erworben. Seine große Bekanntschaft mit der in Betracht kommenden deutschen und ausländischen Quellen-Litteratur befähigt ihn, Gründliches und Zuverlässiges zu bieten. So hoffen wir, daß das neue Blatt dazu beitragen wird, Missionskenntnis und Missionsliebe in Kreise zu tragen und darin zu unterhalten, die bisher der großen Sache ferner standen. Daß dies geschehe, ist in Deutschland ja besonders notwendig! Da das Blatt der Mission als solcher, insbesondere allen deutschen Missionen dienen will, nicht aber einer Missionsgesellschaft ausschließlich, kann man ihm nur die allgemeinste Verbreitung in ganz Deutschland wünschen. Der Preis ist im Verhältnis zu dem gebotenen außerordentlich niedrig. Merensky.

C. W. Werther, Prem.-Lieutenant. **Zum Viktoria-Nyanza.** Eine Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise. Berlin, Gergonne u. Cie. 1894. 303 S.

Ein sehr gut ausgestattetes Buch mit vielen Abbildungen und übersichtlicher, die neuesten Forschungen berücksichtigenden Karte. Es ist äußerst frisch und lebendig geschrieben, so daß selbst in dem ersten und dritten Teil mit ihrem an sich etwas ermüdenden Einerlei der täglichen Märsche und Kämpfe die gewandte Darstellung anregend wirkt. Neben diesen beiden Teilen, die den Afrikakennern nichts wesentlich Neues bieten und das persönliche Moment oft allzusehr vorwiegen lassen, (sie erinnern lebhaft an die üblichen Kolonial- und Afrika-Vorträge in den großen Zeiten der kolonialen Bewegung, die heutzutage bereits ihre Zugkraft verloren haben,) — ist unfraglich der mittlere „Am Viktoria-Nyanza" der überragend wertvollere. Er bietet uns ein eingehendes Bild von Land und Leuten am Süd-West-Nyanza, besonders von Usukuma. Der Anhang zum Buche „Das Kisukuma, Grammatische Skizze und Vokabular" bearbeitet von dem bekannten

Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft A. Seidel liefert eine für weitere Sprachforschung wertvolle Grundlage, zu der auch Werther Bausteine beigetragen hat.

Wir wünschen dem Buche viele Leser und Käufer, möchten es aber nur in der Hand von Lesern sehen, die bereits genügende Sachkenntnis der afrikanischen Verhältnisse und gereiftes Urteil haben. Seiner Ausstattung und Darstellungsform nach würde es sich andernfalls auch für die reifere Jugend sehr wohl eignen. Doch neben diesen Vorzügen hat es einige erhebliche Mängel, die geeignet sind, gerade bei noch ungeklärtem Urteil verwirrend und schädlich zu wirken.

Das ganze Buch trägt wieder einmal deutlich den Stempel, daß eine gewisse Schneidigkeit und militärische Schulung neben chevaleresker Art und offenem Auge noch keineswegs allein genügen, um in Afrika erfolgreich thätig zu sein. Der Verfasser ist offenbar mit Erwartungen hinausgegangen, die auf ungenügend geklärten Anschauungen über Afrika und auf falschen Voraussetzungen beruhten. Darum zieht sich von Anfang bis ans Ende durch das Buch ein Ton von Mißstimmung, der sich in halb witzigen, halb beißenden Bemerkungen über seine Auftraggeber und Mitarbeiter Luft macht. Es berührt stellenweise geradezu peinlich, vom Verfasser auf diesen von Anfang an vorhandenen Mangel an Harmonie hingewiesen zu werden; denn man fragt sich billig: Wäre es nicht besser gewesen, wegen dieses Gegensatzes gleich anfangs das Vertragsverhältnis zu lösen und das Antisklaverei-Komitee mit all seinen vermeintlichen Mißgriffen und Thorheiten und unsympathischen Angestellten sich selbst zu überlassen. Manchmal macht es den Eindruck, als ob der Herr Verfasser aus verständlicher Abneigung gegen den plebejischen Grundsatz: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe!“ allzu geneigt sei in die gegenteilige Tonart zu verfallen. Wir wissen doch nachgerade aus langer und namentlich neuester Erfahrung, daß bei unserer deutschen Kolonialarbeit das Wort gilt: Peccatur intra et extra muros, in Berlin wie in Koblenz, aber nicht minder, ja erst recht in Kamerun und Bagamoyo, in Dar-es-Salaam, Tanga und am Nyanza. Es dient nur zur Verwirrung des Urteils und zur Hinderung einer Gesundung unserer Kolonial-Entwicklung, wenn man nun das Antisklaverei-Komitee zum alleinigen Sündenbock stempeln will. Es waren gerade Männer von der Eigenart des Herrn Verfassers, die trotz ihrer unbestreitbaren Tüchtigkeit in gewisser Hinsicht doch durch ihr Urteil und ihre bestimmten Forderungen zu den verhängnisvollsten Irrtümern des Antisklaverei-Komitees (Petersdampfer!) den ersten Anstoß gegeben haben. — Die Freunde Afrikas werden daher für die Folge gut thun, die Behauptungen und Urteile der sog. „Afrikaner“, deren Sachkenntnis sich nur auf die Lektüre einiger bestimmter Bücher und im Anschluß daran auf eine verhältnismäßig kurze afrikanische Reise stützt, nicht mehr als maßgebend und unbedingt richtig gelten zu lassen! — Der Verfasser nennt seine Reise selbst eine Antisklaverei-Expedition; aber man erschrickt über die schier ununterbrochene Reihe von blutigen Kämpfen, deren Notwendigkeit meist nicht ersichtlich ist, und sucht in dem Buche dagegen vergeblich nach thatsächlichen Leistungen des Expeditionsführers im Dienst der Antisklaverei. Daß solche auch trotz mancherlei Hemmnisse und ohne vollendetste Harmonie der europäischen Mitarbeiter und ohne die umfassendste Regelung der leidigen „Kompetenzfrage“ möglich sind, dafür sind, abgesehen von den Helden der christlichen Mission und vielen Forschern, auch in der Antisklaverei-Bewegung Männer wie Langheld, Baumann, Wißmann u. a. Beweis genug. Wie wenig der Herr Verfasser aber von vornherein die grundlegenden Anschauungen der Sache anerkannt hat, in deren Dienst er sich stellte, bezeugen unter anderem auch seine Darlegungen über die Sklaverei. Denn daß alle verständigen Freunde Afrikas und seiner Bevölkerung bei der Antisklaverei-Bewegung sich zunächst gar nicht gegen die herrschende Form der Sklaverei wandten, daß sie dies Hörigkeitsverhältnis nicht kurzer Hand aufheben wollten, — ist doch allbekannt. Vielmehr gegen die Sklavenjagden mit ihren Greueln und gegen den Sklavenhandel in allen seinen Formen galt und gilt es anzukämpfen und zu arbeiten. — Auch die Ansichten des Herrn Verfassers über die evangelische Mission, mit der er eine Berührung sichtlich gemieden, über die er in einem Fall sogar aburteilt, lediglich auf Hörensagen hin, können wir nur aus dem Mangel an Kenntnis uns erklären. Freilich, auf flüchtige Frühstücksbesuche legt die evangelische Mission keinen Wert, aber danach kann man weder sie noch die gerühmten katholischen

Missionen richtig beurteilen. Man vergleiche die Stellung des Verfassers zur Mission einmal mit der wirklicher Kenner, namentlich, was nahe liegt, mit der des tüchtigen Forschers Baumann, der gleichzeitig jene Gegenden Afrikas bereiste, und man wird einen erheblichen Unterschied zu Ungunsten des Herrn Verfassers finden, obwohl Baumann nicht in Gefahr steht, zu den „Muckern und Pietisten" gerechnet zu werden.

Ueberhaupt ist auch der Nebentitel „Forschungsreise" nur cum grano salis zu verstehen, denn die Entdeckung der Wertherbucht hat, trotz der daran angeknüpften Bemerkung über die englischen Missionare, keine besondere Wichtigkeit, und die Rückkehr über Iffanfu und den Hohenlohe-See trägt nach den eigenen Schilderungen des Herrn Verfassers doch zu sehr den Charakter eines flüchtigen Durchzuges, um nicht zu sagen Rückzuges, als daß sie wissenschaftlicher Forschung nennenswerte Dienste hätte leisten können. Ueberdies sind gerade diese Gegenden von Baumann fast gleichzeitig bereist und schon vor dem Erscheinen des Wertherschen Buches wissenschaftlich gewürdigt worden in dem Buche: „durch Massailand zur Nilquelle." Fabarius

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit vielen Hundert Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes.**

Es liegt uns die siebente Lieferung dieses Meisterwerkes deutscher Arbeit und Gründlichkeit vor. Sie enthält Karte 3 „Verbreitung des Deutschtums in Europa" und Karte 15 „Südwestafrikanisches Schutzgebiet, Blatt 1". Eine eingehende Besprechung behalten wir uns vor. Wir verweisen für jetzt nur auf die Besprechung der ersten 6 Lieferungen in Heft 9, Seite 151. Was da anerkennend von dem Werke gesagt ist, gilt auch für diese Lieferung. — er.

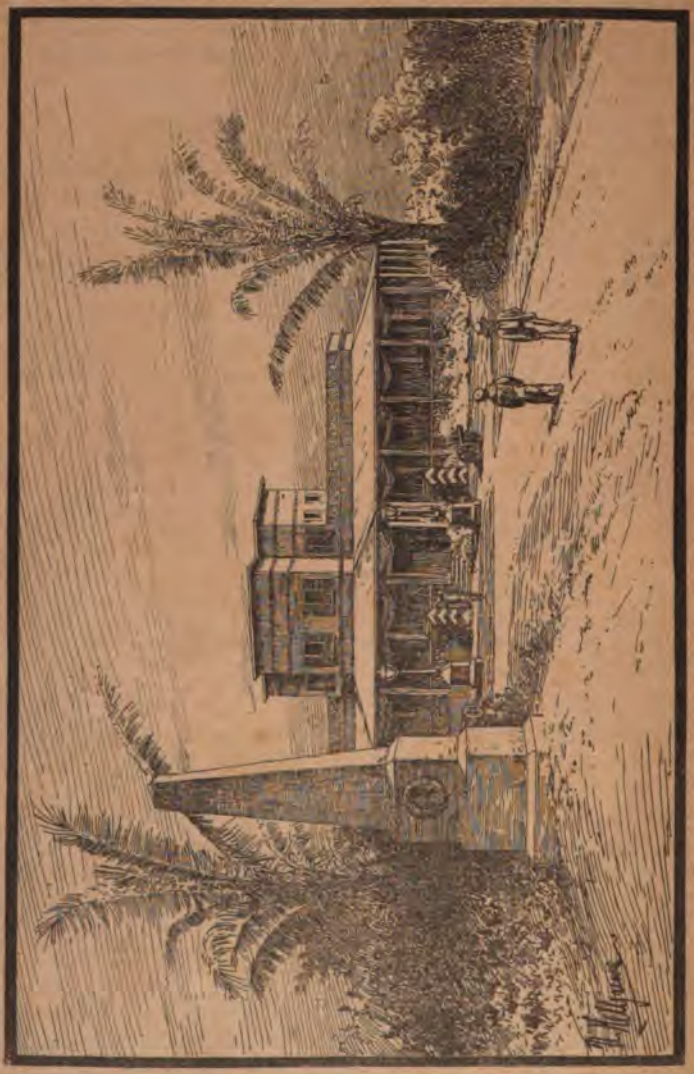
Jung-Deutschland in Afrika.

Kolonial-Erzählungen für jung und alt. Von C. Falkenhorst. Bd. 1 „Der Baumtöter", 2. „Der Sklave der Haußa", 3. „Unter den Palmen von Bagamojo". Dresden, Verlag von Alexander Köhler. Preis karton. à M. 1,50.

Mit besonderer Freude begrüßen wir ein neues auf 10 Bände berechnetes Unternehmen, welches der durch seine früheren Jugendschriften rühmlichst bekannt gewordene Verfasser in Form schlichter Erzählungen dem deutschen Volke übermittelt. Wir haben die drei ersten Bände gelesen und müssen zu unserem Vergnügen bekennen, daß es der Verfasser meisterhaft verstanden hat, dem deutschen Volke und insbesondere der deutschen Jugend alles dasjenige, was von Deutschland seit länger als einem Jahrzehnt auf kolonialem Gebiete errungen worden ist, erzählend wiederzugeben und uns mit Land und Leuten, sowie den Kulturbestrebungen usw. bekannt zu machen. Bei seinen Schilderungen der fremden Länder und ihrer Bewohner stützt sich der Verfasser auf die Werke der bedeutendsten Forscher und Reisenden, die ihm zum Teil schon ihre Anerkennung ausgesprochen haben. Die Ausstattung der Bücher ist sehr gut. Die vorzüglichen Bilder, von welchen wir „Das Denkmal Nachtigals" aus dem zweiten Bande dieser Sammlung hier zum Abdrucke bringen, sind von Rudolf Hellgrewe gezeichnet, der Land und Leute des schwarzen Erdteils aus eigener Anschauung kennt.

Wir können diese Bände der deutschen Jugend als auch Erwachsenen zur Lektüre wärmstens empfehlen. K.

Anm. der Schriftleitung. Wir empfehlen diese Erzählungen besonders für den Weihnachtstisch. Sie sind wohl geeignet an die



Nachtigals Denkmal. Aus Jung-Deutschland in Afrika, von C. Falkenhorst.

Stelle der Cooperschen Geschichten zu treten. Die Leser unseres Blattes, welche durch uns die Bücher beziehen, erhalten einen Vorzugspreis: kartonierte Exemplare à 1,25 statt 1,50 M., in dauerhaftem Bibliothekeinband gebunden zu 1,50 statt 1,75 M.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika" zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins

Quittung

über eingegangene „Bausteine für die Sklavenfreistätte."

Durch Prediger Rohrbach-Charlottenburg 9 M. Pastor Winkler-Isenstedt 35 M. Aus dem Zweigverein Minden 26,59 M. Pastor Stürmer-Bethel b. Bielefeld 3 M. Rendant Lahusen-Bethel 3 M. Durch Pastor Rothfuchs-Burgsteinfurt 21,59 M. Pfarrer Engelbert-Duisburg 1 M. Durch Landgerichtsrat Büff-Cassel 25,93 M Gutsbesitzer Kleinau-Dodendorf 5 M. Rentier Weiler-Berlin 0,35 M. Durch Pastor Werner-Gr.-Bartensleben 10 M. Prof. Dr. Guthe-Leipzig 6 M. Adolf Wörmann-Hamburg 30 M Direktor Hernsheim-Hamburg 30 M. Johs. Thormählen-Hamburg 30 M. Pastor Rahdecke-Hundisburg 1 M. Dr. Lehnerdt-Königsberg 2 M. Durch Pastor Röver-Alvensleben 8,41 M. Durch Stadtpfarrer Böckheler-Künzelsau 30 M. Kommerzienrat Engel-Ulm 10 M. Durch Pfarrer Dr. Pfleiderer-Ulm 8 M. Evangel. Arbeiterverein Stuttgart 16,12 M Durch Pfr. Zehle-Ebingen 20 M. Durch Pfr. Schmidt-Miehlen 22 M. Durch Pfr. Anthes-Nassau 90,50 M Durch Pfarrer Bömel-Ems 27 M. Johannes Bodenmann-Basel 1,50 M. N. N. Herborn 1,50 M. Durch Pfarrer Kaldenbach-Ackerbach 10,22 M. Alice, Ulrich und Ilse Fresenius-Hildesheim 1,50 M. Superint. Zarnack-Heyersdorf b. Fraustadt 3 M. Fr. C. K. in W. 20 M. Herm. Niemöller-Gütersloh 5 M. Gerichtsvollzieher Schmidt-Montabaur 5 M. H. André-Stettin 5 M. Major Kraatz-Königsberg (Pr.) 10 M. Frau Dr H. Gleim-Freystadt 3 M. Geh. Hofrat Dr. Fresenius-Wiesbaden 10 M. Col. Tr. gen. Br. durch Pfarrer Keferstein-Borgholzhausen 50 M. Pastor Wiesner-Versmold 15 M. E. Frankhauser-Buchsweiler 1 M. C. B., Luckau 5 M. Notar Bühler-Oehringen 20 M. H. Daimelhuber-Neutlingen 2 M. Pfr. Heydemann-Ems 6 M. Lehrer L. Adam-Hirschberg 6,78 M. Pastor Rocholl-Oberlahnstein 5 M. Durch Dr. Minor, prakt Arzt, Michelbach 12,55 M. Gustav Maus-Kehlbach 5 M. G. Lauber I, Achenbach 10 M. N. N. Görlitz 1 M. Durch Pfarrer E. Klas-Neukirch 3,30 M. Frau v. M. Wiesbaden 20 M. Hugo Schleicher-Düren 5 M. Durch Kantor Müller-Dodendorf 2,05 M. N. N. Ludwigsburg 10 M. Otto Wilhelm Meuser-Reichenborn 20,20 M. Pfarrer Gros-Hartenrod 3,30 M. Evangel. Bund, Ortsverein Staffel a/Lahn 3 M. Pfarrer Fauth-Gersweiler 3 M. Prof. Dr. Zimmerman-Limburg 1 M. Dr. Rudolph-Limburg 1 M. Generalin v. Kamptz-Ehrenbreitstein 2,10 M. Durch Lehrer F. Bilang-Osterweddingen 3 M. A. Wunder-Nürnberg 1 M. Marie Steidel-Altenburg 3,50 M. Pfarrer Heuer-Freystadt 5 M. N. N. Jüterbogk 3,50 M.

Vaterländische Verlags-Anstalt, Berlin SW, Wilhelmstr. 30/31.

AFRIKA

Nr. 1.

Januar 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundeman

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Berlin W 62,
Wormser Straße 9

Mit dem laufenden Jahr hat die Monatsschrift

„Afrika"

ihren zweiten Jahrgang begonnen. Ihr Programm bleibt unverändert: Sie soll bei der evangelischen Bevölkerung Deutschlands das Interesse für die sittliche und soziale Entwickelung Afrikas, besonders in den deutschen Schutzgebieten anregen und fördern.

Zu dem Zwecke bringt die „Afrika" Nachrichten über alles, was seitens des Staates, der Missionen und sonst für die Förderung von Wohlfahrtseinrichtungen und zur Bekämpfung der leiblichen und geistigen Notstände in Afrika geschieht.

Zugleich macht die „Afrika" auf die in diesen Richtungen noch vorliegenden Aufgaben aufmerksam und weist auf die Mißstände hin, die zu beseitigen sind. Insonderheit tritt sie entschlossen **für eine allseitig gerechte und menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen in unsern Schutzgebieten ein.**

Der Wirksamkeit der evangelischen Missionen in Afrika wird insofern besondere Aufmerksamkeit gewidmet, als versucht wird, die vielfach über dieselben verbreiteten unrichtigen Anschauungen richtig zu stellen und über die Arbeiten der Missionen genügende Aufklärung zu schaffen.

In der Rubrik, „Afrikanische Nachrichten" berichtet die „Afrika" über alle irgendwie bedeutsamen Tagesvorgänge und stellt dieselben ins rechte Licht.

Durch charakteristische Schilderungen von Land und Leuten will sie die Kenntnis namentlich der deutsch-afrikanischen Schutzgebiete fördern.

Schließlich werden die wichtigsten Erscheinungen der Afrika-Litteratur besprochen, zumal diejenigen, welche für den Evangelischen Afrika-Verein nach irgend einer Seite hin Beachtung verdienen.

Der Preis der „Afrika", von der monatlich mindestens ein Bogen erscheint, beträgt jährlich 2 Mark. Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins (Mindest-Jahresbeitrag 1 Mk.) erhalten sie für 1,50 Mk., so daß bei einem Jahresbeitrage von 2,50 Mk. an die Zeitschrift den Mitgliedern ohne besondere Bestellung geliefert wird. Die Zustellung erfolgt postfrei unter Kreuzband.

Bestellungen nimmt der Unterzeichnete entgegen. Im Buchhandel ist die „Afrika" zu beziehen durch die Buchhandlung der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin NO, Friedenstr. 9.

Berlin W, Wormserstr. 9.

Der Generalsekretär des Evangelischen Afrika-Verein.
Gustav Müller.

Rückblick — Ausblick.

Von Gustav Müller.

Mit dem neuen Jahre tritt der Evangelische Afrika-Verein in das dritte Jahr seines Bestehens ein, und beginnt sein Organ seinen zweiten Jahrgang. Die Aufgaben unseres Vereins bleiben nach wie vor die in § 1 unserer Satzungen angegebenen: „Die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken." Es hat sich ja im Laufe des verflossenen Jahres herausgestellt, daß unser Verein im deutschen Vaterlande eine bisher vorhandene Lücke ausfüllt, denn überall, wo man sich eingehend mit unseren Absichten bekannt machen ließ oder bekannt machte, hat er Mitglieder gefunden. Ob Ostpreußen oder Württemberg, ob Schlesien oder Rheinprovinz, Brandenburg oder Sachsen und Westfalen — alle Gaue unseres Vaterlandes sind unter den Mitgliedern unseres Vereins vertreten. Wenn trotzdem die Zahl derselben nicht so groß ist, als man wünschen sollte, so hat das seinen Grund in mancherlei Verhältnissen und Vorurteilen. Es sei darum am Anfange des neuen Jahres wiederum klar und unzweideutig ausgesprochen, daß der Evangelische Afrika-Verein nichts weniger im Sinne hat, als den evangelischen Missions-Gesellschaften Konkurrenz zu machen und Abbruch zu thun. Es ist und bleibt sein einziges Bestreben, durch bestimmte Arbeiten humanitärer Art die evangelischen Missions-Gesellschaften in ihrem heiligen Dienst an den Eingeborenen der deutsch-afrikanischen Schutzgebiete zu entlasten und dadurch Hand in Hand mit ihnen an der sittlichen und sozialen Wohlfahrt derselben thätig zu sein.

Nach zwei Seiten hin ist im verflossenen Jahre bereits der Anfang gemacht worden. Zum ersten ist der bekannte Plan, den erwachsenen befreiten Sklaven eine Zufluchts- und Bildungsstätte zu schaffen, seiner Ausführung näher gebracht, denn es sind Unterhandlungen angeknüpft, um in Deutsch-Ostafrika den nötigen Grund und Boden zu erwerben. Daher dürfen wir getrost die Hoffnung aussprechen, daß dies, unser Erstlingswerk, nun bald ins Leben trete. Zum zweiten aber haben wir in der allgemein zugegebenen Notwendigkeit, Aerzte zu den Völkern unserer Schutzgebiete hinauszusenden, noch in der letzten Sitzung unseres Hauptvorstandes einen Entschluß gefaßt. Weil alle Versuche, einen Arzt zu finden, welcher für die besondere Aufgabe, die wir ihm stellen müssen, uns geeignet erschien, gescheitert sind, haben wir das Anerbieten eines jungen Mediziners angenommen. Derselbe ist bereit, wenn wir ihm durch ein jährliches Stipendium sein Studium ermöglichen, nach Vollendung desselben sich von uns an den Njaßa-See aussenden zu lassen.

Dabei ist es selbstverständlich, daß er, wenn aus irgend einem Grunde diese seine Bereitwilligkeit nicht zur That werden kann, dem Verein die gewährten Stipendien zurückzahlt.

Schließlich, darauf müssen wir noch besonders aufmerksam machen, hat der Verein eine besondere Aufgabe darin erkannt, für eine allseitig gerechte und menschenfreundliche Behandlung der Eingeborenen in unsern Schutzgebieten einzutreten. Nicht vergebens haben wir in unserer Zeitschrift „Afrika“ unsere Stimme erhoben — allgemein hat unser Ruf Zustimmung und Widerhall gefunden. Und wir sind auch keineswegs beim Klagen und Mahnen stehen geblieben. Wir haben bereits gethan was wir zunächst thun konnten. Es ist eine Eingabe an den Reichskanzler abgegangen, in der wir aufs dringendste um die Abstellung der Schäden gebeten haben, welche wir verschiedentlich im verflossenen Jahre zur Sprache gebracht haben. Wir können nicht umhin zu erklären, daß wir auf diesem Gebiet eine unserer Hauptaufgaben für die Zukunft erblicken. Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die sittliche und soziale Entwicklung unserer Schutzgebiete nur dann gedeihlichen und erfreulichen Fortschritt nehmen kann, wenn seitens der Regierungsorgane und seitens der Privatbeamten jeder Art die Eingeborenen als die Krone und Perle in unsern Kolonien angesehen werden. Es muß unter allen Umständen ein grundsätzlicher Wandel eintreten: die Eingeborenen dürfen weder als Opfer roher Gewalt und Willkür, noch als Mittel wüster Lust, noch als Sklaven für schlecht zu lohnende Arbeit angesehen und behandelt werden, sondern als Menschen mit denselben geistigen Anlagen und mit derselben Bildungsfähigkeit begabt, welche wir besitzen, und durch welche wir im Laufe der Zeit auf unsere hohe Bildungsstufe gelangt sind. In dieser Ueberzeugung werden wir noch mehr als bisher unsere Finger auf die leider vorhandenen tiefen Schäden legen und ohne Scheu die Dinge mit dem rechten Namen nennen, welche unsern guten deutschen Namen entehren und brandmarken. Zu diesem Bestreben erbitten wir uns von allen Freunden unserer Schutzgebiete thatkräftige Unterstützung, denn nicht durch Verschweigen und Vertuschen werden wir hoffen dürfen, eine Aenderung eintreten zu sehen, sondern einzig und allein durch rücksichtslosen, offenen und ehrlichen Kampf. Wir sind der guten Zuversicht, daß, je mehr diese besondere Aufgabe, die wir uns gestellt haben, bekannt wird, die Zahl der Freunde und Mitglieder unseres Vereins zunehmen wird, und rufen deshalb am Anfang des neuen Jahres unsere bisherigen Mitglieder auf zu treuer Arbeit, damit das hohe Ziel, das wir im Auge haben, erreicht werde — im evangelischen Afrika-Verein zum Heile und Wohle unserer Schutzgebiete in Afrika und zur Ehre unseres deutschen Vaterlandes das ganze evangelische Deutschland zusammenzufassen.

Kultur- und Sittenbilder aus unsern Schutzgebieten.

Wie falsch die bei uns weit verbreiteten Ansichten über die moralischen Zustände sind, welche bei den afrikanischen Völkern, auch denen in unsern Schutzgebieten herrschen, geht aus folgender Darstellung hervor, welche wir einem Privatbriefe entnehmen: „Je mehr ich die Waschambaa (Bewohner der Landschaft Usambara in Deutsch-Ostafrika) kennen lerne, um so mehr erstaune ich über die Sitte und Ordnung, die in diesem Volke vorhanden ist. Der Verkehr auch der Geschlechter unter einander ist ein recht geregelter. Das muß man ja immer im Auge behalten, daß es Heiden sind. Aber keineswegs ist es so, wie man es sich in der Heimat vorstellt, daß alles ein wüstes Chaos ist, in das erst der Europäer Ordnung bringen muß. Es giebt eine ganze Reihe von Anstandsgesetzen, die schließlich ebenso genau, wenn nicht genauer, als die bei uns zu Hause gehalten werden. Wie Knigge seinen „Umgang mit Menschen" geschrieben hat, so könnte man auch einen „Umgang der Waschambaa" schreiben und ich weiß nicht, welches dann das reichere Werk wäre. Wenn wir Europäer hier nicht anstoßen wollen, müssen wir dieselben Umgangsformen beobachten, welche uns für den Verkehr unter den Gebildeten in der Heimat maßgebend sind. Ich will nur einzelne Beispiele herausgreifen. Eines Sonntags kam ich von einem Besuche zurück. Einige Waschambaa gingen mit mir und wollten gern, daß ich mit ihnen essen sollte. Ich versuchte sie zu bereden, an einem kleinen Flüßchen Halt zu machen, doch waren sie nicht dazu zu bewegen, dort ihre Mahlzeit zu halten, weil andere Leute und auch Frauen vorübergingen. Es gilt ihnen für unanständig, so offen, namentlich vor Frauen, zu essen. Es mochte ihnen wohl seltsam und komisch vorkommen, daß ich einen solchen freien Platz gewählt hatte. Wir zogen deshalb weiter an eine abseits vom Wege gelegene Stelle, wo wir von den Frauen nicht gesehen wurden. Dort erst packten meine Reisegenossen ihre Vorräte aus. So oft nun eine Frau sich von weitem zeigte, wandten sie ihr auch noch den Rücken zu, um ja nicht essend von ihr gesehen zu werden. Mich aber hielten sie ohne Zweifel für einen Barbaren.

Begegnet man Frauen, so verlangt die gute Sitte, daß man in möglichst weitem Bogen um sie herum geht und sie grüßt, ohne sie anzusehen. — Sitzt man in einer Hütte, so ist es unanständig, die Beine auszustrecken, weil eine Frau leicht darüber stolpern könnte. — Kommt man in ein Dorf, in dem nur Frauen sind, so gilt die Sitte, daß man nicht allein, sondern nur zu zweien mit ihnen reden darf, und auch dann nur kurze Zeit. Solcher Gesetze giebt es viele, die man erst allmählich kennen und beachten lernt."

Wer will sich da wundern, daß diese Leute scharfe Augen haben für das sittliche Leben der Europäer! Ein Reisender, welcher auf

seinem Zuge sich nicht geschämt hat, einen Harem mit sich zu führen, heißt deshalb bei den Waschambaa noch heute chandele, das heißt Mädchenliebhaber. Sollten daher diese Herren nicht, wenn aus keinem andern Grunde, wenigstens um ihres guten Namens und ihrer Ehre willen eines anständigen Lebens sich befleißigen?

Im „Evangelischen Heidenboten" 1895 Nr. 1 lesen wir:

„Die Herrschaft des Branntweins dauert in Kamerun ungebrochen fort, obgleich der Zoll 20 Pf. per Liter betragen soll. Welche Rolle dieser schmachvolle Handelsartikel spielt, ergiebt sich aus folgenden Zahlen, die wir dem amtlichen „Deutschen Kolonialblatt" entnehmen:

Jahr der Einfuhr	Branntwein u. Spiritus		Likör, Wein und Bier	Sämtliche geistige Getränke	Gesamt-Waren-einfuhr	Davon geistige Getränke
	Menge in Liter	Wert in Mark	Mark	Mark	Mark	circa:
1891	1 788 448*)	541 560	118 751	660 311	4 547 406	14,5%
1892	1 111 127	506 758	128 562	635 320	4 470 822	14,2%
1893	1 149 132	551 498	105 679	657 177	4 161 627	15,8%

*) Im Jahr 1891 ist statt der Menge zum Teil das Gewicht angegeben. Wir rechnen 1 Kilogramm netto = 1 Liter.

Kein Wunder, daß die Klagen von draußen nicht aufhören. Aus Viktoria heißt es: „Die Arbeit hier leidet sehr unter dem Branntweinhandel. Eine Unmasse Branntwein wird hier verkauft und getrunken." Und ein Missionar in Bonaberi teilt uns mit: „Getrunken wird sehr viel. Die Händler trinken viel, und wenn man denselben im Busch begegnet, so riechen sie meistens stark nach Schnaps . . . Am meisten Schnaps wird, glaube ich, bei Totenfeierlichkeiten getrunken. War der Verstorbene vermögend, so werden alle Anwesenden mit Schnaps bewirtet. Hier sind es außer den Männern die vielen lärmenden und heulenden Weiber, die oft gehörig betrunken von dannen gehen. Ferner muß bei einem Weiberkauf stets Schnaps zugegen sein. Es wird auch viel ohne jegliche Veranlassung getrunken . . . Unsere Christen trinken zwar keinen Schnaps, aber als Handelsartikel ist er manchem willkommen. Ich führe einen wahren Krieg in unsern Gemeinden wegen des Schnapshandels. Ich ermahne und weise zurecht; aber trotzdem fällt dem Handel mancher Christ zum Opfer." — Ginge man diesem Uebel einmal ernstlich zu Leibe, wer weiß, ob dann nicht auch einem andern Schandfleck leichter beizukommen wäre! Daß dieser mit dem Kanzler Leist nicht verschwunden ist, beweist die Klage aus Viktoria, daß auf einer Außenstation eine Taufbewerberin und sogar eine Christin von

ihrem Manne je an einen Pflanzer ausgeliehen und es dem Missionar bis jetzt nicht gelungen sei, die Christin loszubekommen."

Lokangaleute im Innern von Kamerun, im Begriff einen Totentanz auszuführen.

Das erste, was geschehen sollte, so fügen mir hinzu, ist, daß Regierungsbeamte aufhören, ihren Arbeitern am Sonnabend Abend mit der Löhnung auch eine Flasche Schnaps zu liefern. -er.

Hendrik Witbooi.

Von Pastor em. Horbach in Marburg.

Als am 15. Oktober 1894 die telegraphische Nachricht in Deutschland eintraf, Hendrik Witbooi habe sich dem Kommandeur der

deutschen Schutztruppe, Herrn Major Leutwein, bezw. der deutschen Schutzherrschaft bedingungslos unterworfen, da freute man sich in den beteiligten deutschen Kreisen allerwärts, daß endlich nach 10 langen Jahren dem berüchtigten Räuberhauptmann in Deutsch-Südwestafrika das traurige Handwerk gelegt sei. Es mag daher ein Ueberblick über den Lebensgang und über das Thun und Treiben Hendrik Witboois nicht unwillkommen sein.

I. Hendrik Witbooi als Christ bis 1884.

Die Heimat Hendrik Witboois ist Klein-Namaland, südlich vom Oranjefluß in Südafrika. Sein Geburtsjahr genau festzustellen, ist nicht möglich; auf grund von Berechnungen, die sich in den einschlägigen Schriften anstellen lassen, darf man jedoch annehmen, daß Hendrik Witbooi um das Jahr 1830 und zwar in Pella am Oranjefluß geboren sein wird. Als Knabe schon mußte er seine Heimat verlassen, da sein Großvater, der Häuptling Kido vom Kowesistamm, mit seinem ganzen Anhang nordwärts über den Oranjefluß hinaus in das Groß-Namaland (Deutsch-Südwestafrika) zog, um eine Quelle zu finden, an der er sich mit seinem Volke niederlassen könnte. Der alte Häuptling Kido selbst liebte, als echter Nomade, das Umherschweifen mehr, als das ruhige Wohnen; jedoch einige seines Volkes hatten früher in Pella (am Oranjefluß) das Evangelium verkündigen hören und diese trieben dazu, daß sich die Stammesgenossen zu Anfang des Jahres 1868 zu Gibeon im Groß-Namaland um den rheinischen Missionar Olpp scharten. Diese Missionsstation Gibeon, vordem Kachazus genannt, wurde zwar schon um Ostern 1863 von Missionar Knauer angelegt, jedoch konnte bis 1868 von einer gedeihlichen Entwicklung des Gemeindelebens keine Rede sein, da zunächst eine furchtbare Pockenseuche auf der Station ausbrach, an der von November 1863 bis Mitte Januar 1864 122 Erwachsene starben; dann zersprengten beständige Raubkriege den Rest der Gemeinde. Missionar Olpp nun brachte 1868 den zersprengten und verwilderten Stamm zur Ruhe und zog ihn zu Gibeon wieder zusammen; er taufte den 90jährigen Häuptling Kido, der nun David hieß, und unterrichtete dessen Sohn, den späteren Häuptling Moses Witbooi, und den Enkel, unsern Hendrik Witbooi. Durch sein bescheidenes und stilles Benehmen, seinen tieferen, ernsten Sinn und sein treuherziges, ruhiges Auge machte Hendrik von vornherein einen besonders guten Eindruck auf Olpp. Im Taufunterricht war er ein aufmerksamer Zuhörer und bei der Prüfung der Katechumenen bekannte er frisch und fest seinen Glauben an den dreieinigen Gott; durch Wort und Wandel legte er Zeugnis ab von dem Grund der Hoffnung, die in ihm wohnte. Olpp, der von Anfang des Jahres 1868 bis 1879 als Missionar auf Gibeon war, bezeugt: „Ich habe Hendrik innerhalb zwölf Jahren nur als einen edlen Menschen und wahren Christen kennen gelernt.“ Wie er ein fleißiger Besucher der Kirche war, so gerne und mit beson-

derer Lust kam er auch zur Schule, wo er mit dem Lesebuch in der Hand sich neben seine eigenen Kinder setzte und mit diesen um die Wette lernte. Das Schreibenlernen war ihm erschwert, da ihm auf einem der Kriegszüge seines Stammes der Daumen der rechten Hand abgeschossen worden war und er sich daher beim Schreiben mit Zeige- und Mittelfinger behelfen mußte. Er lernte jedoch allmählich lesen und schreiben sowohl in seiner Muttersprache, wie auch Holländisch; letzterem gab er, wie alle Namaleute, den Vorzug, teils weil sich diese Sprache doch viel glatter vom Blatt weglieſt, als die mit so vielen Schnörkeln und allerlei Zeichen versehene Landessprache, teils aus einer gewissen nationalen Eitelkeit, welche die Naman veranlaßt, eine fremde Sprache — also namentlich Holländisch — der eigenen Muttersprache vorzuziehen; der Afrikareisende Dr. Hans Schinz war nicht selten Zeuge, wie sich Hottentotten untereinander ohne Grund auf Holländisch unterhielten. War es vor mehr als 100 Jahren nicht auch vornehme Sitte bei den Deutschen, untereinander französisch zu parlieren?

Von der Gemeinde in Gibeon einstimmig zum Kirchenältesten gewählt, verwaltete Hendrik sein Presbyteramt mit Treue und Eifer und ohne Menschenfurcht. Im Spätjahr 1877 zog Olpp zur Konferenz und Kircheneinweihung nach Warmbad, einer etwa 100 Stunden südlich von Gibeon gelegenen Missionsstation. Nur so nebenbei äußerte er beim Abschied von Gibeon zu Hendrik, wie schön es wäre, wenn außer ihm — Olpp — auch noch ein anderer Vertreter der Gemeinde der Feier in Warmbad anwohnen könnte, wie es ja 5/4 Jahre früher die Gibeoner so sehr erfreut hätte, bei der Einweihung ihres eigenen Gotteshauses so viele Festgäste aus weiter Ferne begrüßen zu können. Siehe da! etwa auf halbem Wege zwischen Gibeon und Warmbad, in Keetmanshoop, stieß der wackere Presbyter Hendrik mit Frau und einigen Kindern auf seinem Wagen zu Olpp und zog mit ihm zur Feier nach Warmbad. Wenn man erwägt, wie mühevoll eine Reise 100 Stunden weit im Ochsenwagen dort in der Wüste ist, sowie, daß Hendrik einsam den weiten Weg wieder zurücklegen mußte, da Olpp, wie jenem vorher bekannt war, seine Reise weiter nach dem Süden fortsetzte, so wird man solche That eines Namachristen, die aus reiner Liebe zur Sache des Reiches Christi geschah, immerhin hochachten müssen.

Als nach Pfingsten 1879 der damals schwerleidende Olpp mit Frau und 4 kleinen Kindern Gibeon verlassen mußte, um in Deutschland Genesung zu suchen, da war es wieder Hendrik Witbooi, der da sprach: „Meinen Lehrer darf ich nicht allein ziehen lassen, ich begleite ihn, bis ich ihn in die Hände von weißen Leuten abgeben kann.“ So gab Hendrik mit noch einem Genossen aus freien Stücken dem abziehenden kranken Missionar und dessen Familie bis zu der etwa 120 Stunden südlich von Gibeon gelegenen Missionsstation Steinkopf das Geleit, zu welchem Wege der Ochsenwagen gerade einen Monat Zeit in Anspruch nahm. Thränenden

Auges nahm der treue, anhängliche Mann von seinem Missionar in Steinkopf Abschied, um dann wieder den weiten Weg nach Gibeon zurückzulegen.

Wer löst nun das dunkle Rätsel, daß dieser Hendrik Witbooi, der sich bis dahin — 12 Jahre lang, wie oben gesagt — seinem Missionar als edlen Menschen und wahren Christen gezeigt hatte, sich sobald schon in einen Mordbrenner und Räuberhauptmann verwandelte und dieses grausige Handwerk seit 1884 d. i. nunmehr volle 10 Jahre lang betreiben konnte?

II. Hendrik Witbooi als Räuberhauptmann 1884/1894.

Nach Olpps Weggang dauerte es ein volles Jahr, bis dessen Nachfolger, Missionar Rust, († 30. März 1894), am 27. Juni 1880 auf Gibeon eingeführt wurde. Noch im selben Jahre loderte das Kriegsfeuer zwischen den Herero und Naman, den beiden Hauptvölkern Deutsch-Südwestafrikas, welches bis dahin gleichsam unter der Asche glomm, im Hererolande zu einer schrecklichen Flamme auf. Alle Stämme des Groß-Namalandes zogen auf den Kampfplatz dorthin und so wurden auch die Männer zu Gibeon durch den damaligen Häuptling Moses Witbooi, Hendriks Vater, aufgeboten, in den Krieg gegen die Herero zu ziehen. Der Häuptling kehrte mit reicher Beute zurück; durch das Kriegsglück war die Lust zu weiteren Kriegszügen erwacht, die dann in der Folge Raubzüge wurden. Anfangs war nun Hendrik dem raubgierigen Treiben seines Vaters entgegengetreten und forderte diesen jedesmal auf, den heimgebrachten Raub ehrlich zurückzugeben; wolle der Vater das nicht, so werde er selbst, der Sohn, mit seinen Freunden für Erstattung des geraubten Viehes Sorge tragen. Gar bald aber kam der böse Geist auch über Hendrik, indem dieser selbst mit einer Schar im Mai 1884 gegen die Herero auszog. Von da ab war er von der fixen Idee erfaßt, Gott habe ihn zum Retter und Heiland seines Volkes bestimmt, Gott werde einen „leuchtenden Stern" vor ihm her gehen lassen, der ihm den Weg weise. Seine erste Aufgabe sei, die Herero zum Frieden zu zwingen. So zog er nun Jahr für Jahr mit seinem Anhang aus; seine Kriegszüge arteten bald genug in Räubereien aus; fester und immer fester wurde er davon überzeugt, daß er der Erwählte Gottes und zum Heiland seines Volkes berufen sei. Niemand konnte ihn von dieser fixen Idee abbringen, weder Missionar Rust in Gibeon, noch Missionar Heidmann auf Rehoboth, (Grenzstation zwischen Nama- und Hererolande), noch sämtliche, vom 10.—17. August 1884 in Gibeon zu einer Konferenz versammelt gewesenen Missionare des Groß-Namalandes, die ihn seines Presbyteramtes entsetzten. Die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen hatte ihm in einem freundlichen und ernsten Schreiben seine Ausschreitungen vorgehalten, ihn zum Frieden ermahnt und ihn auf die *Folgen* seines verkehrten Treibens hingewiesen: aber auch dieses

Schreiben machte keinen Eindruck auf Hendrik. Er beschleunigte nur noch seinen bevorstehenden Raubzug. Auch mannigfache Niederlagen konnten ihn nicht erschüttern in dem Wahn seines göttlichen Auftrages und seines Heilandsberufes. Er blieb stets fest überzeugt, daß er und seine Räuberschar die besten Christen seien; daraus erklärt es sich auch, wie er vor den Raubzügen für sich und seine Leute die Feier des hl. Abendmahles und eines festlichen Gottesdienstes zu beanspruchen sich erdreisten konnte. In und vor der Kirche hielt er dann noch selbst eine Ansprache an seine Leute, betete, sang einen Liedervers mit ihnen und auf und davon gings zu einem Raubzug meist gegen die Herero. Anders erklärt sich dieses Gebaren nicht, als daß Hendrik Witbooi von einem religiösen Wahnsinne befallen war, der ihn nicht mehr klar und folgerichtig urteilen und fühlen ließ.

Wie schon oben gesagt, konnte Missionar Rust in Gibeon den verblendeten und verwirrten Hendrik, sein Gemeindeglied und bisherigen Presbyter, nicht von der kranken Idee, von Gott zum Messias des Namavolkes berufen zu sein, abbringen. Rust gab sich vergebens alle Mühe, es hat stundenlange Sitzungen gegeben, ja eine (20. November 1884), die vom Mittag bis zum Abend dauerte, worin Hendrik seinem Missionar gewissermaßen sein Programm vorlegte. Damals erklärte Hendrik, daß seine Offenbarungen nicht erst kürzlich begonnen hätten, sondern schon in jener Zeit, in der sein Großvater noch Kapitän in Pella und er noch Hütejunge war; damals schon habe es ihm Gott gezeigt, daß er noch etwas großes ausführen müsse. Zum Schluß fragten Hendrik und seine Genossen den Missionar: „Lehrer, glaubst du nicht, daß die Sache vom Herrn ist und daß ich vom Herrn geführt werde?" worauf Rust erwiderte: „Nein, denn euer Thun streitet zu arg gegen Gottes Wort und gegen alle göttliche und menschliche Ordnung." Kurze Zeit darauf erklärte Hendrik dem Missionar: „Als wir seinerzeit Pella verließen, sind wir nicht hierhin gezogen, um hier zu bleiben, sondern nach dem Norden stand unser Sinn. Dies hier ist bloß eine Lagerstelle gewesen, bis zu meines Großvaters Tod und jetzt ist es Zeit, daß wir ziehen. Es wäre mir besser, daß ich stürbe, als daß ich diese Sache unterließe." Der 16. Juli 1885 war der Tag des Auszugs. 500—600 Angehörige des Witbooischen Stammes zu Gibeon, darunter auch Weiber und Kinder, Greise und Krüppel, zogen aus, um das Land im Norden in Besitz zu nehmen.

Infolge dieses Wegzugs, zu dem noch die Ungerechtigkeiten und Quälereien durch den alten Häuptling Moses Witbooi in Gibeon kamen, mußte leider diese Station im Oktober 1887 aufgegeben und von ihrem Missionar Rust nach siebenjähriger Thätigkeit verlassen werden. War es doch sogar einmal, auf Anstiften des alten Moses, zu einer argen Schlägerei in der Kirche zu Gibeon gekommen, ja, dieser verhinderte endlich geradezu die Benutzung der

Kirche. Hendriks anfängliche Kriegszüge waren gar bald in Freibeuterei, Viehstehlen, sogar in Mordbrennerei und Meuchelmord übergegangen. Auf einem seiner Züge ermordete er meuchlings aus Rache bei einer friedlichen Begegnung den Häuptling der Feldschuhträger, Arisinab, welche Blutthat sofort durch die Ermordung des alten Moses Witbooi, Hendriks Vaters in Gibeon, am 22. Februar 1888 erwidert und gerächt wurde. Durch den Tod seines Vaters kam Hendrik zur Herrschaft über Gibeon; im Juli 1888 erschien denn auch der neue Häuptling auf Gibeon; dort hielt es ihn aber nicht lange; er nahm das Harmonium aus der Kirche mit und letztere wurde von seinen Leuten entweiht; fort gings nun in den südlichen Teil des Landes, denn Hendrik machte nun Anspruch auf die Oberherrschaft über das ganze Groß-Namaland. Mitunter befiel ihn mitten auf seinen Raubzügen eine weiche Rührung. So einmal, als er im September 1889 ganz unerwartet die Missionsstation Keetmanshoop überfiel und er sich bei dieser Gelegenheit von den sechs eingeborenen Zöglingen der von Missionar Fenchel geleiteten dortigen Evangelistenschule einige Stücke auf der Violine vorspielen ließ; dabei weinte Hendrik heftig, wie er hernach gesagt hat, in Erinnerung an frühere glücklichere Zeiten. Nach solchen Augenblicks-Rührungen setzte Hendrik sein räuberisches Umherziehen fort; der Missionsarbeit brachten die durch sein Treiben hervorgerufenen allgemeinen Wirren des Namalandes einen unberechenbaren Schaden. Nicht genug damit, daß 1887 die Missionsstation Gibeon, wie oben gesagt, hatte aufgegeben werden müssen, auch die nördlicher gelegene Station Hoachanas, auf der Missionar Judt einsam so lange ausgehalten hatte, mußte 1892 von diesem vorläufig verlassen werden; doch ist diese Station, nachdem nunmehr die deutsche Schutztruppe den Hendrik besiegt und zur Ruhe gebracht hat, im Herbst 1894 von Judt wieder bezogen worden. Trotzdem im Jahre 1893 die deutsche Schutztruppe energisch — jedoch mit wenig Erfolg — gegen Hendrik Witbooi vorging, der sich in Hornkranz bei der Station Rehoboth verschanzt hatte, setzte er nach zweimaliger Vertreibung aus dieser seiner Feste am 12. April und 18. Mai 1893 doch ungestört und sozusagen unter den Augen der deutschen Schutztruppe sein Räuberhandwerk fort. So überfiel er am 25. August desselben Jahres mit 70 Reitern und 70 Mann zu Fuß in der Nähe von Horebis einen Transport, der nach der Walfischbai fuhr, verbrannte alle 13 Wagen, erbeutete 321 Zugochsen und erschoß 17 der 36 Begleiter (Farbige), die größtenteils der Gemeinde Rehoboth angehörten und die trotz der Warnung ihres Missionars Heidmann an keine Gefahr glaubten und sich deshalb ruhig ans Frachtfahren begaben, als wenn sie mitten im Frieden lebten. Den übrigen 19 der Begleitmannschaft gelang es, zu entfliehen. Von den verbrannten Wagen und geraubten Ochsen gehörten dem Bauer Wiese 4 Wagen und 160 Ochsen, dem Engländer Tew 60 Ochsen, *die übrigen 9 Wagen* und 101 Ochsen den Bastards von Rehoboth.

Drei Tage darnach, am 28. August 1893, ließ Hendrik durch seine Leute und ebenfalls in seiner Gegenwart zwischen Neydel und Horebis 3 Wagen eines anderen Transportes, der mit Frachtgütern von der Walfischbai nach Windhoek fahren wollte, verbrennen und 7 Begleiter desselben töten; den 4. Wagen mit Gütern samt den 80 Ochsen führte er als Beute weg. Diese 4 Wagen gehörten dem Bastard Hans Beukes. Ueber diese beiden geradezu satanischen Greuelthaten Hendriks berichtet nach den Aussagen der Augenzeugen die Tochter eines früheren Missions-Kolonisten (der Rheinischen Mission), jetzt Händlers, aus Otjimbingue in einem längeren Briefe vom 17. September 1893 das nähere, aus dem folgendes mitgeteilt sei: „Da der Herr Major v. François sich für längere Zeit unten an der Swakopmündung aufhalten mußte, um einen deutschen Dampfer zu erwarten, Hendrik Witbooi somit freie Zeit hatte, machte er sich das Vergnügen, den Weg zur Walfischbai hinunter zu belagern und die armen Transportfahrer zu plündern und zu morden. Am 25. August erhielten wir die Schreckensnachricht, daß er sich etwa 2 Tage von hier auf „Dorstrevier" befände, den dortigen Leuten einen gewaltigen Schrecken einjagte usw. Von dort zogen sie etwa ½ Stunde weiter, woselbst sie, gut verschanzt, 13 Wagen eines Bauern Wiese, welche sie schon erspäht hatten, auflauerten. Die armen Menschen fahren ahnungslos den Weg, welcher von beiden Seiten von Bergen umgeben ist, dahin; plötzlich an der engsten Stelle hält der vorderste Wagen, dessen Insassen nun in die wild rollenden Augen der Feinde blicken, die sich teilweise in dem am Wege stehenden Gebüsch verborgen halten und nun mit einem Male mit angelegtem Gewehr hervorstürzen. Im nächsten Momente haben sie sich auf die verschiedenen Wagen verteilt und durchsuchen dieselben nach Munition. Zugleich eröffnet ein anderer Teil ein heftiges Schießen, eigentlich mehr Morden, wobei 13 bis 14 Mann [es waren 17] ihr Leben ließen. Nachdem sie das alles gethan, durchsuchten sie die Wagen noch nach Kaffee und Thee und steckten dann alles in Brand, auch die Wagen. Hendrik Witbooi selbst ging pfeifend zwischen Leichen und Wagen umher und freute sich seiner Greuelthaten. Der Begleiter meines Bruders, wie auch vier andere Männer, die sie gefangen hatten, wurden am Riemen erschossen. Einer Frau mit ihrem Töchterchen, die dabei war, haben sie das Leben gelassen mit dem Bemerken, nach Windhoek zu gehen und den Deutschen zu zeigen, daß sie das Leben der armen Frauen verschonten. — Dann zogen diese Blutgierigen weiter hinunter, wo sie 4 voll Güter beladene Wagen trafen. Dort machten sie es nicht besser. Es fielen daselbst 7 Mann, 2 werden noch vermißt, 3 Wagen wurden verbrannt und einer mit Gütern, wahrscheinlich Getränk und Kleidungsstücken, mitgenommen. Im Wege verstreut und halbverbrannt lagen Reis, Mehl, Zucker, Jam- und Fischdosen, Bier- und Ginflaschen usw. Einem der Leute, den sie wohl am meisten haßten, einem

lieben, frommen Christen haben sie noch den Hals durchschnitten. Nach diesen letzten Greuelthaten haben sie schleunigst den Weg geräumt, wahrscheinlich, weil sie in Erfahrung gebracht, daß der deutsche Dampfer endlich da sei, und sie sich nicht getrauten, den Herrn Major zu treffen. — Die Frau, welche sie zurückgesandt, sagte: Es ist nicht möglich, euch alles zu beschreiben, wie schrecklich die Leute gewirtschaftet, ich kann nichts essen, weil alles, alles Blut ist vor meinen Augen. Nachdem sie schon weg waren, kehrten einige wieder zurück und schossen aus Frevel noch einmal auf die Leichen." Soviel aus jenem Briefe. — Dann erschien Hendrik Anfang November 1893 plötzlich auf dem Gebiet der südlicher gelegenen Missionsstation Bethanien mit 100 Mann und ließ der Gemeinde sagen, er sei jetzt bereit, Kubub zu zerstören und des dort lebenden Kolonisten Hermanns Kopf zu holen. Kubub ist eine von der Regierung mit 50 000 M. unterstützte deutsche landwirtschaftliche Ansiedelung mit großer Wollschäferei, etwa 3 Tagereisen westlich von Bethanien gelegen; der Missionar dieser Station, Heinrichs, warnte eiligst den bedrohten Kolonisten, der alsdann am Sonntag, den 5. November in der Morgenfrühe nach Angra Pequena (Lüderitzbucht) floh. Wenige Stunden darauf erschien Witbooi, um die ganze Ansiedelung zu zerstören und das gesamte Vieh im Werte von vielen Tausenden mit sich zu führen. Der Warnung des Missionars hatte offenbar der Kolonist sein Leben zu verdanken. Letzterer — Herr Hermann — schrieb über den durch die Plünderung und Zerstörung von Kubub angerichteten Schaden von Lüderitzbucht aus, wo er sich einige Tage vor Hendrik auf einer Insel versteckt hielt, am 25. November 1893 an die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika: „Geraubt sind 28 Pferde, 125 Stück Rindvieh, 2355 Merinoschafe, von denen 90 Prozent hochtragende Mutterschafe, 240 Angoraziegen, 2 Wagen, 2 Karren, letztere verbrannt, aller Proviant, Löhnungswaren, Handwerksgeräte, Möbel, Kleider, Wäsche, die Holzteile der Gebäude verbrannt, das übrige zerstört. Der buchmäßige Schaden beläuft sich auf etwa 80 000 M., der wirkliche ist ganz bedeutend höher und läßt sich überhaupt nicht feststellen." (Deutsche Kolonialztg. vom 3. Februar 1894, S. 29.) Unmittelbar nach der Zerstörung von Kubub überfiel Hendrik die deutschen Ansiedler bei der oben genannten Missionsstation Keetmanshoop, welche zwar ihr Leben ebenfalls durch rasche Flucht retten konnten. Einer derselben schilderte in einem durch die Zeitungen veröffentlichten Briefe, wie er seit 5 Jahren angestrengt gearbeitet hatte und es ihm gelungen war, sich ein „kleines Paradies" zu schaffen. Diese seine Besitzung hat er nun mit Frau und Kind verlassen müssen. Für ihn, wie für Hermann, ist die Frucht jahrelanger Mühe und Entbehrungen mit einem Male vernichtet.

Es folge hier noch eine Stelle aus den trefflichen „Reisebriefen von Dr. R. F. Ludloff", der in Begleitung des damaligen stell-

vertretenden Kommandeurs der deutschen Schutztruppe, Lieutenants v. François, und zweier anderer Offiziere von Windhoek aus am 14. März 1891 den Hendrik Witbooi in seiner etwa 5 Tagereisen von dort entfernten Bergfeste Hornkranz aufsuchte und der daselbst von der Schutztruppe mit Hendrik gepflogenen Verhandlung beiwohnte. Dr. Ludloff schreibt: „Hendrik Witbooi, der berüchtigte, von den Hereros so gefürchtete Räuberhauptmann, ist ein Mann etwas unter Mittelgröße, proportioniert gebaut, im Aeußeren und mit dem kantigen Mongolenkopfe ganz Hottentotte und auch sonst auf den ersten Blick nicht von seinen Stammesgenossen verschieden. Seine Kleidung ist ganz europäisch, wie auch die seiner Häuptlinge und Söhne. Er trug bei den ersten Begegnungen einen Anzug, wie ihn zu Hause etwa ein gering besoldeter Beamter oder ein Handwerker mit mittelmäßigem Einkommen sich gestattet. Sein Haar ist ganz ergraut, wollig kurz wie bei allen Hottentotten. Die Gesichtszüge sind schwer, sorgenvoll, und von den starken Backenknochen abwärts ziehen sich scharfe Linien, die eine ungewöhnliche Härte, Energie, Grausamkeit ausdrücken."

Wie es unerklärlich bleibt, daß aus dem einst so frommen und treuen Kirchenältesten Hendrik Witbooi ein solch berüchtigter Räuberhauptmann werden konnte, so ist es auch mindestens eine wehmütige Thatsache, daß sein ältester Sohn Hendrik jr., einstmals ein so lieber, christlichgesinnter Jüngling — der vormalige Nationalgehilfe und Schullehrer in Rietmond, der von Gibeon 20 Stunden entfernten und zu diesem gehörigen Außengemeinde — sich seit 1884 ebenfalls in der Räuberbande seines gottlosen Vaters befindet. Um die Wehmut dieser Thatsache recht zu begründen, möge hier eine kurze Skizze auch über diesen Hendrik jr. folgen. Hendrik jr. war 1856 als ältester Sohn geboren; Missionar Olpp gewann, als er 1868 die Station Gibeon bezog, den gut beanlagten Knaben besonders lieb, nahm ihn nach 2 Jahren ganz in sein Missionshaus auf, um ihn zum Nationalgehilfen auszubilden, und ging in der praktischen Durchführung dieser damals noch neuen Missionsidee den Missionaren vorbildlich voran. Olpp erzog den jungen Hendrik vor allem zu einem treuen und aufrichtigen Christen und brachte ihm alles das bei, was ein „meester" für die Namajugend nötig hat; so unterrichtete er ihn u. a. nicht nur in Weltgeschichte und Geographie unter Benutzung von Karten und Globus, sondern auch auf Violine und Harmonium. Sechs Jahre lang, von seinem 12. bis 18. Lebensjahre, genoß Hendrik Unterricht und Erziehung bei Olpp; davon war er die letzten 4 Jahre beständig im Missionshause. Als die Zeit des Empfangs der heil. Taufe für Hendrik in dessen 17. Lebensjahre herannahte, „da leuchteten seine Augen", wie Olpp selbst erzählt, „so lieblich, so schön wie Tautropfen im Glanze der aufgehenden Sonne." „Wie bisher, so auch ferner wirkte Gottes Geist und Gnade unvermerkt und still in seinem Herzen. Als er eines Tages nach einer Abendmahlsfeier mit den Geräten ins Haus eingetreten war, sagte er zur Frau des Missionars:

Ach, Juffrouw, wenn es hier schon bei der Feier so schön ist, wie wird es dann erst einst im Himmel sein!" Nachdem im Jahre 1874 der 18jährige Hendrik vor den sämtlichen zu Bersaba versammelten Missionaren des Herero- und Großnamalandes die Prüfung bestanden hatte, sollte er nun als Nationalgehilfe ausgesandt werden, um seine Brüder, seine Verwandten und Stammesgenossen zu suchen und zum Christentum zu führen. Nun hatte ein Teil des Gibeoner Stammes, von einem herrschsüchtigen Nachbar viel gereizt, ins Hereroland auszuwandern gedroht. Seit einigen Jahren hatte sich diese Hälfte der Stammangehörigen jedoch zu Rietmond, etwa 20 Stunden nordwärts von Gibeon, niedergelassen. Durch das Versprechen, ihnen einen Schulmeister aus der angesehensten Familie des Stammes zu geben, vermochte Olpp, sie zum Bleiben in Rietmond zu bewegen. Dorthin sandte nun Olpp den 18jährigen Hendrik, der volle 10 Jahre bis Mitte 1884 in Schule und Kirche bei seinen Stammgenossen mit Geschick, Treue und Segen wirkte. Wie unsagbar schwer fiel ihm 1879 der Abschied von seinem lieben Missionar Olpp, an dem er, als seinem geistlichen Vater, mit rührender Liebe und Innigkeit hing, als dieser — wie oben erzählt — schwerleidend mit seiner Familie von Gibeon abzog. Während damals Hendriks jr. Vater, der Presbyter, 120 Stunden weit bis Steinkopf den kranken Missionar geleitete, vermochte er selbst nur die kürzere Strecke bis Berseba mitzuziehen, da er unterwegs schon vom Fieber befallen worden war und schwer krank sich dort niederlegen mußte. Ohne ein Wort reden zu können, reichte er seine fieberglühende Hand seinem Missionar dar und winkte nur mit dem Kopfe. Lange dauerte es, bis der junge Hendrik sich wieder so weit gekräftigt hatte, daß er heimkehren konnte.

Wie erklärt es sich nun, daß dieser einst so liebe fromme Jüngling nunmehr seit vollen 10 Jahren ein ständiges Glied der Räuberbande seines Vaters ist? Wir haben in Hendrik Witbooi Vater und Sohn zwei Beispiele für die Wahrheit des Wortes Jesu Luc. 11, 24—26: „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfährt usw." Hendrik Witbooi Vater war ein Heide bis in sein Mannesalter; dann wurde er durch Gottes Gnade ein Christ und edler Mensch; er mag aber das „Wachen und Beten" (Matth. 26, 41) allmählich versäumt haben und mußte darum wieder eine Beute des alten, bösen, heidnischen Geistes werden, denn im persönlichen Christentum giebt es keinen Stillstand, sondern nur Fortgang oder Rückgang. Ebenso mag es mit Hendriks Sohne zugegangen sein.

Evangelische Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten.

1. Kamerun.

Unser Bericht kann sich diesmal auf das Gebiet der Station Mangamba, also das Aboland, die Ufer des Wari und das zu-

gehörige Bergland des Innern beschränken. Die Arbeit in Abo hat leider den ganzen Sommer und Herbst unter dem Zeichen der Krankheit gestanden, die Missionar Autenrieth von seiner letzten Inlandreise mitgebracht zu haben scheint. Infolge dessen hat die Arbeit unter den Heiden und die Pflege der Taufbewerber und Christen vielfach vernachlässigt werden müssen. Dazu kam z. B. ein erneuter Anlauf der geheimen Gesellschaft, die den unzüchtigen Dienst des Götzen „Panga" ausübt und besonders die männliche Jugend vom Christentum fernzuhalten sucht, indem sie den heranwachsenden Burschen ein förmliches Gelübde mit Eidestrank aufnötigt. Gegen dieses Unwesen ist nun Gouverneur v. Zimmerer ernstlich eingeschritten, und wir hoffen, sein Verbot thue die gewünschte Wirkung.

Ueber innere Fortschritte in den Gemeinden schreibt Missionar Autenrieth: „Die selbstthätige Mitarbeit unserer Gemeinden ist in erfreulichem Wachstum begriffen und hat neuerdings neue Bahnen eingeschlagen. So wird jetzt die Reisepredigt, welche seither von den Lehrern gegen Bezahlung in ihren Bezirken betrieben wurde, großenteils von den Christen als freiwillige Arbeit übernommen. — Vor bald einem Jahr ist ohne Anstoß unsererseits hier eine „Steuerkiste" für kirchliche und Missionszwecke entstanden; dieser Tage hörten wir, daß bereits über 300 M. sich darin befänden. Als das neueste und bedeutungsvollste Ereignis können wir den Beschluß der vereinigten Aeltestenversammlung aus Mangamba, Kunang, Besungkang und Koki vom 28. August bezeichnen, wonach die genannten Gemeinden in den zwei von uns vorgeschlagenen Orten Nkom (am Mabombefluß) und Unter-Bonakwase (1/2 Stunde von hier) Außenstationen aus eigenen Mitteln errichten und einen Lehrer dort unterhalten werden. Am 3. September ging bereits ein Christ als „Lehrer" nach Nkom ab, und am 4. wurde in Unter-Bonakwase ein Grundstück für 120 M. gekauft. Der Kapellenbau ist schon im Gang; ein „Lehrer" ist vorgesehen. Die Christen haben sichtlich ihr ganzes Herz bei dieser Sache und handeln mit viel Verständnis. Gott sei gelobt für diese Segensfrüchte!"

Das schöne Bergland von Nkosi wartet immer noch auf die Wiederholung des ersten Besuches vor 1 1/2 Jahren, der so ermutigend ausgefallen ist. Der liebenswürdige Häuptling Sona in Njasoso soll leider gestorben sein, was die Leute leicht zu ungunsten des Christentums umstimmen könnte; doch ist es ja Gott, der Länder öffnet oder schließt.

Am Wuri dringen die Missionare allmählich in das Bergland vor, aus welchem der Fluß in Katarakten herabstürzt. In der Landschaft Yabassi hat Missionar Wittwer freundliche Aufnahme und eine Anzahl Anhänger gefunden und hofft bald eine provisorische Station errichten zu können. F. W.

Afrikanische Nachrichten.

(Dezember 1894.)

Die deutsche **Togo-Expedition** hat ihren Marsch über die Misahöhe genommen und bringt von dort aus nach Norden vor. Für dieselbe stehen 50 000 M., zumeist Privatmittel, zur Verfügung. Ganz anders sind die im Hinterlande von Togo und Dahomeh thätigen französischen Expeditionen gestellt, welche von Staatswegen unterhalten werden. Von ihrer Rührigkeit zeugen die letzten Nachrichten, denen zufolge in den ersten Tagen des Dezember bereits Verträge mit dem Könige von Barbar in Niki abgeschlossen sind.

In gleicher Weise wenden die Franzosen großen Fleiß und bedeutende Opfer auf zur Erforschung und Besetzung des Hinterlandes von **Kamerun**. Der Führer einer der dort thätigen Expeditionen Clozel will zum Tsad-See vordringen. Er schrieb zuletzt unter dem 25. Juni von Berberati aus, das am oberen Sanga liegt. Danach wollte er das noch ganz unerforschte Land östlich unserer neuen Kamerungrenze durchziehen.

Premierlieutenant v. Döring hat im Mai und Juni vorigen Jahres eine Reise in das Gebiet nördlich von Bismarckburg unternommen. Die Nachrichten über dieselbe beweisen, wie auch im **Togo-Gebiete** die Völker durch friedliche Verhandlungen für die deutsche Herrschaft gewonnen werden können. In Fasugú nämlich warnte der deutsch-freundliche Häuptling vor dem Zuge nach Bassari, da v. Döring kaum mit dem Leben davon kommen würde. Doch führte dieser seinen Plan aus und gelangte trotz feindlichen Verhaltens der Bewohner der passierten Landschaften an sein Ziel nach Bassari. Auch hier waren die Eingeborenen anfangs sehr feindlich. Doch gelang es dem Lieutenant v. Döring alsbald, durch sein ruhiges Auftreten einen Umschlag zu seinen Gunsten herbeizuführen, so daß der Oberhäuptling Tagbá sich dem deutschen Schutze unterstellte und um die deutsche Flagge bat. Auf seinem Rückmarsche wurde auch in Kwakwamuri, wo auf dem Hinmarsche sich gleichfalls Feindseligkeit gezeigt hatte, die deutsche Flagge gehißt.

Im Auftrage des Gouvernements von **Kamerun** hat der Kommandeur der Schutztruppe Rittmeister v. Stetten in Buëa eine Regierungsstation errichtet. Buëa ist von Wichtigkeit sowohl für die wirtschaftliche Entwickelung, insbesondere für den Plantagenbau, als auch für die Missionsthätigkeit, die dort bereits begonnen war.

Um die Ausübung der Gerichtsbarkeit erster Instanz zu ermöglichen, bezw. zu erleichtern, ist **Deutsch-Südwestafrika** in zwei Amtsbezirke geteilt. Der Sitz des nördlichen ist Windhoek, der des südlichen Keetmannshoop.

An Major Leutwein hat der Kapitän der Bondelzwarts Willem Christian einen Brief gerichtet, welcher ein deutlicher Beweis dafür ist, wie sehr auf friedlichem Wege die deutsche Schutz-

herrschaft befestigt werden kann. Der Kapitän dankt in dem Schreiben für die ihm ausgesetzte Jahressubvention von 2000 M. und bittet, Sr. Majestät dem deutschen Kaiser seine achtungsvolle Ehrerbietung versichern zu dürfen. Er betont, daß er in Zukunft wie bisher den Bedingungen seines Vertrages mit der deutschen Regierung gewissenhaft nachkommen werde. Es werde immer sein ernstes Bestreben sein, „sein Volk mit der zivilisierten Herrschaft zu versöhnen und das Gedeihen des südwestafrikanischen Protektorates zu befördern." Schließlich versichert er, daß die auf Uhabis zur Verhütung des Munitionsschmuggels und somit zur Beförderung des Friedens stationierten Mannschaften der Schutztruppe seines lebhaften Beistandes gewiß sein dürften.

In betreff der Zukunft des **Swasilandes** haben im Laufe des Dezember zwischen den Beteiligten, d. h. den Transvaalburen und den Engländern Verhandlungen stattgefunden. Die Hauptbeteiligten aber, nämlich die Swasi selbst, hat man nicht hinzugezogen. Es wurde festgesetzt, daß letztere das Recht haben sollen, ihre Einverleibung in Transvaal selbst zu beantragen. Wenn jedoch bis zum 1. Mai d. J. ein solcher Antrag nicht gestellt ist, soll Swasiland von selbst an die südafrikanische Republik fallen. Den Engländern ist dagegen noch einmal zugesichert worden, daß die britischen Reichsangehörigen in der südafrikanischen Republik vom Militärdienst befreit bleiben.

Der Premier-Minister der Kap-Kolonie, Direktor der britisch-südafrikanischen Gesellschaft, der „König von Südafrika" C. Rhodes ist jüngst in London gewesen. Er hat da durchgesetzt, daß das englische Kabinet das britische Gebiet nördlich vom Sambesi bis zum Tanganika, d. h. **Britisch Zentral-Afrika**, der Verwaltung der britisch-südafrikanischen Gesellschaft unterstellt hat. Letztere hat dabei ausdrücklich die Verpflichtung übernommen, Einfälle der Eingeborenen und die Einfuhr von Waffen und Munition in das deutsche Gebiet zu verhindern. Die Schutzherrschaft über das fragliche Gebiet verbleibt natürlich bei England.

Das Kaiserliche Gouvernement hat die Absicht, in **Deutsch-Ostafrika** die Seidenzucht einzuführen. Auf seine Anordnung hin haben sämtliche Bezirks- und Bezirksnebenämter, sowie ein Teil der Innenstationen die Kultur des Maulbeerbaumes in Angriff genommen. Diese Versuche haben guten Erfolg gehabt. Nunmehr ist das Konsulat Bombay ersucht, zwei mit der Zucht der Seidenraupe wohlvertraute Eingeborene für die Dienste des Gouvernements zu gewinnen und denselben aufzugeben, Eier von verschiedenen Seidenspinnern mitzubringen.

Ueber den auf den Plantagen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Handei-Gebiete erzeugten Kaffee sind seitens einiger Firmen, denen Proben zur Prüfung vorgelegt waren, im höchsten Grade anerkennende Gutachten ausgesprochen worden.

Der Kreistierarzt Rievel aus Marburg hat den Auftrag er-

halten, in Ostafrika wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. Dieselben sollen die Grundlage schaffen zu einer planmäßigen Bekämpfung der auch in unserm Schutzgebiete wütenden Viehseuche, welcher besonders die Rinder zum Opfer fallen.

Die Führung der **Madagassen** in dem Kriege mit Frankreich hat der frühere englische Oberst Shervington übernommen. Die Hova sind ganz auf englische Weise einexerziert und bewaffnet. Bereits in dem Feldzuge 1884/85 haben sie unter dem Befehle eines englischen Generals gekämpft, dessen Adjutant der jetzige Oberst Shervington war. Letzterer erklärt die Hova für gute Soldaten. Indes hat er seine Absicht dahin ausgesprochen, daß er, einen offenen Kampf mit den Franzosen vermeidend, einen Guirillakrieg führen will. Uebrigens ist die Königin Ranavalona in Person die entschiedenste Gegnerin der Franzosen. Sie hat erklärt, nötigenfalls sich selbst an die Spitze ihres Heeres stellen und mit ihren Truppen im letzten Graben sterben zu wollen, ehe sie nachgäbe.

Der Kabarega (König) Tschua von **Unjoro**, der vom (englischen) Oberst Colville im Frühjahr 1894 in die Flucht geschlagen worden ist, hat jüngst, nachdem seine Leute sich wieder gesammelt hatten, eine der Stationen angegriffen, welche die Engländer zum Schutze ihrer Uganda-Grenze gegen Unjoro angelegt haben.

Unter der Führung von Gustav Denhardt ist im September vorigen Jahres eine deutsche Expedition den **Tana** hinauf gegangen. An ihr beteiligt sich auch Dr. Wilhelm von der gescheiterten Freiland-Expedition. Denhardt hat an der Küste eine in guter Entwickelung befindliche Baumwollen-Plantage angelegt. Seine Expedition hat daher wohl den Zweck, weiteres kulturfähiges Land am Tana aufzusuchen.

An der Nordküste des **Somalilandes**, in Djibuti, ist Frankreich aus Rivalität gegen England damit beschäftigt, einen neuen Hafen zu schaffen. Die Bojen sind bereits zum größten Teil gelegt. Die Feuer, welche die Einfahrt in den Hafen auch bei Nacht ermöglichen, sollen so schnell als möglich angebracht werden. Nach Beendigung dieser Vorbereitungen sollen die französischen Dampfer der indochinesischen und ostafrikanischen Linien den neuen Hafen anlaufen und in der Versorgung mit allerlei Bedürfnissen sich von dem englischen Hafen von Aden frei machen. Der Hafen von Djibuti bietet im Vergleich zu dem von Aden vor allem den großen Vorteil, daß das Meer auch bei allen Passatwinden ruhig bleibt.

Ueber die Absichten der **Mahdisten** ist noch immer nichts bestimmtes bekannt. Jedenfalls weiß man bis jetzt nichts von einem Zuge gegen Kassala, der bereits im November ausgeführt werden sollte. Nur eine kurze Nachricht aus Rom liegt vor, nach der die Italiener anläßlich einer Rekognoszierung vor Kassala eine Anzahl Derwische in die Flucht geschlagen haben. — Nach den Mitteilungen des *kürzlich* der Gefangenschaft in Omdurman entronnenen Paters

Rossignoli ist der religiöse Fanatismus und damit die Herrschaft des Kalifen im energischen Abnehmen begriffen. Man sei seiner Tyrannei allgemein überdrüssig. Ja es sollen schon Stimmen laut werden, welche den Kalifen einen falschen Propheten nennen. Wenn dem so ist, hat die weitere Mitteilung alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß es mit seiner Herrlichkeit vorbei sein werde, sobald er von den Italienern besiegt wird.

Südwestlich von Massauah bei Halai haben die Italiener unter Major Toselli einen Sieg über einen unzuverlässigen **abessinischen** Häuptling Batagos davongetragen. Ob damit weiteren Intriguen anderer Häuptlinge vorgebeugt ist, bleibt abzuwarten. In Rom verfolgt man um dieser Schwierigkeiten mit den Häuptlingen willen eine russische Expedition nach Abessinien mit der größten Aufmerksamkeit. Sie steht unter Führung von Leontjew und Jalissajew und hat angeblich eine rein wissenschaftliche Aufgabe. Indes sind ihr russische Offiziere beigegeben, welche die Aufgabe haben, der abessinischen Armee als Instrukteure zu dienen.

Ausgrabungen in Egypten. Ausgrabungen auf dem Totenfelde von Daschur haben kürzlich einen wertvollen archäologischen Fund ergeben. Es ist nämlich gelungen, das Königszimmer der nördlich gelegenen (Ziegel-) Pyramide zu entdecken. Die Leichenräume sind sehr groß angelegt und aus blendend weißem Kalkstein erbaut. Das Königszimmer, in welchem sich der Sarg befand, ist ganz aus Granit konstruiert. Sämtliche Räume sind mit Trümmern angefüllt, die noch manche Ueberraschungen bergen können. Die Durchsuchung und Wegschaffung dieser Trümmer wird lange Zeit in Anspruch nehmen.

Literarisches.

Missionsbilder in Versen für Kinder. Herausgegeben von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg. In Kommission bei der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin NO., 43, Friedenstraße 9. Heft 5, Grönland; Heft 6, Kamerun. Preis 5 Pf., 100 Hefte 4 M., 200 Hefte 7,50, 350 Hefte 12,50 M, 1000 Hefte 32 M.

Es ist den Kindern zu gönnen, daß sie durch diese anschaulichen und ihrem geistigen Standpunkte angepaßten Büchlein zur Freude an der Mission erzogen werden.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Siebenter Jahrgang. Heft 3—4. **Berlin, Carl Heymanns Verlag 1895.** — Wir machen alle Freunde unserer Kolonialpolitik auf die in diesen Heften enthaltenen Ausführungen Dr. Kärgers „die koloniale Handelsstatistik und der Rückgang von Produktion und Handel in Deutsch-Ostafrika“ besonders aufmerksam. Der Verfasser liefert darin den zahlenmäßigen Beweis, daß die zur Sicherheit der Handels- und Karawanenwege angelegten militärischen Stationen mehr kosten als der Handel, den sie schützen und fördern sollen, einbringt. Das ist auch ein bedeutsamer Grund für die Forderung, das derzeitige in Deutsch-Ostafrika gehandhabte System wenigstens zu ändern. Leider sind wir um des beschränkten Raumes willen genötigt, darauf zu verzichten, des weiteren auf den Inhalt des Heftes

einzugehen, das den 7. Jahrgang des kolonialen Jahrbuches seinen Vorgängern durchaus ebenbürtig zur Seite stellt. Es enthält noch: „die ansteckenden Krankheiten der Karawanen Deutsch-Ostafrikas, ihre Verbreitung unter der übrigen Bevölkerung und ihre Bekämpfung" von Dr. E. Steudel. — „Zur Kultur des Kaffeebaums und des Zuckerrohrs", von Dr. Karl Kärger. — „Die evangelische Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten. Rundschau für 1893 und 1894," von E. Wallroth in Altona. — „Die katholische Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten", von Prof. Dr Hespers. — „Die Kolonialpolitik im Reichstage". — „Rückblick auf die Reichstagsverhandlungen". — Litteratur. — Mitteilungen. er.

D. J. Zimmermann, Konsul. **Kolonialgeschichtliche Studien.** Oldenburg - Leipzig. **Schultzesche Hofbuchhandlung.** 1895. 417 S. — Der durch seine wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen wohlbekannte Verfasser bietet in seinem neuesten Werke vor allem eine gedrängte Schilderung des Anfanges der Entwicklung fremder und älterer deutscher Kolonialunternehmungen. Die Darstellung schließt sich im allgemeinen eng an die zu Grunde liegenden Quellen an, so die der Begründung der Kapkolonie an die Tagebücher des ersten Gouverneurs Jan van Riebeek In der weiteren Entwicklung der 1806 endgiltig in englischen Besitz übergegangenen Kapkolonie treten insbesondere die Wirren hervor, welche die am 1. Dezember 1834 erfolgte Sklavenemancipation in den britischen Kolonien zur Folge hatten und die auch die Hauptveranlassung zur Begründung der Boerenrepubliken gaben. Die Darstellung der in Ostindien zur Bekämpfung der Hungersnot angewandten Maßnahmen, die bereits die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf sich gezogen haben, giebt auszugsweise den „Famiuecode" einer der Hauptprovinzen des Pendschab, wieder. Bei der gegenwärtigen Aktualität der „madagassischen Frage" wird die besonders ausführliche, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Schilderung der, für Frankreich wenig ruhmvollen Politik gegenüber der Howaregierung, ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen. Durch eine liberale Maßnahme der russischen Regierung, die am 13. Dezember v. J. (neuen Stils) erfolgte Einführung des Staffeltarifs für den Personenverkehr unter gleichzeitiger Herabsetzung der Frachtsätze, hat die Kolonisation in Sibirien für uns plötzlich auch eine Bedeutung erhalten, die ihr sonst, wie der Verfasser ausführt, erst nach Jahrzehnten zugekommen wäre. Durch sie ist die jetzt bis Omsk dem Verkehr übergebene sibirische Pacifikbahn dem Westen auch praktisch erschlossen. Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Skizzen näher eingehen zu wollen. Am lehrreichsten auch für unsere Verhältnisse dürfte die „Kolonisation" oder richtiger der Kolonialschwindel sein, den der französische Marquis de Rays in den Jahren 1877 bis 1882 mit dem Verkauf von Landanteilen der jetzt zu Deutschland gehörigen Insel Neu-Pommern (früher Neu-Irland) getrieben. Daudet hat dieselben in „Port Tarascon" ergötzlich geschildert, nur daß in seinem Roman die Helden sämtlich glücklich nach Hause gelangen, während in Wirklichkeit die meisten Opfer infolge der Planlosigkeit des Unternehmens elendiglich umkamen. Leider hat auch die neueste deutsche Kolonialgeschichte, wenngleich in stark verkleinertem Maßstabe, bereits ein Analogon aufzuweisen. Wir zweifeln nicht, daß die vorliegenden Studien, die ein sonst weit zerstreutes und wenig bekanntes, reichhaltiges Material allen Kolonialfreunden zugänglich machen, zur Vertiefung des Verständnisses für koloniale Entwicklung und praktische Kolonisation beitragen werden. B.

Missions-Atlas der Brüdergemeine. Sechzehn Karten mit Text. Herausgegeben von der **Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität, Herrnhut,** Expedition der Missionsverwaltung, 1895. — M. 3,00.

Der Atlas wird ohne Zweifel von allen Freunden der Mission der Brüdergemeine mit großer Freude begrüßt werden. Auf Grund des ersten Blattes, „Weltkarte zur Uebersicht der Missionsgebiete und Stationen der Brüdergemeine" bietet er in den folgenden 15 Spezialkarten die Möglichkeit, sich genau zu orientieren über die Lage der einzelnen Stationen. Wir stehen nicht an, den Atlas nach jeder Seite hin als ein Musterwerk zu bezeichnen und empfehlen ihn den beteiligten Kreisen aufs wärmste, zumal bei seiner geschmackvollen Ausstattung der Preis von 3 M. ein äußerst geringer ist. Zu beziehen ist er durch jede Buchhandlung. —er.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes, welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika" zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

AFRIKA.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Rückblick — Ausblick	1
Kultur und Sittenbilder aus unsern Schutzgebieten	3
Hendrik Witbooi	5
Evangel. Mission in deutsch-afrikanischen Schutzgebieten	14
Afrikanische Nachrichten	16
Litterarisches	19

Vaterländische Verlagsanstalt, Wilhelmstr. 30-31.

Auszug aus den Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1. Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 3. Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 M. jährlich oder mindestens 100 M. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes, welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4. Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von einem Hauptvorstande und einer Gesamtvertretung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsdecharge und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5. Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 18 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Gesamtvertretung nach Bedürfnis festgesetzt.

§ 10. Die Gesamtvertretung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes, welche als solche zugleich Mitglieder der Gesamtvertretung sind, und einstweilen aus denjenigen Personen, welche die Bildung von Zweigvereinen in die Hand nehmen wollen.

Künftig geschieht ihre Ergänzung aus der Reihe der Vereinsmitglieder durch Zuwahl auf Vorschlag des Hauptvorstandes, welchem jeder Zweigverein unter Berücksichtigung der Verhältnisse seines Bezirks geeignete Personen dazu benennen kann.

Die Zahl der Mitglieder der Gesamtvertretung, einschließlich der dazu gehörigen Mitglieder des Hauptvorstandes, soll nicht unter 100 betragen.

§ 11. Die Gesamtvertretung versammelt sich mindestens jährlich einmal auf Einladung des Hauptvorstandes. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Gesamtvertretung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und rechtzeitig bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Mitteilung über Bereitwilligkeit, die Gründung eines Zweigvereins in die Hand zu nehmen, oder Abonnenten auf unsere Zeitschrift „Afrika“ zu sammeln erbittet

Berlin W 62, Wormser Straße 9

Pastor Müller,
Generalsekretär des Evangel. Afrika-Vereins.

Zur gefälligen Beachtung.

Vom 1. März an bitte ich alle den Evangelischen Afrika-Verein und die Zeitschrift „Afrika“ betreffenden Briefe, Drucksachen u. s. w. an meine neue Adresse zu richten

Pastor Gustav Müller
Groppendorf bei Hakenstedt (Bz. Magdeburg).

Zur Verbreitung unserer Zeitschrift suchen wir Agenten gegen Provision. Wir bitten unsere Freunde und die Vereinsmitglieder uns geeignete Personen zu nennen.
Probehefte stehen kostenlos zur Verfügung.

Berlin W, Wormserstraße 9,
vom 1. März ab
Groppendorf b. Hakenstedt (Bz. Magdeburg).

Die Geschäftsstelle
Pastor Gustav Müller.

Erklärung.

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu Berlin hat der ehemalige Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, Herr Major Kurt von François am 7. Januar einen Vortrag über die Verhältnisse von Südwestafrika gehalten, der durch einige darin enthaltene Aeußerungen dem unterzeichneten Vorstand der Rheinischen Missionsgesellschaft Veranlassung giebt, dagegen Verwahrung einzulegen. Es erschien uns nicht geraten, diese Aeußerungen, wie so manche andere, einfach mit Stillschweigen zu übergehen und auf sich beruhen zu lassen, weil dieselben aus dem Munde des Mannes kommen, der Jahre lang die oberste Stellung im südwestafrikanischen Schutzgebiete inne gehabt hat.

Leider ist es uns nicht möglich gewesen, einen offiziellen Bericht über die betreffende Rede zu erhalten. Somit sind wir auf die Mitteilungen in den Zeitungen angewiesen, und müssen dem betreffenden Berichterstatter also die Verantwortung für deren Richtigkeit überlassen. Darnach soll der Herr Major u. a. gesagt haben: „Meiner Ansicht nach ist ein Zusammenwirken mit selbstständigen südafrikanischen Stämmen unmöglich, die Eingeborenen müssen entweder verdrängt oder in dienende Stellung gebracht werden. Den Eingeborenen geschieht auch gar kein Unrecht, wenn die Europäer den Grund und Boden verlangen, denn die meisten von ihnen sind nur Eindringlinge und Nomaden und ihre Rechte an den Grund und Boden sind nicht älter als die der Europäer, von denen einige schon seit Anfang des Jahrhunderts im Schutzgebiet wohnten."

Ohne uns auf verschiedene Ungenauigkeiten in diesen Behauptungen einzulassen, haben wir darauf nur folgendes zu erwidern:

1. Dem Herrn Major muß doch der Wortlaut der im Jahre 1885 mit den verschiedenen Häuptlingen namens des deutschen Kaisers abgeschlossenen Schutzverträge bekannt sein, nach welchem diese Häuptlinge ihr Volk und Land vertrauensvoll unter den Schutz des deutschen Kaisers stellten.

   Wie stimmt nun mit dem dort versprochenen Schutze diese offen ausgesprochene Absicht, den Eingeborenen allen Landbesitz zu nehmen?
2. Wie kann der Herr Major die Unmöglichkeit eines Zusammenwirkens mit selbständigen afrikanischen Stämmen behaupten, da es ihm bekanntlich nicht gelungen ist, den Frieden im Lande herzustellen, er also gar nicht einmal einen Versuch nach dieser Richtung hin hat machen können.
3. Wir sind allerdings davon überzeugt, daß der Nachfolger des *Herrn Major* durchaus andere Anschauungen hegt,

aber es würde uns und allen Freunden einer friedlichen und gerechten Kolonialpolitik gewiß eine große Beruhigung sein, wenn derartige Auslassungen eines so hohen ehemaligen Kolonialbeamten irgendwie und wo, auch öffentlich ihre Berichtigung und Zurückweisung erführen.

Barmen, den 23. Januar 1895.

Namens der Deputation der Rheinischen Mission
Dr. A. Schreiber.

Hendrik Witbooi.

Von Pastor em. Horbach in Marburg.

III. Die deutsche Schutztruppe und die schließliche Unterwerfung Hendrik Witbooi's 1894.

Es liegt die Frage nahe, warum die deutsche Schutztruppe dem Treiben Hendrik Witbooi's nicht schon längst ein Ende bereitet habe. Sie konnte es nicht, weil sie bis Juli 1894 nicht stark genug war. Der frühere Kaiserliche Kommissar, Dr. Göring, hatte auf Kosten der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 1888 den Versuch unternommen, eine Polizeitruppe aus Eingeborenen unter der Leitung deutscher Offiziere und Unteroffiziere zu bilden; dieser Versuch mißlang jedoch. Es wurde alsdann 1889 eine deutsche Schutztruppe unter Hauptmann v. François nach Südwestafrika gesandt. Sie bestand aus einer Mannschaft von 40 bis 50 deutschen berittenen Soldaten, welche auf Grund bestimmter Verträge angeworben waren, in denen ihnen auf eine Zeit von 2 Jahren Gehalt und andere Emolumente zugesichert wurden. Die angeworbenen Unteroffiziere und Mannschaften wurden und werden noch infolge freiwilliger Meldungen dem aktiven Dienststande der Armee, die Gemeinen durchweg dem 3. Jahrgang entnommen. Bei der Auswahl wurde zwar vollkommene Felddienstfähigkeit, Zuverlässigkeit, gute Führung und gute militärische Ausbildung als unerläßliche Vorbedingung gestellt, aber diese kleine Truppe von kaum 50 Mann war — wie Graf v. Caprivi in der Reichstagssitzung vom 4. Februar 1891 ausdrücklich darlegte — dennoch gewiß nicht imstande, den Räubereien des Hendrik Witbooi ein Ende zu machen, weil sie dessen aus etwa 600 wohlbewaffneten und vortrefflich eingeübten Kriegern bestehenden Macht ihrer Zahl nach nicht im entferntesten gewachsen war. Die aus dieser Ohnmacht notgedrungen hervorgegangene Unthätigkeit der Truppe trug nicht zum mindesten dazu bei, das deutsche Ansehen in den Augen der Eingeborenen, namentlich der von Hendrik stets verfolgten Rehobother Bastards und der Herero, herabzusetzen und sie der Schutzherrschaft zu entfremden, da sie in der Unthätigkeit der Truppe *eine Nichterfüllung* der mit ihnen geschlossenen Schutzverträge er-

blicken mochten. Daß Handel und Verkehr sowohl, wie die segensreiche Thätigkeit der Missionare unter diesen Zuständen schwer zu leiden hatten, liegt auf der Hand, und dies umsomehr, als Hendriks dreiste Räubereien auch den Weißen gegenüber sozusagen unter den Augen der ohnmächtigen Schutztruppe ins Unerhörte sich steigerten. Trotzdem dachte die Regierung nicht ernstlich an eine Verstärkung der Schutztruppe, wie dringend sie auch aus der Mitte der im Schutzgebiet thätigen Händler, aus Missionskreisen und von seiten der Forschungsreisenden, sowie des Kaiserlichen Kommissars aufgefordert wurde, durch eine größere Machtentfaltung das erschütterte Ansehen der deutschen Schutzmacht wieder zu befestigen. Da suchten vom Sommer 1892 ab die bisher sich feindselig gegenüber stehenden Stämme der Eingeborenen ein Bündnis gegen die Deutschen zustande zu bringen; Hendrik wollte gemeinschaftlich mit den von ihm seit 8 Jahren stets verfolgten Herero einen Schlag gegen die Schutztruppe führen. Als nun Anfang Februar 1893 zuverlässige Berichte über das bevorstehende Unternehmen Witbooi's in Berlin eintrafen: da erst entschloß sich die Regierung zur schleunigen Absendung einer erheblichen Verstärkung der Schutztruppe, indem sie statt des in Aussicht genommenen und, da die Ablösungszeit gekommen war, ohnehin zur Ausreise nach dem Schutzgebiete bereitstehenden Ablösungs- und Verstärkungstransportes von 90 Mann am 15. Februar 1893 ein Kommando von 1 Offizier (Sekondlieutenant Schwabe), 1 Arzt (Dr. Richter), 21 Unteroffiziere, 4 Lazaretgehilfen und 189 Gemeinen von Hamburg nach dem Schutzgebiete einschiffte, welches im März in Walfischbai eintraf. Dies war also die erste Verstärkung seit dem Bestehen der Schutztruppe. Letztere wuchs dadurch — nach Abrechnung der zur Rückkehr nach der Heimat abgelösten Mannschaft — zu einem Bestande von 4 Offizieren, 1 Arzt und 220 Mann. Auch Waffen und die vollständige Ausrüstung für 220 Pferde waren mit den neuen Mannschaften verschifft worden. Die Lage in Windhoek — dem Ort der gesamten Truppe und Sitz der Verwaltung des Landes — war in der zweiten Hälfte des Monats März 1893 besonders bedrohlich geworden, als die alte Mannschaft der Truppe abgelöst und die neue noch nicht eingetroffen war, sodaß Windhoek nur von den Beamten und 5 Unteroffizieren besetzt war. Schon wollte Hendrik seinen Anschlag ausführen und in der Nacht zum 1. April waren sämtliche Beamte bewaffnet auf Posten gezogen: da rückte unerwartet schnell die Verstärkung am 1. April in Windhoek ein. Die Nachricht von einer Versammlung der Großen der Herero, Bastards und des Witbooistammes in Rehoboth, in welcher über die zur Abschüttelung der deutschen Schutzherrschaft erforderlichen Schritte beratschlagt wurde, machte dem Befehlshaber der Truppe, Hauptmann v. François, ein sofortiges energisches Einschreiten zur bitteren Pflicht. So ging er denn nach Ablauf eines dem Hendrik gestellten Ultimatums gegen diesen in Eilmärschen vor. Am

12. April erfolgte dann, wie schon oben erwähnt, die glückliche Erstürmung von Hornkranz (der verschanzten Bergfeste Hendriks im Gebiete von Rehoboth, 4 bis 5 Tage von Windhoek entfernt) unter dem persönlichen Kommando des Hauptmanns v. François, welcher nach diesem Siege zum Major ernannt wurde. Die Witbooischen verloren hierbei an Toten 50 Mann und 30 Weiber, an Verwundeten ungefähr 100 beiderlei Geschlechts, während die Verluste auf deutscher Seite nur 2 Tote und 2 Verwundete betrugen. Bis dahin besaß Hendrik in den Augen der Eingeborenen den Nimbus der Unüberwindlichkeit, welcher durch diese Niederlage gründlich zerstört wurde. Er selbst war mit einem Teile seiner Mannschaft aus Hornkranz entkommen und bildete, indem er seine Räubereien und Grausamkeiten, und zwar nunmehr auch namentlich gegen die Weißen, ärger denn je zuvor fortsetzte, nach wie vor eine schwere Gefahr für die Ruhe und Sicherheit des Schutzgebietes. Der Rückmarsch der Schutztruppe nach Windhoek fand schon am Tage nach der Erstürmung von Hornkranz statt und zwar ohne daß ein Posten in der eroberten Feste zurückblieb. Hornkranz wurde denn auch keckerweise sehr bald von Hendrik wieder besetzt; jedoch vertrieb ihn Major v. François am 18. Mai zum zweiten Male und zwar diesmal ohne Kampf, da sich die Witbooischen bei seiner Annäherung flüchteten. Nunmehr ließ v. François eine Besatzung von 27 Mann in Hornkranz zurück, welche kurz darauf imstande waren, die Witbooischen bei einem Ansturm gegen die Feste siegreich zurückzuschlagen. In der Absicht, die völlige Niederwerfung Hendriks zu vollenden, hatte der Major alsbald nach der ersten Erstürmung von Hornkranz eine weitere Verstärkung erbeten, welche auch, bestehend aus 2 Offizieren, 10 Unteroffizieren, 2 Lazaretgehilfen und 105 Gemeinen, am 28. August 1893 mit dem Dampfer „Marie Woermann" an der Tsoakhaub-Mündung eintraf. Die Schutztruppe bestand jetzt aus 6 Offizieren, 1 Arzt und 325 Mann mit 2 Geschützen. Am Tage der Landung des Verstärkungskommandos und drei Tage vorher fanden jene beiden oben geschilderten Ueberfälle der Frachtwagen durch Hendrik statt. Dieser hatte damals eigentlich den Plan — wie er es selbst dem Engländer Evenson aussprach, der es dem Premierlieutenant v. François wiedererzählte —, dem Major v. François bei dessen Rückreise von der Tsoakhaub-Mündung nach Windhoek einen Hinterhalt zu legen und ihn abzufangen. Diesen Plan konnte Hendrik nicht ausführen, da nunmehr, was er vorher nicht wußte, das Verstärkungskommando eingetroffen war. Dasselbe zog kurz darauf über den Schauplatz jener Raub- und Mordthaten nach Windhoek, wo es um Mitte September anlangte. Da nun von da ab Hendrik einem offenen Entscheidungskampfe stets auswich, mußte sich Major v. François darauf beschränken, Hendrik jede Verbindung mit der Walfischbai und mit dem Süden nach Möglichkeit abzuschneiden, damit ihm ferner nicht mehr, wie es seither stets durch englische Schmuggler geschehen war, Waffen-

und Munitionsvorräte zugeführt würden. Die so getroffenen Maßregeln verhinderten aber leider nicht die Anfang November 1893 erfolgte und oben näher erzählte Zerstörung Kububs und die Beraubung anderer deutscher Ansiedelungen im Süden des Schutzgebietes. Ende November desselben Jahres sandte das Auswärtige Amt einen militärischen Vertrauensmann in der Person des Majors Leutwein nach Südwest-Afrika, um über die dortigen militärischen Verhältnisse des genaueren sich zu informieren und dann zu berichten. Derselbe ist denn bald im Jahre 1894 zum interimistischen Kaiserlichen Landeshauptmann für das südwestafrikanische Schutzgebiet ernannt worden, während Major v. François im Herbst 1894 mit Urlaub nach der Heimat zurückreiste. — Während bisher die gesamte Schutztruppe stets in Windhoek konzentriert war, verteilte Major Leutwein dieselbe im Laufe des Jahres 1894 auf 5 Plätze des Schutzgebietes: Windhoek, Otjimbingue, Okahandja, Keetmanshoop, Bethanien. Nachdem gegen Ende 1894 der Häuptling Manasse in Omaruru (Hereroland) um Errichtung einer Militär-Station gebeten hat, wird dieser Platz als sechster im Jahre 1895 hinzutreten. Diese ständige Verteilung der Schutztruppe auf verschiedene Plätze war eine unbedingt notwendige Maßregel, wenn die Truppe die kaiserliche Autorität nicht nur in Windhoek, sondern im ganzen Lande aufrecht erhalten und den dortigen deutschen Unternehmungen, auch wenn sie fern von Windhoek liegen, Schutz gewähren sollte, da die große Ausdehnung des Schutzgebietes und die überaus mangelhafte Beschaffenheit der Verkehrswege die Erfüllung dieser Aufgabe von einem einzigen Punkte aus unmöglich machten. Die Ausführung dieser Maßregel war jedoch nur dadurch möglich, daß die Schutztruppe eine entsprechende Verstärkung erhielt. Letztere traf am 17. Juli 1894 mit dem Dampfer „Lulu Bohlen" an der Tsoakhaub-Mündung ein, so daß nunmehr die Schutztruppe einen Bestand von etwa 600 Mann hatte.

Bereits im Frühjahr 1894, bevor noch das Verstärkungskommando eingetroffen war, hatte Major Leutwein den Hendrik in dessen Bergfeste Naukluft (5 Tage südwestlich von Rehoboth) eingeschlossen. Hendrik ließ jedoch durch einen Boten um Frieden bitten. Leutwein stellte folgende Bedingungen: „Völlige Unterwerfung des Stammes, Ablieferung der Munitionsvorräte und Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft. Dabei wurde Hendrik und seinen Leuten das Leben zugesichert und nur von ersterem verlangt, daß er sich so lange nach Windhoek in eine milde Gefangenschaft begebe, bis höheren Orts eine Entscheidung über den ihm zuzuweisenden künftigen Aufenthalt getroffen sein würde". Zunächst willigte Hendrik nicht ohne weiteres in diese Bedingungen ein, vielmehr fanden noch einige kleine Gefechte statt; dann aber kam Ende Mai wenigstens ein zweimonatlicher Waffenstillstand für die Zeit vom 1. Juni bis 1. August zustande, ein Ultimatum für Hendrik. Da dieser nun wider alles *bessere* Erwarten am 1. August seine Unter-

werfung nicht erklärte, griff ihn Major Leutwein, der inzwischen das Verstärkungskommando erhalten hatte, an und es erfolgte am 27. August die siegreiche Erstürmung der Naukluft. In gleicher Weise, wie Major v. François bald nach dem Eintreffen der ersten Verstärkung im März 1893 und nach Ablauf des dem Hendrik gestellten Ultimatums am 12. April die Bergfeste Hornkranz erstürmt hatte, war nun von Major Leutwein nach dem Eintreffen der letzten Verstärkung im Juli 1894 und ebenfalls nach einem vergeblichen Ultimatum am 27. August die Bergfeste Naukluft erstürmt worden. Wie damals so auch diesmal gelang es Hendrik, mit einem Teil seiner Leute aus der Bergfeste zu entkommen und sich in die umliegenden Gebirgsklüfte zurückzuziehen. Doch diesmal wurde er verfolgt und wurden die Ausgänge des Gebirges von der Kaiserlichen Truppe so besetzt und im weiten Umkreis von Absperrungsposten umstellt, daß ein gänzliches Entkommen Hendriks nicht so leicht gewesen wäre, wenn er sich nicht gerade — was Major Leutwein in seinem amtlichen Bericht als damals möglich hinstellt — mit einigen Reitern bei Nacht zwischen den Absperrungsposten hätte durchschleichen wollen. Durch die Verfolgung des Entwichenen hatte es noch acht Gefechte bis 9. September gegeben, so am 2. September ein ununterbrochenes 30stündiges Feuergefecht, durch welches zwar die Witbooi zurückgeworfen wurden, der Kaiserlichen Truppe aber ein Verlust von 6 Toten und mehreren Verwundeten entstand. Die Einzelheiten sowohl der Erstürmung der Naukluft, als der nachfolgenden Gefechtstage sind aus dem veröffentlichten amtlichen Berichte des Majors Leutwein bekannt. Erinnert sei hier nur an die große Schwierigkeit der Kämpfe wegen des zerklüfteten, felsigen Geländes und des tapferen Widerstandes der Feinde, sowie an die große Bravour, Aufopferung und Besonnenheit, welche die Führer und die Mannschaften der Kaiserlichen Truppe entwickelten, wie denn Major Leutwein voll des Lobes hierüber ist. Von Hendrik dagegen sagt derselbe in seinem Bericht: „Witbooi ist beim Vorgehen zum Gefecht stets der letzte, beim Rückzuge dagegen stets der erste.“ — Die Verluste der Kaiserlichen Truppe in diesen letzten Kämpfen gegen Hendrik bei Erstürmung der Naukluft und während der nachfolgenden Gefechtstage belaufen sich nach der von Major Leutwein eingesandten genauen Verlustliste auf 14 Tote, 9 Schwer- und 15 Leichtverwundete. — Nun trat endlich das große Ereignis der bedingungslosen Unterwerfung Hendriks unter die deutsche Schutzherrschaft ein! Es war am 9. September, als Major Leutwein bei Gams, während er mit 3 Kompagnien im Vormarsch gegen Hendrik begriffen war, von diesem eine Botschaft erhielt, worin derselbe zum ersten Mal ein ernsthaftes Unterwerfungsangebot machte. Es trat damit an den Major Leutwein die wichtige Frage heran, ob er den Krieg *bis zur* Vernichtung Hendriks fortsetzen oder dem letzteren die *Rückkehr auf dem* Boden des geordneten Staatswesens er-

möglichen solle. Hören wir, wie sich Major Leutwein in seinem amtlichen Bericht d. d. Windhoek, 7. 10. 94 hierüber ausspricht: „Ich beschloß, die Unterwerfung Witbooïs anzunehmen und, sofern die Hauptsache, nämlich Gewinnung von Ruhe und Frieden für das Schutzgebiet, erreicht wurde, in den Nebendingen entgegenzukommen. Ich begab mich persönlich zur weiteren Verhandlung in das Lager Witbooïs, da ich aus Erfahrung wohl wußte, daß schriftlich mit ihm schwer zum Ziele zu kommen sei. Nach dreimaliger Zusammenkunft gab Witbooi die förmliche Erklärung ab, daß er sich und sein Volk der deutschen Schutzherrschaft unterwerfe. Als zukünftiger Wohnort wurde ihm Gibeon angewiesen, wo eine Abteilung der Schutztruppe stationiert wird. Gegenwärtig ist Witbooi nach Gibeon in Marsch gesetzt und wird dort, da er nur langsam marschieren kann, gegen Anfang der Regenzeit eintreffen. Der jetzt erreichte Erfolg ist auf alle Fälle ein zufriedenstellender. Bei dem Charakter Witbooïs, der mir noch vor vier Wochen schrieb, er wolle als freier Mann sterben, war für ihn die Unterwerfung ein schwerer Schritt. Daß er ihn doch gethan, beweist, wie sehr er sich geschlagen fühlte; andererseits scheint aber auch der Druck seiner Kriegsleute sowie seiner Weiber, welche das ewige Kriegsleben satt hatten, bezw. geradezu die Heeresfolge verweigert haben mögen, auf ihn eingewirkt zu haben. Daß Witbooi noch einmal kriegerische Neigungen zeigen sollte, ist nicht zu erwarten. Einerseits haben seine Leute jetzt eingehendere Bekanntschaft mit der Schärfe der deutschen Waffen gemacht, andererseits aber auch gesehen, daß sie von uns nicht unter allen Umständen tot geschossen werden. Und letzteres glaubten sie bis jetzt, wie sie mir selbst sagten, und hatten sich daher, anstatt sich von Witbooi loszureißen, immer näher an denselben angeschlossen." —

Es folge nun noch als denkwürdiges Dokument die von Major Leutwein nach Hendriks Unterwerfung erlassene Proklamation:

„Nachdem der Kapitän H. Witbooi, das Nutzlose eines längeren Widerstandes einsehend, sich unter die Schutzherrschaft Sr. Majestät des Deutschen Kaisers gestellt hat, so tritt die Proklamation der Kaiserlichen Landeshauptmannschaft gegen ihn und seine Leute vom 5. April d. J. hiermit außer Kraft*). Der Kapitän Hendrik Witbooi hat gelobt, mit allen Kapitänen und Stämmen des deutschen Schutzgebietes in Frieden leben und sich von jetzt ab lediglich der Regierung seines Volkes widmen zu wollen. Als künftigen Wohnsitz hat sich Kapitän Witbooi seinen alten Stammsitz Gibeon ausgebeten und habe ich, diesem Wunsche gern Rechnung tragend, denselben ihm gern zurückgegeben.

*) Die Proklamation vom 5. April hatte Hendrik Witbooi geächtet, hatte sein Land in Gibeon als Regierungsland erklärt, hatte alle zum Tode verurteilt, welche Witbooi weiterhin folgten, hatte auf sein Haupt, wie auf diejenigen seiner Anhänger einen Preis gesetzt, und hatte verkündet, daß alle, welche ihn unterstützten, des Hochverrats schuldig seien und mit dem Tode bestraft würden.

Bei dem festen Charakter des Kapitäns Witbooi ist gewiß, daß derselbe sein Wort treu und redlich halten und der Kaiserlichen Regierung, wie er bis jetzt ein ehrlicher Feind gewesen ist, so auch künftig ein ehrlicher Freund sein wird, sowie bei den auf das Wohl des Namalandes gerichteten Bestreben eine zuverlässige Stütze.

Im Lager der Naukluft, den 16. September 1894.

Der Kaiserliche Landeshauptmann.

(gez.) Leutwein, Major."

Diese Proklamation wurde erst Mitte November in Deutschland bekannt, wie auch die überraschende Nachricht, Hendrik Witbooi sei von Major Leutwein in den Dienst der deutschen Regierung genommen und zwar mit einem Jahresgehalt von 2000 Mark. Eine solche Milde hatte wohl bei uns niemand erwartet, nachdem Hendrik alle seine Versprechungen nicht gehalten, den Deutschen noch recht empfindliche Verluste beigebracht hatte und sich nur ergab, weil er nicht mehr ausweichen konnte und seine Leute nicht mehr kämpfen wollten. Wenn Major Leutwein gegen Hendrik solche Milde hat walten lassen, so giebt es hierfür wohl auch eine Erklärung. Zunächst wird der deutsche Verwaltungschef in Südwest-Afrika befriedigt gewesen sein, daß der aufreibende Kampf wirklich beendet ist; dann hat er offenbar, wie auch der frühere Reichskommissar Dr. Göring, ein großes Vertrauen in den Charakter Hendriks. Wahrscheinlich giebt er sich der Hoffnung hin, daß Hendrik, den die Naman wie einen Propheten verehren, durch sein Beispiel die übrigen Hottentotten zu einem geordneteren Leben als bisher veranlassen werde. Ein ganz neues Problem ist es ja, daß die Hottentotten sich zu einem ruhigen, seßhaften Leben entschließen; bisher trieben sie kaum Viehzucht, keinen Landbau und waren als echte Landstreicher auf Raub angewiesen, ja, lebten seit ihrem Auszug von Gibeon d. i. seit Juli 1885 ausschließlich von Raub und Plünderung. Werden sie nun imstande sein, den gehegten Erwartungen zu entsprechen? — Für uns liegt es auf der Hand, daß dieses Naturvolk durch Milde eher als durch Strenge zu gewinnen ist. Dem Major Leutwein haben sich infolge seines milden Sinnes und seines leutseligen Wesens, das sich der ganzen Truppe mitgeteilt zu haben scheint und das in seinem Verhalten zu dem unterworfenen Hendrik zu so edlem Ausdruck kommt, die Herzen der Bevölkerung geöffnet; man hat wieder Vertrauen zu der deutschen Regierung. Major Leutwein hat durch sein Verhalten auch der rheinischen Mission, die nun ihre 1887 aufgegebene Station in Gibeon bald wieder errichten wird, in die Hände gearbeitet. Auch die weißen Bewohner des Landes wurden unter Major Leutweins Verwaltung von einer Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht in die Entwickelung des Landes ergriffen, welche im grellsten Gegensatz zu früheren Zeiten stehen. Man verspricht sich sehr raschen Aufschwung des Landes, wenn die Hendrik abgenommenen Ländereien zum Ver-

kauf gebracht werden, wie dies bisher schon in geringem Umfange geschehen ist. So wird denn nun die Zeit der wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonie mit Hilfe der konzessionierten Gesellschaften und der Ansiedler beginnen. — Zum Schlusse wünschen wir von Herzen, daß vor allem die doch etwas optimistische Meinung des Majors Leutwein von dem „festen Charakter" des Kapitäns Witbooi nicht getäuscht werden möge; denn bei aller Milde in der Beurteilung läßt sich doch nicht die Thatsache aus der Welt schaffen, daß Hendrik Witbooi 10 Jahre lang ein recht grausamer Mordbrenner und Räuberhauptmann, sowie ein Rebell war, der so oft treulos und unredlich gehandelt hat, und nicht ein in seinen legitimen Rechten gekränkter Volksheld, wie ihn ein im „Globus" (1894, Bd. 66, Nr. 10) erschienener Aufsatz von Herrn Rektor Joh. Kleinschmidt in Görlitz, dem Bruder des Kaufmanns Kleinschmidt in Otjimbingue und Sohn des bekannten früheren Namamissionars Kleinschmidt, in beredter Weise in Schutz zu nehmen sucht. Gerade weil Hendrik nicht im blinden Heidentum geblieben, sondern von den beiden tüchtigen Missionaren Olpp (12 Jahre lang) und Rust (5 Jahre lang) in Gibeon im Christentum unterwiesen worden war und eine nicht geringe christliche Erkenntnis gewonnen hatte, müssen seine zehnjährigen Unthaten ganz anders beurteilt werden, als wenn sie von einem finsteren Heiden begangen worden wären, dem niemals das Christentum nahe gebracht wurde. Das grausige Hinschlachten so vieler Menschenleben, die Mordbrennereien und Plünderungen, die Hendrik aus den letzten 10 Jahren auf dem Gewissen hat, fordern deshalb eine scharfe Verurteilung.

Indes geben wir die Hoffnung nicht auf, daß Hendrik nun das wieder wird, was er nach dem oben angeführten Zeugnis des Missionars Olpp war: ein edler Mensch und wahrer Christ!

Afrikanische Nachrichten.

(Januar 1895.)

In der „Denkschrift betreffend die Entwickelung des Schutzgebietes **Togo** (Berichtsjahr 1893/94)" wird berichtet: „Nur ein einziger Fall von Sklavenhandel ist zur Kenntnis der Regierung gekommen. Es handelte sich um einen von einer Haussahkarawane mitgeführten Knaben, der in einem Dorfe zum Kauf angeboten wurde. Die Eingeborenen brachten den Fall selber bei der Regierung zur Anzeige und wurde der Knabe befreit. Desgleichen wurden zwei Personen in Freiheit gesetzt, die ebenfalls von einer verdächtigen Haussahkarawane mitgeführt wurden". — Einen weiteren Fall von Sklavenhandel teilt die „Kreuz-Zeitung" Nr. 22 in einem Briefe des Afrikareisenden G. A. Krause, geschrieben zu Akabi am Volta, Togo, 21. September 1894 mit. Danach sind im Juni 1893 in Salaga drei Männer angekommen, welche sich

für Abgesandte des „Weißen Mannes" ausgaben, d. h. des Landeshauptmanns von Togo. Als Zweck ihrer Reise gaben sie die Erkundung der kriegerischen Unruhen an, während deren Salaga fast völlig eingeäschert wurde. Neben der Ausführung dieses (angeblichen?) amtlichen Auftrags haben die 3 Männer aber eine Reihe von Sklaven gekauft und sie mit sich geführt. Einer der Händler, namens Samuel Ammanson, ein Schwarzer aus der englischen Goldküsten-Kolonie, das ist das Auffallendste an dieser Meldung, „ist zur Zeit auf der Station Bismarckburg und hat ein Jahresgehalt von 1200 M." Danach muß der Landeshauptmannschaft von Togo die Kenntnis von den Machenschaften dieses Mannes völlig abgehen.

Der Führer der **Deutschen Togo-Expedition** Dr. Gruner hat im Auftrage des Landeshauptmanns auf seinem Marsche ins Innere in Kete-Kratji, wo die neue Regierungsstation angelegt werden soll, die gefährdete Ruhe wieder hergestellt. Auf Ersuchen dortiger Häuptlinge hat er den weit und breit durch seine Mordthaten und Brandschatzungen der Haussahändler berüchtigten Fetischpriester Mosumfu und seinen Helfershelfer Okla gefangen genommen und nach vorgängigem Verfahren erschießen lassen. Die Bewohner von Kratji sowie die dortigen Haussahändler gaben ihrem Dank hierfür durch Geschenke und Festlichkeiten Ausdruck. — Seit November befindet sich die Expedition außerhalb des Bereiches der Beziehungen zur Küste.

Der Kaiserliche Gouverneur von **Kamerun** hat Ende Oktober vor. Js. dem Leiter der Plantage im Kriegsschiffshafen, E. Friderici, 105 Yaúndeleute zugesandt, welche sich bereit erklärt hatten, ein Jahr zu dort gebotenen Bedingungen zu arbeiten. Der Regierung liegt die Aufsicht über die Behandlung der schwarzen Arbeiter ob. Ihren Lohn erhalten dieselben in einer deutschen Faktorei Kameruns nach Ablauf der einjährigen Kontraktzeit. Doch kann den sämtlichen Leuten nach Ablauf je eines Vierteljahres ein Vorschuß in der Höhe einer Monatsrate gewährt werden. Festgesetzt ist der Lohn für die drei Headleute (Vorarbeiter) auf 20, für die erwachsenen Arbeiter auf 15, für die 7 Knaben auf 10 Mark monatlich.

Seit dem Jahre 1884 besteht der **unabhängige Kongostaat**, dessen Souverän Leopold II, der König der Belgier ist. Nunmehr ist den Staaten, welche den Kongostaat anerkannt haben, Mitteilung gemacht worden von dem am 9. Januar d. J. zwischen den Regierungen Belgiens und des Kongostaates abgeschlossenen Vertrage, wonach **das Kongogebiet eine belgische Kolonie** werden soll. Die Zustimmung von seiten Deutschlands und Englands ist bereits erfolgt, die von seiten Frankreichs steht bis jetzt noch aus.

Deutsch-Südwestafrika. Hendrik Witbooi, der den letzten Nachrichten zufolge mit seinem Stamme im Dezember in Gideon ein-

treffen sollte, hatte seiner Zeit den Kapitän der „roten Nation“ (Hoachanas-Hottentotten) Manasse Noreseb aus seinem Stammsitze Hoachanas vertrieben. Jetzt, nach Hendriks Unterwerfung, hat er die Erlaubnis erhalten, mit seinem sehr zusammengeschmolzenen Stamme dorthin zurückzukehren. Zur Stützung seiner Autorität sowie zum Schutze des Stammes will Major Leutwein eine Garnison der Schutztruppe nach Hoachanas legen. Für die übernommene Sorge der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung innerhalb seines Gebietes erhält Manasse jährlich Lebensmittel im landesüblichen Werte von fünfhundert Mark.

Ende November und Anfang Dezember vor. J. hat der Major Leutwein Grenzfestsetzungen in Omaruru und Okahandja getroffen und das Ansehen der deutschen Schutzherrschaft bei den Häuptlingen Manasse und Samuel teils begründet, teils befestigt. Dabei hat er den Manasse von Omaruru bewogen, Okambahe abzutreten, wo allein die Bergdamra sich zu einem politischen Gemeinwesen zusammengeschlossen haben, während sie sonst zerstreut leben und als Diener der weißen wie der eingeborenen Bevölkerung ihr Dasein fristen. Indem der Major Leutwein die Bergdamra unter unmittelbare deutsche Oberhoheit gestellt hat, glaubt er nicht nur einen festen Stamm von Arbeitern gewonnen zu haben, sondern er hofft auch, daß dieser Stamm im Laufe der Zeit als gleichberechtigt neben die Herero und Namaqua treten wird.

Beachtenswert ist, wie der Major Leutwein die Gewährung von Regierungssubventionen an die Häuptlinge begründet. „Die Politik der Kaiserlichen Landeshauptmannschaft dahier muß stets dahin gehen, das Interesse der Häuptlinge an das ihrige zu knüpfen, um dann durch jene das Volk zu beherrschen. Nur so wird es uns möglich sein, auch bei geringer Machtentfaltung Herr im Lande zu bleiben. Das beste Mittel hierzu liegt in der Bewilligung von Jahresgehalten an die Häuptlinge, was letztere, mit oder gegen ihren Willen, zu besoldeten Beamten der Regierung stempelt. Daneben müssen die Häuptlinge in ihrer im hiesigen Schutzgebiete etwas schwachen Autorität ihren eigenen Volksgenossen gegenüber gestärkt werden. Ich habe den Stationschefs die Befolgung dieser Politik zur Pflicht gemacht, bis jetzt mit bestem Erfolge.“ Wenn doch diese Politik in allen unsern Schutzgebieten ihren Grundzügen nach endlich durchweg zur Anwendung käme!

C. Rhodes, der bekannte Premierminister der **Kapkolonie** hat in letzter Zeit viel von sich reden gemacht. Der Mann hat eine gewaltige Bedeutung für die Entwickelung Süd-Afrikas gewonnen und wird in Deutschland noch wenig verstanden. Bald sieht man in ihm nur den Agenten des englischen Reiches, bald den Geldmann, der nur seine eigenen Interessen vertritt. Rhodes will aber vor allem Südafrikaner sein. Er ist mit dem Lande, wo er sein ungeheures Vermögen erworben hat — man spricht von ca. 400 Millionen Mark — unauflöslich verbunden. Ihm,

wie der gebildeten weißen Bevölkerung Südafrikas, schwebt die Gründung eines vereinigten Südafrika als letztes Ziel vor, welches bald genug erreicht werden könnte, wenn nur nicht die Frage, ob sich der südafrikanische Staatenbund ganz von England trennen, oder aber unter englischer Flagge konstituieren solle, allzu schwierig zu lösen wäre. Zudem weiß man nicht, wie die übrigen Mächte sich zu einem selbständigen Südafrika stellen würden. Denn bei der Lage des Kaps zwischen den beiden wichtigsten Weltmeeren hat der Besitz der hier gelegenen Häfen für jede Seemacht nur allzu viel verlockendes. Vorläufig hat Rhodes sich zwei Aufgaben gestellt. Er arbeitet daran, die holländisch und englisch sprechende Bevölkerung Südafrikas mit einander zu versöhnen, was ihm in der Kapkolonie bereits gelungen ist, indem er, der geborene Engländer, die Führerschaft des anti-englischen Afrikanerbundes übernommen hat. Dem Widerstand, den die selbständigen Burenrepubliken aus partikularistischem Interesse dem Einigungsgedanken entgegen stellen, sucht er dadurch zu begegnen, daß er sie durch die Präponderanz der Kapkolonie bezwingt. Es ist keine Frage, daß dem großsüdafrikanischen Gedanken die Zukunft gehört und Deutschland hat gar keine Ursache, die weitere Ausgestaltung des südafrikanischen Staatenlebens nach dieser Richtung hin mit Eifersucht und Mißtrauen anzusehen. Eine Seite der politischen Thätigkeit des südafrikanischen Staatsmannes wird freilich von uns aufs tiefste bedauert und entschieden verurteilt. Um die Burenbevölkerung der Kapkolonie zu gewinnen, opferte er ihr die Interessen der Eingeborenen, denen das Kapische Parlament Schritt für Schritt die Freiheiten nimmt, welche ihnen in der Zeit der uneingeschränkten englischen Herrschaft verliehen worden waren. Man geht eben daran, in den östlichen Gebieten der Kolonie ihnen den Landbesitz zu nehmen oder wenigstens zu beschneiden, der für sie reserviert worden war. Damit ist alles gesagt; denn wenn man dem afrikanischen Eingeborenen den Landbesitz nimmt, macht man ihn zum besitzlosen Proletarier oder zum Sklaven weißer Ansiedler, so daß jede selbständige Entwickelung ihm abgeschnitten ist. -ky.

Die inneren Zustände der **Transvaal-Republik** und das Verhältnis dieses Staates zu Deutschland sind in letzter Zeit vielfach erörtert worden. In diesem Lande leben nach dem letzten Census 119 128 Weiße, von denen 59 394 in Transvaal, 29 285 in der Kapkolonie, 11 527 im Freistaat, 14 332 nicht in Südafrika geboren sind. Unter den in Südafrika Geborenen ist ein sehr großer Prozentsatz von englischem Abkommen, unter den eigentlichen Ausländern, d. h. Europäern befanden sich 8980 Engländer, 1943 Deutsche, 1420 Holländer. Alle, die nicht in Transvaal geboren sind, erhalten erst nach 15jährigem Aufenthalt im Lande ein halbes Stimmrecht, ja die Kinder dieser Leute sollen dies halbe Stimmrecht, selbst wenn sie in Transvaal geboren sind, erst mit dem 30. Jahre erhalten, während der Sohn des Transvaalburen, der

vielleicht kaum lesen und schreiben kann, es mit dem 16. Jahre erhält. Wie unnatürlich diese Bestimmungen sind, zeigt die Thatsache, daß das ausländische Kapital, welches in Transvaal angelegt ist, sich auf 1600 Millionen Mark beläuft, abgesehen von dem Kapital, welches in der Niederländischen Eisenbahn (Linie Delagoa-Bai — Pretoria — Vaalfluß) steckt, während das in den Händen der Buren befindliche Vermögen nur auf 400 Millionen Mark geschätzt wird, wovon man noch 140 Millionen Mark in Abzug bringen muß, mit denen die Burenfarmen belastet sind. Daß die Deutschen bisher von der Transvaal-Regierung in keiner Weise bevorzugt worden sind, wie mannigfach behauptet wird, geht daraus hervor, daß von den (gutbesoldeten) Beamten nur 15 von deutscher Abkunft sind, während 28 Engländer und 225 Holländer mit 705 Beamten südafrikanischer Abstammung zusammen arbeiten.

An die Vollendung der oben erwähnten Delagoabai-Bahn knüpft man nun weitgehende Hoffnungen für den deutschen Handel. Zunächst ist noch ein Kampf entstanden zwischen der Verwaltung der Kapischen Kolonialbahnen und der Niederländischen Eisenbahn. Merkwürdiger Weise will die Transvaal-Regierung „Repressiv-Maßregeln" ergreifen, weil die Kapischen Bahnen die Frachtgüter zu billig nach Transvaal befördern wollen. Dies wird nur dadurch verständlich, daß die Niederländische Bahn sehr teuer gebaut ist und die Transvaal-Regierung ihr die Zinsen für das angelegte Kapital garantiert hat. So muß die Regierung schließlich wohl oder übel es durchsetzen, daß diese Linie nicht durch die Kapische Linie und die Natal-Linie, die jetzt im Bau ist, unterboten wird, obwohl dem Lande doch zu gönnen wäre, daß es seinen großen Import möglichst billig erhält. Jene Hoffnungen, welche man in Deutschland an die Eröffnung der niederländischen Linie knüpft, werden sich voraussichtlich kaum erfüllen. Auch bis jetzt haben deutsche Häuser direkt nach Transvaal importiert, z. B. unterhält die Berliner Missionsgesellschaft dort 2 Kaufgeschäfte, die stets ihre Waren direkt von Deutschland bezogen haben. Da die deutschen Waren in ganz Südafrika auch nicht um 1 Pfennig höher mit Steuern belastet sind als englische und amerikanische, so ist der Grund für die geringe Beteiligung Deutschlands am südafrikanischen Umsatz nicht etwa in bisheriger Erschwerung des Verkehrs mit jenen Ländern zu suchen. Daß etwa der deutschen Einfuhr auf der Delagoabai-Eisenbahn Vorzugssätze und bei der Einfuhr in Transvaal billigere Einfuhrsteuern bewilligt werden könnten, ist völlig ausgeschlossen. Die Kap- und Natalkolonie würden daraufhin mit vollem Recht mit Repressalien gegen die Einfuhr deutscher Güter in ihre Gebiete antworten. Heben kann der deutsche Handel sich in jenen Ländern noch ganz bedeutend, wenn unsere Fabrikation in höherem Maße als es bisher geschehen ist, den Wünschen und Interessen der südafrikanischen Kolonisten und Händler in Bezug auf Beschaffenheit

und Verpackung der Waren entgegen kommt, und unsere Kaufleute sich bei jeder Bestellung, die von dort kommt, der strengsten Reellität befleißigen. —ky.

Ueber die Eroberung von Kuirenga im Kampfe gegen die Wahehe liegt jetzt der Bericht des Kaiserlichen Gouverneurs von **Deutsch-Ostafrika**, Oberst Freiherr v. Schele vor. Derselbe gewährt einen Einblick in die großen Schwierigkeiten, mit denen die Expedition infolge der Hungersnot zu kämpfen hatte. Erfolgreich beendigt wird der Krieg nach der Mitteilung des Gouverneurs erst dann sein, wenn die Schutztruppe einerseits Kilossa, andererseits Muhalala erreicht hat. Jenes soll der Kompagnieführer Fromm, dieses der Kompagnieführer Prince besetzen. Einer während des Druckes eingegangenen Privatnachricht zufolge befand sich Lieutenant Fromm am 22. Dezember einige Meilen vor Kilossa und hoffte er noch am 23. dort wohlbehalten einzutreffen. — Hervorheben wollen wir aus dem Berichte sonst nur, daß in der Stadt Kuirenga sich 2 Araber befanden, welche bei der Leitung der neu angelegten starken Befestigung geholfen haben sollen und daß dieselben auch während des Gefechtes und vorher sichtbar gewesen sind.

Für eine in Bagamoyo zu gründende Regierungsschule ist der Lehrer Oswald Nutz aus Graudenz bestimmt. Er soll nach Absolvierung eines Kursus in der Suahelisprache am orientalischen Seminar in Berlin bereits zu Ostern nach Bagamoyo gehen.

Der englische „Standard" berichtet auf grund von Nachrichten des Bureau Reuter, daß im **Njassalande** drei Sklaventransporte im Laufe des vergangenen Oktober, bestehend aus Frauen und Kindern, angekommen sind. Die eine, welche von Tete am Sambesi stammte, führte 300 Elfenbeinzähne. Die größte der Karawanen stand nachgewiesenermaßen unter der Führung eines Arabers, von den andern ist es nicht gesagt, läßt es sich aber vermuten.

Auf ihrer Expedition den **Tana** aufwärts sind Gustav Denhardt und Dr. Wilhelm bei Karokoro von zahlreichen Somali angegriffen worden. Die Deutschen trieben sie aber, da sie von der Annäherung unterrichtet waren, zurück. Sodann haben die Galla ihre Erbfeinde, die Somali angegriffen und vierhundert von ihnen getötet.

Im offenbaren Einverständnis mit dem Negus Negusti d. i. König der Könige, Menelik von **Abessynien** hatte der Ras (Gouverneur) Mangascha der Landschaft Tigre sich gegen die italienische Herrschaft aufgelehnt. General Baratieri hat ihn aber bei Koatit aufs Haupt geschlagen. Aus Papieren, welche im Lager Ras Mangaschas gefunden sind, soll nach den italienischen Berichten hervorgehen, daß auf französischen Einfluß hin Menelik und seine Unterkönige sich der italienischen Vormundschaft, vulgo Schutzherrschaft haben entziehen wollen. Das ist nicht so ganz unwahrscheinlich, da Menelik *sich bereit erklärt* hat, den Franzosen bei Obok ein größeres Gebiet *abzutreten*. *Wie weit* sich diese Meldung bestätigen wird und ob

etwa auch die russische „wissenschaftliche" Expedition nach Abessynien mit diesen Vorgängen in innerem Zusammenhang steht, muß die Zeit lehren. Jedenfalls hat Menelik in dem Vorgehen seines Ras Mangascha seinen im Jahre 1889 mit Italien in Utschalli geschlossenen Vertrag gebrochen. Italien ist deshalb im Recht, wenn es jetzt seine Grenze weiter nach Süden vorschiebt. Thatsächlich hat General Baratieri den Auftrag erhalten, die Städte Adua und Axum und damit die Provinz Tigre zu besetzen.

Dem energischen Vorgehen des deutschen Gesandten in **Marokko**, Grafen Tattenbach, ist es zu danken, daß die Ermordung des Deutschen Franz Neumann schnelle und gerechte Sühne gefunden hat. Der Urheber des Mordplanes und Haupthäter Abd Elkadar ist hingerichtet. Seine beiden Mitthäter Buschaib Ben Achmed Elboamri und der Neger Embarek sind zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden.

Die öffentliche Sicherheit in Marokko ist augenscheinlich eine sehr geringe. Denn nach einer Mitteilung der „Missions of the World" ist eine schottische Missionarin ganz in der Nähe von Marokko von einigen Mohren, obgleich sie in der Gesellschaft eines Missionars reiste, gefangen genommen worden. Sie starb, als das Lösegeld für sie schon gegeben war, ehe sie zu ihren Gefährten zurück gelangte.

Dagegen verhalten sich die aufrührerischen Stämme den letzten Nachrichten zufolge jetzt ganz friedlich.

Ein Mr. Gentle-Cackett, welcher einige Monate in **Tripolis** gelebt hat, versichert dem Bureau Reuter, daß aus dem südlichen Sudan eine regelmäßige Sklavenzufuhr nach Tripolis stattfindet. Das Centraldepot dieses Handels ist Murfuk, wo die verschiedenen Straßen aus dem Süden zusammenlaufen. Den Sklaventransport wirklich nachzuweisen ist sehr schwer. Denn ehe die Sklaven in die Stadt gebracht werden, wird ihnen unter Androhen des Todes eingeschärft, daß sie sich als Diener auszugeben haben. Bei diesem Handel sind sowohl Araber als auch türkische Beamte beteiligt. Türkische Schiffe bringen Sklaven nach Kreta in türkische Hände und solche Sklaven, die weglaufen oder europäischen Konsuln Mitteilungen machen, verschwinden spurlos. Sie werden entweder von dem Stadtwall herunter oder ins Meer gestürzt. —

Vereinsnachrichten.

Unsere Satzungen bezeichnen als Aufgabe unsers Vereins, daß er „an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitarbeiten" will. Dementsprechend haben wir am 18. Januar eine Volksversammlung in der bekannten „Tonhalle" in Berlin abgehalten und in derselben das Thema behandelt: **Das Deutsche Reich und die afrikanische Sklaverei.** Es wurden dabei 2 Referate gehalten. Zunächst sprach das eifrige Mitglied unsers Hauptvor-

standes Herr Missionsinspektor Merensky über „die Sklaverei in Afrika".

Er führte etwa folgendes aus: „Die Sklaverei ist eines der größten Uebel, an dem die Menschheit seit uralten Zeiten krankt. Sie mag so alt sein wie Mord und Krieg, aber sie hat sich erst in den letzten Jahrhunderten zu einer wahrhaft entsetzlichen Bedeutung entwickelt. Daß man sie endlich seit hundert Jahren mit Erfolg bekämpft, und daß die zivilisierten Völker Europas und Amerikas mit allem Ernst daran arbeiten, sie ganz auszurotten, ist eine der herrlichsten Errungenschaften der christlichen Kultur. In Europa und Amerika ist sie fast überwunden, aber in Afrika, ihrem eigentlichen Sitz und Herd, herrscht sie noch in erschreckender Weise. Die christlichen Völker, welche es unternommen haben, in Afrikas Geschicke einzugreifen, stehen einer großen Aufgabe gegenüber, der Aufgabe, das Uebel zu bekämpfen, dem Afrikas ganzer Jammer entspringt, die Sklaverei mit den Sklavenkriegen und dem Sklavenhandel; und das Bewußtsein, daß auch unser Volk, nachdem es in Afrika Kolonien gegründet hat, berufen ist, mit ganzem Ernst am Kampfe gegen die Sklaverei sich zu beteiligen, hat uns hier zusammengeführt.

Man sagt nun freilich, daß Afrika selbst die Schuld an dem Elend der Sklaverei trägt, und es ist richtig, daß kleinliche Selbstsucht, der Mangel an Willigkeit, für andere einzutreten, der Mangel am Gemeinsamkeitssinn die Neger gehindert haben, feste Staatsverbände zu begründen, die imstande gewesen wären, von außen kommende Feinde fernzuhalten. Das aber ist nicht richtig, daß die Afrikaner die Sklaverei eingeführt und selbst von Alters her geübt hätten. Daß dies bei ihnen gerade in höherem Maße der Fall gewesen sei als bei anderen Völkern, ist durchaus unwahrscheinlich. Der Sklavenhandel aber ist durch Fremde nach Afrika getragen worden. Denn bei vielen Stämmen des Südens, die mit fremdländischer Kultur nicht in Berührung gekommen sind, ist Sklavenhandel unbekannt. Der Neger aber war bald eine sehr begehrte Ware. Er ist kräftig und arbeitstüchtig, er ist gewohnt, Ackerbau zu treiben und zwar unter den glühenden Strahlen tropischer Sonne, er besitzt eine gewisse Gutmütigkeit und ist einem Herrn der ihn mild und gerecht behandelt, meist treu ergeben. Dabei ist er und war er niemals geneigt, sein Land freiwillig zu verlassen, so raubte man ihn oder verführte durch Angebot des Kaufens seine Volksgenossen, ihn zu rauben. Es haben Aegypter und Araber von grauer Vorzeit an diesen Handel geübt, und seit Entdeckung der südlich gelegenen Küsten durch die Europäer kam er erst recht in Flor. Die ersten Entdecker schämten sich nicht des Menschenraubes, Päpste und Könige ließen sich geraubte Afrikaner schenken, und um 1450 verlieh Papst Nikolaus V. dem Könige Alfons von Portugal das Recht, alle Sarazenen und Heiden zu fangen und in ewige *Sklaverei zu versetzen*. In Lissabon und Liverpool wurden Sklaven-

märkte errichtet, wo Tausende von Schwarzen alljährlich umgeladen wurden. Außer den Portugiesen beteiligten sich Engländer und Holländer auf das lebhafteste an diesem Handel. 30 Millionen Sklaven mögen im Laufe der letzten Jahrhunderte nach Amerika geführt sein; rechnet man die hinzu, die nach dem Orient geschleppt wurden, so erreicht die Ausfuhr die Höhe von etwa 50 Millionen, und da die zuverlässigsten Forscher annehmen, daß für einen Sklaven, der zur Ausfuhr kommt, mindestens fünf Leute ihr Leben verloren haben, bei den Kriegen und auf dem Marsch, so ergiebt sich, daß in den letzten Jahrhunderten zwei bis dreihundert Millionen armer Afrikaner durch den Sklavenhandel gemordet oder ihrem Lande entrissen worden sind.

Das Los der verkauften Leute mag erträglich gewesen sein, wo sie Hausssklaven von Afrikanern oder Arabern wurden. Der Europäer aber ist seinen Sklaven ein harter Herr. Die Neger aber fühlen den Verlust der Freiheit, wie Beispiele beweisen, daß sie häufig den Tod der Sklaverei vorzogen. Am schlimmsten aber treten die Grausamkeiten, die mit dem ganzen Geschäft von Anfang an verbunden sind, in Afrika selbst hervor. Redner teilte erschütternde Berichte mit über die Greuel, die Livingstone, Stanley, Nachtigal, Wißmann, Lieutenant Giese und andere in Afrika geschaut hatten, er hielt im Blick auf solche Maße von Jammer den Ausspruch Palmerstones für zutreffend: „Die Verbrechen, welche in Verbindung mit dem afrikanischen Sklavenhandel begangen worden sind, übertreffen an Furchtbarkeit und Schwere alle übrigen Verbrechen, die Menschen verübt haben, in ihrer Gesamtheit". Als Mittel, dem Uebel ein Ende zu bereiten, wurden bezeichnet die Verhinderung der Ausfuhr, durch welche Maßregel an der Westküste bedeutende Erfolge erzielt sind. Hervorgehoben wurde aber, daß an der Ostküste arabische Dhaus unter dem Schutz der französischen Flagge immer noch einen schwunghaften Handel nach den Komoren und Madagaskar oder nach Asien betreiben. Außerdem muß jeder Sklavenmarkt auf dem Festlande geschlossen werden, und im Innern befördere man Frieden durch Herstellung von Verkehrswegen und Begünstigung ehrlichen Handels. Man lasse christliche Einflüsse wirksam werden, wie das die Aufgabe der Missionare ist. Ein schönes Zeugnis dafür, was das Christentum vermag, ist die Thatsache, daß vor einem Jahre in Uganda 40 Häuptlinge, die unter dem Einfluß des Christentums standen, beschlossen haben, in ihrem Gebiet nicht nur den Sklavenhandel, sondern auch die Sklaverei abzuschaffen. Alles was den Sklavenhandel befördere, sei zu brandmarken, auf allen aber, so schloß der Redner, die sich an seiner Unterdrückung beteiligten, ruhe der Segen, den der große Livingstone herabgefleht hat auf alle, die mit dahin wirken, daß diese offene Wunde der Menschheit endlich heile!

Sodann hielt der Generalsekretär des Vereins seinen Vortrag über „Die Pflicht des Deutschen Reiches gegenüber der

Sklaverei in Afrika". Ausgehend von der Resolution des Reichstages im Februar v. J., „die verbündeten Regierungen zu ersuchen, einen Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels einzubringen, betonte der Redner, daß das Deutsche Reich bisher unter allen den Mächten, welche die „Generalakte der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz" vom 2. Juli 1892 gezeichnet haben, am energischsten gegen die Greuel der Sklaverei vorgegangen sei. Doch ist ein Gesetz gegen den Sklavenhandel, wie es im Entwurf bereits 1891 im Reichstag eingebracht war, nötig. Denn es werden aus allen Teilen der Kolonien, aus Deutschostafrika so gut wie aus Togo immer wieder Klagen laut, daß die Regierungsbeamten mit verschränkten Armen dem Sklavenhandel zusehen. So soll in Deutschostafrika der Sklavenkauf von den Bezirksbeamten legalisiert werden, so soll in Togo ein notorischer Sklavenhändler im Dienst der Regierung stehen. Vor allem ist ein Gesetz gegen den Sklavenhandel nötig, weil nach den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen weder die Firma Wölber und Brohm strafbar ist, welche dem Könige von Dahomeh Sklaven abgekauft und sie unter Bezeichnung „freie Arbeiter" zum Bau der Eisenbahn nach dem Kongostaat geschafft hat, noch kann die Rhederei belangt werden, welche eins ihrer Schiffe für diesen Transport hergegeben hat. Zur Verhütung, bezw. Sühnung solcher Vorkommnisse, deren Schilderung aus der Feder des Augenzeugen Dr. med. Homicka in der „Neuen Deutschen Rundschau" 1894, Heft XI mitgeteilt wurde, muß ein Gesetz geschaffen werden. Der Entwurf der Regierung, welcher dem Reichstage dem Vernehmen nach wieder vorgelegt werden wird, wird das erreichen. Wenn gegen denselben das Bedenken geltend gemacht wird, daß er aufs neue das unserm Reichsstrafgesetzbuch zu Grunde liegende Territorialprinzip durchbricht, so muß doch anerkannt werden, daß Sklavenhandel ein ärgeres Verbrechen ist als ein Münzvergehen. Aber in einer Beziehung hat der Gesetzentwurf eine Lücke, insofern er den Sklavenkauf nicht unter Strafe stellt, der nicht zum Zwecke des Handels geschieht. Auch der muß bestraft werden, weil, solange Sklaven zu irgend einem Zwecke gekauft werden dürfen, wie z. B. Freiherr v. Gravenreuth Dahomeh-Sklaven nicht zu Handelszwecken gekauft hat, auch immer noch zu erlaubten Zwecken Sklaven zum Kauf gebracht werden. Deshalb empfiehlt sich die Hinzufügung einer Bestimmung des Inhaltes: „Wer einen Menschen durch ein Rechtsgeschäft unter Lebenden erwirbt, wird wegen Sklavenhandels mit Zuchthaus bestraft."

In bezug auf die Hausſklaverei stellte der Referent als Pflicht des Deutschen Reiches, die in der folgenden Resolution geforderten drei Bestimmungen hin, für die er eine eingehende Begründung nicht glaubte geben zu brauchen.

Einmütig nahm die Versammlung nach kurzer Diskussion folgende Resolution an:

„Die heute Abend in der Tonhalle tagende Volksversammlung hat mit Freude davon Kenntnis genommen, daß das Deutsche Reich unter allen Staaten, welche die „Generalakte der Brüsseler Anti-Sklaverei-Konferenz" vom 2. Juli 1890 unterzeichnet haben, am energischsten gegen die mit der Sklaverei verbundenen Greuel vorgegangen ist. — Die Versammlung hofft zuversichtlich, daß die verbündeten Regierungen dem Reichstage, entsprechend der im Februar v. J. gefaßten Resolution derselben, einen Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels vorlegen werden. Die Versammlung spricht ihre volle Zustimmung aus zu der Absicht des Evangelischen Afrika-Vereins, eine Petition an den Reichstag zu richten des Inhalts, daß der Gesetzesvorlage vom Jahre 1891 folgende Bestimmung hinzugefügt werde: „Wer einen Menschen durch ein Rechtsgeschäft unter Lebenden erwirbt, wird wegen Sklavenhandels mit Zuchthaus bestraft." — Schließlich erklärt die Versammlung es für die Pflicht des Deutschen Reiches, daß in unsern Schutzgebieten Bestimmungen getroffen werden, durch welche: 1) den Sklaven die Erwerbung ihrer Freiheit erleichtert wird; 2) ein Termin festgesetzt wird, an welchem jede Sklaverei aufhört; 3) jedes Kind unfreier Eltern frei ist."

Unsere Petition, von der in dem obigen Referate die Rede ist, ist bereits an den Reichstag abgegangen. Möchten unsere Wünsche zum Wohle Afrikas und zur Ehre des deutschen Namens berücksichtigt werden!

Am 29. Januar hielt der „Rheinische Verband" unsers Vereins in Coblenz seine Generalversammlung ab, in welcher die Satzungen desselben endgiltig durchberaten und die Einnahmen des Verbandes verteilt wurden. Wir müssen uns einen eingehenden Bericht für die nächste Nummer versparen, können aber nicht umhin schon heute dem Rheinischen Verbande, der in kurzer Zeit sich bereits zu einer schönen Blüte entfaltet hat, auch fürs neue Vereinsjahr kräftiges Gedeihen zu wünschen und daran den weiteren Wunsch zu knüpfen, daß am Schlusse des laufenden Jahres einige weitere größere Verbände unsers Vereins mit dem Rheinischen wetteifern möchten in treuer und hingebender Liebe zum Werke, das wir betreiben. Das walte Gott!

Litterarisches.

C. Buchner, Missionsinspektor. **Acht Monate in Südafrika.** Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Gütersloh, **Bertelsmann**, 1894. 188 S. Diese Schrift besteht aus zwei Teilen. Der erste, „Reisebriefe" überschrieben, schildert den Verlauf der Visitationsreise des Verfassers, der zweite, „Allgemeines Urteil über die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Südafrika", enthält Reflexionen über den Wert der Visitationsreisen überhaupt, über die sozialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse in der Kapkolonie, über die äußern und innern Zustände der Brüdermission daselbst, und über das Verhältnis der verschiedenen dort arbeitenden Missionsgesellschaften. Beigegeben ist ein Anhang mit zwei hübschen Reiseskizzen: „Auf dem Tafelberg" und „Eine Ochsenwagenfahrt".

Sklaverei in Afrika". Ausgehend von der Resolution des Reichstages im Februar v. J., „die verbündeten Regierungen zu ersuchen, einen Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels einzubringen, betonte der Redner, daß das Deutsche Reich bisher unter allen den Mächten, welche die „Generalakte der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz" vom 2. Juli 1892 gezeichnet haben, am energischsten gegen die Greuel der Sklaverei vorgegangen sei. Doch ist ein Gesetz gegen den Sklavenhandel, wie es im Entwurf bereits 1891 im Reichstag eingebracht war, nötig. Denn es werden aus allen Teilen der Kolonien, aus Deutschostafrika so gut wie aus Togo immer wieder Klagen laut, daß die Regierungsbeamten mit verschränkten Armen dem Sklavenhandel zusehen. So soll in Deutschostafrika der Sklavenkauf von den Bezirksbeamten legalisiert werden, so soll in Togo ein notorischer Sklavenhändler im Dienst der Regierung stehen. Vor allem ist ein Gesetz gegen den Sklavenhandel nötig, weil nach den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen weder die Firma Wölber und Brohm strafbar ist, welche dem Könige von Dahomeh Sklaven abgekauft und sie unter Bezeichnung „freie Arbeiter" zum Bau der Eisenbahn nach dem Kongostaat geschafft hat, noch kann die Rhederei belangt werden, welche eins ihrer Schiffe für diesen Transport hergegeben hat. Zur Verhütung, bezw. Sühnung solcher Vorkommnisse, deren Schilderung aus der Feder des Augenzeugen Dr. med. Homicka in der „Neuen Deutschen Rundschau" 1894, Heft XI mitgeteilt wurde, muß ein Gesetz geschaffen werden. Der Entwurf der Regierung, welcher dem Reichstage dem Vernehmen nach wieder vorgelegt werden wird, wird das erreichen. Wenn gegen denselben das Bedenken geltend gemacht wird, daß er aufs neue das unserm Reichsstrafgesetzbuch zu Grunde liegende Territorialprinzip durchbricht, so muß doch anerkannt werden, daß Sklavenhandel ein ärgeres Verbrechen ist als ein Münzvergehen. Aber in einer Beziehung hat der Gesetzentwurf eine Lücke, insofern er den Sklavenkauf nicht unter Strafe stellt, der nicht zum Zwecke des Handels geschieht. Auch der muß bestraft werden, weil, solange Sklaven zu irgend einem Zwecke gekauft werden dürfen, wie z. B. Freiherr v. Gravenreuth Dahomeh-Sklaven nicht zu Handelszwecken gekauft hat, auch immer noch zu erlaubten Zwecken Sklaven zum Kauf gebracht werden. Deshalb empfiehlt sich die Hinzufügung einer Bestimmung des Inhaltes: „Wer einen Menschen durch ein Rechtsgeschäft unter Lebenden erwirbt, wird wegen Sklavenhandels mit Zuchthaus bestraft."

In bezug auf die Haussklaverei stellte der Referent als Pflicht des Deutschen Reiches, die in der folgenden Resolution geforderten drei Bestimmungen hin, für die er eine eingehende Begründung nicht glaubte geben zu brauchen.

Einmütig nahm die Versammlung nach kurzer Diskussion folgende *Resolution an:*

„Die heute Abend in der Tonhalle tagende Volksversammlung hat mit Freude davon Kenntnis genommen, daß das Deutsche Reich unter allen Staaten, welche die „Generalakte der Brüsseler Anti-Sklaverei-Konferenz" vom 2. Juli 1890 unterzeichnet haben, am energischsten gegen die mit der Sklaverei verbundenen Greuel vorgegangen ist. — Die Versammlung hofft zuversichtlich, daß die verbündeten Regierungen dem Reichstage, entsprechend der im Februar v. J. gefaßten Resolution derselben, einen Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels vorlegen werden. Die Versammlung spricht ihre volle Zustimmung aus zu der Absicht des Evangelischen Afrika-Vereins, eine Petition an den Reichstag zu richten des Inhalts, daß der Gesetzesvorlage vom Jahre 1891 folgende Bestimmung hinzugefügt werde: „Wer einen Menschen durch ein Rechtsgeschäft unter Lebenden erwirbt, wird wegen Sklavenhandels mit Zuchthaus bestraft." — Schließlich erklärt die Versammlung es für die Pflicht des Deutschen Reiches, daß in unsern Schutzgebieten Bestimmungen getroffen werden, durch welche: 1) den Sklaven die Erwerbung ihrer Freiheit erleichtert wird; 2) ein Termin festgesetzt wird, an welchem jede Sklaverei aufhört; 3) jedes Kind unfreier Eltern frei ist."

Unsere Petition, von der in dem obigen Referate die Rede ist, ist bereits an den Reichstag abgegangen. Möchten unsere Wünsche zum Wohle Afrikas und zur Ehre des deutschen Namens berücksichtigt werden!

Am 29. Januar hielt der „Rheinische Verband" unsers Vereins in Coblenz seine Generalversammlung ab, in welcher die Satzungen desselben endgiltig durchberaten und die Einnahmen des Verbandes verteilt wurden. Wir müssen uns einen eingehenden Bericht für die nächste Nummer versparen, können aber nicht umhin schon heute dem Rheinischen Verbande, der in kurzer Zeit sich bereits zu einer schönen Blüte entfaltet hat, auch fürs neue Vereinsjahr kräftiges Gedeihen zu wünschen und daran den weiteren Wunsch zu knüpfen, daß am Schlusse des laufenden Jahres einige weitere größere Verbände unsers Vereins mit dem Rheinischen wetteifern möchten in treuer und hingebender Liebe zum Werke, das wir betreiben. Das walte Gott!

Litterarisches.

G. Buchner, Missionsinspektor. **Acht Monate in Südafrika.** Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Gütersloh, Bertelsmann. 1894. 188 S. Diese Schrift besteht aus zwei Teilen. Der erste, „Reisebriefe" überschrieben, schildert den Verlauf der Visitationsreise des Verfassers, der zweite, „Allgemeines Urteil über die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Südafrika", enthält Reflexionen über den Wert der Visitationsreisen überhaupt, über die sozialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse in der Kapkolonie, über die äußern und innern Zustände der Brüdermission daselbst, und über das Verhältnis der verschiedenen dort arbeitenden Missionsgesellschaften. Beigegeben ist ein Anhang mit zwei hübschen *Reiseskizzen*: „*Auf dem* Tafelberg" und „Eine Ochsenwagenfahrt".

Schon aus dieser Inhaltsangabe ist die Reichhaltigkeit dieses nicht allzu umfangreichen Buches ersichtlich. Was diesem Buche aber besonderen Wert verleiht, ist die ungezwungene Verbindung von tiefgegründeter Frömmigkeit mit einem für alles Interessante in Natur und Menschenleben offenen Sinn, von wahrhaft christlichem Idealismus mit großer Nüchternheit der Beobachtung und des Urteils. Buchner ist sozusagen Missionsrealist. „Nüchtern und doch begeistert muß der Missionsmann seiner Aufgabe gegenüberstehen" Unter den Hemmungen, welche der Mission im Kaplande entgegentreten, steht obenan das Verhalten der meisten weißen Ansiedler (bes. der Buren) zu den Eingeborenen. „Es ist empörend und schreit zum Himmel, wie auch an diesem Volke (gemeint sind die farbigen Bewohner des Westens der Kapkolonie) Japhets Söhne sich versündigt haben." „Die Seele dieses Volks ist durch die Genußsucht und Sinnlichkeit der Weißen vergiftet worden." So redet ein Mann der Mission, welcher doch naturgemäß eher die Schattenseiten des heidnischen Wesens hervorzuheben geneigt ist. „Man muß beklagen, daß mit der „Christianisierung" häufig unmittelbar eine „Europäisierung" Hand in Hand geht." „Jedenfalls muß das Bestreben der Missionare darauf gerichtet sein, der „Europäisierung", wo sie nicht notwendig ist, nicht die Wege zu ebnen." Von hohem Interesse für den Missionsfreund ist auch das Urteil Buchners über eine Reihe schwieriger Missionsfragen, z. B. über die Stellung eingeborener Missionsgehilfen zu den Missionaren. So wenig Buchner aus den Schwierigkeiten ein Hehl macht, mit denen die Mission in dem von ihm bereisten Gebiete zu kämpfen hat, so weht uns doch die Zuversicht aus seinem Buche entgegen, daß dieses heilige Werk nicht umsonst ist. Niemand, der für die Mission Interesse hegt, wird das Buch ohne nachhaltige Stärkung dieser Teilnahme aus der Hand legen. Vr.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit vielen Hundert Nebenkarten von **Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes.** 1894. 7. u. 8. Lieferung à M. 1,60.

Der Langhanssche Kolonial-Atlas, welcher die deutschen Kolonien im nationalen und wirtschaftlichen, nicht nur im staatsrechtlichen Sinne zur Darstellung bringt, giebt mit jeder neuen Lieferung ein umfassenderes Bild der Verbreitung deutscher Kultur auf der Erde. Die uns vorliegenden Blätter 3 und 23: „Verbreitung des Deutschtums in Europa" und „in Australien und Polynesien", bilden mit den übrigen das Deutschtum im Auslande darstellenden Blättern einen „Atlas des Deutschtums", wie ihn keine andere Nation von ihrem Volkstum besitzt. Das Blatt Europa zeigt uns die Reste deutscher Siedelungen in den Alpen: das alte cimbrische Gebiet mit den 7 und 13 Gemeinden, das Bladnerthal, die Zahre und Tischlwang in Friaul, die deutschen Dörfer am Südfuß des Monte Rosa, die deutschen Thäler Südtirols. Zahlreich sind die Karten untergegangener deutscher Kolonien; die schwäbischen Kolonien an der Sierra Morena in Spanien, die bayrische Kolonie Heraklion bei Athen, die vlamische Kolonie Rhos in Wales, die Pfälzerkolonie bei Limerik auf Irland und Friedrichshöh in Jütland, niederländische Kolonien Amack und Hasselö in Dänemark u. a. m. Das Blatt Australien giebt uns einen erfreulichen Begriff von der Kulturleistung unserer Stammesgenossen in der Südsee. Die weiten von Deutschen besiedelten Flächen Südaustraliens finden wir getreu dargestellt, wie die Niederlassungen derselben unter den Maoris Neu-Seelands, die fast rein deutschen Darling Downs Queenslands, wie die Ansiedelungen in Viktoria und Neu-Süd-Wales. Welchen Anteil deutscher Fleiß und deutsches Geld an den Samoa- und Hawaii-Inseln haben, zeigen die Nebenkarten der Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln, die deutschen Zuckerplanzungen auf Kanai u. a. Von den farbenprächtigen, die deutschen Schutzgebiete betreffenden Karten liegen uns jetzt neu vor die beiden das nördliche Südwestafrika darstellenden Blätter. Der große Karton, welcher die für europäische Bewirtschaftung zunächst in Betracht kommenden Gebiete um Windhoek und Rehoboth in großem Maßstabe darstellt, gestattet zugleich die Verfolgung des ganzen Feldzuges gegen Witbooi. Die damit fertig vorliegende Karte von Deutsch-*Südwestafrika* ist die genaueste, größte und schönste des zukunftsreichen Schutz-*gebietes, welche z. Z. existiert.*

Eingesandte Bücher, deren Besprechung folgt:

E. Mager. Karl Mauch. Lebensbild eines Afrika-Reisenden. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. A. Lauze. 2 Kartenskizzen und Mauchs Brustbild. Stuttgart 1895. Verlag von W. Kohlhammer.

Dr. v. Wißmann. Afrika. Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten. Berlin 1895. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. — 1,20 Mk.

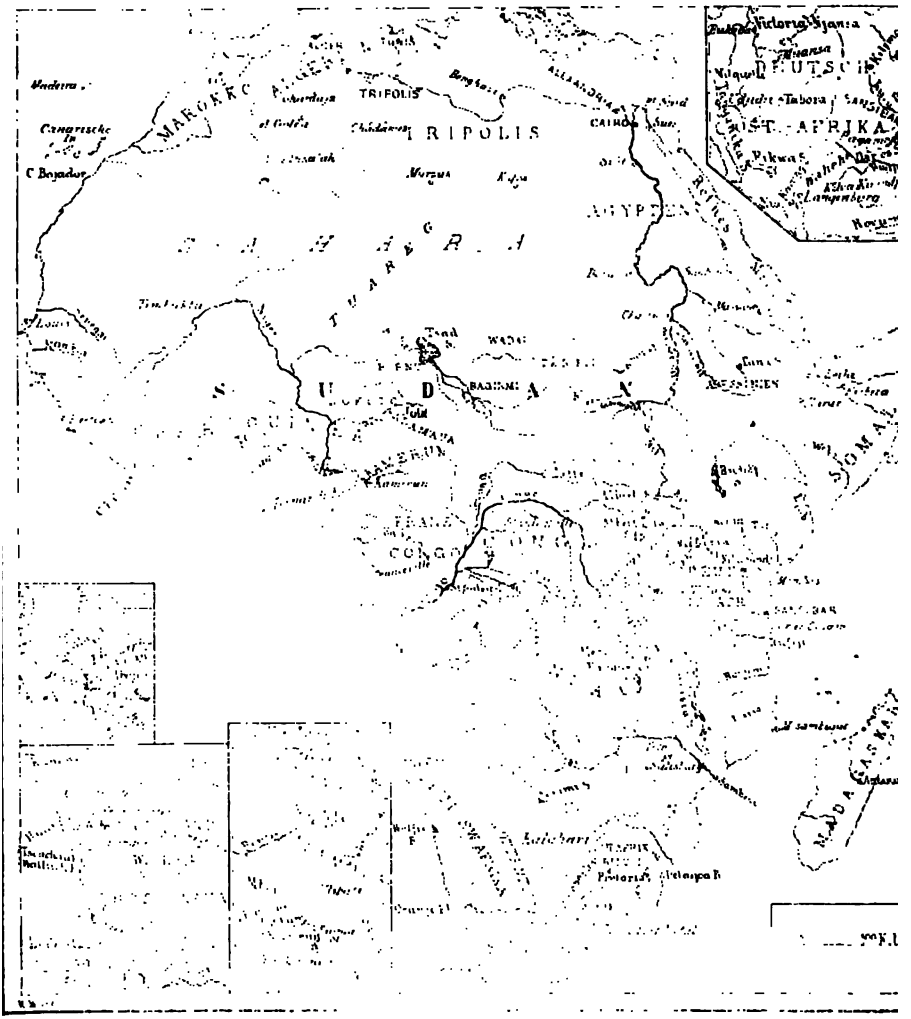
Dr. Karl Peters. Das Deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrage bearbeitet. Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe. München u. Leipzig 1895. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. — Brosch. 17 Mk.; geb. 18,50 Mk.

Dr. Karl Futterer. Afrika in seiner Bedeutung für die Goldproduktion in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer. — Brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Uganda. Das Evangelium an den Ufern des Viktoria Nyanza, 20 Pfg. und **Evangelisches Missionsmagazin** 1895 Heft 1, jährlich 5 Mk. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.

Die hier besprochenen und angezeigten, sowie alle anderen Bücher können bezogen werden durch die Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin NO, Friedenstraße 9.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Erklärung	21
Hendrik Witbooi	28
Afrikanische Nachrichten	29
Vereinsnachrichten	35
Litterarisches	39

Vaterländische Verlagsanstalt, Wilhelmstr. 30-31.

Petition des Evangel. Afrika-Vereins an den Reichstag.

Berlin, den 21. Januar 1895.

Einem Hohen Reichstage

erlaubt sich der unterzeichnete Hauptvorstand des Evangelischen Afrika-Vereins folgende Bitten vorzutragen:

I. Der hohe Reichstag wolle den von den verbündeten Regierungen wieder vorzulegenden Entwurf eines Gesetzes, betr. die Bestrafung des Sklavenhandels, welcher bereits in der 1. Session 1890/91 (vgl. Nr. 501 der Drucksachen) eingebracht war, in der anliegenden Fassung annehmen oder, falls Hochdemselben keine Vorlage der verbündeten Regierungen zugehen sollte, selbst die Initiative zu einem solchen Gesetz-Entwurf ergreifen.

II. Der Hohe Reichstag wolle auf die verbündeten Regierungen dahin einwirken, daß

1) den Sklaven in den deutschen Schutzgebieten die Erwerbung ihrer Freiheit nach Möglichkeit erleichtert werde,

2) ein Termin bestimmt werde, von dem an in den deutschen Schutzgebieten die Sklaverei aufhört,

3) angeordnet werde, daß bis zu diesem Termine jedes Kind unfreier Eltern, welches unter deutscher Flagge geboren wird, frei sei.

Zur Begründung des Antrages zu I möchten wir zunächst nur Bezug nehmen auf die Motive, mit denen der oben erwähnte Gesetz-Entwurf eingebracht war, sowie auf die Resolution Nr. 2, welche das hohe Haus auf Antrag seiner Budget-Kommission am 17. Februar v. Js. (vgl. Sten. Bericht S. 1299 ff.) beschlossen hat, und gestatten uns betreffs der von uns befürworteten, in dem anliegenden Gesetz-Entwurf fettgedruckten Aenderung Folgendes zu bemerken:

Dem Sklavenraub und Sklavenhandel kann nur dann ein Ende gemacht werden, wenn der Sklavenkauf an sich, aus welchen Gründen er auch erfolgen mag, unmöglich gemacht wird. So lange Sklavenjäger und Sklavenhändler noch Absatz für ihre Ware finden, wird ihr Treiben aller Verbote ungeachtet nicht aufhören.

Zur Begründung des Antrags zu II 1 berufen wir uns nur darauf, daß die Budget-Kommission des hohen Reichstages bereits die Notwendigkeit einer Anordnung anerkannt hat, welche den Sklaven die Möglichkeit giebt, sich frei zu arbeiten oder sich frei zu kaufen, und durch welche sie einen eigenen Gerichtsstand erhalten, damit sie ihre Rechte selbst wahrnehmen können. Hat man sich hiermit zu dem Grundsatz bekannt, daß die Sklaverei in den

deutschen Schutzgebieten aufzuheben ist, so wird man auch den Anträgen zu II 2 und 3 zustimmen, welche den Zweck haben, die allmälige Durchführung dieses Grundsatzes anzubahnen.

Der Hauptvorstand des Evangelischen Afrika-Vereins.

J. A.:

Gustav Müller, Pastor, Generalsekretär. **Steinhausen**, Geh. Regierungs-Rat.

Entwurf eines Gesetzes,

betreffend

Bestrafung des Sklavenhandels.

Wir **Wilhelm**, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen 2c.

verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags, was folgt:

§ 1.

Die Teilnahme an einem zum Zweck des Sklavenraubes unternommenen Streifzuge wird mit Zuchthaus bestraft. Die Veranstalter und Anführer des Streifzuges trifft Zuchthaus nicht unter drei Jahren.

Ist der Tod einer der Personen, gegen welche der Streifzug unternommen war, durch denselben verursacht worden, so ist gegen alle Teilnehmer auf Zuchthaus nicht unter drei Jahren zu erkennen.

§ 2.

Wer **einen Menschen durch ein Rechtsgeschäft unter Lebenden erwirbt oder veräußert** oder bei der diesem Handel dienenden Beförderung von **Menschen** vorsätzlich mitwirkt, wird mit Zuchthaus bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten ein.

§ 3.

In den Fällen der §§ 1 und 2 dieses Gesetzes kann neben der Freiheitsstrafe auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden. Auch ist auf die Einziehung aller zur Begehung des Verbrechens gebrauchten oder bestimmten Gegenstände zu erkennen, ohne Unterschied, ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Ist die Verfolgung einer bestimmten Person nicht ausführbar, so kann auf die Einziehung selbstständig erkannt werden.

§ 4.

Wer den vom Kaiser zur Verhütung des Sklavenraubes und des Sklavenhandels erlassenen Verordnungen zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu sechstausend Mark oder mit Gefängnis bestraft.

§ 5.

Die Bestimmung im § 4 Absatz 2 Nr. 1 des Strafgesetzbuchs findet auch auf die in diesem Gesetze vorgesehenen strafbaren Handlungen Anwendung.

Urkundlich ꝛc.

Gegeben ꝛc.

Evangelische Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten.

2. Deutsch-Ostafrika.

a) Mission der Brüdergemeine im Kondelande.

Laut den letzten, bis Anfang September 1894 reichenden Nachrichten befand sich die Mutterstation Rungue in einer befriedigenden Weiterentwickelung. Wohngebäude, Ställe, Vorratsräume und Behausungen für die in Diensten der Brüder stehenden Arbeiter wie die auf der Station angesiedelten befreiten Sklaven sind der Hauptsache nach vollendet, an einem Hause, das den Zwecken der Schule und des Gottesdienstes dienen soll, wurde gearbeitet. Gartenanlagen vor den Wohnhäusern und der Gemüsegarten gediehen; letzterer lieferte auch während der Trockenzeit dank künstlicher Bewässerung gute Erträge, nur der Anbau von Weizen mißlang zum zweitenmal, da Vögel und Ratten die sich gut entwickelnden Aehren zerstörten. Die Einzäunung eines etwa 60 Morgen großen Stückes Land zum Schutz gegen Wildschweine und frei umherlaufendes Vieh war bewerkstelligt worden, teils um die für die Stationsbewohner nötigen Feldfrüchte selber zu ziehen, teils um den erwachsenen wie heranwachsenden befreiten Sklaven Gelegenheit zu verschaffen, sich selbst ihren Unterhalt auf der Station zu erwerben. Unter Leitung des Barons von Elz, Stationschefs von Langenburg, war am 25. Mai der Kauf eines größeren Komplexes von Stationsland zwischen den betreffenden Häuptlingen und den Brüdern für Tauschwaren im Wert von 900 M. in aller Form Rechtens abgeschlossen worden. — Diebstähle selbst an Vieh, Betrügereien und Einbrüche nahmen so überhand, daß die Brüder sich genötigt sahen, mit Strenge einzu-

schreiten. Doch hatten sie dabei den bestimmten Eindruck, daß die weit überwiegende Mehrzahl der eingeborenen Bevölkerung diesen Vergehungen mißbilligend gegenüberstand, ja selbst unter ähnlichen litt, ohne jedoch Mittel zur Abhilfe zu wissen. — Der Schwerpunkt der eigentlichen Missionsarbeit ruht bis auf weiteres noch in der Thätigkeit auf der Station selber. Außer den etwa 40 dort wohnhaften Eingeborenen (teils befreiten Sklaven, teils fest angestellten Dienern), weilte dort zur Verrichtung von äußeren Arbeiten stets längere Zeit eine ganze Anzahl von Leuten, ein Verfahren, das selbstverständlich nur infolge der nach unseren Begriffen fabelhaft niedrigen Preise für Lebensmittel und Arbeitslohn finanziell durchführbar ist. Diese ganze Schar untersteht nun dauernd oder doch auf länger dem sittlich religiösen Einfluß der Missionare. Durch Ordnung, Zucht, Anhalten zum Fleiß, Ermahnungen und gutes Beispiel, aber auch durch ausführliche tägliche Morgen- und kürzere Abendgottesdienste, endlich durch die sonntägliche Verkündigung wird auf sie eingewirkt. Eine deutlich wahrnehmbare, allgemein sittliche Hebung, eine erfreuliche Veränderung in der Aufführung namentlich der aus der Sklaverei befreiten Kinder, tiefere religiöse Eindrücke, ein Suchen nach Wahrheit, ein sich Bemühen um das Gute seitens drei erwachsener Männer — sind die bisher zu Tage getretenen Früchte dieser Wirksamkeit. Was dagegen die nähere und weitere Umgebung der Station betrifft, so beschränken die Brüder ihre geistliche Arbeit zur Zeit noch darauf, daß sie an den Sonntag Nachmittagen abwechselnd in den Dörfern das Evangelium verkündigen, bisher jedoch ohne sichtbare Erfolge. Die niemals zahlreiche, stets anders sich zusammensetzende und nur geteilte Aufmerksamkeit schenkende Zuhörerschaft verriet nur geringe Empfänglichkeit. Die Beteiligung an dem in Rungue mit 1 Stunde täglich schon seit längerer Zeit eröffneten Schulunterricht war ebenfalls, soweit die Nachbardörfer in Betracht kommen, eine wenige aufmunternde, weil nur vorübergehende und wurde eingestellt, als die Missionare sich weigerten, die Besucher für ihr Erscheinen mit Calico oder Salz abzulohnen. Alt und jung auf der Station selber zeigt sich dagegen eifrig im Lernen, singt brav nach deutschen Melodien die Uebersetzungen einiger Liederverse und hat um Vermehrung der Schulstunden gebeten, die denn natürlich auch erfolgt ist. Einer der erwachsenen Eingeborenen konnte bereits als Unterlehrer bei den Anfängern Verwendung finden.

Mitte Juni 1894 ist 7 Stunden südsüdwestlich von Rungue, nicht weit vom linken Ufer der Kibira, die Gründung einer zweiten Station Rutenganio (= Friede) in Angriff genommen worden. In dem dicht bevölkerten Gebiet des Häuptlings Muakibuti liegt sie. Die Bevölkerung wie ihre Führer kamen den Missionaren mit Höflichkeit und Freundlichkeit entgegen. Selbstverständlich war man

nach den letzten Nachrichten noch nicht über die ersten äußern Arbeiten des Urbarmachens und Bauens hinausgekommen. Bruder Kretschmer hatte aber gleich am ersten Sonntag mit der Verkündigung des Evangeliums begonnen und fährt damit fort. Viel Zulauf haben die dort stationierten Brüder von hilfesuchenden Kranken, bisweilen von mehr als 100 an einem Tage. Fast ausnahmlos leiden die letzteren an bösen eiterigen Wunden, die rasch um sich fressen, sodaß öfters, selbst schon bei Kindern, ganze Gliedmaßen wegfallen. Unbekannt mit dem Ursprung und Wesen dieser Krankheitserscheinung waren die Missionare, von ihren Frauen im Verbinden eifrig unterstützt, doch imstande, durch geeignete Heilmittel dem Uebel Einhalt zu thun.

Da die Anlegung einer geplanten dritten Station, ein paar Tagereisen nördlich von Rungue, in oder dicht bei der Hauptstadt Gandiras, des Sohnes des verstorbenen mächtigen Merere, infolge des Wahehekrieges aufgeschoben werden mußte, sind die Brüder Mitte August zur Gründung einer Station im Gebiete des Häuptlings Muakiringa geschritten. Die Stelle liegt etwa 2 Stunden vom Ufer des Njaßasees auf dem linken Ufer der Kibira. Das Klima hier nähert sich bedeutend mehr dem tropischen als das von Rungue und Rutenganio, wo man zur Regenzeit ein Kaminfeuer in den Wohnräumen und draußen im Freien wenigstens morgens und abends warme Kleidung nicht entbehren kann. Hier dagegen wimmelt es am Abend von Moskiten, und die Hitze ist bei der Arbeit sehr lästig. „Versuchsstation" nennen die Brüder das neue Unternehmen einstweilen, weil sie es, ohne die Zustimmung der heimatlichen Missionsdirektion einholen zu können, ins Werk gesetzt haben. Doch hoffen sie bestimmt, daß diese Schöpfung für eine bleibende erklärt werden wird. Denn auch hier giebt es viel Volks, ja die Niederlassung würde sich, wenn sich der in deutschen Händen ruhende Verkehr auf dem See von der englischen Abhängigkeit befreit und gehoben haben wird, sehr gut auch zu einem Stapelplatz für die Post- und Güterbeförderung im Interesse der beiden nördlichen Stationen eignen. Natürlich befindet man sich auch hier noch mitten in den ersten äußeren Erd- und Mauerarbeiten. Bruder Richard, der Landessprache schon einigermaßen kundig, hat jedenfalls aber gleich mit der Verkündigung des Evangeliums wenigstens an den Sonntagen begonnen.

Wie mittelbar schon aus diesem Weiterspannen der Seile hervorgeht, ist im Laufe des Sommers eine aus der Heimat nachgesendete Verstärkung der Missionsarbeiter glücklich am Ziel eingetroffen. Gegenwärtig stehen 7 Brüder auf dem Kondehochland in Thätigkeit. Ihre Verteilung ist folgende: Rungue: Geschw. Meyer, die unverheirateten Brüder Häfner und Bachmann; Rutenganio:

Geschw. Kretschmer, Geschw. Ledone; Versuchsstation: Geschw. Kootz, der unverheiratete Bruder Richard (sprich: Rischahr!). Letztgenannter hat von der Missionsdirektion die wohl zu Weihnachten etwa ihn erreichende Aufforderung erhalten, einen Besuch in der Heimat zu machen. Mündliche Berichterstattung über das Werk, Verständigung über verschiedene grundsätzliche und praktische Fragen, seine eigene Verheiratung wie auf dem Rückwege die Begleitung von Bräuten für die Brüder Häfner und Bachmann, sind die Gründe, die zu diesem Beschlusse geführt haben. Während seiner Abwesenheit wird vermutlich sein Platz auf der Versuchsstation durch einen der beiden Bräutigame ausgefüllt werden. S.

b) Die Leipziger Missionare am Kilimandscharo haben mit Hilfe des liebenswürdigen Chefs Johannes eine Teilung des Dschaggalandes zwischen sich und den römischen Missionaren herbeigeführt. Sie erhielten den äußersten Westen, wo ihre Station Kwarango in Madschame liegt, ferner die Landschaft Moschi und Mamba im Osten, während den Römischen Kiboso, Kilema und Usari zugewiesen wurde, von denen die beiden ersteren schon durch sie besetzt sind. In Mamba ward am 9. Juli des vergangenen Jahres die zweite lutherische Station eröffnet. Die Missionare Päsler und Althaus erhielten vom Häuptling Koimbere einen schön gelegenen Hügel zum Hausbau, an dessen Fuße sie auch fruchtbares Ackerland erwarben. Die Station wird vom Kiruwebach, einem Nebenfluß des Una, bewässert. Die Bewohner von Mamba, deren Zahl allem Anschein nach viel beträchtlicher ist, als Dr. H. Meyer sie angab, halfen bereitwillig beim Säubern des Grundstückes und haben nach und nach auch Bauholz aus dem Urwald herbeigeschafft. Recht schätzenswerte Hilfe leisteten die indischen Handwerker, die Missionar Päsler von seinem alten Arbeitsfelde im Tamulenlande gerufen hatte. Sie sind meist gelernte Maurer und führten die Wände des Wohnhauses aus Steinen auf. Ihr mitgekommener Katechet Zacharias macht sich in der Woche als Aufseher nützlich, während er Sonntags die geistige Pflege der kleinen Tamulengemeinde übernimmt. Da die erste Pionierarbeit gethan ist, kehrte Missionar Päsler mit Ende des Jahres nach der Heimat zurück. Er hatte nur die Aufgabe, die jungen Missionare auf das neue Missionsfeld zu bringen und mit seiner langjährigen Erfahrung die ersten Schritte zu leiten. Missionar Althaus hat auf dem kleinen Friedhof von Maranga, das nicht weit von Mamba liegt, am 3. Oktober das erste kirchliche Begräbnis im Dschaggalande gehalten. Es handelte sich um die Bestattung der Ueberreste von den Leichen des Dr. Lent und Dr. Kretschmer, die bekanntlich von den Romboleuten ermordet worden waren. P.

Afrikanische Nachrichten.

Die Länder **Nordafrikas** scheinen die Begehrlichkeit der europäischen Mächte mehr und mehr zu reizen. Italien spart weder Geld noch Truppen, um seine Stellung am roten Meer zu befestigen. Es soll jetzt dort über eine Zahl von 12820 Streitern verfügen, unter denen sich 3559 Italiener befinden. Mit 7000 Mann soll es dort allzeit die Offensive ergreifen können. Unter diesen Umständen erscheint es sicher, daß es seine Stellung den Derwischen gegenüber wird behaupten können, und die völlige Unterwerfung Tigres erscheint nur noch als Frage der Zeit.

In Aegypten hat sich wieder einmal der Fanatismus und Patriotismus der eingeborenen Bevölkerung im Gegensatz gegen die englische Okkupation geregt. Es scheint den Engländern aber gelungen zu sein, den drohenden Sturm zu beschwören.

Es ist verständlich, daß England auch den Boden von Cyrenaeka untersucht. Kaum hatte es aber die Küste abspüren lassen, um den brauchbarsten Hafen zu entdecken, als ein Abgesandter Frankreichs mit dem gleichen Auftrage dort erschien. Der Versuch der erstgenannten Macht, durch einen Perser Verbindungen mit dem auf der Oase Siuah wohnenden Oberhaupt des mächtigen Senussi-Ordens anzuknüpfen, scheiterte. Der Emissär wurde gefangen genommen und der Türkei ausgeliefert. In Tunis verstärken die Franzosen beständig ihre Streitkräfte und besetzen planmäßig die Orte, welche der Grenze von Tripolis nahe liegen. Sollten europäische Verwicklungen entstehen, so werden die Franzosen auf den energischen Wettbewerb der Italiener um diesen Teil der afrikanischen Nordküste rechnen müssen.

In **Westafrika** haben die Engländer den Wünschen der Franzosen in Bezug auf die Abgrenzung des Gebietes Futadjallon gegen das Gebiet von Sierra Leone nachgegeben. Um so schwieriger wird es für die beiden Mächte sein, in Bezug auf die westlich vom unteren Niger gelegenen Gebiete zu einer Vereinbarung zu kommen. Die Franzosen dringen hierher von Dahome vor. Im November vorigen Jahres besuchte Major Decoeur und im Dezember Gouverneur Ballot das Sultanat Borgu (Hauptstadt Nikki). In denselben Monaten langte aber dort auch eine englische Expedition unter dem erfahrenen Kapitän Lugard an, um alte Verträge mit England aufzufrischen. Für Deutschland scheint die Möglichkeit noch offen, sein Togo-Gebiet bis über Salaga und in nordöstlicher Richtung gegen Wangara auszudehnen; hier im Osten wird es mit den Franzosen sich abfinden müssen.

Der Handel von Dahome scheint nicht unbedeutend zu sein; die Franzosen stellen 1589000 Franks Einfuhrsteuern im Etat auf;

das deutsche Togo-Gebiet hatte 1890 eine Einnahme von nur M. 186000. Leider ist anzunehmen, daß die Einfuhr in Dahome, wie fast überall auf der afrikanischen Westküste, hauptsächlich in Branntwein besteht.

Im Nigerdelta gährt es einmal wieder unter den Eingeborenen. Die englische Regierung hat verboten, Waffen an Eingeborene zu verkaufen, dies Verbot wird wenig ändern, denn es ist allgemeine Erfahrung, daß Waffenverkauf an Eingeborene, besonders an den Seeküsten, nicht zu hindern ist, so lange für Lieferung von Waffen ordentlich gezahlt wird. Da die eingeborene Bevölkerung am Niger-Delta unter sich sehr zerspalten ist, darf man den dortigen Vorgängen nicht zu viel Bedeutung beilegen.

Vom **Kongo** ist endlich ein zuverlässiger Bericht über die Umstände, unter denen Emin Pascha ermordet wurde, eingetroffen. Der traurige Vorgang verlief wie folgt: Emin war unter Führung des bekannten Arabers Said ben Abedi am 5. Oktober 1892 bei Kinena eingetroffen, 240 Kilometer, also c. 10 Tagereisen, nordöstlich vom Kongo. Hier blieb er, während Abed ben Saidi vorauszog, um den Häuptling Kibonge am Kongo von dem Kommen des Weißen in Kenntnis zu setzen. Dieser Kibonge schickte zwei Sklaven, Ismailia und Mamba mit zwei Briefen zu Kinena, der eine Brief an Emin enthielt die freundliche Aufforderung, er möge kommen, der andere an Kinena gerichtete, befahl diesem Emin zu töten.

Als die Mörder sich bei Emin einfanden, schrieb er gerade an seinem Tische, ringsum lagen naturwissenschaftliche Sammelstücke, auch waren einige seiner Soldaten bei ihm. Er hatte sich über Kibonges Brief gebeugt und nahm sofort Kinenas Vorschlag an, seine Leute in die Pflanzungen zu schicken, um Bananen zu holen. Sie nahmen die Waffen mit, um den Weibern auf den Feldern Schrecken einzujagen; die Pflanzungen waren etwa eine Wegstunde entfernt. In der Zwischenzeit gab Kinean seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß Emin nun abreisen werde. Ich (Ismailia) und Mamba standen unmittelbar neben dem Pascha, und auf ein Zeichen vom Häuptling ergriffen wir seine Arme, da er in einem Stuhle saß. Er drehte sich um und fragte, was wir wollen. Kinena sah ihn an und sagte: Pascha, ihr müßt sterben! Emin drehte sich um und rief sichtlich zornig aus: Was wollt ihr, soll das ein Scherz sein? Was soll das heißen, meine Arme festzuhalten? Was habt ihr für eine Absicht mit meiner Tötung? Wer seid ihr, daß ihr den Befehl zum töten eines Mannes geben könnt? Kinena antwortete: Ich habe den Befehl nicht gegeben, ich empfing ihn von Kibonge, der ist mein Herr, und ihm muß ich gehorchen. Drei Leute von Kinenas Mannschaft kamen dazu und standen uns bei, Emin zu halten, welcher sich heftig anstrengte, sich frei zu machen und seinen auf dem Tische liegenden Revolver zu ergreifen; seine Bemühungen waren vergeblich und wir drückten ihn in den Stuhl zurück. Dann rief Emin dem Kinena zu, das Ganze wäre ein Mißverständnis, er habe einen Brief von Kibonge empfangen, worin ihm Geleitschaft bis zu dessen Ortschaft zugesagt werde. Dieser Brief läge vor ihm auf dem Tische. Darauf erwiderte Kinena: Pascha, könnt ihr Arabisch lesen? Ja! Dann leset dies, — und er hielt ihm den anderen Brief unter

die Augen, denn Emin war fast blind. Emin las ihn und sah, die Sache war richtig. Nachdem er einen tiefen Atemzug gethan, wendete er sich und sagte: „Wohl, ihr könnt mich töten, aber bedenkt, daß ich der einzige weiße Mann in der ganzen Gegend bin. Dort sind noch viele andere, welche meinen Tod zu rächen bereit sind, und ich will euch ankündigen, daß in weniger als zwei Jahren kein Araber mehr in jenen Gebieten vorhanden ist, wo sich euer Volk befindet."

Auf ein Zeichen von Kinena wurde Emin aus seinem Stuhle herausgehoben und flach auf den Rücken gelegt; jedes Bein und jeder Arm wurde von einem Manne gehalten, ich hielt den Kopf, während Mamba ihm die Kehle durchschnitt. Emin leistete keinen Widerstand, der Kopf wurde hintenüber gezogen und Mamba schnitt den Kopf halb ab. Das Blut spritzte über uns weg, und Emin Pascha war tot. Wir hielten ihn noch einen Augenblick, dann brachen wir auf und ließen den Körper dort liegen. Nachher trennte Mamba sein Haupt ganz vom Rumpfe, Kinena legte es in eine kleine Kiste und schickte es an Kibonge, damit er sähe, daß seine Befehle erfüllt seien.

Mamba und Ismailia wie noch ein dritter der Beteiligten wurden im vorigen Jahre von Beamten des Kongostaats ergriffen und im Mai 1894 in Kibonges Stadt am Kongo gehängt.

Kinena und Kibonge sind geflohen, man hofft aber, ihrer habhaft zu werden.

Das Verhältnis, in welchem Stanley zum König der Belgier steht, ist jetzt bekannt geworden. Stanley hat sich verpflichtet, dem Könige in Europa und Afrika zu dienen, wie es der König wünscht. Er braucht nicht länger als zwei Jahre ununterbrochen in Afrika zu bleiben. Auf dem afrikanischen Kontinent hat er einen Anspruch auf ein Einkommen von jährlich 2000 Lstr., in Europa von 1000 Lstr. Er darf ohne Genehmigung des Königs weder Bücher herausgeben, noch in Versammlungen sprechen. Der Vertrag ist von Jahr zu Jahr erneuerbar; doch hat der König nicht die Absicht, ihn vor 1900 aufzuheben.

Dem Landeshauptmann von Südwest-Afrika, Major Leutwein, ist sein Kommando zum Auswärtigen Amt, welches im Dezember 1893 erfolgte, auf ein weiteres Jahr verlängert worden. Alle Freunde der kolonialen Sache, insbesondere alle Freunde von Deutsch-Südwest-Afrika werden diese Nachricht mit ungeteilter Freude aufnehmen.

In Omaruru ist am 30. November vorigen Jahres zwischen dem Landeshauptmann und Manasse, dem Häuptling der Herero, ein Vertrag geschlossen worden, den wir zum Abdruck bringen, da er weittragende Bedeutung hat. Er lautet wie folgt:

§ 1. Auf Wunsch des Majors Leutwein tritt der Kapitän Manasse als Beweis seiner freundschaftlichen und loyalen Gesinnung an Seine Majestät den Deutschen Kaiser den Platz Okombahe ab, dazu soviel Weideland, als für den derzeitigen Viehbestand der Bewohner notwendig ist. Ueber die Grenzen wird sich der Distriktschef von Omaruru mit einem Bevollmächtigten des Kapitäns an Ort

und Stelle einigen. § 2. Als Gegenleistung sichert der Major Leutwein im Namen Sr. Maj. des Deutschen Kaisers dem Kapitän, sowie seinen Rechtsnachfolgern eine jährliche Regierungsunterstützung von 1800 M. = 90 Lstr. zu. § 3. Major Leutwein beabsichtigt, den Platz Okombahe den dort wohnenden Berg-Damaras gegen die Verpflichtung, zu Regierungszwecken Arbeiter zu stellen, zur Nutznießung zu überlassen. Doch sollen die zur Zeit in Okombahe wohnenden Hereros ungestört auch ferner dort bleiben dürfen, und wird Major Leutwein zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung eine deutsche Garnison dorthin legen. § 4. Bezüglich der Gerichtsbarkeit bleibt es bei den Bestimmungen des mit dem Kapitän von Omaruru abgeschlossenen Schutzvertrages mit der einzigen Ausnahme, daß bei Streitigkeiten zwischen den in Okombahe wohnenden Hereros und Berg-Damaras gleichfalls die kaiserlich deutsche Gerichtsbarkeit platzgreifen soll. Der kaiserliche Landeshauptmann a. i. gez. Leutwein, Major. Der Kapitän von Omaruru, gez. Manasse. Als Zeugen: gez. Volkmann, Sekonde-Lieutenant und Distriktschef. gez. Bernsmann, Missionar und Dolmetscher. + Handzeichen des Mutate gez. Asser. + Handzeichen des Ratsmitgliedes Moses.

Der Major hat durch diesen Vertrag den bisher von den Herero geknechteten Berg-Damara die Freiheit verschafft.

Die Lambertschen Hottentotten, deren Häuptling vor einem Jahre wegen Mordes kriegsrechtlich erschossen ist, haben Vieh des Ansiedlers Ohlsen geraubt und sollen einen Buren van der Merve ermordet und dessen Eigentum gleichfalls geraubt haben. Major v. Leutwein ist am 20. Dezember gegen den Stamm ausgezogen, er hat eine schwierige Aufgabe vor sich, denn die Lambertschen Leute wohnen am Rande der Kalahari-Wüste.

Zum Nachfolger des Sir Henry Loch im Amte eines Gouverneurs der **Kapkolonie** und High Commissioner für ganz Süd-Afrika ist Sir Herkules Robinson von der englischen Regierung ernannt worden. Diese Wahl hat ihre besondere Bedeutung. Sir Robinson hat im Jahre 1881 die Verhandlungen mit den Buren geführt, die dazu führten, daß die südafrikanische Republik neu erstand.

Eine besondere Bedeutung gewinnt der Zug der Buren nach Norden. Wenn irgendwo sich eine Gegend aufthäte, welche ihnen die Aussicht böte, dort freies Land zu finden und leben zu können, würden Tausende von Buren nicht nur aus der Kapkolonie sondern auch aus dem Freistaat und der südafrikanischen Republik auswandern. Viele werden durch Armut dazu gedrängt, andere wollen dem Umsichgreifen europäischer Kultur und Einrichtungen ausweichen, andere werden von religiös schwärmerischen Gedanken getrieben, neue Länder der Verheißung aufzusuchen. Aber im Maschonalande will die Chartered-Company kein Land umsonst abgeben, sie beansprucht 50 Pf.

für den Magdeburger Morgen. Da bot sich den armen Leuten als einzige Aussicht der westlich vom Ngami-See gelegene halbwüste Landstrich um Ghansi oder Ghanzi. Man hört nur von c. 50 Farmen, die da besetzt werden sollen, es werden kaum mehr zu finden sein. Der Häuptling der am Ngamisee wohnenden West-Betschuanen, Segkomi, hat früher einen Vertrag mit der Chart.-Company abgeschlossen, so werden die Buren wohl deren Oberhoheit anerkennen müssen. Am 4. Februar sind denn auch die ersten Trekker von Mafeking nach Norden aufgebrochen. Von der englischen Betschuanaland Polizei sind 25 Mann mitgegangen, um nach dem Rechten zu sehen.

In **Transvaal** ist am 21. Februar die Proklamation veröffentlicht, durch welche Swasiland unter die Botmäßigkeit Transvaals gestellt wird. Der junge König Ubunu wird darin als Oberhäuptling anerkannt. Den letzten Nachrichten zufolge sollen sich die Swasi zum Widerstande gegen die Buren rüsten. Es ist zu hoffen, daß Präsident Krüger den Umständen Rechnung tragen und die Aufregung nach Möglichkeit besänftigen wird. Leider werden schlecht unterrichtete Zeitungen wieder nicht müde, zu versichern, daß die Engländer die Swasi zum Aufstand reizten. In Südafrika ist trotz aller Gegensätze keine Kolonialregierung, auch keine englische, so gewissenlos, ein eingeborenes Volk zum Kriege gegen die Weißen aufzustacheln.

Der Aufstand der Eingeborenen bei Delagoabai ist noch ungebrochen. Am 2. Februar griffen die Eingeborenen in der Dunkelheit bei Maraqueen ein portugiesisches Lager an und töteten im Handgemenge etwa 200 portugiesische Soldaten, während 50 oder 60 verwundet wurden. Es ist nicht abzusehen, wann und wie dieser Krieg beendet werden soll. Die Fieber drohen an dieser Küste den Weißen den Tod, Pferde sind nicht am Leben zu erhalten und das Land ist strichweis mit dem dichtesten Busch bedeckt Den Bahnverkehr mit Transvaal stören die Eingeborenen aber nicht sie sehen die Bahn als neutral an, weil sie nicht den Portugiesen gehöre.

Gouverneur Freiherr v. Scheele ist Ende Februar aus **Ost-Afrika** heimgekehrt. Sein Abschiedsgesuch ist bewilligt. Mit uns werden viele es bedauern, daß seine erfolgreiche Wirksamkeit für die Entwicklung von Deutsch-Ostafrika nicht von längerer Dauer sein konnte.

Die Vorarbeiten für den Bau einer nach den Seen führenden Eisenbahn sollen ihren Anfang nehmen. Die dazu nötigen Mittel im Betrage von 300000 Mark sollen zu gleichen Teilen vom Reich, von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und einer Gruppe von Bankiers aufgebracht werden. Möchte es nur gelingen, Steinkohlenlager dort im Lande zu finden. Wenn solche nicht entdeckt

werden, scheint der Betrieb von so weit ins Innere führenden Bahnen nahezu unmöglich zu sein.

Eine kapitalkräftige Gesellschaft (Rheinische Handel-Plantagen-gesellschaft) hat sich in den Rheinlanden gebildet, welche die Bewirtschaftung der vom Freiherrn Max v. Oppenheim in Usambara erworbenen Ländereien betreiben will.

Welchen Erfolg die Wahehe-Expedition für die Zukunft haben wird, läßt sich noch nicht voraussehen. Jedenfalls haben die Wahehe schwer gelitten. Es herrscht in ihrem Lande Hungersnot. Die beiden Kompanieen, die dort zurückgeblieben waren, haben ihren Abmarsch unbehelligt ausführen können. Die des Hauptmanns Prince ist in Muhalala angekommen, die des Hauptmanns Fromm hat auf direktem Wege die Küste erreicht. Der Häuptling der Wahehe soll sich in die gebirgige Landschaft Ubena zurückgezogen haben.

—ky.

Litterarisches.

Karl Mauch, Lebensbild eines Afrikareisenden von E. Mager. **Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer 1895.** Vorwort von Prof. Dr. Lenze. 441 S. 2 Kartenskizzen. 2 Bilder.

In einer Zeit, in der alle Blicke voll Interesse dem dunklen Erdteile zugewendet sind, dürfte das vorliegende Werk jedermann herzlich willkommen sein; um so mehr, da es der Ehrenrettung eines Mannes dient, dessen Verdienste bisher leider nicht im vollsten Maße die Anerkennung gefunden haben, die sie verdienen. Karl Mauch erscheint uns im Lichte der Mager'schen Darstellung einem Livingstone, Stanley oder Nachtigall fast ebenbürtig. Nach einer kurzen aber übersichtlichen geschichtlichen Einleitung schildert der Verfasser mit großer Gründlichkeit und Sorgfalt Mauchs Jugend, seinen Bildungsgang, seine geringe Befriedigung im Schulmeisterstande und sein glühendes Streben, aus der Enge des Vaterlandes hinaus in die noch unerforschten Weiten des dunklen Erdteils zu treten. Im folgenden erhalten wir ein deutliches Bild von Mauchs Forschungsreisen in Südostafrika, von all' den Beschwerden und Abenteuern, die ein Forscher, der im Dienste der Wissenschaft steht, zu bekämpfen hat. Die Darstellung gewinnt ungemein an Lebendigkeit dadurch, daß der Verfasser den Reisenden selbst reden läßt, Schilderungen und Briefe von ihm abdruckt. Ganz besonderen Wert legt er auf die ethnographischen Schilderungen der südostafrikanischen Völkerstämme, mit denen Mauch in Berührung gekommen ist. So beschreibt er mit anerkennenswerter Anschaulichkeit die Sitten und Gebräuche der Makalakas, Sulas, Maschonas und Matebeles. Ebenso giebt er Mauchs Berichte über Flora und Fauna, über Gesteine und Goldfelder wieder, wobei er nicht versäumt darauf hinzuweisen, welch' umfassende naturwissenschaftliche und sprachliche Bildung sich Mauch trotz seiner beschränkten Mittel angeeignet hatte. Ueberhaupt ist das Werk durchaus vom wissenschaftlichen Standpunkte geschrieben und in dieser Beziehung als eine überaus wertvolle Bereicherung der einschlägigen Litteratur aufs wärmste zu empfehlen. R.

v. Wißmann (Major). **Afrika.** Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den Deutschen Schutzgebieten. Preis M. 1,20, gebunden M. 2,00. **E. S. Mittler u. Sohn**, Königliche Hofbuchhandlung, **Berlin** SW. 12, Kochstraße 68—70.

Der Reichskommissar Major v. Wißmann beobachtete während seines Aufenthaltes in Afrika, wie häufig Deutsche unvorbereitet in die Tropen gehen und wie wenig sie die Bedingungen des dortigen Lebens und Verkehrs kennen und sich ihnen anzupassen verstehen. Noch während seiner letzten großen Expedition, zwischen dem Nyassa und dem Tanganika-See, hat er daher „Ratschläge und Schilderungen" niedergeschrieben, die allen zu gute kommen sollen, die sich in die deutschen Schutzgebiete oder in den dortigen Reichsdienst begeben. Diese gehaltvollen, zunächst im Militär-Wochenblatt veröffentlichten Aufsätze giebt Major v. Wißmann soeben in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin zum Preise von M. 1,20 gesammelt in Buchform heraus. Es bedarf keines Wortes, wie beachtenswert ihr Inhalt für alle Freunde der kolonialen Sache ist. Da Major v. Wißmann es selbst für nötig befunden hat, diese Belehrungen herauszugeben, so ist ihnen nur die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Eingesandt.

Wir erhalten folgende Zuschrift, deren Beantwortung wir aus Mangel an Raum uns vorbehalten müssen:

Sehr geehrter Herr! In der Nummer 12, Jahrgang 1894, der Monatsschrift „Afrika" des evangelischen Afrika-Vereins, welche unter Ihrer geschätzten Leitung erscheint, ist eine Besprechung meines vor Kurzem erschienenen Buches: „Zum Victoria Nyanza." „Eine Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise", enthalten, auf welche ich Sie bitte, eine kurze Erwiderung mir zu gestatten und dieselbe in die „Afrika" aufnehmen zu wollen, da in der quäst. Besprechung einige Behauptungen aufgestellt sind, welche meine Thätigkeit in Ostafrika sowohl als meine Stellung zur evangelischen Mission in ein nicht ganz richtiges Licht rücken.

Ich komme zunächst auf den Satz des Kritikers: „Der Verfasser „nennt seine Reise selbst eine Antisklaverei-Expedition, aber man erschreckt „über die schier ununterbrochene Reihe von blutigen Kämpfen, deren Not„wendigkeit meist nicht ersichtlich ist, und sucht in dem Buche dagegen ver„geblich nach thatsächlichen Leistungen des Expeditionsführers im Dienst „der Antisklaverei."

Ich entgegne darauf, daß ich die „Reihe von blutigen Kämpfen", welche der Kritiker rügt, lediglich aus Notwehr habe führen müssen. Ich glaube dies in jedem einzelnen Falle ganz besonders gewissenhaft begründet zu haben; und der Umstand, daß in keiner einzigen von den zahlreichen Kritiken, die mir zugegangen, der Vorwurf unmotivierter Kriegführung erhoben wurde, dürfte wohl zu meinen Gunsten sprechen.

Freilich wird wohl billigerweise niemand, mag er auch der größte Philanthrop sein, verlangen können, daß ich mich aus Humanität und Nächstenliebe von den Schwarzen im Innern Afrikas hätte umbringen lassen sollen, lediglich aus dem Grunde, weil es diesen nicht beliebt, fremde Leute durch ihre Gebiete reisen zu sehen. Denn in der überwiegenden Anzahl von Fällen, in denen ich seitens der Eingeborenen angegriffen wurde, war dieser Grund für sie maßgebend. Der Herr Kritiker wird mir vielleicht einwenden, warum ich denn nicht versucht habe, die Leute von meiner Friedfertigkeit zu überzeugen und sie durch Verhandlungen zum Frieden zu bewegen. Daß ich, wo es überhaupt möglich war, diesen Versuch nicht unterlassen habe, geht ja aus den bezügl. Stellen meines Buches klar hervor. Daß mir derselbe meistens nicht gelungen ist, wird niemand Wunder nehmen, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt. Denn ein solcher weiß, daß die Neger sogar in Fällen, in

denen sie zu Unterhandlungen selbst geneigt sind, sehr harte Köpfe besitzen, daß aber Unterhandlungen mit solchen Stämmen, die seitwärts der größeren Verkehrswege wohnen und aus Mißtrauen oder — was am häufigsten vorkommt und von den meisten Europäern bedeutend unterschätzt wird — zufolge der Aufreizungen ihrer Waganga (Medizinmänner) und des ungünstigen Ausfalls deren Dawäs feindlich gesinnt sind, überhaupt in den seltensten Fällen auch nur angenommen werden, von Erfolgen ganz zu schweigen. Kommt man freilich mit starker Macht in solche abgelegenen Länder, so wird man verhältnismäßig friedlich seines Weges ziehen; denn einen Weißen anzugreifen, den sie sich überlegen glauben, sind die Neger viel zu schlau, wenigstens versuchen sie dies sicher nur einmal. Es wären mir daher z. B. die Kämpfe in Tusu, mit den Massai und in Pongwe, sicher erspart geblieben, wenn man mich mit einer erheblich größeren Macht ausgestattet hätte; so wie die Verhältnisse aber lagen, war ich in allen diesen Fällen nur der Verteidiger. Auch meine Offensive war nur Verteidigung; sie war nichts als eine im letzten Moment herbeigeführte Aenderung der taktischen Situation, sobald einmal der Zusammenstoß unvermeidlich wurde, weil in Afrika der Grundsatz gelten muß: „Angegriffen werden ist halb geschlagen." In Ostmiatu stand ich vor der Frage: „Hungern oder nehmen", d. h. das Hungern wäre weniger auf meiner als auf Seite meiner Leute gewesen. Daß ich in diesem Falle, da ein Kaufen mir versagt war, das Nehmen dem Verhungern meiner Leute vorgezogen habe und einen Requisitionszug ausführte, wird man mir gewiß nicht verdenken können. Ich kann auch dieses nur als Notwehr bezeichnen. Ferner muß sehr in Betracht gezogen werden, daß es hierbei auch gilt, die Autorität des Führers den eigenen Leuten gegenüber aufrecht zu erhalten. Oder glaubt etwa der Herr Kritiker, ich hätte z. B. bei Irangi ohne zwingenden Grund mit noch ca. 5 Patronen pro Mann ein Gefecht entriert, um meine Leute und mich dem mutmaßlichen Untergange zuzuführen? Meine Leute, auf deren Treue ich stets stolz sein werde, wären mir dann wohl nicht so freudig gefolgt!

Wenn ferner Herr Fabarius in dem Buche: „vergeblich nach thatsächlichen Leistungen des Expeditionsführers im Dienste der Antisklaverei sucht," und der Reise einen wissenschaftlichen Wert abspricht, so brauche ich wohl einerseits nur darauf zu verweisen, daß ich die mir aufgegebene Expedition in der bis dahin kürzesten Zeit wohlbehalten an den Victoria Nyanza geführt habe, andererseits, viele sonstige anerkennende Aussprüche außer Acht lassend, folgende Stelle aus dem Ergänzungsheft Nr. 111 von Petermann's Mitteilungen (Geographische Anstalt von J. Perthes in Gotha) anzuführen:

„Die kartographischen Ergebnisse dieser Expedition wurden von Herrn „Werther der Redaktion dieser Zeitschrift zur Verfügung gestellt und be„stehen in einer von ihm selbst hergestellten Konstruktion im Maßstab „1 : 250 000 in 17 Blättern. In den Sektionen 2 und 3 unserer Karte ist die „Route, die namentlich in Bezug auf die Rückreise mehrere neue Strecken „und die Entdeckung „des Hohenlohe-Sees" bietet, als eine wertvolle „Bereicherung mit besonderer Signatur eingetragen 2c." —

Sklaven zu befreien, war mir leider nicht möglich, da ich glücklicherweise keine unterdrückten Sklaven auf meinen Reisen angetroffen habe.

Wie der Herr Kritiker nun endlich durch die Lektüre zu der Ansicht gelangt, ich hätte „eine Berührung mit der evangelischen Mission sichtlich gemieden" und „in einem Falle sogar über dieselbe abgeurteilt", ist mir ganz unerklärlich. Bekanntlich liegen in dem ganzen Rayon, den ich durchreist habe, nur französische (katholische) und englische (evangelische) Missionen; daß ich also über die Thätigkeit der evangelischen deutschen Missionen leider einen „Mangel an Kenntnis besitze, muß ich wohl zugestehen, indessen

bin ich über deren segensreiche Thätigkeit im südlichen Teil von „Deutsch-Ostafrika“ durch Hörensagen ziemlich unterrichtet. Nicht „durch Hörensagen“ aber, sondern aus eigener Anschauung habe ich eine englische Mission kennen gelernt, nämlich Hasa. — in Mpapua und Mamboya hatte ich keine Zeit, Kingwe lag mir zu weit vom Wege und eine weitere habe ich auf meinen Routen nicht berührt — jedoch habe ich hier nicht über die Missionen abgeurteilt, sondern nur über den Missionar, und dies auch nur mit Vorbehalt, da dieser Herr z. Zt. meines Besuches verreist war, obgleich er wußte, daß ich kommen würde. Daß übrigens die mir seitens der Eingeborenen vorgebrachten Beschwerden gegen ihn nicht ganz ungerechtfertigt gewesen sein müssen, beweist die Thatsache, daß eben dieser Herr kurz darauf seitens der Kaiserlichen Station veranlaßt wurde, die Missions-Station zu verlassen. Bezüglich einzelner, innerhalb unseres Gebietes belegenen englischen Missionen, kann ich mich jedenfalls eher auf das Urteil Dr. Baumann's: („Durch Massai-Land“, S. 43), Major v. Wißmann's, Dr. Peters' und Anderer berufen, als der Herr Kritiker und muß meiner Verwunderung Ausdruck geben, daß Herr Fabarius die deutsche evangelische Mission mit diesen, teilweise einen politischen Zweck verfolgenden englischen Missionen identifiziert. Daß meine Stellung zur christlichen Mission überhaupt eine ganz andere ist, als sie der Herr Kritiker gefunden zu haben beliebt, geht schon daraus hervor, daß ich, obgleich selbst evangelisch, rückhaltslos die Verdienste der katholischen (französischen) Missionen in Mrogoro und Bukumbi anzuerkennen mich verpflichtet fühlte.

Indem ich Sie, geehrter Herr, für Aufnahme dieser Entgegnung in der „Afrika“ zum Voraus meines verbindlichsten Dankes versichere, habe ich die Ehre zu zeichnen als Ihr ergebenster

Werther.
Prem.-Lieutn. im Feld-Artillerie-Regt. Nr. 15.

Vermischtes.

Eine Elefantenjagd ist in dem Werke: „Im Innern Afrikas“ von Wißmann, Wolf, v. Francois, Müller auf Seite 340—342, wie folgt, beschrieben.

Der Sankuru kommt aus einem Gebiete, wo nach den Aussagen der Eingeborenen ein großer Elefantenreichtum herrscht und ist deshalb der geeignete Weg, auf welchem diese Schätze dem europäischen Handel erschlossen werden können. Andererseits haben wir gesehen, daß auch der Kassai bis jetzt durch eine elefantenreiche Gegend zieht. Hier befindet sich der Knotenpunkt zweier für den Verkehr sehr günstigen Verkehrsadern.

Von den vielen Elefanten, welche sich in der Nähe der Eingeborenendörfer zeigen, werden nur wenige erlegt, weil die Schwierigkeiten, die sich dem Jäger entgegenstellen, ziemlich bedeutend sind. Das Fangen der Tiere in Fallen ist sehr mühsam und glückt selten, das Jagen aber ist zeitraubend und gefährlich. Man denke sich den mächtigen Dickhäuter mit Pfeilen beschossen; sie prallen wirkungslos an ihm ab, wenn sie nicht aus nächster Nähe und mit großer Kraft entsandt werden können. Dringt der Pfeil durch

die harte Haut hindurch, so fehlt ihm dann wieder die Kraft, um tötlich zu verletzen. Oder man stelle sich den Jäger vor, wenn er den Speer oder die Lanze dem Tiere in die Weichen stößt. Wie schwer wird es ihm werden, den Koloß tötlich zu treffen, wie leicht andererseits ergreift ihn der gefährliche Rüssel oder trifft ihn der spitze Zahn, um seiner Jagdlust ein Ende zu machen. Thatsächlich wird der Elefant von einigen Stämmen in dieser Art gejagt. Die Jäger pflegen dann tagelang das verwundete Thier zu verfolgen, um ihm täglich neue Verletzungen beizubringen und ihm, wenn es von Blutverlust erschöpft zusammenbricht, den Todesstoß zu versetzen. Das sind Jagden, die Kühnheit und Ausdauer erfordern. Für den mit Gewehr bewaffneten Schützen ist es ebenfalls nicht leicht, den Elefanten so zu treffen, daß er sofort auf der Stelle bleibt; auch er muß Ausdauer haben und seiner Kugel sicher sein; an der Schläfe, etwas oberhalb einer vom Gehörgang nach dem Augenwinkel gezogenem Linie befindet sich eine Stelle, wo eine Kugel selbst aus einer Entfernung von 80—100 m unfehlbar tötlich wirkt. Von vorn auf die Stirn zu schießen, ist nicht ratsam, da der Schädel sehr hart, dann aber auch so schräg ist, daß das Geschoß leicht abgelenkt wird.

Ein angeschossener Elefant geht fast stets zu Grunde, doch pflegt er, wenn seine Verwundung nicht sehr schwer ist, noch tagelang zu leben. Der alte Bimba, unser zweiter Dolmetscher, hatte in Tumba-Tschimbari, zwischen Lunla und Kassai, von der Anwesenheit einiger Elefanten gehört und folgte mit seinem Freunde Simao der Spur. Nach zweistündigem Suchen traf er drei Elefanten, welche im Luebofluß standen und sich mit Schlamm bewarfen. Auf 80 Schritt herangekommen, feuerten die Jäger auf eins der Tiere ihre Gewehre ab. Das verletzte Tier, ein großer Elefant mit mächtigen Zähnen, wandte sich nach dem Ufer, wo seine Verfolger standen. Hier erhielt es neue Verwundungen, eilte nun nach dem jenseitigen Ufer und verschwand im Dickicht. Bimba beschloß, am folgenden Tage die Jagd fortzusetzen und bereitete sich mit Simao am Luebo ein Nachtlager. Sobald der Morgen heranbrach, folgten die beiden Jäger der Fährte, die durch starken Schweißverlust kenntlich war. Nach kurzer Zeit fanden sie den Elefanten wieder am Luebo, wo er seine Wunden mit Wasser ausspritzte. Zwei Schüsse schreckten das Tier auf und mit neuen Wunden suchte es das Weite. Nach langer, mühsamer Verfolgung gaben Bimba und Simao die Jagd auf und lagerten sich ohne alle Hoffnung auf Erfolg in der Nähe des Luebo, um dort für die Nacht zu bleiben. Gegen Morgen hörten sie von derselben Stelle her, wo sie das Tier das erste Mal antrafen, Klagelaute und fanden (am Morgen des dritten Jagdtages) den Elefanten am Flußufer verendet.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt.

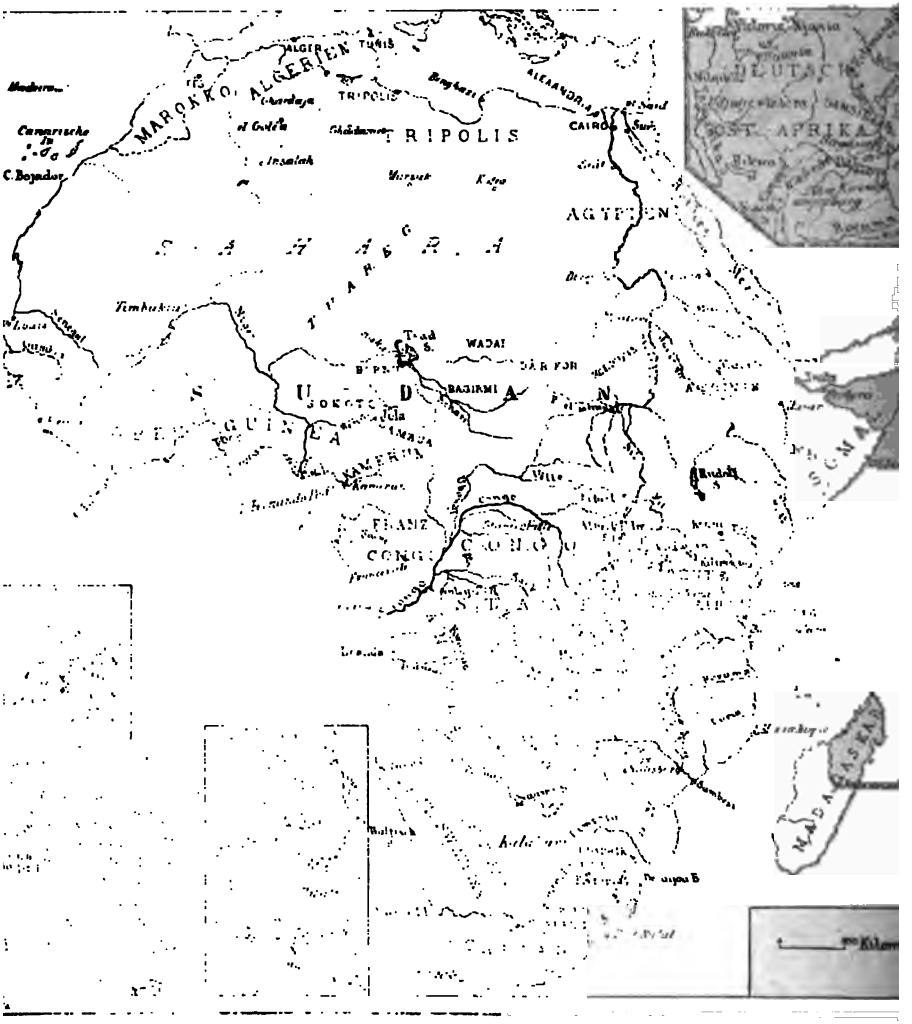
Rochus Schmidt. Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Erster Band (Deutsch-Ostafrika). Mit über 100 Bildern und 2 Karten. **Berlin**, Verlag des Vereins der Bücherfreunde **Schall u. Grund.**

A. Seidel. Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Kolonien Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts, der Deutschen Kolonialgesellschaft u. A. I. Jahrgang; 1. Heft. **Berlin 1895. Geographische Verlagsbuchhandlung Dietrich Reimer.**

Leo V. Frobenius. Die Geheimbünde Afrikas (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, Heft 209). **Hamburg, Verlagsanstalt** 1894. Preis 60 Pfg.

Documents Relatifs à la Répression de la Traite des Esclaves. Publiés en exécution des Articles LXXXI et Suivants de l'acte général de Bruxelles 1894. **Premier Fascicule.** Bruxelles F. Hayez Imprimeur de L'académie Royale de Belgique. Rue de Louvain 11. 2. 1895.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Petition des Evangel. Afrika-Vereins an den Reichstag	41
Evangelische Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten	43
Afrikanische Nachrichten	47
Litterarisches	52
Eingesandt	53
Vermischtes	55

Vaterländische Buchdruckerei, Basel.

AFRIKA.

Nr. 4.

April 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

in

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Bericht über die Generalversammlung des Rheinischen Verbandes.

Verhandelt Coblenz, den 29. Januar 1895.

Der Einladung des Vorstandes des Rheinischen Verbandes des Evangelischen Afrikavereins folgend, waren heute zahlreiche Herren als Theilnehmer der zweiten Provinzial-Versammlung des Verbandes anwesend.

General-Superintendent D. Baur eröffnet Nachmittags um 3¾ Uhr die Versammlung mit einer Ansprache, in der er auf die Zwecke und Ziele des Evangelischen Afrikavereins hinweist. Es wüßten ja wohl alle, daß die evangelischen Missionen nicht gewartet hätten, bis das Deutsche Reich Kolonien erworben hat und lange bevor das Deutsche Reich wieder erstanden sei, seien die Missionen auf dem Plane gewesen. Jetzt wo wir aber Kolonien besäßen, sei es erst recht billig, daß das Evangelium in die neuen deutschen Länder hinausgetragen würde. Da sei es nun auch Zeit, neue Männer zu der neuen Arbeit heranzuholen. Wenn in den letzten Jahrzehnten durch die großen Forscher Licht gekommen sei in die entsetzliche Lage der afrikanischen Völker, so liege es jetzt an uns, die Schritte dorthin zu lenken zu neuer deutscher und evangelischer That. Dazu sei auch der hier heute zum zweiten Rheinischen Verbandstage versammelte E. A.-V. da, der bei der Größe der Aufgaben und der gesteckten Ziele zwar nur erst einen kleinen Anfang gemacht, bei rüstiger Arbeit aber dennoch sein Ziel erreichen werde.

Divisionspfarrer Fabarius erstattet nunmehr als Schriftführer des Verbandes den Jahresbericht: Als im vorigen Jahr der Rheinische Verband des E. A.-V. hier getagt habe, seien mancherlei Bedenken laut geworden. Es sei das Bestreben des Vorstandes gewesen, diese Bedenken zu beheben und den geäußerten Wünschen Rechnung zu tragen. Das Hauptziel mußte auf die Gewinnung neuer Kreise und insbesondere solcher Kreise gerichtet werden, welche den Missionen bisher sich nicht geöffnet hätten. Es ist dies in erfreulicher Weise gelungen, wie auch die heutige zahlreiche Versammlung beweise. In den einzelnen Städten des Rheinlandes sei die Agitation sogar schon eine recht erfolgreiche gewesen. Besonders wichtig sei, daß auch in Köln sich jetzt eine warme Theilnahme für den Verein zeige, die ihren Ausdruck darin fände, daß von den Kölner Mitgliedern für den folgenden Tag eine Volksversammlung nach dem Gürzenich einberufen sei, deren Eröffnung der Wirkliche Geheime Ober-Justizrat, Ober-Landesgerichts-Präsident Dr. Struckmann freundlichst übernommen habe. Ganz abseits ständen eigentlich nur noch die Freunde in den größeren Orten im Saargebiete und an der Nahe. Auch diese Freunde heranzuziehen werde die Aufgabe des begonnenen Jahres sein. Aus der Zahl der vorhandenen Mitglieder sei nicht ohne weiteres auf die

Zahl der vorhandenen Freunde der Sache zu schließen. Diese letzteren seien bereits sehr zahlreich. Viele aber ständen noch zuwartend zur Seite, um zunächst zu sehen, in welcher Weise sich die Thätigkeit des Verbandes entwickeln und wie er seine Aufgaben auffassen und erfüllen würde. Dieselben hätten auch noch mit Beiträgen aus diesem Grunde zurückgehalten und deshalb erscheinen die Einnahmen noch unverhältnißmäßig gering.

Major a. D. Meinecke, Schatzmeister des Verbandes giebt folgende Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben:

1893	Einnahme aus Coblenz . . .	365,20	Mk.
	von auswärts . .	1186,90	„
	Summe Einnahme . .	1552,10	Mk.
	Ausgabe . .	256,72	„
	Bestand Ende 1873 .	1295,38	Mk.
1894	Einnahme aus Coblenz . . .	566,70	Mk.
	von auswärts . .	2192,25	„
	Zinsen	37,50	„
	Summe Einnahme . .	2796,45	Mk.
	Ausgabe . .	383,55	„
	bleibt Bestand aus 1894 .	2412,90	Mk.
	dazu Bestand aus 1893 .	1295,38	„
	demnach verfügbar . . .	3708,28	Mk.

Außerdem sind am heutigen Tage noch eingegangen 174,40 Mk., so daß der Gesamtbestand betrage 3882,68 Mk. Da nach den Vereinbarungen mit dem Hauptvorstande die Einnahme bis Ende 1893 dem Verbande allein zu Agitationszwecken zustehe, so verbleibe zur Rechnungslegung gegenüber dem Hauptvorstande nur die Einnahme seit Beginn 1894, welche sich demgemäß auf 2970,85 Mk. belaufe.

Zu Prüfern der Rechnung werden die Herren Superintendent Rehmann und Justizrath Schäffer erwählt, welche die Prüfung alsbald vornehmen.

Anschließend an die Mitteilung des Divisionspfarrers Fabarius erstattet der Generalsekretär des Evangelischen Afrika-Vereins Bericht über die Thätigkeit des Hauptvorstandes, der auch seinerseits schöne Erfolge zu verzeichnen habe, wenngleich sich diese noch nicht in großen Mitgliederzahlen ausdrückten. Immerhin seien mit Ausschluß der Mitglieder des Rheinischen Verbandes schon etwa 2500 Mitglieder in den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes vorhanden. Auch Zweigvereine hätten sich bereits in Ulm, Aalen, Ebingen und Minden gebildet, welcher letztere schon über 100 Mitglieder zähle. Redner streift darauf die Eingeborenen-Frage und berichtet über die vom Hauptvorstande in Berlin vor Kurzem abgehaltene Volksversammlung, in der beschlossen worden sei, eine Petition um Erlaß eines Gesetzes an den Reichstag und den Bundesrath zu richten, durch welches der Sklavenhandel endgiltig verboten und den Sklaven die

Erlangung der Freiheit erleichtert würde. In dieser Frage des Eingeborenen-Schutzes Hand in Hand mit der Mission zu gehen, ohne auf deren Gebiet überzugreifen, bezeichnet Redner als eine der Hauptaufgaben des Vereins.

Hierauf erstattet Bergrat Dr. Busse über die Arbeiten der Kommission, welche zur Aufstellung der Verbandssatzungen vom Verbandsvorstande eingesetzt worden war, und über die Ergebnisse der Vorberathung, welcher der Entwurf in der Vormittagssitzung der Vertrauensmänner des Verbandes unter Teilnahme der vom Hauptvorstande abgeordneten beiden Herren Merensky und Müller sowie des Herrn Missionsinspektors Dr. Schreiber-Barmen unterworfen war, Bericht. Die Satzungen kommen in der von der Vorversammlnng festgesetzten Fassung zur Verlesung und werden nach Begründung durch den Berichterstatter Busse von der Versammlung einstimmig genehmigt.

Bei der nun auf Grund der genehmigten Satzungen vorzunehmenden Wahl des Verbandsvorstandes kommt es darüber zu einem lebhaften Meinungsaustausch, ob dem Dürener Frauenverein, welcher als solcher dem Vereine beigetreten sei, eine Vertretung im Vorstande anzutragen sei; man einigt sich schließlich dahin, zunächst in geeigneter Weise festzustellen, ob dem Frauenverein seine Vertretung im Verbandsvorstande durch Damen überhaupt erwünscht sei und zu diesem Zweck Plätze im Vorstand vorläufig noch offen zu erhalten.

In Betreff der Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel wird von Divisionspfarrer Fabarius gemäß der Berathung in der Vorversammlung der Vertrauensmänner am Vormittag vorgeschlagen:

> Von den seit Anfang Januar 1894 gesammelten Beiträgen von 2970,85 zunächst ein Drittel mit 990 Mk. an den Hauptvorstand abzuführen, so daß für den Vorstand verbleiben 1980,85—383,55 Mk. (Ausgaben in 1894) + 1295,68 (Bestand aus 1893) = 2892,68 Mk. Dieser Betrag soll vertheilt werden, wie folgt:

1. Für die Hottentottenschule in Berseba	300	Mk.
2. Für die Herero- und Bergdamaraschule in Okombahe	300	„
3. Für die deutsche Schule in Otjimbingue	1000	„
4. Für die Sklavenfreistätte in Ostafrika	500	„
5. Für ein Krankenhaus in Tanga	400	„
6. Für eine Erziehungsanstalt in Kamerun	300	„
zusammen	2800	Mk.

Dr. Schreiber entwickelt zu den Vorschlägen auf Unterstützungen der Schulen in Deutschsüdwestafrika in längerer Rede seine Erfahrungen, die er auf seiner letzten Inspektionsreise im Jahre 1894 daselbst gemacht habe. Peinlich habe ihn der Unterschied berührt zwischen den Schulen des Caplandes und von Deutschsüdwestafrika. Dort sei überall eine systematische Unterstützung seitens der englischen Regierung, hier nichts dergleichen. Und da die Missionen nicht in der Lage seien,

die Kosten allein zu tragen, die Gemeinden aber zu arm seien, so seien die Schulen kläglich. Hier müsse der Afrikaverein eintreten und könne schon mit kleineren Zuwendungen, insbesondere wenn dieselben regelmäßig gewährt werden, viel Gutes stiften. Eine Bewilligung von 300 Mark würde die Eingeborenenschulen schon in die Lage bringen, sich besseres Lehrmaterial, Bücher, Karten u. s. w. zu beschaffen und der Zuschuß von 1000 Mk. für die deutsche Schule in Otjimbingue würde sehr zu Statten kommen, da die Mission, sowie die Kolonisten selbst jeder dieselbe Summe beisteuern würden, um die Errichtung und Unterhaltung der Schule zu ermöglichen.

Generalsekretär Müller hebt hervor, daß für Tanga nicht etwa der Bau eines großen Krankenhauses beabsichtigt sei, sondern die Schaffung eines geeigneten Hauses, in dem eine Polyklinik unterhalten werden könne, welche der dortigen Bevölkerung sehr Noth thue. In Kamerun bedürfe die Schule der Baseler-Mission um deswillen eine werkthätige, kräftige Unterstützung, um sie gegenüber der mit großen Mitteln arbeitenden katholischen Bestrebungen nicht unterliegen zu lassen.

Superintendent Merensky erläutert die Nothwendigkeit der Errichtung einer Sklavenfreistätte in Ostafrika. Während früher eine große Anzahl von Sklaven namentlich an der Küste und von den Kriegsschiffen befreit worden wäre, würden jetzt fast gar keine Untersuchungen von Sklavendhaus mehr vorgenommen, weil es an geeigneten Einrichtungen für die Unterbringung der befreiten Sklaven fehle. Die Missionen seien gar nicht in der Lage, weder mit ihren Mitteln noch mit ihren Räumlichkeiten sich derselben in genügender Weise anzunehmen. Deshalb müsse der Evangelische Afrika-Verein die Sache in die Hand nehmen. Missionar Greiner sei bereits beauftragt worden, einen geeigneten Platz in der Nähe von Daressalam ausfindig zu machen und mit den dazu gehörigen nöthigen Ländereien anzukaufen.

Auf Grund dieser Ausführungen wird die Vertheilung der zur Verfügung stehenden Mittel in der vorgeschlagenen Weise bewilligt.

Hierauf werden 3 Resolutionen eingebracht, deren

1) eine Zustimmungserklärung mit der vom Gesammtvorstand an den Reichstag und Bundesrath gerichteten Petition betr. Erlaß eines Gesetzes über das Verbot des Sklavenhandels und über den Freikauf von Sklaven zum Gegenstand hat, deren
2) neben dem Staatssekretär von Jacobi einen evangelischen Theologen für den Kolonialrat fordert gegenüber dem katholischen Theologen Hespers und deren
3) dem Oberst von Scheele die Zustimmung des Verbandes zu seinen ernsten und unentwegten Bemühungen zur Hebung der Sittlichkeit unter den Europäern in Ostafrika zum Ausdruck bringen soll.

Während die Versammlung der Resolution 1 nach einigen kurzen erläuternden Bemerkungen des Missionssuperintendenten Merensky ohne Weiteres zustimmt, entsteht über die Resolutionen 2 und 3 ein

langer und eingehender Meinungsaustausch. Zu Resolution 2 heben namentlich Missionssuperintendent Merensky und Bergrat Dr. Busse die Verdienste und den Einfluß des Staatssekretärs a. D. Dr. von Jacobi hervor, während andererseits von Pfarrer Thümmel darauf hingewiesen wird, daß es sich hier lediglich um eine Forderung der Parität handele, weil im Kolonialrat dem katholischen Theologen kein evangelischer Theologe zur Seite gestellt sei. Zu Resolution 3 betonen verschiedene Redner gegenüber den von anderer Seite geltend gemachten Bedenken, daß dieselbe nicht im Geringsten eine Einmischung in die hohe Kolonialpolitik bedeute, sondern lediglich einen Dankesausdruck für die Thatsache, daß Oberst von Scheele in besonders thatkräftiger Weise und vor allen anderen Beamten zuerst die sittliche Haltung drüben günstig zu beeinflussen sich bemüht habe.

Der Meinungsaustausch führt zu dem Ergebniß, daß die drei Resolutionen dem Verbandsvorstande überwiesen werden mit dem Auftrage, den Wortlaut der Resolutionen festzustellen und in geeigneter Weise im Sinne des Verbandstages zu erledigen.

In Betreff des Vereinsblattes „Afrika" wird unter Anerkennung des gediegenen Inhalts und der Wichtigkeit des Bestehens eines Vereinsblattes festgestellt, daß die überwiegende Mehrheit der Ansicht ist, daß bei der Fülle der Zeitschriften bei Weitem nicht alle Mitglieder des Vereins auf den Bezug des Blattes in erwünschter Weise Wert legen und daß es der Gewinnung neuer Mitglieder förderlich sein würde, die Beitragszahlung von der Bestellung des Vereinsblattes ganz zu trennen. Darauf wird beschlossen, bei der Einsammlung der Beiträge stets zwei von einander getrennte Listen herumgehen zu lassen, in deren eine die Beiträge, in deren andere die Bestellungen auf das Vereinsblatt einzuzeichnen sind. Die gesammten Bestellungen sind alsdann dem Schatzmeister des Verbandes Major a. D. Meinecke in Crefeld zu übersenden, welcher die Bestellungen nach Berlin weiter giebt, die bestellten Exemplare von Berlin empfängt und an die Besteller alsdann verteilt. Gleicherweise sollen alle Geldsendungen ohne Ausnahme an den Schatzmeister gehen, weil sonst eine geordnete Rechnungsführung nicht möglich ist.

Nachdem hiermit die Tagesordnung erledigt war, wurde die Versammlung vom Generalsuperintendenten D. Baur mit einem Schlußwort geschlossen.

gez. D. Baur	gez. Fabarius	gez. Busse
General-Superintendent.	Divisionspfarrer.	Bergrath.

Hierauf fand die trotz sehr ungünstiger Witterung stark besuchte öffentliche Abendversammlung statt, in welcher Generalsuperintendent D. Baur, Missionssuperintendent Merensky und Missionsinspector Dr. Schreiber sprachen.

Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika.

Von Richard Müller, Pfarrer in Emseloh.

I.

Der schwarze Erdteil, einst „Niemandes Land", ist zum Spielball der Nationen geworden. Fremdlinge mit braunen und weißen Gesichtern haben mit offenen Händen zugegriffen und ein Beutestück nach dem andern an sich gerissen. Voran die Araber, die „Geißel Afrikas", welche das ganze Land gleichsam als National-Eigentum betrachten und bereit sind, dafür zu kämpfen auf Leben und Tod. Mit ihnen an der Ostküste die Inder, die „Schmarotzer" von Afrika genannt, weil sie durch ihren Wucher, — sie nehmen 200—400 % Zinsen — die Bewohner ausbeuten. Als nun auch die europäischen Mächte auf den Plan traten, Afrika weiter zu erforschen, zu cultivieren und in Beschlag zu nehmen, war es auch für Deutschland eine Ehrenpflicht geworden, das einst vom Großen Kurfürsten begonnene Werk wieder aufzunehmen. Dieser seiner Kulturaufgabe sich wohl bewußt, hat des Deutschen Reiches großer Heldenkaiser Togoland und Kamerun, Nama- und Hereroland, sowie einen Teil Ost-Afrikas unter seinen kaiserlichen Schutz gestellt, und es ist bezeichnend, wenn eben von jenem Heldenkaiser erzählt wird, er habe nach der Gründung von Kolonien zu seiner Umgebung gesagt: „Jetzt erst kann ich wieder dem Standbild des Großen Kurfürsten gerade in's Gesicht sehen." So ist denn deutsche Kultur eingezogen auch in Ost-Afrika. Wo zuvor schon Missionsstationen gegründet waren, um das Ackerland der Herzen zu bestellen, wurden bald Militärstationen zum Schutze der Bedrängten gegründet, Dampfschiff und Eisenbahn erleichtern heut den Verkehr, und Plantagenbau von Kaffee, Tabak und Baumwolle bieten bereits dem Kaufmann ein hoffnungsreiches Arbeitsfeld.

Doch mehr, als das Land selbst, sind seine Einwohner der Beachtung wert. Meistens dringt nur böse Kunde von ihnen zu uns herüber. Man hört mit Grausen von den gewaltsamen Sclavenjagden und dem Menschen entwürdigenden Sclavenhandel, man liest in den Reiseberichten von ruchlosen Menschen, die schlimmer scheinen, als die wilden Tiere, und doch sind jene Neger Menschen gleichwie wir, Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes. Wenn sie auch ganz besonders unter dem Bann der Sünde stehen, wenn auch tiefe Finsternis über weite Länderstrecken brütet, dürfen wir doch nicht dem schwarzen Menschen den Menschen absprechen. Darum ist es für jeden christlichen Deutschen wohl beherzigenswert, nicht blos Aufregendes, sondern vor Allem Wahres über den Charakter des Ost-Afrikaners zu erfahren.

Das Dichten und Trachten eines Volkes nun, gleichsam seine Ideale, drücken sich zunächst in seiner Poesie aus. So sollen Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika uns einen Einblick in das Herz unserer

schwarzen Landsleute gewähren. Wir betrachten zunächst Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika im Allgemeinen, sodann aber, wie Sang und Sage, Spruch und Lied das Leben des Negers durchweben.

Zunächst Sang und Sage im Allgemeinen.

Gesang lieben alle Negerstämme, selbst jene Räuberhorden der Massai. Aber es bedarf zum Erfassen der Schönheit dieses Gesanges eines gewissen Studiums und einer Gewöhnung an die Eigenart desselben. Bei der Zubereitung der Mahlzeit stimmen die Weiber einen eintönigen, abscheulichen Gesang an, sagt P. Reichardt in seiner Beschreibung Deutsch-Ostafrikas. Besser schon gefällt dem Afrikaforscher Dr. Fischer der Gesang der Massai, von welchem er schreibt: „Von ferne tönte der nicht unschöne Gesang der Moran, der Kriegerkaste jenes Volkes, welche aus den abseits gelegenen Lagern herbeigeeilt waren.“ Am schönsten in Deutsch-Ostafrika singen die Wamjamuesi, welche ein Ländergebiet von der Größe des Königreichs Baiern bewohnen und welche nach Reichardt einmal berufen sein werden, eine große Rolle in unseren Kolonien zu spielen. Ihr Gesang ist dem der Kafferstämme Süd-Afrikas nachgeahmt. Man findet bei ihnen gar eine Art Concert. Wenn sich die Dunkelheit auf die Landschaft senkt, begeben sich nach der Erntezeit die Dorfbewohner auf einen freien Platz, um die alljährlich stattfindenden, zwei bis drei Stunden dauernden Chorgesänge, Uimbisi, mit anzuhören. Die Schwarzen setzen sich um's glühende Kohlenfeuer. Ein Vorsänger giebt in Fistelstimme das Leitmotiv an, uralte, meist aus einigen Tacten bestehende Lieder. Der Chor fällt vielstimmig ein. Man soll oft geradezu schöne Gesänge, im richtigen vierstimmigen Chor vorgetragen, hören; das hallt und wogt auf und ab, setzt jubelnd ein und dann zieht's wieder im schönen Drei- und Vierklang dahin, daß man Stunden lang zuhören kann. Allerdings darf man an die Stimmen keine Ansprüche stellen, sie sind rauh, ungeschult und nur auf den Chorgesang eingeübt; der Einzelne singt niemals mit Bruststimme, sondern nur in der Fistel; jener Volksstamm muß ein natürliches Gefühl für den Generalbaß haben, denn sonst könnten sie derartige Motive nicht ohne Weiteres begleiten. Die Gesänge klingen vielfach melancholisch, nur die Schlachtgesänge haben, ihrer Natur gemäß, etwas Kriegerisches, Begeisterndes. Alle Gesänge brechen unvermittelt ab. Der Text behandelt meist die sonderbarsten, gleichgültigsten Dinge, die in gar keinem Zusammenhang mit der Melodie stehen. In jenen oben genannten Uimbisi wird z. B. stundenlang der Häuptling angerufen und ihm versichert, daß die Singenden seine Kinder seien, oder es wird irgend ein unbedeutendes Ereignis in kindlicher Weise erzählt. Sonst singen die Schwarzen noch auf ihrem Marsche; auch Liebeslieder, freilich nicht nach unserm Geschmack, sind ihnen nicht fremd, und es seufzt der Verlassene über die ungetreue Geliebte „als du mich liebtest, war ich dir wie eine süße Banane, jetzt liebst du mich nicht mehr, wie gewöhnlichen Vogelleim.“ Auch der Tanz wird mit Händeklatschen und Gesang begleitet. Selbst die Weißen müssen es

sich gefallen lassen, aus dem Stegreif von irgend einem Barden des Stammes besungen zu werden. Als so Pater Schynse den Schwarzen seine mitgeführten Gegenstände zeigte, ließ es sich ein schwarzer Meister der edlen Sangeskunst nicht nehmen, ihn und seine Begleiter in einem Liede, aus welchem ich einige Strophen anführe, zu begrüßen, in einem Liede, das uns das Streben der Schwarzen andeutet „wir möchten sein wie Ihr“:

Weißer Mann, du bist stark, du bist groß,
Vor dir zittern die Wangoni und fliehen,
Verjage sie, sie verwüsteten das Land, sie zerstörten die Dörfer,
Sie rotteten aus alle Bewohner,
Nur sieben Mann blieben übrig.

Weißer Mann, du bist stark, du bist reich,
Du issest Fleisch und Reis und ich Hirse und Heuschrecken,
Du hast den Magen gefüllt und der meinige ist leer,
Gieb mir, gieb mir, daß ich esse,
Gieb mir, daß ich mich sättige.

Weißer Mann, bei deinem Nahen flieht der Ruga Ruga in das Dickicht,
Er schlüpft in seine Höhle wie das Insect unter das Gras,
Denn du hast Pulver und läßt die Flinten sprechen,
Ich, ich habe nur Pfeile und eine arme Lanze,
Weißer Mann, gieb mir, gieb mir viel Pulver,
Gieb mir ein schönes Gewehr.

Weißer Mann, du hast viel Stoffe,
Davon sind voll all' deine Kisten,
Des Landes Frauen weben sie und schicken sie her,
Du hast solche, die sind rot wie Ochsenblut,
Andre sind grün wie die Federn des Papagei
Und gesprenkelt wie des Panthers Fell,
Drei oder vier von ihnen trägst du auf deinem Leibe,
Und ich, ich habe nur einen kleinen Lappen,
Weißer Mann, gieb mir, gieb mir eine Elle Zeug.

Mit solchem Gesange begleitete der schwarze Barde die Karawane der Weißen auf dem Marsche, alle Gegenstände besingend und bewundernd, jede Strophe endigend mit dem kindlichen Refrain „gieb mir, gieb mir, weißer Mann.“

Lange Zeit nun war in Europa die Meinung verbreitet, die ostafrikanischen Eingebornen besäßen keine eigne Litteratur. Eine solche bereits älteren Ursprungs finden wir jedoch bei den Suaheli vor.

Unter den größeren Gedichten treten uns vor Allem drei entgegen, das Lied von der Barmherzigkeit, das Lied von der Himmelfahrt Mohammeds und das Lied vom Tode Mohammeds, die zwar unter dem Einfluß moslimischer Kultur entstanden sind, welche sich jedoch dem Volksgeiste des Ostafrikaners assimilirt hat. Dieser arabische Einfluß kann uns nicht Wunder nehmen, hat ja doch schon um's

Jahr 800 der Islam, „jene große Internationale mit der grünen Fahne“, wie ihn ein holländischer Forscher nennt, die Völkerstämme unter seinen Halbmond gezwungen, sind doch die Suaheli selber ursprünglich eine Mischlingsrasse, hervorgegangen aus der Verbindung

Dar-es-Salam.

(Aus Rochus Schmidt, Deutschlands Kolonien, I. Ostafrika. Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Schall & Grund in Berlin abgedruckt.)

eingewanderter Araber mit den ostafrikanischen Küstenstämmen. Wahrscheinlich waren früher noch mehr größere Epen in Ostafrika vorhanden, allein der Kampf der Portugiesen mit den Mohammedanern hat im Mittelalter wie eine Sturmflut die gesamte Litteratur hinweggefegt.

Die Form der obengenannten Gedichte ist derart, daß sich die beiden ersten Zeilen der Strophe unter einander reimen und die letzte Zeile durch das ganze Gedicht hindurch auf demselben Reim endigt.

Das Versmaß ist meist jambisch und trochäisch, dem ganzen Typus der Suahelisprache angemessen.

Das Alter der Abfassung der Gedichte läßt sich nicht genau bestimmen, da die Dichter die alte Sprache nachahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Nachrichten.

Von der deutschen **Togoexpedition** unter Leitung des Doktor Gruner, lauten die bisher eingetroffenen Nachrichten durchaus günstig. Sie legen Zeugnis für die Tüchtigkeit des Expeditionsführers ab. Es wird von Verträgen berichtet, welche derselbe mit bisher unabhängigen Häuptlingen abgeschlossen hat. Indeß liegt es in der Natur der Sache, daß von der außerhalb der Beziehungen zur Küste sich befindlichen Expeditionen Nachrichten nur sehr spärlich und nicht immer genau eintreffen.

In letzter Zeit klagen die Engländer die **Royal-Niger-Company** sehr heftig an, daß sie es in ihren Gebieten jedem, der nicht in ihrem Dienste steht, so gut wie unmöglich macht, Handel zu treiben. Außerdem beklagt man in England den Umstand, der für uns Wichtigkeit hat, daß die Company starken Branntweinhandel treibt. Sie hindert ihre Agenten nicht nur nicht an der Einfuhr desselben, sondern macht in ihren Verträgen mit den Eingeborenen stets die Lieferung von großen Mengen Branntwein ab. Auch werden die von der Company beschäftigten Eingeborenen, wie die Kruleute, mit „Gin" bezahlt.

Der Gouverneur der **englischen Goldküstenkolonie** Maxwelle hat am 15. März in der Sitzung der Handelskammer von Liverpool die Erklärung abgegeben, daß noch vor Ablauf dss. Js. das britische Protektorat über Aschante ausgesprochen werden würde. England breitet also seine schützenden Fittiche über immer weitere Ländergebiete Afrika's, dessen Verteilung unter die sog. Kulturmächte jetzt einmal auf der Tagesordnung steht.

Bei Hoachanas, einem der wasserreichsten und damit besten Plätze in unserm ganzen **Süd-West-Afrikanischen Schutzgebiete** sind zwischen den Manasse- und den Lambert-Hottentotten Zwistigkeiten vorgekommen. Jene kehren jetzt zu diesem ihrem früheren Wohnsitz zurück, den sie infolge der fortwährenden Unruhen verlassen hatten. Darauf hin sind sie von Lambert-Hottentotten ange-

griffen und beraubt worden. In wie weit diese Nachricht sich bestätigt, der noch hinzugefügt wird, daß bei Gelegenheit dieser Kämpfe mehrere deutsche Soldaten den Tod gefunden haben, bleibt abzuwarten.

Am 9. März hat der General Jubert **Swasiland** für die Südafrikanische Republik besetzt. Der Präsident Krüger hat Recht behalten mit seiner Prophezeiung, daß dies in Ruhe und Frieden geschehen würde. Der bisherige Swasikönig Uburu ist zum „Chiefcapitain" eingesetzt worden. Er hat dem General mehrere seiner großen (Iduna) zur Begrüßung entgegengesandt, welche ihm 4 Ochsen als Geschenk überbrachten. Für die Bereitwilligkeit England's, die Annektion des Swasilandes zuzugeben, hat sich der „Volksraad" von Transvaal erkenntlich erwiesen. Zwar hat er in seiner jüngst abgehaltenen außerordentlichen Session einen Vertrag mit England über die Militärdienstpflicht der beiderseitigen Unterthanen noch nicht angenommen, sondern die Bestätigung desselben der nächsten ordentlichen Session vorbehalten. Indeß soll die Regierung doch in der Zwischenzeit bereits so handeln, als sei die Bestätigung erfolgt. Der Inhalt dieses Vertrages ist, daß Engländer, welche in Transvaal wohnen, eben so wenig zu Militärdienst herangezogen werden dürfen, wie die Angehörigen der Südafrikanischen Republik, welche in England oder in seinen Kolonien ihren Wohnsitz haben. Diese Frage nach der Dienstpflicht der Ausländer in Transvaal ist im vorigen Jahr während des Kriegszuges gegen die Zulu brennend gewesen.

Portugiesische Soldaten haben bei **Lourenzo Marquez** eine Niederlage erlitten, wie seit den Zeiten des Zulukrieges keine europäische Macht eine solche in Südafrika erlebt hat. Die Kaffern haben nämlich das portugiesische Lager überfallen und dabei 200 Mann getötet und etwa 60 verwundet. Erst nachdem das Blutbad eine geraume Zeit gewährt hatte, gelang es den Portugiesen, ein Viereck zu bilden, sodaß sie ihre Geschütze gegen den Feind richten konnten. Dadurch wurde derselbe zum Rückzuge gezwungen, wobei er erhebliche Verluste erlitten hat.

Die „Hamburger Nachrichten" bringen in ihrer Nr. 67 vom 19. März eine Pariser Korrespondenz mit der Ueberschrift **„Aus Madagaskar"**. Derselbe beschäftigt sich mit den Aussichten, welche der französische Feldzug gegen die Howa-Regierung haben wird. Am Schlusse desselben lesen wir folgende für die Missionsthätigkeit der römisch-katholischen Kirche bezeichnende geschichtliche Notiz: „Bei dieser Gelegenheit mag die wenig bekannte Thatsache erwähnt werden, daß es nur der Ungeschicklichkeit eines französischen Beamten zuzuschreiben ist, daß das Herrscherpaar von Madagaskar nicht katholisch geworden ist. Rainilatarivony war bereit, sich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu begeben und seine Frau Ranavaloo III. wäre ihm, wie in allen Dingen, auch hier gefolgt; aber der hochgestellte Würdenträger vom Hofe von Imerina, der diese Bekehrung mit dem französischen Missionar, einem Jesuiten, verabredet hatte, verlangte für seine Bemühungen ein Trinkgeld von dreißigtausend Franken.

Man schrieb nach Paris, wo man die Forderung annehmbar fand. Man konnte in der That den Engländern einen Theil ihres Einflusses für einen billigeren Preis nicht abjagen. Das Geschäft schien äußerst günstig und die französische Regierung beeilte sich, ihren Vertreter in Tananarivo anzuweisen, daß er die dreißigtausend Francs ausbezahlen möge. — So weit verlief Alles vortrefflich. Der Howa-Minister, der die Sache eingefädelt hatte, wurde von dem bevorstehenden Besuche des französischen Agenten benachrichtigt und erwartete diesen zur festgesetzten Stunde mit offenen Händen. Er sollte sie jedoch gleich wieder schließen, als der Agent sich erlaubte, im Tone der schuldigen Hochachtung eine Quittung von ihm zu beanspruchen. Das Lächeln verschwand von den Lippen des Howa-Mannes und er brach die Unterhandlungen auf der Stelle ab. Und darum wird Madagaskar heute nicht von einer katholischen Dynastie regiert. Was jedoch den französischen Vertreter anbelangt, so ließ man ihn seinen übertriebenen Ordnungssinn nicht entgelten. Er hätte allerdings wittern können, daß die Ordnungsliebe manchmal eine Untugend ist und daß man in gewissen Fällen, selbst in Europa, keine Quittung verlangt. Aber das war noch vor Panama!"

Der „Kolon.-Korresp." entnehmen wir folgende Notiz, welche sich auf die „**Wahehe**"-Gefangenen bezieht, die bei der Eroberung von Kuirenga gemacht worden sind: „Der Abg. Bebel zeigte bei der Kolonialdebatte am 19. März ein so lebhaftes Mitgefühl für die in Kuirenga gefangenen Weiber und Kinder, daß es interessiren dürfte zu erfahren, was aus diesen Leuten geworden ist. Von vornherein ist festzustellen, daß es sich hier nicht allein um gefangene Wahehe-weiber, sondern zum größten Theil um geraubte Leute, nach afrikanischen Begriffen Sklaven, handelt, und daß diese laut Gouvernementsbefehl vom 6. Dezember neben ihrer Freiheit ihren Freibrief erhalten haben. Die Kinder ohne Eltern, sowie Säuglinge mit Müttern waren nach erhaltenem Freibrief den Missionaren zur Erziehung zu überweisen. Die gefangenen Wahehe-weiber und Kinder waren bis auf weiteres auf den Stationen zu behalten, denen sie zugetheilt waren, in gesunden Wohnungen unterzubringen, zu kleiden und zu ernähren, wofür sie zu gunsten der Station Feldarbeiten zu leisten hatten. Kinder ohne Mütter waren ebenfalls den Missionsstationen zu übergeben, wobei das Gouvernement für das Kind unter acht Jahren eine jährliche Beihülfe von 25 Mark gewährte. Die Stationen wurden ermächtigt, falls die Wahehe Verhandlungen wegen Auslieferung anknüpfen wollten, diese zu führen und die Wahehe-Weiber und -Kinder gegen entsprechend festzusetzende Auslösungsobjekte (Elfenbein, Vieh, Geld u. s. w.) freizugeben. Die Wahehe-Sklaven wurden dagegen nicht zurückgegeben. Den Stationschefs wurde ferner eine besonders humane Behandlung der auf den Stationen gefangen gehaltenen Frauen und Kinder zur ganz besonderen Pflicht gemacht. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Weib oft des Afrikaners größtes Vermögen ist und die Wohlhabenheit eines Mannes sich nach der Anzahl seiner Weiber

berechnet, so wird man das Vorgehen als durch die Verhältnisse geboten erachten müssen. Den befreiten Sklaven der Wahehe ist nun (und dies ist ein großer Fortschritt gegen die frühere Praxis) freigestellt worden, sofern sie nicht in ihre Heimath zurückziehen oder in dem Bezirk der betreffenden Station — es handelt sich um Kilossa, Kisaki, Mpuapua, Usanga, Muhalala und Langenburg — zu bleiben verlangen, auf Wunsch nach der Küste befördert zu werden, wo sie auf den Plantagen, die sich schon länger um befreite Sklaven bemüht haben, Arbeit gegen Lohn leisten, angesiedelt und auf Wunsch verheiratet werden sollen." — Wir würden uns sehr freuen, wenn die Plantagen sich als die geeigneten Plätze erwiesen, diese befreiten Sklaven dauernd unterzubringen und zu selbständiger Arbeit zu erziehen.

Die englische Kirchen-Missionsgesellschaft theilt mit, daß **Heuschrecken und Hungersnoth** noch immer großes Elend unter den Eingeborenen auf den Stationen der Gesellschaft in Deutsch-Ostafrika anrichten. Bischof Tucker erklärt, daß die Summe von 13000 Rupien, welche in Sansibar und Mombasa gesammelt worden ist, völlig unzureichend ist, um nur die schlimmste Noth in Usugara und Ugogo zu lindern. Von Mpuapua komme die Nachricht, daß eine furchtbare Hungersnoth dort wütet. Und doch befürchtet man, daß das Aergste noch bevorsteht. Täglich sterben die Eingeborenen in Menge. Ganze Dörfer werden entvölkert. Kirchen und Schulen müssen geschlossen werden. Vielfach verkaufen die Leute sich selbst und ihre Kinder in die Sklaverei, nur um Nahrungsmittel zu erhalten. Bei Mamboia wird die Gegend schnell „menschenleer". Derselbe Bericht trifft von Kisokwe und anderen Stationen der Missionsgesellschaft ein.

Ueber das **Ueberhandnehmen der Sklavenjagden und Raubzüge** in einigen Theilen Ostafrikas wird der „Deutschen Afrika-Post" aus Dar-es-Salam berichtet: Von der Missionsstation der Weißen Väter, Kala, kommt die Hiobspost, daß die Wawemba, unter ihrem Oberhäuptling Kitimkura die ihnen vom Major Wißmann im Juli 1893 bei Kondo zugefügte große Niederlage überwunden haben und abermals auf Verheerungszügen begriffen sind. Gegen 6000 dieser berüchtigten Sklavenjägergehilfen sind in das zwischen dem Rickwa- und Tanganikasee gelegene deutsche Gebiet eingefallen. Die Warungu, die sich im letzten Jahre zu sicher fühlten, haben diese Sorglosigkeit furchtbar büßen müssen. Dieser am Kalambo sitzende Stamm ist fast gänzlich vernichtet worden, allein gegen 400 Weiber und Kinder wurden von den Wawemba in die Gefangenschaft resp. Sklaverei geführt. Die Abnehmer dieser Beute sind zum Teile Udschidschi-Araber. Von jener Mission wird geschrieben: „Wenn hier nicht bald genügende Sicherheitsmaßregeln vom Gouvernement ergriffen werden, wird das ganze herrliche, zwischen Njaßa und Tanganika gelegene Gebiet in wenigen Jahren zur Einöde. In Folge der in wirthschaftlicher und gewerblicher Kultur am weitesten vorgeschrittenen, noch sehr zahlreichen Bevölkerung ist der von ihr bewohnte Strich zu den gesegnetsten der Kolonie zu rechnen."

Der Gefangenschaft des **Mahdi** ist neuerdings wieder ein Europäer glücklich entronnen. Es ist ein geborener Oesterreicher, Namens Slatin Bey. Derselbe erzählt von den Mahdisten, daß sich ein Heer von 12000 Mann etwa in drei Tagemärschen von Kassala entfernt, befindet. Khorassi am Atbara sei der Hauptstützpunkt. Der Chalif wiederhole seinen Leuten gegenüber immer, daß er die Italiener bald angreifen wolle, das sei aber unmöglich, weil das Land wasserlos sei. Die Mahdisten müßten sich daher auf die Vertheidigung ihres Gebietes gegen einen etwaigen Angriff der Italiener beschränken. An der Stellung des Chalifen habe sich seit der Flucht des P. Rossignoli nichts geändert, er stütze sich immer noch auf die ihm ergebenen Baggara und in dem Orte selbst wie in den umliegenden Landschaften sei seine politische und regiliöse Macht völlig vorherrschend. Auf Befragen des Khedive erklärte Slatin, obwohl die Macht und das Ansehen der Chalifen gegen früher sehr abgenommen habe und er bei den Soldaten nicht beliebt sei, wäre dennoch jedes militärische Vorgehen gegen die Mahdisten schwierig und erfordere eine starke Streitmacht und einen wohlerwogenen Feldzugsplan. Nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit wird Slatin Bey wieder in egyptische Dienste treten, in denen er vor seiner Gefangennahme gestanden hat und denen zu Liebe er sein Christenthum verleugnet hat, und zum Islam übergetreten ist.

Die Unterthanen des Sultans von **Maskat**, Seyjid Fesal ben Turki, hatten sich empört und hielten ihn eingeschlossen. Er hat sich jetzt mit einer Summe von 16000 Dollars losgekauft und infolge dessen seine Residenz Maskat wieder bezogen. Damit ist er zugleich wieder in den Genuß seiner Einkünfte getreten, welche er aus dem Handel zieht, der sich in Maskat fast ganz auf Sklaven und Datteln beschränkt. Es wird angegeben, daß 10000 Sklaven vorhanden sind, die zum Theil in eigenen Ortschaften außerhalb der Stadt wohnen.

Vereinsnachrichten.

Mit besonderer Genugthuung dürfen die Mitglieder des Vorstandes des Rheinischen Verbandes und unter ihnen vor Allen der Schriftführer, der Divisionspfarrer Fabarius auf die großartige Versammlung im Gürzenich-Saale in Köln am 30. Januar zurückblicken, welche im Anschluß an die Generalversammlung in Coblenz abgehalten wurde. Dank der freundlichen und rührigen Teilnahme des zum Zwecke der Einberufung dieser Versammlung gebildeten

Lokalkomitee's hatten sich mehr als 1700 Frauen wie Männer eingefunden, um den Vortrag des Missions-Inspektors Merensky über die Bedeutung der Eingeborenenfrage in unsern Schutzgebieten zu hören. Welch durchschlagender Erfolg der herrliche Lohn aller aufgewandten Mühewaltung war, geht daraus hervor, daß ein Ortszweigverein sich am selben Abend gebildet hat, zu dem mehr als 200 Mitglieder sich anmeldeten. Wir wünschen im neuen Vereinsjahre dem Rheinischen Verbande, als dem ältesten und stärksten Zweige des Evangelischen Afrika-Vereins, weiteres Wachstum und Gedeihen nach innen und außen.

Wir haben die große Freude, feststellen zu können, daß, wenn auch langsam, so doch stetig, unser Verein zunimmt und sich ausbreitet. So hat sich auf Grund eines Vortrags des General-Sekretärs in Mühlhausen (Thüringen) ein Zweigverein gebildet, dem bei dem Interesse einzelner Herren an unsrer Sache eine gedeihliche Entwicklung unschwer vorausgesagt werden kann. — Auch aus Metz und aus Stettin hat der Hauptvorstand die Mitteilung erhalten, daß die Gründung von Zweigvereinen vorbereitet sei.

Es sei auch bei dieser Gelegenheit wiederum ausgesprochen, daß die Mitarbeit der lieben Mitglieder des Vereins die unerläßliche Voraussetzung ist für sein Wachstum, und daß wir ohne dieselbe vergeblich uns bemühen werden, unser Ziel zu erreichen, nämlich praktisch an der socialen Hebung der Eingeborenen unsrer Schutzgebiete thätig zu sein.

Litterarisches.

„Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet." Im amtlichen Auftrage von **Dr. Karl Peters.** Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1895

Veranlaßt durch Verfügung der Kolonialabteilung des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiets hat der bekannte Reisende und Forscher Dr. Peters oben angeführtes, 467 Seiten umfassendes, mit einem Anhang „Abriß der Entstehungsgeschichte des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes an der Hand des Aktenmaterials" und einem Namen- und Sachregister versehen, herausgegeben, und zwar in erster Linie für diejenigen Kreise, welche ein praktisches Interesse am Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiet hegen, in der Absicht Deutsch-Ostafrika zu schildern „so, wie es ist". Es umfaßt 4 Hauptteile: I Wirthschaftliche Kolonialpolitik II. Allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostafrika als Kolonialgebiet. III. Beschreibung des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes in seinen Einzelteilen und Landschaften. IV. Die wirtschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika. Das Werk ist mit großem Fleiße auf Grund zuverlässiger Quellen und eigner Erfahrung aufgestellt; die Abbildungen teils nach photographischen

Aufnahmen, teils nach der Natur, veranschaulichen Landschaftsbilder und Typen einzelner Volksstämme. Zu beklagen ist leider der Standpunkt des Verfassers, von welchem aus er sein amtliches Werk ausgearbeitet hat. Er sieht in dem Neger nur tüchtiges Arbeitsmaterial. Um dieses zu verwerten muß „im Negerkopf ein unzerreißbarer nexus idearum zwischen Contractbruch und Prügelkriegen hergestellt werden, um ihn mit der Zeit für die abstracte Handhabung des Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches geeignet zu machen" S 41. Diese Prügelstrafe verteidigt er weiter S. 403; wo er sie unter gewissenhafte Controlle der Behörde gestellt wissen will. Strafmaß und Art des Vollziehens soll durch Gesetz geregelt werden nach dem „Princip der Abschreckung". Als zweites Mittel zur Arbeitserziehung zu führen, schlägt er einen fiscalischen Arbeitszwang vor, den er für „erlaubt" hält. Er schlägt vor, gewissermaßen „eine Steuer auf die Arbeitskraft unserer africanischen Schutzbefohlenen, welcher zur Zeit ihr einziger reeller, unter allen Umständen vorhandener Besitz ist, zu legen", indem er meint, eine Besteuerung von Hab und Gut würden die Eingeborenen als Raub ansehen. Heißt das nicht Frohndienst? Partielle Sclaverei? Vermöge ihrer äußeren Leistungen in Anlagen, Plantagenbau stimmt Dr. Peters dieselben Lobeserhebungen an, wie sie schon vielfach aus dem Munde der Afrikaforscher mit gleicher Gesinnung wie er geflossen sind, er rühmt neben Bagamojo, die katholische Mission in Mrogoro (S. 260), wo er über eine Woche gewohnt hat, „weil sie die Arbeitskraft des Negers ihren eigenen zivilisatorischen Zwecken dienstbar machen und schulen, sind sie die besten Volkslehrer für diese entwicklungsfähige, aber zurückgebliebene Rasse". Er nennt die Musteranlage derselben „um so bewunderungswüreiger, als diese Missionsanstalten von ihrem Orden als Jahresunterstützung für eine solche Anlage nur die lächerlich kleine Summe von 1000 Frcs ausbezahlt bekommen, im übrigen aber für ihren Unterhalt und ihre sämtlichen Ausgaben auf das angewiesen sind, was sie aus dem Boden und der Arbeitskraft ihrer Zöglinge zu machen verstehen". Vergleiche auch das Urteil S. 288 über die berühmte Anlage des Ordens „vom heiligen Grab", die „für alle Zeiten ihre große weltgeschichtliche Bedeutung behält". „So kann nur einer loben, der nichts von dem Wesen und den Aufgaben einer Mission versteht. Vergleiche S 371 u. folgd. Deshalb kann man sich auch nicht wundern, daß Dr. Peters dem Missionsinspektor Merensky, weil er die Menschenwürde der Konde vertritt, „Voreingenommenheit" für den Volksstamm vorwirft. „Der glückliche Griff" und das nachdrückliche Vorgehen auch der evangelischen Missionsgesellschaften, der Brüdergemeinde und der älteren Berliner Missionsgesellschaft, wird hervorgehoben. Von der jungen (dritten) Berliner Missionsgesellschaft, welche an der Ostküste und am Kiliman-Ndscharo thätig ist, und ihren Stationen vernehmen wir nichts. Im Namen- und Sachregister vermissen wir die Aufführung der in unserm Schutzgebiet wirkenden Missionsgesellschaften Ob die Behauptungen S. 6 richtig sind, z. B. „So verbindet sich mit dem Namen des Deutschen in der Fremde so häufig der Begriff des stellensuchenden, armen Schluckers und sehr oft der des Schwindlers" oder daß man in England, Rußland, Frankreich, Amerika anfängt sich unserer Landsleute „wie eines Gesindels" zu erwehren, bleibt dahingestellt. M.

Rochus Schmidt, Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Erster Band (Deutsch-Ostafrika). Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde Schall & Grund.

Fast gleichzeitig mit obigem Werke des Dr. Peters ist das hier angezeigte Buch von Rochus Schmidt erschienen. Wir empfehlen dasselbe jedem, der mit der Geschichte unseres Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes sich bekannt machen und auf Grund derselben ein eigenes Urteil sich bilden will. Die Ueberzeugung, welche der Major v. Wißmann in der kurzen Einleitung, welche er demselben vorangeschickt hat, ausspricht, „daß das Buch wie kaum ein anderes beitragen wird zur Aufklärung der Verhältnisse in unsern überseeischen Besitzungen und daß es das Interesse an denselben stärken und mehren wird", ist allerdings uneingeschränkt auch die unsere. Freilich können wir nicht umhin, zu gestehen, daß

unsere Anschauung über die Verwendung der aus der sogen. Antisklaverei-Lotterie gewonnenen Mittel und die Bedeutung der mit denselben ausgeführten Arbeiten doch eine andere ist, als die des Herrn Verfassers. Indeß de mortuis nihil nisi bene! Auch stimmen wir nicht in das rückhaltlose Lob über die Thätigkeit der katholischen Missionare in Ost-Afrika ein, welches der Herr Verfasser zum Ausdruck bringt: Indeß soll es dabei besonders anerkannt werden, daß er nicht in den Fehler verfallen ist, auf Kosten der katholischen die evangelische Missionsthätigkeit herunter zu setzen, wie das leider so oft geschieht, sondern daß er der letzteren durchaus gerecht geworden ist. Wir wollen hier auf einen Druckfehler, der sich bei dem Namen einer evangelischen Missionsstation eingeschlichen hat, welcher sich übrigens auch im Deutschen Kolonialkalender 1894 findet, aufmerksam machen Die Station „Neu-Bethel" liegt nicht bei Mteri sondern bei Mtai in Usambara Auch heißt, wie es zu bemerken gestattet sei, der sonst richtig genannte Kompagnieführer Ramsay und nicht Romsay, wie auf Seite 75 unter der Abbildung zu lesen ist. — Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche. Die vielen Abbildungen sind durchweg sauber und gut, wie diejenige zeigt, welche wir im vorliegenden Hefte zum Abdruck bringen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.

Eingesandt.

Pallanza, den 29. März 1895.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht in unmittelbarem Anschluß an das Schreiben des Herrn Pr.-Lieut. Werther, betr. Kritik seines Buches, habe einige Worte erwidern können. Es wäre das einfacher und kürzer gewesen. Im Interesse des grundsätzlichen Standpunktes aller deutschen evangelischen Afrika-Freunde scheint es mir nun geboten, wenn auch wenig erfreulich, auf die Entgegnung des Herrn Werther näher einzugehen.

Was zunächst „die Reihe blutiger Kämpfe" anlangt, auf die ich glaubte tadelnd hinweisen zu müssen, so überlasse ich das Urteil über die Berechtigung meiner Kritik jedem unbefangenem Leser. Die Ansichten sind zumal in den letzten Jahren doch bei allen Kennern der afrikanischen Verhältnisse wesentlich andere geworden, als die sind, welche der Herr Werther auch in seiner Entgegnung als berechtigt sich darzustellen bemüht. Ich verweise nur auf das Urteil des Dr. Zintgraff in seinem neusten vortrefflichen Werk „Nord-Kamerun" über die unzeitige übertriebene Kampfeslust vieler sog. Afrikareisenden, die damit nur Unheil und stets erneute Kämpfe wachrufen. Ferner lese man doch, was Herr Werther S. 208 selbst ganz offen schreibt, lese ferner S. 215 Abs. 2, S. 216 (Viehraub und Ueberfall), S. 225 (Straferpedition, weil man die gesuchten Lebensmittel nicht fand), S. 230, u. s. f. bis S. 262 und man hat der Beweise in Hülle

und Fülle, daß des Schießens und Kämpfens mehr als reichlich viel war, und das Eingeborenen gegenüber, die völlig in ihrem Rechte waren, wenn sie es nicht begriffen, warum sie in majorem gloriam sog. europäischer Civilisation sich von einem beliebigen Privatmann aus Europa in ihrem Rechtsbewußtsein sollten beeinträchtigen lassen. Wenn wir den Standpunkt des Herrn Werther anerkennen wollten, wer gäbe uns dann noch das Recht, die Araber in ihrem Vorgehen vom christlich sittlichen und deutschen Bewußtsein aus zu verurteilen? Ja, dann ließe sich schließlich auch der eigenartige Heroismus eines Cortez, eines Pizzaro rechtfertigen, obwohl doch bis auf den heutigen Tag in den Folgen klar zu Tage liegt, wie unheilvoll das Vorgehen jener gewesen ist, obgleich sie sich auch als Vertreter einer höheren Kultur ansahen, ja sogar im Dienste des Kreuzes zu stehen vorgaben und mit dem Segen der Kirche ihre Kämpfe fochten. — Ueberdies weise ich gegenüber der Behauptung: „Meine Offensive war nur Vertheidigung!“ hin auf die Thatsache, daß andere Reisende zu gleicher Zeit in gleicher Gegend ganz friedlich ihre Durchzüge bewerkstelligt haben. Es ist doch immerhin seltsam, warum gerade Herr Werther soviel von der kriegerischen Unduldsamkeit der Eingeborenen erfahren mußte, während andere ohne einen Schuß zu thun durch dieselben Landstriche vor und nach ihm zogen. Sollte der Grund nicht doch mit Recht darin zu suchen sein, daß eben Männer, wie Emin, v. Wißmann, Stuhlmann, Baumann, Graf Götzen, von Missionaren wie Merensky oder Schynse gar nicht zu reden, immer wieder betonen und den Beweis geliefert haben, daß richtige Behandlung der Afrikaner auch friedliches Auskommen und Erfolge unter ihnen allein ermöglicht. Selbst Dr. Peters weist in seinem neuesten Werke immer wieder auf diese unbestreitbare Thatsache hin, ebenso wie vor ihm die beiden Offiziere, Hauptmann Herold und Lieutenant Graf Schweinitz. Mir erscheint der Werther'sche Rückzug nach seiner eigenen Schilderung als der eigentliche Typus jener in der „Afrika“ früher mit Recht verurteilten „Privatexpeditionen“.

Was sodann die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition anlangt, so kann man doch wahrlich eine zufällige Entdeckung des Hohenlohe-Sees bei Gelegenheit eines eiligen Rück- und Kriegszuges nicht irgendwie nennenswert veranschlagen, geschweige denn um einiger solcher zufälliger Bereicherungen des Kartenbildes (die übrigens wenige Wochen später durch Baumann auf friedlichem Zuge auch erlangt worden wären), dem Buche den Nebentitel „Forschungsreise“ geben. Von dieser Ansicht kann mich, und mich nicht allein, auch nicht die höflich anerkennende Erwähnung dieser „wertvollen Bereicherung“ im Ergänzungshefte der Peterm. Mitteilungen abbringen. Der Titel „Antisclaverei-Expedition“ berührt aber gerade um deswillen so eigentümlich, weil sich von Anfang bis zu Ende durch das Buch eine gewisse absprechende, ja stellenweis höhnische Kritik des Antisclaverei-Comitees zieht und der Versuch, nach eigener vermeintlich besserer Erkenntnis für Antisclaverei im Sinne des Verfassers selbst etwas zu

leisten, nicht gemacht ist oder vom unbefangenen Leser des Buches als ein richtiger Versuch nicht anerkannt werden kann.

Die Entgegnung auf die Anklage betr. Stellung des Verfassers zur Mission hat sich Herr Werther leicht gemacht, indem er das Wörtchen „deutsche" der Bezeichnung evang. Mission einschiebt. Von der evangelischen deutschen Mission ist aber, wie der Herr Verfasser im betr. Absatz selbst richtig anführt, gar nicht die Rede, sondern von evangel. Mission überhaupt. Wenn Herr Werther sich die Mühe geben will zu lesen, was Dr. Peters in seinem neuesten Werk über die evang. englische Mission urteilt, ferner Dr. Baumann in seinem Hauptwerk sowie in einem Sonderaufsatz in von „Fels zum Meer", so wird er finden, daß er diese Herren nicht zu seinen Eideshelfern machen kann. Auch die amtlichen Mitteilungen widersprechen seiner Anschauung, die zwar früher leider in Deutschland ziemlich allgemein bei den Leuten galt, die mehr von der Ferne und Oberfläche urteilten, heute aber doch ein glücklich überwundener Standpunkt auch in nicht kirchlichen Kreisen ist. Selbst v. Wißmann hält sein früheres Urteil nicht mehr aufrecht. Es fehlen mir hier fern von Deutschland die nötigen Belagstellen im Einzeln, sonst könnte ich sie in Fülle beibringen, — amtliche und außeramtliche! (Siehe auch Kolonial-Jahrbuch 1894!) Daß aber Herr Werther gerade nach eigenem Geständnis „keine Zeit hatte" die englischen evangel. Missionsstationen, an denen er vorüber zog, und zwar die bedeutenden und anerkannt tüchtigen in Mamboia und Mpuapua, zu besuchen, ist doch nur eine Bestätigung meiner Behauptung „er habe eine Berührung mit der evangelischen Mission sichtlich gemieden". Demgegenüber erscheint es mir ja gerade sonderlich beklagens- und erwähnenswerth, daß er, „obgleich selbst evangelisch", für die französische katholische Mission viel Zeit und dem entsprechendes Lob übrig hat. Wir Evangelischen fordern von unsern Glaubensgenossen keine bedingungslose Lobrednerei aller evangelischen Arbeit, aber wir haben ein Recht zu fordern, wo man ihr nicht liebevolle Teilnahme entgegenbringen will, mindestens Objectivität im Urteil über sie walten zu lassen. Das ist nicht nur eine Forderung evangelischen, sondern auch deutschen Gerechtigkeitssinnes, den wir uns auch durch voreingenommene Urteile solcher, die evangelische Missionsarbeit nicht, oder nicht gründlich kennen, nicht rauben lassen wollen. Auch hierzu weise ich hin auf das jüngst veröffentlichte Urteil Dr. Zintgraffs, der ein besserer Kenner Afrikas und mehr geleistet hat als Herr Werther. —

Daß übrigens Herrn Werthers Buch keineswegs allseitig günstig von der Kritik aufgenommen, zum Beweise des verweise ich auf die sehr vorsichtig und zurückhaltend abgefaßte Besprechung in der Deutschen Kolonialzeitung und füge überdies eine mir zufällig dieser Tage zu Gesicht gekommene Besprechung der „Frankfurter Zeitung" vom 10. März bei. Gerade die Kolonialfeinde schlagen aus Büchern wie das Wertherschе das beste Material für sich. Aus diesem Grunde schien es mir doppelt Pflicht für unser „Afrika" deutliche Stellung dagegen

einzunehmen. Zudem wäre es mir ein Leichtes, mein Urteil durch das der Auftraggeber und Mitarbeiter des Herrn Werther zu belegen, wovon ich jedoch glaube, in Rücksicht auf mögliche Ausbeutung durch die Kolonialfeinde, absehen zu dürfen.

Mit bestem Gruß Ihr ergebenster

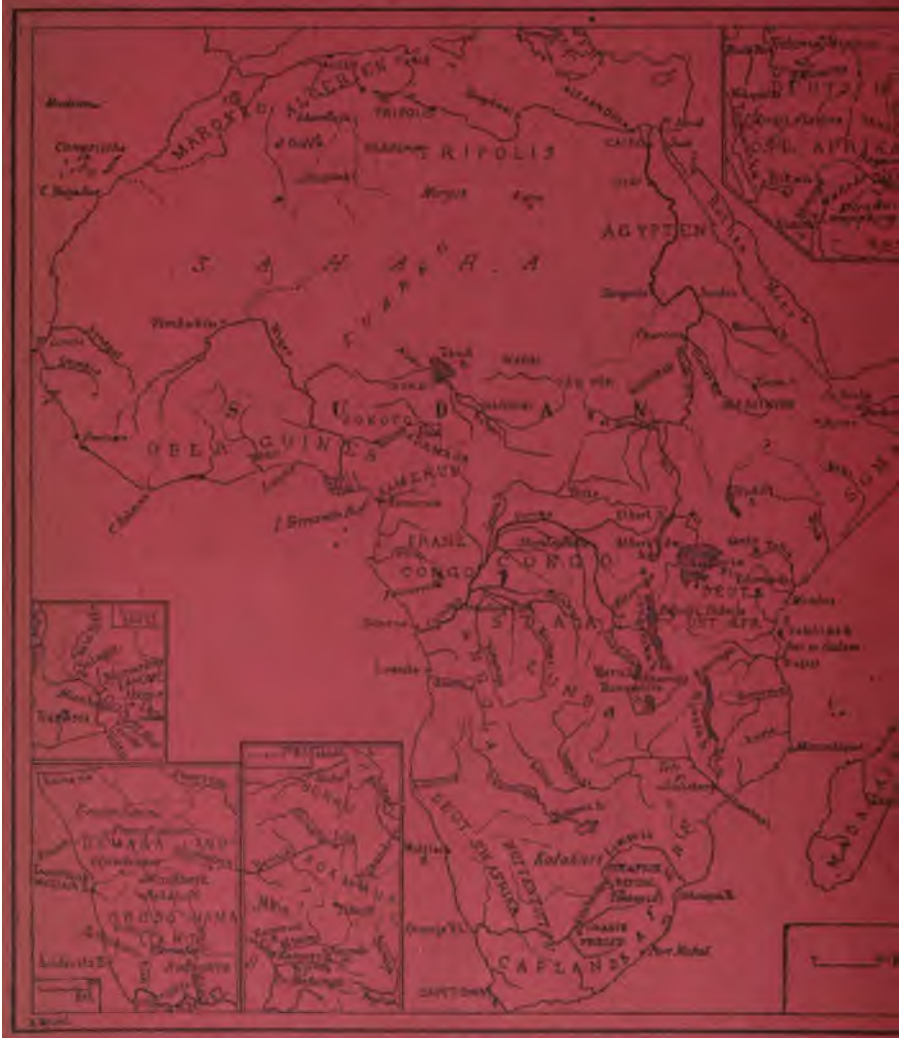
Fabarius, Kgl. Divisionspfarrer, Schriftführer des Rhein. Verbandes.

Anmerkung. Hiermit darf ich wohl diese Kritik der Kritik als abgeschlossen ansehen und hoffe nur, nicht weiter darauf zurückkommen zu müssen, da eine eingehende Entgegnung und genaue Widerlegung der im Werthern'schen Buche hervortretenden Anschauungen dann eines besonderen Aufsatzes bedürften, wozu aber wohl kaum in der „Afrika" Raum und mir die nötige Zeit zur Verfügung stehen würde.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. — Achter Jahrgang. Heft 1 und 2. — Berlin 1895. Karl Heymann's Verlag.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Bericht über die Generalversammlung des Rheinischen Verbandes	57
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika I.	62
Afrikanische Nachrichten	69
Vereinsnachrichten	70
Litterarisches	71
Eingesandt	72

Druck von C. A. Wenzel in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 5.

Mai 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

in

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung.

Die geehrten Mitglieder unsers Vereins und Leser der „Afrika“ werden herzlich gebeten, den Jahresbeitrag bezw. Bezugspreis für 1895, soweit sie das noch nicht gethan haben, im Laufe des Mai einzusenden. Wo das nicht geschieht, sehen wir uns für befugt an, mit der Juni-Nummer der „Afrika“ den fälligen Betrag durch Postnachnahme zu erheben.

In Berlin wird der Betrag durch Boten eingesammelt.

Berlin W., Behrenstraße 48,
den 1. Mai 1895.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins
Geheimer Kommerzienrat **Veit.**

Deutschlands Pflicht gegen seine schwarzen Unterthanen.

Von A. Merensky.

Daß von der Entwickelung der eingeborenen Bevölkerung die Zukunft unserer im tropischen Afrika gelegenen Kolonieen abhängt, ist eine Wahrheit, die unsere Zeitschrift schon zum öfteren ausgesprochen hat, deren Anerkennung sich aber nur langsam Bahn bricht. Vorläufig beschäftigen noch andere Fragen die Freunde der Kolonieen, die Frage, ob und wie weit sich Süd-West-Afrika zur Besiedelung durch Europäer und das dort gelegene Land zur Viehzucht eignen, die Frage, ob im Kamerun-Gebiet und in Ostafrika der Plantagenbau sich vorteilhaft erweisen wird, welche Mittel anzuwenden sind, um das Hinterland Kameruns dem Handel zu erschließen und andere Fragen mehr. Die Eingeborenen-Frage aber wird noch ihre Bedeutung haben, wenn alle diese Fragen längst entschieden sind, ja ihre Bedeutung wird im Laufe der Jahre zunehmen, und von ihrer Lösung hängt nicht nur Wohl und Wehe, sondern hängt auch der Bestand unserer afrikanischen, besonders unserer in den Tropen gelegenen afrikanischen Kolonieen ab.

Freilich ist die Zahl unserer schwarzen Unterthanen in Togoland, Kamerun und Ostafrika zur Zeit nicht eben sehr bedeutend, man kann sie auf 6 bis 7 Millionen veranschlagen. Aber diese Zahl wird sich in etwa 15 bis 20 Jahren verdoppelt haben, wenn es anders gelingt, friedliche Zustände in diesen Ländern herzustellen. Es ist eine klar erwiesene Thatsache, daß die Neger-Völker, und zwar die Bantu-Völker sowohl als die eigentlichen Nigritier, nicht etwa verschwinden, wenn sie in den Verkehr mit anderen Völkern gezogen werden, sondern, daß sie sich stets schnell wieder erholen sobald günstige Verhältnisse eintreten, wenn sie auch als einzelne Stämme dem Untergange schon nahe waren, und daß die Berührung mit der europäischen Kultur von ihnen, was die physische Seite angeht, sehr gut vertragen wird.

Wenn man bedenkt, daß in den letzten vier oder fünf Jahrhunderten Afrika von immerwährenden Kriegen durchtobt worden ist, die es förmlich mit Blut gedüngt haben, und daß in Folge dieser Kriege in diesem Zeitraum gewiß an 50 Millionen Schwarze nach Osten, Norden und Westen hin aus Afrika als Sklaven verschleppt worden sind, wenn man dazu nimmt, daß Hungersnöte, die durch diese Kriege, aber auch durch Dürren und Heuschrecken-Schwärme verursacht wurden, oft genug tausenden und hunderttausenden von Eingeborenen Verderben brachten, so muß man staunen, daß das Land nicht vollständig entvölkert ist. Wenn auch die Geographen und Statistiker die Zahl der dunkelfarbigen (Neger- und Bantu-) Bevölkerung zu hoch angesetzt haben, so wird man doch annehmen können, daß sie sich immer noch auf etwa 50 Millionen Köpfe beläuft. Daß sich diese Bevöl-

Der Gefangenschaft des **Mahdi** ist neuerdings wieder ein Europäer glücklich entronnen. Es ist ein geborener Oesterreicher, Namens Slatin Bey. Derselbe erzählt von den Mahdisten, daß sich ein Heer von 12000 Mann etwa in drei Tagemärschen von Kassala entfernt, befindet. Khorassi am Atbara sei der Hauptstützpunkt. Der Chalif wiederhole seinen Leuten gegenüber immer, daß er die Italiener bald angreifen wolle, das sei aber unmöglich, weil das Land wasserlos sei. Die Mahdisten müßten sich daher auf die Vertheidigung ihres Gebietes gegen einen etwaigen Angriff der Italiener beschränken. An der Stellung des Chalifen habe sich seit der Flucht des P. Rossignoli nichts geändert, er stütze sich immer noch auf die ihm ergebenen Baggara und in dem Orte selbst wie in den umliegenden Landschaften sei seine politische und regiliöse Macht völlig vorherrschend. Auf Befragen des Khedive erklärte Slatin, obwohl die Macht und das Ansehen der Chalifen gegen früher sehr abgenommen habe und er bei den Soldaten nicht beliebt sei, wäre dennoch jedes militärische Vorgehen gegen die Mahdisten schwierig und erfordere eine starke Streitmacht und einen wohlerwogenen Feldzugsplan. Nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit wird Slatin Bey wieder in egyptische Dienste treten, in denen er vor seiner Gefangennahme gestanden hat und denen zu Liebe er sein Christenthum verleugnet hat, und zum Islam übergetreten ist.

Die Unterthanen des Sultans von **Maskat**, Seyjid Fesal ben Turki, hatten sich empört und hielten ihn eingeschlossen. Er hat sich jetzt mit einer Summe von 16000 Dollars losgekauft und infolge dessen seine Residenz Maskat wieder bezogen. Damit ist er zugleich wieder in den Genuß seiner Einkünfte getreten, welche er aus dem Handel zieht, der sich in Maskat fast ganz auf Sklaven und Datteln beschränkt. Es wird angegeben, daß 10000 Sklaven vorhanden sind, die zum Theil in eigenen Ortschaften außerhalb der Stadt wohnen.

Vereinsnachrichten.

Mit besonderer Genugthuung dürfen die Mitglieder des Vorstandes des Rheinischen Verbandes und unter ihnen vor Allen der Schriftführer, der Divisionspfarrer Fabarius auf die großartige Versammlung im Gürzenich-Saale in Köln am 30. Januar zurückblicken, welche im Anschluß an die Generalversammlung in Coblenz abgehalten wurde. Dank der freundlichen und rührigen Teilnahme des zum Zwecke der Einberufung dieser Versammlung gebildeten

Lokalkomitee's hatten sich mehr als 1700 Frauen wie Männer eingefunden, um den Vortrag des Missions-Inspektors Merensky über die Bedeutung der Eingeborenenfrage in unsern Schutzgebieten zu hören. Welch durchschlagender Erfolg der herrliche Lohn aller aufgewandten Mühewaltung war, geht daraus hervor, daß ein Ortszweigverein sich am selben Abend gebildet hat, zu dem mehr als 200 Mitglieder sich anmeldeten. Wir wünschen im neuen Vereinsjahre dem Rheinischen Verbande, als dem ältesten und stärksten Zweige des Evangelischen Afrika-Vereins, weiteres Wachstum und Gedeihen nach innen und außen.

Wir haben die große Freude, feststellen zu können, daß, wenn auch langsam, so doch stetig, unser Verein zunimmt und sich ausbreitet. So hat sich auf Grund eines Vortrags des General-Sekretärs in Mühlhausen (Thüringen) ein Zweigverein gebildet, dem bei dem Interesse einzelner Herren an unsrer Sache eine gedeihliche Entwicklung unschwer vorausgesagt werden kann. — Auch aus Metz und aus Stettin hat der Hauptvorstand die Mitteilung erhalten, daß die Gründung von Zweigvereinen vorbereitet sei.

Es sei auch bei dieser Gelegenheit wiederum ausgesprochen, daß die Mitarbeit der lieben Mitglieder des Vereins die unerläßliche Voraussetzung ist für sein Wachstum, und daß wir ohne dieselbe vergeblich uns bemühen werden, unser Ziel zu erreichen, nämlich praktisch an der socialen Hebung der Eingeborenen unsrer Schutzgebiete thätig zu sein.

Litterarisches.

„Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet." Im amtlichen Auftrage von **Dr. Karl Peters.** Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1895

Veranlaßt durch Verfügung der Kolonialabteilung des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiets hat der bekannte Reisende und Forscher Dr. Peters oben angeführtes, 467 Seiten umfassendes, mit einem Anhang „Abriß der Entstehungsgeschichte des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes an der Hand des Aktenmaterials" und einem Namen- und Sachregister versehen, herausgegeben, und zwar in erster Linie für diejenigen Kreise, welche ein praktisches Interesse am Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiet hegen, in der Absicht Deutsch-Ostafrika zu schildern „so, wie es ist". Es umfaßt 4 Hauptteile: I Wirthschaftliche Kolonialpolitik II. Allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostafrika als Kolonialgebiet. III. Beschreibung des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes in seinen Einzelteilen und Landschaften IV. Die wirtschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika. Das Werk ist mit großem Fleiße auf Grund zuverlässiger Quellen und eigner Erfahrung aufgestellt; die Abbildungen teils nach photographischen

Aufnahmen, teils nach der Natur, veranschaulichen Landschaftsbilder und Typen einzelner Volksstämme. Zu beklagen ist leider der Standpunkt des Verfassers, von welchem aus er sein amtliches Werk ausgearbeitet hat. Er sieht in dem Neger nur tüchtiges Arbeitsmaterial. Um dieses zu verwerten muß „im Negerkopf ein unzerreißbarer nexus idearum zwischen Contractbruch und Prügelkriegen hergestellt werden, um ihn mit der Zeit für die abstracte Handhabung des Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches geeignet zu machen" S. 41. Diese Prügelstrafe verteidigt er weiter S. 403; wo er sie unter gewissenhafte Controlle der Behörde gestellt wissen will. Strafmaß und Art des Vollziehens soll durch Gesetz geregelt werden nach dem „Princip der Abschreckung". Als zweites Mittel zur Arbeitserziehung zu führen, schlägt er einen fiscalischen Arbeitszwang vor, den er für „erlaubt" hält. Er schlägt vor, gewissermaßen „eine Steuer auf die Arbeitskraft unserer africanischen Schutzbefohlenen, welcher zur Zeit ihr einziger reeller, unter allen Umständen vorhandener Besitz ist, zu legen", indem er meint, eine Besteuerung von Hab und Gut würden die Eingeborenen als Raub ansehen. Heißt das nicht Frohndienst? Partielle Sclaverei? Vermöge ihrer äußeren Leistungen in Anlagen, Plantagenbau stimmt Dr. Peters dieselben Lobeserhebungen an, wie sie schon vielfach aus dem Munde der Afrikaforscher mit gleicher Gesinnung wie er geflossen sind, er rühmt neben Bagamojo, die katholische Mission in Mrogoro (S. 260), wo er über eine Woche gewohnt hat, „weil sie die Arbeitskraft des Negers ihren eigenen zivilisatorischen Zwecken dienstbar machen und schulen, sind sie die besten Volkslehrer für diese entwicklungsfähige, aber zurückgebliebene Rasse". Er nennt die Musteranlage derselben „um so bewunderungswürdiger, als diese Missionsanstalten von ihrem Orden als Jahresunterstützung für eine solche Anlage nur die lächerlich kleine Summe von 1000 Frcs ausbezahlt bekommen, im übrigen aber für ihren Unterhalt und ihre sämtlichen Ausgaben auf das angewiesen sind, was sie aus dem Boden und der Arbeitskraft ihrer Zöglinge zu machen verstehen". Vergleiche auch das Urteil S. 288 über die berühmte Anlage des Ordens „vom heiligen Grab", die „für alle Zeiten ihre große weltgeschichtliche Bedeutung behält". „So kann nur einer loben, der nichts von dem Wesen und den Aufgaben einer Mission versteht. Vergleiche S. 371 u. folgd. Deshalb kann man sich auch nicht wundern, daß Dr. Peters dem Missionsinspektor Merensky, weil er die Menschenwürde der Konde vertritt, „Voreingenommenheit" für den Volksstamm vorwirft. „Der glückliche Griff" und das nachdrückliche Vorgehen auch der evangelischen Missionsgesellschaften, der Brüdergemeinde und der älteren Berliner Missionsgesellschaft, wird hervorgehoben. Von der jungen (dritten) Berliner Missionsgesellschaft, welche an der Ostküste und am Kiliman-Ndscharo thätig ist, und ihren Stationen vernehmen wir nichts. Im Namen- und Sachregister vermissen wir die Aufführung der in unserm Schutzgebiet wirkenden Missionsgesellschaften. Ob die Behauptungen S. 6 richtig sind, z. B. „So verbindet sich mit dem Namen des Deutschen in der Fremde so häufig der Begriff des stellensuchenden, armen Schluckers und sehr oft der des Schwindlers" oder daß man in England, Rußland, Frankreich, Amerika anfängt sich unserer Landsleute „wie eines Gesindels" zu erwehren, bleibt dahingestellt. M.

Rochus Schmidt, Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Erster Band (Deutsch-Ostafrika). Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde Schall & Grund.

Fast gleichzeitig mit obigem Werke des Dr. Peters ist das hier angezeigte Buch von Rochus Schmidt erschienen. Wir empfehlen dasselbe jedem, der mit der Geschichte unseres Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes sich bekannt machen und auf Grund derselben ein eigenes Urteil sich bilden will. Die Ueberzeugung, welche der Major v. Wißmann in der kurzen Einleitung, welche er demselben vorangeschickt hat, ausspricht, „daß das Buch wie kaum ein anderes beitragen wird zur Aufklärung der Verhältnisse in unsern überseeischen Besitzungen und daß es das Interesse an denselben stärken und mehren wird", ist allerdings uneingeschränkt auch die unsere. Freilich können wir nicht umhin, zu gestehen, daß

unsere Anschauung über die Verwendung der aus der sogen. Antisklaverei-Lotterie gewonnenen Mittel und die Bedeutung der mit denselben ausgeführten Arbeiten doch eine andere ist, als die des Herrn Verfassers. Indeß de mortuis nihil nisi bene! Auch stimmen wir nicht in das rückhaltlose Lob über die Thätigkeit der katholischen Missionare in Ost-Afrika ein, welches der Herr Verfasser zum Ausdruck bringt: Indeß soll es dabei besonders anerkannt werden, daß er nicht in den Fehler verfallen ist, auf Kosten der katholischen die evangelische Missionsthätigkeit herunter zu setzen, wie das leider so oft geschieht, sondern daß er der letzteren durchaus gerecht geworden ist. Wir wollen hier auf einen Druckfehler, der sich bei dem Namen einer evangelischen Missionsstation eingeschlichen hat, welcher sich übrigens auch im Deutschen Kolonialkalender 1894 findet, aufmerksam machen Die Station „Neu-Bethel" liegt nicht bei Mteri sondern bei Mtai in Usambara Auch heißt, wie es zu bemerken gestattet sei, der sonst richtig genannte Kompagnieführer Ramsay und nicht Romsay, wie auf Seite 75 unter der Abbildung zu lesen ist. — Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche. Die vielen Abbildungen sind durchweg sauber und gut, wie diejenige zeigt, welche wir im vorliegenden Hefte zum Abdruck bringen. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.

Eingesandt.

Pallanza, den 29. März 1895.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht in unmittelbarem Anschluß an das Schreiben des Herrn Pr.-Lieut. Werther, betr. Kritik seines Buches, habe einige Worte erwidern können. Es wäre das einfacher und kürzer gewesen. Im Interesse des grundsätzlichen Standpunktes aller deutschen evangelischen Afrika-Freunde scheint es mir nun geboten, wenn auch wenig erfreulich, auf die Entgegnung des Herrn Werther näher einzugehen.

Was zunächst „die Reihe blutiger Kämpfe" anlangt, auf die ich glaubte tadelnd hinweisen zu müssen, so überlasse ich das Urteil über die Berechtigung meiner Kritik jedem unbefangenem Leser. Die Ansichten sind zumal in den letzten Jahren doch bei allen Kennern der afrikanischen Verhältnisse wesentlich andere geworden, als die sind, welche der Herr Werther auch in seiner Entgegnung als berechtigt sich darzustellen bemüht. Ich verweise nur auf das Urteil des Dr. Zintgraff in seinem neusten vortrefflichen Werk „Nord-Kamerun" über die unzeitige übertriebene Kampfeslust vieler sog. Afrikareisenden, die damit nur Unheil und stets erneute Kämpfe wachrufen. Ferner lese man doch, was Herr Werther S. 208 selbst ganz offen schreibt, lese ferner S. 215 Abs. 2, S. 216 (Viehraub und Ueberfall), S. 225 (Strafexpedition, weil man die gesuchten Lebensmittel nicht fand), S. 230, u. s. f. bis S. 262 und man hat der Beweise in Hülle

und Fülle, daß des Schießens und Kämpfens mehr als reichlich viel war, und das Eingeborenen gegenüber, die völlig in ihrem Rechte waren, wenn sie es nicht begriffen, warum sie in majorem gloriam sog. europäischer Civilisation sich von einem beliebigen Privatmann aus Europa in ihrem Rechtsbewußtsein sollten beeinträchtigen lassen. Wenn wir den Standpunkt des Herrn Werther anerkennen wollten, wer gäbe uns dann noch das Recht, die Araber in ihrem Vorgehen vom christlich sittlichen und deutschen Bewußtsein aus zu verurteilen? Ja, dann ließe sich schließlich auch der eigenartige Heroismus eines Cortez, eines Pizzaro rechtfertigen, obwohl doch bis auf den heutigen Tag in den Folgen klar zu Tage liegt, wie unheilvoll das Vorgehen jener gewesen ist, obgleich sie sich auch als Vertreter einer höheren Kultur ansahen, ja sogar im Dienste des Kreuzes zu stehen vorgaben und mit dem Segen der Kirche ihre Kämpfe fochten. — Ueberdies weise ich gegenüber der Behauptung: „Meine Offensive war nur Vertheidigung!“ hin auf die Thatsache, daß andere Reisende zu gleicher Zeit in gleicher Gegend ganz friedlich ihre Durchzüge bewerkstelligt haben. Es ist doch immerhin seltsam, warum gerade Herr Werther soviel von der kriegerischen Unduldsamkeit der Eingeborenen erfahren mußte, während andere ohne einen Schuß zu thun durch dieselben Landstriche vor und nach ihm zogen. Sollte der Grund nicht doch mit Recht darin zu suchen sein, daß eben Männer, wie Emin, v. Wißmann, Stuhlmann, Baumann, Graf Götzen, von Missionaren wie Merensky oder Schynse gar nicht zu reden, immer wieder betonen und den Beweis geliefert haben, daß richtige Behandlung der Afrikaner auch friedliches Auskommen und Erfolge unter ihnen allein ermöglicht. Selbst Dr. Peters weist in seinem neuesten Werke immer wieder auf diese unbestreitbare Thatsache hin, ebenso wie vor ihm die beiden Offiziere, Hauptmann Herold und Lieutenant Graf Schweinitz. Mir erscheint der Werther'sche Rückzug nach seiner eigenen Schilderung als der eigentliche Typus jener in der „Afrika“ früher mit Recht verurteilten „Privatexpeditionen“.

Was sodann die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition anlangt, so kann man doch wahrlich eine zufällige Entdeckung des Hohenlohe-Sees bei Gelegenheit eines eiligen Rück- und Kriegszuges nicht irgendwie nennenswert veranschlagen, geschweige denn um einiger solcher zufälliger Bereicherungen des Kartenbildes (die übrigens wenige Wochen später durch Baumann auf friedlichem Zuge auch erlangt worden wären), dem Buche den Nebentitel „Forschungsreise“ geben. Von dieser Ansicht kann mich, und mich nicht allein, auch nicht die höflich anerkennende Erwähnung dieser „wertvollen Bereicherung“ im Ergänzungshefte der Peterm. Mitteilungen abbringen. Der Titel „Antisclaverei-Expedition“ berührt aber gerade um deswillen so eigentümlich, weil sich von Anfang bis zu Ende durch das Buch eine gewisse absprechende, ja stellenweis höhnische Kritik des Antisclaverei-Comitees zieht und der Versuch, nach eigener vermeintlich besserer Erkenntnis für Antisclaverei im Sinne des Verfassers selbst etwas zu

leisten, nicht gemacht ist oder vom unbefangenen Leser des Buches als ein richtiger Versuch nicht anerkannt werden kann.

Die Entgegnung auf die Anklage betr. Stellung des Verfassers zur Mission hat sich Herr Werther leicht gemacht, indem er das Wörtchen „deutsche" der Bezeichnung evang. Mission einschiebt. Von der evangelischen deutschen Mission ist aber, wie der Herr Verfasser im betr. Absatz selbst richtig anführt, gar nicht die Rede, sondern von evangel. Mission überhaupt. Wenn Herr Werther sich die Mühe geben will zu lesen, was Dr. Peters in seinem neuesten Werk über die evang. englische Mission urteilt, ferner Dr. Baumann in seinem Hauptwerk sowie in einem Sonderaufsatz in von „Fels zum Meer", so wird er finden, daß er diese Herren nicht zu seinen Eideshelfern machen kann. Auch die amtlichen Mitteilungen widersprechen seiner Anschauung, die zwar früher leider in Deutschland ziemlich allgemein bei den Leuten galt, die mehr von der Ferne und Oberfläche urteilten, heute aber doch ein glücklich überwundener Standpunkt auch in nicht kirchlichen Kreisen ist. Selbst v. Wißmann hält sein früheres Urteil nicht mehr aufrecht. Es fehlen mir hier fern von Deutschland die nötigen Belagstellen im Einzeln, sonst könnte ich sie in Fülle beibringen, — amtliche und außeramtliche! (Siehe auch Kolonial-Jahrbuch 1894!) Daß aber Herr Werther gerade nach eigenem Geständnis „keine Zeit hatte" die englischen evangel. Missionsstationen, an denen er vorüber zog, und zwar die bedeutenden und anerkannt tüchtigen in Mamboia und Mpuapua, zu besuchen, ist doch nur eine Bestätigung meiner Behauptung „er habe eine Berührung mit der evangelischen Mission sichtlich gemieden". Demgegenüber erscheint es mir ja gerade sonderlich beklagens- und erwähnenswerth, daß er, „obgleich selbst evangelisch", für die französische katholische Mission viel Zeit und dem entsprechendes Lob übrig hat. Wir Evangelischen fordern von unsern Glaubensgenossen keine bedingungslose Lobrednerei aller evangelischen Arbeit, aber wir haben ein Recht zu fordern, wo man ihr nicht liebevolle Teilnahme entgegenbringen will, mindestens Objectivität im Urteil über sie walten zu lassen. Das ist nicht nur eine Forderung evangelischen, sondern auch deutschen Gerechtigkeitssinnes, den wir uns auch durch voreingenommene Urteile solcher, die evangelische Missionsarbeit nicht, oder nicht gründlich kennen, nicht rauben lassen wollen. Auch hierzu weise ich hin auf das jüngst veröffentlichte Urteil Dr. Zintgraffs, der ein besserer Kenner Afrikas und mehr geleistet hat als Herr Werther. —

Daß übrigens Herrn Werthers Buch keineswegs allseitig günstig von der Kritik aufgenommen, zum Beweise des verweise ich auf die sehr vorsichtig und zurückhaltend abgefaßte Besprechung in der Deutschen Kolonialzeitung und füge überdies eine mir zufällig dieser Tage zu Gesicht gekommene Besprechung der „Frankfurter Zeitung" vom 10. März bei. Gerade die Kolonialfeinde schlagen aus Büchern wie das Wertherſche das beste Material für sich. Aus diesem Grunde schien es mir doppelt Pflicht für unser „Afrika" deutliche Stellung dagegen

einzunehmen. Zudem wäre es mir ein Leichtes, mein Urteil durch das der Auftraggeber und Mitarbeiter des Herrn Werther zu belegen, wovon ich jedoch glaube, in Rücksicht auf mögliche Ausbeutung durch die Kolonialfeinde, absehen zu dürfen.

Mit bestem Gruß Ihr ergebenster

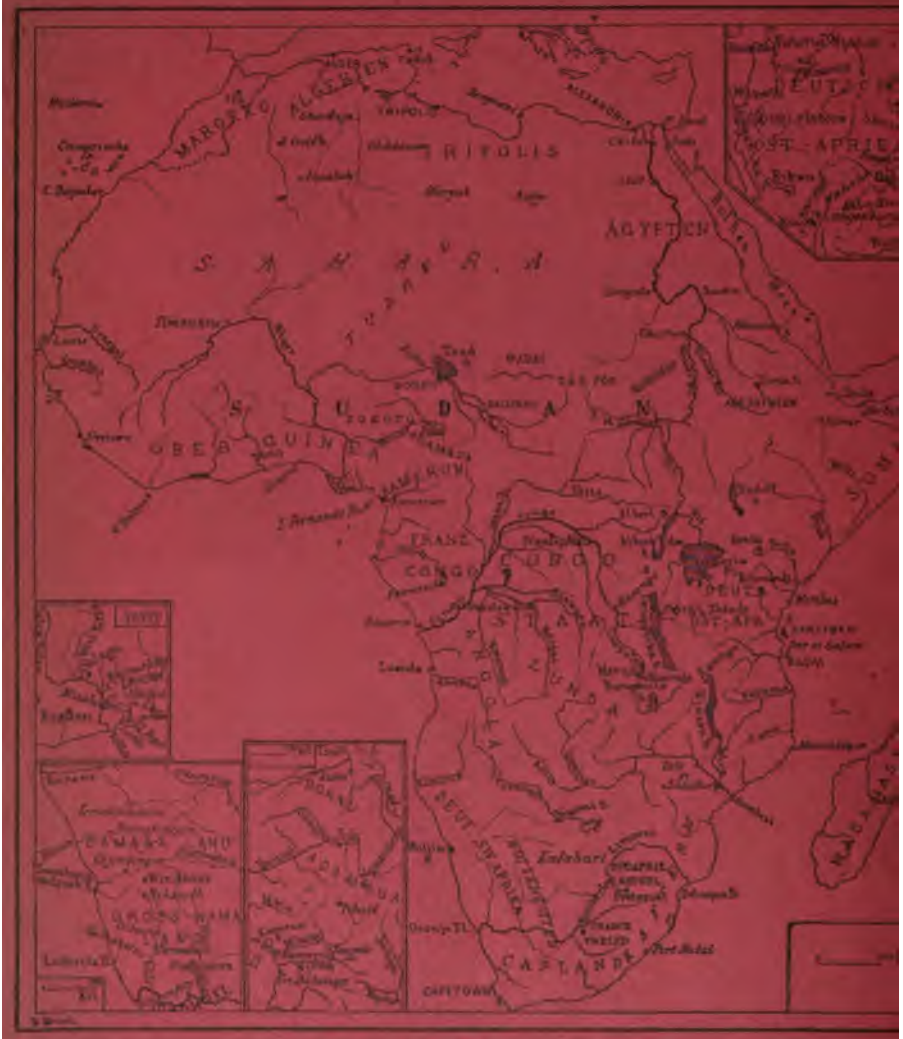
Fabarius, Kgl. Divisionspfarrer, Schriftführer des Rhein. Verbandes.

Anmerkung. Hiermit darf ich wohl diese Kritik der Kritik als abgeschlossen ansehen und hoffe nur, nicht weiter darauf zurückkommen zu müssen, da eine eingehende Entgegnung und genaue Widerlegung der im Werthern'schen Buche hervortretenden Anschauungen dann eines besonderen Aufsatzes bedürften, wozu aber wohl kaum in der „Afrika" Raum und mir die nötige Zeit zur Verfügung stehen würde.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. — Achter Jahrgang. Heft 1 und 2. — Berlin 1895. Karl Heymann's Verlag.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Bericht über die Generalversammlung des Rheinischen Verbandes	57
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika I.	62
Afrikanische Nachrichten	66
Vereinsnachrichten	70
Litterarisches	71
Eingesandt	73

Druck von C. B. Brandt in Neuhaldensleben.

schlagen sei. Es geschieht. Da küßt ihn plötzlich Ukascha, anstatt ihn zu schlagen, und erklärt, er habe so gehandelt, nur um seinen Leib zu berühren, weil dem, der also thäte, der Schutz vor Gottes Angesicht gesichert sei. Dies alles geschieht noch in der Moschee. Als der Prophet heimgekehrt ist, schwinden seine Kräfte mehr und mehr. Der Todesengel, in Gestalt eines Arabers und als solcher zunächst von Fatume abgewiesen, giebt dem Sterbenden noch eine Stunde Aufschub, bis Gabriel ihn getröstet durch die Freuden des Paradieses; noch einmal bittet Muhammed den Todesengel: „nimm meine Seele sanft hinweg, daß alle Bitterkeit ferne sei." Also that Izrail, und eine Stimme vom Himmel rief: „Ihr, die ihr in der Welt seid, schauet den Tod dessen, der von Sünden gereinigt ist! Bedenkt, daß ihr nicht verführt werdet, denkt an den Tod! Wenn die Stunde kommt, vollendet sich das Schicksal vor dem Richter; bereitet euch zu allen Zeiten, wenn euch Krankheit faßt und die Seele abscheiden will." Mit gleicher Mahnung schließt der Dichter: „jene Welt ist schön, aber der Weg ist gefahrvoll; wer aber auf den Herrn vertraut, findet keine Schwierigkeit, in die andere Welt zu kommen." —

Aus diesen Gedichten geht hervor, daß wir in den Eingebornen von Deutsch-Ostafrika Menschen vor uns haben, deren Geist durchaus nicht blos im Rohen und Sinnlichen befangen ist, sondern denen eine Zugänglichkeit für die ernsteren und ernstesten Fragen des Lebens nicht abgesprochen werden kann. Sind doch alle drei Gedichte auf die letzten Dinge gerichtet, ist doch auch jenen Schwarzen die Hamletfrage in's Herz geschrieben: „Sterben — schlafen — schlafen! — Vielleicht auch träumen! Ja, da liegts; was in dem Schlaf für Träume kommen mögen, wenn wir des Irdschen Schrecken abgeschüttelt, das zwingt uns, stillzustehn." Wohl wissen wir auch, daß nicht alles Gold ist, was glänzt! Es wäre unsinnig, bei den Suaheli solches Gottvertrauen, solche Furcht vor Unglauben und Sünde, solches überschwengliche Zartgefühl überall voraussetzen, wie es die Dichter beschreiben, aber beherzigenswert bleibt, daß bei ihnen unter dem scheinbaren Leichtsinn und Lebenslust, unter dem Egoismus, der uns bei ihnen gar zu oft entgegentritt und sie für alles Edle abgestumpft erscheinen läßt, doch zuletzt in tiefster Tiefe jener auf die ernstesten Dinge, auf Tod und Ewigkeit, gerichtete Sinn verborgen schlummert. Und diese, sonst vom Lobe Mohammeds überströmenden Gedichte lassen erkennen, welchen Ton die Mission und die Kolonisation anschlagen, welche Saiten sie anrühren müssen, um das Herz jener Leute zu finden und ihr Zutrauen zu erschließen. — (Fortsetzung folgt.)

Mission.

Wie wenig die protestantischen Missionen darauf rechnen können, überall mit derselben Gunst behandelt zu werden wie die römisch-

katholischen, zeigt zu unserem Bedauern selbst eine Denkschrift der Regierung, welche als Beilage zum deutschen Kolonialblatt, Jahrgang 1894 veröffentlicht worden ist. Dieser Bericht gedenkt S. 13 der „Missionen und Schulen", und zwar wird die katholisch-französische Mission in Kilema in wohlwollendster und ausführlicher Weise behandelt, ebenso die von Dar-es-Salam, und es wird mit Lobeserhebungen über deren Arbeit nicht gespart. „Die Eingeborenen begegnen diesem Orden (du St. Esprit et du St. Coeur de Marie) sehr freundlich," „der Missionare Einfluß bei den Eingeborenen ist patriarchalisch zu nennen," dabei aber werden die evangelischen Missionen eben nur einer Erwähnung gewürdigt. Die Besetzung des Kilimandscharo-Gebiets durch die Leipziger Gesellschaft konnte nicht unerwähnt bleiben, aber die ganze aufblühende Arbeit der Berliner ostafrik. Mission in Tanga, Dar-es-Salam und Usambara wird mit einer in der Anmerkung sich findenden Wiederholung vorjähriger Angaben abgethan, und von der evangel. Njaßa-Mission ist nur gesagt: „Im Konde-Lande nördlich des Njassa-Sees liegt die deutsche Missionsstation Wangemanshöh," es wird nicht einmal ausgesprochen, daß diese „deutsche" Station der evangelischen Mission dient. Mit dieser kurzen Bemerkung wird hinweggegangen über die Thatsache, daß im Njaßalande im Jahre 1894 vier Berliner- und zwei Brüder-Gemeinde-Stationen bestanden, auf denen die Arbeit von zusammen 17 Missionaren und Missionshandwerkern betrieben wurde. Man hätte aber doch auch gerade von diesen Stationen Rühmliches sagen können, ebensogut als von den römischen an der Küste, da die Berichte des Dr. Bumiller, Wißmann's und des Gouverneur v. Scheele dazu wirklich Anlaß boten.

Dieselbe Denkschrift der Regierung erwähnt, daß die Missionsgesellschaft der Oblaten zu Valkenberg in Holland „zur Ausübung der Missionsthätigkeit" in Süd-West-Afrika, im Nordosten dieses Schutzgebietes, zugelassen sei. Weiter erwähnt sie, daß die Benediktiner-Mission beabsichtigt, eine Reihe neuer Stationen von der Küste nach dem Njaßa-See und auf einem anderen Wege zurück anzulegen. Der Präfect der Mission hatte sich nach Süden begeben, um im Hinterlande von Lindi einen geeigneten Platz auszusuchen. Da uns die Nachricht zugeht, daß die englische Universitäten-Mission leider daran denkt, ihre Sendboten vom deutschen Gebiet zurückzuziehen, so müssen wir wünschen, daß die evangelischen deutschen Missionen noch mehr als bisher ihrer Pflicht gegen die Eingeborenen der deutschen Kolonieen eingedenk sein möchten! Möchte doch die Brecklumer Missionsgesellschaft, möchte die Hermannsburger Mission prüfen, ob sie nicht mithelfen können und sollen, daß unseren afrikanischen Unterthanen das lautere, ungetrübte Evangelium gebracht werde!

Wir bringen hier zwei Zeitungsnotizen als einen Beitrag zur katholischen Art in Sachen der evangelischen Mission zu polemisieren.

1. Die „Kreuz-Zeitung" schreibt in ihrer Nummer 175 vom 14. April cr.:

„Anfangs dieses Jahres erschien in der „Kölnischen Volkszeitung" eine französischen Blättern entnommene Mittheilung über eine Anklage, welche der Häuptling Kamaherero in Gegenwart des damaligen Kaiserlichen Kommissars und einer Reihe anderer Persönlichkeiten gegen den ebenfalls anwesenden evangelischen Missionar Diehl im Jahre 1889 erhoben haben soll. Es handelte sich um die im Jahre 1881 erfolgte Vertreibung zweier katholischer Missionare aus Omaruru. Wenn auch die „Kölnische Volkszeitung" selbst dem Gerücht widersprach, daß diese Missionare nach ihrer Vertreibung im Ovambo-Lande getödtet worden wären, so blieb doch die dem Kamaherero in den Mund gelegte Beschuldigung bestehen, daß Herr Diehl die Katholiken gegen den Willen des genannten Häuptlings, unter Aufwiegelung von Leuten desselben, mit Gewalt vertrieben habe.

Die Angelegenheit erschien uns wichtig genug, um bei verschiedenen Personen des südwestafrikanischen Schutzgebietes und anderen dort gewesenen unterrichteten Personen Erkundigungen über sie einzuziehen. Das Ergebniß dieser Erkundigungen ist folgendes: Weder Kamaherero noch der protestantische Missionar Diehl haben mit den Vorfällen des Jahres 1881 zu thun gehabt. Vielmehr hat der Herero-Unterhäuptling Manasse in Omaruru, ein eifriger Protestant, dem die beiden Jesuiten-Patres, die sich in seinem Lande ansiedeln wollten, unbequem waren, aus freien Stücken und ohne den damaligen noch heute in Okahandja wirkenden evangelischen Missionar Wiehe, dem seiner Zeit fälschlich Schuld gegeben wurde, die Sache betrieben zu haben, auch nur zu fragen, zum Fortgehen veranlaßt. Die Besprechung des Kaiserlichen Kommissars Dr. Goering im Jahre 1888 mit dem Oberhäuptling Kamaherero bezog sich nur insoweit auf den in Rede stehenden Fall, als Kamaherero auf ihn und andere Fälle exemplifizirte, um die Bitte zu begründen, daß alle Europäer, die in das Herero-Gebiet zu kommen wünschten, angewiesen würden, zuerst zu ihm in Okahandja vorzusprechen, damit er nicht nachher, ohne gehört zu sein, für deren Schicksal verantwortlich gemacht werde.

Hoffentlich dienen die vorstehenden, aus sicherer Quelle stammenden Erläuterungen dazu, den Erörterungen über den 15 Jahre alten Vorfall ein Ende zu machen."

2. Darauf antwortet die „Kölnische Volkszeitung" in ihrer Nr. 247 vom 16. April cr.:

„Der Häuptling Kamaherero hatte den protestantischen Missionar Diehl beschuldigt, seine Leute im Jahre 1881 zur Vertreibung zweier katholischer Missionare auf Hereroland aufgewiegelt zu haben. Die Kreuzzeitung hat nun Erkundigungen eingezogen und versichert, weder Kamaherero noch Diehl hätten mit der Sache etwas zu thun gehabt; vielmehr habe der Unterhäuptling Manasse in Omaruru, ein eifriger Protestant, dem die beiden Jesuitenpatres unbequem gewesen seien, sie aus freien Stücken und ohne den protestantischen Missionar zu fragen, zum Fortgehen veranlaßt. Wir lassen die Richtigkeit der Angaben dahingestellt. Als es aber vor einigen Ma-

naten hieß, katholischen Missionaren sei der Zutritt in gewisse Gebiete Westafrika's von der Regierung gestattet worden, haben protestantische Blätter und Missions-Gesellschaften darüber so viel Lärm geschlagen und mit so viel Schadenfreude von den übeln Erfahrungen, die „römische Eindringlinge" in protestantischen Missionsgebieten bei den Eingeborenen gemacht hätten, berichtet, daß gar kein Zweifel darüber möglich, daß die protestantischen Missionare die Eingeborenen gegen die katholischen Missionare aufgehetzt haben, und aufgemuntert werden sollen, das auch ferner zu thun."

Wenn das keine leere Ausflucht ist, giebt es überhaupt nur stichhaltige Beweise!

Afrikanische Nachrichten.

Von der deutschen **Togo-Expedition** sind bei dem Togo-Komite Nachrichten eingelaufen aus Sansanne-Mangu, datiert vom 16. Januar. Danach hat der König Nbema von Mangu dem Dr. Gruner ein arabisches Schreiben übergeben, worin er sein Land unter deutschen Schutz stellt. Außerdem hat Nbema der Expedition einen besonderen Boten mitgegeben. Derselbe befindet sich bei der Vorhut der Expedition, welche am 12. Januar die französische Expedition unter Decoeur überholt hat, die sich auf dem Wege nach Say befindet. Das Ziel der deutschen Togo-Expedition ist Gurma, eine Landschaft am südöstlichen Ende des Nigerbogens.

Oberst Monteil ist nach **Groß-Bassam** zurückgekehrt. Er hat im Februar mit den Leuten Samorys mannigfache Zusammenstöße zu bestehen gehabt. Dabei erlitt seine Expedition einen Verlust von 11 Toden, während er selbst nebst 34 Mann verwundet wurde. Indes wurden seine Feinde nach Osten zurückgedrängt.

Die Energie der Franzosen, mit der sie die Länder im innern Bogen des **Niger** in ihren Besitz zu bringen suchen, beweist die Thatsache, daß sie nicht blos von Dahome aus dorthin Expeditionen aussenden. Sie haben sogar von Biskra in Algier aus eine Expedition unter der Leitung eines Herrn Fonreau entsandt. Dieselbe soll die ganze Wüste bis Timbuktu durchziehen und so die französischen Besitzungen am Mittelmeere mit denen im westlichen Sudan verbinden.

Dr. Preuß, der Direktor des botanischen Gartens zu Viktoria, an der Ambasbai in **Kamerun**, hat aus seiner Versuchsplantage Proben von Vanille und Kaffee eingesandt. Dieselben zeigen, daß die Kultur der Vanille, dieses vornehmsten aller tropischen Gewürze, in unserer Kolonie mit Erfolg betrieben werden kann und daß auch der Kaffeebau nicht aussichtslos ist, obgleich frühere Anbauversuche mit Kaffee in Kamerun nicht gelingen wollten.

Der ehemalige Araberselave Rabeh, welcher im **Hinterlande von Kamerun** ein neues Reich gegründet hat, soll von dem Könige

von Bornu besiegt und getötet worden sein. Die Nachricht bedarf aber unsers Erachtens noch der Bestätigung.

Um gegen die Einverleibung seines Reiches in die englische Goldküstenkolonie, welche der Gouverneur derselben Maxwelle für dieses Jahr in Aussicht gestellt hat, zu protestieren, hat der **König der Aschanti** eine Gesandtschaft nach London geschickt. Er hätte sich das Geld sparen können; denn die Königin will die Gesandten gar nicht einmal empfangen. Außerdem sieht man in London den König nicht mehr als König des ganzen Aschantireiches, sondern nur noch als König von Kumasi an.

Wie aussichtsvoll der Kautschuk-Export an der westafrikanischen Küste ist, zeigen die beiden folgenden Zahlen. Vom Januar bis März 1394 wurden 37 793 kg. Kautschuk vom **Kongo** nach Belgien gebracht, in denselben Monaten dieses Jahres dagegen 133 608 kg. In Kamerun gewähren die vielen Kautschuk-Lianen gleichfalls für lange Zeit Aussicht auf eine große Ausbeute.

Der Kaiser hat den von dem Regierungs-Assessor v. Lindequist, als Vertreter der Kaiserlichen Landeshauptmannschaft für das **deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet** mit dem Kapitän der Zwartbooi-Hottentotten, David Zwartbooi, abgeschlossenen Schutzvertrag vom 19. Januar cr. genehmigt.

Der Major Müller, bisher aggregiert dem Infanterie-Regiment Graf Kirchbach (Nr. 46) ist mit dem 20. April cr. der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika zugeteilt worden. Durch ihn wird der unermüdliche Major Leutwein entlastet werden. Major Müller hat bereits am 30. April die Ausreise angetreten.

Im Januar d. Js. hat der Major **Leutwein** wiederum durch sein weises leutseliges Vorgehen einen Stamm des südwestafrikanischen Schutzgebietes zur Ruhe gebracht. Die Khauas-Hottentotten hatten durch Viehräubereien ein Eingreifen des Landeshauptmanns nötig gemacht. Sobald dieselben sich verfolgt sahen, ergriffen sie die Flucht. Doch gelang es durch das Eingreifen des Führers der Reiter, welche Hendrik Witbooi zur Verfügung gestellt hatte, sie zum Stehen zu bringen. Die Verhandlungen, an denen Hendrik sich energisch beteiligte, führten darauf bald zu einem friedlichen und befriedigenden Ende, obschon bei Hoachanas zwei Reiter einer gegen sie ausgesandten Patrouille von den Hottentotten erschossen waren. Die beiden Führer derselben, Jakob und Eduard Lambert, wußten es nämlich dem Major Leutwein glaubwürdig zu machen, daß die Sache nicht beabsichtigt gewesen und das Schießen gegen den Befehl erfolgt sei. Die Friedensbedingungen lauteten dahin, daß der Stamm das gestohlene Vieh herausgeben mußte, welches Hendrik mit seinen Reitern persönlich abholte. Außerdem mußten die Khauas-Hottentotten ihren Wohnplatz unter dem neuen Kapitän Manasse Lambert in Goamus nehmen, einem Platze, der zwischen dem Witbooi'schen und Simon Cooper'schen Gebiete liegt. Der neue Kapitän hatte das selbst gewünscht, da er sich scheute, mit seinem verwilderten Stamme in die

entlegene Gegend am Nosob zu ziehen, sondern Anlehnung an ältere Kapitäne vorzog. In zwei Jahren hofft er ohne Fährlichkeit in die alte Heimat seines Stammes zurückkehren zu können.

Im Anschluß an diese Friedensthat zog der Landeshauptmann weiter nach Süden, da traf ihn die Nachricht, daß der Kapitän Claas Matros plötzlich Keetmannshop verlassen und sich mit seinen wehrhaften Leuten verschanzt habe. Nur mit Mühe gelang es dem Bezirkshauptmann und Stationschef die Flüchtigen zur Rückkehr zu bewegen. Der Oberhäuptling Willem Christian hat sich treu zur deutschen Sache gehalten und nicht nur den Claas Matros zur Verantwortung nach Warmbad befohlen, sondern auch anerkannt, daß derselbe infolge des gezeigten Mißtrauens gegen die deutschen Behörden nicht mehr würdig sei, die Kapitänschaft länger zu bekleiden und daher — mit allen Ehren — seines Amtes entsetzt werden müsse.

Major Leutwein fügt dem Bericht über dies Ereignis folgende Bemerkungen bei, die für unsere Kolonialbeamten durchweg beherzigenswert sind: „Der tiefere Grund zu diesem unerquicklichen Vorkommnis liegt in dem leider immer noch nicht zu bannenden Mißtrauen der Eingeborenen gegen die Weißen. Der Kapitän hatte sich allen Ernstes eingeredet, die Deutschen wollten ihn aufhängen. Einige unbedeutende äußere Veranlassungen haben dann die Sache zum Ausbruch gebracht. Nachträgliche Aufklärung fällt in solchen Fällen schwer, da die scheuen Eingeborenen zu einer Besprechung nicht zu haben sind. Namentlich mußten die Beamten sowohl wie Offiziere und Mannschaften ein allzu energisches Auftreten zu vermeiden suchen, weil die Eingeborenen das gar nicht vertragen können. Daher habe ich auch bei meinen Anforderungen um Nachersatz stets milde und wohlwollende Gesinnung als eine vor allem erforderliche Charaktereigenschaft für die herauszusendenden Beamten, Offiziere und Unteroffiziere genannt. Schroffe Charaktere können hier die unheilvollsten Folgen hervorrufen."

Die „Südafrikanische Wochenschrift" berichtet von einem neuen **Burentrek.** Derselbe ist 408 Köpfe stark und richtet sich nach der Westgrenze von Deutschostafrika, östlich vom Tanganika-See; denn die Leute wollen durchaus in ein unter deutscher Oberhoheit stehendes Gebiet auswandern. Dort, tief im Innern Afrikas, würden sie uns ja nicht so sehr im Wege stehen, wie in Südwestafrika.

Beachtung verdient ein Beschluß des „Volksraad" des **Oranje-Freistaates,** demzufolge die Regierung von Transvaal ersucht werden soll, eine Abordnung aus Blumfontein zu empfangen, um mit derselben die Frage eines Schutz- und Trutzbündnisses zu beraten. Im Oranje-Freistaat überwog bisher der britische, d. h. kapländische Einfluß so sehr, daß man allen Annäherungs-Versuchen seitens Transvaals auswich, welches sich seine Selbstständigkeit voll und ganz gewahrt hat. Nunmehr will sich der Freistaat augenscheinlich durch den Anschluß an die Schwester-Republik der Vormundschaft entziehen, die ihn so lange an selbständiger Entwickelung gehindert und ihm viel Geld gekostet hat. Letzteres geht z. B. daraus hervor, daß die Eisen-

bahnen im Oranje-Freistaat in den Händen von kapländischen Gesellschaften liegen, welche nur einen kleinen Gewinnanteil an die Republik entrichten.

Als der deutsche Kreuzer „Cormoran" in der **Delagoa-Bai** ankerte, haben die deutschen Offiziere einen Besuch in **Pretoria** gemacht und sind dort mit Ehrenbezeugungen geradezu überhäuft worden. Durch den Besuch sind augenscheinlich die deutschen Interessen nicht nur in Transvaal, sondern in ganz Südafrika in hohem Maße gefördert worden.

Um den nun bereits 9 Monate währenden Kaffern-Aufstand bei **Lourenzo-Marquez** endlich zu unterdrücken und damit die verschiedenen kleinen und großen erlittenen Schlappen wieder gut zu machen, sind am 22. April neue 1000 Mann von Lissabon abgegangen, denen am 3. Mai auf dem Dampfer „Peninsular" weitere Truppen folgen sollen.

In allen kolonialfreundlichen Kreisen wird die Ernennung des **Major Dr. Hermann von Wißmann zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika** mit ungeteilter Freude und Genugthuung begrüßt. Er wohnt zur Zeit in der Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Auf den Kaffee-Plantagen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Handeï-Gebirge ist seit dem Herbste v. J. eine Blattkrankheit aufgetreten, der man leider bisher noch nicht Herr geworden ist. Da es bisher noch nicht gelungen ist, des Uebels Herr zu werden, wird man notwendiger Weise neben dem Kaffee noch andere Kulturbauten einführen müssen.

Der Königliche Regierungsbaumeister K. Hoffmann hat sich nach Tanga begeben, um die Leitung des Usambara-Eisenbahn-Baues zu übernehmen.

Der Engländer Scott Elliot, welcher in Deutsch-Ostafrika eine Forschungsreise gemacht und das Ruwenzori-Gebirge besucht hat, ist vom Tanganika nach dem Njaßa gereist und jetzt nach England zurückgekehrt.

Das Hospital in **Bagamojo** ist am 23. Februar mit dem Dampfer „Wißmann" nach **Lindi**, also ganz nach dem Süden der Kolonie verlegt worden.

Die **britisch-ostafrikanische Gesellschaft** hat ihr Gebiet an die englische Regierung abzutreten beschlossen. Sie erhält dafür eine Entschädigung von 5 Millionen Mark. Davon bezahlt der Sultan von Sansibar 4 Millionen, wofür er das ganze Eigentum der Gesellschaft, einschließlich der Telegraphenlinie erhält. Die englische Regierung zahlt die fehlende Million für die Rückgabe des Freibriefes und die angelegten Forts. Interessant ist dabei, daß Deutschland im Jahre 1890 an den Sultan 4 Millionen gezahlt hat, als die Festlandküste vom Juba bis zum Rovuma in seinen Besitz überging, daß England diese 4 Millionen verwaltet hat und daß dieselben nunmehr den englischen Unternehmern in die Hände fallen.

Der britische Komissar von **Uganda**, Oberst Colwille, der auf Urlaub in England eingetroffen ist, hat sich über die Verhältnisse in

Uganda ausgesprochen. Von dem Kaba Rega von Unjoro, der zum dritten Male aus seinem Lande vertrieben ist, droht der Kolonie keine Gefahr mehr, da er infolge seiner Niederlagen bei seinem Volke sein Ansehen eingebüßt hat und eine Reihe von Forts die englisch-freundlichen von den feindlichen Stämmen trennen. Zwar wäre es möglich, daß die Derwische von Norden her in Uganda einfallen: doch ist das sehr unwahrscheinlich. Es hängt jetzt die Zukunft Ugandas hauptsächlich von einer guten Verbindung mit der Küste ab.

Nach einem Aufenthalte von kaum einem Monate ist der Führer der „wissenschaftlichen" russischen Expedition bereits aus **Abessinien** zum Kaiser nach Petersburg zurückgekehrt. Der Wissenschaft wird er in dieser abnormen Zeit nicht gerade hervorragende Dienste geleistet haben. Aber er hat sich wohl zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß Intriguen gegen die Italiener beim Negus Negusti Menelik von Abessinien seitens der beiden Verbündeten Rußland und Frankreich wegen der englisch-italienischen Freundschaft aussichtslos sind und höchstens große Schwierigkeiten verursachen können.

Am 3. April ist in **Marokko**, und zwar unweit von Safi wiederum ein Deutscher namens Rockstroh, Reisender einer Leipziger Firma, überfallen worden. Nach wenigen Tagen ist er trotz aller Pflege seinen schweren Wunden erlegen. Leider hat der Verunglückte die Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen, welche bei den derzeitigen unruhigen Verhältnissen in Marokko geboten sind. Indes lassen unsere deutschen Behörden es natürlich auch in diesem Falle an nichts fehlen, um die gebührende Genugthuung und Entschädigung von Seiten des Sultans zu erlangen.

Die „britische und auswärtige Antisclaverei-Gesellschaft" teilt der „Times" über marokkanische Zustände auf Grund durchaus zuverlässiger Quelle folgendes mit: „In einigen Städten Marokkos wird ein bedeutender Sklavenhandel von jüdischen Schützlingen Englands und anderer Mächte betrieben und zwar so, daß derselbe dem Namen nach durch Mauren ausgeführt wird, welche in Wahrheit aber nur die Geschäfte der Juden besorgen. Die britische Antisclaverei-Gesellschaft ist im Besitze einer langen Liste von Namen solcher Juden, welche auf diese Weise Sklavenbesitzer geworden sind. Diese alle stehen unter dem Schutz irgend einer Macht und nicht die wenigsten unter dem Englands. Wir können mit der englischen Antisclaverei-Gesellschaft nur wünschen, daß die Signatarmächte der Brüsseler General-Akte diesem skandalösen Zustande schleunigst ein Ende bereiten.

„Der Fall Leist"

hat vor dem Kaiserlichen Disziplinarhofe in Leipzig endlich seine Erledigung gefunden, indem derselbe folgendes Urtheil gefällt hat: „Der Disziplinarhof hat beschlossen, das Urtheil des ersten Richters dahin abzuändern, daß der Angeschuldigte mit der Dienst-Entlassung zu bestrafen ist, unter Belassung der Hälfte seiner gesetzlichen Pension

auf drei Jahre. Außerdem sind dem Angeschuldigten die Kosten des Verfahrens zur Last zu legen. Der Disziplinarhof hat in der Auspeitschung der Weiber eine Ueberschreitung der Amtsgewalt des Angeklagten erblickt und ist, im Gegensatz zu dem ersten Richter, der Ansicht, daß der Angeklagte sich zu einer solchen Maßregel nicht für berechtigt halten konnte. Der Angeschuldigte hatte wohl über die Eingeborenen unbeschränkte Vollmacht, jedoch unter der Voraussetzung, daß er diese den Umständen entsprechend benützen werde. Der Angeschuldigte konnte sich zu einer solchen Maßregel nicht für befugt erachten, da das geringfügige Vergehen hierzu in keinem Verhältniß stand. Daß eine solche Maßregel dem Herkommen nicht entsprach, hätte der Angeschuldigte schon aus der ihm vom Zeugen Drees gegebenen Antwort entnehmen müssen. Dieser antwortete ihm auf seine Bemerkung, er solle doch zur Prügelstrafe greifen: „Das ist mir vom Gouverneur verboten worden." Der Disziplinarhof hat nicht dem Zeugniß des Manga-Bell, wohl aber dem der Zeugen Wißmann, v. Schuckmann, Dr. Preuß, Vieter, Müller u. s. w. Glauben beigemessen. Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß die Prügelstrafe an Weibern für derartige geringfügige Vergehen in Kamerun nicht üblich war. Der Disziplinarhof hält die Ausführung nicht gerade für unmenschlich und grausam; wohl aber erblickt er darin eine Entwürdigung und Beschimpfung und zwar einmal dadurch, daß er die Männer der Frauen anhielt, bei der Prozedur Spalier zu bilden, und daß er die Weiber zwang, ihre Schambekleidung zu entfernen. Wenn auch eine gewisse Erbitterung unter den Dahomesoldaten herrschte, so war doch die Auspeitschung das treibende Moment zu dem Aufstande. Dafür spricht schon der Umstand, daß der Aufstand eine Stunde nach der Auspeitschung ausbrach. Der Angeschuldigte hätte schon mit Rücksicht auf die Erbitterung von dieser Maßregel Abstand nehmen müssen. Er hat zweifellos den Funken ins Pulverfaß geschüttet. Was den zweiten Anklagepunkt anlangt, so hat der Angeklagte zugegeben, in vier Fällen mit Pfandweibern verkehrt zu haben. Der Disziplinarhof hat jedoch für erwiesen angenommen, daß der Angeklagte sich auch zwei bis drei Mal ein bis drei Weiber aus dem Gefängniß hat holen lassen. Der Disziplinarhof hält auch das Aufführen der Nationaltänze im Gouvernements-Gebäude in hohem Grade für unpassend und zwar umsomehr, da er diese Weiber gleichzeitig zu unzüchtigen Zwecken benutzt hat. Daß der Angeschuldigte sich in der bekundeten Weise die Weiber aus dem Gefängniß hat holen lassen, hat der Disziplinarhof u. a. aus dem Umstande entnommen, daß der Angeschuldigte zwei Pfandweibern versprochen hat, sie nach Matangah mitzunehmen. Eines dieser Weiber hat dies ihrem Manne mittheilen lassen, daraufhin hat sich sofort der Mann selbst in Schuldhaft begeben, nur um die Mitnahme seines Weibes nach Matangah zu verhindern. Der Disziplinarhof erblickt in diesem Verhalten des Angeschuldigten nicht bloß eine unsittliche Handlung, sondern auch einen Mißbrauch seiner Amtsgewalt. Es

kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Polizeimeister zur Herausgabe der Pfandweiber nicht zu bewegen gewesen wäre, wenn er nicht von dem höchsten Beamten des deutschen Schutzgebietes dazu aufgefordert worden wäre. Der Disziplinarhof will dem Angeschuldigten auch nicht die Anerkennung versagen, daß derselbe ein sehr pflichtgetreuer Beamter war. Der Disziplinarhof hat sogar die Ueberzeugung erlangt, daß der Angeschuldigte unter Gefahr von Leben und Gesundheit und unter Auferlegung vieler Entbehrungen seine Amtspflichten erfüllt und dabei so manches Gute geschaffen hat. Der Angeklagte war, so lange er unter höherer Leitung stand, ein vorzüglicher Beamter. In dem Augenblick, wo er selbständig wurde, verlor er jedoch den Halt und fröhnte seinen Leidenschaften. Der Disziplinarhof war daher nicht in der Lage, den Angeschuldigten noch länger im Amte zu belassen und hat deshalb auf Dienstentlassung erkannt."

Litterarisches.

Dr. Karl Futterer. Afrika in seiner Bedeutung für die Goldproduktion in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer. — Brosch 8 Mk, geb. 10 Mk.

Bei dem Einfluß der Goldproduktion auf die Valuta und damit auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse der Länder, muß jeder Versuch, den Goldreichtum eines größeren Gebietes, wenn auch nur annähernd, zu bestimmen, willkommen sein Der Verfasser hat zum ersten Male in umfassendster Weise alle diesbezüglichen Nachrichten über den „dunkelen Erdteil" gesammelt und kritisch gewürdigt. Ueber die befolgte Methode bemerkt er im Vorwort: „Wie die Erfahrung zeigt, liefern gelegentliche Bemerkungen auch schon in den ältesten Nachrichten Anhaltspunkte für die geologische Bedeutung des Goldvorkommens. Wo diese nicht genügen, müssen die weiteren über das betreffende Gebiet bekannten geologischen Einzelheiten berücksichtigt werden; auch die Frage, warum eine in früheren Zeiten existirende Goldausfuhr zum Erliegen kam, darf nicht vernachlässigt werden Aus der Summe der so gewonnenen Erfahrungen in ihrer Combination mit den heutigen Verhältnissen des Verkehrs und Handels, der Bevölkerungsdichtigkeit, der Zugänglichkeit des Landes, des Klimas und anderer Bedingungen des betreffenden Gebietes ergeben sich dann Schlüsse auf die Ertragsfähigkeit an Gold bei dem heutigen Stand von Bergbaubetrieb und Hüttentechnik."

Nach einer kurzen Einleitung über das Vorkommen des Goldes überhaupt und die Methoden seiner Gewinnung werden die einzelnen Gebiete, beginnend mit Aegypten in der Reihenfolge von rechts nach links vorgeführt. Zahlreiche Illustrationen und Tafeln tragen zum Verständniß der Darstellung bei. Bezüglich der deutschen Schutzgebiete kommt der Verfasser zu folgendem Resultat: Im Togogebiet ist zwar bisher kein Gold gefunden worden, aber es besteht doch die Möglichkeit, daß sich die nordöstlichsten Teile des goldführenden Gebirges die Goldküsten bis in das Hinterland hinein erstrecken (S 94/5). Während Kamerun (S. 97) nie als Fundstätte gegolten hat, sind die besonders von Dr. Schwarz erregten Erwartungen betreffs der Goldminen Südwestafrikas bisher leider nicht erfüllt worden: zwar findet sich vereinzelt Gold, doch nur in solchen Mengen, daß seine Abbauwürdigkeit fraglich ist (S. 100—104) Ob die Goldführung der Granit- und Gneisgebiete des nördlichen Transvaal sich in denen des südlichen „Deutsch-Ost-Afrika" fortsetzt, ist noch eine offene Frage Jetzt ist es jedenfalls noch verfrüht, von einem „Deutsch-Californien" in Afrika zu sprechen.

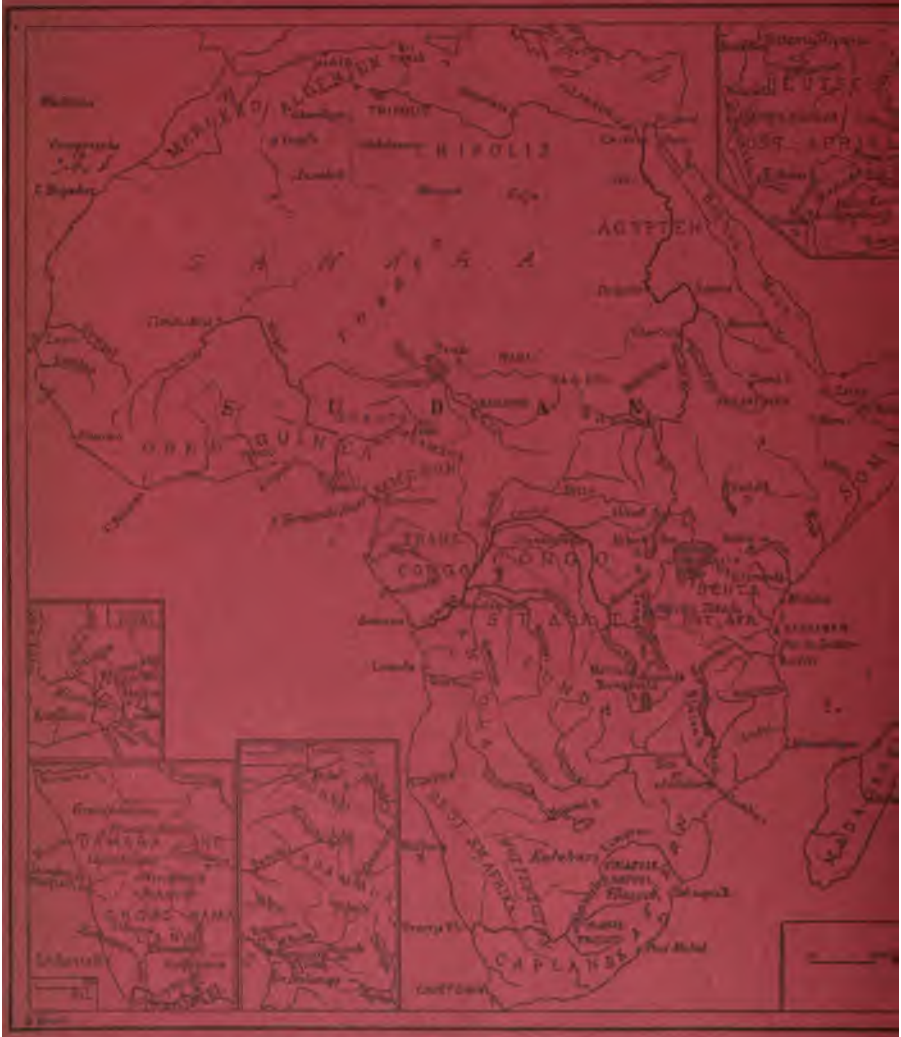
B.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Zeitschrift für afrikanische u. oceanische Sprachen. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonieen. Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Kolonialgesellschaft u. A. von **A. Seidel,** Sekretair der Deutschen Kolonialgesellschaft. I. Jahrgang, 2. Heft. — Erscheint in Heften von je 6 Bogen Umfang in Lexikon-Oktav. Preis der 4 Hefte im Jahres-Abonnement 12 Mk. — Preis des einzelnen Heftes 4 Mk. — Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Höfer und Vohsen).

P. L. Monteil, Lieut. Colonel de l'Infanterie de marine. **De Saint-Louis à Tripoli** par le lac Tchad. Voyage au travers du Soudan et du Sahara accompli pendant les années 1890. 91. 92. — Préface de M. le Vte. Melchior de Vogüé, de l'Académie française. — Illustrations de Rion d'après le texte et les documents du lieutenant-colonel Monteil et les photographies du commandant Quiquandon. — Paris 1895. Ancienne Librairie Germer Baillière et Cie., Felix Alcan, éditeur, Boulevard St. Germain 108.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Deutschlands Pflicht gegen seine schwarzen Unterthanen	77
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika II	82
Mission	87
Afrikanische Nachrichten	90
„Der Fall Leist"	94
Litterarisches	96

Druck von C. A. Gerard in Neutaldensleben.

Nr. 6.

Juni 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

in

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Geschäftsbericht des Hauptvorstandes des Evangelischen Afrika-Vereins

erstattet auf der Hauptversammlung am 10. Mai 1895 vom Generalsekretär.

Von dem lebhaften Wunsche beseelt, an der socialen Förderung der Eingeborenen unserer Schutzgebiete und besonders an der Bekämpfung des Sklavenhandels thatkräftig mitzuarbeiten, haben die Gründer des Vereins nach längeren Vorarbeiten in einer Sitzung am 27. April 1893 den Evangelischen Afrika-Verein konstituirt.

Ein zwiefacher Gedanke war es, der dies Unternehmen hervorrief. Einmal bietet die Erwerbung und der Besitz von Kolonien eine Fülle von Aufgaben, deren Lösung füglich einerseits weder den Kolonialgesellschaften noch andererseits den Missionen allein zugemutet werden darf. „Wir denken dabei," um die Worte des ersten Aufrufs an dieser Stelle zu wiederholen, „an die Gründung von evangelischen Schulen, Erziehungs-, Arbeits- und Bildungsstätten für befreite Sklavenkinder und erwachsene der Freiheit zurückgegebene Sklaven, an die Aussendung von Aerzten, an die Einrichtung von Krankenhäusern und die Förderung der evangelischen Krankenpflege und aller Werke der Barmherzigkeit." Die Aufgaben, die sich der evangel. Afrika-Verein gestellt hat, dürfen zusammengefaßt werden in dem vom D. Warneck geprägten Ausdruck „Humanitäts-Mission". Der Grund für die Arbeit des Vereins ist wie bei der Mission der Glaube an den Welt-Heiland, wie er durch das Werk der Reformation uns wieder errungen ist.

Der Afrika-Verein soll ein evangelischer sein. Die römische Kirche hat einen wohl organisierten „Afrika-Verein deutscher Katholiken" ins Leben gerufen, um durch ihn ihr Ziel zu erreichen, unsere Schutzgebiete unter die Herrschaft des Papstes zu bringen und daselbst nicht „in der politischen Minderheit" zu bleiben. Soll das evangelische deutsche Volk nicht aufgerufen werden, kräftigst für das Wohl und Heil seiner Schutzgebiete zu wirken? Es giebt große Klassen unseres evangelischen Volkes, die noch keine freiwillige Steuer für unsere „schwarzen Brüder" leisten; sollen diese nicht mit Fug und Recht zur Arbeit an der hohen und idealen Aufgabe, an dem wahrhaft patriotischen Werk unseres Vereins eingeladen werden?

So trat der evangelische Afrika-Verein ins Leben unter dem Ehrenvorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, jetzigen Statthalters in Elsaß-Lothringen, des eifrigen Förderers der kolonialen Bewegung unseres Vaterlandes.

Es galt nun, die Zwecke des Vereins zu verbreiten und ihn durch Gewinnung von Mitgliedern lebensfähig zu machen. Dabei hat es sich bewährt, daß ein nachhaltiger Erfolg vor Allem durch ein persönliches Werben erzielt wird. Wir können deshalb auch an dieser

Stelle alle unsere Mitglieder nur dringend bitten, dieses stille Werben von Person zu Person nicht zu versäumen. Von vorn herein aber war man überzeugt, daß der Verein ein Organ haben müsse, dazu bestimmt, sein Interesse in der Oeffentlichkeit zu vertreten und den Zusammenhang der Mitglieder unter einander zu erhalten und zu fördern. Es wurde deshalb in der Sitzung vom 9. October 1893 beschlossen, mit dem Jahr 1894 ein Vereinsblatt herauszugeben, welches den einfachen und alle Aufgaben des Vereins umfassenden Namen „Afrika" erhielt. Die Leitung dieses Blattes konnte keinem erfahreneren Mann übertragen werden, als dem D. Büttner, der gern seine vielseitigen Kenntnisse, seine persönlichen in Afrika gesammelten Erfahrungen, und seine geschickte und schneidige Feder dem neuen Blatte zur Verfügung stellte. Leider hat er nicht einmal die erste Nummer bearbeiten können. Er starb, wie bekannt, unerwartet schnell am 14. Dezember 1893. Unser Verein hat in ihm einen lebhaften und und thatkräftigen Freund, Mitarbeiter und ein rühriges Mitglied seines Hauptvorstandes verloren. Wie tief sein früher Heimgang für die „Afrika" insonderheit zu beklagen ist, kann keiner mehr empfinden und ermessen, als der, welcher berufen wurde, an seine Stelle zu treten.

Die durch D. Büttners Tod entstandene Lücke mußte ausgefüllt werden. Dazu kam, daß das Vorstands-Mitglied, welches bisher als Schriftführer fungirt, mit Rücksicht auf seine Dienstobliegenheiten aber bereits um Entlastung gebeten hatte, im Januar 1894 einen schweren Unfall erlitt und deshalb die Geschäfte des Vereins weiter zu führen außer Stande war. Infolge dessen berief der Hauptvorstand auf Grund des § 5 der Vereinssatzungen den jetzigen General-Sekretär als Beamten des Vereins, übertrug ihm die Schriftleitung der „Afrika" und wählte ihn laut § 6 der Satzungen in den Hauptvorstand.

Was die praktische Verwirklichung der Ziele des Vereins angeht, so ist die Anlage einer Aufnahmestätte für befreite Sklaven in Ost-Afrika in bestimmte Aussicht genommen. Es sind Unterhandlungen angeknüpft, um den nötigen Grundbesitz entweder im Hinterlande von Dar-es-Salam oder in Usambara zu erwerben. Da bereits besondere Gelder für diesen Zweck eingegangen sind, so steht zu erwarten, daß dies Erstlingswerk des Vereins in nicht zu ferner Zeit ausgeführt werden kann.

Ein weiteres Ziel, die Entsendung von Aerzten in unsere Schutzgebiete, ist in der Weise verfolgt worden, daß zunächst einem jungen Mediziner durch ein jährliches Stipendium von 600 Mark das Studium erleichtert wird, wofür sich derselbe verpflichtet hat, nach Ablegung der Staatsprüfung im Dienste unseres Vereins nach Afrika zu gehen. Außerdem hat der rheinische Provinzialverband unseres Vereins für die Einrichtung eines Krankenhauses in Tanga 400 Mark zur Verfügung gestellt. Ferner hat man sein Augenmerk auf die Gründung bezw. Unterstützung evangelischer Schulen in unserm Schutzgebiete gerichtet. Nach dieser Richtung ist gleichfalls insofern ein Anfang gemacht, als der genannte Verband unseres Vereins für die Hottentotten-Schule in

Berseba, für die Herero- und Bergdamara-Schule in Okombahe je 300 Mark; für die deutsche Schule der Otjimbingue 1000 Mark und für eine Erziehungsanstalt in Kamerun 300 Mk. zur Verfügung gestellt hat.

Bereits Nummer 3 des Jahrgangs 1894 unserer „Afrika" rief unter der Divise „Aborigines Protection Society" zum Schutze der Eingeborenen auf. Die Vorgänge des Jahres 1894 haben gezeigt, wie berechtigt jener Aufruf war. Der evangelische Afrika-Verein hat es sich zur Pflicht gemacht, für den Schutz der Eingeborenen einzutreten. — Er hat im vergangenen Jahre eine gut besuchte Volksversammlung veranstaltet, auf welcher Missionsinspektor Merensky über „die Sklaverei in Afrika", und der Generalsekretär des Vereins über „die Pflicht des deutschen Reiches gegenüber der Sklaverei in Afrika" sprachen und welche einen höchst befriedigenden Verlauf nahm. — Weiter hat der Hauptvorstand im Interesse der Eingeborenen der Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiete den Erlaß wirksamer Anordnungen gegen etwaige Uebergriffe von Beamten und Privatpersonen bei dem Herrn Reichskanzler beantragt und darauf eine sehr entgegenkommende Erwiderung erhalten, welche wir wenigstens in ihren einleitenden Worten wiedergeben:

„Auf die Eingabe des Evangelischen Afrika-Vereins beehre ich mich ganz ergebenst zu erwidern, daß die darin sowie in den begleitenden beiden Artikeln der Zeitschrift „Afrika" dargelegten menschenfreundlichen Anschauungen und Wünsche sich mit der von der Kaiserlichen Regierung von jeher vertretenen Auffassung über die Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten fast in allen Punkten decken."

Endlich hat der Hauptvorstand an den Reichstag eine Petition gerichtet, durch welche für den vorliegenden Gesetzentwurf, betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels einige schärfere Bestimmungen gefordert wurden. Hat diese Bitte auch bei der endgiltigen Fassung des Gesetzes keine Berücksichtigung gefunden, so ist die gegebene Anregung bei den Verhandlungen doch nicht unbeachtet geblieben und darf man hoffen, daß die Verwirklichung unserer Hoffnungen und Wünsche einer gelegeneren Zeit vorbehalten bleibt.

Wenn nun bisher der Verein eine solche Ausdehnung nicht erreicht hat, wie es wohl zu wünschen wäre, so darf doch gesagt werden, daß überall, wo nur immer Gelegenheit gewesen ist, dieselben darzulegen, die Ziele des Vereins nicht nur Verständnis, sondern auch Teilnahme gefunden haben. So ist der rheinische Provinzialverband entstanden, ein Verein in Minden (Westfalen) und Mühlhausen (Thüringen) gegründet. So haben sich an verschiedenen Orten, z. B. Görlitz, Künzelsau, Ulm, Aalen, Metz u. A. eine Reihe von Mitgliedern zusammengefunden, während sonst die Mitglieder im ganzen weiten Vaterlande, ja über seine Grenzen hinaus, selbst in England, Afrika, Amerika zerstreut wurden. Es ist daher Grund und Ursache zur Hoffnung vorhanden, daß der Verein stetig wachsen wird. Und wenn alle Mit-

Uganda ausgesprochen. Von dem Kaba Rega von Unjoro, der zum dritten Male aus seinem Lande vertrieben ist, droht der Kolonie keine Gefahr mehr, da er infolge seiner Niederlagen bei seinem Volke sein Ansehen eingebüßt hat und eine Reihe von Forts die englisch-freundlichen von den feindlichen Stämmen trennen. Zwar wäre es möglich, daß die Derwische von Norden her in Uganda einfallen: doch ist das sehr unwahrscheinlich. Es hängt jetzt die Zukunft Ugandas hauptsächlich von einer guten Verbindung mit der Küste ab.

Nach einem Aufenthalte von kaum einem Monate ist der Führer der „wissenschaftlichen" russischen Expedition bereits aus **Abessinien** zum Kaiser nach Petersburg zurückgekehrt. Der Wissenschaft wird er in dieser abnormen Zeit nicht gerade hervorragende Dienste geleistet haben. Aber er hat sich wohl zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß Intriguen gegen die Italiener beim Negus Negusti Menelik von Abessinien seitens der beiden Verbündeten Rußland und Frankreich wegen der englisch-italienischen Freundschaft aussichtslos sind und höchstens große Schwierigkeiten verursachen können.

Am 3. April ist in **Marokko**, und zwar unweit von Safi wiederum ein Deutscher namens Rockstroh, Reisender einer Leipziger Firma, überfallen worden. Nach wenigen Tagen ist er trotz aller Pflege seinen schweren Wunden erlegen. Leider hat der Verunglückte die Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen, welche bei den derzeitigen unruhigen Verhältnissen in Marokko geboten sind. Indes lassen unsere deutschen Behörden es natürlich auch in diesem Falle an nichts fehlen, um die gebührende Genugthuung und Entschädigung von Seiten des Sultans zu erlangen.

Die „britische und auswärtige Antisclaverei-Gesellschaft" teilt der „Times" über marokkanische Zustände auf Grund durchaus zuverlässiger Quelle folgendes mit: „In einigen Städten Marokkos wird ein bedeutender Sklavenhandel von jüdischen Schützlingen Englands und anderer Mächte betrieben und zwar so, daß derselbe dem Namen nach durch Mauren ausgeführt wird, welche in Wahrheit aber nur die Geschäfte der Juden besorgen. Die britische Antisclaverei-Gesellschaft ist im Besitze einer langen Liste von Namen solcher Juden, welche auf diese Weise Sklavenbesitzer geworden sind. Diese alle stehen unter dem Schutz irgend einer Macht und nicht die wenigsten unter dem Englands. Wir können mit der englischen Antisclaverei-Gesellschaft nur wünschen, daß die Signatarmächte der Brüsseler General-Akte diesem skandalösen Zustande schleunigst ein Ende bereiten.

„Der Fall Leist"

hat vor dem Kaiserlichen Disziplinarhofe in Leipzig endlich seine Erledigung gefunden, indem derselbe folgendes Urtheil gefällt hat: „Der Disziplinarhof hat beschlossen, das Urtheil des ersten Richters dahin abzuändern, daß der Angeschuldigte mit der Dienst-Entlassung zu bestrafen ist, unter Belassung der Hälfte seiner gesetzlichen Pension

auf drei Jahre. Außerdem sind dem Angeschuldigten die Kosten des Verfahrens zur Last zu legen. Der Disziplinarhof hat in der Auspeitschung der Weiber eine Ueberschreitung der Amtsgewalt des Angeklagten erblickt und ist, im Gegensatz zu dem ersten Richter, der Ansicht, daß der Angeklagte sich zu einer solchen Maßregel nicht für berechtigt halten konnte. Der Angeschuldigte hatte wohl über die Eingeborenen unbeschränkte Vollmacht, jedoch unter der Voraussetzung, daß er diese den Umständen entsprechend benützen werde. Der Angeschuldigte konnte sich zu einer solchen Maßregel nicht für befugt erachten, da das geringfügige Vergehen hierzu in keinem Verhältniß stand. Daß eine solche Maßregel dem Herkommen nicht entsprach, hätte der Angeschuldigte schon aus der ihm vom Zeugen Drees gegebenen Antwort entnehmen müssen. Dieser antwortete ihm auf seine Bemerkung, er solle doch zur Prügelstrafe greifen: „Das ist mir vom Gouverneur verboten worden.“ Der Disziplinarhof hat nicht dem Zeugniß des Manga-Bell, wohl aber dem der Zeugen Wißmann, v. Schuckmann, Dr. Preuß, Vieter, Müller u. s. w. Glauben beigemessen. Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß die Prügelstrafe an Weibern für derartige geringfügige Vergehen in Kamerun nicht üblich war. Der Disziplinarhof hält die Ausführung nicht gerade für unmenschlich und grausam; wohl aber erblickt er darin eine Entwürdigung und Beschimpfung und zwar einmal dadurch, daß er die Männer der Frauen anhielt, bei der Prozedur Spalier zu bilden, und daß er die Weiber zwang, ihre Schambekleidung zu entfernen. Wenn auch eine gewisse Erbitterung unter den Dahomesoldaten herrschte, so war doch die Auspeitschung das treibende Moment zu dem Aufstande. Dafür spricht schon der Umstand, daß der Aufstand eine Stunde nach der Auspeitschung ausbrach. Der Angeschuldigte hätte schon mit Rücksicht auf die Erbitterung von dieser Maßregel Abstand nehmen müssen. Er hat zweifellos den Funken ins Pulverfaß geschüttet. Was den zweiten Anklagepunkt anlangt, so hat der Angeklagte zugegeben, in vier Fällen mit Pfandweibern verkehrt zu haben. Der Disziplinarhof hat jedoch für erwiesen angenommen, daß der Angeklagte sich auch zwei bis drei Mal ein bis drei Weiber aus dem Gefängniß hat holen lassen. Der Disziplinarhof hält auch das Aufführen der Nationaltänze im Gouvernements-Gebäude in hohem Grade für unpassend und zwar umsomehr, da er diese Weiber gleichzeitig zu unzüchtigen Zwecken benutzt hat. Daß der Angeschuldigte sich in der bekundeten Weise die Weiber aus dem Gefängniß hat holen lassen, hat der Disziplinarhof u. a. aus dem Umstande entnommen, daß der Angeschuldigte zwei Pfandweibern versprochen hat, sie nach Matangah mitzunehmen. Eines dieser Weiber hat dies ihrem Manne mittheilen lassen, daraufhin hat sich sofort der Mann selbst in Schuldhaft begeben, nur um die Mitnahme seines Weibes nach Matangah zu verhindern. Der Disziplinarhof erblickt in diesem Verhalten des Angeschuldigten nicht bloß eine unsittliche Handlung, sondern auch einen Mißbrauch seiner Amtsgewalt. Es

kannten Fabel Swinegel den Hasen, so den Falken überlistet. Die Fabel vom Bauer und der Schlange erkennen wir in der folgenden wieder: Der Löwe war in eine Falle geraten und wird von dem Schakal, der mit seinen drei Kindern vorübergeht, befreit. Beide ziehen gemeinsam ihres Wegs, doch der hungrige Löwe frißt nach einander die Kinder des Schakal und will diesen selbst nun verzehren. Der Schakal wirft ihm seine Undankbarkeit vor. Während sie noch verhandeln, geht der Hase vorüber, ein ähnlicher Schlaumeier in Afrika, wie bei uns Reineke Fuchs. Er wird zum Schiedsrichter angerufen und erklärt nach Vortrag der Parteien, man müsse ihm den Sachverhalt noch ein Mal in der Falle vormachen. Als der Löwe nun wieder in die Falle geht, schließt sie der Hase und der Treulose ist gefangen. Schließlich noch ein Kunststücklein vom Hasen. Der Löwe war Witwer geworden und hatte einen Sohn, für welchen er die Kuh als Haushälterin nahm, die gleichfalls einen Sohn hatte. Kalb und junger Löwe spielen nun mit einander. Als der junge Löwe beim Spiel zu grob wurde, schlug ihn die Kuh zur Strafe und zwar so unglücklich, daß er ein Auge verlor. Nun fürchtete die Kuh den Zorn des Löwen und suchte vergebens Schutz beim Büffel, Nashorn, Elefanten und Krokodil; erst der Hase nimmt sich ihrer hülfreich an; er läßt sie sich in seiner Höhle verstecken, während er selbst als Schmied am Ambos steht und hämmert. Atemlos kommt der alte Löwe angelaufen: „Hast du die Kuh nicht gesehen?" fragt er. „Nein," sagt der Hase, und schmiedet lustig weiter. Der Löwe ruht sich nun in der Nähe aus und der Hase stimmt ein Lied an: „Die Kuh ist in der Höhle." Ergrimmt kommt der Löwe wieder und fordert die Kuh zu sehen. Der Hase entschuldigt sich, er habe nicht gesungen „die Kuh ist in der Höhle", sondern „ich schmiede mir ein Schwert", was auf Kisuaheli ähnlich lautet; „übrigens", setzt der Hase hinzu, habe ich auch die Kuh gesehen, und, wenn du sie sehen willst, schließe nur deine Augen und mache den Mund recht weit auf!" Der Löwe schließt die Augen, öffnet den Rachen, und der Hase wirft ihm glühende Kohlen hinein, so daß der Löwe elendiglich umkommt. Das sind Geschichten, welche sich die Schwarzen am Lagerfeuer erzählen, Geschichten, die abermals Zeugnis geben von einem harmlosen Gemüt, trotzdem etwas Schalkheit in ihnen mitspielt. —

Wir wollen nun in kurzen Zügen im Einzelnen betrachten, wie Sang und Sage, Spruch und Lied das Leben des Ostafrikaners durchweben von der Kinderstube bis in die Sterbestunde.

Die erste Erziehung der kleinen Schwarzen erinnert an Vorgänge auch in unsrer Kinderstube. Wiewohl bei einigen afrikanischen Stämmen die grausame Sitte herrscht, schwächliche oder verkrüppelte Kinder, selbst gesunde Zwillinge, auszusetzen und zu töten, so nimmt sich doch die afrikanische „Mamma" — so nennen auch die schwarzen Kinder ihre Mutter — der Kleinen liebevoll an und lehrt sie Kinderverschen wie eine weiße Mutter. Wie bei uns das Kind an den Fingern abzählen lernt „das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der

lieſt ſie auf, der trägt ſie nach Haus, und der ißt ſie ganz allein auf", ſo bei unſern ſchwarzen Landsleuten in umgekehrter Reihenfolge der Finger; „der erſte ſagt: laß uns hingehen, der zweite: wohin denn? der dritte: wir wollen ſtehlen, der vierte: aber wenn wir belauſcht werden, der fünfte, der Daumen — er ſteht ja abſeits von den Fingern — ſagt: ich bin nicht dabei geweſen." Oder ein andrer, uns gleichfalls bekannter Kindervers lautet: „2 ſehen, 2 hören, 5 ſtehen, 5 faſſen, 32 eſſen." Dann hören wir, wie die kleinen Schwarzen ſich allerlei für ſie höchſt ſchwierige Rätſel aufgeben, z. B. „ſie haben alle Röcke und tragen die Mütze auf einer Seite, wer nicht die Mütze auf einer Seite trägt, iſt nicht mein Kind." Antwort: die Finger mit den Nägeln. Oder „das Körbchen der gnädigen Frau iſt ganz voll von kleinen, weißen Kieſeln." Antwort: Der Mund und die Zähne. Noch ein drittes Rätſel: „mein Haus iſt groß und hat doch nur eine Säule." Antwort: der Pilz. — Wie oft wird nun gerade dem Oſtafrikaner die Liebe zu den Seinen abgeſprochen und den Kindern die Liebe zu den Eltern! Allein dem iſt im Grunde nicht ſo. Den Kindern wird frühzeitig die Liebe zu den Eltern in's Herz gepflanzt; drum mahnt das Lied: „Ein Kind, das ſeine Mutter ſchmäht, findet im Jenſeits keine Gnade, es wird in Ketten und Banden geſchlagen werden, die Hände auf den Rücken gebunden, beſchwert mit eiſernen im Höllenfeuer geglühten Ketten. Noch ſtärker als die Kindesliebe tritt die Elternliebe hervor in den Suaheli-Sprüchwörtern: „ein Kind tötet wohl ſeine Eltern, aber Eltern töten ihr Kind nicht" und „ein Stiefvater iſt kein Vater" und „deine Mutter iſt dein zweiter Gott." Haben Vater und Mutter Sorge und Kummer um ihren Sprößling, ſo getröſten ſie ſich „der Baum muß um ſeiner Früchte willen leiden." Selbſt gegen ungeratene Kinder hört die Liebe nimmer auf, denn auch „ein mißratenes Kind iſt noch Balſam für die Eltern", ſagt das Sprichwort. —

Trotz der herrſchenden Vielweiberei ſind ſelbſt die Anſchauungen über das Verhältnis zwiſchen Mann und Frau nicht jeglichen Ideals bar. In einer Sage, die den Propheten Moſe richten läßt, wird freilich den Frauen kein ſchmeichelhaftes Lob gezollt. Es wird aus der Erfahrung nachgewieſen, daß die Frauen nicht die „Bittern" genannt würden, wenn ſie nicht Galle in ihrem Herzen hätten, die Frauen würden auch nicht „verdorben" genannt, wenn nicht Gott ihre Herzen verdorben hätte, und ſie würden eben „Frauen" genannt, weil ſie erwieſene Wohlthaten ſchnell vergeſſen. Als die beiden Hauptfehler des weiblichen Geſchlechts treten Schwatzhaftigkeit und Putzſucht hervor. Darüber klagt der Afrikaner ſehr, wie aus ſeinen Sprichwörtern hervorgeht „Sage dein Geheimnis nie einem Weibe" und „Weib, das ſind — Kleider." Auch in manch anderm Sprüchlein macht ſich der Groll der Männer gegen böſe Frauen Luft; gar mancher Suaheli weiß ein Lied davon zu ſingen und klagt: „ein Mann findet keinen Gehorſam bei ſeiner Frau und wird nicht als Hausherr reſpectirt, wenn er ſie nicht prügelt, klatſch." Sonſt wird

in den Sagen auch der Frau eine größere Klugheit, als dem Manne, eine gewisse Geriebenheit zuerkannt. Was nun die Liebe anlangt, so denkt der Suaheli ebenso wie wir. Heißt es bei uns im Sprichwort „Liebe macht blind," so sagt er „Liebe hat weder Augen noch Verstand" und „der Verliebte ist so gut wie verrückt." Aber wohl weiß er auch die tiefe Bedeutung und Wirkung der Liebe zu würdigen, indem er die Behauptung aufstellt „Liebe erzeugt Gegenliebe" und „der (wahrhaft) Liebende darf kein Mißtrauen haben." Die Liebe des Ostafrikaners ist zwar infolge des üppigen Klimas und des ganz besondern Sündenhanges eine stark sinnliche, wie es zumeist in den kleinen Liebesliedern hervortritt, die einen obscönen Inhalt haben, allein ganz kann man ihm edle, seelische Liebe doch nicht absprechen. Eins der schönsten Zeugnisse solcher Liebe ist ein Gungutanzlied, aus welchem ich folgende Verse (nach A. Seidel, Deutsch-Coloniales Jahrbuch 1892) anführe:

Bringt einen Stuhl, daß ich mich setze,
Und meine Mananassi tröste,
Mein liebes Weib, das meine Seele
So oft von bösem Leid erlöste.
Ruft morgens mich die Pflicht von hinnen,
Steht sie, mit Blicken zu geleiten
Den Gatten, tummelt dann die Mägde,
Ein schmackhaft Mahl mir zu bereiten.
Und säum' ich dann zurückzukehren,
Entsendet sie, voll Sorg' und Sehnen
Ihr Sclavenmädchen: Geh' und such ihn!
Ja, such ihn! ruft sie unter Thränen;
Auf, such ihn auf des Sultans Straßen,
Auf, such ihn in der Fürsten Hallen,
Er weilt vielleicht bei seiner Mutter,
Such' ihn beim Bruder, such' bei allen! —
Und hast du ihn gefunden, sag' ihm:
O Herr, beeile deine Schritte,
Schon lange wartet dein die Herrin,
O komm, erfülle ihre Bitte. —

Und wenn unser großer Dichterfürst das Lob der Häuslichkeit der Frauen singt: „Drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und herrschet weise im häuslichen Kreise und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und regt ohne Ende die fleißigen Hände," so hat auch daran der Suaheli ganz besondere Freude und stimmt nach seiner Weise in das Loblied mit ein und sagt „eine Frau ist wie die Milch einer Kokosnuß, man liebt sie nur in der Schale." —

Im allgemeinen Verkehrsleben offenbart der Neger Vorsicht im Handeln und Urteilen, „man schläft nicht, sagt das Sprüchwort, in der Nähe eines Flusses, auch wenn er trocken ist", weil ihn ein plötzlicher Regen schnell in einen reißenden Strom verwandeln kann.

Nichts dünkt ihm thörichter, als „das Kleid zu schneiden, ehe das Kind geboren ist.“ Ferner ist er ein großer Lobredner der Erfahrung, wie der Dichter versichert: „was mich gestern hat gebissen, daß ich arge Schmerzen spürte, soll mich heute nicht beschleichen“, nämlich die Schlange. Auf das Reifen legt er besonderen Wert, „ein vielgereistes Kind ist klüger, als die ältesten Leute.“ Den eitlen Geck, der sich seiner körperlichen Schönheit rühmt, weist er zur Vernunft: „wenn die Schönheit eßbar ist, so koch' und iß' sie selber.“ Den Ratlosen ermutigt er: „jede Thür hat ihren Schlüssel.“ Die Arbeit schätzt er hoch, ihm gilt es „Gott und Arbeit“ thun was, und „ein Mann ist Arbeit“, d. h. willst du dir das Lob erwerben, ein „Mann“ zu sein, so arbeite! „Dem freien Manne ziemt die That, viel Reden ist Sclavensitte.“ Doch kommt die Tugend der Schweigsamkeit den Ostafrikaner schwer an, weshalb er denn vor einem „großen Schweiger“ gewaltigen Respect hat. Einen verschwiegenen Menschen hält er für etwas ganz Außerordentliches, vor demselben muß man auf der Hut sein, „fürchtet den, der schweigt, er hat Lippentrommeln“, d. h. sein Schweigen redet lauter, als Worte. Andrerseits sieht er wieder in der Zunge ein gefährliches Werkzeug, denn „der Menschen Zungen durchbohren wie Speere, der Adamskinder Zungen sind spitz wie Rohrfedern.“ Die Armut ist ihm verhaßt, denn an die Fersen der Armut haftet sich das Unglück, „eines armen Mannes Huhn legt nie, und wenn es legt, so brütet es nicht, und wenn es brütet, bringt es die Jungen nicht aus, und wenn es sie ausbringt, holt sie der Habicht.“ Verhaßt ist ihm aber auch der Geizhals, „sein Geld wird von bösen Geistern besessen und von Würmern aufgezehrt.“ Feigheit vollends verdammt er als eines edlen Mannes unwürdig, „wie ein Schaf (geduldig) sterben, ist des Edlen Weise“ und der Dichter Liongo bricht den Stab über Würde und Ansehen des Feigen:

„Hat je ein Fremdling sich durch Furcht gerettet?
Sein Leben je durch Mut verkürzt ein Held?
Weg mit der Furcht, Verachtung feigem Zagen,
Den Feigen hat gar oft der Tod gefällt
Und sparte jene, die ihr Leben wagen.
Weh, weh dem Feigling! Furcht läßt ihn vergessen,
Daß seines Lebens Ziel das Schicksal steckt.
Weh ihm, denn nimmer kann er Ruhm erwerben,
Sein Loos ist Schande und sein Ruf befleckt,
Und elend wird er und verachtet sterben.“ —

Die Freundschaft hält der Suaheli hoch und hehr. Von zwei Unzertrennlichen heißt es „sie sind Finger und Ring, Zunge und Speichel, Bogen und Sehne“. Den wahren Freund vom falschen zu unterscheiden, lehrt das Sprichwort: „willst du einen Freund erkennen, so mache mit ihm eine Reise oder laß ihn in deinem Hause, geh' über Land und bleibe lange fort, erweist er sich (dann) nicht als ein (räuberischer) Habicht, so ist er dein wahrer Freund.“ Daß solcher

Zusammenschluß der Menschen mit einander, daß die Einigkeit stark macht, ist ihm nicht verborgen. Diese Weisheit drückt er drastisch aus in den Worten „ein Finger tötet keine Laus" und „ein Feuerbrand und noch ein Feuerbrand, dann brennt das Feuer." Freilich nach echt heidnischer Weise vergilt er Böses mit Bösem auch bei dem liebsten Freund:

„Ich schwör's bei Gott, gewiß ein heiliger Schwur,
So lange ihr mich liebt, so lieb ich euch,
Doch wenn mein Bruder mich an meiner Ehre kränkte,
Schnell, eh' er's noch gedacht, stürzt' ich auf ihn,
Als wie ein junger Adler auf die Herde." —

Folgen wir dem schwarzen Landsmann in die Leidenszeit, auf das Krankenlager. Er weiß, daß sich niemand auf die Beständigkeit irdischer Dinge verlassen kann. Denn „Menschen(schicksal) und Welt(lauf) ist (eine Abwechslung von) Freud und Leid." Herzergreifend ist diese seine Gesinnung ausgedrückt in dem von A. Seibel trefflich lich verdeutschten Liedchen:

„Seh' ich eine Blume hangen,
Wird mir trüb und schwer zu Sinn,
Thränen rinnen von den Wangen;
Freund warum ich traurig bin?
Ach, daß doch der Schönheit Prangen
Ist so bald, so bald dahin." —

Solche Vergänglichkeit erkennt er allenthalben in der Welt. „Die Welt ist Asche, ist ein morscher Baum, ein morsches Thau, man verläßt sich nicht darauf." Darum kann er auch in bösen Tagen Ruhe und Geduld finden, nach Trübsal kommt Trost, noch dazu, weil die mohammedanische Lehre von der Prädestination großen Einfluß auf ihn gewonnen hat. Auch diese Lehre ist dem Kranken dann ein Trostquell, wenn's zum Sterben geht, weiß er doch:

„Mancher flieht vor seinem Schicksal
Und entrinnt ihm sechszig Jahre.
Sieh, da läd't den müden Wandrer,
Gleich, als hätt' er ihn erwartet,
Ein zur Rast ein trauter Gastfreund,
Vor der Thür der Hütte sitzend.
Fragt er, wer ihn denn bewirte,
Tönt es: bin ich nicht dein Schicksal? —

Aber ganz so leicht wird ihm das Abschiednehmen von dieser Welt doch nicht. Auch er liegt auf seinem Sterbebette, sein Herz mit mancher Wunde bedeckt aus dem Kampf des Lebens und sein Herz ist von Furcht durchzittert, wenn er an die Qualen der Hölle denkt, die seiner warten. Grausige Bilder steigen vor seiner Seele auf, er sieht vor sich den schmalen Weg zum Paradiese aufgespannt,

nur so breit wie ein einziges Haar, und so lang, so sehr lang, tausend Jahre dauert es hinaufzusteigen, tausend Jahre darauf zu gehen und tausend Jahre hinunterzusteigen; über diesen Steg müssen alle Menschen gehen; die Bösen gleiten von ihm ab und fallen in's Höllenfeuer, nur die Frommen gelangen glücklich hinüber. Verzweifelnd sieht der Sterbende vor sich alle Schrecknisse der Strafen. Seine einzige Zuversicht bleibt alsdann Mohammed, der am Tage des Gerichts fürbittend für ihn eintritt. Mit dem „Lied vom Tode Mohammeds" tröstet er sich wohl in solcher Scheidestunde, indem er sich von den Seinen noch einmal die Freuden des Paradieses beschreiben läßt; dort, an jenem schönen, schattigen Ort, wo die Sonne nicht mehr sticht, wird er die Seinen wiedersehn; herrliche Lüfte umwehen ihn, mit köstlichem Duft wird er gesalbt, die zarten Huris schmücken sich zu seinem Empfang; dort steht der Lotosbaum über den vier Flüssen, voll von Wasser, Milch, Honig und Wein; seine Früchte sind sehr süß wie Zucker und ein einziges seiner Blätter ist so groß, daß es alle Völker der Erde deckt; wunderbare Dinge sind dort zu sehen ohne Zahl, die nie gesehen werden auf Erden, das ganze Paradies ist ausgeschmückt mit Silber, Gold, Edelgestein und köstlicher Seide. —

Das ist unsres sterbenden schwarzen Landsmannes drüben in Afrika letzte Zuversicht; und doch wie oft findet er keinen Trost in ihr! Er schließt seine Augen zum Todeskampf, „ohne Hoffnung" sterbend, wie alle, welche den großen Lebensfürsten voller Licht und Gnade, Jesum Christum, nicht kennen. —

So gewähren uns Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika einen Einblick in das Herz unsrer schwarzen Landsleute. Wir lernen aus ihnen ihr Fühlen und Denken verstehen und werden immer mehr in der Hoffnung befestigt, daß unsre Arbeit, sie zu christianisieren und zu civilisieren, nicht ungeeigneten Boden finden wird. Victor Hugo hat einmal gesagt: „Das kommende Jahrhundert wird aus dem Afrikaner einen Menschen machen." Nun wohl! So ganz „unmenschlich" ist dieser „Mensch" in Afrika auch jetzt schon nicht. Möchten wir vor Allem doch zuerst das Herz jener Schwarzen recht verstehen lernen, die der Deutschen Obhut unterstellt sind, und sodann den Wunsch Drummond's erfüllen: „Nächstenliebe ist es, die Afrika am meisten fehlt und die der Europäer ihm bringen soll." Ja, wahre Nächstenliebe auch unsrem schwarzen deutschen Landsmann! Mögen immerhin die christlichen Mächte das Schwert gebrauchen, wo es ihnen der Gegner in die Hand zwingt, aber vor Allem nicht versäumen, die Werke des Friedens zu fördern durch weise Einrichtungen und Gesetze, und vornehmlich, wie es leider nicht immer geschehen ist, durch gerechte Behandlung und edles Vorbild!

Dann können wir mit Fug und Recht von unserm Deutschen Vaterland hüben und drüben singen und sagen:

Fluch dem Frechen, der da waget
Anzutasten unsern Schild,

Fluch dem Feigen, der da zaget,
Wenn's der Deutschen Flagge gilt!
Deutschlands Söhne, Euch umfasset
Alle ein gemeinsam Band;
Deutsche Brüder, nimmer lasset
Ab vom Deutschen Vaterland. —

Nachschrift der Schriftleitung. Wir verfehlen nicht, ausdrücklich hinzuweisen auf die Hauptquelle des Herrn Verfassers. Wer Gefallen gefunden hat an den Erzeugnissen der eigenartigen Suahelilitteratur, der nehme des verstorbenen **Dr. Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli,** Berlin 1894, Verlag von Emil Felber, zur Hand. Er wird dem Entschlafenen für seine mühevolle Arbeit aufrichtig danken.

Afrikanische Nachrichten.

Nach einem Telegramm des Prem.-Lieutenant v. Carnap hat die **deutsche Togo-Expedition** bei Say den Niger erreicht. Sie hat danach mit einigen Häuptlingen Verträge abgeschlossen und den Niger stromabwärts verfolgt. Unterhalb von Say hat die Expedition ein siegreiches Gefecht bestanden. Weil unter den Trägern die Pocken ausbrachen, mußte sich die Expedition trennen. Ihr Führer Dr. Gruner wandte sich mit Dr. Döring nach Süden, um nach der Misahöhe zurückzukehren, während Prem.-Lieut. v. Carnap die Kranken nach Braß an der Nigermündung zurückführte.

In der Mitte des März haben die Bewohner von Towe, im Bezirk der Misahöhe ein strafendes Einschreiten nötig gemacht. Sie hatten zunächst den Stationsleiter Baumann auf einem wissenschaftlichen Streifzuge arg behelligt und der Häuptling versagte nicht nur jede Art von Genugthuung, sondern zwang eine Patrouille, die ihn zum Erscheinen auf der Station zwingen wollte, durch Waffengewalt unverrichteter Sache wieder umzukehren. Kurz darauf überfielen die Leute von Towe die Geld- und Briefpost von Sebbe nach Misahöhe, welche unter Begleitung eines schwarzen Polizisten von 3 Leuten befördert wurde, von welchen 2 getödtet wurden. Der stellvertretende Landeshauptmann hat deshalb die Räuber züchtigen lassen. Bei der Gelegenheit stellte es sich heraus, daß die deutsche Herrschaft bereits Boden gefunden hat; denn viele Häuptlige stellten sich freiwillig zur Teilnahme an dem Rachezuge ein, so daß ungefähr 600 Hilfskrieger mitzogen.

Infolge der bequemen Wege, welche nach dem Innern angelegt sind, hat der Handel mit dem Binnenlande sowie die Zufuhr von Rohprodukten nach der Küste eine große Zunahme erfahren. Die Einnahmen des Schutzgebietes **Togo** haben daher in den ersten zehn Monaten des verflossenen Etatsjahres die Höhe von über 300 000 Mk.

erreicht. Ein erfreuliches Wachstum, wenn man die Einnahme von 1891/92 mit 146000 M. und von 1892 93 und 1893/94 mit je 220000 Mk. in Vergleich zieht.

Die Regierungsschule in **Klein-Popo** besteht nunmehr vier Jahre. Ihre 53 Schüler werden in 4 Abteilungen unterrichtet. Neben dem Lehrer S. Walter ist seit 1. Juni 1894 ein eingeborener Unterlehrer angestellt. Der Unterricht umfaßt: biblische Geschichte, deutsche Sprache, Lesen und Schreiben in der Landessprache, in lateinischer Schreib- und Druckschrift, Rechnen, Geographie, Schönschreiben, Singen und Turnen. Die Begabung der Schüler ist im allgemeinen mäßig, ihr Fleiß aber gut.

Die Franzosen suchen seit Monaten möglichst große Teile des **Nigergebietes** in ihren Besitz zu bringen. Die Engländer protestieren dagegen und berufen sich dabei auf Verträge, welche von der Royal-Niger-Company abgeschlossen seien. Darum kümmern sich die Franzosen aber wenig. Der Gouverneur von Dahomeh ist vielmehr unentwegt vorgegangen und bis Sokoto vorgedrungen, das die Engländer für sich in Anspruch nehmen, obgleich der Häuptling erklärt, daß er niemandem in seinem Lande Hoheitsrechte abgetreten, sondern nur Handelsverträge abgeschlossen habe Da der Gouverneur Ballot wieder in Porto Novo an der Küste eingetroffen ist, werden genaue und eingehende Nachrichten über seine Expedition nicht lange auf sich warten lassen.

Eine deutsch-englische Kommission soll bestimmmte Unterlagen für eine endgültige Festlegung der Grenze des deutschen und englischen Gebietes im Nordwesten unseres **Kamerun**-Schutzgebietes herbeischaffen.

Nach einem Bericht des Assessors v. Lindequist über den Fortschritt der Wegebauten in **Deutsch-Südwestafrika** ist südwestlich von Windhoek über das Auas-Gebirge eine 8 km lange und 6 m breite, von Steinen gänzlich befreite, daher gut fahrbare Straße hergestellt worden. Zu den Kosten haben die Bastards von Rehoboth bereits 2000 Mk. beigetragen, zur Beisteuerung von ferneren 500 Mk. sollen sie noch bewogen werden. Auch die Weißen in Rehoboth haben einige 100 Mk. aufgebracht. Der Rest der Kosten soll durch Erhebung eines geringen Wegegeldes getilgt werden. Sämmtliche eingeborenen Gefangenen in Windhoek werden ausschließlich zu Wegearbeiten verwendet. Nach Herstellung des Wegenetzes in Windhoek sollen andere Straßen, vor allem die Ausbesserung der großen Baistraße, die nach der Walfischbai führt, in Angriff genommen werden.

Letzthin hat **Hendrik Witbooi** dem Landeshauptmann Major Leutwein auf seine Frage, wer sein Waffenlieferant gewesen sei, die kurze und bündige Antwort gegeben: Cecil Rhodes. Damit hat eine in ganz Südafrika längst vorhandene und auch offen ausgesprochene Ueberzeugung ihre Bestätigung gefunden, daß der Premierminister der Kapkolonie hinter den aufständischen Hottentotten stecke.

Aus dem Jahresbericht des britischen Ortsbeamten zu **Walfischbai** über das Jahr 1894 ist zu entnehmen: Die Bevölkerung bestand aus 30 Europäern, 620 Hottentotten, 75 Bantu und 40 Mischlingen. Die sozialen Verhältnisse der Eingeborenen machen einige Fortschritte. Die Kinder besuchen zumeist die Missionsschule, so daß mit der heranwachsenden Generation auch die Sittlichkeit sich heben wird, die bisher noch viel zu wünschen übrig läßt. Der Wert der Einfuhr betrug 558440 Mk. gegen 493000 Mk. im Vorjahr, wovon 365000 Mk. (weniger 29000 Mk.) aus Kapstadt und 194440 Mk. (mehr 106440 Mk.) aus Deutschland kamen. Diese Zahlen zeigen, wie wichtig es für unser südwestafrikanisches Schutzgebiet ist, daß es einen eigenen sicheren Hafen erhält. Denn selbstverständlich gehen die aus Deutschland in Walfischbai gelandeten Gegenstände sämtlich nach Deutsch-Südwestafrika.

In **Transvaal** herrscht zur Zeit eine ziemliche Erregung, weil England das Tongo- oder Amatonga-Land unter seinen Schutz gestellt und damit der Transvaal-Republik es unmöglich gemacht hat, sich bis an die Küste auszudehnen. Die Regierung von Transvaal hat in London gegen die Besetzung jenes Küstenstreifens Protest erhoben. Heißsporne reden bereits von einem unvermeidlichen Kriege der Buren gegen die verhaßten Briten. Andere hoffen auf ein festes Schutz- und Trutzbündnis mit dem Orangefreistaat, dessen Abschluß durch solche Rücksichtslosigkeiten Englands beschleunigt werde. Die Wogen werden sich bald legen und gar bald werden wir wissen, ob die Buren sich mit Würde in das Unvermeidliche fügen, oder ob England wirklich sich ins Bockshorn jagen läßt und den einmal gethanen Schritt zurücknimmt.

Auf **Madagaskar** sind nunmehr die Franzosen bereits mitten im Kriege begriffen. Am 2. Mai haben die Howas in einem Gefechte bei Maroway 300 Tote, darunter die vornehmsten Häuptlinge, verloren. Die Sakalaven, das sind die Angehörigen eines niederen Volksstammes, fangen sogar schon an an, sich zu unterwefen. Indes haben die Howas durch Schleusen das Befahren des Flusses Betsiboka unmöglich gemacht. Deshalb müssen die französischen Truppen den Landweg einschlagen. Da haben die Howas wieder die Gebirgspässe dicht besetzt, von wo sie nur schwer vertrieben werden können. Also werden im großen und ganzen die Franzosen nur sehr langsam vorwärts kommen.

Am 2. April d. Js. ist unter Leitung des Lehrers Richter in **Dar-es-Salam** eine deutsche Schule eröffnet worden. Als Schulgebäude dient das sogenannte Seva Hadji-Hospital. Die Zahl der Schüler betrug in den ersten Tagen 10—14. Es wird vor allem Deutschschreiben und -sprechen, Singen und Turnen gelehrt.

Der Kompagnieführer Prince hat in Ugogo eine neue Regierungs-Station **Kilimatinde** angelegt. Aus seinem Bericht geht hervor, wie sehr die Hungersnot in Ostafrika infolge der Heuschreckenplage wütet. Es heißt in demselben: „Am 13. Jan. langte die erste

Gouvernementskarawane für die Station an. An Stelle von 477 Lasten sind leider nur 179, zumeist Wellblech, eingetroffen. Von den übrigen 298 Lasten sind laut Mitteilung aus Mpuapua dort 95 Lasten deponiert, die übrigen 203 Lasten liegen längs des Weges Dar-es-Salam—Kilossa—Mpuapua in Busch und Dorf, weil die hungernden Träger weggelaufen, bzw. vielfach Hungers gestorben sein sollen."

Der Lieutenant Storch von der Station **Masinde** hat den Häuptling Kimueri von Wuga wegen mehrfachen Mordes hängen lassen, wie uns eine kurze Privatnachricht während des Druckes meldet.

Englischen Depeschen zufolge ist in dem **britischen Ostafrika** ein Araberaufstand ausgebrochen. Seit einem Jahre hat die englische Regierung der britisch-ostafrikanischen Gesellschbft die Verwaltung abgenommen und ist vermuthlich dem Sklavenhandel energischer entgegen getreten als die Gesellschaft es that und das wollen die Araber nicht leiden. Nähere Nachrichten stehen noch aus.

Am 27. März hat in **Britisch-Ostafrika** ein Erdbeben stattgefunden. Der Ort Malindi am Sabakifluſſe ist zum Theil zerstört.

In dem jüngst ausgegebenen „Blaubuch über **Uganda**" ist der Bericht des Major Owen über seine Expedition nach Wadelai enthalten, die er im Auftrage des Königl. Commissars Oberst Colvil unternommen hatte. Danach hat er mit Ali, dem Scheich von Wadelai und dem umliegenden Lande, einen Vertrag abgeschlossen und ihm die britische Fahne übergeben. Der Scheich wohnt auf dem rechten Ufer des Nil. Deshalb hat Major Owen auf dem linken Ufer im alten Fort Emin Paschas eine Truppenabtheilung unter einem Lieutenant Abad stationirt. Der Scheich Ali hat sich verpflichtet, zu keiner Zeit irgend einen Teil seines Landes an eine fremde Macht abzutreten, oder einen Vertrag mit einer anderen Regierung zu unterzeichnen, wenn er nicht vorher die Vermittelung oder Zustimmung der Regierung der Königin von England erlangt hat.

Zwischen dem erfolgreichen italienischen General Baratieri in Abessinien und Lord Cromer in Kairo sind Verhandlungen eingeleitet über die Abgrenzung der italienischen Interessensphäre und des egyptischen Sudan. Im April 1891 hatten beide Mächte vereinbart, daß die Grenze des italienischen Gebietes 20 engl. Meilen östlich von **Kassala** sich hinziehen, dieses selbst also in der egyptischen Sphäre bleiben sollte. Indes war den Italienern das Recht zugestanden. den Ort so lange zu besetzen, bis Egypten oder genauer gesagt England Einspruch erheben werde. Im vor. Jahre hat nun Baratieri Kassala von den Mahdisten erobert und es zum Hauptstützpunkte der italienischen Besitzungen in Abessinien gemacht. Da liegt es auf der Hand, daß es für Italien keine angenehme Situation ist, fort und fort mit der Möglichkeit rechnen zu müssen, daß Egypten die Räumung Kassalas beansprucht.

Der deutsche Gesandte Graf Tattenbach in **Marokko** hat sich am 24. Apil nach Saffi begeben, um die Festnahme und Be-

strafung der Mörder Rockstroh's zu erlangen. Da der Kaid erklärt hatte, daß sein Ansehen in der nächsten Umgebung der Stadt völlig erschüttert sei und er für nichts einstehen könne, so holte sich der Gesandte 12 bewaffnete Matrosen von S. M. S. „Alexandrine", welche am 26. April auf der Rhede von Saffi Anker geworfen hatte. Diese kleine Schaar übernahm den Wachtdienst im Lager des Grafen Tattenbach, der nicht in die Stadt gegangen war, sondern auf einem Hügel vor der Stadt sich häuslich niedergelassen hatte. Der Widerspruch des Kaid gegen die Landung der Bewaffneten bei den sämtlichen Konsuln der andern Stationen blieb völlig erfolglos.

Ein holländischer Schooner „Anna" wurde am 28. April auf der Höhe der maurischen Küste von einer Windstille aufgehalten. Sogleich wurde sie von 8 mit Riffarabern besetzten Booten angegriffen. Die erschossen den Kapitän, verwundeten den Steuermann, plünderten das Schiff und flohen darauf.

Kurz vor Schluß seiner Session hat der Reichstag noch in größter Eile den Gesetz-Entwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels beraten und mit einigen Aenderungen angenommen. Wir werden auf diesen Punkt in der nächsten Nummer genauer eingehen.

Vereinsnachrichten.

Am 10. Mai fand in Berlin, nachdem eine Vorstandssitzung vorhergegangen war, die erste Hauptversammlung unseres Vereins statt, welche von 23 Herren besucht war. Nächst der Berichterstattung des Hauptvorstandes (vergleiche den Geschäftsbericht auf Seite 97 ff.) war die Beschlußfassung über einige Aenderungen der Satzungen der erste wichtige Punkt der Tagesordnung. Das Ergebniß der Beschlüsse war, daß die Vorschläge des Hauptvorstandes angenommen wurden, sodaß die Satzungen nunmehr den Wortlaut haben, wie sie unten mitgeteilt sind.

Demnächst wurde, nachdem der Schatzmeister Enlastung erhalten hatte, folgender Antrag des Generalsekretärs angenommen: Die Hauptversammlung beauftragt den Hauptvorstand, die geeigneten und ihm nötig erscheinenden Schritte zu thun, um den im § 1 der Satzungen ausgesprochenen Zweck des Vereins auszuführen; insonderheit erklärt sie ihr Einverständnis mit dem vom Hauptvorstande ins Auge gefaßten Zielen:

1. Gründung einer Sklavenfreistätte in Ost-Afrika,
2. Gründung evangelischer Schulen,
3. Ausübung der Aerzte-Mission.

Dabei wird ausdrücklich betont, daß, soweit thunlich, nicht eigentliche Missionsschulen zu gründen seien, sondern Schulen, welche den afrikanischen Eingeborenen und namentlich den Häuptlingssöhnen eine über das Maß der Elementarschulbildung hinausgehende Bildung gewähren. Im laufenden Jahre soll, wenn irgend möglich, ein Volkslesebuch in der Suaheli-Sprache geschaffen werden.

Damit hat die Hauptversammlung die Grundlinien für die Thätigkeit des Vereins festgelegt. Zudem sind darin bestimmte praktische Aufgaben namhaft gemacht, sodaß das Interesse auf sichere greifbare Punkte gerichtet werden kann.

Im Weiteren wurde der Hauptvorstand ermächtigt, formelle Aenderungen der Satzungen, soweit dieselben zwecks Erwerbung der Korporationsrechte für den Verein nöthig werden sollten, selbständig zu beschließen und im Laufe des Jahres sich durch Cooptation zu vervollständigen.

Satzungen
des
Evangelischen Afrika-Vereins.

§ 1.

Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

§ 2.

Zur Erreichung des im § 1 bezeichneten Zweckes dienen dem Vereine:

die Zinsen des ihm etwa zugewendeten Kapitalvermögens, für dessen Belegung der § 39 der Preußischen Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 — G.-S. S. 439 — maßgebend sein wird,

die Beiträge seiner Mitglieder und die sonstigen Zuwendungen.

§ 3.

Mitglied des Vereins ist jeder Evangelische, der mindestens 1 Mk. jährlich, oder mindestens 100 Mk. einmalig als Beitrag leistet.

Die in einem bestimmten Bezirke oder Orte wohnenden Vereinsmitglieder können sich mit Genehmigung des Hauptvorstandes zu einem besonderen Zweigvereine zusammenschließen.

Die Zweigvereine sollen besonders durch persönliche Agitation für die Zwecke des Gesamtvereins wirken.

Durch besondere Vereinbarungen kann die Verwendung eines Teils der in einem bestimmten Bezirke (Orte) erzielten Einnahmen der Bestimmung des betreffenden Zweigvereines überlassen bleiben. Die Satzungen der Zweigvereine bedürfen der Anerkennung des Hauptvorstandes, welchem auch die Namen der Vorstandsmitglieder anzuzeigen sind.

§ 4.

Der Evangelische Afrika-Verein wird geleitet von dem Hauptvorstande und der Hauptversammlung. Jener führt die Geschäfte des Vereins und verwaltet das Vereinsvermögen.

Diese wählt die Mitglieder des Hauptvorstandes, stellt die für die Verwendung der verfügbaren Gelder maßgebenden Grundsätze und den Voranschlag von Einnahme und Ausgabe für das folgende Jahr fest, bestellt zwei Revisoren zur Prüfung der vom Hauptvorstande zu legenden Jahresrechnungen, erteilt die Rechnungsentlastung und beschließt im Einvernehmen mit dem Hauptvorstande über Aenderungen der Satzungen sowie über die Auflösung des Vereins.

§ 5.

Der Hauptvorstand besteht aus 6 bis 30 Mitgliedern. Innerhalb dieser Grenzen wird die Zahl von der Hauptversammlung nach Bedürfnis festgesetzt.

Der Hauptvorstand wählt aus seiner Mitte seinen Vorsitzenden, einen Schriftführer und einen Schatzmeister, sowie deren Stellvertreter. Für das Amt eines Schriftführers kann ein besonderer Beamter angestellt werden. Der Hauptvorstand besteht gegenwärtig aus folgenden Personen:

von Strubberg, General der Infanterie z. D., Berlin.
Graf von Arnim-Muskau, Muskau i. L. und Berlin
Dr. Busse, Bergrat, Koblenz.
Ludwig Delbrück, Banquier, Berlin.
Graf von der Gröben, General-Lieutenant z. D., Berlin.
Lukas, Assessor a. D., Berlin.
A. Merensky, Missions-Inspektor, Berlin.
Gustav Müller, Pastor, Groppendorf bei Hakenstedt.
Veit, Geheimer Kommerzienrat, Berlin
Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen, Merseburg.
Steinhausen, Geh. Regierungsrath u. vortr. Rat, Berlin.

§ 6.

Von den Mitgliedern scheidet von 5 zu 5 Jahren die Hälfte aus. Die zunächst Ausscheidenden werden durch das von dem Vorsitzenden zu ziehende Loos bestimmt; später entscheidet das Amtsalter.

Scheiden Mitglieder vor Ablauf ihrer Amtsdauer aus, so werden sie für den Rest derselben durch Zuwahl des Hauptvorstandes ersetzt.

Die Ausscheidenden nehmen ihre Obliegenheiten bis zum Eintritt ihrer Nachfolger wahr; auch sind sie wieder wählbar.

§ 7.

Der Hauptvorstand tritt auf Einladung des Vorsitzenden so oft zusammen, als die Geschäfte dies erfordern.

Falls 4 Mitglieder es schriftlich unter Angabe von Gründen beantragen, muß der Vorsitzende den Hauptvorstand binnen 4 Wochen zusammenberufen. Spätestens 5 Tage vor jeder Sitzung sind die Einladungen unter Angabe der Tagesordnung durch die Post zuzustellen.

Der Hauptvorstand ist bei Anwesenheit von 5 Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden beschlußfähig.

Der Hauptvorstand faßt seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

Ueber die Beschlüsse jeder Sitzung ist ein Protokoll zu führen; dasselbe ist von dem die Sitzung leitenden Vorsitzenden und einem Mitgliede zu vollziehen. Im Uebrigen regelt der Hauptvorstand seinen Geschäftsbetrieb selbst.

§ 8.

Der Hauptvorstand vertritt, geeigneten Falls mit Substitutionsbefugnis, den Verein nach außen in allen seinen Angelegenheiten, einschließlich derjenigen, welche nach den Gesetzen eine Spezialvollmacht erfordern, vor Behörden und gegenüber Privatpersonen.

Er beschließt über die Anlegung und Verwendung der Geldmittel, über die letztere nach den von der Hauptversammlung festgesetzten Grundsätzen. Er hat das Verhältnis zu den Zweigvereinen und den auf gleichartige Bestrebungen gerichteten Unternehmungen zu pflegen, auch ein friedliches und gedeihliches Zusammenwirken mit denselben zu erstreben.

Er hat die Verhandlungen der Hauptversammlung vorzubereiten und stellt die zur Führung der Geschäfte des Vereins erforderlichen Beamten an.

§ 9.

Urkunden, welche den Verein vermögensrechtlich verpflichten, werden unter dem Namen des Vereins durch den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, oder durch eine dieser beiden Personen und ein anderes Mitglied des Hauptvorstandes unterzeichnet. Zur Legitimation der Mitglieder des Hauptvorstandes nach außen hin dient ein Attest

des Polizeipräsidenten von Berlin, welchem zu dem Behufe die jedesmaligen Wahlverhandlungen mitzutheilen sind. Der Hauptvorstand hat für jedes Verwaltungsjahr, welches mit dem Kalenderjahre läuft, der Hauptversammlung einen durch den Druck allen Zweigvereinen mitzuteilenden Geschäftsbericht nebst Jahresrechnung zu erstatten.

§ 10.

Die Hauptversammlung, in welcher alle Zweigvereine angemessen vertreten sein sollen, besteht aus den Mitgliedern des Vereins (§ 3).

§ 11.

Die Hauptversammlung wird mindestens jährlich einmal durch Einladung des Hauptvorstandes berufen. Dieser beschließt über die Zeit und den Ort der Versammlung und setzt für diese die Tagesordnung fest. Anträge von Mitgliedern der Hauptversammlung müssen auf die Tagesordnung gesetzt werden bei der nächsten Versammlung, sofern sie von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben sind und 3 Wochen vorher bei dem Hauptvorstande einlaufen.

Tag und Stunde sowie die Tagesordnung der Versammlung müssen mindesteus zwei Wochen vorher den Zweigvereinen zur Benachrichtigung der in ihrem Bezirke (Orte) wohnhaften Mitglieder mitgetheilt werden. Nur wo ein Zweigverein nicht vorhanden ist, erfolgt binnen gleicher Frist die Einladung unter Anschluß der Tagesordnung durch die Post, und ist darüber eine Bescheinigung zu den Akten zu bringen. Außerdem ist die Tagesordnung und die Einladung mindestens zwei Wochen vorher einmal in der Vereinszeitschrift „Afrika" bekannt zu machen.

§ 12.

Der Vorsitzende des Hauptvorstandes leitet auch die Hauptversammlung. Dieselben sind bei Anwesenheit von 15 Mitgliedern beschlußfähig. Soweit eine Tagesordnung wegen mangelnder Beschlußfähigkeit unerledigt bleiben muß, kann über dieselbe von der nächsten Versammlung, ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen, beschlossen werden, wenn bei der Einladung die Gegenstände der Tagesordnung als solche, worauf die Bestimmung Anwendung findet, ausdrücklich bezeichnet sind. Die Beschlüsse werden nach absoluter Stimmenmehrheit gefaßt. Bei Stimmengleichheit gilt der Antrag als abgelehnt.

Ueber Abänderungen der Satzungen, welche den Sitz, den Zweck und die äußere Vertretung des Vereins betreffen, sowie über die Auflösung des Vereins kann nur bei Anwesenheit von 60 Mitgliedern und mit zwei Drittel Mehrheit beschlossen werden.

Ueber die Verhandlungen ist von einem durch den Vorsitzenden aus der Versammlung zu berufenden Schriftführer ein Protokoll aufzunehmen, welches von diesem, dem Vorsitzenden und drei Mitgliedern der Versammlung zu vollziehen ist.

§ 13.

Abänderungen der Satzungen, welche den Sitz, den Zweck und die äußere Vertretung des Vereins zum Gegenstande haben, sowie Beschlüsse, welche die Auflösung des Vereins bezwecken, bedürfen der landesherrlichen Genehmigung.

Sonstige Aenderungen sind von der Genehmigung des zuständigen Ober-Präsidenten abhängig.

Litterarisches.

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrag von **Dr. Karl Peters.**

Ein gediegenes Werk, das wir Freunde Afrikas mit Freude und Genugthuung begrüßen und womit der Verfasser dem Lande seiner schwärmerischen Liebe wie seinem lieben Vaterland, wie auch nicht minder sich selbst einen guten Dienst geleistet hat. Denn manchen Tadel und Vorwurf, den sich Dr. Peters mitunter selbst von den treuesten Freunden Afrikas und dessen Eroberung für christliche, deutsche Kultur ob etlicher seiner Thaten und Urteile vordem zugezogen, können wir um dieses reifen, durch und durch sachlich gehalten Buches willen, nun wohl zu den Acten legen. Spricht doch aus dem Buche zu uns ein nüchtern-besonnener und zugleich edelbegeisterter Beurteiler Deutsch-Ostafrikas, ein Wirtschafts- und Realpolitiker, der aber die idealen, sittlichen Mächte des Lebens nicht unterschätzt, und darum eine Cultivierung des Landes, eine Nutzbarmachung seiner reichen Schätze zum Segen seiner Bewohner und des deutschen Volkes sich nicht denken kann, ohne die Segnungen des Christentum und — es ist bedeutsam zu sagen — ohne die Arbeit der Mission Gerade auch im Urteil über die Evangelische Missionsarbeit zeigt sich Peters, wie wir mit besonderer Genugthuung hervorheben, als ein Mann, der sich nicht scheut frühere Urteile zu berichtigen, und wie er schon vor etlichen Jahren seine schiefe Beurteilung des großen, edelen evangelischen Uganda-Missionars Mackay aus eigenstem Antrieb offen und freimütig als irrig bekannt hat, so läßt er jetzt wieder vielfach den Missionsbemühungen der Evangelischen Kirche eine völlig gerechte Würdigung zu teil werden und unterläßt es darum nicht, auf deren Erfahrungen, Arbeiten und Auffassungen sich zustimmend zu berufen. Namentlich die reichen Erfahrungen Merensky's, wie sie niedergelegt sind in dessen sonderlich lesenswertem Buche „Deutsche Arbeit am Nyassa", verwertet er vielfach und mit sichtlicher Anerkennung. So ist es auch zu verstehen, wenn Peters Merensky nachrühmt, „daß er sich mit voller Liebe in die Eigenart des Volkes versenkt habe". Bezeichnend und gewißlich nicht als Tadel gemeint, ist auch die Bemerkung (S 366), daß der Missionar in einer gewissen Voreingenommenheit für das Volk Afrikas, im Gegensatz zum Offizier, Beamten oder Plantagenaufseher geneigt ist, mehr die lichtvollen, als die ungünstigen Seiten der eingeborenen Bevölkerung hervorzuheben! Jawohl, — so ist's und so muß es sein und ein Missionar ohne diese „gewisse Voreingenommenheit" hat seinen Beruf verfehlt; denn er soll eben allezeit suchen, sehen, lieben und pflegen das Göttliche in der Menschenseele, auch des Afrikaners. Daß Peters gerade diesen eigenartigen Standpunkt des Missionars anerkennt und mit ihm, wie er in seinem Buche allenthalben beweist, als mit einem wichtigen Faktor rechnet und fernerhin noch mehr gerechnet wissen will, das ist's, was seinem Werk neben vielen anderen Vorzügen noch zu besonderem Vorteil gereicht. Erst wenn die Erkenntnis Allgemeingut der Kolonialfreunde wird, daß nicht etwa in der bloßen Schneidigkeit und Bureaucratie oder in

moralischer Mißachtung oder Gewinnsucht der Schlüssel zur Cultivirung Afrikas, geschweige denn zum Herzen „unserer schwarzen Mitbürger" gefunden, sondern daß vielmehr ein liebevolles Verständnis im Berücksichtigen ihrer Eigenart zum guten Ziele führt, — dann wird's drüben auch schneller vorangehen. Die Männer, die am meisten in Afrika geleistet haben, sind bezeichnender Weise auch Vertreter dieses Grundsatzes!

Das Buch in allen seinen Teilen voll genügend zu würdigen ist natürlich hier in einer kurzen Besprechung nicht möglich Es bietet eine Fülle lebendiger, stellenweis farbenreicher Schilderungen, die ein liebevolles Versenken des Verfassers in den Gegenstand bezeugen und die große Masse des Stoffs mit seinen oft lediglich practisch nüchternen Darlegungen immer von neuem anziehend gestalten. Der Leser gewinnt ein allseitig umfassendes Bild von Deutsch-Ostafrika, was um so wahrheitsgetreuer wirkt, als der Verfasser eifrigst bemüht gewesen, alle sachlichen Urteile anderer Afrikakenner zu ihrem Recht kommen zu lassen, ja sie auszugsweise wörtlich anzuführen. Gerade nach einer solchen möglichst „objectiven" Darstellung im Einzelnen in den drei ersten Abschnitten macht der vierte und letzte Teil des Buches, „Die wirtschaftl. Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika" als zusammenfassendes Schlußurteil des Verfassers den erfreulichsten Eindruck. Was Dr. Peters über die Verwertung des Landes in seiner mannigfachen und vielseitigen Gestaltung sagt; ferner seine Darlegungen über die vorwiegende Wichtigkeit der Verkehrsstraßen, des Wegebaus, die er mit besonderer Gründlichkeit macht; sodann sein Urteil über die Arbeiterfrage und die Erziehung zur Arbeit, das (vgl. S 403) getragen ist von einer gesunden Humanität, vernünftiger Pädagogik und christlich sittlicher Rechtsanschauung; (da man doch hierzu nicht außer Acht lassen darf, daß Erziehung ohne jeglichen Zwang und Tüchtigkeit auch im höchsten, nämlich christlichen Sinne ohne zuvorige Stählung des Pflichtgefühls undenkbar sind); sowie endlich seine Anschauungen von der möglichen Besiedelung wie Kultivierung des Landes, das Alles enthält eine reiche Sammlung von sehr beherzigenswerten Ratschlägen und Anregungen. Schließlich leitet dann eine ganz vortreffliche, engherziger Bureaucratie wie Schablone entgegentretende kurze Skizze wünschenswerter Verwaltungsgrundsätze und -maßnahmen für diesen kostbaren Besitz des deutschen Volkes über zu einem warmen, von großen geschichtlich patriotischen Gesichtspunkten aufgefaßten und von edeler Weltanschauung durchdrungenen Schlußwort

Die Zuthaten zu dem Werk, Bilder und Karten, entsprechen seinem Wert. Die Bilder sind teilweis geradezu ausgezeichnet und höchst anschaulich, und unter den drei vortrefflichen Karten fesselt vornehmlich die sog. Wertschätzungskarte, deren genaues Studium für jeden der sich in Zukunft ein Urteil über den Wert Deutsch-Ostafrikas erlauben will, unerläßlich ist Auch wenn sich im Verfolg noch gründlicherer Erforschung des Landes Fehler dieser Karte ergeben sollten, so ist sie doch entschieden grundlegend und eine nach der heutigen Kenntnis höchst sorgfältige und vortreffliche Darstellung.

Kurzum, wir empfehlen das Werk allen Freunden Afrikas auf's angelegentlichste und erhoffen von ihm weitere Anregung für die koloniale Sache, sowie für die Erforschung und echte, deutsch-christliche Kultivierung des dunkelen Erdteils.

Fabarius.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

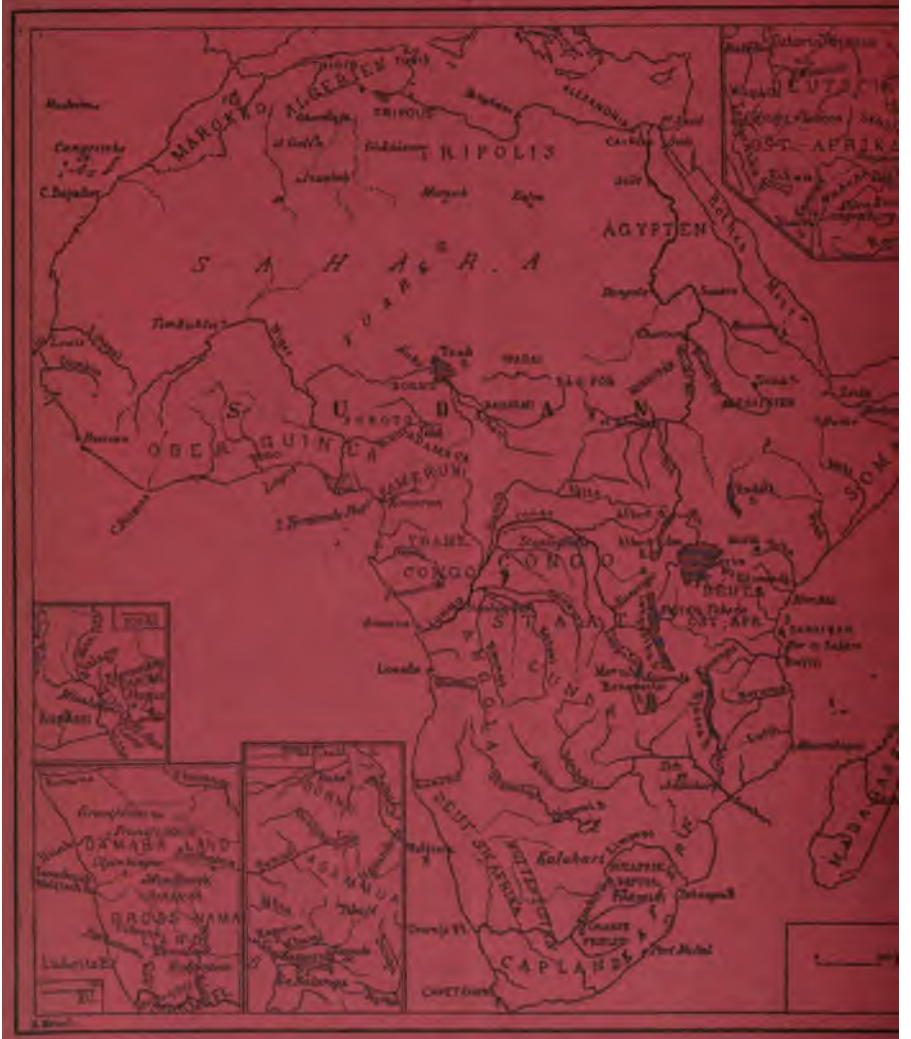
Documents relatifs à la répression de la traite des esclaves publiés en exécution des articles LXXXI et suivants de l'acte général de Bruxelles. 1894. Second fascicule. — Bruxelles, **F. Hayez,** imprimeur de l'académie royale de Belgique. Rue de Louvain, 112. — 1895.

Karte von Deutsch-Ostafrika in 29 Blatt und 8 bis 10 Anlagstücken im Maßstabe von 1 : 300 000. Konstruiert und gezeichnet unter Leitung von **Dr. Richard Kiepert.** Im Auftrage und mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des auswärtigen Amtes herausgegeben durch die **Verlagshandlung Dietrich Reimer** (Höfer und Vohsen), Berlin. — Blatt B. IV. Eyaßi-See. Blatt C. III. Tabora. Blatt C. IV. Turu.

Bilder aus Bengalen. Aus den Erinnerungen eines alten indischen Missionars. — Preis 10 Pfg. — **Unter den Indianern und Eskimo.** Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs J. Horden. Von **P. Steiner.** Preis 15 Pfg. — Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. (Adresse aus Deutschland: Leopoldshöhe (Baden) Missionshaus.)

Album der Basler Missionsgesellschaft. Achtzig Ansichten von der Goldküste (Westafrika) nach Originalaufnahmen des Missionars **Fritz Ramseyer.** Neuenburg. Verlag von Gebrüder Attinger. 1895.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Geschäftsbericht des Hauptvorstandes des Evangelischen Afrika-Vereins	97
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika III	100
Afrikanische Nachrichten	108
Vereinsnachrichten	112
Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins	113
Litterarisches	117

Druck von C. A. Conrad in Neuwaldenslehen

AFRIKA.

Nr. 7.

Juli 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

in

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Wiederholt bitten wir, die noch rückständigen Jahresbeiträge, bzw. Abonnementsgelder für die „Afrika“ einzusenden. Mit der Augustnummer halten wir uns für befugt, die betreffenden bis dahin nicht eingegangenen Gelder durch Postnachnahme einzuziehen.

Berlin W, Behrenstraße 48,
den 1. Juli 1895.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins
E. Veit, Geheimer Kommerzien-Rat.

Der deutsche Reichstag und die afrikanische Sklaverei.

Noch in der letzten Stunde hat der Reichstag den Gesetzentwurf betreffend die Bestrafung des Sklavenraubes und Sklavenhandels angenommen. Der evangelische Afrika-Verein hat ja durchaus allen Grund, die Annahme dieses Gesetzes mit Genugthuung zu begrüßen. Es ist ihm damit staatlicherseits eine große Unterstützung zu teil geworden in der Aufgabe, „an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken." Indes ist es doch zu beklagen, daß die Verhandlung über diesen Gesetzentwurf mehr durch Schnelligkeit als durch Gründlichkeit sich auszeichnete. Ohne Zweifel ist die hier in Rede stehende Angelegenheit eine der wichtigsten für unsere ganzen Schutzgebiete. Von ihrer Lösung hängt zum guten Teil die Zukunft derselben ab. Denn man wird nicht im Ernst behaupten wollen, daß man Sklavenhandel bekämpfen und ausrotten kann, ohne zugleich dem Institut der Sklaverei energisch zu Leibe zu gehen. Dazu kommt, daß das ganze Institut der Sklaverei und natürlich in erster Linie Sklavenraub und Sklavenhandel nicht bloß in socialer, sondern noch weit mehr in sittlicher Hinsicht zu bekämpfen ist. Es ist deshalb tief zu bedauern und zu beklagen, daß gerade ein Eingehen auf dies letztere Moment in den Reichstagsverhandlungen durchaus vermißt wird. Es scheint in der That, als wäre im Reichstage geflissentlich diese Seite der Sache unberührt geblieben. Aber der Reichstag hatte es ja mit der Erledigung dieser Vorlage so ungemein eilig, daß er wohl aus diesem Grunde darauf verzichtete, sie einer gründlichen Beratung zu unterziehen.

Auf einen Punkt, der uns besonders aufgefallen ist, wollen wir hier die Aufmerksamkeit lenken. Es kam bei den Verhandlungen noch einmal die Thatsache zur Sprache, daß mit den Wörmann-Dampfern die sogenannten „freien Arbeiter" von Dahome zum Eisenbahnbau nach dem Kongostaate gebracht sind. Der Director der Kolonialabteilung des „Auswärtigen Amtes" suchte dabei nachzuweisen, daß die Rhederei Wörmann in dieser Beziehung durchaus keinen Vorwurf verdiene, sondern völlig schuldlos sei. Er berief sich dabei auf die vorjährigen Verhandlungen des Reichstags und auf den Urteilsspruch, den ein Gericht gegen eine Hamburger Zeitung gefällt hat, welche scharf gegen die Firma Wörmann wegen des Sklaventransports sich ausgesprochen hatte. Außerdem wies er darauf hin, daß die Rhederei unmöglich für alle Handlungen ihrer Schiffer verantwortlich gemacht werden könne. An der westafrikanischen Küste müsse der Schiffer ganz allein auf seine eigene Verantwortlichkeit hin Verträge schließen, von denen der Rheder nichts weiß. Ob die Rhederei für „alle" Handlungen ihrer Schiffer verantwortlich gemacht werden kann, lassen wir dahingestellt sein, für Handlungen so himmelschreiender Art, wie die hier in Rede stehenden,

muß sie verantwortlich gemacht werden. Wir hätten sehr dringend gewünscht, daß der Versuch, die genannten Vorkommnisse in milderem Lichte erscheinen zu lassen, unterblieben wäre. —

Nun haben wir ein Gesetz gegen Sklavenraub und Sklavenhandel. Deshalb sehen wir mit gespannter Erwartung energischen Maßregeln gegen den Sklavenhandel in unserm Schutzgebiete Togo entgegen. Nach den Mitteilungen des Afrika-Reisenden G. A. Krause steht fest, daß in Togo Sklavenhandel noch sehr im Schwange geht. Sagt auch die Denkschrift betreffend die Entwickelung des Schutzgebietes Togo (Berichtsjahr 1893/94): „nur ein einziger Fall von Sklavenhandel ist zur Kenntnis der Regierung gekommen", so ist nach den Mitteilungen Krause's durchaus nicht daran zu zweifeln, daß weit mehr Fälle von Sklavenhandel vorgekommen sind; nur hat die Regierung dieselben nicht erfahren. Wenn, wie Krause in der Vossischen Zeitung vom 23. Mai dieses Jahres zahlenmäßig berechnet, alljährlich tausende von Sklaven an der Togo-Küste verkauft werden, so wird in Folge des neuen Gesetzes ja jedenfalls eine Aenderung nunmehr entgiltig eintreten. Um jedoch hier mit voller Energie auftreten zu können, wird die Regierung nicht umhin können, einer Frage näher zu treten, welche Krause gleichfalls wiederholt, und zwar in der „Kreuzzeitung", zur Sprache gebracht hat. Für ihn steht es beinahe unzweifelhaft fest, daß der Agent Amason, welcher auf der Bismarckburg als Vertreter der Regierung eingesetzt ist, nachdem diese Station nach Kete-Kratji verlegt war, identisch ist mit einem raffinierten Sklavenhändler. Material zur Untersuchung dieser Angelegenheit hat Krause genügend zur Stelle geschafft. Wir halten dafür, daß möglichst bald die Regierung diesen Mann von ihren Rockschößen abschütteln muß.

Noch glauben wir, daß auf Grund dieses Gesetzes auch einem abscheulichen Mißstande in unserem Schutzgebiete Ostafrika zu Leibe gegangen werden kann und muß. Es ist Sklavenhandel der allerschlimmsten Art, wenn gewisse Deutsche in amtlicher und nicht amtlicher Stellung sich in Ostafrika schwarze Frauen kaufen, um mit ihnen in Konkubinat zu leben. Natürlich sind diese Opfer der Unsittlichkeit ja nominell frei; Thatsache ist aber, daß sie sogar, zumal wenn der betreffende Mann Afrika wieder verläßt, aus einer Hand in die andere übergehen. Wir dürfen gewiß hoffen und verlangen, daß diesem Unwesen auf Grund des nunmehr geschaffenen Gesetzes energisch gesteuert wird.

Der evangelische Afrika-Verein wird jedenfalls nicht müde werden, immer wieder in dieser Angelegenheit seine Stimme zu erheben. Er hält es einmal für seine Pflicht, die sociale Lage der Eingeborenen unserer Schutzgebiete zu heben. Deshalb darf er es nicht unterlassen, diese schreienden Ungerechtigkeiten zur Sprache zu bringen. Ja, wenn's nötig wird, wird er nicht davor zurückscheuen, diejenigen, welche augenscheinlich so gar kein Gefühl für das haben, was sie dem deutschen Namen und der deutschen Ehre schuldig sind, öffentlich an den Pranger zu stellen. —er.

Der Wert unserer Hinterland-Expeditionen in Afrika.

Von Herman Frobenius.

Als in der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin am 4. Mai der Vorsitzende das soeben eingelaufene Telegramm, welches den glücklichen Abschluß der Togo-Expedition des Dr. Gruner meldete, zur Kenntniß brachte, da ging es wohl wie ein Aufathmen der Erleichterung und der Befriedigung durch den Saal, aber zu einer irgend wie bemerkbaren Aeußerung wärmerer Empfindungen konnte sich die Versammlung nicht aufschwingen. Mit welchem Jubel und nicht endenwollenden Applaus hätte wohl eine französische Versammlung eine derartige Nachricht aufgenommen! Aber so weit sind wir noch zurück im Verständniß und im Interesse für unsere Colonien, daß nicht einmal der errungene nationale Sieg über die englischen und französischen Concurrenten uns einer etwas lebhafteren Gemütsbewegung wert erscheint. Und doch ist es ein Sieg, der auf dem Gebiete des friedlichen Wettbewerbes in Afrika nicht leichter wiegt und nicht geringere Folgen nach sich ziehen kann, als eine glückliche Entscheidung auf dem blutigen Schlachtfelde. Wir sollten es doch nicht vergessen, daß ein gut Teil unserer nationalen Ehre in den weiten Gebieten des dunklen Erdteils engagiert ist, daß wir schon deshalb alle Veranlassung hätten, ein lebhafteres Interesse — nicht nur mit Worten — auch durch Bereitstellung von Streitmitteln für diesen friedlichen Kampf zu bethätigen. Nicht mit Unrecht beklagt sich die Denkschrift zum deutsch-französischen Abkommen vom 15. März 1894 über den Mangel an deutschen Privatunternehmungen, über die Gleichgültigkeit, welcher die von der Regierung gegebenen Anregungen begegneten, über die ablehnende Haltung der bei der Erschließung des Hinterlandes von Kamerun am meisten beteiligten Hamburger Kaufleute. Gar zu leicht ist es, die Regierung für alle Mißerfolge und mangelhaften Fortschritte auf colonialem Gebiete verantwortlich zu machen; es fehlt uns noch das allgemeine Verständnis für den Wert unserer Colonien, für die Notwendigkeit des Erwerbes des Hinterlandes, für die Wichtigkeit der dorthin zu entsendenden Expeditionen; es fehlt uns noch der Impuls, welcher vor keinen Opfern zurückscheut, um die Ziele zu erreichen, wie eine weitsehende Colonialpolitik sie sich stecken muß.

Und was dem gegenüber so schwer ins Gewicht fällt; unsere Concurrenten in Afrika besitzen nicht nur soviel Erfahrungen und soviel erprobte Kräfte mehr, sie haben nicht nur einen wesentlichen Vorsprung durch ihre bereits längst gefestigten Besitzungen, sondern sie haben die coloniale Idee mit Begeisterung erfaßt und sie setzen alles daran, um ihr planmäßiges Vorgehen mit Consequenz und

Energie zu fördern. Die Ziele, welche die deutsche Colonialpolitik sich stecken kann und muß, sind ja durchaus nicht so weitgreifend, wie die Englands und Frankreichs, es handelt sich für uns ja nicht darum, möglichst große Gebiete Afrikas zu erobern; unsere bescheideneren Wünsche werden wir auch mit geringeren Mitteln erreichen können; aber diese zu erreichen, unter allen Umständen zu erreichen, gebietet uns unsere nationale Ehre und die weise Fürsorge für die Entwickelungs- und Rentabilitätsfähigkeit der Besitzungen, welche wir nun einmal haben. Wollen wir nicht umsonst alle bisherigen Opfer gebracht haben, so müssen wir dafür sorgen, daß uns das Hinterland zugänglich bleibt. —

Abgesehen von Südwest-Afrika, welches unseren Auswanderern und Colonisatoren günstige Verhältnisse bietet, sind im Großen und Ganzen unsere Besitzungen als dauernder Aufenthalt für Europäer wenig geeignet; hier können wir zweierlei erwarten, ein großes Absatzgebiet für unsere einheimischen Industrieerzeugnisse zu finden und Produkte zu gewinnen für unseren eigenen Bedarf oder für unseren Handel. Zur Erzeugung derselben werden Plantagenanlagen wesentlich beitragen, für die sich hinreichend ausgedehnte günstige Terrains finden. Im allgemeinen ist es also der Handel, welcher angestrebt, welchem günstige Bedingungen geschaffen werden müssen.

Handelsleute aller Nationen haben sich bekanntlich an der Westküste Afrikas schon seit Jahrhunderten festgesetzt. Daß sie für die Wohlfahrt der Bevölkerung und für die Aufschließung des Landes gerade sehr förderlich gewesen wären, kann man nicht sagen. Ihr lohnendster Ausfuhrartikel waren Sclaven. Die Einführung der europäischen Erzeugnisse ins Binnenland übernahmen die der Küste zunächst wohnenden Stämme und sie wurden hierdurch erzogen zu Kaufleuten, Händlern mit Sclaven und Tauschwaren. Als man begann, von der Küste aus ins Innenland vorzudringen, um dieses direkt dem Handel und der Wissenschaft zu erschließen, stieß man überall auf den Widerstand dieser Völkerschaften, welche sich in dem Monopol des Zwischenhandels bedroht sahen. Unsere langjährigen vergeblichen Bemühungen, diesen Widerstand zu brechen und das Hinterland von Kamerun zu erreichen, sind ja bekannt.

Die Handelsstraßen Afrikas sind ungebahnte Fußpfade, die Transportmittel fast durchweg Menschen. Welche Unkosten, welche Zeitopfer, welche Gefahren aufsässigen Stämmen gegenüber sind mit diesem Karawanenhandel verbunden. Und bevor wir zu einigermaßen umfassenden Straßen- und Eisenbahnbauten kommen, muß doch erst ein wirklich rentabler Handel sich entwickelt haben. Da fällt das Auge natürlich auf die Flußläufe, die natürlichen Communicationswege, welche das Innere mit der Küste verbinden. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, welche Schwierigkeiten, basiert auf der geologischen Struktur des Erdteils, die Flüsse fast durchweg der Schifffahrt bieten; genug, daß sie wenigstens auf große Strecken befahrbar sind, daß sie mit der Zeit auch weiter befahrbar gemacht

werden können. Auf den Flüssen kann man ins Innere gelangen, kann man den Handel fördern, kann man das Hinterland erschließen.

Als im Jahre 1885 die Befahrung des Ubangi durch Grenfell bekannt wurde, trat das Verlangen an die deutsche Regierung heran, eine Expedition auf diesem Wege ins Hinterland von Kamerun zu senden. Dieses kam nicht zur Ausführung und während wir uns beschränkten, immer von neuem von der Küste Kameruns aus mit wenig Erfolg vorzustoßen, bemächtigten sich die Franzosen jenes Wasserweges, überwanden mit zäher Ausdauer die sich bietenden Schwierigkeiten und durchquerten unser Hinterland bis zum Tschad-See. Als im letzten Moment vor Abschluß des deutsch-französischen Vertrages wir uns aufrafften, noch eine Expedition nach dem Hinterland zu senden, gelang es dieser auf dem Wasserwege (Niger-Benué) wirklich, dorthin vorzudringen und ihre Erfolge den französischen Anforderungen gegenüber zur Geltung zu bringen. Was wir 8 Jahre früher in viel größerem Umfange hätten erreichen können, nämlich die Anschließung unseres Hinterlandes an schiffbare Flüsse, das konnten wir nun nur mit Vergünstigung der englischen Niger-Compagnie mit Mühe und Not erreichen.

Denn darin sind wir eben, als die zuletzt Zugreifenden in Afrika von vornherein ungünstig gestellt: die großen Flüsse sind alle, mit richtigem Blicke in ihrer Wichtigkeit erkannt, von anderen Nationen okkupirt worden. Fällt doch sogar die Mündung des Volta in englisches und die des Mono in französisches Gebiet, wodurch unser Togo-Küstenbezirk auf die dürftige Länge von 50 Kilometer zusammengeschnürt wird. Desto wichtiger ist aber gerade hier für uns der Anschluß des Hinterlandes an den einzigen zu erreichenden Fluß, an den Niger.

Als Herren der Länder zwischen Niger und Tschad-See betrachten sich die Engländer auf Grund der von der Niger-Compagnie geschlossenen Verträge. Mit Frankreich haben sie einen Vertrag gemacht, welcher dies Gebiet bis ungefähr zum 13.° nördl. Breite ihnen zuspricht, einen Vertrag, dem Deutschland bis jetzt seine Anerkennung versagt hat. Es sind die großen, mächtigen Haussa-Länder, welche England hier sich zu unterwerfen trachtet; doch ist es der Compagnie bisher nicht gelungen, den Handel derselben in Wirklichkeit in die Hand zu bekommen. Derselbe benutzt noch immer zum großen Theil den Weg nach Südwest über Salaga zur Küste. Die Karawanenstraße schneidet mithin das Hinterland von Dahome und Togo, und es ist also verständlich, daß sowohl die Engländer von Lagos und vom Niger aus, als die Franzosen von Dahome aus sich bemühen, dies Gebiet durch Verträge mit den Fürsten zu okkupieren. Es sind ungeheure Warenmengen, welche die Haussaländer konsumieren und die Wichtigkeit dieses Wettbewerbes liegt auf der Hand. Durch das deutsche Gebiet hindurch würde sich der Karawanenweg bedeutend kürzer und weniger beschwerlich herstellen lassen; deshalb gilt es, Deutschland das Hinterland zu entreißen.

Die Franzosen gehen durchaus planmäßig vor. Nach dem gemeinsamen Mittelpunkt — dem Tschad-See — sind alle ihre Erforschungslinien gerichtet und durch Verträge mit den Fürsten wird allerorten eine Basis für spätere politische Ansprüche festgelegt; ja mit Militärstationen suchen sie sogar, soweit es ausführbar ist, direkt Besitz zu ergreifen. So haben sie vom Kongo aus zwar den Tschad-See nicht direkt erreicht, aber durch ihre unermüdlich immer weiter vorgetriebenen Expeditionen und Stationsanlagen im Vertrag mit Deutschland die Ausdehnung ihres Gebietes bis zum Tschad-Ufer gewonnen. Wie wichtig war hier — nachdem die Regierung auf das Vorgehen vom Ubangi aus verzichtet hatte — Emin's genialer Plan, auf seiner letzten Reise den Uelle-Ubangi zu erreichen und hiermit das Hinterland von Kamerun. Gelang dieses Unternehmen, so konnte letzteres mittelst des Ubangi direkt an den Kongostaat angeschlossen werden und einer späteren Verbindung Kamerun-Ost-Afrika stand nichts im Wege, während eine solche jetzt für immer abgeschnitten ist. — Von Algier aus suchen die Franzosen die Verbindung mit dem Niger zur Zeit herzustellen und von Senegambien aus ist ihr Augenmerk darauf gerichtet, das ganze Gebiet des Nigerbogens zu gewinnen und die sämmtlichen Küstenländer vom Hinterlande abzuschließen. Wie ihnen dieses bis zur Elfenbeinküste bereits gelungen ist, so beabsichtigen sie es mit Asante, Togo und Yoruba zu machen. In Kong und Timbuktu haben sie die Basispunkte gewonnen um nach Wagadugu vorzugehen, der Hauptstadt von Mossi, und von Dahomé aus wurde im vergangenen Jahr die Expedition Decoeur-d'Alby entsendet, um in nördlicher Richtung auf Gurma zu marschieren und hierdurch das deutsche Gebiet ganz vom Niger abzuschneiden; Hauptmann Toutee aber wandte sich am 9° n. Br. nach Osten und marschierte direkt zum Niger; damit wurde das englische Interessengebiet von Yoruba in nördlicher Richtung begrenzt; der Gouverneur Ballot endlich marschierte auf Bussang.

Die Engländer waren auch nicht müßig. Sie sandten einen gewissen Mr. Fergusson, wie es heißt, einen Schwarzen, als Unterhändler an die Fürsten im Hinterland von Togo, um mit ihnen Schutzverträge zu schließen und gleichzeitig eine Expedition unter Capitän Lugard von Bussang am Niger aus, welcher auf dem 10. Breitengrad das Hinterland durchquerte und, wie es scheint, sich von Fergusson nur vorarbeiten ließ. In Nikki bereits (9. Längengrad) kamen die Expeditionen Decoeur und Lugard in Collision. Es möchte aber jetzt feststehen, daß letzterer den Sieg davongetragen und einen gültigen Vertrag abgeschlossen hat. Decoeur ging aber nun, nachdem er sich neue Kräfte geholt, nach Sansanne-Mangu, d. h. direkt ins Hinterland von Togo; doch hier war ihm bereits Fergusson zuvorgekommen und er wandte sich nach Norden.

Die Dinge standen also recht bedenklich zur Zeit, als unsere Expedition über Salaga das Hinterland betrat. Engländer und Franzosen liefen um die Wette dort nach Verträgen und — wer auch

dem anderen damit zuvorkam — wir waren immer die Benachtheiligten. Es ist der anerkennenswerten Energie und Findigkeit unserer Führer zu danken, daß wir, die zuletzt auf dem Kampffeld eintreffenden, als Sieger dasselbe behaupten konnten. Dr. Gruner konnte in Salaga, also in der neutralen Zone konstatieren, daß Fergusson widerrechtlich einen englischen Vertrag abgeschlossen hatte, und veranlaßte den Widerruf desselben; in Sansanne-Mangu, außerhalb der Zone, konnte er aber Fergussons erschlichenen Vertrag durch einen deutschen ersetzen und von hier direkt zum Wohnsitz des Oberkönigs von Gurma, Groß-Nando oder Matscha-Kuale, aufbrechen, um dort die Schutzherrschaft über ganz Gurma zu erwerben. Decoeur, welcher unweit Mangu von der deutschen Vorhut überholt wurde, war indessen nach Nungu gezogen, dessen Sultan er irrthümlich für den obersten Herrscher von Gurma hielt. Sein mit diesem abgeschlossener Vertrag ist mithin ungültig und dieses wurde in Nando durch Gruner festgestellt. In Say angelangt, verfolgte die deutsche Expedition den Niger bis Gomba, d. h. auf der ganzen Strecke, welche noch gänzlich unerforscht war, marschirte hierauf nach Gando und konnte mit einem Schutzvertrag dieses Herrschers den Rückmarsch zur Küste antreten. Welche erstaunlichen Erfolge binnen 7 Monaten! wie überraschend in Ansehung der enormen Anstrengungen unserer Concurrenten und deren bereits gewonnenen Vorsprung! Das bisher für unpassierbar gehaltene Gebiet zwischen Volta und Niger wurde auf 2 ganz verschiedenen Wegen durchquert, die noch unbekannte, etwa 250 Kilometer lange Strecke des Niger wurde erforscht und neben der reichen, wissenschaftlichen Ausbeute, neben den Anrechten an den Fluß, welche hierdurch erworben wurden, bringt die Expedition eine Anzahl rechtsgültiger, vorher wohlerwogener und geprüfter Verträge heim, welche das ganze Gebiet vom Niger bis jenseits des Meridian von Greenwich für uns erwerben. Und mit diesen Erfolgen in der Tasche wird es der Regierung wesentlich leichter werden, mit England und Frankreich günstige Grenzen des Interessengebietes zu vereinbaren, als es bei dem Hinterlande von Kamerun der Fall war.*)

Es ist ein Triumph, daß wir dieses Mal doch nicht zu spät gekommen, daß wir für diese unsere kleinste Colonie die günstigsten Verhältnisse zu erreichen vermochten, daß wir aus dem Teil Afrikas gerade, zu dessen Erforschung und Erschließung unsere bedeutendsten Forscher, wie Barth, Nachtigal, Vogel, Rohlfs, Flegel unbestritten das Meiste beigetragen haben, nicht mehr verdrängt werden können, daß wir unsere vaterländische Industrie und unseren Handel nun können teilnehmen lassen bei dem Wettbewerb in den Haussaländern und im ganzen westlichen Sudan. Das wäre uns unbedingt völlig verschlossen worden ohne diese wissenschaftlich-politische Expedition.

---

* Die Deutsche Colonialzeitung bringt in Nr. 25 und 26 die sehr interessanten Berichte der Herren Dr. Gruner und Prem.-Lieut. von Carnap über die Togo-Expedition.

Denn alle jene früheren Anstrengungen deutscher Reisenden fallen nur wenig ins Gewicht bei der Begrenzung der Interessensphären, wie wir bei der Kamerun-Verhandlung gesehen haben. Neben anderen zum Teil anzuerkennenden Gründen fällt es schwer ins Gewicht, daß Deutschland jene Zeit hat ungenutzt verstreichen lassen, in welcher es die Forschungen der Reisenden als Titel zum Erwerb der von ihnen erschlossenen Länder hätte verwerten und sie zum Abschluß von Verträgen hätte ermächtigen können. Selbst die Flegelschen Verträge haben ihrem Inhalte nach wenig politischen Wert, und so blieb uns nichts anderes übrig, als das Versäumte nachzuholen, damit wir nicht bei der Eintheilung Afrikas in Interessengebiete völlig zu kurz kommen.

Unsere Industrie bedarf dringend neuer großer Absatzgebiete, unsere Bedürfnisse in Colonialprodukten sind stetig im Wachsen und die von Deutschland hierfür an die alte Colonien besitzenden Staaten abfließenden Summen steigern sich von Jahr zu Jahr. Da ist es endlich hohe Zeit, daß wir mit Ernst an eine weitblickende, zielbewußte Colonialpolitik denken, welche dem Vaterlande die Vorteile leistungsfähiger Colonien für die Zukunft sicherstellt. Da handelt es sich nicht um unbegrenzten Ländererwerb, sondern um eine derartige Abrundung unserer Besitzungen, daß die für ihre gesunde Entwickelung durchaus notwendigen Teile ihnen nicht vorenthalten werden, daß sie nicht, abgeschnitten von den Hauptverkehrsadern, von den besten Productions- und Consumtionsgebieten, in einem kümmerlichen Dasein zu verkommen verurteilt werden.

Diesen Zwecken allein dienen die wissenschaftlich-politischen Expeditionen, wie sie 1893 nach dem Hinterland von Kamerun, 1894 nach dem von Togo entsandt wurden, und wärmsten Dank ist die deutsche Nation den Männern zu widmen verpflichtet, welche diese Expeditionen zielbewußt und geschickt zu erfolgreichem Abschluß leiteten, nicht weniger aber denjenigen, welche, durchdrungen von ihrer Notwendigkeit, keine saure Arbeit und keine Opfer jeglicher Art scheuten, um sie trotz des mangelnden Verständnisses und der Schwerfälligkeit selbst in den zumeist bei der Entwickelung unserer Colonien interessierten Kreisen, doch noch rechtzeitig ins Leben zu rufen.

Afrikanische Nachrichten.

Der Führer der **deutschen Togo-Expedition** Dr. Gruner hat sich nicht damit begnügt, den Niger zu erreichen, sonderu hat ihn in nordöstlicher Richtung überschritten. Er hat mit dem Hauffa-Sultan Omaro von Gando einen Vertrag abgeschlossen. Im Jahre 1885

schloß derselbe Sultan bereits mit Staudinger einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Deutschland ab, welcher die Billigung seines Ober-Häuptlings in Sokoto fand. — Wichtig und wertvoll ist, daß die deutsche Togo-Expedition überall früher ankam, als die französische unter Decoeur.

Die französische Regierung hat beschlossen, ihre 4 westafrikanischen Kolonien, die im Sudan, am Senegal, in Guinea und an der Elfenbeinküste, unter den Befehl eines General-Gouverneurs zu stellen, welcher seinen Wohnsitz am Senegal hat.

Im „Reichs- und Staatsanzeiger" steht zu lesen: „Nach einem **Telegramm des Kaiserlichen stellvertretenden Gouverneurs von Puttkammer aus Kamerun** hat die Kaiserliche Schutztruppe unter Führung des Rittmeisters von Stetten einem seit längerer Zeit aufständigen Stamme der Bakoko am unteren Laufe des Sanaga-Flusses eine empfindliche Niederlage beigebracht. Vier Hauptorte derselben wurden erstürmt; 200 Tote blieben auf dem Platze; zahlreiche Gefangene fielen in die Händen der Sieger. Von der Kaiserlichen Schutztruppe sind 12 Mann getötet und 47 verwundet. Deutsche Unteroffiziere und Offiziere sind nicht verletzt. Die Schutztruppe gelangte ungehindert nach Yaunde, welches unter Leitung des Lieutenant Dominik militärisch besetzt wurde. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß in dem Bakoko-Lande, welches bisher dem Handel ganz verschlossen war und dessen Bewohner sich dauernd der schwersten Gewaltthätigkeiten gegen Europäer und Duallas schuldig gemacht haben, nunmehr geordnete Zustände herrschen werden."

Diese Hoffnung auf das Eintreten geordneter Zustände in Bezug auf unsere Schutzgebiete ist schon oft ausgesprochen, nicht aber auch eben so oft eingetreten. Wir sind deshalb zum mindesten nicht ganz überzeugt, daß sie in diesem Falle sich erfüllen wird.

Der Plan zur **Uebernahme des Kongo-Staates auf Belgien** ist aufgeschoben worden. Das Ministerium in Brüssel ist sich zunächst dahin schlüssig geworden, von den Kammern einen Kredit von 5½ Millionen Franken zur Begleichung früherer Verbindlichkeiten und ferner 2½ Millionen als Unterstützung für den Kongo-Staat, unbeschadet des seit 1890 festgesetzten jährlichen Zuschusses, zu verlangen. Außerdem soll die Kongo-Eisenbahn-Gesellschaft zur Aufnahme einer Anleihe von 5 Millionen Franken ermächtigt werden. Die Kammern haben diesen Antrag angenommen. Falls der Kongo-Regierung nicht bis zum 1. Juli die Mittel zur Befriedigung ihrer zahlreichen Gläubiger zur Verfügung gestellt wären, hätte sie sich bankerott erklären müssen. Mit den bewilligten 7½ Millionen Franken ist übrigens der finanziellen Not des Kongo-Staates noch keineswegs abgeholfen, vielmehr wird im Herbste wiederum die belgische Intervention in Anspruch genommen werden müssen.

Am 12. Juni fand in **St. Paolo de Loanda** in Anwesenheit des Gouverneurs, der Behörden und der Kaufleute die Betriebs-

eröffnung der „Transafritanischen Eisenbahn“ bis zu der 300 Kilometer entfernten Station Queta statt.

In der Erwartung der **Hafen-Anlagen bei Tsoakhaubmund** ist daselbst bereits eine Ortschaft im Entstehen begriffen. Firmen aus Walfischbai haben daselbst Filialen errichtet. Im Januar dieses Jahres hat die neue „Damara-Namaland-Gesellschaft“ den Bau einer Factorei begonnen. Ein Hôtel ist entstanden und eine Handelsfirma hat seit dem März ein Geschäft eröffnet. Es ist daher in der That sehr zu wünschen, daß die Vorbereitungen für den Bau endlich schleunigst getroffen werden, da ja im Reichshaushalt wiederum Gelder für diesen Zweck ausgeworfen sind.

Der Häuptling Magato, „der Löwe des Nordens“ befand sich seit Anfang Mai im offenen Aufstand gegen die **Transvaal-Regierung.** Seit Jahren hat er schon keine Hüttensteuer gezahlt und weigerte er sich, die nötigen Angaben über die Kopfzahl seines Stammes zu machen, weil er darauf bedacht war, sich eine gewisse Selbständigkeit zu wahren. Eine Regierungscommission, welche die Beschwerden gegen den Vertreter der Eingeborenen Kapitän Schiel, einen Deutschen, der seines Amtes mit unparteiischer Gewissenhaftigkeit waltete, untersuchen und zugleich die Grenzen des Gebietes Magatos festsetzen sollte, zwang er, auf das andere Ufer des Doorn-Flusses zurückzugehen. Er hatte zu dem Zwecke von der Nordgrenze Kafferstämme herbeigezogen. Seine ganzen Scharen waren mit Hinterladern und mit Munition in ungewöhnlicher Weise versehen. Doch haben die Truppen Transvaals nach hartem Kampfe einen entschiedenen Sieg davongetragen.

Zahlreiche Malayen und Inder sind in die **britisch-südafrikanischen Kolonien** eingewandert und erheben, da sie in englischen Besitzungen ihre Heimat haben, den Anspruch auf die vollen Rechte der englischen Bürger. Gegen die Masseneinwanderung dieser Elemente sind nunmehr allerseits energische Maßnahmen getroffen. Das Kap-Parlament hat beschlossen, die Asiaten in der Kap-Kolonie ebenso zu behandeln wie die afrikanischen Eingeborenen. Das Parlament von Natal hat ein Gesetz angenommen, daß Indier, wenn sie nach ihrer contractlichen Arbeitszeit nicht in ihre Heimat zurückkehren, jährlich 60 Mark zahlen müssen, um in der Kolonie bleiben zu dürfen.

Eine Zuschrift der „Kölnischen Volkszeitung“ enthält eine märchenhaft klingende Mitteilung. Der Schreiber derselben erklärt, daß er sich auf Grund wiederholter zu verschiedenen Zeiten an ihn gelangter Mitteilungen von Negern und Elefanten-Jägern fest davon überzeugt habe, daß Lobengula, weiland König der **Matebele,** noch am Leben sei und sich am linken Ufer des Sambesi aufhalte.

In dem Kriege auf **Madagaskar** ist das Klima und nicht die Howas der Hauptgegner der Franzosen. Pocken, Sumpffieber und Dysenterie räumen unter den Truppen stark auf und machen deren teilweisen Ersatz nötig. Indes dringen die Franzosen immer weiter

vor und General Duchesne hat wiederholt durch den Draht in Paris von Erfolgen berichtet.

Dorf der Wasinja (Aus Baumann: „Durch Massailand zur Nilquelle.")

Das Komitee für den Bau der **deutsch-ostafrikanischen Centralbahn** hat einen Ausschuß gewählt. Dieser soll mit möglichster Beschleunigung Sachverständige nach Ostafrika senden; um dort Boden-Untersuchungen anzustellen und über die Ergebnisse schnellstens zu berichten. Der Vorsitzende des Komitees Dr. von Oechelhäuser

ist der Ansicht, daß diese Aufgaben so gefördert werden können, daß es möglich ist, die Resultate bereits in der nächsten Session dem Reichstage vorzulegen. Denn für die Küstenstrecke und für die Landschaften in Ukami und Usagara liegen schon Vermessungen vor. Diese Angelegenheit gewinnt im Vergleich mit den unten mitgeteilten englischen Eisenbahn-Bauplänen von der Küste nach Uganda eine besondere Bedeutung. Wir können nur wünschen und hoffen, daß es uns gelingt, den Engländern zuvorzukommen und damit den Seeen-Verkehr nach unserer Küste zu lenken.

Das „Deutsche Kolonialblatt" berichtet: „Nach einer Meldung aus Bukoba soll der Händler Stokes westlich von Ruanda im Manjema-Gebiet überfallen, gefangen und ermordet worden sein. Er soll an Elfenbein 700 Zahne bei sich geführt haben, die den Räubern in die Hände gefallen sein sollen. Die Nachricht stammt von englischen Waganda aber nicht von Augenzeugen."

Der katholische Missionar Beerst berichtet aus Mpala am westlichen Ufer des **Tanganika**, daß die beiden arabischen Häuptlinge Nuturuku und Kafenda ihre Unterwerfung unter die Staatsgewalt erklärt haben.

Aus Brüssel ist die Nachricht gekommen, daß nunmehr auch **Kibonga**, der Hauptschuldige an der Ermordung Emin's, der den Befehl zu dem Verbrechen gegeben hat, der gerechten Strafe verfallen ist.*) Er hatte sich am oberen Aruwini verschanzt und war zum äußersten Widerstande entschlossen. Als aber der siegreiche Bekämpfer der Manjema-Araber, Kapitän Lothaire mit seiner starken Truppenmacht sich dem Lager näherte, wollte er doch entfliehen; indeß wurde seine Absicht verraten. In ihm ward der letzte der arabischen Herrscher am Lualaba gefangen. Das Kriegsgericht konnte seine Entscheidung schnell treffen, denn Kibonga erklärte: „Ja, ich bin es, der Emin ermorden ließ, ich erwarte den Tod und verfluche meine Verräter." Die Hinrichtung des etwa 30jährigen Mannes fand anfangs Januar dieses Jahres statt. — Nunmehr sucht Kapitän Lothaire den Lieferanten, welcher zuletzt den Kibonga mit Waffen und Munition versorgt hat. Es ist dem Kapitän berichtet, daß dies ein Weißer gethan hat. Ist dies Thatsache, so ist um so mehr zu wünschen, daß derselbe erwischt wird und den gerechten Lohn erhält.

Im englischen Unterhause hat der Unter-Staatssekretär Grey erklärt, daß die Regierung beschlossen habe, eine Eisenbahn von **Uganda** nach der Küste zu bauen und eine besondere Schutzherrschaft über das Gebiet zwischen Uganda und der Küste einzusetzen. Mit dem Bau wird ohne jeden Aufschub begonnen werden, sobald die nötigen Vorbereitungen getroffen sind. Jedoch soll die Eisenbahn zunächst nur von Mombas bis Kikuyu gebaut werden. Von dort bis zum Victoria-See will man vorläufig nur bessere Wege anlegen.

---

*) „Afrika" 1895, Seite 48.

In **Port Said** sind in einer großen Feuersbrunst 200 Häuser des Eingeborenen-Stadtteils nieder gebrannt.

Marrakesch, die zweite Hauptstadt von **Marokko**, wäre beinahe Rebellen in die Hände gefallen. Der Rahamma-Stamm hatte sich mit anderen mächtigen Stämmen verbündet und die Hauptstadt angegriffen. Der Scherif Amirani, ein Verwandter des Sultans, versuchte mit den Rebellen zu verhandeln, diese vergriffen sich indes an seiner Person und verlangten, unter der Bedingung von der Hauptstadt abzusehen, die Freiheit für einen gefangenen einäugigen Prinzen, den Bruder des Sultans; die Bestrafung gewisser Gouverneure und zwei Millionen Dollars. Es gelang jedoch dem Scherif, einige der Verbündeten der Rahammas für sich zu gewinnen, so daß sie gezwungen wurden, sich zurückzuziehen. Bald darauf sind die Rebellen ihrem Schicksal verfallen. 4 Wagenladungen mit eingesalzenen Köpfen der Aufständischen sind von Marrakesch nach Fez gebracht worden.

Sprichwörter

der Neger in Deutsch-Ostafrika, aus der Sammlung eines evgl. Missionars in der Suaheli-Sprache.

Mitgeteilt von J. G. Christaller, Missionar a. D.

Liebe den Feind (behandle deinen Feind als einen Freund, dadurch kann er ein solcher werden).

Wer dir nicht gefällt, dem suche du zu gefallen.

Befreiung ist von zweierlei Art: zu sterben und zu entkommen.

Der Todesengel und der Arzt, ihre Aufgabe ist die gleiche (nämlich den Leidenden von Leiden zu befreien).

Ein Versprechen ist eine Schuld.

Witz ist Besitz (Wissen ist Reichtum, Verstand ist Vermögen).

Obschon der Meeradler hoch fliegt, gelangt er doch nicht an den Himmel (Wie groß auch ein Mann sein mag, er muß sich demütigen vor Gott).

Die Welt bringt Gutes und Schlechtes.

Die Welt ist ein jämmerlich Ding; Sterblicher, verlaß dich nicht auf sie.

Die Welt ist bös; ein Mann verläßt sich nicht auf sie.

Die Welt ist wie vermürbte Stricke, niemand vertraut auf sie.

Die Welt ist Asche und Staub.

In der Welt sind nicht zwei Dinge, die einander (wirklich) lieben. Es giebt nicht zwei Menschen, die rein sind in ihren Absichten (auf einander).

Die Welt ist ein dürrer Baum; Sterblicher, laß nicht dein Gewicht darauf ruhen.

Ein lügenhaftes Gerücht hat 7 Gestalten, ein wahres nur eine.

Besser 9 „da hast du's" als 10 „Geh und komm wieder!"

Besser (ist's) zu stolpern mit dem Fuß als mit der Zunge.

Es giebt Sünden, die ausgelöscht werden können, die gegen sterbliche Menschen, und Sünden, die nicht ausgelöscht werden können, die gegen Gott. Die Sünden der unsichtbaren Welt sind die Unbilden verübt gegen Gott und die Sünden der Erde die gegen Menschen verübten.

Jetzt bin ich bös, (haltet ihr mich für böse); (aber) wenn ich sterbe, werdet ihr an mich denken.

Der schadhafte Topf ist zum Scherben geworden (aus dem Regen in die Traufe).

Was gestern und vorgestern geschah, ist heute wieder anders (darum thue, was heute am Platze ist).

Heute ist heute (benutze das günstige heute).

Ein Ungläubiger, der dir von Nutzen ist, ist besser als ein Moslem, der dir von keinem Nutzen ist.

Ein Finger tötet keine Laus (Zusammenwirken thut not).

Wenn du einem Kind ein Messer nimmst, gieb ihm einen Stecken (dafür). (Es wird auch damit zufrieden sein und kann sich nicht damit schaden.)

Zielen ist nicht treffen; so ist's, mein Freund!

Jede Türe hat ihren eigenen Schlüssel.

Dem Freunde geben, ist nicht wegwerfen, es ist Vorrath für die Zukunft.

Den Weg verlieren, heißt den Weg kennen lernen (Erfahrung gewinnt man durch Irrtümer).

In der andern Welt (dem Totenreich — Kuzimu) giebts Sachen — Kana mambo (d. h. schreckliche Dinge).

Bitt're Wahrheit ist besser als süße Falschheit.

Die Wahrheit, sollte sie auch bitter sein, sag' sie mir, verbirg sie nicht.

Wohin Gutes geht, von da kommt Gutes zurück (Liebe um Liebe).

Verschüttetes Wasser läßt sich nicht wieder auflesen.

Den Reichtum des Geizigen verzehrt das Ungeziefer.

Von dem Reichtum des Geizigen ist der (wirkliche) Besitzer ein Dämon. (Die Suaheli glauben, der Grund, warum ein Geiziger seinen Reichthum nicht genieße, sei der, daß ein Geist der unsichtbaren Welt den Genuß für sich genommen habe.)

Gelinder Rat hilft mehr als scharfe That.

Alles steht in der Hand des Allgütigen (Gott).

Liebe (oder Begierde) hat weder Augen noch Verstand. (Die Liebe ist blind.)

Der Krieg hat keine Augen.

Die Ohren gehen dem Kopf nicht vor (oder urteile nicht gleich auf Gehörtes hin, sondern überlege zuvor).

Gieb das, was du gesehen, nicht hin um das, was du gehört hast.

Wer sich fürchtet, sein Kind weinen zu machen, wird selber weinen. (Schone die Rute, so verdirbst du das Kind.)

Der Töpfer ißt aus einer Scherbe (des Schuhmachers Weib geht barfuß).

Der Arme hat keine Empfindlichkeit (keinen Groll).

Der Liebende hat keine Empfindlichkeit (keinen Groll). (Die Liebe rechnet das Böse nicht an.)

Der Arme liebt sein Kind nicht (verhätschelt es nicht durch Geschenke, schöne Kleider, weil er's nicht vermag).

Daß der gemeine Mann sein Recht bekommt, steht in des mächtigen Mannes Belieben.

Wer mit der Faust an die Wand schlägt, verletzt seine Hand.

Wer eine Sache thut, ohne sie zu vollenden, ist, als hätte er sie nie gethan.

Wer Unrecht thut, dem soll mans sagen.

Wenn ein Baum an der Wurzel fault, verdorren auch seine Zweige.

Dem, der den Brunnen gräbt, verwehrt man das Wasser nicht.

Ein Mensch wird verraten von seiner eigenen Zunge.

Eines Mannes Mutter ist sein anderer (oder zweiter) Gott.

Ein Mann ist Arbeit (muß arbeiten). (Bekommst du nichts aufzuspeichern, so bekommst du doch dein täglich Brot).

Wenn einem sein Kind den Schenkel beschmutzt, so schneide(t) man ihn nicht weg. Das Kind tötet den Vater, nicht der Vater das Kind.

Wie du dein Kind aufziehst, so wächst es auf.

Ein Küchlein lehrt man nicht den Boden aufscharren.

Wer verliebt ist, ist (zur Zeit) ein Schwachsinniger und hat keinen Verstand.

Was du nicht gern hast, ist gerade das, was Gott will.

Was Du gern hättest, bekommst du nicht, sondern was dir bestimmt ist.

Wo Liebe zur Sache ist, ist sie nicht verloren. (Wo noch Wille ist, ist noch Weg.)

Der Wille des Herzens ist Arznei.

Wo es Schatten hat, da lege ich mein Kind hin (der Mann, der mir nützen kann, zu dem gehe ich).

Wann das Unglück übermäßig wird, ist es nahe am Ende.

Zufriedenheit (Segen) ist mehr als Reichtum.

Geduld ist der Schlüssel zum Trost.

Geduld zieht Glückseligkeit herbei; sie bringt was ferne ist.

Wenn einer immer bettelt, so wird der Geber müde und der, der immer etwas um(sonst — nichts) bekommt, verdirbt.

Sag' dein Geheimniß keinem Weibe.

Viel Scherz(en) bringt Streit(en).

Schaffe den Lehm, so lange er weich ist.

Wenn du ihn siehst, erkennt er (eine Sünde) nicht an; wird er es thun, wenn du nur (über ihn) hörst.

Wenn du den Riß nicht verstopfst, mußt du die (ganze) Wand neu bauen. (Ein Riß beizeit erspart zehn.)

Lege nicht schlechten Grund (gieb kein böses Beispiel).

Die Schwingwanne sagt: Gieb mir, (daß ich) gebe dir!

Gute Handlungen verweise nicht.

Man sagte den Leuten: geht und wohnt beisammen, nicht: geht und streitet zusammen um die Oberherrschaft.

Zwei sind besser als einer (zwei sind nicht einer, zwei sind nicht so schlau als einer).

Ein Verbrechen läßt sich nicht verbergen; es hat seine Vergeltung in der Zukunft.

Versprechen ist Versprechen. Die Löwin frißt nicht ihr eigenes Junges. „Ein Mann ein Wort" ist nicht dein eigen Wort.

Versprechen ist Versprechen. Der Löwe zehrt die Antilope nicht völlig auf. (Der Löwe kehrt nie zurück um den Rest der von ihm getöteten Antilope vollends zu fressen, sondern überläßt ihn dem kleinen Wild (Hyänen). Täusche nicht die Hoffnung, die du mir gemacht hast.

Machs nicht wie die Kuh, die ihre Zunge herausstreckt und in die eigene Nase steckt. Nimm nicht zurück (das Versprechen), das aus deinem Munde kam.

Der Himmel (Gott, mulunga) schuf uns, aber die Erde verzehrt uns. Wenn ein Mensch im Unglück ist, sagt er: Gott ist böse und wenn er Glück gehabt hat, sagt er: Gott ist gut. (Wenn des Remtälers Wein nicht gut geworden, sagt er: so hat ihn Gott wachsen lassen; wenn sein Wein gut ist, sagt er: den haben wir gepflanzt.)

Wer zuerst kommt, schöpt sein Wasser nicht schmutzig.

Die äußere Last will getragen sein von der inneren Last. (Wenn einer arbeiten soll, muß er gefüttert sein.

„Man sagt" ist Bruder zur Lüge (komm und sieh mit eigenen Augen).

Alles hat seine Zeit, alles hat sein Maß.

Wer auf viele nicht hört (sich von ihnen nicht raten und warnen läßt), mag sterben.

Wer sachte geht, kommt weit.

Das verdächtige Schweigen (bei Mohammedanern) nach W. Taylors African Aphorisms (Suaheli Proverbs. § 15) oder nach den Versen des Bwana Magaka bin Haji:

„Schweigen hat großes Gelärm" so sagen
die Alten im Sprichwort.

Schweigen bewirkt, daß du mußt die Lenden
(in Vorsicht) dir gürten.

Schweigen, verachte es nicht, auch ich
habe es niemals verachtet.

Schweigen birgt Sachen in sich! gebt
acht, was das Schweigen noch bringt!

Schweigen kommt plötzlich an diese und
plötzlich auch wieder an jene.

Schweigen bringt Rauch dir zuweg, daß
du nicht kannst öffnen die Augen.

Schweigen ist trügerisch stets, so wird
es sich immer erweisen.

Schweigen birgt Sachen in sich! gebt acht,
was das Schweigen noch bringt.

Schweigen es mahnt dich: halt offen die Augen;
halt offen die Ohren.

Schweigen verkündet dir Krieg, daß du nimmer
dich rühmst auf dem Wege.

Schweigen beklemmt dir die Brust, es droht, was
dein Aug nicht erspäht.

Schweigen birgt Großes in sich, gebt ach,
was solch Schweigen euch bringt!

Litterarisches.

Karte von Deutsch-Ostafrika in 29 Blatt (68 × 86 cm) und 8 bis 10 Ansatzstücken im Maßstabe von 1 : 300000. Konstruiert und gezeichnet unter Leitung von **Dr. Richard Kiepert**. Im Auftrage und mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes herausgegeben von der geographischen Verlagshandlung **Dietrich Reimer, Berlin.**

Wenn es auffällt, daß von diesen 29 Blatt zuerst Blätter erscheinen, welche die Ländergebiete im Süden des Victoria-Njanza: Eyassi-See und Turu, darstellen und nicht die bekannteren Küstenstriche, so liegt der Grund darin, daß für jene Gebiete durch die Stuhlmann'schen Routenaufnahmen eine große Anzahl astronomischer Positionen festgelegt sind, die unerläßlichen Stützpunkte, an welche die von anderen Reisenden und Forschern niedergelegten Reiserouten, Ortsbestimmungen und Aufnahmen angefügt werden können.

Als drittes Kartenblatt ist das von Tabora erschienen, in welchem unter Anderen auch die Aufnahmen von Baumann, Rindermann und Spring Verwendung gefunden haben. Die Redaktion unter Dr. R. Kiepert in Gemeinschaft mit den Herren Sprigade und Moisel gewährleistet eine nach Möglichkeit verbürgte Genauigkeit und Verarbeitung des vorhandenen Materials. Aus diesem Grunde erfordern die Blätter der Küstengebiete eine größere Arbeitszeit und bedingt sich dadurch das spätere Erscheinen.

Die Ausführung der Kartenblätter durch die weltbekannte Buch- und Kartenhandlung von D. Reimer ist eine vorzügliche. Die Ausführung der Situation und Schrift geschieht in sauberer Lithographie, des Geländes in einer die Formen scharf wiedergebenden Kreidemanier; Meer und Seen sind blau, die anderweit unveröffentlichten Routen verschiedenfarbig. Ländergrenzen grün kolorirt. Jedem Blatt sind Begleitworte beigegeben, welche die Grundlagen für den Aufbau wiedergeben und das verwendete Material ausführlich beleuchten.

Die Kartenblätter werden nur in beschränkter Anzahl, entsprechend den bis zum 1. August dieses Jahres einlaufenden Subskriptions-Anmeldungen gedruckt. Der Subskriptionspreis für das gesammte Werk mit Begleitworten

beträgt Mk. 1,80 für jedes Blatt, Mk. 1,35 für jedes Ansatzstück, zahlbar nach Empfang der einzelnen Blätter. Nach dem 1. August d. J. wird das Kartenblatt nur noch mit Mk 2,— bezw. M 1,50 das Ansatzstück abgegeben. Für Aufzug auf Leinwand wird pro Blatt Mk. 1,— extra berechnet. Br.

Vermischtes.

Eine äthiopische Bibliothek. Der Negus von Abessinien, Menelik II., machte im vorigen Winter einen Raubzug in die oft heimgesuchten Gallaländer im Süden seines heimatlichen Reiches Schoa und kam dabei auch an den Dembel- oder Suai-See nahe dem 8° südl. Breite und der Zug hatte einen für die Kulturverhältnisse Aethiopiens beachtenswerthen Erfolg. Als Menelik im Jahre 1889 Negus Negesti wurde, baute er sich nach afrikanischer Gewohnheit eine neue Residenz in Schoa, Addis Abeba; Menelik, ein Mann von etwa 52 Jahren, nahm selbst großen Anteil an den Bauten, auch kam ihm zu Hülfe, daß seit langen Jahren ein schweizer Architekt Ilg dort lebt, der mit einigen europäischen Mitarbeitern die erforderlichen Arbeiten und Pläne übernahm. Dort ist in kurzer Zeit eine neue Stadt mit vielerlei ansehnlichen Gebäuden entstanden. Der Negus hat nun, wie das „Zentralblatt für Bibliothekswesen" berichtet, auch die Absicht in seiner Residenz eine große Landesbibliothek zu errichten. Im vorigen Jahre ließ er deshalb im ganzen Reiche die noch vorhandenen alten äthiopischen Bücher sammeln und nach Addis Abeba schaffen. Eine Sage meldet nun, während der Besetzung Abessiniens im sechzehnten Jahrhundert durch die Somali Muhamed Gragnes waren auf einer Insel im Suai-See Debra Sinan (Berg Sinai) alle Bücher der äthiopischen Herrscher verborgen worden und würden dort noch heute verwahrt. Schon 1839 hatte Meneliks Großvater, König Sahla Sellasie von Schoa, dem französischen Reisenden Rochet d'Héricourt gegenüber dieser verborgenen Schätze Erwähnung gethan; allein man hatte die Insel niemals aufgesucht. Der Negus Menelik ließ nun im Dezember auf dem Suai-See eine aus Flößen bestehende Flotte bauen und setzte nach dem für heilig gehaltenen Debra Sinan über, welches selbst die erbitterten Galla niemals anzugreifen wagten. Einige mitgeführte Geschütze hielten die zahlreichen aber ungastlichen Insulaner in Achtung vor ihrem Landesherrn. Die Bücherschätze fanden sich wirklich vor. Die Bewohner von Debra Sinan, obwohl weder des Lesens noch des Schreibens kundig, hatten sie mit abergläubischer Scheu Jahrhunderte hindurch gehütet. Der Negus ließ die Handschriften, abessinischer Sitte gemäß, in Seide sorgfältig einhüllen und vertraute sie der Aufsicht ihres alten Aufsehers wieder an. Er befahl außerdem, Abschriften von jeder Handschrift zu machen, die nach der neuen Hauptstadt gebracht werden sollen.

Zum Bilde. Die Wasinja wohnen an der Südküste des Viktoria-Sees zwischen dem Smyth- und Emin Pascha-Golf. Dr. Baumann aus dessen Werk „Durch Massailand zur Nilquelle" wir mit der gütigen Erlaubnis der Verlagshandlung Dietrich Reimer in Berlin die Abbildung entnehmen sagt dazu: Ausgedehnte Maniokfelder, in welchen gleichzeitig auch süße Kartoffeln gebaut werden, bedecken das Land, in den Wasserrissen und Mulden gedeihen prächtige, tiefschattige Wäldchen, überragt von schlanken Phönix-Palmen. Ueberall sieht man kleine Dörfer mit leichten lebenden Hecken, an welchen sich Bohnengerank hinaufschlingt, und in denen die netten Grashütten unregelmäßig verstreut sind. Neben ihnen stehen Vorratshütten aus eigentümlichem, cigarrenförmigem Grasgeflecht, welche Getreide enthalten. Die Wasinja sind geschickte Schmiede, welche ihr Handwerk in offenen Grashütten ausüben und schöne Speere, Pfeile und Hacken anfertigen, eine Kunst, der sie das viele Baumwollzeug verdanken, das sie von anderen Stämmen eintauschen.

Mit der Entwickelung und Vervollkommnung der postalischen Einrichtungen Deutsch-Ostafrikas ist die Ausbreitung des Telegraphennetzes Hand in Hand gegangen. Ihren Anschluß hat die ostafrikanische Küste an das Welttelegraphennetz in Sansibar, welches über Mozambique mit den ganz Afrika umsäumenden Kabeln und nach Norden mit Aden und den Kabeln des Rothen Meeres bereits seit längerer Zeit verbunden ist. Von Sansibar ist von der East und Southern African Telegraphy, als der Besitzerin der übrigen Kabel, eine telegraphische Abzweigung nach Bagamoyo gelegt und von dort nach Dar-es-Salaam weiter geführt worden. Nachdem die Hauptstützpunkte für den Colonialtelegraphen festgelegt waren, hat man das Netz zunächst längs der Küste weiter geführt und von Bagamoyo den Draht nach Tanga als nördlicher Strecke und von Dar-es-Salaam südlich nach Kilwa geleitet. Anlage und Bau dieser Linien erfo derten, der „Nordd. Allg. Ztg." zufolge, Arbeitskräfte und technische Hülfsmittel, wie sie in Europa nicht gebräuchlich sind, auch einen nicht zu erschwingenden Aufwand bedingen würden Klima, Bodenverhältnisse und die Tiere der Wildnis zwingen dazu, den Leitungsdraht, der teils Gußstahldraht, teils Doppelbronzedraht ist, über eiserne Stangen zu führen, da die Holzpfähle dem zerstörenden Einfluß der Termiten nicht widerstehen würden. Die Telegraphenstangen sind Mannesmannsche Röhren von 6 Meter, die, mit einem doppelten Theerüberzug am Fuße versehen, etwa 1¼ Meter tief in den Erdboden eingesetzt sind. Dieser Arbeit ging eine andere, nicht weniger beschwerliche voran. Auf der ganzen Strecke mußte erst ein Durchhau von etwa 2 m Breite gemacht werden. Dies geschah während des Baues immer auf einem Tagesmarsche voraus durch eine Negerkolonne unter Führung eines Europäers Von Tieren sind für den Telegraphen Giraffen und Flußpferde die am meisten zu fürchtenden Gegner. Die ersteren rennen, wenn sie sich verfolgt sehen, mit ihren langen Hälsen in den Draht hinein, die letzteren lieben es, sich mit ihrem wuchtigen Körper an den Telegraphenstangen zu reiben und knicken oder verbiegen dieselben dabei. Beide Linien sind sowohl für den Betrieb mit dem Morseapparat, wie für den mit dem Fernsprecher eingerichtet. Der letztere wird ganz besonders von der eingeborenen Bevölkerung in Anspruch genommen Die Ursache der lebhaften Benutzung des Telephons ist zum Teil in der Bequemlichkeit zu suchen, welche die Einrichtung der einheimischen Bevölkerung bietet Den meisten der indischen Kaufleute und handeltreibenden Araber fehlt aber auch die Kenntnis der zur Abfassung von Telegrammen erforderlichen lateinischen Schriftzeichen; sie bedienen sich daher lieber des Fernsprechers.

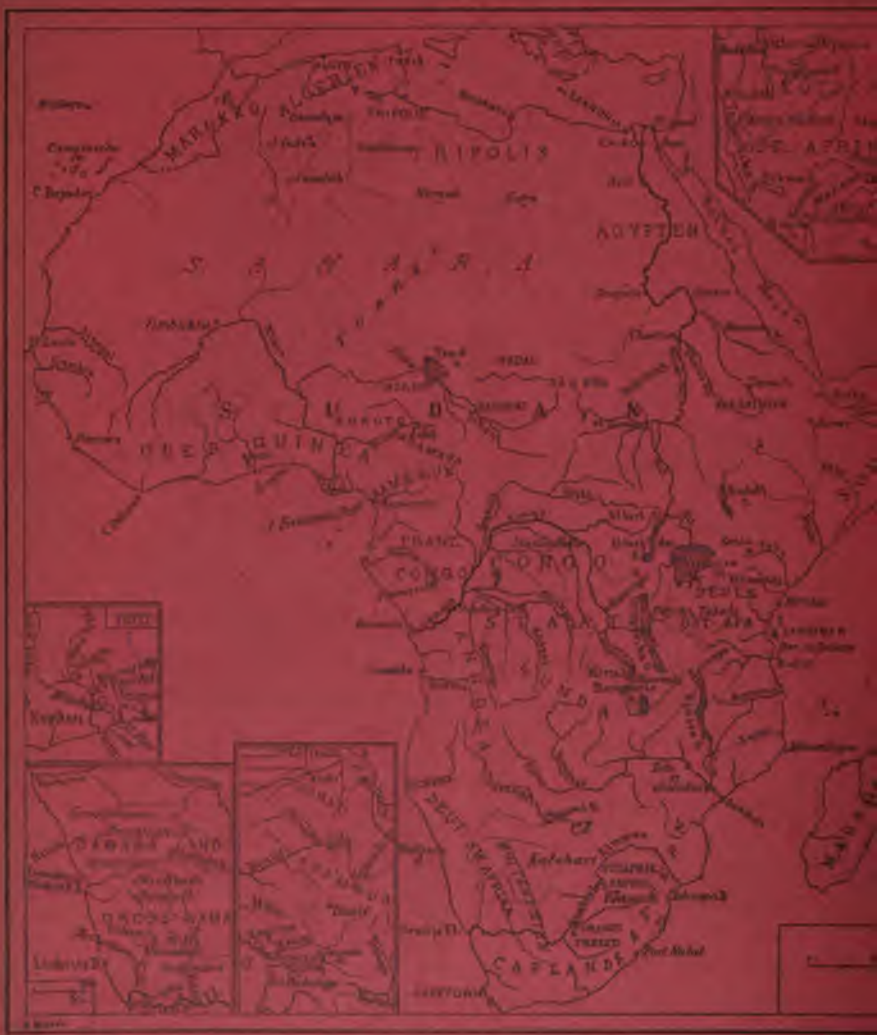
Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Prof. Dr. J. Kohler, Ueber das Negerrecht namentlich in Kamerun. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft. **Stuttgart 1895. Verlag von Ferdinand Enke.**

Zeitschrift für afrikanische u. oceanische Sprachen, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Kolonialgesellschaft u. A. von **A. Seidel,** Sekretair der deutschen Kolonialgesellschaft. I. Jahrgang. 3. Heft.

Erscheint 1/4jährlich in Heften von je 6 Bogen Umfang in Lexikonformat. Preis der 4 Hefte im Jahres-Abonnement 12 Mark. Preis des einzelnen Heftes 4 Mark. Berlin 1895. **Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer** (Höfer u. Vohsen).

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der deutsche Reichstag und die afrikanische Sklaverei	118
Der Wert unserer Hinterland-Expeditionen in Afrika	121
Afrikanische Nachrichten	126
Sprichwörter	131
Litterarisches	136
Vermischtes	137

Druck von C. A. Starke in Görlitz.

AFRIKA.

Nr. 8.

August 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Aufruf zur Linderung der Hungernot in Deutsch-Ostafrika.

In seiner letzten Sitzung hat der Ausschuß des Hauptvorstandes unseres Vereins beschlossen, den folgenden Aufruf zu erlassen:

Die Bevölkerung unseres ostafrikanischen Gebietes ist von furchtbaren Heimsuchungen betroffen worden. Nachdem der Herrschaft der Araber ein Ende gemacht und die verheerenden Züge der Raubstämme beschränkt waren, brach die von Norden kommende Rinderpest über das Land herein und hat, in den letzten fünf Jahren von Landschaft zu Landschaft ziehend, den größten Teil alles Viehes, Rinder, Ziegen und Schafe hinweggerafft.

Jetzt ist eine neue Plage über das Land hereingebrochen. Die Heuschrecken, welche von Zeit zu Zeit hie und da das Land heimsuchen, haben es seit zwei Jahren in ungeheuren Schwärmen überschwemmt kehren seitdem überall und immer wieder. Was der eine Schwarm an Feldfrüchten übrig ließ, vernichtete der andere; was die fliegenden Schwärme verschonten, fraß die Nachbrut und vertilgten die am Boden kriechenden Scharen. Die Leute konnten sie nicht aus den Häusern fernhalten; selbst Vorräte und Kleiderstoffe wurden zernagt und gefressen. Wiederholt ist die Ernte fast überall vernichtet worden. In vielen Gegenden herrscht schwere Hungersnot. Ganze Stämme leiden, die Bevölkerung von Dörfern zerstreut sich, Familien sterben aus. Von allen Teilen unseres Gebietes kommen Berichte, welche uns dieselben Jammerbilder vor die Augen führen. Abgezehrte, hohläugige Gestalten suchen in der Steppe oder im Busch nach Nahrung, bis sie entkräftet dem Hungertode oder der Gier der Raubtiere zum Opfer fallen. Für Nahrung giebt man alles hin, was man besitzt, so lange sich noch irgend ein Dorf des Besitzes an Vorräten erfreut. Vom Süden des Viktoria-Sees wird berichtet, daß man dort ein Weib oder Mädchen für zwei große Bataten (Süß-Kartoffeln) kaufen könne; eine Ziege ist jetzt an vielen Orten ein hoher Preis für einen Sklaven. Unsere Hoffnung, daß es endlich gelingen werde, wieder eine Ernte einzubringen, ist nach den neuesten Nachrichten wiederum zu Schanden geworden. Da thut Hülfe not. Unsere Flagge weht über jenen Ländern, wir nennen sie unsere Interessen-Sphäre, unser Schutzgebiet. Es ist unsere Pflicht, dort helfend einzutreten. Es gilt, den Eingeborenen Afrikas zu zeigen, daß das deutsche Volk für sie ein erbarmend Herz hat. Was bisher geschehen ist, reicht bei weitem nicht hin, dem Elend gründlich zu steuern. Nur wenn es gelingt, den Wohlthätigkeitssinn in uns allen wachzurufen, kann der Not abgeholfen, der Jammer gestillt werden. Deshalb erhebt der unterzeichnete Verein seine Stimme und erbittet herzlich eine Gabe der Liebe zur Linderung der Hungersnot. Helft dem Elend steuern und erbarmt euch der Nothleidenden!

Außer unserm Schatzmeister, Herrn Geh. Kommerzienrath Veit, Berlin W., Behrenstraße 48, ist jeder der Unterzeichneten bereit, Gaben „zur Linderung der Hungersnot in Ostafrika" in Empfang zu nehmen. Quittungen werden in der Zeitschrift „Afrika" erscheinen. „Afrika" wird später auch Berichte bringen über die Verwendnng der eingehenden Gelder.

Der Geschäfts-Ausschuß des Evangel. Afrika-Vereins.

v. Strubberg, General der Infanterie z. D., Vorsitzender, Berlin W., Bayreutherstraße 27 II.
Graf v. d. Gröben, Generallieutenant z. D., stellvertret. Vorsitzender, Berlin NW., Bismarckstraße 3.
A. Merensky, Missionsinspektor, Berlin N., Weißenburgerstraße 5.
H. Steinhausen, Geh, Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Kultusministerium, Berlin W., Potsdamerstraße 73.
Pastor Gustav Müller, Generalsekretär, Groppendorf bei Hakenstedt.

Folgender, aus dem „Westfäl. Merkur" stammender Bericht eines katholischen Missionars mag die Not veranschaulichen. Er ist geschrieben in Mandera, Bezirk Usegua, am 5. Mai, und lautet: „Zum dritten Male liegen die Pflanzungen zerstört und sind die Erntehoffnungen vernichtet. Dreimal wurde gesäet und gepflanzt, dreimal haben sich ungeheure Heuschreckenschwärme über das Land ausgegossen und alles aufgefressen. Die vorgestern noch so üppig dastehenden Mais-, Mtama- und Bohnenfelder bieten heute dem Auge ein trauriges Bild der Verwüstung dar. Ja, vorgestern noch standen die Pflanzen so schön da. Um 2 Uhr verschleierte sich jedoch die Sonne; ein ziemlich starker Wind wehte aus der Landschaft Ukwere herüber. Plötzlich erschien auf den Hügeln von Wanisa und über den hohen Felswänden, welche den Wamifluß einschließen, ein kleines Wölkchen. Nach und nach kam es näher und wurde immer größer. Ich war gerade mit den Missionsknaben auf dem Felde. Da auf einmal erscholl der Ruf: „Heuschrecken, die Heuschrecken kommen!" Sofort entfiel allen Händen Karst und Hacke. Aller Augen starrten dort hinauf die ungeheuren Heuschreckenschwärme zu betrachten. Mehr als fünfzigmal hörte ich die Worte: „Wenn sie nur vorüberziehen!" Dieser Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Der erste Schwarm zog zwar hinüber, aber die nachfolgenden ließen sich vor der Missionsanstalt und in den im Thal gelegenen Feldern nieder. Alsbald bot sich dem Auge eine schmerzvolle Szene dar: Ueberall Heuschrecken und Heuschrecken; wie eine dunkle, alles um sich verheerende Fluth, ergossen sich die Schwärme über die Pflanzungen aus. Arme Weiber liefen händeringend und wie verzweifelt durch ihre Grundstücke, um die Heuschrecken zu verscheuchen: jedoch vergebens: alles fiel der rasenden Ueberschwemmung zum Opfer. Und nun ist die Noth größer als je. Viele Leute

sterben vor Hunger. Es ist bekannt, daß in einem in der Nähe von Mpuapua gelegenen Orte von fünfzig Einwohnern sechsund-

vierzig dem Hungertode anheim fielen. Vor 14 Tagen kam ich in ein Dorf, wo von 17 erwachsenen Leuten 9 in einer einzigen Woche vor Hunger starben. Heute morgen kam wieder eine Frau und forderte von mir einen Fetzen Tuch, um ihren todten Mann einzuwickeln. Als ich sie fragte, an welcher Krankheit er gestorben sei, erwiderte sie mit thränenfeuchtem Blick: „Er ist vor Hunger gestorben.“ An demselben Tage kam ein junger Mann mit einem kleinen Kinde auf dem Arme: „Herr,“ sagte er, „die Mutter dieses Kindes ist vorgestern vor Hunger und Elend gestorben; ich weiß nicht, was ich thun soll mit dem Kleinen hier; seit zwei Tagen hat er keine Nahrung mehr bekommen, schau, er ist fast tot.“ Sogleich nahm ich das Kind auf meinen Schoß; regungslos und wie erstarrt lag es da. Seine kleinen Aeuglein waren halb geschlossen, sein kleines Köpfchen fiel ohnmächtig auf die Brust hinab. Sogleich verfertigte ich eine Art Saughorn, goß eine Tasse warmer Milch hinein und versuchte es dem Kleinen einzugeben. Anfangs ging es kläglich zu; aber nachdem er ein wenig Milch hinuntergewürgt hatte, fing er bald an sich zu regen und mit Händen und Füßen zu arbeiten, er sperrte unaufhörlich wie ein junger Vogel den Mund auf. Nachher wurde er zur Kirche getragen und getauft. Heute befindet er sich recht wohl bei uns. Vor 14 Tagen führte man mir einen jungen Mann vor. Die Hände waren fest auf den Rücken gebunden, selbst um seinen Hals hatte man ein Seil geschlungen. „Nun, was hast Du gethan?“ fragte ich ihn. „Vor einigen Tagen,“ erwiderte er mir, „ging ich mit zwei anderen Leuten nach der Küste; denn bei uns zu Hause hatten wir nichts mehr zu essen. Unterwegs trafen wir einen Mann an, der sich auch mit seinem Sohn nach der Küste begeben wollte, um zwölf Ziegen zu verkaufen. Des anderen Tages, von großem Hunger gequält, fielen wir über den Mann her und schlugen ihn tot. Seinen Sohn haben wir für 34 Rupien verkauft; auch die Ziegen haben wir verkauft und uns damit Lebensmittel verschafft. Der Hunger allein hat uns zu diesem Morde angetrieben.“ Ja, „Hunger, Hunger“, das ist der Klageruf, der wirklich durch die verödeten ostafrikanischen Gauen hallt. „Hunger“ ruft der Mann, besonders der Träger; gebeugt unter seiner Last schleppt er seine müden Beine über Hügel und Thal, über Fels und Schlucht, bis er endlich vor Hunger und Müdigkeit erschöpft, sich im Schatten eines Baumes hinstreckt, um sich nicht wieder zu erheben. So sind unlängst, wie bekannt, in der Karawane von „Sewa Hadji“ 137 (hundertsiebenunddreißig) Mann unterwegs vor Hunger gestorben. „Hunger“ ruft das abgemagerte, auf der Schwelle seiner Hütte sitzende Weib dem vorüberziehenden Reisenden zu. „Hunger“ ruft das kleine Kind, sich fester an die Brüste seiner Mutter anklammernd. „Hunger, Hunger!“ rufen die zahlreichen Armen, welche sich jeden Tag bis hierher in die Mission schleppen, um etwas Nahrung zu holen.“ Hinzu fügen wir noch folgende Notiz aus Nr. 15 des „Evang. luth. Missionsblattes“ Seite 285. „Die Hungersnot in

Deutsch-Ostafrika scheint eher zu- als abzunehmen. Besonders schlimm ist's in Usagara. Dort brach eine Karawane mit 800 Eingeborenen aus dem Innern auf, um an der Küste Nahrung zu suchen, aber alle starben unterwegs! Der englische Missionar Dale berichtet unter dem 10. April, daß die immer wiederkehrende Heuschreckenplage in Magila und Umgegend die letzten Hoffnungen auf eine gute Ernte vernichtet hat." —

Wir bitten also herzlich um Liebesgaben, das Flugblatt mit dem Aufruf kann in jeder Anzahl vom Generalsekretair bezogen werden. Je mehr je besser! Eilige Hilfe thut not!

Neger-Sprichwörter von der Goldküste.

Von J. G. Christaller.

Gott ist der Höchste. — „Wenn dir jemand etwas thut, vergiltst du es ihm nicht, sondern du nimmst es alles, übergibst es Gott, deutest (aber) ihm (dem Unrechtthuer) damit (mit dem Sprichwort) an, daß Gott ihm einst vergelten wird für dich (statt deiner und zu deiner Befriedigung)."

Die Erde ist weit, aber Gott ist der Höchste. — Wollte ein Verbrecher in die weite Welt entfliehen, um der Strafe zu entgehen, so weiß ihn doch Gott überall zu finden. (Ueber der weitaus gebreiteten Erde breitet sich der Himmel, die Wohnung Gottes, allenthalben und noch weiter aus.)

Wenn du Gott etwas zu sagen begehrst, sag' es dem Wind. — Gott umgiebt dich allenthalben wie die Luft; du kannst, wo du immer bist, dich an ihn wenden; der Wind führt ihm deine Bitte zu.

Niemand zeigt eines Schmiedes Sohn das Schmieden; wenn er zu schmieden weiß, so ist es Gott, der es ihn lehrte.

Wenn Gott der kecken Schwalbe nichts (sonst) gegeben hat, so gab er ihr (doch) leichte Beweglichkeit. — Jedes Geschöpf hat seine besondere Gabe und Vorzug.

Wenn die Henne Wasser trinkt, so zeigt sie es Gott. — Für alles, was du genießest, danke Gott, von dem es kam.

Weil Gott keine schlechte Sachen will, gibt er jedem Einzelnen einen Namen. — „Wenn dein Nächster dir Böses thut und auf dein Untersagen nicht abläßt, sagst du: so thu es eben, aber du allein wirst (von Gott) dafür zur Verantwortung gezogen werden." (Jeder wird seine Last tragen.) — Wenn der Urheber einer bösen That nicht gleich bekannt ist, so kommt man durch Nachfragen mittelst der Namen, durch die sich nach Gottes Ordnung jeder einzelne von den andern unterscheidet, doch endlich auf den Thäter.

Die ostafrikanischen Sprichwörter in Nr. 7 aus der Sammlung des englischen Missionars W. E. Taylor sind fast alle der Suaheli-Sprache entnommen, ein paar aus Nyika und Giryama, das letzte auf S. 135 (Wer sachte geht, kommt weit) aus der Sprache von Uganda. Einige davon finden sich auch bei den Negern der Goldküste, andere ähnlich in der Bibel, z. B. 2. Sam. 14, 14. Spr. 22, 6. Pred. 3, 1.

Wegen Unrichtigkeiten im Druck seien einige von S. 134 f. hier wiederholt:

Wo Liebe zu einer Sache ist, ist sie nicht verloren. (Wo ein Wille ist, ist ein Weg.)

Wenn einer immer bettelt, etwas um nichts, so wird der Geber müde, und der, der immer etwas um nichts bekommt, verdirbt.

Wenn du ihn siehst, erkennt er seine Sünde nicht an; wird er es thun, wenn du nur über ihn hörst? (Er wird um so mehr seine Missethat leugnen.)

Wenn du den Riß nicht verstopfst, mußt du die (ganze) Wand neu bauen. (Ein Stich beizeit erspart zehn.)

Gute Handlungen verwesen nicht.

Zwei sind besser (nicht so schlimm) als einer.

Versprechen ist Versprechen; die Löwin frißt nicht ihr eigenes Junges. („Ein Mann, ein Wort"; iß nicht dein eigen Wort, d. h. mach es nicht zu nichte, laß es gelten.)

Die Verse des Bwana Muyaka (S. 135 f.) sind übersetzt in dreimal vier Hexametern.

Afrikanische Nachrichten.

Togo. — Erfreulich lautet ein Brief des Missionar Seeger, aus dem das „Missionsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft" einen Auszug giebt. Danach hat der Strafzug gegen die Leute von Towe, sowie ein anderer Zug, den Herr Gerlach durch's Land gemacht hat, das Ansehen der deutschen Regierung sehr gehoben. Von der Truppe des letztgenannten wird auch die Mannszucht sehr gerühmt. „Kein Stück Yams und keine Banane haben uns die Soldaten genommen, hört man überall her."

Die deutsche Togo-Expedition, welche auf das glänzendste ihre schwierige Aufgabe gelöst hat, muß es sich jetzt gefallen lassen, von Engländern und Franzosen angegriffen zu werden. Die englische Regierung hat nämlich Einspruch dagegen erhoben, daß der Leiter der Expedition Dr. Gruner im Einvernehmen mit dem Landeshauptmann von Togo in Kete-Kratji durch Hinrichtung des Fetisch-Priesters Mosumfu und seines Helfershelfers Okla die gefährdete Ruhe hergestellt und gesichert hat. Der Einspruch gründet sich darauf, daß

Mosumfu sich jenseits des Volta auf englisches Gebiet geflüchtet gehabt hätte, dort seitens des deutschen Expeditionsführers gefangen genommen und erschossen sei. Der Premier-Lieutenant von Carnap-Quernheimb, der es doch am besten wissen muß, teilt aber mit, daß der Fetischmann von seinen eigenen Leuten gefangen genommen und den Deutschen, die man als Retter begrüßte, zugeführt worden ist. Es ist also eine Verletzung englischen Gebietes nicht vorgekommen und damit der Einspruch der englischen Regierung hinfällig.

Die Angriffe der Franzosen auf die deutsche Togo-Expedition gehen von dem Major Decoeur aus, mit dem jene, bzw. ihre Vorhut unter Prem.-Lieut. v. Carnap-Quernheimb eine Art Wettrennen zu bestehen hatte, in dem es sich darum handelte, wer zuerst den Niger erreichte. Das ist unserer Expedition unzweifelhaft gelungen. Jetzt behauptet nun Decoeur, daß die seitens der Deutschen abgeschlossenen Verträge ungiltig seien; denn dieselben seien mit einem Unterhäuptling des Königs von Fada N'Gurma abgeschlossen. Auch hier werden wohl unserer Expeditionsführer Feststellungen das größere Recht behalten, wenn die beiderseitigen Regierungen die Grenzen ihrer Schutzgebiete regeln. Hat doch dem Ruf des Königs Tunentariba auch der Sohn des Häuptlings von Fada N'Gurma Folge geleistet und aus den Händen desselben die deutsche Flagge entgegen genommen.

Kamerun. — Das „Deutsche Kolonialblatt" teilt in seiner Nr. 15 die mit den Buëas vereinbarten Friedensbedingungen mit. Dieselben müssen sich in bisher herrenlosem Lande neue Wohnplätze suchen, behalten aber bis zur Fertigstellung derselben einen angemessenen Teil ihrer Kokosfarmen zur Nahrung. Sie zahlen als Kriegskostenentschädigung 50 Stück Rindvieh oder deren Wert und verlieren das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden und der eigenen Gerichtsbarkeit. Außerdem verpflichten sie sich, jederzeit auf Verlangen des Bezirksamts Victoria gegen einen Lohn von monatlich 7 Mark und freier Naturalverpflegung 100 Arbeiter zu stellen.

Am 5. November 1891 fiel beim Sturm auf Buëa der Hauptmann Karl Freiherr v. Gravenreuth. Sein Leichnam wurde damals vorläufig bei Buëa bestattet, Herz und Kopf aber nach Kamerun gebracht und neben dem Denkmal Nachtigals auf der Joßplatte beigesetzt. Nachdem inzwischen dem Verstorbenen ein Denkmal auf der Joßplatte gesetzt worden ist, hat der stellvertretende Gouverneur von Puttkamer am 15. Juni dss. Js. die sterblichen Überreste Gravenreuths vor dem Denkmal feierlich beisetzen lassen. (Deutsches Kolonialblatt.)

Im Kap-Parlamente hat der „König von Südafrika" Herr Cecil Rhodes sonderbare Hoffnungen in Bezug auf **Deutsch-Südwestafrika** ausgesprochen. Er sagte, nachdem er des längeren ausgeführt hatte, daß eine Bahn aus dem deutschen Schutzgebiete in das Hinterland desselben ohne Zustimmung der Kapkolonie nicht gebaut werden könne: Die Lage der Deutschen sei einfach folgende. Der einzig mögliche Hafen des Landes (Walfischbai) gehöre der Kapkolonie und soweit er Parlament und Regierung kenne, werde dies auch in Zukunft so

bleiben. Also alles Besitzenswerthe gehöre den Engländern. Eines Tages, so glaube er, werde es bei den Deutschen dämmern, wie zwecklos es sei, das trockene Land, dessen einziger Hafen England gehöre, länger zu halten. Dann würde wohl irgend ein deutscher Minister sich erheben und sagen: „Wir wollen dem Ding lieber ein Ende machen, es ist eine haltlose Lage, in der sich keine fremde Macht behaupten kann." Gegenwärtig freilich dürfe unter dem Drucke des Kolonialfiebers keine Regierung Deutschlands irgend einen kolonialen Besitz aufgeben, aber die Sache werde sich ändern. Die Kapkolonie brauche nur auszuhalten. — Nun da wird es der Kapkolonie wohl gehen nach dem bekannten Worte: „Mein Kind, da mußt du lange warten!" Denn der Hafen von Tsoakhaubmund stellt sich doch immer mehr als dem von Walfischbai mindestens gleichwertig, wenn nicht überlegen heraus.

Freilich wird es in der That höchste Zeit, daß die für Hafenbauten und die dazu nötigen Vorarbeiten längst bewilligten 50 000 Mark endlich ihrer Bestimmung gemäß benutzt werden. Das zeigt folgende, aus Tsoakhaubmund stammende Mitteilung der „Berliner Neuesten Nachrichten":

Ein beklagenswerter Unglücksfall hat sich hier am dritten Pfingsttage bei den Landungsarbeiten des Dampfers „Karl Woermann" ereignet. Seit Anfang April d. J. war hier eine der Landeshauptmannschaft unterstellte Bootsmannschaft stationirt, die aus einem früheren Oberbootsmannsmaat und drei früheren Matrosen der Marine bestand und die durch zwei der Schutztruppe angehörige Matrosen verstärkt wurde. Die Mannschaft hatte sich wiederholt in dem Durchfahren der Brandung geübt und sich dabei als sehr tüchtig gezeigt, namentlich hatte sich der Oberbootsmannsmaat Schlüter als ein gewandter Bootssteuerer erwiesen. Als daher der „Karl Woermann", der diesmal eine fast doppelt so große Ladung wie die vorhergehenden Schiffe hatte, hier ankam, und es sich herausstellte, daß mit der an Bord befindlichen schwarzen Bootsmannschaft nur vier Boote besetzt werden konnten, verabredete der hiesige Landungsagent mit den Matrosen, daß sie ein fünftes Boot bemannen und sich an den Landungsarbeiten beteiligen sollten. Auf dieses Anerbieten gingen nach erhaltener Erlaubnis der Oberbootsmannsmaat, die drei Matrosen der Landeshauptmannschaft und ein Matrose der Schutztruppe ein, denen sich noch ein Gefreiter der Schutztruppe anschloß. Am 4. Juni wurde mit der Arbeit begonnen. Die See war an diesem Tage ziemlich schlecht; doch kam das Boot das erste Mal ohne Schwierigkeit durch die Brandung hindurch. Als es dann zum zweiten Mal vom Schiffe abfuhr, nahm es versehentlich eine Richtung zu weit südlich und geriet hier auf eine Stelle, wo weit draußen vor der eigentlichen Brandung, etwa 6—700 Meter vom Strande entfernt, eine Erhöhung im Meeresboden sein muß, da bisweilen schon hier die Wogen überkämmen. An dieser Stelle traf nun ein Brecher mit voller Kraft das Boot von hinten, füllte es mit Wasser an und spülte den Boots-

steuerer und zwei der darin sitzenden Matrosen heraus. Es gelang diesen zwar sofort wieder das Boot zu besteigen; in der Zeit aber, wo es ohne Steuerung gewesen war, hatte es sich quer zu den Brechern gelegt und ehe es wieder in die Richtung gebracht werden konnte, kamen zwei weitere Brecher, die das mit Wasser gefüllte Boot von der Seite faßten und zum Umschlagen brachten. Von den Insassen des Bootes gelang es nur dem Gefreiten Becker sich zu retten, der zwei Fässer von der Bootsladung ergreifen konnte und mit diesen schwimmend auch glücklich das Land etwa 1000 Meter nördlich der Unfallstelle erreichte. Die übrige Bemannung, außer dem Oberbootsmannsmaat die Matrosen Eltermann, Moritzen, Schäfer und Roesler kämpften eine Zeit lang mit den Wellen, versanken aber in die Tiefe, ehe die zwei Boote, die sofort vom Lande aus abgeschickt wurden, zu ihnen gelangen konnten. Die Leiche des Matrosen Schäfer wurde noch an demselben Abend an Land gespült. Am 6. Juni fand die feierliche Beerdigung statt, bei der von dem stellvertretenden Truppenkommandeur Major Müller in bewegten Worten der Verunglückten gedacht wurde. In den folgenden Tagen wurden noch die Leichen der Matrosen Moritzen und Roesler gefunden und ebenfalls auf dem neuen Friedhof Swakopmunds beigesetzt. Am 14. Juni wurde diesem Friedhof durch Missionar Böhm aus Walfischbai die kirchliche Weihe gegeben. Die Leichen des Oberbootsmannsmaats Schlüter und des Matrosen Eltermann sind bisher nicht zum Vorschein gekommen. Dem Andenken der Ertrunkenen, die sich sämmtlich wegen ihres ruhigen und anständigen Auftretens bei der Militär- und Zivilbevölkerung der gleichen Beliebtheit erfreuten, soll in Tsoakhaubmund ein Denkstein errichtet werden. Der Gefreite Becker, der sich als der Einzige retten konnte, ist schon einmal in gleicher Lebensgefahr gewesen. In dem Witbooikriege war er einer Patrouille zugeteilt, die aus einem Unteroffizier und drei Mann bestand. Die Patrouille wurde von dem Feinde überfallen, und auch damals gelang es nur Becker, zu entkommen, während die übrigen niedergeschossen wurden. Wegen des von ihm bei dieser Gelegenheit bewiesenen Mutes erfolgte dann seine Beförderung zum Gefreiten.

Wenn von englischer Seite versucht werden sollte, den Unglücksfall zu Gunsten Walfischbais gegen Tsoakhaubmund auszubeuten, so kann dem gegenüber darauf hingewiesen werden, daß derartige traurige Ereignisse in jedem Hafen vorkommen und daß gerade auch in Walfischbai schon mehrere Personen bei den Landungsarbeiten ertrunken sind. Der Juni ist für die Landung in Tsoakhaubmund wohl der ungünstigste Monat, gleichwohl hat auch diesmal der „Karl Woermann", der nur an dem Unglückstage seine Arbeiten einstellen mußte, an allen folgenden Tagen seine Ladung entlöschen können, ohne daß ein anderes Boot in der Brandung umgeschlagen wäre. Auch auf der Rückfahrt von Walfischbai hat der „Karl Woermann" wieder Tsoakhaubmund angelaufen, um eine größere Ladung, die früher in Walfischbai gelandet war, die aber von den Empfängern nach Tsoakhaubmund gewünscht

wurde, hier an Land zu bringen. Wie wenig man im Schutzgebiet selbst an der Zukunft Tsoakhaubmunds zweifelt, geht am Besten aus der Thatsache hervor, daß wenige Tage nach dem Unglück bereits wieder ein größerer Neubau in Angriff genommen wurde und daß zu gleicher Zeit zwei Verträge über den Verkauf von Grundstücken abgeschlossen worden sind. Mit Bestimmtheit erwartet man allerdings jetzt, daß nunmehr mit einer Verbesserung der Landungseinrichtungen, für die bisher noch gar nichts geschehen ist, nicht länger gezögert werden wird.

Am 8. Juli fanden in Lourenzo-Marques an der Delagoabai die Eröffnungsfeierlichkeiten der für die **Transvaal-Republik** überaus wichtigen Eisenbahn statt, welche die Hauptstadt derselben, Pretoria, mit dem Meere verbindet. Durch die jüngsten Annexionen, bzw. Protektoratserklärungen Englands ist ja der Republik jede Möglichkeit genommen, einen eigenen Hafen zu gewinnen. Daraus erhellt, welche Bedeutung diese Bahn für den in kräftigem Aufblühen befindlichen Staat hat. Bei den Feierlichkeiten floß der Mund des englischen Gouverneurs der Kapkolonie über von Freundschaftsversicherungen gegen die Republik. Indes sind dieselben höchstens mit halbem Glauben aufgenommen. Das geht daraus hervor, daß Transvaal gegen die Einverleibung des Pongola- und des Amatongalandes in das britische Protektorat einen schriftlichen Protest nach London gerichtet und darin das ausdrückliche Verlangen ausgesprochen hat, daß England diesen Schritt rückgängig mache. Die Erfüllung dieses Verlangens wird davon abhängen, ob andere Staaten es unterstützen. Denn wir haben ja in der Delagoabai erst vor kurzem erlebt, was England unter solchen Umständen erfüllen, bzw. unausgeführt lassen kann. Es wird sich bald zeigen, ob z. B. Deutschland sein Ansehen in dieser Angelegenheit für die Transvaal-Republik in die Wagschale legt. Jedenfalls hat unser Kaiser die Eisenbahnfeierlichkeiten dazu benutzt, dem Präsidenten Krüger zur Gewinnung dieser Eisenbahn und für die weitere Entwickelung der Republik seine herzlichsten Wünsche telegraphisch auszusprechen, worauf er den Dank des Präsidenten auf demselben Wege erhalten hat.

Der König der **Barotse** hat nach einer Mitteilung der African Review aus dem Geschicke anderer afrikanischen Fürsten augenscheinlich etwas gelernt. Er hat nämlich die britisch-südafrikanische Compagnie um die Ernennung eines Residenten für sein Land gebeten. Über kurz oder lang hätte er die Selbständigkeit, oder wohl gar den Thron doch eingebüßt, da schier ½ Dutzend Expeditionen zur Erforschung seines Landes bereits unterwegs sind, ja teilweise die Grenzen desselben bereits überschritten haben. Es ist vorauszusehen, daß sich die Compagnie nicht zweimal bitten lassen wird.

In **Deutschostafrika** soll der Ausbruch eines Goldfiebers bevorstehen, da in Flüssen Schwemmgold gefunden sei. Auch sollen geologische Lagen entdeckt sein, die mit voller Bestimmtheit auf das Vorhandensein von Diamanten schließen lassen. Die Zeit wird ja

lehren, ob diese Nachrichten sich bestätigen. — Noch mehr darf man darauf gespannt sein, welche Ergebnisse die Untersuchungen haben werden, die ein bergmännischer Sachverständiger im Auftrage der Berg- und Hütten-Abteilung des Handelsministeriums über Auffindung von Kohlen, von denen schon Proben vorliegen, anstellen soll. Denn abgesehen von sonstigen Momenten würde es wertvoll sein, wenn die deutschen Postdampfer und Kriegsschiffe nicht mehr darauf angewiesen wären, ihre Kohlen von den Engländern in Sansibar für sehr hohe Preise zu kaufen. Jedenfalls ist es aber auch in diesem Stücke geboten, daß wir von schwärmerischen Hoffnungen uns nicht hinreißen lassen. Denn die Direktion der Königlichen geologischen Landesanstalt und Bergakademie hat der „Vossischen Zeitung" in Bezug auf eine Notiz, daß die gemachten Kohlenfunde als „ganz hervorragend" sich erwiesen hätten, mitgeteilt: „Diese Angabe ist unrichtig und bedarf, da sie voreilige Erwartungen zu erwecken geeignet ist, der Richtigstellung. Der Geologischen Landesanstalt ist eine kleine Mineralprobe aus Deutschostafrika im Gewichte von etwa 100 Gramm zur Untersuchung zugegangen, welche von einem der dortigen Beamten als Steinkohle bezeichnet worden war. Das Gutachten der Geologischen Landesanstalt lautete dahin, daß das Material nach den Ergebnissen der Untersuchung als ein stark bituminöser Kohlenschiefer zu bezeichnen sei, dessen kalorischer Heizwert sich demjenigen einer geringwertigen Steinkohle nähere, dessen Verwendbarkeit im Feuerherde jedoch durch den Versuch mit einer größeren Menge zu ermitteln sei. Es wurde zugleich bemerkt, daß das geologische Alter des bisher nur in Geröllen gefundenen Kohlenschiefers aus der Probe nicht zu bestimmen sei, derselbe indessen den Kohlenschiefern der Steinkohlenformation wenig gleiche."

In seiner Nr. 15 bestätigt das „Deutsche Kolonialblatt" unsere bereits in Nr. 6 gebrachte Mitteilung, daß der Lieutenant Storch den Häuptling Mputa von Wuga, der nach seinem Regierungsantritt den Namen Kimueri (das Kolonialblatt schreibt Kimeri) angenommen hatte, hat hinrichten lassen. An seine Stelle hat er den Neffen Sembodjas, namens Kipanga, zum Häuptling eingesetzt, da der eigentliche Thronerbe Kiniassi „mit der ganzen Sache nichts zu thun haben wollte und alle seine Rechte auf Kipanga übertragen hat". Jetzt nennt sich nun letzterer wieder Kimueri.

Nach Berichten aus Dar-es-Salâm hat sich bei Ubiri im Handeigebirge in der Nacht vom 14. zum 15. Mai ein Erdbeben, begleitet von orkanartigem Sturm und Regen, früh von 4 Uhr 10 Min. bis 4 Uhr 30 Min. bemerkbar gemacht. Es wurde auch in dem zwei Stunden entfernten Ugua verspürt. Im Kilimandjarogebiete fand am 16. Mai früh 5 Uhr 25 Min. ein starkes Erdbeben statt. Der stärkste Stoß dauerte eine Minute, zwei schwächere weniger. Die Stationsgebäude von Moshi wurden stark erschüttert, aber nicht beschädigt. (Dtsch. Kolonialblatt.)

Dr. O. Baumann, der bekannte Afrikaforscher, welcher von der Gesellschaft für Erdkunde in Leipzig mit Untersuchungen in Ost-

afrika betraut ist, und zwar namentlich der vor unserer Küste liegenden Inseln Sansibar und Pemba, die im Innern bisher nur wenig bekannt sind, hat an den Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. Hans Meyer, einen längeren Bericht eingesandt. Diesem, datiert vom 25. Mai aus Mkokotoni, entnimmt der „Globus" Band 68 Nr. 6 über die Usambara-Eisenbahn Folgendes: „Die größte Sehenswürdigkeit Tangas ist natürlich die Usambarabahn, die erste Eisenbahn in den deutschen Kolonien und eine der ersten im tropischen Afrika überhaupt. Dieselbe ist jetzt bis Ngomeni, einem Dorfe im Digolande, im Betriebe, doch ist der Unterbau bis gegen Muhesa in der Nähe von Magila vollendet und die Eröffnung der Strecke bis dahin dürfte in der nächsten Zeit erfolgen. Damit ist der vorläufige Hauptzweck der Bahn, die Verbindung des fruchtbaren Usambara mit dem Hafen von Tanga, erreicht. Die Bahn ist eine schmalspurige mit 1 Meter Spurbreite und erinnerte mich lebhaft an die Bahnen Südindiens. Die ganze Anlage macht einen durchaus sorgfältigen Eindruck: einige Mängel im Unterbau werden neuerdings durch Schotterung ausgeglichen. Als Schwellen werden Mangrove-Hölzer benutzt, die sich sehr gut bewähren. Im ganzen erhält man den Eindruck, daß mit der Eröffnung der Strecke nach Ngomeni die weitaus größte Schwierigkeit überwunden ist. Auf Grund der gewonnenen Erfahrungen wird es verhältnismäßig leicht sein, die Arbeit weiter gegen das Innere fortzusetzen. Was die Rentabilität der Bahn anbelangt, so scheint es ein gutes Omen zu sein, daß jetzt schon, auf der verhältnismäßig ganz unbedeutenden Strecke Tanga-Ngomeni, ein ständiger Personen- und Frachtverkehr stattfindet. Mit der Erreichung von Muhesa werden der Bahn die aufblühenden Plantagengebiete von Handei, die Plantage Lewa und die Mission Magila zufallen. Falls, wie zu hoffen, die Verlängerung bis Korogwe zur baldigen Ausführung gelangt, werden damit nicht nur neue Plantagenländer erschlossen, sondern auch der Getreideverkehr Useguas dahin konzentriert und wahrscheinlich der ganze Panganihandel nach Korogwe verschoben werden."

Demselben Berichte entnimmt die „Kreuz-Zeitung" folgende Mitteilungen über den **Sklavenhandel:**

„Interessant war zu beobachten, daß der Zufluß von Sklaven von der Festlandsküste nach Sansibar ein sehr starker ist. Ich wurde von mehreren Leuten, Waniamwesi und Massai, die vor kurzer Zeit an der Küste geraubt worden waren, um Schutz angerufen. Selbstverständlich gewährte ich ihn und werde diese Leute dem deutschen Konsulat in Sansibar behufs Ausstellung eines Freibriefes übergeben. Alle wußten von vielen anderen zu erzählen, die, mit Gewalt von der Küste fortgeschleppt, jetzt in Sansibar leben. Die Verschiffung geschieht ausschließlich in Kähnen von Punkten wie Makunduchi bei Bagamojo, Windi und anderen, die nahe an Sansibar gelegen sind und von wo die Insel in einer Nacht erreicht werden kann. Es ist selbstverständlich, daß sowohl die deutschen Behörden an der Küste als die Kriegsschiffe einer solchen Verschiffung mit Fischerbooten gegenüber nahezu

machtlos sind. Denn wie sollte ein Fischerboot, das höchstens vier Personen hält und nachts von einer entlegenen Küstenstelle abfährt, um in derselben Nacht in Sansibar zu landen, jemals den Behörden in die Hände fallen? Und doch wäre es keineswegs schwierig, die Einfuhr von Sklaven nach der kleinen Insel Sansibar sehr zu erschweren, ja fast unmöglich zu machen. Vor allem müßte den einmal eingeführten Sklaven Gelegenheit gegeben werden, sich an irgend welche Behörde zu wenden; es müßte ihnen bekannt gemacht werden, daß sie das Recht haben, den Schutz dieser Behörde anzurufen; es müßte ferner, wie an der Küste, so auch in Sansibar, auf gewerbsmäßigen Sklavenhandel die Todesstrafe gesetzt werden. Doch daran denken die Engländer trotz ihrer berühmten Humanität nicht, denn die Sklaveneinfuhr ist zur Weiterführung des Plantagenbaues notwendig. Uebrigens sind alle neuerdings eingeführten Sklaven Deutsch-Ostafrikaner, als solche deutsche Schutzgenossen; und das Konsulat in Sansibar ist dadurch in die Lage versetzt, direkt zu ihren Gunsten einzugreifen."

Vier englische Kriegsschiffe sind bei Mombas an der Küste von **Britisch-Ostafrika** zur Bekämpfung des Araberaufstandes herangezogen, den Mbaruk bin Raschid in's Leben gerufen hat. Daraus geht hervor, welche Schwierigkeiten die Engländer haben, denselben niederzuwerfen. „Reuters Bureau" hat am 8. Juli gemeldet, daß die Aufständischen der englischen Truppe von etwa 300 Askari und ungefähr ebenso vielen Marine-Mannschaften eine Niederlage beigebracht haben.

Abessinien nimmt zur Zeit großes Interesse in Anspruch. Als Antwort auf die russische Expedition, welche nach Abessinien gegangen war, ist unter Führung Leontjews eine abessinische Gesandtschaft eingetroffen, die mit großen Ehren aufgenommen ist. Es steht da Rußland seinem treuen Freunde Frankreich bei, um dem beiderseitigen Gegner d. i. England und dessen Bundesgenossen Italien Schwierigkeiten zu bereiten. Was Rußland in Afrika zu suchen hat, weiß ja bisher noch kein Mensch, zumal die Angabe einer religiösen Interessengemeinschaft mit Abessinien unverständlich ist. Denn was hat das griechisch-katholische Rußland mit den monophysitischen Christen Abessiniens zu thun! Bisher hat das Vorgehen Rußlands nnd Frankreichs nur den praktischen Erfolg gehabt, England und Italien enger mit einander zu verbinden. Was sonst noch herauskommt, muß abgewartet werden. Viel wird's nicht sein, da nach dem Vertrag von Utschalli aus dem Jahre 1889 Abessinien nur durch Vermittelung Italiens mit auswärtigen Mächten verhandeln darf.

Nach **Marokko** haben sich 4 deutsche Kriegsschiffe begeben, um die Sühne für die Ermordung Rockstrohs, die bisher noch nicht erreicht ist, nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen.

Mission.

Die alte Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I.) hat soeben ihren Jahresbericht veröffentlicht, welcher deutlich zeigt, wie auch während des verflossenen Jahres 1894 ihre Arbeit in ruhiger und gesegneter Weise fortgeschritten ist. Die Einnahmen der Gesellschaft aus der Heimath betrugen Mk. 333 291,42, denen eine Ausgabe von Mk. 356 152,58 gegenübersteht, so daß ein Fehlbetrag vorhanden ist, der unter Hinzurechnung des Ausfalls im Vorjahre die Summe von Mk. 54 245,37 ergiebt. Wenn nicht zu der Einnahme aus der Heimat noch Mk. 189 831,93 hinzukämen, die in Süd-Afrika vereinnahmt worden sind, so würde es der Gesellschaft unmöglich sein, ihre ausgedehnte Arbeit länger fortzusetzen. Denn ihre Arbeit erweitert sich Jahr für Jahr stetig und sicher, in ruhigem Fortschritt. In China und Afrika arbeiten auf ihren 57 Stationen 76 europäische Missionare mit 5 europäischen Gehilfen und 6 Lehrerinnen. China ist für diese Gesellschaft ein Nebengebiet, wo nur 8 europäische Missionare stehen. Ihr Hauptgebiet ist Süd- und Ost-Afrika. Hier hat sie neben 76 Arbeitern und Arbeiterinnen (die Frauen der Missionare sind nicht mitgezählt), 131 Arbeiter aus den Eingeborenen in ihrem Dienst, denen noch 421 unbesoldete Gehilfen zur Seite stehen. Die Gemeinden der Gesellschaft zählen in diesem Lande 27 119 Getaufte (in China 784) unter denen 12 774 Erwachsene sind. 1342 Katechumenen waren am Schluß des Jahres im Unterricht, nachdem 679 Erwachsene im Laufe des Jahres die heilige Taufe empfangen hatten. Täglich werden in den Schulen in Süd-Afrika 4798 Schulkinder unterrichtet. Erfreulich ist es, daß zu der Einnahme der Gesellschaft, also zum Unterhalt ihrer Kirchen und Schulen, die farbigen Stationsbewohner in Süd-Afrika volle 136 210,06 beitragen konnten, unter denen 26 076,86 ganz freiwillig gezahlte Gaben waren; das heißt also, daß die 27 000 farbigen Christen der Gesellschaft sich ihr Christentum mehr als 5 Mark pro Kopf kosten lassen, daß eine Familie von 5 oder 6 Personen 25 bis 30 Mark Kirchen- und Schulabgaben zahlt. Weiter ist es erfreulich, daß auch südafrikanische Kolonisten 5177,37 Mark der Gesellschaft an Beiträgen zahlten; und daß die Regierungen der englischen südafrikanischen Kolonieen dürch Darreichung von 22 025 Mark die Schulen der Stationen unterstützten. Das Hauptarbeitsfeld der Gesellschaft ist Transvaal, wo die Gemeinden stetig wachsen. Tief bedauerlich nicht nur, sondern auch die Entwicklung der Leute ernstlich hemmend ist hier aber der Druck, der unter der Burenregierung auf ihnen lastet. Grund und Boden ist den Eingeborenen genommen, und selbst christliche Eingeborene dürfen sich keinen Fußbreit Landes vom Erbe ihrer Väter zurückkaufen. Von Missionsstationen, wo sie auf Grund und Boden wohnen, der den Gesellschaften gehört, wie von Farmen freundlich gesinnter Weißen, wo sie sich in größerer Zahl zusammenfanden, werden sie verdrängt, um unter den

Buren-Farmern verteilt zu werden, und solche, die in Regierungs-Lokationen oder auf größeren Stationen bei einander wohnen, werden gezwungen, gegen geringen Lohn bei Buren Tagelöhner-Dienste zu verrichten. Es ist tief zu beklagen, daß solches Los grade Baßuto trifft, Leute, die nicht nur dem Christentum Liebe und Verständnis entgegenbringen, sondern die auch arbeitsam veranlagt sind und sich als Ackerbauer gedeihlich entwickeln und emporarbeiten.

Die neue Mission am Njaßa ist von Gott vor Schaden und Rückschlägen behütet worden. Hier, wo vor 4 Jahren noch keine evangelische Mission bestand, arbeiten nun auf 4 Stationen 8 Berliner Missionare, von denen 3 verheiratet sind. Die beiden Handwerker Norig und Krause, die sich der Gesellschaft auf drei Jahre verpflichtet hatten, sind in die Heimat zurückgekehrt, nachdem sie vorher noch 7 Monat lang im Dienst der Kolonial-Regierung beschäftigt waren. Sie haben in Langenburg ein Regierungsgebäude aufgeführt. Da die Anlegung neuer Stationen geplant wird, sind im Mai wieder zwei Handwerker, der Tischler Harnoß und der Zimmermann Thiele, ausgesendet worden. Das Dampfboot Paulus, welches im vorigen Jahr hinausgesendet wurde, thut bereits seit Februar seinen Dienst. Es ist auf der Station Ikombe eingestellt, wo die Missionare mit vieler Mühe und großen Kosten einen Hafen hergestellt haben. Es mußten tüchtige Steinwälle errichtet werden, um einen sicheren Ankerplatz zu schaffen. Das Boot bewährt sich trefflich, es ist stark gebaut und praktisch eingerichtet. Es ist den Missionaren gelungen, in den Fluß Lufira damit einzulaufen und eine Strecke den Fluß hinaufzudampfen bis zu dem ersten Dorf des Häuptlings Muomkonja. So ist den Missionaren der Dienst an den Ufern des Sees sehr erleichtert. Immer wieder zeigt es sich, daß die Missionare das Vertrauen der Eingeborenen im Kondelande gewonnen haben, und die Wahrnehmung, daß auf allen Stationen einzelne Leute der Verkündigung des Evangeliums schon jetzt ein tieferes Verständnis entgegenbringen, berechtigt zu fröhlicher Hoffnung für die weitere Entwicklung dieser Arbeit. —ky.

Litterarisches.

Von J. G. Christaller.

„Folk-Tales of Angola" by Heli Chatelain, New-York (Leipzig, K. F. Köhler) 1894.

Dieses für die Amerikanische Folk-Lore Society (Volkssagen-Gesellschaft) gedruckte Buch (50 Erzählungen in Kimbundu mit englischer Uebersetzung), dessen Entstehung und sprachlicher Inhalt in A. Seidel's Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen besprochen ist, enthält auch in Vorrede und Einleitung manches Bemerkenswerte. Der Verfasser sagt von der Provinz Angola, von der er auf Grund achtjähriger Bekanntschaft mit derselben eine gute Beschreibung giebt, sie sei das größte und schönste Stück von dem, was Portugal von seinem einstigen Kolonialbesitz noch geblieben ist. Das Hauptmittel für Portugal, sich diese nun von dem Kongostaat, Britisch-Centralafrika und Deutsch-Südwest-

afrika umschlossene Provinz zu erhalten, werde sein die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und diese könne nicht besser gesichert werden als durch Gewährung dessen, was sie begehren, geduldig erwarten, und was ihnen durch die Verfassung versprochen sei, nämlich Volksschulen, sowie gewerblicher und höherer Unterricht. Der grundlegende Schulunterricht könne aber so lange nicht von Erfolg begleitet sein, als Lehrer und Schüler lesen und schreiben sollen in einer Sprache, die sie nicht verstehen. Die Zukunft eines einheimischen Angola-Schrifttums in Kimbundu, dem man noch im Jahre 1885 nur Spott und Widerstand entgegenbrachte, kann nunmehr nach 9 Jahren als thatsächlich gesichert gelten. Ein Negerdichter vom Kuanza-Fluß, Cordeiro da Matta, hat aufgehört in Portugiesisch zu dichten, um seine Fähigkeiten dem in der Entstehung begriffenen heimischen Schrifttum zu widmen. Die von Haus aus unternehmungslustigen und in allerlei Thätigkeit geschickten Angehörigen des großen Mbaka-Stammes, mehrere Tagereisen im Innern (aber demnächst mit der Eisenbahn erreichbar), Bahnbrecher der Gesittung für die inneren Länder bis zum Kasai und Lualaba als Landbauer, Händler und Handwerker, Schreiber und Diener für schwarze Häuptlinge und Weiße, haben einzusehen begonnen, wie sie besser thun, für ihren brieflichen Verkehr die eigene Sprache zu gebrauchen statt der portugiesischen; ja, die portugiesischen Behörden, bürgerliche und kirchliche, erkennen bereits die Wichtigkeit einer allgemeinen Landessprache wie das Kimbundu als eines Mittelglieds zwischen der amtlichen Sprache und den mancherlei Bantu-Dialekten der großen Provinz Angola. Der erwähnte Negerdichter, ein selbstgelehrter Vollblutschwarzer, hat 1891 bis 1893 eine Sammlung von Sprichwörtern und Rätseln mit portugiesischer Uebersetzung, eine Fibel und ein Kimbundu-Portugiesisches Wörterbuch, das beste bis jetzt veröffentlichte, auf eigene Kosten drucken lassen.

Der Verfasser widerlegt in der Einleitung die immer noch von manchen gehegten falschen Vorstellungen von dem Fetischismus der Neger:

1. Sie beten nicht unbeseelte Gegenstände an. Sie sind weder eigentliche Götzendiener noch Atheisten, noch Fetischisten, noch Polytheisten, sondern abergläubische Deisten.

2. Sie glauben an einen großen unsichtbaren Gott, der alles schuf und über allem waltet.

3. Aber sie bekennen, daß sie sehr wenig von ihm wissen. Die Ueberlieferung sagt, die Menschen haben ihn beleidigt und er habe ihnen seine Liebe entzogen. Sie bringen Gott keine förmliche Anbetung, stellen ihn auch nicht dar in irgend einer sichtbaren Gestalt, noch denken sie ihn enthalten in irgend einem Fetisch.

4. Dagegen die untergeordneten Geister (Naturgeister), denen sie Gaben und Opfer bringen, entsprechen einigermaßen den Göttern des klassischen Altertums oder ihrem späteren Ersatz, den Schutzheiligen, nur ohne deren fürbittenden Dienst.

5. Außer diesen Naturgeistern oder Mittelwesen haben sie Amulete, Zaubermittel und geweihte Gegenstände, denen gewisse, von jenen Naturgeistern stammende Kräfte eingezaubert sind. Eigentlichen Fetischismus fand Ch. in Afrika nur bei unwissenden Portugiesen, die behaupten und glauben, daß dies oder jenes Bild Gott sei, Wunder wirke und angebetet werden müsse, nicht als bloßes Sinnbild, sondern als seine wirkliche Verleiblichung in jeder Hinsicht gleich dem Urbild. Auch Heiden schnitzen hölzerne Bilder, die sie Götter nennen, aber diese haben immer die Gestalt eines Krucifixes, und jeder Eingeborene weiß, daß dies Bild nicht ihren eigenen großen, unsichtbaren Gott vorstellt, sondern den Gott oder Fetisch der Weißen.

6. Jene Naturgeister oder Dämonen denken sie sich als sittlich nicht besser, denn sündige Menschen; sie verfahren mit den Menschen je nach Laune und Leidenschaft in freundlicher und unfreundlicher Weise. Deshalb muß man sich ihre Freundschaft sichern und erhalten durch Geschenke, Gaben und Opfer. Vermittler zwischen den Geistern (Dämonen) und den Menschen sind die berufsmäßigen Arzneimänner und -weiber, die Wahrsager und irgend jemand, der die Gabe hat, besessen oder der Einwirkung des Geistes unterworfen zu werden.

Diese Vermittler bilden eine Art von Geheimbund und üben großen Einfluß. Einer der unter den Ambundu in Ansehen stehenden Geister regiert über das Wasser, liebt große Bäume und Bergspitzen, ein anderer ist Herr im Waldland; einem anderen steht das geheimnisvolle Gebiet der Zeugung, Schwangerschaft, Geburt und Kindheit zu. Der Glaube an die Wirklichkeit dieser Wesen und die Macht ihrer Vermittler sitzt so tief, daß sogar gebildete Eingeborene, was auch ihre Stellung in Staat, Kirche, Heer oder Handel sein mag, ob dem Namen nach Christen oder ausgesprochene Nationalisten und Materialisten, die sich mit Comte, Spencer und Renan abgeben, heimlich sich an sie wenden, wenn sie in großen Nöten sind. Ja, nicht wenige Weiße sind nach längerer Vertrautheit mit einheimischen Weibern geheime Anhänger dieses heidnischen Aberglaubens geworden. — Die Geister oder Schatten der Verstorbenen werden in den Vorstellungen der Eingeborenen nie zusammengeworfen mit den Naturgeistern, aber ihre Feindschaft wird ebenso gefürchtet wie die der Naturgeister und sie werden auf gleiche oder ähnliche Weise beschwichtigt wie diese. —

Ein körperlicher Unterschied zwischen den „Negern" und „Bantu" besteht nach Chatelain nur in der Einbildung von Schriftstellern, die nicht in der Lage waren, vergleichende Beobachtungen zu machen.

Im zweiten Abschnitt der Einleitung seines Buches **„Folk-Tales of Angola"** (Volkssagen von Angola) redet H. Chatelain von afrikanischer Folk-Lore. Dieses im Englischen noch nicht lange übliche Wort bedeutet eigentlich „Volkslehre, Volkssage, Volkskunde, was vom Volke gelernt und gelehrt wird." Man versteht darunter gewöhnlich „Volksmund-Worte" oder „Volkssagen", doch nicht blos Erzählungen aus alter Zeit, sondern alles, was in einem Volke so zum mündlichen Ausdruck kam, daß es, von Mund zu Mund gehend, Gemeingut wurde, also auch volksgeschichtliche Ueberlieferungen, Gesänge, Sprichwörter und Rätsel

Prof Henry Drummond sagt in seinem Buche „Tropical Africa": „Ich habe oft gewünscht, ich könnte mich in das Inwendige eines Afrikaners begeben für einen Nachmittag, nur um zu sehen, wie er die Dinge anschaut (wie ihm die Dinge vorkommen); denn ich bin gewiß, unsere beiderseitige Weltanschauung ist so verschieden, als die Farbe unserer Haut."

Hierzu bemerkt Chatelain: „Diesen Einblick in das Innere eines Afrikanergeistes — für mehr als einen Nachmittag — gewährt uns die Erforschung afrikanischer Volkssagen und das Durchlesen dieses Buches. Der Professor hatte Centralafrika bereist, hatte Teile seiner Küsten und Hochlandsgegenden durchforscht, war mehrere Monate lang mit verschiedenen Stämmen in lebhafter Berührung gestanden, und das ließ ihn nur um so mehr empfinden, daß er die innere, die lebendige Welt Afrikas nicht zu erfassen vermöge. Jetzt, da die großen geographischen Forschungsaufgaben des geheimnisvollen Erdteils gelöst sind, da die — hier den christlichen Völkern gestellte sittliche Aufgabe in bezug auf die Sclaverei von ihnen kräftig in Angriff genommen worden ist, und die europäischen Mächte die Stellung und Pflichten politischer Wächter oder Vormünder über Teile von Afrika, größer als ihre eigenen Länder, auf sich genommen haben, geziemt es einem jeden Gliede der Christenheit — denn jede Stimme ist von Gewicht in der Wage dieser Lebensfragen — sich eine verständige Ansicht zu bilden über den gegenwärtigen Stand und die Aussichten von Afrika's wimmelnden Millionen, an deren Erziehung jeder seinen Anteil von Verantwortlichkeit hat

„Nie sind wichtigere Streitfragen dem Urteil der öffentlichen Meinung unterstellt worden, als diese zwischen europäischer „Gesittung' — einschließlich der Macht des Rums und der Kanonen — und den harmlosen einheimischen Rassen, Nationen, Stämmen und Bürgern Afrikas. Der große Gerichtshof hat jedoch bis daher die Stimmen nur von dem einen Teil gehört; ja, der Hauptteil, der beleidigte Teil, ist von den Verhandlungen nicht einmal in Kenntnis gesetzt und noch weniger eingeladen worden. in seiner eigenen Angelegenheit Zeugnis zu geben und seine Ansprüche auf Leben und Dasein zu verteidigen. Niemand wird bestreiten, daß, ehe über einen Menschen oder ein Volk abgeurteilt werden

kann, ihre Eigenart erforscht und in betracht gezogen werden muß. Die Eigenart einer Person kann nur durch längeren, näheren Umgang mit ihr erkannt werden, die eines Volkes nur durch Bekanntschaft mit ausgeprägten Vertretern der hauptsächlichsten Volksklassen und durch eingehende Beschäftigung mit seinen Schriftwerken. In Afrika, wo keine Gelegenheit zu vertrautem Umgang mit den Eingeborenen sich darbietet und kein Schrifttum vorhanden ist, ist der einzige Weg, zur Kenntnis der sittlichen und verstandesmäßigen Eigenart seiner Rassen und Stämme zu gelangen, der, daß man ihre gesellschaftlichen und religiösen Einrichtungen und ihre ungeschriebenen, mündlich fortgepflanzten Geisteserzeugnisse, d. h. ihre Volkssagen, gründlich erforscht. An Büchern afrikanischer Reisenden hat's in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt; aber was sie für die Volkskunde bieten, bezieht sich in der Regel nur auf Aeußerliches, Sichtbares, wie Kleidung, Waffen und sonderbare Gebräuche. Was ganz wesentlich zur Volkskunde gehört, das, was in Worten verkörpert ist, hat man bei Seite gelassen und die afrikanische Welt nach ihrer sittlichen und geistigen oder verstandesmäßiger Erkenntnis fähigen Seite ist heute noch ebenso „unbekanntes Land" als Afrika für die Erdkunde war vor 50 Jahren. Daß afrikanische Forschungsreisende in dieser Hinsicht nichts bieten konnten, kommt vor allem her von ihrer Unkenntnis der Landessprachen, dann von ihrem unstäten bloßen Durchwandern, aber auch von ihrem Mangel an Unterricht oder Geschmack an dieser jüngsten der Wissenschaften, vergleichender Volkskunde.

„Nur Missionare, zu deren Pflichten eine vertraute Bekanntschaft mit den einheimischen Sprachen und Gewohnheiten gehört, haben bis daher einige Blätter aus den wunderbaren in den Gedächtniskammern afrikanischer Völker niedergelegten Urkundensammlungen zu unserer Kenntnis gebracht. Sie hatten zuerst die Verschlingungen afrikanischer Sprachregeln und Wortformungen zu entwirren, ehe sie mit Erfolg an die Sammlung echter einheimischer Volkssagen gehen konnten."

Chatelain beschränkt seine Untersuchungen auf die Negervölker, mit Ausschluß der Bewohner Egyptens, der großen Wüste und der nördlich von ihr liegenden Länder (sowie der Länder südöstlich von Egypten und südlich von Arabien), die zu den semitischen und hamitischen Familien gehören, mit weißer und roter oder lohfarbener Haut, mit Ausschluß auch der wollhaarigen, aber gelbfarbigen Rasse der Hottentotten, Buschmänner, Batua und anderer Zwergvölker. Er bekennt sich auf Grund seiner Studien zu Lepsius' Ansicht, daß der reine und Hauptzweig der Negerrasse, nach Volksart und Sprache, zu finden sei in den Bantu, und daß die sogenannten Nigritier (Sudanneger) nur ein anderer Zweig sind, sprachlich verändert durch die Beimischung von Hamitischem.

Nachdem er alles, was von negerischer Volkssage in über 20 Schriften gesammelt und veröffentlicht worden ist, gemustert hat, giebt er als Ergebnis sorgfältiger Vergleichung des gesammten (doch schon ziemlich reichhaltigen) Stoffes Folgendes:

1. Vergleicht man die afrikanische Volkssage mit der anderer Rassen, so finden wir, daß viele den Sagen, Fabeln und Märchen eigentümliche Gestalten und Züge, die bei den andern uns bekannten Rassen sich finden, auch durch Afrika von einem Meer zum andern verfolgt werden können. Die afrikanische Volkssage ist nicht ein Baum für sich, sondern ein Zweig von einem allen gemeinsamen Baume.

2. Obwohl der Einfluß europäischer und arabischer Volkssagen in vielen Geschichten ersichtlich ist, ist doch die Hauptmasse der veröffentlichten Erzählungen rein einheimisch. Die fremden Geschichten aber sind den bereits vorhanden gewesenen einheimischen von verwandter Art so gut angepaßt und mit echt afrikanischen Zügen vermengt worden, daß nichts von der fremden Urform bleibt als die anfängliche Grundlage oder das Gerippe.

3. Die afrikanische Volkssage ist besonders reich an Tiergeschichten oder Fabeln.

4. Die Volkssage der Bantu für sich betrachtet, erweist sich als merkwürdig gleichartig und zusammenhängend. Die entferntesten Stämme zeigen oft mehr

Uebereinstimmung und Aehnlichkeit in bestimmten Einzelheiten als die zusammengränzenden.

5. Nach Ausscheidung fremder, mit dem Islam zusammenhängender Bestandteile der nigritischen Volkssage erweist sich auch diese als wesentlich dieselbe wie die der Bantu.

6. Die Uebernatürlichkeiten (Mythologien) und abergläubischen Vorstellungen verschiedener Stämme lassen sich leicht zurückführen auf eine gemeinsame Urform, und diese wieder ist den volkstümlichen Vorstellungen der arischen und anderen großen Menschheitsfamilien auffallend ähnlich, wenn nicht völlig übereinstimmend.

7 In den Fabeln oder Tiergeschichten zeigt jedes als Person vorgestellte Tier, entsprechend seiner wirklichen Natur, dieselbe Eigenart und spielt die gleiche Rolle von einem Ende des Gebiets zum andern.

8. Unter den nigritischen und Bantu-Stämmen hat eine große Anzahl von Geschichten den eigentümlichen Zug, daß sie den Ursprung oder die Ursache bekannter Naturerscheinungen oder besonderer Gewohnheiten bei Tieren und Menschen erklären sollen. Solche Geschichten finden sich auch, obwohl, wie es scheint, weniger häufig, in der Volkssage anderer Rassen.

Der Verfasser sagt ferner: „In den afrikanischen Volkssagen ist die Tierwelt und die Geisterwelt eingerichtet und regiert wie die Menschenwelt. In Angola ist der Elefant der Oberkönig der gesammten Tierwelt und daneben das besondere Oberhaupt der eßbaren Abteilung der wilden Tiere. Ihm nächst im Range ist der Löwe, das besondere Oberhaupt der Abteilung der Raubtiere und oberster Vasall des Elefanten. Das Oberhaupt der Kriechtiere ist die Pythonschlange, das der Flossentiere (im Innern) der größte Flußfisch, das der Federtiere der größte Adler Unter den Haustieren hat die Herrschaft der Bullochs Sogar die Heuschrecken, Ameisen, Termiten haben ihren König oder ihre Königin. Jeder dieser Häuptlinge oder Könige hat seine Hofbeamten, Staatsleute und gemeinen Unterthanen wie sonst ein afrikanischer Fürst.

„Bei der allgemeinen Versammlung des ganzen Tierreichs, in ihren Verhandlungen und in Ausführung ihrer Beschlüsse, versieht jedes Tier den Dienst, für den es befähigt ist. So ist in den Fabeln der Elefant der vornehmste an Stärke wie an Weisheit; der Löwe ist stark, aber nicht großmütig (sittlich edel) wie in europäischer Sage, noch weise, wie der Elefant Die Hyäne stellt die rohe Gewolt dar, gepaart mit Dummheit, der Leopard böswillige Kraft zusammen mit untergeordnetem Verstand Der Fuchs oder Schakal zeichnet sich aus durch Schlauheit, der Affe durch Verschmitztheit und Gewandtheit, der Hase oder das Kaninchen durch Klugheit und Geschwindigkeit, die Schildkröte durch unvermutete Geschicklichkeit Das Rebhuhn dagegen ist einfältig und eitel, eine gewisse Antilope flink, harmlos, unbefangen, eine andere töricht und dem Mißgeschick verfallen. Die Turteltaube ist wie bei uns Sinnbild der Reinheit, Keuschheit; der Hund dagegen vereinigt in sich alles, was gemein, niederträchtig und verächtlich ist.

„Die Neger in Nord-, Mittel- und Südamerika haben ihre urafrikanischen Sagen und Erzählungen auch dorthin verpflanzt und dadurch auch auf die der amerikanischen Indianer tiefen und weitgehenden Einfluß geübt, ja selbst die Erzählungen der weißen Rasse in Amerika enthalten viele handgreifliche Anzeichen von afrikanischen Einflüssen"

Eine Einleitung des von Chatelain selber gesammelten reichhaltigen Stoffes findet sich in A. Seidel's Zeitschrift, wie die Uebersetzung einer kurzen Geschichte als Probe. Eine solche folgt auch hier:

Der Weiße und der Neger.

Zwei Männer, ein Weißer und ein Neger, hatten zusammen eine Erörterung. Der Weiße sagte: „In meinem Hause fehlt's an nichts, ich habe alles!" Der Neger sagte: „Unwahrheit! in Deinem Hause, wenn ich nach etwas darin suche, nicht finde ich es da!" Der Weiße sagte: „Ihr Neger, Euch fehlt alles, bei mir fehlt nichts"

Der Neger stimmte zu, er ging nach Hause. Er verbrachte einen Monat. Er wob seine Matte; er war daran sie zusammenzunähen. Er kam bis zur

Mitte der Matte; die Schnüre gehen aus. Es ist kein Ort mehr da, wo er trockene Schnüre nehmen kann (d. h. niemand im Dorf hat getrocknete Faserschnüre zur Hand, und die grünen vom Walde würden einige Zeit brauchen bis sie trocken und zur Verwendung zubereitet wären.) Er sagt, was soll ich thun? Ich will gehen zum Hause des Weißen, daß er mir die Schnüre gebe, daß ich die Matte fertig mache.

Er stand auf, kam zu dem Weißen, sagt: „Herr, ich habe etwas nötig da, woher ich komme.“ Der Weiße sagt: „Was hast Du nötig?“ Er sagt: „Ich web eine Matte, da ging mir's aus. Ich sagte, ich will gehen in das Haus, worin alles zu haben ist, daß der Weiße mir etwas Schnüre gebe, daß ich meine Matte vollende.“

Der Weiße sieht ihn an, er lacht. Er geht in das Lagerhaus, er sieht sich darin um, — Schnüre sind nicht darin. Er sagt: „Neger, Du hast Glück!“ Er holt hundert Makuta, er giebt sie dem Neger —

Die Erörterung, die der Weiße hatte mit dem Neger, — der Neger gewann (sie), der Weiße verlor. Chr.

Vermischtes.

In der Zeitschrift des deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonieen „Unter dem rothen Kreuz“ lesen wir:

„So selten die Eier in Westafrika zu sein scheinen, einen ebenso großen Überfluß daran hat Ostafrika, wenigstens in seinen Innendistrikten. Trotzdem sind die Eier dort nicht als Nahrungsmittel gekannt oder beliebt, sie haben nur Wert als Brutobjekt. Die Eingeborenen benötigen nämlich ungezählter Mengen Federvieh zu ihren Zaubermitteln, zu ihrer Medizin- und Wahrsagekunst. Soweit die Eier also nicht als Fortpflanzungsmittel in Betracht kommen, bleiben sie, geringschätzig behandelt, dort ruhen, wohin gerade die gackernde Henne sich gemüßigt gefunden hat, sie in Busch oder Sand zu legen. — Seitdem nun aber die Europäer ihren Geschmack an den bis dahin so wertlos angesehenen Eiern kund gethan haben, werden sie jetzt mit Vorliebe von den Herrschern Innerafrikas den Weißen als Gastgeschenk geboten. Leider hat nun aber solche Munifizenz ihre zwei Seiten, indem die dargebrachten Eier meist vorher unbeachtet stundenlang der glühenden Tropensonne ausgesetzt im Freien gelegen haben und total verdorben, vielleicht nur noch für einen Chinesengaumen eine Delikatesse sind. So haben die Europäer, trotz der großen, davon herbeigeschleppten Quantitäten, doch nicht den Vorteil von dem Eierreichtum, den er ihnen unter anderen Verhältnissen bieten könnte. Kam es z. B. doch vor, daß unter einem Posten von über 400 Eiern, die ein Häuptling an der Westküste des Viktoria-Sees mit großem Pathos als Gastgeschenk heranschaffen ließ, sich gerade nur ein richtig gezähltes Schock brauchbar erwies, so daß wohl jeder der Beteiligten damals wehmutsvoll dem Berliner zustimmte, der in edlem Zorne ob solchen nationalökonomischen Verstoßes entrüstet ausrief: „Was hätte das für eine Riesenrührerei gegeben, — nee, sone Schaafsköppe!“

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

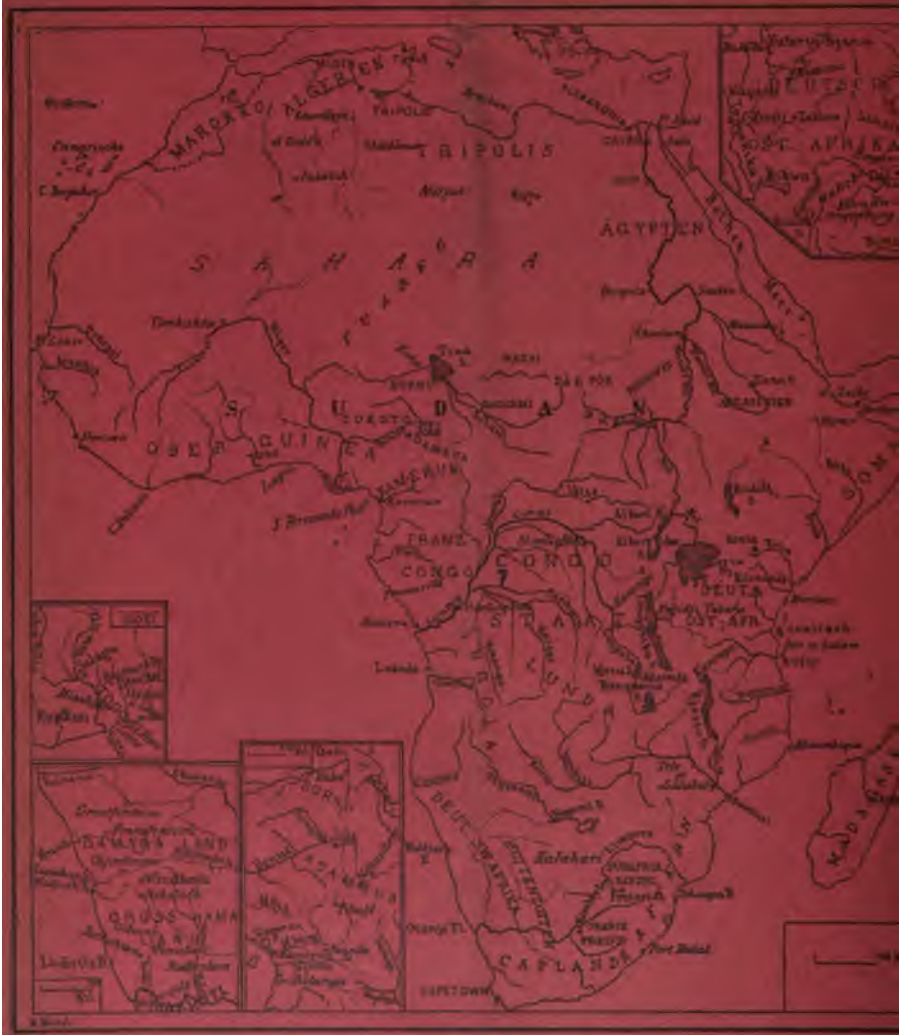
Hermann Petrich, Sup. zu Gartz a. Oder. **Hermann Theodor Wangemann.** Sein Leben und Wirken für Gottes Reich und das Missionswerk insonderheit. Der Missionsgemeinde erzählt. Mit zahlreichen Bildern. Berlin 1895. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. Friedenstraße 9. — In eleg. Leinwandband 2,20 Mk., brosch. 1,50 Mk.

Dr. H. Christ, Basel. **Madagaskar.** Ein bedrohtes evangelisches Missionsland. — Basel. Verlag der Missionsbuchhandlung. — 15 Pfg.

Dr. Sander, Marine-Stabsarzt a. D. Ein Vorschlag zur wirtschaftlichen Erschließung Deutsch-Südwestafrikas. Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer.

Karte von Deutsch-Ostafrika in 20 Blatt und 8 bis 10 Ansatzstücken im Maßstabe 1 : 300 000. Konstruiert und gezeichnet unter Leitung von **Dr. Richard Kiepert** im Auftrage und mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes. Herausgegeben durch die Verlagshandlung Dietrich Reimer (Höfer u. Vohsen). — Blatt B 3. Mwansa.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aufruf zur Linderung der Hungersnot in Deutsch-Ostafrika	139
Negersprichwörter	143
Afrikanische Nachrichten	144
Mission	152
Litterarisches	153
Vermischtes	158

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 9.

September 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. **Merensky** u. **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Quittung über Eingänge
zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika.

P. C., Westend bei Stettin, 3 Mk. — Schäfer, Friedberg, 2 Mk — Pf Böse, Lüdersdorf bei Wriezen, 5 Mk — Pf Schmidt, Crawinkel, 3,80 Mk. — Hedwig Hüttenheim, Hilchenbach, 25 Mk. — Reinh Schmidt, Freienwalde a. d. Oder, 3 Mk — Excellenz von Strubberg, Berlin, 10 Mk — Dietrich, Freienwalde a. d. Oder, 10 Mk — Dassel, Detmold, 5 Mk. — Forstassessor Dr Schumann, Allenstein, 3 Mk. — Excellenz von Strubberg, Berlin, 4 Mk. — Tümpel, Berlin, 5,05 Mk. — Pf. Schube-Rotlle, Ergste, 4 Mk — W. K. C 2, Berlin, 8,05 Mk. — Pf. Becker, Halle (Westfalen), 8 Mk. — Pfarrer Poensgen, Bochum, 30 Mk. — Carl Bolle, Berlin-Moabit, 100 Mk. — N N, Hamburg, 5 Mk — Rechtsanwalt Schneider, Thum, 2 Mk — Professor Dr. Schneider, Altenburg, 20 Mk. — N. N, Michelbach, 4 Mk. — Pfarrer Rauterberg, Lauenau, 10 Mk. — Curt Bekel, Osterfeld, 2,50 Mk. — F. W, C. B, Leopoldshöhe (Baden), 40 Mk. — Berger, Berlin, 3,05 Mk — Selma Höcker, Lommatzsch, 15 Mk. — Ungenannt, Jarthausen, 5 Mk. — Ungenannt, Berlin, 10 Mk — v. d. Bosch, Friedeburg a. d. Saale, 10 Mk. — N. N, Brumberg, Calbe a. d Saale, 2 Mk — Pfarrer Beyer, Hannover, 5 Mk. — Pfarrer J. Schulz, Mehrhoog, 7 Mk. — Pf Kramm, Berlin, 5 Mk — Pfarrer Zink, Forchel bei Brandenburg, 3 Mk — Jul. Bukassen, Berlin, 2 Mk. — Pf. Schlegelwilch, Leiten bei Fürstenwalde, 25 Mk — N. N., 1,20 Mk. — Min.-Director Fleck, Berlin, 10 Mk. — Kantor Zimmer, Schackensleben, 21,50 Mk. — Kantor Phillippi, Gr.-Santersleben, 7 Mk. — Kantor Gorges, Kl.-Santersleben, 9 Mk. — Superintendent Krause, Nordgermersleben, 3 Mk. — Frau Kantor Müller, Dodendorf, 2 Mk — Kantor Kranz, Nordgermersleben, 7,50 Mk. — Kantor Grimm, Rammendorf, 3 Mk — Lehrer Wipper, Nordgermersleben, 10 Mk. — Lehrer Peau, Nordgermersleben, 5 Mk. — Kantor Mertens, Gr.-Rottmersleben, 63 Mk. — Lehrer Räker, Gr.-Rottmersleben, 7,53 Mk. — Kantor Zimmer, Schackensleben, 1,65 Mk. — Lehrer Pahrmann, Bornstedt, 3,10 Mk. — Dr. M. Baltzer, Schwetz, 6,05 Mk. — Weiß, Maulbronn, 4 Mk — Curt Bekel, Waldau, 1 Mk. — Obersteiger Steingraf, Waldau, 1 Mk. — Pastor Schnelle, Waldau, 1 Mk. — Inspector Böttcher, Waldau, 1 Mk. — Fräulein von Schrötter, Merseburg, 1 Mk. — Kantor Berke, Bregenstedt bei Erxleben, 20,30 Mk. — Kantor Wiersdorf, Eimersleben, 23,35 Mk. — Rektor Schreiner, Erxleben, 42,32 Mk. — Kant. Kelle, Hörsingen, 24,30 Mk. — Lehrer Wesemeier, Siegersleben bei Eilsleben, 13 Mk — Lehrer Paalhorn, Eimersleben bei Erxleben, 8,70 Mk.

Den freundlichen Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 10. September 1895.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.

E. Volt, Geheimer Kommerzienrat.

Eine Reise durch Usambara

vom 10. bis 20. Juni 1895.

Aus dem Tagebuch des Missionar Becker.

Wie und wo sollten wir reisen? Zelt und Betten wollten wir nicht mitnehmen, da jeder größere Reiseapparat das Reisen schwieriger macht. Wir wollen gern in den Waschambaahütten übernachten auf ihren Pritschen und den Rauch mit in Kauf nehmen. Außer unsern beiden Mtaiträgern nahmen wir deshalb nur noch drei andere Träger mit, von denen einer Br. L.'s Reisesack und die beiden andern je eine Last mit Reis tragen sollten; denn unterwegs durften wir der noch herrschenden Hungersnot wegen nicht darauf rechnen, Speise zu finden. Die Tour, die wir einzuschlagen gedachten, war Bumbuli-Maschewa, um von dort einen Einblick in das obere Luengerathal zu gewinnen, das besonders fruchtbar sein soll. Von da wollten wir durch's Wambuguland nach Schumme reisen, das nach Baumann sehr schön sein soll.

Montag, den 10. Juni: Wir brachen kurz vor 8 Uhr auf*) nach Bumbuli. Wir überschritten die Höhe von Mpanda und den Kosoifluß und stiegen, den Kwamongoberg zur Linken, aufwärts zum Waldgebiet. Etwa 1½ Stunden marschierten wir noch durch das fruchtbare Wugagebiet, bis wir den Wald erreichten. Die Höhe desselben war durchschnittlich 1400 m. In demselben hörte der fruchtbare rote Humusboden der Wugagegend auf und es begannen zum Teil unfruchtbare Strecken mit spärlichem Heidekraut. Auch die Bäume waren verkrüppelt; nur in den Tälern war besserer, oft recht schöner Baumwuchs. Die Waldregion erstreckte sich weiter nach Norden hin. Viele Bäche, kleinere und auch größere überschritten wir. Die Höhe scheint die Wasserscheide zu bilden zwischen dem Mkusu einer- und dem Luengera andererseits. Etwa 2½ Stunden marschierten wir durch den Wald. Dann öffnete sich uns ein überaus schöner Blick. Vor uns lag nach Osten zu ein ziemlich abgeschlossener Thalkessel, mitten darin auf einem Hügel eine große Stadt auf rotem Lehmuntergrunde; es war Bumbuli und weiter am Rand auf steiler Höhe, nach einer Seite zu steil abfallend, Schembekesa. Unmittelbar an die Waldregion schloß sich ein fruchtbares Stück Land mit schwarzem Boden an, etwa ½ Stunde lang am Hang, gänzlich unbebaut. Erst weiter unten begannen die bebauten Stellen. Hier war das Unkraut noch üppiger als in der Waldgegend auf dem unbebauten Boden. Weiterhin aber kamen wir über weniger fruchtbares Land. An Stelle des Unkrautes stellte sich Gras ein und wunderliebliche Matten auf rotem Lehmboden. Das Gras war auch nach der eben erst verflossenen Mwaka (Regenzeit) ganz frisch und neuer Regen stand schon wieder in Aussicht. Rings herum auf den Höhen, die den Thalkessel einschließen,

*) Der Ausgangspunkt der Reise war Wuga.

sehen wir größere Örter mit 20, 30 und mehr Hütten. Bumbuli selbst schätzen wir auf 250 Hütten. Die Träger erklären es für die zweitgrößte Stadt Usambaras. Es macht einen überaus reinlichen Eindruck. Auch als wir nachher einzogen freuten wir uns über den schön instandgehaltenen Zaun um das Haus des Sumben, der auch ein Stück des Weges einfaßte. An den Hängen der Berge befanden sich die Bananenfelder der Einwohner. Bevor wir zur Stadt selbst kamen, mußten wir zu einem ziemlich bedeutenden Fluß hinab, der auf der Westseite des Hügels vorbeifließt. Ich mußte die Schuhe ausziehen, um herüber zu kommen. Es ist der Muine, den Baumann für den Oberlauf des Luengera erklärt. Weiter unten sahen wir auch wieder stellenweise Wald. — Etwa 6 Stunden hatte der Marsch gedauert. Es kam uns ein Zug der Ältesten der Stadt entgegen, um uns zu empfangen. Zur Zeit hat die Stadt keinen Sumben, da die deutsche Regierung den alten von Kimueri eingesetzten Sumben abgesetzt hat. Kipanga von Wuga soll einen neuen einsetzen. Die Leute, sowohl Männer wie Frauen und Kinder waren recht scheu. Wir begrüßten sie, aber sie verstanden nicht, was wir sagten, weil sie Kisuaheli erwartet hatten und wir bei dem besten Willen nie reines Kischamba sprechen. „Leute, was sollen wir thun? wir verstehen die Sprache der Männer nicht," sagte verzweiflungsvoll der Schesche; „jetzt werden sie sagen, wir wollen ihnen etwas verheimlichen." Darüber trösteten wir sie. Und als sie jetzt merkten, daß wir verstanden, was sie so redeten und selbst Kischamba sprachen, wurden sie etwas mutiger. Der Schesche trat uns seine beiden Häuser ab; eins für uns, eins für die Träger. Nun brachten die Frauen Brennholz und Wasser und die Ältesten zur Begrüßung eine Ziege, die wir schlachteten und am Spieß brieten. Den Leuten war es augenscheinlich schwer, etwas zu uns zu bringen; indes war ihre Furcht leicht erklärlich. Sie halten uns Europäer hier für Wasimu d. h. Geister. („Bringe das Wasser zu den Wasimu" hörte ich sie sagen.) Und dann war am Tage vorher ein Herr von der deutsch-ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft da gewesen, der wohl wüst gehaust hatte. Sie erzählten, er habe es nicht ertragen können, daß eine Ziege gemeckert oder ein Kind geschrien habe. Bezeichnend ist der Name, den ihm die Leute gegeben; Magango d. h. Holzpflöcke. Er hatte auch im Hause des Schesche übernachtet; Zeitungen, Umhüllungen von Flaschen waren noch da. „Das ist die Unordnung des Magango" sagten die Leute.

Dienstag, den 11. Juni. Die Höhe von Bumbuli hat Br. L. auf 1080 Meter gemessen. Der Weg stieg nun aufwärts an den Kunguifelsen entlang nach Kisimba und Mtanda (1300 Meter hoch) und von dort weiter über Majo nach Muangai auf dem Schembekesafelsrücken. Wir hatten uns gefreut auf die schöne Aussicht ins Luengerathal. Den wie eine verfallene Ritterburg aussehenden Kunguifels konnten wir auch noch mit Freuden betrachten; aber von Mtanda aus hinderte der Nebel jede Aussicht. Dazu fiel feiner Staubregen.

Wir waren aus der Bumbulilandschaft in die Schembekesalandschaft übergetreten und gingen am Abhang zum Luengera vorbei. Wir konnten einzelne Bächlein und Wassergräben zur Bewässerung, Mais- und Bananenfelder, besser gepflegt als in der Wugagegend, bemerken. Das Land war allem Anschein nach fruchtbar. Um 10 Uhr kamen wir in Majo an, wo wir uns aufwärmten und erfrischten. Der Ort war schmutzig und hatte etwa 20 bis 30 Hütten. Um 11 Uhr war die Sonne durchgebrochen, Nebel und Regen verschwanden und wir hatten noch einen prächtigen Marsch nach Muangai. Die Gegend war hier weniger fruchtbar als im Bumbuligebiete. Die Berge waren nur spärlich mit Gras bedeckt für Viehweiden. Der Schembekesarücken aber machte einen fruchtbaren Eindruck. Zwischen Mbula und Tufiai kamen wir zum Kwangulue-Fluß, der in den Luengera einmündet. Dort fanden wir prächtigen Wald, der sich viele Stunden weit nach Norden zu erstreckte. Nach Norden zu wurden auch die Berge zu beiden Seiten des Thales höher; sie waren bis an die Gipfel bewaldet. Menschliche Wohnungen sahen wir nicht. Baumann redet von schwacher Parebevölkerung. Dies Thal gefiel uns wieder ausnehmend gut. Dem Flusse zu war der Boden auch fruchtbar. Das Land hat das milde Klima der Wugagegend. Um 1½ Uhr hatten wir unser Ziel, Muangai, erreicht. Hier öffnete sich uns ein prächtiger Ausblick. Nach Norden zu sahen wir die hohe Felswand von Ula, darüber hinaus die Mschihuiberge; Mschihui gegenüber ein niederer Hügel, hinter welchem sich Maschewa verbarg. Bei Maschewa schob sich die Nyika breit in die Usambaraberge hinein, bis Maschewa etwas ansteigend, um dann wieder nach Süden abzufallen und das breite Luengerathal zu bilden, das sich nach Süden zu verengt, von Nord- und Süd-Usambara eingeschlossen. Den Lauf des Luengera konnten wir nicht sehen, dagegen sahen wir im nördlichen Teile der Ebene den grünen Maschewasee. Auch noch andere Flächen zeigten sich, von denen wir nicht wußten, ob sie Sümpfe oder Wiesen seien. Sonst sahen wir den Wald der Steppe. Ganz am Horizont war auch das Meer sichtbar. Muangai hatte nur wenig Hütten; die Einwohner sind Wapare. Dementsprechend waren auch die Hütten schlecht gebaut, klein, unsauber und der ganze Ort schmutzig. Ein an Rheumatismus kranker Mann gab uns seine Hütte. Die Thür war so niedrig, daß wir kaum hineinkriechen konnten. Auch die Träger erhielten ihre Hütte. Die Leute hatten viel Ziegenherden und am nächsten Tage sahen wir auch prächtige Maisfelder, die der Ernte nahten. Trotzdem aber redeten sie von Hunger und von dem Reichtum der Europäer. Muangai liegt 1320 Meter hoch.

Mittwoch, den 12. Juni. Wieder Nebel. Wir stiegen die Hänge hinab. Während des Abstieges drang die Sonne durch, so daß wir uns an den prächtigen Bananen und den schönen Maisfeldern am Hang erfreuen konnten. Es war Feld an Feld und nur wenige Weiler von 2—3 Häuschen waren dazwischen. Es waren die Felder Ngului. Nach Ula zu waren die Berge weniger angebaut.

Von oben her flossen einige Bächlein herab. Am Fußende des Berges trafen wir einen etwas größeren, dem unser Weg folgte, bald von der einen Seite zur anderen überspringend. Beide Seiten des Flusses waren mit Wald bestanden. Schließlich verlief sich der Bach. Die Ebene maß 400 Meter. Wir sahen viele Fallgruben; die Ebene mußte also reich an Vieh sein. Um 1½ Uhr kamen wir wieder in bebaute Gegend nach Boschi und marschierten von dort an Kibago vorbei nach Maschewa. Dieser Marsch erfreute uns sehr. Es war ein breites Thal, überaus fruchtbar; fast beständig gingen wir durch Maisfelder. Die einzelnen Maisstauden mochten 2½ Meter hoch sein. Dazwischen waren Böhnchen gepflanzt. Sonst gab es noch Mtamafelder, deren Stauden über 3½ Meter hoch waren. Das Ackerland muß ursprünglich Wald gewesen sein, denn noch standen die Stümpfe der durch Feuer getöteten Bäume oder die ausgetrockneten Bäume selbst da; hier und da rauchten auch noch Baumstämme. Nördlich von Ula waren niedrigere Hügelzüge, die wol nur 700 Meter hoch sein konnten. Nach 4 Uhr kamen wir nach Maschewa. Der Sumbe war zur Feldhut gegangen; die Leute riefen ihn aber bald und er suchte uns nun in gastfreundlicher Weise eine Herberge. Die Stadt hat 3 Thore. Zwischen dem ersten und zweiten Thor ist eine Hütte für Beratungen. Zwischen dem zweiten und dritten sind 4 Hütten für Fremde. Dort ruhten die Träger; wir selbst aber bekamen ein Haus im Innern der Stadt. Die Frauen saßen und stampften, wandten oder sortierten fleißig die Speise für den Abend. Da mußten sie bald aufhören. Mitten vom Dorfplatze aus erteilte der Sumbe seine Befehle, daß sie uns Wasser und Brennholz bringen sollten. Wir hatten dem Sumben sagen lassen, daß er uns kein Gastgeschenk an Speise u. s. w. bringen sollte, weil jetzt Hunger sei und wir selbst Speise genug hätten. Darüber war er sehr betrübt; wir fanden ihn draußen vor dem Thore. Die Verweigerung der Annahme seines Geschenkes galt ihm als Zeichen, daß wir ihm böse seien. Er wurde erst wieder froh, als wir ihm zusagten, die Gabe nehmen zu wollen. So brachten denn auch bald 4 Burschen 64 frische Maiskolben, die uns und den Trägern eine schöne Zugabe zum Abendbrot waren. Der Abend erquickte uns durch seine außerordentliche Milde, indes war die Luft frisch. Maschewa liegt 380 Meter hoch.

Donnerstag, den 13. Juni. Der Weg führte westwärts zunächst eine kleine Anhöhe hinauf durch über mannshohes Gras, worauf wieder eine Ebene folgte, die in der Mitte von einem Bach durchschnitten war. Das Land war fruchtbar und bebaut, ursprünglich auch Wald, der ausgerodet war. Jetzt war aber das weite Thal verlassen. Die Hungersnot, infolge der Heuschreckenplage, hatte die Leute aus den kleinen Dörfchen, die an den Hügeln sich befanden, weggetrieben. Wir erreichten bald Hemsiga. Auf dem Wege nach Makanja hat die Karte Baumanns eine Anzahl Orte; wie die Leute uns mitteilten, waren sie jetzt alle verlassen. Unser Plan war, von Hemsiga nach Konga zu marschieren und von dort nach Msinga, weil

der Weg nach Konga durch Thäler mit Wald und Wasser führt. Die Träger aber schlugen einen anderen Weg ein, der ziemlich nach Süden führte. Da war eine fruchtbare Ebene, die sich bald in ein aufsteigendes Thal verengte mit prächtigem Baumwuchs aber wenig Wasser. Der Aufstieg am Walde wurde immer steiler. Die Ebene war etwa 400 Meter hoch. Endlich als wir 960 Meter hoch gekommen, hörte der Wald auf. Wir kamen auf dem Rücken eines Hügels an. Vor uns war ein hoher Berg mit steiler Felswand, der Kisigamba. Noch etwa 150 Meter hatten wir zu steigen, da kamen wir oben im Dorfe Malamba an. Dieser etwa 150 Meter hohe Gürtel enthielt Matten und anbaufähiges Land. Dort waren die Schamben der Waschambaa. Malamba hatte etwa 30 Hütten. Unterhalb lag das noch kleinere Kwekole und wir hatten hier einen prächtigen Ausblick auf die scharf abgegrenzten Mschihui- und Makanja-Randberge der Schambalai, auf den Maschewa-See und die Daluniberge. Auch die Berge der Scheelemulde konnten wir sehen, sogar ganz ferne die Mbaramuberge. Wir hörten in der Ferne ein Grollen, wie das Grollen von Donner. Es waren aber Gewehrschüsse, die im Scheelethal bei Gelegenheit eines Festes gethan wurden, und doch war Scheele über eine Tagereise weit ab.

Freitag, den 14. Juni. Die Landschaft, in der wir waren, hieß Mhanko. Der Weg führte am Morgen im Bogen um den Kisigambaberg herum auf die Höhe von Mlesa (1200 Mtr.) Dort wehte wieder scharfer Wind; die Aussicht aber war prachtvoll. Wir sahen, wie vom Kisigamba aus sich überall Ausläufer nach Norden zu ins Thal erstreckten, das eben so tief lag, wie das Maschewa-Thal. Die Berge waren überall, besonders nach der Thalsohle zu, bewaldet. Aber Dörfer konnten wir nicht finden. Mlugu, einer der Träger, sagte, es fehle das Wasser dort, deshalb sei das Land nicht angebaut. Makanja sahen wir auf rotem Lehmuntergrunde hoch am Berge, ebenso Mlola. Von Mlesa aus führte der Weg wieder etwas abwärts. Nach Süden zu erblickten wir auch wieder weite Strecken Waldes und traten auch bald in denselben ein. Er war prächtig. Der Boden schien ungemein fruchtbar zu sein. Aber wir sahen keinen Fluß. Nach kurzer weiterer Wanderung aber kamen wir zu einem prächtigen Waldbach, den wir 2 mal überschritten. Die Höhe war dort 1160 Mtr. Wir hatten den Oberlauf des Kwangulue-Flusses erreicht. Die Wälder, die wir nach Süden zu gesehen, dehnten sich zu beiden Seiten des Flusses aus. Nur vereinzelt zeigten sich hier und da einige Weiler. Zwischen dem Wald waren hier und da einige Strecken unbebauten Ackerlandes. Die Ueppigkeit des Gesträuches ließ auf große Fruchtbarkeit schließen. Von hier aus konnte Bumbuli nur eine kurze Tagereise weit entfernt sein. Das Wasser des Kwangulue-Flusses war dunkel gefärbt. Ob das das Dunkel des Waldes machte oder ein Sumpf, durch den er etwas weiter oberhalb durchfloß? Wir hielten Mittagsruhe am Fluß und kosteten das Wasser, kochten auch davon; es hatte gar keinen Sumpf-

geschmack. Beim Weitermarsch kamen wir an Handei vorbei, dessen Sumbe uns mit seinen Kindern begrüßte. Er hatte gemeint, es käme der Stationschef von Masinde oder Maganga. Er gab uns aber freundlich noch einen Sohn mit, der uns den Weg nach Msinga zeigte. Um 5 Uhr kamen wir dort an. Der Sumbe Schewari war mir bekannt. Vor zwei Jahren hatte ich in der Nähe von Msinga übernachtet. Er wurde vom Felde gerufen. Seine Freude und Gastfreundschaft war groß. Von seinen 11 Hütten wollte er uns zwei abgeben. Wir baten aber, es doch bei einer bewenden zu lassen. Dann stürzte er schnell auf seinen Acker hinaus, um uns von dort Kürbisse zu holen. Er schenkte uns auch ein Huhn. Seine Frauen machten zwei große Feuer in ihrem Hause an und setzten mächtige Töpfe auf, um für die große Reisegesellschaft zu kochen. Am andern Morgen gab uns der Sumbe noch ein gut Stück Weges das Geleite. Msinga war der erste Ort, wo die Leute offen und zutraulich waren und die Knaben und Männer der Umgegend uns in der Hütte besuchten. Bis dahin hatten wir fast immer ein ängstliches Wesen der Einwohner gefunden. In Bumbuli, Muangai, Maschewa und Malamba waren wir schrecklich von Wanzen und Erdflöhen (Mpahasi) mitgenommen worden. Hier hatten wir verhältnismäßig schön geschlafen. Die Träger schliefen auf dem Boden. Br. L's. Bettstelle war an Stricken aufgehängt, sodaß die Erdflöhe sie nicht erreichen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Nachrichten.

Am 26. August ist, wie Nr. 17 des „Dtsch. Kol. Blatt" mitteilt, die telegraphische Verbindung des Schutzgebietes **Togo** mit der französischen Kolonie Dahomeh dem Verkehr übergeben worden. Togoland ist somit jetzt nach beiden Seiten sowohl über die Goldküste als über Dahomeh mit dem internationalen Telegraphennetz in Verbindung gesetzt.

Aus **Kamerun** liegt im „Dtsch. Kol. Blatt" ein Bericht des Bezirksamtmanns Dr. Seitz über die allgemeinen Zustände am untern Sanaga und die Verhältnisse auf der Station Edea vor, die nach dem Kriegszuge gegen die Buëas eingetreten sind. Danach ist das ganze Gebiet in politischer Beziehung bis hinauf nach Edea absolut ruhig und auch nicht einmal ein passiver Widerstand der dort ansässigen Bakokos gegen Anordnungen des Gouvernements oder der Station Edea zu bemerken. Die Bewohner von Dogominje waren durch Vermittelung des Missionars Scholten von Lobethal sogar bereit, den Regierungsdampfer „Soden" durch die enge Fahrrinne des Quaqua

in den Sanaga hinüberzubringen. Dogominje liegt an dem Zusammenfluß beider. Auch auf der Station Edea und in deren Umgebung fand der Bezirkshauptmann befriedigende Verhältnisse. Die Versuche mit dem Anbau von Reis gelingen und die Viehbestände der Station, eine Schafherde, Ziegen, Hühner und Enten gedeihen recht gut. Andererseits sind die Malimbaleute sehr erfreut, daß sie ihre recht lästigen Konkurrenten, die Dualla, welche ihre Niederlassung verlassen haben, losgeworden sind. — Die Kehrseite zu diesem Bericht findet sich in Nr. 9 des „evangelischen Heidenboten", in dem die Baseler Missionare ihre Erfahrungen mitteilen. In Buëa konnte Missionar W. Schmidt zuerst keine Arbeiter bekommen, „so eingeschüchtert sind die Leute durch die deutsche Expedition; schließlich ließen sich die Leute von Sopo (1 Stunde von Buëa) zum Arbeiten herbei. Die Trägerlöhne sind im Gebirge seit der Expedition auf das Doppelte und höher gestiegen; die Regierung giebt außer dem Essen 3 Mark und eine Flasche Schnaps, und das ist schon nicht mehr genug."

Nach Porto Novo, an der Küste von **Dahomeh**, zurückgekehrt ist der Kapitän Toutée, welcher mit einer Expedition den Niger bis nahe an den 14° nördl. Breite erforscht hat. Er berichtet, daß er mit den Vorposten bei Timbuktu in Berührung gekommen sei.

Bedeutendes Interesse nehmen die Vorgänge im **Kongostaat** in Anspruch. Der Held der Belgier ist der auch von uns oft genannte Major Baron François Dhanis, der im vorigen Jahre die Araber von Manjema zu Paaren getrieben und ihrer Herrschaft ein gründliches Ende bereitet hat. Dabei hat er ja auch die Ermordung Emin Paschas rächen und sühnen können. Nach den jüngsten Mitteilungen die der Major gemacht hat, der zur Zeit in Brüssel weilt, befinden sich die belgischen Truppen in einer Stärke von 1000 Mann in Lado, dem ehemaligen Sitze Emin Paschas und weitere Verstärkung wird zu ihnen stoßen. Dazu kommt, daß aus den Eingeborenen der früher arabischen Landstriche eine kriegsbrauchbare Truppe von 20 bis 30 Tausend kampfgewöhnter Leute gebildet werden kann. In der That eine ansehnliche Macht, welche wohl imstande sein dürfte, der Herrlichkeit des Mahdi ein Ziel zu setzen. Denn dessen Reich geht, wie wir wissen, ohnehin schon immer mehr aus den Fugen. Wie weit die Absichten der Belgier in dieser Beziehung gehen, ist noch nicht klar. So viel ist aber gewiß, daß sie mit den Mahdisten bereits wiederholt handgemein geworden sind. Doch erklärt Baron Dhanis das daraus, daß dieselben Expeditionen von Bahr-el-Ghasal aussenden, um Elfenbein und Sklaven zu holen. Eins der Scharmützel ist nun letzthin für die Belgier übel abgelaufen. Eine Expedition Nilis soll nach den Berichten der Brüsseler Blätter vollständig niedergemetzelt sein, wobei 13 Offiziere und zahlreiche Soldaten zum Opfer fielen. Ob das Unglück so groß ist, steht noch nicht fest; indes giebt selbst die Regierung des Kongostaates zu, daß der Expedition ein „ernster Unfall" zugestoßen ist. Mit Bestimmtheit darf daher darauf gerechnet

werden, daß die Belgier nun ganz energisch vorgehen, und den Kampf mit den Mahdisten aufnehmen. Es ist nicht zweifelhaft, daß mit diesen Vorgängen der Besuch des Königs der Belgier Leopold II. in London zusammen hängt. Denn England, das das ganze Nilgebiet als sein Eigentum anzusehen noch in jüngster Zeit erklärt hat, sieht natürlich mit Argwohn dem Vorgehen der Belgier zu. Es wäre ihm ja sehr angenehm, wollten die Belgier das Reich des Mahdi, des gefährlichen Nachbars von Egypten, vernichten — aber, daß sie dann auch die Frucht dieses Sieges erhalten werden, das ist für John Bull keine erquickliche Aussicht. — Es kommt dazu, daß die Belgier das Verfahren ihres Hauptmanns Lothaire, der den Major v. Dhanis während seiner Abwesenheit vertritt, billigen. Dieser hat nämlich den englischen Elfenbeinhändler Stokes hängen lassen, der also nicht, wie auch wir auf Grund des „Dtsch. Kol. Bl." berichtet haben, im Kampfe mit Eingeborenen gefallen ist. Hauptmann Lothaire hatte eine ganze Bande von Waffenhändlern und Schmuggelern festgenommen, welche rebellischen Negerstämmen Feuerwaffen lieferten. Darunter befand sich auch Stokes, der mit seinen arabischen Geschäftsfreunden vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt, und wie gesagt, gehenkt wurde. Dieser Vorfall hat in England eine tiefe Verstimmung hervorgerufen und ist zur Zeit noch nicht erledigt. Denn bisher hat die Brüsseler Kongo-Regierung sich geweigert, eine Genugthuung zu geben.

Das große Friedenswerk des Landeshauptmanns von **Deutsch-Südwestafrika** Major Leutwein, hat laut seinem Bericht in Nr. 16 des „Dtsch. Kol. Bl." wiederum erfreulichen Fortgang genommen. Er hat in den letzten Tagen des Mai eine Reise unternommen nach dem Osten des Schutzgebietes, um den östlichen Herero, dem noch fast durchweg heidnischen Stamme der Ovambandjeru einmal deutsche Macht und deutsche Soldaten zu zeigen. Wiederum hat Major Leutwein darauf verzichtet, die deutsche Waffenüberlegenheit zu beweisen, wiewohl er einen Grund dazu hätte finden können. Denn er wurde von den Herero trotz seiner Friedensversicherungen kampfbereit in den Schanzen empfangen. Indes nach viertägigen umständlichen Verhandlungen hat er seine Absicht vollkommen erreicht. Und nicht Furcht und Schrecken, sondern Vertrauen nnd Zuneigung hat er zurückgelassen. Das zeigte sich darin, daß die Herero, Männer und Frauen, schaarenweise zur Begrüßung in sein Lager kamen. Der praktische Erfolg besteht darin, daß Samuel Maharero auch hier als Oberhäuptling anerkannt ist, von dem die Häuptlinge und, von ihnen angestachelt, das Volk bis dahin nichts wissen wollten, und daß auch die Ovambandjeru die früher festgesetzte Grenze zwischen dem Hererolande und dem für die Weißen bestimmten Gebiete anerkannten. Und das will bei den zahlreichen Heerden der Herero etwas heißen.

Wie sehr das Vorgehen des Majors Leutwein überall Anerkennung findet und dazu beiträgt, das Ansehen der deutschen Regierung zu heben, zeigt folgende Notiz, die wir der „Kreuz-Ztg." entnehmen:

„Im „Diamond Fields Advertiser" findet sich ein langer Bericht eines Engländers über die Zustände in unserer südwestafrikanischen Kolonie, der sich mit einer Anerkennung über das ausspricht, was er dort gesehen hat, die, wie die „Köln. Ztg." zutreffend bemerkt, um so beachtenswerter ist, als jenes Blatt bisher eine, Deutschland wenig freundliche Haltung eingenommen hat. Besonders günstig lautet ein Urteil über den Major Leutwein: „Er ist ein Organisator, von dem Engländer und Holländer mit größter Achtung sprechen, und den die Eingeborenen „einen sehr guten Mann" nennen. Obgleich er nicht den Frieden um jeden Preis anstrebt, neigt er doch immer einer versöhnlichen Politik zu, und nach dem, was ich von ihm sah, muß ich sagen, daß er tapfer in der Schlacht und weise im Rat ist." Englische Landwirte aus der Kapkolonie, die sich in unserem Schutzgebiete niedergelassen haben, erzählten dem Berichterstatter, daß Major Leutwein sich bei Ausbruch einer Hungersnot in überaus menschlicher Weise benommen und die dem Verhungern nahen Eingeborenen aus den Vorräten der deutschen Regierung in weitgehender Weise unterstützt und ihnen auch Gelegenheit zu lohnenden Arbeiten geboten habe. Diese menschliche Handlungsweise sei ebenso edel wie klug, und das Ergebnis der Thätigkeit des Majors Leutwein bestehe darin, daß die ganze Landschaft jetzt im tiefsten Frieden lebe. Die Eingeborenen seien in früheren Jahren auffässig gewesen und hätten stets die Neigung gehabt, die Europäer zu belästigeu. Davon finde man jetzt nichts mehr, ganz im Gegentheil betrügen sie sich höflich und dienstwillig. Eine praktische Civilisation habe begonnen und das Verbot der Einführung schädlicher Spirituosen sei ein großer civilisirter Fortschritt, zu dem sich die Menschenfreunde und Missionare beglückwünschten. Ein englischer Landwirt sagte dem Berichterstatter, er ziehe bei weitem vor, in der deutschen Kolonie unter deutscher Regierung zu leben, als am Kap. So oft man an den Major oder an eine Behörde schreibe, erhalte man umgehend Antwort, und als er sich über Belästigungen durch landstreicherisches Gesindel zu beklagen gehabt habe, habe ihm der Major sofort Soldaten geschickt, die alles im Handumdrehen in Ordnung gebracht hätten. Im Kapland wäre das nicht ohne den unangenehmsten Zeitverlust und die größten Formalitäten und Scherereien zu machen gewesen, während man im deutschen Schutzgebiete alles aufs schnellste, einfachste und außerdem kostenfrei erledigte. „Ich bleibe hier als Farmer bis ans Ende meiner Tage," mit diesen Worten schloß der Engländer die Unterhaltung mit dem Berichterstatter. Ueber die Beschaffenheit des Landes und seine Eignung zu Kolonisationszwecken wird in sehr eingehender Weise und unter steter Berufung auf die Ansicht ansässiger Farmer geurteilt, und der Berichterstatter kommt zu dem Schluß, daß das Land ein äußerst wertvoller kolonialer Besitz sei. Die einzelnen Landschaften desselben seien allerdings sehr verschieden, und man könne sie nicht über einen Kamm scheeren. Der Viehzucht im größeren Style eröffneten sich an vielen Orten die besten Aussichten; einzelne Stellen seien aber auch durchaus

anbaufähig und in „kurzer Zeit werde ein tüchtiger Farmer seinen eigenen Wein trinken und seinen eigenen Taback rauchen können im Schatten seiner eigenen Bäume.“ Das rheinische Blatt setzt hinzu: „Deutschen Blättern, die es lieben, abfällige englische Aeußerungen als ein Evangelium aufzunehmen, ist dieser Bericht eines unparteiischen Mannes sehr zu empfehlen.“

Vom **Burentrek nach dem Ngamisee** ist folgender Bericht des Vortrekkers eingetroffen, den wir mitteilen, weil diese Bewegung der Buren insofern von Bedeutung für uns ist, als dieselben sich unweit der Grenze unseres Schutzgebietes niederlassen wollen. Der Bericht lautet nach der „Kreuz-Ztg.“:

„Mac Dermid schreibt aus dem Kgutsa-Lager im Distrikt von Ghansi (etwa 100 km von der deutschen Grenze) folgendes: Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte verließen wir Kokong (in Betschuanaland) am 18. März. Eine Abtheilung, bestehend aus der britischen Betschuanaland-Polizei und einigen Trekkers, war vorausgegangen, um in der vorliegenden Wüste einen Brunnen zu graben. Nachdem sie 60 Fuß tief gegraben und noch kein Wasser gefunden hatten, gaben sie den Versuch auf. Dann haben wir die Durchquerung dieser Wüste mit kleinen Gesellschaften von zwei bis drei Wagen in Angriff genommen. Das ist ein Wagnis, eine solche Entfernung von 139,3 Kilom. ohne Wasser zu durchstreifen; doch sind wir durchgekommen, ohne einen einzigen Ochsen zu verlieren. Tsauning hat genügendes Wasser und auch Viehweide, deshalb haben wir unsere Ochsen eine Woche lang dort herumlaufen lassen. Dann sind wir an Schudien, dem hauptsächlichsten Flecken in der Kalahari, vorbei nach Ochi gegangen, dem letzten Wasserplatz vor der großen Wüste von Okwa, die etwa 150 Km. lang ist; als wir in die Nähe von Ochi kamen, hat es so geregnet, daß alle Pfannen Wasser hatten; in der Wüste selbst fanden wir in sieben Pfannen Wasser, so daß wir gemächlich durchkommen konnten; auch in Okwa hatten wir keinen Mangel an Wasser; die Landschaft zeigt hier statt Sand Kalkstein. Ghansis haben wir am 21. April erreicht und sind eine Woche dort geblieben; von da sind wir hierher (nach Kgutsa), 11 Kilometer von Ghansis, gekommen und wollen länger verweilen. Es ist ein angenehmer Platz mit kahlen Feldern und einer Wasser-Pfanne, ungefähr 500 Schritt lang und 200 Schritt breit, an einigen Stellen ist sie 7 Fuß tief. Die Pfanne bei Ghansis ist noch größer, und so giebt es noch viele andere, einige sind kleiner, andere haben altes Wasser, wie der Buschmann das stehende Gewässer bezeichnet. Dieses Gebiet von Ngamiland wird Motsing genannt, wir haben ihm den Namen: „das Land der kleinen Bleien“ beigelegt. Mit Holz ist es gut versehen, es wachsen da viele Hartholzbäume, ebenso der Gelbholzbaum, der etwas zwerghaft bleibt und viele andere Sorten von Hölzern. Große wogende Grasfelder mit Dornenbüschen finden sich hier und da. Die Vortrekker, die sämmtlich Männer von großer Erfahrung sind, sind sehr eingenommen von dem Land, da sie noch

niemals zuvor ein Gebiet gesehen haben, das sich für eine Ansiedelung von Weißen besser eignet. Alles scheint hier gut zu gedeihen, namentlich Pferde; wir hatten alle unsere unterwegs verloren. Das Land scheint gesund und zuträglich zu sein, da das Grundwasser nicht tief und der Boden kalkig ist, das Klima ist angenehm, Kaffern wohnen garnicht hier. Die einheimische Bevölkerung besteht aus Buschmännern, welche die Ankunft der Weißen mit Freude begrüßen. Wild ist hier nur spärlich vorhanden, die Buschmänner schießen es mit ihren Giftpfeilen weg. Die Trekker kommen mit der Polizei-Mannschaft gut aus. Bisher ist nichts Unangenehmes vorgefallen; die Gesundheit im Lager ist ganz gut. Seit dem 29. April (der Bericht datirt vom 15. Mai) sind wir hier und warten auf die Ankunft von Segkoma (dem Oberhäuptling von Betschuanaland). Unser Postwesen ist noch sehr ungeregelt, sonst würde ich öfters schreiben."

Bezeichnend für die Stimmung der Eingeborenen derjenigen Gebiete, welche die „Chartered-Company" des Herrn Rhodes in ihre liebenden Arme zu schließen beabsichtigt, um das eine große Reich „Rhodesia" herzustellen, ist das Verhalten des Königs Khama. Sein Reich liegt im Nordosten von Britisch-Betschuanaland und erstreckt sich durch die Kalahari hindurch bis Matebeland. Im vorigen Jahre hat Khama den Premierminister der Kapkolonie mit 1000 Krieger gegen Lobengula unterstützt. Jetzt hat er mit seinen Brüdern und mehr als 100 Häuptlingen bei der britischen Regierung eine Bittschrift gegen die Einverleibung seines Landes in das Gebiet der „Chartered Company" eingereicht. Er bittet darum, wie bisher unter direkter englischer Verwaltung bleiben zu dürfen. — Der Fürst der **Bamangwato,** das ist Khama, ein Mann von 65 Jahren, verdient unsere ganze Sympathie. Er ist Christ und hat seinem Christentum bisher alle Ehre gemacht. Der Österreicher Holub bezeugt von ihm, daß er als „der beste Herrscher unter den Eingeborenen Südafrikas anerkannt" sei. Er ist ein Todfeind der Trunksucht. Um sein Volk vor diesem Verderben zu bewahren, hat er verboten das einheimische Bier, das aus Korn gemacht wird, zu brauen und zu trinken. Noch strenger aber ist er, sein Volk vor der verderblichen Flut des Branntweins zu bewahren. Er giebt durchaus nicht zu, daß Branntwein eingeführt wird, und bleibt auch den Weißen gegenüber fest, die ihr Gift dem Volke aufdrängen wollen. „Es wäre besser, ich verlöre mein Volk, als daß es überflutet werde mit diesem Getränk. Ich fürchte Lobengula nicht so sehr, als den Branntwein. Lobengula habe ich bekämpft und zurückgetrieben und er kam nicht wieder. Gott, der mir damals half, würde mir wieder helfen. Lobengula macht mir nie eine schlaflose Nacht. Aber gegen dieses Trinken kämpfen, d. h. gegen Teufel, nicht gegen Menschen kämpfen. Des weißen Mannes Getränk fürchte ich mehr als die Assagaie (Speere) der Matabele, welche den Leib des Menschen töten und dann ist es bald vorüber. Aber das Trinken bringt Teufel in den Menschen hinein und zerstört Leib und Seele. Seine Wunden heilen nicht. Ich bitte Sie, fordern Sie

nie von mir, daß ich auch nur die kleinste Thür dem Trinken öffne." So hat sich Khama einem englischen Beamten gegenüber ausgesprochen. Näheres über Khama ist in dem „Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft" 1895 Nr. 6 zu finden, dem obige Notiz entnommen ist.

Als Ergänzung bezw. Berichtigung zu unserer Mitteilung in Nr. 7, Seite 128, geben wir hier die Beschreibung der **jüngsten Kaffern-Unruhen,** die vom 2. August aus Pretoria datiert sind und der „Kreuz-Ztg." zufolge lauten:

„Alsbald nach Niederwerfung des Kaffernhäuptlings Malabah im vergangenen Jahre beschloß die hiesige Regierung, den an sich unbedeutenden etwa 700 bis 1000 Köpfe zählenden Kaffernstamm des Magoeba im Bezirk Houtbosch zwischen Pietersburg und Hänertsburg zur Ordnung zu bringen, welcher sich schon seit längerer Zeit unbotmäßig erwiesen, keine Steuern gezahlt und die weißen Einwohner des Houtbosch-Bezirks belästigt hatte. Der General-Commandant Joubert begab sich Mitte Januar persönlich nach Pietersburg und Hänertsburg, ließ einige Forts in der Nähe der Hauptstadt des Magoeba erbauen, deren Zahl von zwei auf sechs erhöht wurde, ordnete ein Aufgebot von 200 Weißen und 900 Kaffern an und beschloß, den Magoeba-Stamm auszuhungern, um ihn auf diesem Wege ohne Blutvergießen zu überwinden. Dieser Plan wurde aber später aufgegeben, als man Grund zu der Besorgnis hatte, daß der mächtige Kaffern-Häuptling Magato aufstehen und in offene Feindseligkeiten gegen die Behörden des Landes ausbrechen würde. Magato hatte sich nämlich im Mai geweigert, den Regierungscommissaren zn gestatten, seinen Stamm zu zu zählen, Steuern zu erheben, und war sogar so weit gegangen, die Regierungscommissare aus seinem Gebiet zu weisen. Diese bedrohliche Haltung des Magato-Stammes nötigte die Regierung zu durchgreifenden Maßregeln. Es wurden noch 1000 Weiße und 6000 Kaffern aufgeboten, Artillerie herangezogen, der Busch, in welchem sich Magoeba mit seinem Stamm versteckt hatte, umzingelt und dann zum Angriff übergegangen, welcher mit der Erstürmung der Hauptstadt des Magoeba und mit der Besiegung seines Stammes endigte. Der Häuptling selbst wurde von einer Abteilung Swasikaffern getötet. Die Haltung Magatos war seit diesem Ereignisse eine ruhige und gab der Regierung keinen weiteren Anlaß, gegen ihn mit Waffengewalt einzuschreiten. Man hofft, daß der Häuptling, welcher allem Anscheine nach von englischen Händlern übel beraten wird, bis dahin zur Vernunft kommt, die Autorität der Landesregierung und ihrer Behörden freiwillig anerkennt und sich unter dieselbe beugt."

Der Krieg auf **Madagaskar** geht doch nicht so schnell von statten, wie man in Paris anfänglich gehofft hat. Die Kosten, namentlich an Menschenleben, sind auch viel größer als man berechnet hat. In den letzten Wochen gehen die Wogen der Erregung über den Feldzug besonders hoch. Es wäre doch gar zu herrlich gewesen, wenn man im Angesicht der deutschen Sieges-Erinnerungs-Feierlichkeiten, sich hätte

großer Erfolge im indischen Ocean rühmen und freuen können. Nun aber kommen lauter Trauernachrichten von vielen, vielen Erkrankungen und von zahlreichen Sterbefällen. Der Kriegsminister giebt bereits zu, daß 10 Prozent Soldaten und Träger erkrankt sind, während die „Times" erzählen, daß es 25 Prozent und mehr seien. Dazu kommt, daß der Kriegsminister sich auf die ganz allgemeine Mitteilung beschränkt, die Expedition rücke in das Innere der Insel vor und daß er also augenscheinlich keine günstigen Einzelheiten bekannt zu geben hat. Auch haben die Howa bisher nirgend Stand gehalten und den französischen Truppen gar keine Gelegenheit gegeben, ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Denn es liegt aller Grund zu der Annahme vor, daß die Truppen, mit denen man bisher zu thun gehabt hat, nicht der eigentlichen Howa-Armee angehörten, sondern zum größten Teil den minderwertigen Hilfstruppen der unterworfenen Völkerschaften. Schließlich wirft es grelles Licht auf die Stimmung der Howas, daß der von den Franzosen besiegte Gouverneur von Iboina verbrannt ist und daß die Königin Befehl erteilt hat, sich nicht in nutzlosem Widerstande aufzureiben, sondern sich in der Nähe der Hauptstadt Antananarivo zu sammeln. Wenn man dann noch das Gerücht hinzunimmt, das noch immer nicht verstummt, daß man die Hauptstadt niederbrennen und sich im Süden der Insel sammeln will — ob da nicht das brennende Moskau und der ganze Feldzug von 1812 in geschichtskundigen Franzosen wach wird! Jedenfalls wird's noch lange währen, bis der Krieg auf Madagaskar siegreich beendigt ist.

In **Deutsch-Ostafrika** ist der neue Gouverneur Major von Wißmann eingetroffen. In seiner Proklamation sagt er Folgendes: „Der siegreichen Niederwerfung des Araber-Aufstandes, durch welchen die deutsche Herrschaft im Schutzgebiete erst zur Anerkennung gebracht wurde, folgte die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung durch das erste Gouvernement. Die Wiederherstellung unseres durch den Untergang der Zelewsky'schen Expedition erschütterten Ansehens und die Befestigung und weitere Ausgestaltung der Verwaltung bildete die Aufgabe des zweiten Gouvernements. Hiernach erscheinen nunmehr die Grundlagen gegeben für eine umfassende Inangriffnahme der eigentlichen kolonialen Aufgabe der Verwaltung, wirtschaftliche Erschließung der Kolonie für das Mutterland, **kulturelle Hebung** der eingeborenen Bevölkerung." Dazu fordert er alle, Beamte, Offiziere, Missionare, Pflanzer ꝛc. auf, und wir wünschen ihm herzlich ein rechtes Gedeihen seiner Bemühungen. — Bald nach seiner Ankunft in Dar-es-Salâm hat der Gouverneur sich nach Tanga begeben, um die Nordküste und das Hinterland zu besuchen. Am 15. August gedachte er nach Dar-es-Salâm zurückzukehren und alsbald nach dem Süden des Schutzgebietes sich zu begeben, um auch da sich alles anzusehen. Dann erst will er die Geschäfte übernehmen.

Die Ausführung der **ostafrikanischen Zentralbahn** scheint nunmehr, nachdem das bekannte Komitee für dieselbe gebildet ist, energisch in Angriff genommen zu werden. In einer Sitzung am 13. August

wurde der Eisenbahn-Direktor Bormann beauftragt, demnächst mit mehreren Technikern nach Ostafrika zu gehen und mit Hilfe des Gouverneurs die beste Linie nach Ukami festzustellen. Das Komitee hat sich durch eingehende Prüfung der Übungsbauten unserer Eisenbahn-Brigade davon überzeugt, daß diese Militair-Kleinbahnen als Vorbild für unsere kolonialen Eisenbahnen zu dienen haben, um rasch und billig zu bauen. Von Dar-es-Sarläm aus soll unter den Augen des Direktor Bormann eine Versuchsstrecke nach diesem System erbaut werden.

Zur Bekämpfung des Aufstandes der Araber an der Küste von **Englisch-Ostafrika,** hinter Mombas, ist es bisher nicht gelungen, den Rädelsführer Mbaruk zu ergreifen. Er hat sich vielmehr in den Busch zurückgezogen. Ende Juli ist auch der Süden in das Gebiet des Aufstandes gezogen. Dort hat nämlich der Vertreter des flüchtigen Wali von Wanga die indischen Läden geplündert und die Stadt in Brand gesteckt. Indes ist nicht zu befürchten, daß der Aufstand über die nahe deutsche Grenze sich ausdehnen wird, da das deutsche Gouvernement durch Entsendung eines Truppendetachements Vorsorge getroffen hat.

Der „Hamb. Corr." berichtet über skandalöse Vorgänge, die sich im **englischen Gebiete am Njaßasee** auf dem englischen Fort Kapara oder Sangwe zugetragen haben. Als der Kommandant des Forts Namens Yule vor einiger Zeit den Besuch der englischen Kanonenboote erhielt und zwei der Engländer sich an Land begeben hatten, sandte er seine Polizeisoldaten aus, um eingeborene Weiber zu holen. Da die Soldaten keine anderen finden konnten, schleppten sie verheiratete Frauen, deren Männer abwesend waren, aus den Häusern zum Fort. Am anderen Tage kamen die betreffenden Ehemänner zurück. Als sie hörten, was geschehen war, wandten sie sich an den in der Nähe wohnenden Missionar Dr. Cerr-Kroß, um sich bei ihm zu beklagen. Er soll dann die Sache weiter anhängig gemacht haben. — Das Hamburger Blatt fügt hinzu: „Im Interesse der Kultur und der öffentlichen Moral ist zu hoffen, daß die englische Regierung die Angelegenheit streng untersuchen und die schuldigen Beamten und Schiffspersonen zur Rechenschaft ziehen wird."

In Nordafrika verfolgen die Franzosen beharrlich das Ziel, eine Verbindung Algiers über Timbuktu mit ihren Kolonien an der Westküste herzustellen. In der jüngsten Zeit haben sie in dieser Beziehung einen großen Schritt vorwärts gethan durch die Besetzung der **Oase Guara.** Ohne Schwertstreich ist es 3 Offizieren der Besatzung von Oran mit einer kleinen Truppe durch das Entgegenkommen eines einflußreichen Stammesführers gelungen, diese große Oase mit einem Gebiete von etwa 2400 Quadratkilometern und einer Einwohnerschaft von ca. 200 000 Seelen der französischen Einflußsphäre zu sichern.

Das nach der Küste von **Marokko** entsandte Geschwader ist nunmehr bis auf ein Schiff zurückgerufen, nachdem die marokkanische Regie-

rung die verlangte Genugthuung für die Ermordung des Reichsangehörigen Rockstroh geleistet hat. Diese Genugthuung besteht zunächst in der Zahlung einer Summe von 200 000 Fr., die zur Schadloshaltung der Mutter des Ermordeten und der Leipziger Firma, für die er thätig gewesen ist, sowie zur teilweisen Bestreitung der dem Reich in der Sache erwachsenen Unkosten Verwendung finden wird. Ferner ist der Rest der für die Ermordung des Reichsangehörigen Neumann geschuldeten Summe im Betrage von 50 000 Fr., der erst im Oktober fällig war, schon jetzt baar entrichtet worden. Außerdem hat der Sultan die Absetzung der Beamten ausgesprochen, deren Verhalten in der Rockstrohschen Angelegenheit der Kaiserlichen Regierung Anlaß zu berechtigten Klagen gegeben hatte; dem Kaiserlichen Vertreter in Tanger ist hierüber eine amtliche Mitteilung der marokkanischen Regierung zugegangen. Da außerdem die Bestrafung der an der Mordthat direkt beteiligten Personen marokkanischerseits wiederholt zugesagt worden ist, hat die von der Regierung des Sultans gewährte Sühne als ausreichend erachtet werden können; es sind jetzt nur noch Nebenpunkte zu ordnen.

Wie in Afrika Dörfer entstehen,

zeigt ein Aufsatz im „Evangelischen Heidenboten", dessen Einleitung hier folgt:

Bonendale in Kamerun ist eine Tochterstadt Bonaberis und hat eine ähnliche Gründungsgeschichte wie dieses. Doo, der Anführer und Gründer der ersten Niederlassung von Duallaleuten auf dem östlichen Ufer des Kamerunflusses, hatte zwei ungleiche Söhne, einen wohlgearteten und einen unartigen. Der letztere, jüngere, mit Namen Priso, trieb, als er erwachsen war, sogar Seeraub. Ob dieses Treibens suchten die Portugiesen ihn zu fangen, erwischten aber zum Unglück den braven Beri, seinen Bruder; aber in der Meinung, es sei Priso, schnitten sie ihm zur Strafe und Warnung die Ohren ab.

Ob dieser sklavenähnlichen Bestrafung verließ Beri das östliche Ufer, fuhr in seinem Kanu (Boot) eine Stunde flußaufwärts, bog dann westlich in die dortige breite Bucht ein und gründete hier zwischen drei Wasserstraßen eine Niederlassung, welche nach seinem Namen Bonaberi genannt, von den Europäern aber Hickory verketzert wurde.

Beri traf hier einen Zweig des Bakokostammes, mit denen er Freundschaft schloß und die seine Führer wurden zu Handelsverbindungen ins Innere, so daß Beri bald der berühmteste Händler in Kamerun war. Mit den Portugiesen scheint er sich wieder ausgesöhnt zu haben, denn nach den Aussagen seiner Nachkommen gewann er

großes Ansehen und hatte den ganzen Handel mit den Europäern in Händen, welche dann auch seinen ehrlichen Namen Beri in Bell umwandelten, welcher Name nun der Stammname der Königsfamilie und sehr berühmt in der Welt geworden ist.

Als reicher Mann hatte Beri viele Frauen, welche ja von den Bakoko billig zu bekommen waren; auch muß er viele Hörige und Sklaven gehabt haben. Seine bald groß gewordene Ansiedelung teilte sich aber nach den Nachkommen seiner beiden Hauptfrauen Makola und Endale mit ihren Untergebenen.

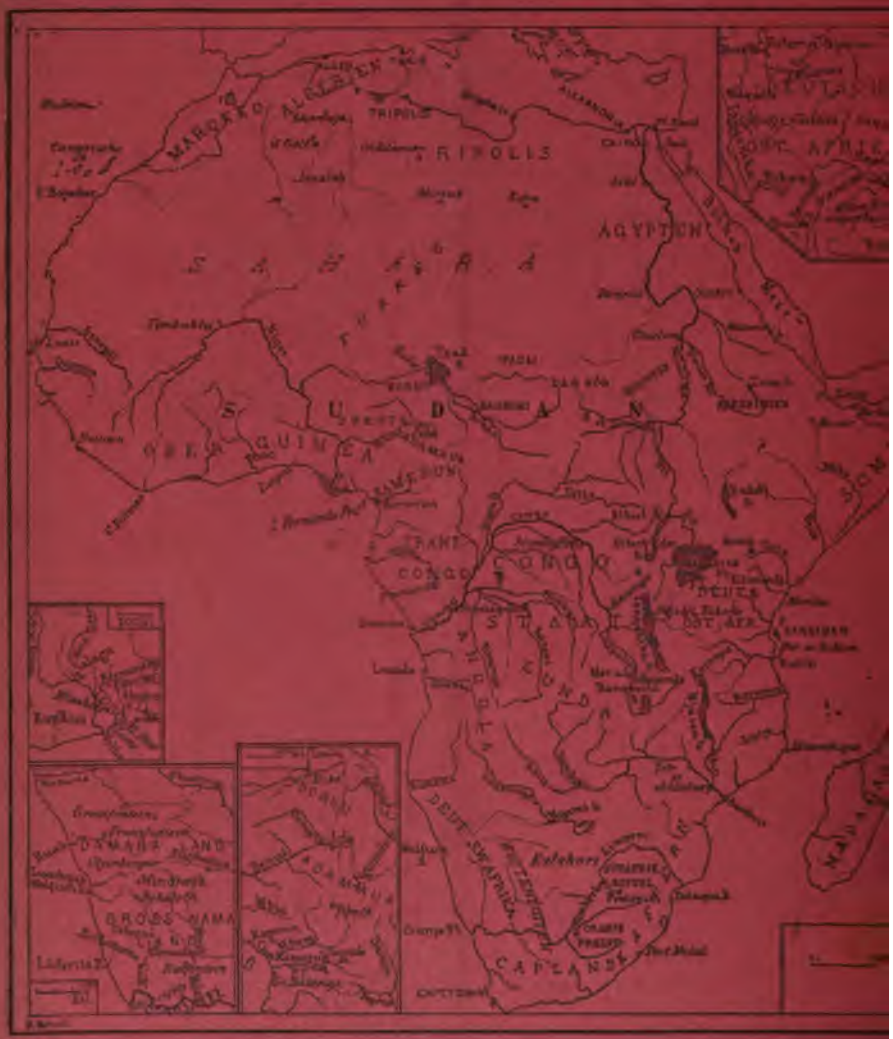
Da hatten nun Ende 1882 zwei Leute sich Prunkkähne angeschafft, welche nach Art der Dualla schön angemalt und verziert wurden und eine Wettfahrt im Fluß miteinander machen sollten. Der eine der Eigentümer gehörte zu den Nachkommen der Makola und nannte sein Kanu nach dieser seiner Urgroßmutter; der andere, der Nachkomme der Endale, that das gleiche. Und nun ging's mit großem Lärm auf den Fluß. Jedes Kanu war mit der auserlesensten Mannschaft besetzt, wohl 50 Mann in einem. Die Trommeln wirbelten, die Hörner ertönten in dumpfen, kurzen Stößen, während die eine Partei die andere singend zum Wettkampf herausforderte und im Takt dazu hin und her ruderte. Die Frauen aber tanzten auf dem von der Ebbe bloßgelegten Ufer und sangen dazu, daß einem Hören und Sehen verging. So kams zum Strauß, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Wer hat's gewonnen? Jede Partei wollte Siegerin sein. Es entstand noch auf dem Fluß ein Streit, dessen einstweiliges Ende das war, daß die „Endale" nicht ins Dorf zurück, sondern flußaufwärts in denjenigen Arm des Kamerun- oder Wurifluſſes einbog, welcher durch ein Kriek (Seitenarm) mit dem Mongo in Verbindung steht und von einer großen Anzahl Bächlein des Pongo- oder Dibombariländchens gespeist wird. Hier kehrte das „Bona" (Volk) der Endale zunächst bei seinen Verwandten im kleinen Dorfe Saroko ein und beschloß sich neben diesen auf den Trümmern eines früheren Dorfes niederzulassen, welcher Beschluß auch in den nächsten Tagen ausgeführt wurde. Alle Bemühungen, den Streit zwischen der Bonamakola und der Bonendale beizulegen, mißlangen; ja zuletzt soll er noch dazu beigetragen haben, daß Bonaberi 1884 von dem deutschen Kriegsschiff „Olga" bombardiert wurde. Bonendale wurde mit Saroko ein großes Dorf, ja hat dieses in gewissem Sinne in sich verschlungen und seinen Namen verdrängt.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Rochus Schmidt. **Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. II. Band.** Westafrika und Südsee. — Mit über hundert Bildern und sechs Karten. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde (Schall u. Grund).

Dr. Carl Peters. Aquatorial- und Süd-Afrika nach einer Darstellung von 1719. — Der Kongo und der „Große Wald" 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley. — Ophir und die Portugiesischen Goldminen am Sambesi. (Mit einer Karte.) — Berlin. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Höfer u. Vohsen).

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Eine Reise durch Usambara	159
Afrikanische Nachrichten	164
Wie in Afrika Dörfer entstehen	173

Druck von C. A. Emmrich in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 10.

Oktober 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

in

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hohenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Schon jetzt machen wir ergebenst darauf aufmerksam, daß eine Neubestellung der „Afrika“ für das Jahr 1896 nicht nötig ist. Wer bis zum Jahresschluß nicht abbestellt, erhält sie in der gewohnten Weise zugesandt.

Herzlich und dringend bitten wir die geehrten Leser der „Afrika“ uns in der Verbreitung unserer Zeitschrift zu unterstützen, damit unsere Bestrebungen zum Wohle der Eingeborenen unserer afrikanischen Schutzgebiete immer mehr Teilnahme finden. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Der Bezugspreis bleibt bei portofreier Zustellung unter Kreuzband jährlich 2 Mark. Mitglieder des „Evangelischen Afrika-Vereins“ (geringster Beitrag 1 Mark) erhalten die Zeitschrift für 1,50 Mark, sodaß die untere Grenze des Jahresbeitrags incl. Zeitschrift 2,50 Mark beträgt. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark an ist der Bezugspreis für die „Afrika“ eingeschlossen.

Groppendorf, den 1. Oktober 1895.

Die Geschäftsstelle.

Gustav Müller, Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.

Quittung über Eingänge
zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika.

H. Großmann, Kunstverlagshändler, Zoppot, 5 Mk. — E. Bg., Greifswald, 10 Mk. — Pfarrer Herzog, Enzberg, 8,50 Mk. — Kantor Krull, Oftingersleben, 21,20 Mk. — Oberpfarrer Erbstein, Quedlinburg, 4 Mk. — Lehrer Mörder, Hakenstedt, 43,30 Mk. — Rektor Schreiner, Erxleben, 1,05 Mk. — Schmidt, Montabaur, 5 Mk. — C. Winter, Heidelberg, 50 Mk. — Evangel. Frauen-Verein, Berlin, 15,50 Mk. — N. N., Hamburg-Eimbeck, 101 Mk. — Durch Missions-Inspektor Merensky 134 Mk. — P. Bungeroth, Altenkirchen, 25 Mk. — P. Middendorf, Emden, 30 Mk. — Dr. U., Darmstadt, 3 Mk. — Krankenheim, Homburg v. d. H., 16 Mk. — N. N., Alsbach, 1 Mk. — Notar Bühler, Oehringen, 10 Mk. — P. Lotz, Gräfenriesbach, 24,90 Mk. — Beschoren, Neumarkt bei Jüterbogk, 2,15 Mk. — P. Cramer, Eschenrode, 6,50 Mk.

Den freundlichen Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 5. Oktober 1895.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.

E. Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Die Proklamation des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Majors v. Wißmann.

An die Europäer des Schutzgebietes.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, habe ich mit dem heutigen Tage die Geschäfte des Gouvernements übernommen. Ich nehme bei meinem Dienstantritt Veranlassung, in Kurzem auf die Grundsätze hinzuweisen, nach welchen ich die Verwaltung des Schutzgebietes zu führen gedenke. Dieselben sind im Wesentlichen durch die bisherige Entwicklung der Kolonie bestimmt. Der siegreichen Niederwerfung des Araberaufstandes, durch welche die deutsche Herrschaft im Schutzgebiete erst zur Anerkennung gebracht wurde, folgte die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung durch das erste Gouvernement. Die Wiederherstellung unseres durch den Untergang der Zelewski'schen Expedition erschütterten Ansehens und die Befestigung und weitere Ausgestaltung der Verwaltung bildete die Aufgabe des zweiten Gouvernements. Hiernach erscheinen nunmehr die Grundlagen gegeben für eine umfassende Inangriffnahme der eigentlich kolonialen Aufgabe der Verwaltung; wirtschaftliche Erschließung der Kolonie für das Mutterland, kulturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung.

Ich fordere alle, nicht nur Beamte und Offiziere, sondern ebenso Missionare, Pflanzer, Kaufleute, Techniker, kurz alle Europäer der Kolonie, ohne Unterschied ihrer Stellung oder ihres Berufes, auf, mich in Erreichung dieses Zieles nach Kräften zu unterstützen.

Die Verwaltungsbeamten insbesondere möchte ich daran erinnern, als ihre vornehmste Aufgabe stets die Förderung jeder wirtschaftlichen oder sonstigen kulturellen Bestrebung anzusehen und denselben die weitgehenste, innerhalb der gesetzlichen Grenzen irgend zulässige Unterstützung zu gewähren. Die Verwaltung wird bei dieser Auffassung ihrer Bestimmung gegen die Gefahr, einem unfruchtbaren Bureaukratismus zu verfallen, am wirksamsten geschützt und damit zugleich zur Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe am besten befähigt sein.

Die Schutztruppe gedenke ich in der Art zu verwenden, daß dieselbe ihre Aufgabe, unsere kulturelle Arbeit zu sichern und zu schützen, jederzeit schnell und erfolgreich zu erfüllen vermag.

Eine besondere Gewähr für das Gelingen unserer Arbeit wird die Pflege treuer Kameradschaft bieten. Es erfüllt mich in dieser Beziehung mit besonderer Freude, noch manchen meiner früheren Beamten und Offiziere im Dienste der Kolonie wieder anzutreffen. Ich hoffe, daß das gute kameradschaftliche Verhältnis, wie es bestand, als ich die Kolonie dem ersten Gouverneur übergab, auch weiterhin unter uns zum gedeihlichen Gelingen unserer gemeinsamen Arbeit gewahrt werden möge.

Halten wir Deutsche in der Kolonie einmütig zusammen, stets eingedenk, daß es der Ehre und dem Wohle Deutschlands gilt, so wird der Erfolg auch nicht ausbleiben, und unsere Arbeit ihren Lohn in dem Dank des Vaterlandes und der Anerkennung Unseres Allerhöchsten Herrn, des Kaisers, finden.

Dar-es-Salâm, den 24. Juli 1895.

Der Kaiserliche Gouverneur
Dr. von Wissmann.
Major à la suite der Armee.

Die vorstehende Proklamation des neuen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika ist, soweit wir sehen können, von allen Seiten mit Wohlwollen aufgenommen worden, und auch wir können den klaren und einfachen Worten des verdienten Mannes unsere dankbare Zustimmung nicht versagen. Wir sind auch überzeugt davon, daß Major von Wißmann von dem besten Wollen beseelt ist, mit allen seinen Kräften und der ganzen ihm verliehenen Macht, an seinem Teile zur Erreichung des gesteckten Zieles beizutragen. Als dieses Ziel oder als „die eigentliche koloniale Aufgabe" bezeichnet er die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie für das Mutterland und kulturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung. Beide Forderungen sind nicht willkürlich neben einander gestellt. Wenn wir Gouverneur v. Wißmann recht verstehen, so deutet er an, daß eine Nutzbarmachung der Kolonie für das Mutterland nur mit und durch die kulturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung erreicht werden kann, das wäre dann die Meinung, welche durch unsere Zeitschrift von Anfang an vertreten worden ist.

Erfreulich ist es, daß die Proklamation eine Zeit des Friedens in Aussicht stellt. Auch wir glauben, daß unser Deutsch-Ostafrika solcher Friedenszeit dringend bedarf. Wenn Major v. Wißmanns Siege über Buschiri in der richtigen Weise ausgenutzt worden wären, wenn man sofort mit allen Häuptlingen des Gebietes freundschaftliche Beziehungen durch geschickte Unterhandlungen angeknüpft hätte, wenn nicht bewaffnete Expeditionen, wie die Expedition Emin Paschas in Unjanjembe, die Expeditionen von rücksichtslosen und gewissenlosen Reisenden, die Antisklaverei-Expeditionen und übereilte, oft gewiß vorschnelle und unnötige Straf-Expeditionen von Stations-Vorstehern immer wieder Kriege entzündet hätten, so wäre man, in Bezug auf die wirtschaftliche Erschließung des Landes und die kulturelle Hebung der Eingeborenen sicherlich um ein gut Teil weiter, als es gegenwärtig der Fall ist. Der neue Gouverneur wird gewiß viel Mühe anwenden müssen, ehe das Bewußtsein in weiten Kreisen der Bevölkerung Platz greift, daß die Deutschen das Beste des Landes und seiner Bewohner wollen. Nur, wenn es endlich gelingt, friedliche Zustände herzustellen, wird die Bevölkerung Vertrauen zu uns fassen, und nur wenn friedliche Zustände herrschen, wird die wirtschaftliche Erschließung des

Landes gelingen. Wir verstehen unter solcher Erschließung zunächst Ausbreitung und Sicherung des Handels, wozu die Sicherung des Verkehrs, der Verkehrsstraßen, notwendig ist. Dabei müssen wir aber hervorheben, daß man solche Sicherung nicht erreichen kann ohne die willige Beihülfe der Eingeborenen selbst. Es ist ein unausführbarer Gedanke, das sollte auch jedem Europäer klar sein, der sich ein Bild von der Ausdehnung und Natur des Landes macht, durch Errichtung von Militär- oder Polizei-Stationen alle die Handelswege zu sichern, welche Hunderte von Kilometern weit in das Innere führen, oder die Länder im Innern mit einander verbinden. Die Häuptlinge und Stämme müssen selbst die nötige Ordnung aufrecht erhalten, und sie werden willig sein, dies zu thun, wenn sie einsehen lernen, daß sie alle selber von gesteigertem und gesichertem Verkehr den größten Vorteil haben. Ist solcher Verkehr einmal eingeleitet, so wird er auch der stärkste Faktor zur Erhaltung des Friedens unter den einzelnen Stämmen. Die Eingeborenen aber werden sich kulturell weiter entwickeln, wenn sie sicher sind, daß sie die Früchte ihrer Arbeit wirklich genießen, daß sie diese Früchte auch verwerten können. Das aber können sie nur, wenn auch für sie Sicherheit von Leben und Eigentum geschafft wird. Wenn z. B. Karawanen Gärten und Ackerländereien ungestraft plündern, oder die Anwohner an den Straßen sonst vergewaltigen dürfen, dann werden die Landstriche bald wüste sein, die an solchen Straßen liegen; die fortwährend beunruhigten Eingeborenen werden sie verlassen, werden nach ruhigeren Gegenden verziehen, während die an solchen Straßen liegende Gegend bald kulturell sich heben wird, wenn die Eingeborenen da nicht nur ruhig wohnen können, sondern sogar den Vorteil haben, ihre Feldfrüchte an die Reisenden zu annehmbaren Preisen verkaufen zu können.*)

Im Anschluß hieran können wir es nicht unterlassen, auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, welche der kulturellen Hebung der Eingeborenen droht. Die Geschichte mancher Kolonialländer lehrt, daß es verhängnisvoll ist, wenn Spekulanten oder spekulierenden Gesellschaften erlaubt wird, Land auf Land den Eingeborenen abzukaufen und es dann als Spekulations-Objekt liegen zu lassen, ohne es auszunutzen, d. h. ohne es zu bebauen. Solches Vorgehen hemmt nicht nur die wirthschaftliche Erschließung des Landes, sondern hat oft eine Menge Zwist und Streit zur Folge, ja, nicht selten sind später Kriege

*) Vergleiche: H. Wißmann. Im Innern Afrikas S. 46. „Waren wir schon beim Eintritt in diese Gegend durch den arbeitsamen Sinn der Bevölkerung überrascht, so geschah dies noch in höherem Maße als wir vom Ulangathal abbogen und das kleine Hambothal kennen lernten. Hier arbeiteten die Bewohner von Seha-Passo in größter Regsamkeit auf ihren Feldern. Mais und Bananen bedeckten die Thalsohle, Maniok die Hänge, deren steile Böschungen den fleißigen Arbeitern bei der Bebauung viel Mühe und manchen Tropfen Schweiß kosteten. Die regsame Ackerbaukultur bei dem sonst arbeitsscheuen Lunda-Neger ist nur durch die günstige Lage der Ortschaften an der Karawanenstraße und die dadurch bedingte häufige Nachfrage nach Lebensmitteln zu erklären."

dadurch entstanden, daß man sich über streitigen Besitz oder das Maß der durch den sogenannten Kauf erworbenen Rechte nicht einigen konnte. Am besten wäre es, wenn der Kauf von Land auch zur jedesmaligen Okkupation verpflichtete. Jedenfalls ist es wünschenswerth, daß die Regierung das Land nach Möglichkeit der eingeborenen Bevölkerung zu erhalten trachtet. In seiner größten Ausdehnung eignet es sich doch nur zur Bebauung durch Eingeborene. Wenn man also Weiße durch ein Okkupationsgesetz hindert, Land zu kaufen, was für sie wertlos ist, so wird die kulturelle Entwickelung des Landes dadurch nur geschützt, denn das Land wird den Eingeborenen reserviert, die es allein nutzbar machen können. Nur die Schwarzen können die weiten, öden Gefilde Ostafrikas kultivieren, und als Landbauer entwickeln sie sich am günstigsten. Der Landbau und die mit dem Landbau verbundene Viehzucht macht sie kaufkräftig und macht sie fähig, Abgaben zu zahlen. Wenn man den Schwarzen kulturell heben will, ermutige man ihn also bei seiner landesüblichen Arbeit! Daß eine weise Regierung außerdem noch viel zur Hebung der Eingeborenen thun muß und kann, indem sie die Despotie, welche die Häuptlinge über viele Stämme ausüben, durch wirkungsvolle Maßnahmen beschränkt, indem sie betrügerische Praktiken von Zauberern, die den Aberglauben der Leute ausbeuten, bestraft, und Grausamkeiten, die des Aberglaubens Gefolgschaft sind, ahndet, und indem sie, was von hoher Wichtigkeit ist, von Anfang an das Ziel im Auge behält, die Vielweiberei zu beschränken, sei hier nur angedeutet. Dem aufrichtigen Wunsche aber geben wir zum Schlusse Ausdruck, daß es dem Gouverneur von Wißmann gelingen möge, Deutsch-Ostafrika für Deutschland wirtschaftlich zu erschließen und die Eingeborenen kulturell zu heben.

Merensky.

Eine Reise durch Usambara

vom 10. bis 20. Juni 1895.

Aus dem Tagebuch des Missionar Becker.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sonnabend, den 15. Juni. Msinga ist ein kleiner Bezirk im tiefen Thale. Wir sahen nur noch ein anderes gleiches Dorf. Sonst befinden sich im Thale hier und da Komplexe von 2 bis 3 Hütten, in denen auch Wapare wohnen. Das Thal ist mäßig fruchtbar, mit einem Bach in der Mitte. Ein gleiches Thal ist das Baga-Thal; dort waren mehr Hütten-Komplexe an den Hängen. Wir stiegen von da aus vom 1150. Mtr. an die Malumbi-Berge hinauf bis 1620 Mtr. Hier ist die Grenze der Wambugu. Oben war Wald; nach Süden zu hatten wir wieder herrliche Aussicht. Ueber Makanja, Mschihui,

Maschewa und die Daluni-Berge. Nach Westen zu hatten wir einen Blick fast über das ganze Wambuguland. Die tieferen Thäler der Schambalai waren nicht mehr da. Vor uns lag ein Hochland mit prächtigen Weiden und Hügelzügen. Die Höhe des Wambuguhochlandes beträgt fast überall 1450 Mtr. Daher wehte hier anstatt der milden Luft der Schambalai die frische Luft des Wambugulandes. Wir freuten uns an den schönen Matten, den Hüttenkomplexen, den bewaldeten Bergkuppen, den schlanken freien Gestalten der Wambugu, die furchtlos waren. Manchen Schilfsumpf mußten wir überschreiten; wir kamen aber auch drei mal über Flüsse. An den beiden ersten Flüssen fanden wir prächtigen Wald, wohl vorzüglich für europäische Einwanderer geeignet, mit sehr fruchtbarem Boden. Gegen 4 Uhr kamen wir bei den Mawejambusi-Bergen an und mußten gerade über die Höhe. Wir wollten nach Kinko, aber die Kraft war erschöpft. Wir suchten deshalb einen kleinen Ort von 6 Hütten auf. Es wohnten Wapare darin. Ein Junggeselle überließ uns sein Haus, obwohl er selbst von der Reise eben erst zurückgekehrt und müde war. Er bewirtete uns mit Huhn und Kürbissen. Hier litten wir am meisten unter Rauch und Ungeziefer.

Sonntag, den 16. Juni. Ein köstlicher Ruhetag. Die Wapare haben Lozafest. Den ganzen Tag herrscht Tanz und Geschrei, so daß wir über Gottes Wort nicht reden können. Wir wundern uns über die Menge Wapare, die zusammen kommen. Wir machen unser Lager auf dem Fußboden im Ziegenstall und schlafen so prächtig.

Montag, den 17. Juni. Die Wapare, welche das Fest feierten, bringen eine Ziege als Geschenk, die wir aber abweisen, weil wir sie nicht mit uns schleppen können und keinen Mann haben, sie nach Scheele zu bringen. Dieser klare Grund leuchtet ihnen ein, so daß sie nicht betrübt werden. Am Tage vorher hatten sie Pombe und Mehl gebracht. — Wir brechen im Regen und Nebel auf. Der Weg führt an den Mawejambusi-Bergen entlang und sollte nach Magamba gehen. Der Boden ist nicht Weide- sondern Ackerland, teils angebaut, teils mit Unkraut bedeckt. Von den Berghöhen rieseln kleine Bächlein herab. Angebaut waren Bananen, aber wegen der zu kalten Luft nur schlechtere Sorten, die noch dazu nicht gepflegt waren, Mais und Wurzelgewächse. Überall waren Hüttenkomplexe, in denen Wapare wohnen. Dem entsprechend sahen die Hütten auch unsauber und zerfallen aus. Diese Gegend ist wohl die bewohnteste des Wambugulandes. Man erstaunt, viel mehr Menschen zu sehen, als man anfangs ahnte. — Wir überschritten auf einer prächtigen Bockbrücke, die die Eingeborenen übergelegt hatten, den Mkusu, der recht bedeutend ist. Die Wälder gefielen uns überaus. Sie waren fruchtbar, mit schönem Baumwuchs bestanden und in ebenem Terrain gelegen. An den Flüssen standen hohe Baumfarren. Regen und Nebel hörten leider gar nicht auf, so daß wir uns gar nicht umblicken konnten und schließlich auch keinen Weg mehr wußten. Endlich hörte der Wald auf und wir kamen in ein Land mit prächtigem

Ackerboden. Die Sonne brach nun auch für einen Augenblick durch, so daß wir Umschau halten konnten. Indes war das Land nur wenig angebaut, meist wucherte hohes Unkraut. So marschierten wir etwa ½ Stunde. Da kamen wir in ein kleines Dörfchen. Waschambaa wohnten darin. Es hieß Kungului, so auch die ganze Landschaft. Damit waren wir aus dem Wambugugebiet in die Schambalai übergegangen und zwar in den nördlichen Wugabezirk. Sonst bilden überall hohe Randgebirge die Grenze zwischen Kwambugu und der Schambalai; hier war es ein Wald. Die Leute waren zutraulich. 2 Knaben führten uns wieder zurück durch den Wald bis nach Magamba, nördlich des Waldes. Hier war wieder ganz der Charakter des Wambugulandes: große Weiden. Wir sahen eine Heerde stattlicher Rinder, deren Zahl Br. L. auf 100 schätzte. Außerdem viele Schafe und Ziegen. Der Regen, der uns begleitete, war der Mulwali-Regen, die dritte Saatzeit des Jahres für die Leute dort. Magamba ist Landschaft und hat nur 3 Orte. Der größte heißt Magamba und hat 5 Hütten. Wie täglich auf der Reise, so hatten wir auch hier wieder ein ganz neues Bild. Die Leute sind Wambugu. Der Ort war reinlich, die Hütten sauber und groß, um das Rindvieh aufzunehmen. Die Wambugu haben schlanke, wohlgeformte Gestalten. Die Tuchkleider, die die Waschambaa und zum Teil die Wapare haben, tragen sie nicht. Dafür umhüllen die schlanken braunen Gestalten durch Rauch und Schmutz gebräunte Ziegenfelle. Anstatt der roten Kofia der Waschambaa haben die Männer den braunen Tabacksbeutel um die Stirn gelegt, wie ein Diadem, den ein Messingring schließt. Die Waden schließt ein Messingring ab, den Hals schmücken Perlen. Während die Parefrauen schwere Messingringe um den Hals tragen, haben die Wambugufrauen ihre schweren blauen Perlenringe in den Ohrläppchen. Auch die Stühle ändern sich nach den Gegenden. Die Waschambaa haben niedrige Holzstühlchen, wenn sie nicht auf dem Boden hocken, oder auf einem Ochsenfell sitzen. In Hähalawe gaben uns die Wapare einen Ochsenschädel und Feldstein; hier hatten wir gar nichts, sondern hockten auf dem Boden. Der Sumbe war zuerst nicht da. Er war nach Konko zum Dämmerschoppen beim dortigen Häuptling gegangen. Ein Jüngling gab uns seine Hütte. Nachher aber riefen sie ihren Häuptling. Während er abwesend war, hielten sich Frauen und Knaben ängstlich zurück. Ein junger Bursche, der in Scheele auf dem Mula-Markte schon von Gottes Wort gehört hatte, ließ aber mit sich reden. Er rief noch in der Nacht alle Männer, Knaben und Jünglinge zusammen, und nach 8 Uhr, als wir schlafen wollten, kamen sie in die Hütte, um Gottes Wort zu hören, der Sumbe auch. Den Eindruck bekommt man immer wieder, daß unter Wambugu, Wapare und Waschambaa im allgemeinen die ersteren dem Worte Gottes am offensten sind. Schließlich brachte der Sumbe noch etwas scharfen Pombe, Honig und eine Ziege. Die letztere aber nahmen wir nicht an, weil wir nicht wußten, was wir damit beginnen sollten.

Die Leute waren sehr betrübt darüber. Ich schenkte dem Sumben mein Taschenmesser, um ihm zu zeigen, daß ich sein Geschenk nicht verachte, weil ich ihm etwa zürne, aber trotzdem wurde er nicht aufgeheitert. Ein rotes Taschentuch wies er, auf seine Fellbekleidung zeigend, stolz zurück.

Mannsquelle im Samerungebirge.
Nach einer Photographie von Dr. Jintgraff. (Aus: Rochus Schmidt, Deutschlands Kolonien, Bd. 2.)

Dienstag, den 18. Juni. Unser Plan war, nun das Schumeland von Magamba aus zu durchziehen, um dann nach Mbalu und Mtai zu gehen. Schume soll nach Baumann einer der schönsten Striche sein, eben und doch verlassen. Aber schon in Hähalawe hatten wir gehört, daß kein Weg hindurch führe, weil es der Massai wegen ganz von den Wambugu verlassen sei. In Magamba, das gerade an der Grenze von Schume liegt, hörten wir dasselbe. Die Leute

dort aber sagten, es sei verlassen, weil kein Wasser darin sei. Zugänglich sei es nur von Norden her, von Mbalu oder Rangwi aus. Unser Plan war somit zu nichte. Wir beschlossen daher, über Hohenfriedeberg nach Mbaramu zu gehen und von dort aus durch die Ebene nach Mtai. Das war uns auch klar geworden, daß das Wambuguland, als zu kalt, nicht für die Anlage einer Sklavenstation geeignet sei und auch Schumeland deshalb nicht in Betracht kommt. Für Niederlassungen von friedlichen, einfachen Europäern, die sich von ihrer Hände Arbeit nähren wollen, sahen wir viele Stellen auch bei den Wambugu (Wiesen, Feld, Wald und Wasser). Für die Sklaven wäre ein ganz warmer Strich, wie bei Maschewa, am besten, weil sie ja alle aus ähnlich warmen Gegenden kommen. Land, und zwar überaus fruchtbares, ist genug bei Maschewa. Aber dort herrscht wohl das Fieber. Auch wenn man sich die Anlage der Wohnungen an den Hängen denkt, ist dort doch noch keine Gewähr für Fieberfreiheit. Diese bieten erst die höher gelegenen Orte. Deshalb scheinen uns Gegenden, welche etwa 1000 bis 1200 m hoch liegen, am geeignetsten für Niederlassungen zu sein. Dort ist das Klima auch noch einigermaßen mild, so daß sich auch Einwohner aus wärmeren Strichen daselbst schließlich wohl fühlen können.

Auch am andern Morgen war wieder Nebel und Regen. Der Weg führte über den Mkusu, über den eine Brücke aus einfachen Knüppeln gelegt war, über die aber das Wasser noch einen Fuß hoch ging. Als wir darüber waren, merkten wir, daß es höher ging. Sehen konnten wir nicht. Es war der Magambaberg, den Baumann als den höchsten Usambaras bezeichnet. Er war überaus steil, an manchen Stellen glatte Felswände. Hoch oben war ein Plateau mit Wald. An den Bäumen hingen zottige Flechten und Moos, weil sie dem Winde zu sehr ausgesetzt waren. Wir stiegen von 1450 m bis 1900 m. Hätte die Sonne nur etwas geschienen, wir hätten einen prächtigen Ueberblick über das ganze Schumeland und die Westseite Usambaras gehabt, von Mbalu an bis nach Wuga; aber so sahen wir nicht das geringste. Die Temperatur war kühl. Oben auf dem Berge maßen wir 12° Celsius. Als wir den Berg überschritten, klärte es sich auf der Nordseite auf; je weiter wir kamen, um so weniger war von Regen zu merken. Die Magambaberge bildeten sichtbar die Grenze für das Mulwali-Regengebiet. Der Weg ging nun durch dichten Kakteenwald und dann über Matten, Wälder und Sümpfe über die 1500 m hohen Kiasanjaberge (Grenzberge des Wambugugebietes nach dem Scheelethal zu) nach Scheele. Etwa 20 Minuten lang mußten wir barfuß laufen, weil wir immer wieder der Sümpfe wegen die Schuhe ausziehen mußten. Auf den Kiasanjabergen öffnete sich der Blick in den schönen Scheelethalkessel. Nach der Ebene zu öffnete sich das Scheelethal und in der Öffnung auf steilem Felsen zeigte sich Mlalo. Im Wambugulande begegneten uns Scharen von Männern und Frauen, Körbe voll Speise tragend, die nach dem nördlichen Wugabezirke zogen; dort ist der Hunger noch

nicht beendigt. Im Scheelethal zogen wir an Mangai und Handei vorbei zu den Brüdern.

Die fleißigen Waschambaa waren überall in den Sumpfstrecken beschäftigt, Gräben zu ziehen, damit das Wasser abziehen kann, und das trockne Schilf abzubrennen, um so Strecken zu gewinnen, wo sie nun Mais pflanzen können, den sie bewässern. So erhalten sie durch Fleiß, was im Süden die Natur den Leuten in den Schoß schüttet.

Es war eine Erquickung, nun wieder einmal in rauchfreiem Hause auf Stühlen sitzen und auf ordentlicher Bettstelle schlafen zu können. Die Wugaträger verließen uns hier; sie waren des Reisens müde.

Mittwoch, den 19. Juni. Wir nahmen noch einen Träger von Hohenfriedeberg mit, um durch den Schagajuwald nach Mbaramu zu ziehen. Wir kamen durch das Bagaithal; der Bagaibach mit schönem Wasser und Baumwuchs, an beiden Ufern unbebaut, aber weiter die Berge hinauf unfruchtbares Land. Nach etwa 2stündigem Marsch kamen wir an Mtai (einem etwa 10 Hütten enthaltenden Dörfchen bei Tewa) in den Schagaju-Urwald. Dieser Wald ist doch der prächtigste, den wir auf der Reise gesehen haben. Hohe, kerzengerade Baumstämme, so hoch, daß wir gar nicht bis oben hinschauen konnten, wenn wir neben ihnen standen. Oben fast von gleicher Dicke wie unten; andere wieder so dick, daß kaum 3 Männer sie hätten umfassen können. Die Bäume meistens von der Wurzel bis oben hin mit grünen Schmarotzer- und Schlingpflanzen bedeckt; diese Schlingpflanzen wieder mit Moos ꝛc. bewachsen. Alte, umgestürzte Baumstämme rings im Walde verfaulend, vielfach gerade über den Weg gelegt, nur von den Ästen der anderen Bäume aufgehalten. Die Wurzeln der Bäume gingen über den Weg, daß wir, wo es bergauf ging, auf ihnen wie auf Stufen gingen; im Walde selbst dunkel, Sonnenstrahlen konnten nicht durchbrechen; die Luft von den vermoderten Stämmen dumpf; das Rauschen des Windes wie das Getöse von Wasser; das Plätschern der Bäche (fast alle paar Schritte ging es wieder zu einem neuen Bache, 2 größere darunter, der Tewe- und Mbaramubach), in den größeren Bachthälern mächtige mit Moos überwachsene Felsblöcke, um die Bäche hohe Baumfarren, stellenweise wie ein Wald; so ging es etwa 4 Stunden lang bis dicht vor Mbaramu. Wir waren ganz allmählich von 1200 m bis 1450 m hoch gestiegen und nach Mbaramu zu stiegen wir wieder 1150 m herab. Bei Mtai rodeten die Leute Stücke Waldes durch Feuer aus. Der Boden muß vorzügliches Ackerfeld geben. Unmittelbar bei Mtai begann auch eine größere ebene Strecke im Urwalde. Das Wasser war überall klar und köstlich frisch. Wild sahen wir nicht, nur schreiende Honduvögel. Außer Affen, Panthern und kleineren Tieren soll es auch nicht viel Wild geben. Die Temperatur war kühl, 15° Celsius. Um 3 Uhr waren wir in Mbaramu. Wir ließen die Träger dort und gingen nach einem etwa 1 Stunde entfernt liegenden Thal, das uns früher außerordentlich gefallen hatte. Wir

hatten Bananen darin gesehen, die aber verwildert waren. Als wir jetzt hineingingen, sahen wir, wie die Felder wieder neu beackert wurden. Das Thal, wie lieblich es auch sonst ist, eignet sich deshalb nicht für die Anlage einer Kolonie, weil der Ankauf zu teuer würde. Um ½6 Uhr waren wir in Mbaramu. Vor dem Orte empfing uns der Sumbe Schekulawu in braunem Kanzu, großem Turban, auf einem Tigerfell sitzend. Er, wie seine Leute schauten nach der Ebene, aus der wieder Heuschrecken emporstiegen. Ich freute mich, daß ich wieder im Mtaigebiet war. Die Leute kannten uns zum Teil, die Knaben waren zutraulich; Mlugu hatte seine Freunde dort, so daß wir uns am Abend wohl fühlten. Unser Haus war ja wieder voller Erdflöhe und Wanzen, aber es winkte uns doch am nächsten Tage Mtai.

Donnerstag, den 20. Juni. Am Morgen wieder Verkündigung von Gottes Wort. Der Sumbe hatte auch eine Fahnenstange, an der er Sonntags die Flagge zum Zeichen des Sonntags hißte. Wir stiegen über den zum Teil mit Mais angebauten Hügel zur Ebene hinab. Die Höhe der Ebene betrug 350 m. Viele kleine Bäche kamen von den Bergen herab; unten in der Ebene waren auch viele Dörfer Kijunguluka, Makigembe, Bagamoyo ꝛc.; die wir bis dahin noch nicht besucht haben. Weite Strecken waren mit Süßkartoffeln bepflanzt, hie und da stand auch Mais. Junge Heuschreckenbrut aber fraß den Mais wieder auf; die Süßkartoffeln können sie nicht fressen. Bei Makigembe im Bachthal machten wir Halt und kochten unseren Kaffee. Das war ein prächtiges Frühstück nach einem erfrischenden Bade im oberen Bach. Das Bett des Baches war recht tief mit hohen Felsblöcken, auf beiden Seiten mächtige Bäume, die Schutz gegen die Sonne gewährten. Br. L. blies sein Horn. Die neugierige Jugend kam bald; sie machte aber einen bescheidenen Eindruck und hörte dann gern Gottes Wort und bat um Wiederkommen. Die Leute machten einen überaus guten Eindruck. Die Wassergruben waren gut in Stand und überall die Äcker gut gepflegt. Am Pandebache zogen wir dann nach Mtai hinauf bis 1550 m hoch. Um 3 Uhr waren wir wieder zu Hause.

Afrikanische Nachrichten.

Togo. — Am 3. September ist im 24. Lebensjahre sogleich nach seiner Rückkehr aus Togo der Botaniker Ernst Baumann an den Folgen eines schweren Schwarzwasserfiebers in Cöln gestorben. Er hat seit dem Frühjahr 1893 auf der Forschungsstation Misahöhe länger als 2 Jahre teils als Assistent Dr. Gruners, teils selbstständig

eine rege, erfolgreiche, wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet. Durch dieselbe hat er sich um die Erforschung des Schutzgebietes die größten Verdienste erworben. Das „Deutsche Kolbl." sagt über ihn: „Es dürfte nicht leicht sein, einen Ersatz für den zu den besten Hoffnungen berechtigenden jungen Forscher zu finden, da er sich ebenso vielseitig wie pflichttreu und thatkräftig erwiesen hat." In seinem Nachruf, den er dem Verstorbenen widmet, sagt Dr. Gruner, der bekannte Führer der deutschen Togoexpedition: „War Baumann aber streng gegen sich selbst, so hatte er doch ein warmes Herz für seine Mitmenschen. Es sei gestattet, nur ein Beispiel anzuführen. Bei dem Ausbruch der Unruhen in Tove brachte er sein Leben in die ernsteste Gefahr, um einen seiner Leute zu retten, und darum befragt, antwortete er, er hätte mögen sein Leben hingeben, wenn er dadurch dem Manne hätte helfen können." — Am 9. September ist er in Breslau bestattet worden.

In bezug auf Westafrika nimmt augenblicklich die **„Affaire Stokes"** das ganze Interesse in Anspruch. Die Regierung des Kongostaates hat sich genötigt gesehen, nachdem sie das Vorgehen des Kapitäns Lothaire lange durchaus vertheidigt hatte, zuzugeben, daß ihr Vertreter ungesetzlich gehandelt hat. Er hätte Stokes von einem Gerichtshofe aburteilen lassen müssen, wie er es verlangt haben soll. Unsere Regierung hat mit dieser Sache insofern zu thun, als Stokes Jahre lang seinen Handel in unserm ostafrikanischen Schutzgebiet betrieben hat und somit eine Art Angehöriger des deutschen Reiches geworden ist. Daher sind dem Auswärtigen Amte zu Berlin seitens der Kongoregierung die Akten über den Fall Stokes zugestellt worden.

Auch nach anderer Seite hin befindet sich der **Kongostaat** zur Zeit in großer Verlegenheit. Nach Privatnachrichten sollen im Innern verschiedene Stämme sich im Aufruhr befinden. Auch soll unter den Truppen Meuterei ausgebrochen sein. Die Kongoregierung behauptet dagegen, die Unruhen hätten keinerlei Bedeutung gehabt und seien alsbald unterdrückt worden.

Einen interessanten Vortrag über Kannibalen und deren Gewohnheiten hielt in der diesjährigen Versammlung der British Association Capitän Hinde, der als belgischer Offizier die vom Baron Dhanis geführte Expedition gegen die **arabischen Sklavenräuber** mitmachte. Nach den Erfahrungen des Vortragenden befindet sich der Kannibalismus bei einigen Stämmen im Kongobecken in der Zunahme, und zwar nicht etwa als religiöser Brauch, sondern lediglich aus Gründen der Verproviantirung. Bei einigen Stämmen hat sich der Kannibalismus zu gastronomischer Raffiniertheit entwickelt. Drei Tage vor der Abschlachtung des Opfers, das ein Sklave oder Kriegsgefangener ist, wird der Unglückliche, nachdem ihm Arme und Beine gebrochen sind, bis zum Kinn in einen Teich oder Fluß gesetzt, jedoch durch Befestigung des Kopfes an einen Pfahl daran verhindert,

Selbstmord zu verüben oder im Schlaf zu ertrinken. Diese furchtbare Qual bezweckt das Fleisch des Opfers schmackhafter zu machen. Capitän Hinde erzählte einen Fall von Zartgefühl eines Kannibalen, der sich weigerte, an einem Menschenessen teil zu nehmen, weil dieses von dem Körper seines Vaters herrührte. Es kostete dem guten Mann aber ein gutes Stück Selbstverleugnung, den fetten Braten seinen Freunden zu überlassen. In der Diskussion sprach einer der Anwesenden die Meinung aus, daß dem Brauch, Menschen zu essen, die Idee zu Grunde liege, daß die Art der Nahrung das geistige Leben des Menschen beeinflusse; ißt man z. B. einen Helden, so erbe man ohne weiteres dessen Tapferkeit und Mut. Der Redner war von dieser Idee so tief durchdrungen, daß er sogar behauptete, sie liege einem der heiligsten Bräuche des christlichen Gottesdienstes zu Grunde. Ein Reisender aus Britisch Guayana Namens Davis glaubte, der Kannibalismus komme vom Karibäismus. Die Karibäer seien eine höhere Art von Kannibalen, die nur die Leiber ihrer getödteten Feinde verzehren, angeblich um Mut und Leben zu stählen. Diese Wilden haben allmählich eine so feine Zunge bekommen, daß sie Franzosen, Spanier oder Engländer nach dem Geschmack des Fleisches eben so leicht unterscheiden, wie ein Europäer Schweinebraten von Geflügel. Es wird dem Selbstgefühl der Franzosen nicht wenig schmeicheln, zu erfahren, daß ihr Fleisch vor dem anderer Europäer von den Karibäern als das delikateste bevorzugt wird. („Köln. Zeitung.")

Deutsch-Südwestafrika. Endlich scheinen die Vorbereitungen zum Ausbau der Landungsstelle in **Tsoakhaubmund** in Angriff genommen zu werden. Der Hafenbaumeister Mönch hat mit dem Wörmanndampfer am 30. Septbr. die Ausreise angetreten, um die Vorarbeiten zu beginnen.

Zu Anfang dieses Jahres wurde zwischen Koas und Keetmannshoop eine Militairpatrouille meuchlings überfallen, wobei ein Mann getötet und einer verwundet wurde. Die Mörder waren teils Buschmänner, teils Hottentotten vom Bondelzwartsstamm. Nachdem die Regierung durch Hilfe der Eingeborenen derselben habhaft geworden worden war, wurden sie in Keetmannshoop von dem Bezirkshauptmann Duft unter dem Beisitze zweier Nama-Ratsleute nach langwieriger Verhandlung zum Tode verurteilt. Das Urteil fand die Bestätigung des Landeshauptmanns, worauf es Ende Juli durch Erschießen der Übelthäter vollstreckt wurde.

Mißernte und Hungersnot. — Kapstadt, 25. August. Die Dürre im Namaqualand ist furchtbar. Seit den letzten vier Jahren hat das Land eine Mißernte gehabt. Dieses Jahr ist eine Hungersnot da. Viele Leute haben seit Monaten keinen Bissen Brot zu kosten bekommen. Andere haben ihre Schafe und ihr Rindvieh schlachten müssen. Ein großer Teil der Bevölkerung nagt thatsächlich am Hungertuche. Arbeit giebt es keine. Das Vieh ist so schwach, daß es nicht mehr als Zugvieh verwandt werden kann. Die Einwohner

müssen deshalb 30—50 englische Meilen zu Fuß gehen, um Nahrungsmittel von den Häfen zu erhalten. Die Regierung will den Notleidenden Nahrungsmittel senden und den Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen suchen. (Reut. B.)

Südafrika. — Das jüngste englische Blaubuch enthält einen Protest der **südafrikanischen Transvaal-Republik** gegen die britische Annexion der Gebiete der Häuptlinge Zambaom und Umbegesa in Nordost-Zululand. Der Staatssekretair Chamberlain hat daraufhin den Gouverneur der Kapkolonie Robinson in einer Note angewiesen, dem Präsidenten Krüger folgende Erklärung abzugeben. Die jetzige englische Regierung habe gleich ihrer Vorgängerin die freundlichsten Gesinnungen gegen die Regierung Transvaals. Indes könne sie keinerlei Zusage machen, die unter Rosebery's Ägide vollzogene Angliederung der erwähnten Gebietsteile umzustoßen. Dieselbe sei eine vollendete Thatsache und sei durch die Umstände, welche sie herbeigeführt haben, durchaus gerechtfertigt. — Es bleibt nun abzuwarten, ob sich Transvaal bei dieser rein platonischen Liebeserklärung beruhigt.

Im August ist von den „Ausländern" in Johannisburg, d. h. von den dort befindlichen Leuten eine Petition an den Transvaal-Volksrat eingesendet worden, die um Gewährung des Stimmrechts bittet. Die Petition ist von 35 700 Männern unterzeichnet. Der Volksrat hat auf die bestehenden Gesetze hingewiesen, welche eine Änderung der betreffenden Bestimmungen nur in dem Falle zulassen, daß für sie $^3/_4$ der stimmberechtigten Bürger eintreten.

Madagaskar ist und bleibt trotz eingetroffener günstiger Nachrichten das Sorgenkind Frankreichs. Nach den letzten Nachrichten hat General Duchesne eine fliegende Truppe gebildet, die Antananarivo besetzen soll. Dieselbe soll nur noch 35 Kilometer davon entfernt sein, so daß man in Paris mit Ungeduld jeden Augenblick die Mitteilung von der Einnahme der madagassischen Hauptstadt erwartet.

Aus brit. Ostafrika: Die dreimonatlichen Kämpfe im britischen Küstengebiet haben durch einen Sieg, welchen eine aus 1300 Mann bestehende Expedition unter dem Admiral Rowson über Mbaruk davontrug, einen vorläufigen Abschluß erhalten. Die Hauptmacht desselben hatte sich in Mueli versammelt, welches am Morgen des 17. August unter strömendem Regen von der britischen Streitmacht angegriffen und erstürmt wurde. Die Vertheidiger flohen eiligst. Die Verluste auf Seiten der Engländer waren gering. Wenn es denselben auch gelungen ist, die Küste von aufrührerischen Elementen zu säubern, so haben sie doch noch mit einem mächtigen Gegner im Hinterlande zu rechnen, da die Streitkräfte Mbaruks auf 6000 meist mit Gewehren bewaffnete Leute sich belaufen sollen. Das Abgehen von Privatkarawanen in das Innere ist in Mombas verboten worden.

Aus **Marokko** schreibt die „Köln. Zeitung": Der neueste Sultansbrief aus Fes dürfte bei den hiesigen Vertretern der

Mächte und bei ihren Regierungen ein nicht unbegründetes Erstaunen erregen. Der in der Moschee verlesene Brief bestimmt kurzerhand folgendes: Für jedes Geschäft, das zwischen einem Mohammedaner (Marokkaner) und einem Christen in Auftrag oder Bestellungsform gemacht wird, hat der Auftraggeber vier anerkannt zahlungsfähige Bürgen zu stellen, die je einen Adul (Rechtsanwalt) annehmen. Der europäische Verkäufer, der Auftraggeber, die vier Bürgen nebst ihren vier Anwälten, insgesamt also mindestens zehn Personen, haben sich dann also vor den Kaid (Gouverneur) zu begeben, der die ganze Gesellschaft, natürlich in Begleitung einiger nach Trinkgeld dürstenden Soldaten zum Kadi (Richter, die oberste Justizbehörde in jeder Stadt) schickt. Der Kadi hat die betreffenden Schriftstücke und Bescheinigungen doppelt auszufertigen. Hat er glücklich die Schriftstücke in Händen, so begiebt sich der Zug mit den sämtlichen Papieren wieder zum Kaid, der nach Prüfung der Übereinstimmung die Duplikate aufhebt und sicher hinterlegt. All diese Mühewaltungen der marokkanischen Behörden dürften je höher je besser zu honorieren sein. Für den Fall, daß der Besteller später nun seinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachkommt, versammeln sich die Beteiligten, soweit sie noch am Leben sind, wieder vor dem Richterstuhl des Kaids, der, falls er die Papiere in einem der unzähligen Briefsäcke wiederfinden sollte, das Recht hat, dem Europäer zu seinem Gelde zu verhelfen oder ihn zu vertrösten. Auf diese ebenso fein durchdachte wie einfache Weise werden geschäftliche Belästigungen und Klagen nach der Ansicht des Verfassers dieses tiefsinnigen Gesetzes völlig vermieden.

Aus Deutsch-Ost-Afrika schreibt man uns:

Auf die hier noch recht willkürlich gehandhabte Prügelstrafe möchte ich Sie angesichts der furchtbaren Wirkungen der Kiboko — Nilpferdpeitsche — aufmerksam machen. Es ist für jeden, nur einigermaßen menschlich denkenden Europäer fast unglaublich, wie hier für geringere Vergehen 25—50 Peitschenhiebe leichten Herzens verabfolgt werden, ja man erzählt sich, daß in der Gegend vom Kilimandscharo Prügelungen vorgekommen sind, an deren Folgen der Betreffende gestorben ist. Man darf annehmen, daß die meisten Europäer bei 25—40 Hieben zu Grunde gehen würden, eine Zahl, die hier häufig, zum Teil bei ganz jungen Leuten, angewendet wird. In Java ist für alle Vergehen und alle Altersstufen eine bestimmte Zahl Prügel vorgeschrieben, ein Vorgehen, welches für unsere Kolonien Nachahmung verdiente, wenn man, wie die meisten Kenner meinen, ohne diese Strafe hier nicht auskommen kann.

Ich habe schon 3 Monate lang einen Boy, bin aber noch nie in die Verlegenheit gekommen, demselben auch nur eine Ohrfeige geben zu müssen; ich behandle ihn als Menschen, wie ich in Deutschland einen Diener behandeln würde; dafür bedient er mich sehr gut, ich glaube besser, als es viele deutsche Diener thun würden. Andere

Herren haben tägliche Prügelszenen mit ihren Boy's durchzumachen. Am meisten wird wohl auf den Plantagen gesündigt in dieser Hinsicht; ich erinnere nur an das, was Kallenberg über Lewa schreibt. Es ist ein großer Unterschied, ob man mit Strenge, die bei Naturvölkern durchaus am Platze ist, oder mit Härte und Grausamkeit vorgeht. Der Leiter einer Plantage hier in der Nähe ist sehr streng, aber nie hart oder ungerecht, schwingt auch, wenn nötig, den Kiboko, aber nie unmenschlich; er hat Arbeiter in Hülle und Fülle, wohlgenährte, kräftige Leute. Ein anderer Herr dagegen schrieb neulich an eine Firma: „Schicken Sie mir so und so viel Sklaven . . . .“ Da können wir uns das weitere denken und dürfen wir uns nicht wundern, wenn seine Arbeiter ihm fortwährend entlaufen. Derselbe Herr äußerte einmal in meiner Gegenwart, die schwarzen Arbeiter wären überhaupt keine Menschen, und als Tiere oder Wild zu behandeln!

Doch genug von den Schwarzen! Suche ich Ihnen einiges aus den Verhältnissen, unter welchen die Europäer, speziell die Deutschen leben, zu schildern, so beginne ich mit dem nervus rerum. Die Münzverhältnisse sind ganz haarsträubende. Mit einer Rupie in Pesas beschwert man seine Tasche mit einigen Kilo Kupfer, 2—3 Zweirupien-Stücke ziehen die Tasche bis auf die Knöchel herab; diesem unnatürlichen Gelde wird die Haupturſache der schlechten finanziellen Zustände in den Kolonien zugeschrieben, es heißt überall, man kann kein Geld mit sich nehmen, und so schreibt man allerwärts, im Restaurant und im Kaufladen, Titres auf Titres; am Ende des Monats sind dann die meisten Herrn nicht in der Lage, das Geschriebene einzulösen. Mit Ausnahme der Regierungsbeamten stecken 85—90 % aller Europäer tief in Schulden. Welche Summen Restaurateure und Kaufleute verlieren, ist kaum zu glauben; der zersetzende Einfluß dieser traurigen Zustände auf die gedeihliche Entwickelung der Kolonie ist auf das Tiefste zu bedauern.

Ein kaum weniger großes Uebel ist der Spielteufel; oft hört man sagen: „Ich verlor gestern Abend 300 Rup.“, oder: „Der und der gewann da und da an einem Sonntag 1000 Rup.“ Ueber sonstige Ausschreitungen will ich ganz schweigen, denn wollte man den Schleier lüften, so müßte man Bücher schreiben voller Gemeinheiten und Charakterlosigkeiten, welche jeden Deutschen sehr tief beschämen müßten.

Wie man in der Wüste eine Oase begrüßt, mit gleichen Gefühlen empfängt man den neuen Gouverneur, von welchem jeder Hülfe und Heilung dieser traurigen Zustände erwartet. Das Vertrauen, welches demselben von allen Seiten ohne Ausnahme entgegengebracht wird, ist einzig und wahrhaft rührend, und so will ich schließen mit der Hoffnung, daß es der imponierenden und alles mit sich ziehenden Persönlichkeit unseres Wißmann gelingen wird, allen wahrhaft wohlgesinnten in der Kolonie das zu schaffen, was sie hoffend wünschen.

Vereinsnachrichten.

Der Hauptvorstand hat in seiner Sitzung vom 16. September 1895 eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche geeignet sind, das lebhafteste Interesse unserer Vereinsmitglieder in Anspruch zu nehmen.

Zunächst handelte es sich um die Frage, wo die geplante Sklavenfreistätte errichtet werden soll. Der Gedanke, dieselbe im Hinterlande von Dar-es-Salâm in nicht zu großer Entfernung von der Küste, etwa in Kisserawe, zu errichten, wurde nach eingehender Erwägung aufgegeben, weil es darauf ankommen mußte, ein Gelände ausfindig zu machen, welches nicht nur hinsichtlich seiner Ertragsfähigkeit, sondern auch hinsichtlich der hygienischen Verhältnisse allen Anforderungen entspricht. Daß dies bei dem Hinterlande von Dar-es-Salâm nicht der Fall ist, haben die Erfahrungen gelehrt, welche seit Jahren von einer für uns beachtenswerten Seite gemacht worden sind. Von Sachverständigen auf Usambara, die „deutsch-ostafrikanische Schweiz" verwiesen, haben wir befreundete evangelische Missionare gebeten, uns ein geeignetes Gelände daselbst zu erkunden. Wenn dieser Bitte in bereitwilligster Weise entsprochen worden ist, so sei auch an dieser Stelle den beiden Freunden im fernen Afrika nochmals herzlichst gedankt. Den uns von ihnen erstatteten Bericht, zu welchem wir noch eine erläuternde Karte geben zu können hoffen, haben wir in dieser und der vorigen Nr. unserer Zeitschrift mitgeteilt. Dem Vorschlage unserer Kundschafter entsprechend, haben wir beschlossen, **ein entsprechendes Gelände im Kwangulue-Thal**, östlich von Wuga, woselbst sie uns auch bereits ein Verkaufsrecht gesichert haben, anzukaufen und einen der Missionare ermächtigt, den Kauf vorzunehmen. Mit diesem Beschluß ist dasjenige Unternehmen, welches wir immer als unser „Erstlingswerk" bezeichnet haben, seiner Verwirklichung in erfreulicher Weise entgegengebracht. Möge es einen gedeihlichen Fortgang nehmen zum Heil der Eingeborenen Ostafrikas und zum Ruhme unseres Vaterlandes.

Ferner ist über die bisher „zur Linderung der Hungersnot in Ostakrika" eingegangenen Gelder — etwa 1000 Mk. — Bestimmung getroffen worden. Dieselben sind je zur Hälfte den beiden deutschen evangelischen Missionsgesellschaften überwiesen, welche in den am meisten heimgesuchten Gebieten Deutsch-Ostafrikas arbeiten: Der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ost-Afrika (Berlin III) und der Evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft in Leipzig, deren Stationen am Kilimandscharo liegen. Indem wir über die Verwendung der Gelder weitere Mitteilung in Aussicht stellen, bemerken wir, daß die Sammlungen noch nicht abgeschlossen sind und wir gern weiteren Gaben entgegensehen.

Sodann hat der Hauptvorstand auf Grund der ihm in der letzten Hauptversammlung erteilten Ermächtigung einem Antrage des Rheinischen Verbandes gemäß, den Präsidenten des Oberlandesgerichts zu Köln, Wirkl. Geh. Ober-Justizrat Dr. Struckmann und den

Divisionspfarrer Herr Fabarius, Schriftführer des gedachten Verbandes in Koblenz in den Hauptvorstand cooptiert. Wir hoffen, daß daß die genannten Herren die Wahl annehmen und daß ihre Mitarbeit für den Hauptverein von reichem Segen sein wird.

Endlich ist einem Gesuch des Directors des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, Herrn Geheimrath Professor Dr. Sachau, entsprechend zur Drucklegung eines „Wortführers für die Bantu-Dialekte in Deutsch-Südwest-Afrika", welches der hervorragendste Kenner derselben, Missionar Brincker, bearbeitet hat, eine Beihülfe von 400 Mk. bewilligt worden.

Indem wir Vorstehendes zur Kenntniß unserer Vereinsmitglieder bringen, möchten wir der dringenden Bitte Ausdruck geben, daß sie durch Werbung neuer Mitglieder und Sammlung von Gaben mitarbeiten möchten an der Erfüllung der neuen Aufgaben, die sich der Verein gestellt hat, und welche neue Opfer fordern.

Deutscher Wortführer für die Bantu-Dialekte in Deutsch-Südwestafrika.

Durch die Freundlichkeit des Direktors des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Sachau, sind wir in der Lage, ein Gutachten des verstorbenen Dr. Büttner über die Arbeit des Missionars Brincker mitzuteilen, an dessen Drucklegung unser Verein mit einem Beitrag von 400 Mk. sich beteiligen wird.

Berlin, den 29. 6. 92.

Euer Hochwohlgeboren berichte ich über das Manuskript von Missionar Brincker, betitelt: „Deutscher Wortführer für die Bantu-Dialekte Otjiherero, Oshidonga, Oshikuanjama", ganz gehorsamst folgendes:

Eigentlich sind in dem Werke drei verschiedene Bücher vereinigt: Deutsch-Otjiherero Wörterbuch, Deutsch-Oshindonga Wörterbuch, Deutsch-Oshikuanjama Wörterbuch.

Alle drei Bücher sind völlig original. Es existiert von ähnlichen Büchern nur ein Englisch-Otjiherero Wörterbuch (von Kolbe). Für Oshindonga und Oshikuanjama ist ein Wörterbuch, in welchem irgend eine europäische Sprache an erster Stelle steht, meines Wissens überhaupt nicht vorhanden.

Daß alle drei Bücher so gut abgefaßt sind, wie es heutzutage möglich ist, darüber besteht bei mir kein Zweifel. Der Verfasser beherrscht das Otjiherero besser als sonst jemand. Vorliegendes Deutsch-Otjiherero Wörterbuch hat er bereits vor meiner Ankunft in Damaraland (1873) zu bearbeiten angefangen.

Für die beiden anderen Sprachen ist er eine der bedeutendsten Autoritäten. Die Durchsicht des Manuskripts meinerseits hat mir diese Ansicht nur bestätigt.

Was die praktische Wichtigkeit der vorliegenden Bücher anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die hier behandelten drei Sprachen die bei weitem wichtigsten in dem nördlichen Teile unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes sind, und daß jeder Deutsche, der dort zu arbeiten hat oder haben wird, die Veröffentlichung vorliegenden Manuskripts mit Freuden begrüßen wird.

Uebrigens bildet vorliegendes Manuskript nur die Fortsetzung von Nr. 8 der Lehrbücher des Seminars, in welchem ein Wörterbuch des Oshikuanjama mit Bezugnahme auf das Oshindonga und Otjiherero von Brincker (nebst Grammatik) bereits veröffentlicht ist. Ein Wörterbuch Otjiherero-Deutsch, ebenfalls von Brincker, ist mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Leipzig erschienen.

Eine besondere Frage wäre es, ob es wünschenswert erscheinen mag, das Manuskript, in der ihm jetzt vom Verfasser gegebenen Form abzudrucken, also alle drei Sprachen in einem Bande.

Dafür spricht der Umstand, daß alle drei Sprachen nahe miteinander verwandt sind; die Formen erklären einander vielfach.

Außerdem liegen die geographischen Gebiete der drei Sprachen nahe beisammen. Der Deutsche, der mit Angehörigen des einen Stammes zu verkehren hat, wird in vielen Fällen wenigstens ab und zu auch mit Angehörigen des anderen zu thun haben.

Dabei bliebe noch die Frage, ob das Manuskript für den Druck so eingerichtet bleiben soll, wie der Verfassers es wünscht, so daß die vier Columnen neben einander stehen. Meines Erachtens würde der Druck dadurch unnötig verteuert. Würde dagegen alles enger zusammengerückt und die Wörter der einzelnen Sprachen durch verschiedenen Druck oder sonstwie unterschieden, so würde sich das ganze billiger herstellen lassen. Sowie das Manuskript jetzt ist, würde es sich auch kaum in die Form der Lehrbücher des Seminars hineinbringen lassen.

Fraglich möchte es auch sein, ob es nötig ist, überall das Latein, welches der Verfasser neben das Deutsche gesetzt hat, mit abzudrucken. Eine verständige Redaktion, die nur das wirklich Notwendige stehen läßt, könnte den Umfang des Manuskripts verkleinern, ohne das Buch zu schädigen.

Ergebenst

(gez.) C. G. Büttner.

Hierzu fügen wir einige Mitteilungen über den Lebensgang und die Thätigkeit des Verfassers des in Rede stehenden Werkes, welche wir derselben Quelle verdanken.

Heinrich Brincker ist geboren am 9. Mai 1836 zu Isselhorst in Westfalen. Nachdem er die Volksschule seines Heimathsortes absolviert hatte, trat er in die damals von Pastor Fliedner geleiteten Anstalten zu Kaiserswerth ein, um sich der Krankenpflege zu widmen. Im Dienste dieser Anstalten machte er ausgedehnte Collectenreisen fast durch alle Provinzen des Preußischen Staates und trat dann im Herbst 1856 in das Missions-Seminar zu Barmen ein. Nach Absolvierung eines sechsjährigen Seminarkursus und nach seiner Ordination wurde er im Jahre 1862 als Missionar zu den Hereros in Südwest-Afrika

ausgesandt. Sein Aufenthaltsort war Otjimbingue, wo er auch nach Rückkehr des Missionars Dr. Büttner, des verstorbenen Lehrers des Suaheli am Seminar für Orientalische Sprachen, das Augustineum, eine Anstalt für die Ausbildung Eingeborener als Missions-Gehülfen, leitete. Zur Zeit befindet sich Brincker als Missionar in Stellenbosch im Caplande. Außerhalb seines Missionsdienstes hat sich Brincker in hervorragender Weise mit dem Studium der Südwest-Afrikanischen Sprachen beschäftigt, was aus den nachverzeichneten sprachlichen Arbeiten Brincker's zu ersehen ist:

1. Omahonge vokuleza Otjiherero. Fibel I. Gütersloh 1879.
2. Omahonge vokuleza Otyiherero. Fibel II, Lesebuch mit einem Englisch-Herero Wörterbuch. Gütersloh 1879.
3. Omaimburiso vozombongo zovaherero puna Okatechismusa katiti etc. Lieder und Katechismus Dr. M. Luthers in Herero. Gütersloh 1879.
4. The Pilgrim's Progress by John Bungar, translated into Otyiherero. Berlin, Th. Grimm 1873.
5. Omahunzi o Ombibela octestamente ekuru noepe The Scripturee History published in Calw, translated into Otyiherero. Gütersloh 1879.
6. Etastamente epe ra Muhona Yesus Christus puna Omapsalme. Neues Testament und Psalmen. Gütersloh 1879.
7. Wörterbuch und kurzgefaßte Grammatik des Otji-Herero mit Beifügung verwandter Ausdrücke und Formen des Oshi-Ndonga-Otji-Ambo von H. Brincker. Mit Unterstützung der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, sowie verschiedener Missionsgesellschaften herausgegeben von C. G. Büttner. Leipzig, T. O. Weigel 1886.
8. Eine Reihe Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften (Globus).
9. Lehrbuch des Oshikuanjama (Bantu-Sprache in Deutsch-Südwest-Afrika) auch unter dem Titel: Lehrbücher des Seminars für Orientalische Sprachen No. VIII. W. Spemann, Stuttgart-Berlin 1891.
10. Manuskript des „Wortführer für die Bantu-Dialekte u. s. w."

Litterarisches.

Aequatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719. — **Der Kongo und der „große Wald"** 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley. — **Ophir und die portugiesischen Goldminen am Sambesi.** (Mit einer Karte.) Von Dr. **Carl Peters.** — Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer in Berlin. (Höfer u. Vohsen.)

Reichskommissar Peters hat ein interessantes Schriftchen über eine aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammende Karte vom südlichen Afrika veröffentlicht. Er tritt in diesem Schriftchen der Ansicht bei, daß die Ruinen von Simbabye im Westen von Sofala im Zusammenhang stehen mit den Opferfahrten Salomos. Diese Ansicht ist zuerst von Mauch, dem Entdecker jener Ruinen, nach seiner im Jahre 1872 erfolgten Rückkehr nach Deutschland, öffentlich vertreten worden. Von dem bekannten Geographen Petermann wurde sie gebilligt und von Merensky im Jahre 1875 in seinen „Beiträgen zur Kenntnis Süd-Afrikas" des weiteren wissenschaftlich begründet. Die in den letzten Jahren erfolgte Erschließung des Maschonalandes und die nähere Untersuchung jener Ruinen bekräftigt diese Ansicht mehr und mehr. Gerade jetzt hat man dort am Hunjoni-Fluß wieder eine alte Mine gefunden, welche 200 Meter Durchmesser hat und 200 Fuß tief ausgearbeitet ist. —ky.

Hermann Petrich, Superintendent zu Gartz a. O. **Hermann Theodor Wangemann.** Sein Leben und Wirken für Gottes Reich und für das Missionswerk insonderheit. Der Missionsgemeinde erzählt. — Mit zahlreichen Bildern. — Berlin 1895. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. — Preis in eleg Leinwandbd. 2,20 Mk., brosch. 1,50 Mk.

In 15 Kapiteln giebt der Verfasser ein klares Bild von dem Lebensgange des Heimgegangenen, unter dessen Leitung die „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Heiden" ihren großen Aufschwung genommen hat. Wer sich mit der Geschichte dieser Missionsgesellschaft beschäftigt oder beschäftigen will, wird dieses Büchleins nicht entraten können. Wer Freude hat an charakterfesten und glaubensgewissen Persönlichkeiten, wird dem Verfasser für die Zeichnung dieses Lebensbildes dankbar sein.

Rochus Schmidt. Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. II. Teil: **Westafrika und Südsee,** mit 123 Bildern und 6 bis auf die neueste Zeit berichtigten Karten. Umfang 28 Bogen; Romanformat. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall und Grund. Preis geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Dem ersten, Ostafrika behandelnden Teile ist schon jetzt der zweite gefolgt. Was uns der Verfasser in seinem Buche bietet, ist am besten aus dem Inhaltsverzeichnisse zu ersehen, dessen die westafrikanischen Kolonien betreffender Teil hier folge: Erstes Kapitel: Das Schutzgebiet Kamerun. 1. Der Boden und das Klima. 2 Die Bewohner und die Hauptplätze des Schutzgebietes 3. Wie Kamerun unter deutsche Schutzherrschaft gestellt wurde. 4. Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Kamerun. 5. Die Forschungsexpeditionen im Kamerungebiet. — Zweites Kapitel: Das Togoland. 1 Das Land und seine Bevölkerung 2. Wie Togo unter deutsche Schutzherrschaft gestellt wurde. 3. Die Erforschung und Verwaltung von Togoland. — Drittes Kapitel: Deutsch-Südwestafrika. 1. Die geographische und wirtschaftliche Lage. 2. Die Bevölkerung von Deutsch-Südwestafrika. 3. Die Lüderitzsche Erwerbung in Angra-Pequena. Deutschlands Vorgehen in Südwestafrika. 4. Die Entwicklung des südwestafrikanischen Schutzgebietes. — Viertes Kapitel: Die deutschen Missionen in den westafrikanischen Kolonien.

Der Verfasser macht uns somit nicht nur mit Land und Leuten bekannt, sondern giebt auch einen geschichtlichen Ueberblick über Erwerbung, Erforschung, Verwaltung und Entwickelung der deutschen Kolonien Westafrikas und der Südsee. Die leicht verständliche Sprache, die gute Einteilung des Stoffes und die große Zahl der meist wohlgelungenen Bilder, von denen wir auf Seite 181 mit Erlaubnis der Verlagshandlung eins wiedergeben, bewirken, daß auch der Laie mit Nutzen dieses Buch lesen kann. Noch besser könnte dies geschehen, wenn die Karten zweckmäßiger eingefügt wären. K—l.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von **v. Estorff**, Generalmajor z. D. 1895. Siebentes Heft. — Inhalt: **Die Italiener in Afrika**, von **v. Bruchhausen**, Hauptmann a. D. (Mit einer Übersichtskarte) — Berlin, Kochstraße 68—71. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Gott will es! Nro. 2. Bericht über den Märtyrertod des Muhammedaners Stephanus Askjar von **J. Lemm**, weiland Pastor zu Katharinenfeld im Kaukasus. Zweite Auflage. — Im Anhang: Die Ausweisung der deutschen Missionare aus Persien und der gegenwärtige Stand der Mission daselbst. Von W. Faber. — Leipzig 1895. Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber). — Brosch. 1 Mk.

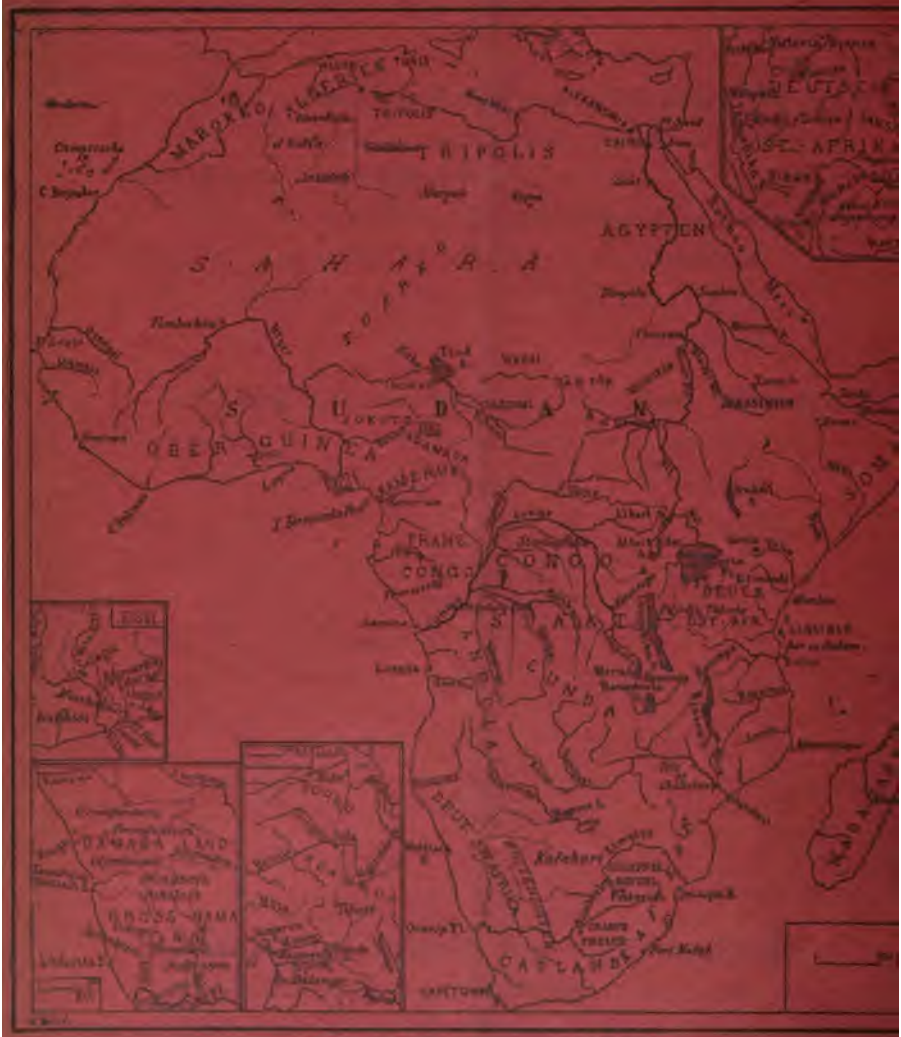
Missionsbilder mit Versen für Kinder.

Neu: H. 7. **Westindien**, 8. **Die Kols.**

Vorrätig 5—8. 100 Ex. — 4 Mk., portofr. Send. excl. Nachnahme.
Bis zum **15. Dezember** Vorzugspr. 200 — 7,50 Mk., 350 — 12,50 Mk., 1000 — 32 Mk.

Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Berlin NO 43, Friedenstr. 9.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Proklamation des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika ꝛc.	175
Eine Reise durch Usambara	178
Afrikanische Nachrichten	184
Vereinsnachrichten	190
Deutscher Wortführer	191
Litterarisches	193

[illegible]

AFRIKA.

Nr. 11.

November 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Schon jetzt machen wir ergebenst darauf aufmerksam, daß eine Neubestellung der „Afrika“ für das Jahr 1896 nicht nötig ist. Wer bis zum Jahresschluß nicht abbestellt, erhält sie in der gewohnten Weise zugesandt.

Herzlich und dringend bitten wir die geehrten Leser der „Afrika“ uns in der Verbreitung unserer Zeitschrift zu unterstützen, damit unsere Bestrebungen zum Wohle der Eingeborenen unserer afrikanischen Schutzgebiete immer mehr Teilnahme finden. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Der Bezugspreis bleibt bei portofreier Zustellung unter Kreuzband jährlich 2 Mark. Mitglieder des „Evangelischen Afrika-Vereins“ (geringster Beitrag 1 Mark) erhalten die Zeitschrift für 1,50 Mark, sodaß die untere Grenze des Jahresbeitrags incl. Zeitschrift 2,50 Mark beträgt. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark an ist der Bezugspreis für die „Afrika“ eingeschlossen.

Groppendorf, den 1. November 1895.

Die Geschäftsstelle.

Gustav Müller, Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.

Quittung über Eingänge
zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika.

Frau Butz, Steinfischbach, 2 Mk. — Lina Lobenstein, 2 Mk. — N. N., 1 Mk. — P. Kleppel, Bochum, 10 Mk. — P. von Velsen, Unna, 51,50 Mk. — von Tettau, Groß-Linichen, 6 Mk. — Frau von Burgsdorff, Züllchow a. O., 1 Mk. — Stadtmissionar Hickel, Freiburg i. B., 71 Mk. — P. Hötzel, Cöln, 36 Mk. — Dora Klein und Marie Bringer, Mainau, 22 Mk. — Dekan Römheld, Darmstadt (Samml. d. hess. ev. Sonntagsbl.), 400 Mk. — Durch P. Elsasser, 12 Mk.

Den freundlichen Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 5. November 1895.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.

E. Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Da die Nro. 6 des vor. Jahrgangs 1894 bei uns völlig vergriffen ist, bitten wir herzlich um geneigte Uebersendung derselben, wo sie nicht mehr gebraucht wird.

Groppendorf bei Hakenstedt.

Die Geschäftsstelle.

Pastor **Gustav Müller**, Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.

Die Sklaverei in Sansibar und Pemba.

Unter der Leitung der britischen und ausländischen Anti-Sklavereigesellschaft wurde am 14. Oktober im Mansionhouse in London eine Versammlung abgehalten, in welcher Herr Donald Mackenzie, der Bevollmächtigte der Gesellschaft, ausgeschickt, um die Sklavenverhältnisse auf den Inseln Sansibar und Pemba zu untersuchen, den Bericht abstattete.

Herr Mackenzie schickte einen Reisebericht voraus, in welchem er auch erzählte, er sei nach Dar-es-Salâm gefahren und „könne nicht umhin, für Deutschlands guten Ruf und die Wohlfart der armen Afrikaner zu wünschen, daß Se. Majestät der deutsche Kaiser einmal einen seiner überraschenden Besuche auch diesem Teil seines Reiches zukommen lassen möchte.“ (Was dieser ohne jede Motivierung in die Welt gesetzte fromme Wunsch mit der Sendung des Herrn Mackenzie zu thun hat, vermögen wir nicht einzusehen.)

Darauf legte dieser Herr das System des Sklavenhandels, wie er in Sansibar und Ostafrika unter britischem Protektorat betrieben werde, dar. Die Sklaverei sei eine uralte, mohammedanische Einrichtung; seit einigen Jahren sei England für den Stand der Sache verantwortlich, noch seien aber keine Verbesserungen in der Lage der Sklaverei eingetreten; wohl hätten englische Schiffe einige Dhaus gekapert, aber Autoritäten berechnen, daß höchstens 5—6% geraubte Sklaven befreit seien. Von der nach wahrscheinlich richtiger Berechnung aus 400 000 Seelen bestehenden Bevölkerung seien 260 000 Sklaven. Mackenzie unterscheidet Haus- und Plantagen-Sklaven und Arbeiter in den Seestädten. Die Plantagen-Sklaven dürften an 2 Tagen in der Woche ihre ihnen zur Gewinnung der Wurzel-Nahrung zugewiesenen Felder bearbeiten, für den Bau ihrer Hütten hätten sie selbst zu sorgen, ihr Herr gäbe ihnen nur das für ihre Kleidung notdürftigste Zeug. In den Seestädten seien die Sklaven beschäftigt bei dem Ein- und Ausladen der Schiffe, bei dem Kohlentragen, mit Arbeiten beim Bauen und Ausbessern der Häuser und dergl., teils vermieteten sie sich als Träger in das Innere Afrikas. Der Herr schicke den Sklaven aus, sich Arbeit zu suchen, fände er keine so werde er gezüchtigt. Von dem dem Arbeiter direkt ausgezahlten Lohn müsse er dem Herrn die Hälfte abgeben, ein müheloser Gewinn, dem außer der Kaufsumme keine wesentliche Ausgabe gegenüberstehe. Die Vermehrung sei nicht so stark, daß man den Bedarf mit geborenen Sklaven decken könne, so sehe man sich zu fortgesetzter Sklaveneinfuhr vom Festland aus genötigt. Man wolle berechnet haben, daß jährlich 6—7000 Sklaven in Sansibar eingeführt werden, und zwar, da die Dhaus einer zu strengen Bewachung unterlägen, auf Kanoes. Zwischen Sansibar und Pemba könne ungehindert der Sklavenhandel getrieben werden mit Erlaubnis der Regierung, da jedem Besitzer das Recht zustehe, Sklaven zur Bearbeitung seiner Felder auf die andere Insel

zu senden; von Pemba aus würden viele nach dem persischen Golf verschickt. Der Sklave dürfe gegen seinen Herrn klagen, auch vor dem englischen General-Konsul wegen schlechter Behandlung um seine Befreiung bitten, von diesem Recht werde aber sehr wenig Gebrauch gemacht, teils, weil die Sklaven diesen Weg nicht kennen, teils weil sie nicht wüßten, wohin sie vor der grausamen Rache ihrer Herrn fliehen sollten.

Zweierlei Wege habe nun England vor sich: Entweder Anerkennung der Sklaverei oder gänzliche Ausrottung, an ein allmähliches Aufhören sei nicht zu denken. Der Abschaffung widersetzten sich vornehmlich die Indier, denen der größte Teil der Schambas oder Landsitze verpfändet sei und die mit Aufhebung der Sklaverei eine völlige Entwertung ihrer Pfandobjekte befürchteten. Darum werde von der Regierung Sansibars der glückliche Zustand der Sklaven, die ihre Freiheit gar nicht begehrten, gepriesen — einen deutlichen Eindruck von diesem Glück erhielt Mackenzie durch den Besuch eines Gefängnisses, in welchem er Sklaven, Männer und Weiber, mit schweren Fesseln belastet fand, weil sie davongelaufen und ihre Freiheit hatten erlangen wollen. Daß der Landbau und Handel Sansibars ohne Sklaven nicht bestehen könne, glaubt Mackenzie nicht; die befreiten Neger müßten, um ihr Leben zu fristen, arbeiten, nur würden sie dafür ihren vollen Lohn erhalten und dem Herrn der wucherische Gewinn verloren gehen; der Lohn könne ja zum Teil dem putzliebenden Schwarzen in Zeug und anderen Gegenständen ausbezahlt und damit der Manufaktur-Industrie eine Absatzquelle erschlossen werden.

Mit ein Paar tüchtigen Händen voll Weihrauch, dem moralischen und christlichen England gestreut, das allen anderen Völkern weit, weit voraus sei in den mit der Befreiuung von Sklaven seit dem Anfang dieses Jahrhunderts erzielten Erfolgen, nahm die Versammlung zwei Resolutionen an, die englische Regierung um umgehende Abschaffung der Sklaverei auf den unter ihrem Protektorat stehenden Inseln Sansibar und Pemba anzugehen.

Zwei Gesichtspunkte leiten uns, den Lesern der „Afrika" einen Bericht über die Versammlung im Mansionhouse zu geben; einmal begrüßen wir mit Freude alles, was den Fluch Afrikas, die Sklaverei, mit ihren entsetzlichen Folgen in helles Licht setzt. Man hat öfters auch von deutscher Seite hören müssen, der Neger sei unreif zu selbstständiger Existenz, er ziehe ganz wohlgemut der Sklaverei entgegen; es ist wohl richtig, daß das Loos eines Hausssklaven unter einem milden Herrn ein recht erträgliches und das Leben ohne Nahrungssorgen ganz angenehm ist; abgesehen aber davon, daß das Bild des Sklavenlebens doch in den weitaus meisten Fällen ein düsteres Colorit hat, dürfen wir nicht müde werden, unsere Stimme gegen die Sklaverei zu erheben. Wollen wir unserer nationalen Aufgabe in unseren Kolonien gerecht werden, wollen wir für unser Vaterland Nutzen aus denselben ziehen, so kann es nur geschehen, wenn wir dafür sorgen, daß der Neger zu einer sittlich freien Persönlichkeit erzogen wird, der

sich des Segens bewußt ist, der in der Arbeit im Schweiße seines Angesichts, in dem Werk seiner Hände liegt! Es wird noch eine lange Erziehungsarbeit nötig sein, ehe aus dem kindischen Neger eine solche Persönlichkeit erwächst, aber auch bei Mißerfolgen dürfen wir nicht ermattet die Hand sinken lassen.

Der zweite Gesichtspunkt ist folgender: Ob die englische Regierung die Abschaffung der Sklaverei in Sansibar und Pemba durchzuführen willens oder imstande ist, lassen wir hier dahingestellt sein; die Sklaverei besteht auf jenen Inseln, damit haben wir zu rechnen; denn das ist unzweifelhaft: so lange der Sklavenbedarf dort vorhanden ist, wird für Zufuhr aus dem Festlande gesorgt werden. Wir haben es nun mit einem Strom zu thun, dessen Mündung auf Sansibar ist und dessen Quellen zum Teil auch in unseren ostafrikanischen Schutzgebieten liegen. Will man einen Fluß versiegen lassen, so muß man seine Quellen abgraben. Das thut das Deutsche Reich, indem es die auf dem Lande oder auf dem Meer aufgegriffenen, für den Sklavenmarkt in Sansibar bestimmten Schwarzen in Freiheit setzt. Ganz verhindern wird man den Sklavenhandel nicht, aber es geschieht doch das unter den gegebenen Verhältnissen Mögliche. Damit nun unsere Regierung zur Befreiung der Sklaven ein moralisches Recht habe, indem sie ihnen Ersatz für das Verlorene und einen Halt für das Leben ohne Herrn zu geben weiß, damit sie sich in denselben nicht ein vagabondierendes Proletariat schaffe, hat der evangelische Afrika-Verein beschlossen, eine Sklavenfreistätte anzulegen. Die Neger sollen dort zu fleißiger Arbeit angehalten, sollen erzogen werden, den Segen derselben und die Freude an einer durch eigenen Fleiß erworbenen Heimat kennen zu lernen. Ist dieses Ziel erreicht, so werden wir treue Unterthanen haben, ideeller und materieller Gewinn wird aus unseren Kolonien der Heimath zufließen. An dieser positiven Arbeit zur Lösung der Sklavenfrage mitzuarbeiten, fordern wir unsere Freunde von Herzen auf.

Ueber diese projektierte Sklavenfreistätte verstattet umstehende Skizze eine Orientierung. Auf die engere Wahl für dieselbe waren zwei Punkte gestellt: 1) Das Kwanguluetal entweder im Süden in der Schembekesalandschaft, oder im Norden in der Handeilandschaft, 2) der Schagajuwald in der Nähe von Mtai bei Teme. Einer der beiden Missionare, welche wir um Besichtigung und Aussuchung einer geeigneten Oertlichkeit gebeten hatten, schreibt: „Für diese zwei vorgeschlagenen Orte sprechen: 1. die nach unserer bisherigen Erfahrung völlige Fieberfreiheit; 2. das milde Klima, sie sind ja nur 1100 und 1200 Meter hoch; 3. die Nähe von Missionsstationen; der Schagajuwald ist von Hohenfriedeberg nur 2 Stunden entfernt. Der untere Teil des Kwanguluetals ist von Bumbuli ebenso nur 2—3 Stunden weit entfernt, der obere nur eine kurze Tagereise. Daß Bumbuli auch Missionsstation werden wird, scheint uns sicher zu sein. Es ist ein abgeschlossener Bezirk von großer Bevölkerungsdichtigkeit; 4. die Fruchtbarkeit des Strichs und das Vorhandensein von Wald und Wasser;

USAMBARA
1 : 1000000
Reiseweg der Missionare
H Becker u. F Langheinrich
Klm
38°
39°
5°
Bethel
Mlalo
Bumbuli
Wuga
Korogwe
Magila
Misosue
Umba
Wanga
Boma
Kwale od. Mnasini I
TANGA
Yambe I
Gombeto
Mkaramo
Pangani
Umba
Kombe
Mesembasi
MOISEL 38°
39°

5. die Billigkeit des Bodens. — Den Vorzug geben wir unter diesen beiden dem Kwanguluetal, weil es abgeschlossen ist und nicht so den Winden ausgesetzt wie der Schagajuwald, der von der Ebene aus von den Winden bestrichen wird." —

Der Kwangulue ist ein Nebenfluß des sich von Norden in den Pangani ergießenden Luengera. Die im unteren Thal dieses Flusses projektierte Sklavenfreistätte liegt unter 5° südl. Breite und 36° östl. Länge von Paris in oben angegebener Meereshöhe. H.

Der Islam im Sudan.

Von Herman Frobenius.

Nachdruck verboten.

Ueberall, wo wir von der Küste aus in das Innere des Sudan vordringen, stoßen wir nach Durchschreitung der heidnischen Küstenländer auf Gebiete, in denen die Lehre Mohammeds uns entgegentritt, sei es an den Hoflagern einzelner Fürsten, sei es in Kolonien mohammedanischer Einwanderer, sei es in der Form der von einem Volke in seiner Gesamtheit angenommenen Religion. Der Charakter, in welchem der Islam auftritt, ist ein durchaus verschiedener, jenachdem er getragen wird durch eingewanderte Stammesangehörige alter mohammedanischer Völkerschaften, sei es, daß er nur wie ein dünner Farbanstrich das durchaus heidnische Wesen der eingeborenen Stämme bedeckt. Wir haben es also weder mit einer geschlossenen Masse von mohammedanischen Völkern zu thun, noch bei den zum Islam sich bekennenden Gebieten mit einer mit ihrer Religion vertrauten und verwachsenen Bevölkerung. Wollen wir ein Verständnis gewinnen für das Wesen des Islam im Sudan, so müssen wir die Art seiner allmählichen Verbreitung daselbst und die Eigentümlichkeiten derjenigen Volksstämme und Elemente ins Auge fassen, welche als Träger dieser Lehre auftreten.

Einwanderungen in Afrika aus der Arabischen Halbinsel haben schon lange vor der Ueberflutung mit den Kriegsscharen der Chalifen stattgefunden. Namentlich scheinen hierbei die Stämme Südarabiens beteiligt zu sein. Eduard Glaser (die Abessinier in Arabien und Afrika) führt den Beweis, daß die Namen Aethiopen und Habasat gleichbedeutend mit „Weihrauchhändler" zu übersetzen sind, daß die so Bezeichneten sowohl in Süd-Arabien, als in Ost-Afrika — hier wahrscheinlich aus Arabien eingewandert — schon im ersten Jahrtausend vor Christus ansässig waren, daß die Habasat an der Gründung des

alten Reiches Meroe wahrscheinlich nicht unbeteiligt waren, und daß erst um die Zeit von Christi Geburt die Arabischen Habasat, gedrängt durch die Parther, den Schwerpunkt ihrer Herrschaft nach Afrika — Abessinien (das Reich Axum) — verlegten.

Ob die Habasat rein arabischer Abstammung, oder, wie man aus ihrer abweichenden Sprache und Architektur schließen möchte, auf Kolonisation eines anderen Volkes in der Khurian-Murian-Bai zurückzuführen seien, ist noch eine zu lösende Frage, die aber hier ohne Belang ist; denn aus der Thatsache der Einwanderung eines in Süd-Arabien ansässigen Volksstammes in vorchristlicher Zeit ist direkt zu folgern, daß arabische Elemente sich von der Ostküste aus bereits lange vor dem Auftreten Mohammeds über Afrika verbreiteten und unter den eingeborenen Stämmen gewissermaßen den Boden vorbereiteten für die Aufnahme der später zum Teil auf anderem Wege ihnen gebrachten Religion. Daß diese ihnen nicht durchweg auf demselben Wege, direkt aus dem Osten kommen sollte, daran trugen merkwürdiger Weise gerade die Habasat die Schuld. Sie nahmen, auf Veranlassung des befreundeten Römischen Reiches, das Christentum an (im vierten Jahrhundert) und die koptischen Königreiche Nubien (Sennar) und Abessinien bildeten den starken Wall sowohl gegen die im 7. Jahrhundert beginnenden Einwanderungen moslemitischer Araberstämme ins östliche Küstengebiet, als gegen die über Ägypten sich ausbreitende Macht des Mohammedanismus. Als 1275 die Nubier zum erstenmale von den Anhängern Mohammeds (dem Mamelukensultan Djaber Beibars) besiegt wurden, erkauften sie noch einmal ihren christlichen Glauben mit einer hohen Kopfsteuer; und erst 1517 mußte sich das Land zwischen Nil und Atbara den Truppen Selim I. und dem siegreich vordringenden Bekenntnis des Propheten öffnen.

Nun war kein Halt mehr für die arabischen Einwanderer geboten, über die Nil-Ufer hinweg trieben sie ihre Herden nach Kordofan hinein, nahmen einerseits die Bajuda-Steppe, anderseits die Länder nördlich des Bahr-el-Arab in Besitz und stießen nur bei den durch ihre Berge geschützten Nuba-Negern auf ernsthaften und dauernden Widerstand. Weiterhin vordringend fanden sie aber bereits arabische Einwanderer vor. Als solche werden die Tundscher bezeichnet, welche aus Tunis nach Dar-For und Wadai gekommen sein sollen. Nachtigal giebt die Zeit der Einwanderung verschieden an, im Jahr 1400, 1500 oder auch später; vielleicht hängt sie zusammen mit dem Vorgehen Cheir-eddins gegen Algerien und Tunis (1519). Soviel scheint festzustehen, daß die Tundscher Dank ihrer vorgeschrittenen Kultur sowohl in Dar-For als in Wadai bald sich der Herrschaft bemächtigten, ihre Religion aber noch nicht zur Geltung zu bringen vermochten. In Dar-For verschmolzen sie mit den Furäwa zu einem negerartigen Mischvolk; und einem aus solchem Stamme (arabischer Vater und eingeborene — Kêra — Mutter) hervorgegangenen Herrschergeschlecht war es erst beschieden, ungefähr im Anfang des 17. Jahrhunderts

die mohammedanische Religion zur Einführung zu bringen. In Wadai kann dieses Ereignis wohl auf die Einwirkung der Niederwerfung des Christentums in Nubien zurückgeführt werden. Ein Abassside Jâme wanderte aus Schendi am Nil dort ein und seinem glaubenseifrigen Sohne Abd-el-Kerim gelang es, dem dortigen Heidenregiment ein Ende zu machen und mit seiner Thronbesteigung 1635 den Islam einzuführen.

Mit Bagirmi betreten wir das Gebiet, in welchem nicht nur die östliche und nördliche, sondern auch die westliche Einwanderung mohammedanischer Stämme sich geltend macht. Als die östlichen Einwanderer (Dokkenge) im Jahre 1550 das Königreich gründeten, fanden sie bereits arabische und Fulbe-Elemente dort vor. Da Dokkenge noch Heide war und erst einer seiner Nachfolger, Abd-Allah, im dritten Dezennium des 17. Jahrhunderts zum Islam übertrat, wird man in dieser Herrscherfamilie wohl nicht Araber, sondern Angehörige eines durch die Araber-Einwanderung verdrängten eingeborenen Stammes zu erblicken haben. Die Anregung zum Uebertritt mögen ebensowohl die von allen Seiten sich einnistenden Mohammedaner, als der Einfluß von Bornu gegeben haben, welches der neuen Religion sich bereits seit Jahrhunderten erschlossen hatte.

Obgleich in den genannten drei Reichen des östlichen Sudan, Dar-For, Wadai und Bagirmi, der Islam nun bereits auf eine bald dreihundertjährige Herrschaft zurückblickt, war er bis zur Zeit des Mahdi-Aufstandes — und weiter reicht unsere Kenntnis nicht — weder im Stande, die altheidnischen Gebräuche gänzlich auszurotten, noch die Kulturentwickelung der Eingeborenen wesentlich zu fördern. Nachtigal, welcher Dar-For kurz vor seiner Einverleibung in das ägyptische Gebiet besuchte, berichtet uns ausführlich über die am Königshofe üblichen großen Feste und danach sind diese nicht wohl etwas anderes, als die alten heidnischen Gebräuche in etwas abgeschliffener und gemilderter Form; mit den mohammedanischen Festen haben sie keine Aehnlichkeit. Ich erinnere an die Frühlingsfeier, das große Paukenfest. So sehr uns die Vorfeier anmuthet, bei welcher der Fürst eigenhändig ein Ackerstück bestellt und Saatkörner legt, so widerwärtig berührt das folgende Konda-Essen, bei welchem sämtliche Mitglieder des Königshauses die mit vorjähriger ranziger Butter und Pfeffer zubereiteten halbverwesten Eingeweide eines Hammels zu verschlingen genötigt werden, auch wenn wir der Ueberlieferung nicht gedenken, daß zu heidnischer Zeit eine Jungfrau die Stelle des Hammels einnahm.

Zu den barbarischen Sitten paßt der Charakter der Furâwa, den Nachtigal als hochmütig, jähzornig, rachsüchtig und gewaltthätig schildert, dazu paßt ihre Armut an gewerblichen Talenten und ihre Prunksucht; dazu paßt es auch, daß unter den Augen der Mohammedaner einer der unterworfenen Stämme, die Mascalit noch dem Kannibalismus fröhnen durfte, dem wahrscheinlich das ganze Volk in der Vorzeit nicht fremd war. Etwas weniger abstoßend beschreibt

derselbe Forscher die Bagirmi, deren gute Anlagen allerdings wesentlich beeinträchtigt wurden durch die Verhältnisse. Der Arbeit entwöhnt, weil alle Bedürfnisse aus Bornu und den betriebsamen Haussa-Ländern leicht zu bekommen waren, in kriegerischen Unternehmen und Raubzügen gegen die südlichen Heidenstämme verroht und grausam geworden, sind sie anspruchsvoll, rücksichtslos und leichtsinnig. Diesen Völkern hat der Islam wenig anderes gebracht, als die mit Vorliebe gepflegte Ansicht, daß dem Gläubigen der Krieg gegen die Ungläubigen eine Pflicht sei. Und deshalb sind sie nichts weniger als bekehrungssüchtig. Die Heidenvölker, welche zwischen ihnen und als nächste Grenznachbarn im Süden wohnen, bieten ihnen ein nur zu willkommenes Jagdterrain für ihre Plünderungszüge und Metzeleien. In welch roher Weise diese Kriegszüge geführt werden, zeigt Nachtigals Schilderung der Sklavenjagd im Walde von Kimrr. Auf den mächtigen Bäumen erbauten sich die gehetzten Heiden ihre Behausungen und tapfer wußten sie ihre Familie und ihre Habe dort zu verteidigen; aber mit unmenschlicher Grausamkeit wurden sie von den Bäumen heruntergeschossen.

Diese Auffassung von den Pflichten und Rechten eines Gläubigen lernten freilich diese Völker von denen, welche am meisten beteiligt sind an allen religiösen Bewegungen im östlichen Sudan, von den Dongolanern, welche als Händler ihre Staaten durchzogen und in ganzen Stadtvierteln sich bei ihnen ansiedelten. Diese dem nubischen Nilthal entsprossene Mischlingsrasse, ein Produkt äthiopischen, arabischen, ägyptischen und verschiedensten Negerblutes, ist zum Träger des Giftstoffes geworden, welcher die Gebiete von Kordofan, Dar-For, ja sogar Wadai und Bagirmi nicht weniger der Kriegspest zugänglich machte, die in Nubien ihren verderblichen Herd hatte, als die weithin sich erstreckenden Länder der Heiden-Neger bis zum Uelle und bis zu den Quellseen des Nils. Durch den unmäßigen Steuerdruck der ägyptischen Regierung zur massenhaften Auswanderung getrieben, suchten sie als Händler, Freibeuter, Abenteurer jeder Art die Negerländer auf, während sie als Kaufleute die großen Sudan-Staaten durchzogen und später im Dienste der großen Sklavenhändler die schwarze Waare durch Dar-For und Kordofan geleiteten. Selbst gedrückt und ausgepreßt von einer nichtswürdigen Beamtenwelt, lernten sie es die Eingeborenen zu drücken und zu pressen und trieben Andere zur Verzweiflung, nachdem sie selbst der Vernichtung sich entzogen hatten. Hand in Hand mit diesen edlen Trägern der Kultur arbeiteten die Fukara, jene — meist aus derselben Volksklasse hervorgegangene — niedere Geistlichkeit, welche durch ihre Schriftkenntnis und Schreibfertigkeit der Bevölkerung durchweg weit überlegen, den Aberglauben und die Unwissenheit der Menge sich in schamlosester Weise zu Nutze zu machen wußte. Aberglauben und Unwissenheit, das sind die Begleiter des Mohammedanismus in Nubien und Kordofan gewesen, welche es den fanatischen Sendboten des Mahdi ermöglichten, das ganze weite Land in Brand zu stecken, als er 1881 das blutige

Schwert gegen die ägyptische Regierung erhob.*) Aberglaube und Unwissenheit ließen auch die Sultanate dem Fanatismus und den nahenden Derwisch-Scharen zum Opfer fallen. Denn so berechtigt auch die Beschwerden über die Mißstände der Regierung, so bedürftig die Lehre des Propheten einer Reinigung und Reorganisation auch war, so war es doch schließlich eben die Natur und die Wirkung dieser in verkommenster Gestalt diesen Ländern aufgeprägten Religion, welche jede gedeihliche Entwickelung gehindert hatte. Es soll damit nicht dem Islam als solchem ein Vorwurf gemacht werden, denn der Mohammedanismus, wie er dem östlichen Sudan eigen war und ist, steht der reinen Lehre des Propheten eben so fern — wenn nicht noch ferner, als das Christentum des Abessinischen Reiches der lebendigen Lehre seines Stifters. Von einer Einwirkung der Religion in veredelndem, humanem Sinne kann weder hier noch dort die Rede sein, denn weder die Saat noch der Boden war dazu geeignet, edlere Früchte zu treiben.

Wesentlich anders als im Osten vollzog sich die Einführung des Islam im Westen des Sudan. Nachdem die Araber unter Othman bis Tunis vorgedrungen waren, gelang es ihnen noch im Verlauf des 7. Jahrhunderts, sich über die ganze Nordküste des Erdteils auszubreiten und die dort ansässigen Berberstämme zu unterwerfen. Hand in Hand ging mit diesen Eroberungen der Chalifen die Uebertragung ihrer Glaubenslehre auf die bezwungenen Völkerschaften und so wurden die Berber zu Mohammedanern. Der auf die nördlichen, an der Küste sitzenden Stämme ausgeübte Druck pflanzte sich naturgemäß nach dem Innern fort auf die Sahara-Stämme und mit deren allmählichem Vorrücken nach Süden machte auch der Islam langsame Fortschritte.

Im Westen des Erdteils (18. Breitegrad, 7 Grad westl. v. Gr.) bestand seit mehreren Jahrhunderten — nach Ahmed Baba 3 Jahrhunderte vor der Hedschra — ein mächtiges Reich, Namens Ghanata und nach der übereinstimmenden Ansicht aller Autoritäten ist dieses als der oder einer der ältesten Wohnsitze des rätselhaften Volkes der Fulbe (Fellata) zu betrachten. Während nämlich Barth sie ihre späteren Wanderungen nur von Westen aus beginnen läßt, nimmt Binger an, daß sie, von Ost nach West in grauer Vorzeit den Erdteil durchwandernd, sich in 2 Gegenden als getrennte Gruppen niedergelassen hätten, nämlich in der Gegend von Garama — das würde, wenn Binger mit den deutschen Forschern übereinstimmt, Fezzan sein und in Ghanata. Diese Annahme ist geeignet, manches Bedenken zu erregen; jedoch wird die Frage der vorgeschichtlichen Wanderung des Volkes wohl erst dann einer Lösung näher gebracht, wenn es einmal gelingt, die Herkunft der Fulbe entgiltig festzustellen. Sie wurde hier

*) Ich halte es nicht für angebracht, an dieser Stelle den Mahdi-Aufstand eingehender zu behandeln und verweise diesbezüglich auf die eingehende Schilderung in meinem „Heiden-Neger des ägyptischen Sudan".

nur berührt, weil diese als Hauptträger des Islam im westlichen und centralen Sudan aufgetreten sind und weil ihre Wanderungen deshalb für uns nicht ganz gleichgiltig sind.

Die Berberstämme, welche bis an die Grenzen von Ghanata vorgedrungen waren, scheinen schon frühzeitig dem Islam dort Eingang verschafft zu haben, denn im Anfang des 10. Jahrhunderts bestand in seiner Hauptstadt bereits ein mohammedanisches Stadtviertel mit 12 Moscheen. Es war vor Allem der Stamm der Senhadja, welcher um diese Zeit im Westen von Ghanata siegreich vordrang und in Mitte des 10. Jahrhunderts, auf den wichtigen Handelsplatz Audaghost gestützt, sich alle kleinen Negerfürsten unterwarf und auch Ghanata im Jahre 1076 eroberte und dem Glauben des Propheten dienstbar machte. Lange sollte allerdings ihre Herrschaft nicht dauern; denn in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts machte der Mandé-Stamm der Ssussu, von Süden vordringend, ihr ein Ende, Ghanata ward zu einem Reich der Mandé-Ssussu.

Nunmehr traten aber auch die anderen großen Reiche, welche sich im Niger-Gebiet entwickelt hatten, in Beziehungen zu den Fulbe; dieses sind Melle und Ssonrrhai. Das letztere, ein Negerreich, hatte sich seit dem 7. Jahrhundert unter Leitung der von Osten eingewanderten Dynastie am östlichen Knie des Niger zu großer Macht erhoben und bereits im 9. Jahrhundert weitreichende Handelsbeziehungen nach Norden. Ob auf diesem Wege oder durch die Handelsverbindungen mit Audaghost die mohammedanische Lehre nach Ssonrrhai kam, jedenfalls ist es auf eine Einwirkung der Berber zurückzuführen, daß im Jahr 1009 der Fürst des Landes, Ssa Kassi sich zum Islam bekehrte. Im 12. Jahrhundert scheint sich das Reich der Mandé, Melle, am westlichen Knie des Niger ausgebreitet zu haben, und als 1213 der König Baramindana den mohammedanischen Glauben annahm, bestanden neben einander drei große moslemitische Reiche im West-Sudan: Ssonrrhai, der Mandé-Staat Melle und der Fulbe-Mandé-Staat Ghanata. Gegenseitige Berührungen konnten bei den Ausdehnungsbestrebungen nicht ausbleiben, und der Schwächere mußte dem Stärkeren unterliegen. Das Schicksal erreichte zuerst Ghanata, das dem Reiche Melle etwa 1235 einverleibt wurde. In dem Kampf um die Oberherrschaft im westlichen Sudan siegt dann zunächst 1326 ebenfalls das Reich Melle; Ssonrrhai weiß sich aber wieder selbständig zu machen und unter Askia nicht nur Melle zu Boden zu werfen, sondern seine Macht bis über Ghanata auszudehnen (1499).

Bis zu dieser Zeit hatten die Fulbe unter der wiederholt wechselnden Herrschaft, wie es den Anschein hat, Ghanata als Mittelpunkt immer festgehalten, in Folge der kriegerischen Wirren mögen aber viele Familien im Laufe der Zeit ausgewandert sein und, vereinzelt nach Osten vordringend, sich bis nach Bornu und Bagirmi Niederlassungen gesucht haben.

Die Fulbe sind Viehzüchter, Nomaden, und es erscheint nur als eine natürliche Folge der Bedrängungen durch die Berber, der Ssussu

und Mandé, daß sie, an dem weitausgreifenden Herumschweifen mit ihren Herden, wie es die zunehmende Volksdichte bedingte, gehindert, zum Teil auswanderten um sich Weideplätze zu suchen. Daß sie in ihrer Vereinzelung sich mit Vorliebe in den kultivierteren und bereits von Gleichgläubigen bewohnten Ländern aufhielten, ist erklärlich. Sie werden deshalb sowohl in Melle als in Sfonrrhai sich breiter entwickelt haben, während sie den von Heiden bewohnten Landstrich, der beide Reiche trennte, nur als Durchgangsstraße in geringer Breite überschritten, zumal die wilden Mossi sie hier in einem dürftigen Lande mit Räubereien bedrohten. Es scheint mir deshalb nicht notwendig, Binger zu folgen und ein zweites östliches Ausbreitungszentrum anzunehmen.

Während die Fulbe vereinzelt schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts von Melle nach Bornu zu wandern begannen (das auch schon mohammedanisch war) und im Anfang des 16. Jahrhunders selbst bis Bagirmi vorgedrungen waren, scheint doch eine Massenauswanderung aus Ghanata erst mit der Eroberung durch Askia 1499 eingetreten zu sein. Damals überschwemmten wohl die Fulbe mit ihren Herden die Länder Senegambiens sowohl, als die Niger-Gebiete, und in den Bezirken, wo sie sich in gedrängterer Zahl niederließen, mögen seit der Zeit die eigenartigen Mischrassen entstanden sein, welche auf die Einwirkung der Fulbe, dieses von allem Afrikanischen so auffallend abweichenden Typus, zurückgeführt werden; dies sind namentlich die aus der Verschmelzung mit Djolof hervorgegangenen Toucouleurs. Sie sind vor Allen die eifrigsten Vorkämpfer des Islam geworden.

Die Fulbe sind eine Rasse von vornehmem Aeußeren und von vornehmer Gesinnung. Wie sie ihr fein geschnittenes Gesicht, ihre anmutigen Bewegungen, ihre stolze Haltung und ihre meist hellere Hautfarbe vorteilhaft von den dunkelfarbigen, schwerfälligeren und gröber gestalteten Negervölkern unterscheidet, so ragen sie hervor durch Intelligenz und Geschicklichkeit, vor Allem aber durch ihre Auffassung der Glaubenslehre. Sie halten mehr am Sinn als an dem Buchstaben des Koran fest, und ihre Geistlichen bedenken sich nicht, ihnen unverständliche Stellen nach ihrer Auffassung auszulegen und zu korrigiren. Auch sind sie im Allgemeinen zwar eifrige, aber duldsame Mohammedaner, wie unsere Reisenden überall, wo sie mit den Fulbe-Regenten in Berührung kamen, erfuhren; nur die Toucouleurs machen als fanatische Moslim hiervon eine Ausnahme. Das Gebiet der Thätigkeit dieser liegt, wie wir sehen werden, im Westen, im französischen Sudan. Eigentümlich ist ihre Stellung zur Vielweiberei; denn obschon diese ihnen gestattet ist, wird sie meist nicht geübt; die Frauen haben ein gutes Regiment und wünschen keine Teilung der Zuneigung ihres Gatten. Am besten scheint mir das Wesen der Fulbe in der Schilderung ihrer Ansiedelungen charakterisirt, wie sie Barth, ein Fulbedorf mit dem unweit gelegenen gleichnamigen Orte einer Bornu-(Kanuri-) Kolonie vergleichend, in folgender Weise giebt: „Hier (im Kanuridorf) ist Alles düster und melancholisch, mit kleinlicher Sorg-

falt angelegt; höchst regelmäßige Hütten mit überaus sorgfältig geflochtenen Strohdächern; wenige kümmerliche Bäume, spärlichen Schatten verbreitend; die männlichen Bewohner mit ihrer dunkelschwarzen Hautfarbe, ihren dunklen Toben bekleidet, mit breiten Nüstern und düsteren Zügen 2c. Dort im Fulbe-Dorfe leichte luftige Hütten, die Gehöfte von reicher Vegetationsfülle belebt, Alles sprossend und freundlich, Menschen und Vieh in traulichster Gemeinschaft; die Männer von geradem, schlanken Wuchse und heller Hautfarbe, mit offenen, lebensvollen, intelligenten Zügen, weißen, sauber gewaschenen Hemden; Frauen und Mädchen in den leichtesten, anmuthigsten Formen 2c., so ist Alles in diesen beiden so nahe zusammenliegenden Dörfern verschieden" — und diese Ortschaften, Sfarau genannt, liegen in Adamaua, ein Beweis, wie selbst bei ihren weitesten Wanderungen die Fulbe ihre schönen charakteristischen Eigenschaften zu bewahren wissen, so lange es ihnen gelingt, sich der Vermischung mit anderen Rassen zu entziehen. (Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Nachrichten.

Deutsch-Ost-Afrika. Zum Oberführer der Schutztruppe ist der am 17. September 1857 zu Neuhaldensleben geborene Hauptmann Wilhelm von Natzmer, bisher Compagnie-Chef im Garde-Schützenbataillon ernannt worden.

Das wichtigste Ereignis der letzten Zeit bildet eine von dem neuen Gouverneur Major von Wißmann, kurz nach seinem Eintreffen in der Kolonie nach dem Norden unternommene Reise. Der Bericht ist von sehr vielen Zeitungen abgedruckt worden, so daß wir uns hier kurz fassen können. Zweck der Reise war eine Orientierung auf dem Gebiet des Plantagenbaus und der Fortschritte, den derselbe während der Abwesenheit Herrn von Wißmanns gemacht hat, über welche er sich im allgemeinen günstig ausspricht. Als bemerkenswert möchten wir folgendes Urteil herausheben: „Hinsichtlich der ostasiatischen Arbeiter waren die Leiter der Pflanzungen der Meinung, daß vorläufig noch für feinere Arbeiten wenigstens eine gewisse Anzahl von Kulis nötig sein würde, und so glaube ich, daß in nächster Zeit unter Anleitung von wenigen, aber ausgesucht guten asiatischen Kulis der Neger die einfachere Arbeit auszuführen haben wird, daß sich mit der Zeit die Pflanzer aus der Masse der eingeborenen Arbeiter geschickte und verläßliche Leute heranziehen und dann allmählich mit nur afrikanischen Arbeitern ihrer Aufgabe gewachsen sein werden.

Eine später zu erwähnende Pflanzung Kikogwe bei Pangani arbeitet schon seit Jahren nur mit Wanjamwesi. Der Leiter dieser Pflanzung, Herr Lauterborn, hat 300 Wanjamwesi-Familien in und um Kikogwe angesiedelt und ist mit diesen Leuten durchaus zufrieden. Die Arbeiterfrage beruht in Afrika in erster Linie in der richtigen Behandlung der Leute." Die neue Usambara-Bahn scheint Herrn von Wißmann fast zu solide gebaut, er fürchtet, die bedeutenden Kosten werden den Weiterbau nach West-Usambara und dem Paregebirge, „unserm nächsten und aussichtsvollsten Plantagengebiet" beeinträchtigen.

Auf einer folgenden Reise wurde der Süden des Schutzgebietes besucht. Der Gouverneur schreibt unter dem 1. Oktober: „Die Unruhen im Süden, deren Führer der Häuptling Machemba und der Mrimamann Hassan bin Omari sind, haben eine derartige Ausdehnung angenommen, daß es geradezu unmöglich ist, noch weiterhin zu versuchen, diese Verhältnisse auf friedlichem Wege zu ordnen. Machemba treibt sein Unwesen bereits seit 5 Jahren . . ." Deshalb bedauert er, daß er die ihn aus Deutschland herausbegleitenden Hoffnungen auf eine friedliche Politik zunächst nicht erfüllen könne.

Am 25. September hat der stellvertretende Gouverneur von Ost-Afrika, Herr von Throta, eine Verordnung betreffend das Schürfen erlassen.

Der stellvertretende Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika berichtet über den gegenwärtigen Stand der Hungersnot: „Zur Zeit ist in dem größten Teile der Kolonie die Hungersnot geschwunden, da die Heuschreckenplage vorüber und dieses Jahr ein außerordentlich fruchtbares ist. Daß die Heuschreckengefahr vollständig vorüber sei, kann allerdings auch zur Zeit noch nicht behauptet werden. Die Folgen der Hungersnot werden durch das Sinken der Kaufkraft der Bevölkerung, durch die Verödung der Karawanenstraßen, durch den gänzlichen Fortfall des Reiserports noch lange zu spüren sein. Eine andere, aber günstige Folge der Heuschreckenplage ist, daß die Bevölkerung, um sich in etwas gegen die Not zu sichern, begonnen hat, dem Heuschreckenfraß gar nicht oder wenig unterliegende Nahrungsmittel, wie Kunde, Chirokko, Süßkartoffeln, Erdnüsse, in größerem Maßstabe anzubauen. In dieser Richtung hat auch das Gouvernement durch unentgeltliche Verteilung derartiger Saat thunlichst eingegriffen. Eine wirkliche Hungersnot ist zur Zeit nur noch in Ugogo und einem Teile der Rufijiniederung vorhanden. Die nach der Küste strebenden Notleidenden werden durch das Gouvernement, indem ihnen beim Wegebau und landwirtschaftlichen Kulturen Gelegenheit zur Arbeit gegeben wird, erhalten. Dem Lebensmittelmangel im Innern ist dadurch abzuhelfen gesucht, daß auf den Stationen, welchen die am meisten betroffenen Landstriche unterstehen, Kisaki, Kilossa, Mpwapwa, größere Verpflegungsmagazine, welche ohne Trägerzuschlag zu Küstenpreisen oder ganz unentgeltlich abgaben, angelegt wurden. Auch ist

hauptsächlich diesen Stationen Saatkorn zur unentgeltlichen Verteilung übersendet worden. Den Stationen Kilossa, Mpwapwa, Kilimatinde sind außerdem kürzlich je 3000 Rupien überwiesen worden, um sie bei landwirtschaftlichen Versuchen und Straßenbau als Löhnung in Baar oder in Lebensmitteln für Notleidende zu verausgaben. Ueber Mpwapwa hinaus war der hohen Trägerlöhne und der kostspieligen Verpflegung der Träger wegen ein Hinaufschaffen von Lebensmitteln unmöglich."

Vom **Njaßa-See** kommen sehr betrübende Nachrichten über **Sklavenraubzüge;** die Räuber, nicht Araber, sondern Angehörige der Yao-Völkerstämme, überfielen ein Dorf der friedlichen Njaßa-Neger, in welchem sich eine englische Missions-Niederlassung befindet, und schleppten nach einer Metzelei etwa 40 gefesselte Gefangene fort. Der Missionar, welcher dieses berichtet, stellt die Frage zur Erwägung, ob man nicht die halbcivilisierten Stämme mit Schußwaffen versehen solle, damit sie sich gegen derartige Überfälle schützen könnten; die Yaos erhalten Gewehre durch ihren Sklavenhandel nach der Küste. Man ist jedoch bisher vor den Folgen zurückgeschreckt, da man des Negers auch in teilweise christlichen Dörfern nicht sicher ist.

Vom Sklavenhandel in Deutsch-Ost-Afrika. Der „Westf. Merk." schreibt: „Der gegenwärtig tagende Kolonial-Rat hat sich in seiner ersten Sitzung u. a. mit der Bekämpfung des Sklavenhandels beschäftigt. Alle Maßregeln haben bisher noch nicht erreicht, diesen Handel an unserer ostafrikanischen Küste zu beseitigen. Vor etwa einem Jahre teilten wir den Brief eines katholischen Missionars mit, der halbtodte Negerkinder an der Karawanenstraße aufgelesen hatte, Kinder, die als „Träger" aus dem Innern kamen, um schließlich an der Küste nach Sansibar, Pemba u. s. w. als Sklaven verkauft zu werden. Wir forderten damals, das Gouvernement solle überhaupt nicht zugeben, daß Kinder und Frauen, bekanntlich die gesuchteste „Waare", als Träger mitgeschleppt werden dürfen; man solle den Karawanenführern keine Pässe geben, wenn sie solche mitführen wollten. Die Zulässigkeit dieser Maßregel wurde damals in deutschen Blättern bestritten. In Afrika scheint man jedoch anderer Ansicht zu sein. Wenigstens berichtet Pater J. v. d. Burgt im Novemberheft der Zeitschrift „Kreuz und Schwert" über einen Besuch des Paters Capus bei dem Kommandanten von Tabora, Herrn Leue, wie folgt: „Herr Leue machte unserem Mitbruder bei dieser Gelegenheit Mitteilung von einer Maßregel, die uns ausgezeichnet erscheint. Es soll nämlich den Eingeborenen, welche zum Handeln an die Küste gehen, verboten werden, Frauen nnd Kinder mitzunehmen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß viele dieser Frauen und Kinder trotz aller Wachsamkeit der Behörden nicht wieder zurückkehren, sondern unterwegs und an der Küste in die Sklaverei verkauft werden." Die Missionare nennen dies Verbot eine ausgezeichnete Maßregel, und als landeskundige Leute haben sie sicher ein richtiges Urteil in

solchen Dingen. Daß sie auch zulässig und möglich ist, zeigt die obige Mitteilung."

Auf katholische Missions-Arbeit wirft ein Artikel der Colmarer Zeitung vom 2. Oktober 1895 mit der Ueberschrift: „Hülfe den Enterbten!" ein interessantes Licht. Anläßlich der Anwesenheit des Bischofs Hirth aus Inner-Afrika im Elsaß wird erzählt, daß die junge Mission am Njaßa-See trotz dreimaliger Verfolgung 100 000 Bekehrte zählt (!!). Um nun die 150 Kapellen des Missions-Gebietes der „weißen Väter" würdig auszuschmücken, hat sich ein Verein katholischer Frauen und Jungfrauen gebildet, welcher Ende 1894 schon 4000 Mitglieder zählte; unter bischöflicher Genehmigung ist derselbe auch im September dieses Jahres im Elsaß eingeführt worden. Mit beweglichen Worten wird den katholischen Frauen an das Herz gelegt, wie sie, „ohne Vernachlässigung der Standespflichten und ohne die Mühen und Gefahren, welche die Missionsarbeit in den wilden Ländern mit sich bringt. dennoch das Verdienst der Missionäre teilen können", indem sie Leinen und seidene Sachen, Schmuckstücke aus Gold und Silber spenden, aus welchen Paramenten und Kirchenwäsche angefertigt werden sollen. Die Mitglieder an diesem Werk, „wo es gilt, Elend zu lindern und Seelen zu retten, nehmen teil an allen Gebeten und guten Werken, welche in den unterstützten Missionen verrichtet werden und genießen sonstige bedeutende Vorteile und fromme Vergünstigungen."

Eine der wichtigsten Fragen für das tropische Afrika ist bekanntlich die der „Besserung" der Verkehrsverhältnisse. Da die Flüsse nur zum geringsten Teile schiffbar sind, so ist man auf den Landtransport angewiesen, der vielfach durch Sklaven ausgeübt wird und der Grund der fortdauernden Sklavenjagden in Zentral-Afrika ist. Wenn nun auch die Neigung vorherrscht, es in dem tropischen Afrika gleich mit dem vollkommensten Beförderungsmittel der Eisenbahn zu versuchen, so stehen dem doch manche Bedenken gegenüber, einerseits die über die zu erwartende Frachtmenge und andererseits die Kostenfrage, so daß man sich in den Kreisen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft mit der Möglichkeit der Einführung des südafrikanischen Ochsenwagens in Ostafrika beschäftigt hat. Graf Joachim Pfeil, welcher lange Jahre in Südafrika war und bekanntlich mit Dr. Peters die erste entscheidende Expedition nach Ostafrika unternahm, insbesondere hatte sich mit dieser Frage beschäftigt und referierte darüber in der letzten Sitzung des Ausschusses der Gesellschaft. Der Herr Referent erörterte besonders zwei früher gegen die Einführung erhobenen Einwendungen, nämlich die Unwegsamkeit des Geländes und die Schwierigkeit der Beschaffung von Zugvieh. In ersterer Beziehung wies er darauf hin, daß ja gerade darin der Vorzug des südafrikanischen Ochsenwagens besteht, daß er die größten Terrainschwierigkeiten zu überwinden vermöge; seine persönliche Erfahrung lasse ihn hierin durchaus keine Schwierig-

keiten erblicken. Was das Zugvieh anbetreffe, so sei das in Ostafrika zur Zeit vorhandene Material, trotz einzelner günstig ausgefallener Versuche, im allgemeinen zur Leistung schwererer Arbeiten nicht tauglich. Es werde daher nötig sein, durch geeignete Kreuzungen brauchbares Material heranzuziehen. Solche Zuchtstationen könnten etwa in Angliederung an einzelne wissenschaftlich-wirtschaftliche Stationen, wie beispielsweise die Kilimandscharostation, errichtet werden. Graf Pfeil habe nun für die Strecke Tanga-Kilimandscharo eine Berechnung aufgestellt, in denen die Kosten des Trägertransports mit denen des Ochsenwagentransports verglichen werden. Dabei ergab sich, daß die Kosten des Ochsenwagentransportes unter Hinzurechnung der Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals sich mindestens ebenso hoch stellen, wie die ersteren, selbst wenn man davon ausgeht, daß die Regierung die Sache in die Hand nimmt und auf den Unternehmergewinn verzichtet. Dagegen würde vielleicht im lokalen Verkehr der Ochsenwagen und noch mehr der zweirädrige Ochsenkarren gute Dienste leisten. Es geht daraus hervor, daß die Einführung des Ochsenwagens bei den besonderen Verhältnissen Ostafrikas finanziell kein Erfolg sein würde. Andererseits ist aber in Betracht zu ziehen, daß die Trägerkarawanen auf weite Landstrecken verödend wirken und auch sonst manche Schäden im Gefolge haben, so daß die Frage, einen Ersatz dafür zu schaffen, von größter Bedeutung ist. Die deutsche Kolonial-Gesellschaft wird deshalb die Sache unausgesetzt im Auge behalten und Leute, welche sowohl die südafrikanischen wie ostafrikanischen Verhältnisse kennen, um Gutachten über die Frage der Einführung des Ochsenwagens in Ostafrika ersuchen.

Deutsch-Westafrika. Stationschef Zenker von der Jaunde-Station im südlichen Hinterland von Kamerun, ist nach siebenjähriger erfolgreicher Thätigkeit nach Berlin zurückgekehrt. Er ist derjenige Kolonialbeamte, der am längsten seit unseren Kolonial-Erwerbungen auf einem Platz im tropischen Afrika geblieben ist.

Eine eigenartige Erscheinung unter den Forschungsreisenden ist eine Dame, Miß Kingsley, Nichte des berühmten Kanonikus, welche gegenwärtig das Kamerun-Gebirge bereist. Wertvolle Sammlungen, welche sie zusammengebracht hat, befinden sich bereits auf dem Wege nach Europa. Trotz mancherlei Strapazen befand sich die kühne Dame wohlauf und hoffte, ihren gegenwärtigen Zug zu einem glücklichen Ende führen zu können.

Ein Brief des apostolischen Vikars für den Ubangi, Mgr. Angouard, berichtet fast unglaublich klingende Greuel von Menschenfresserei, welchen am Ubangi-Flusse zahlreiche Weiße und Schwarze zum Opfer gefallen sein sollen.

In Deutsch-Süd-Westafrika haben sich einige Schwierigkeiten mit den Hereros ergeben, weil diese ihre Viehbestände über die ihnen zugewiesenen Grenzen u. a. auch auf die Weiden weißer Ansiedler

trieben. Major Leutwein ließ die Heerde eines widersetzlichen Haufens pfänden und schrieb einen „deutlichen Brief" an den Oberhäuptling der Herero, Samuel, der sofort seine Leute zurückholte (Nat.-Ztg.). Der Grund für diese Verhältnisse, welche sich in nächster Zeit wohl nicht wesentlich bessern werden, liegt nach Angabe des Major Leutwein in der zu den vorhandenen Weiden in schreiendem Mißverhältnis stehenden Größe der Hereroheerden. Der Häuptling Kambagembi, in dessen Residenz Waterberg (Otjozondjupa) der Landeshauptmann, auf einer Inspektionsreise begriffen, am 11. August einzog, klagte, daß er für seine aus 30—40 000 Stück bestehenden Rinderheerden in seinem Gebiet nicht Wasser genug habe.

Zwischen der Landeshauptmannschaft für Süd-Westafrika und dem Kapitän der Rehebother Bastards, Hermanus van Wijk, ist am 26. Juli ein Vertrag, betreffend die Wehrpflicht der letzteren, geschlossen worden. Es sollen im laufenden Kalenderjahr 40 bis 50, von da ab in jedem Jahr 15 bis 20 Bastards zu Soldaten ausgebildet werden. Bewaffnung und Verpflegung wird von der Kaiserlichen Schutztruppe gestellt, für Kleidung haben die Militärpflichtigen selbst zu sorgen. Die Ausbildungszeit beträgt 6 Wochen, die jährlichen Wiederholungsübungen 2—4 Wochen. Die ausgebildeten Bastards sind während der Dauer von 12 Jahren wehrpflichtig und unterliegen der Kontrolle, welche durch die Rehebother Polizeibehörde ausgeübt wird. Sold wird nur im Kriege gewährt, in monatlicher Höhe von 40 Mark für die Vormänner, 30 Mark für die Soldaten. Während der Dienstzeit stehen die Bastards unter den Kriegsartikeln. Für Witwen und Waisen der außerhalb des Rehebother Bezirks im Kriege gefallenen Bastards verspricht die Kaiserliche Regierung nach Kräften zu sorgen. Der Kapitän erhält für Aufrechterhaltung des Vertrages und Durchführung der deutschen Gesetze und Verordnungen in seinem Bezirk ein Gehalt von jährlich 1000 Mark.

Zwei überraschende Mitteilungen bringt der „Hann. Cour.". Darnach beabsichtigt die Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes zur Besprechung über die **Togohinterland-Frage** eine Konferenz sachkundiger Afrikanisten nach Berlin einzuberufen, ähnlich wie seiner Zeit beim Kamerun-Abkommen. Ferner berichtet der „Cour.", daß im kommenden Monat eine hannoversche Firma für Bahnbauunternehmungen eine technische Studienkommission nach Togo entsenden wird, um dort Vorarbeiten für eine Eisenbahn von der Togo-Küste bis zum Niger zu machen.

Vom Kongo. Nach der „Magdeb. Zeitung" ist die Zahl der aufständischen Neger im Kongostaat gewachsen. Dieselben veranstalteten eine förmliche Jagd auf die belgischen Offiziere Peltzer, Shaw, Bolen, Lassaux und Cassart. Die drei ersteren wurden zu Tode gemartert. Hauptmann Peltzer ist furchtbar verstümmelt aufgefunden worden. Lieutnant Cassart verbarg sich, schwer verwundet, drei Tage ohne Nahrung im Dickicht, Lassaux ist gleich-

falls schwer verwundet. Die Berichte lauten sehr ernst, da der Abfall der übrigen Kongosoldaten befürchtet wird.

Madagaskar. Atananarivo, die Tausendstadt, ist endlich durch General Duchesne erobert worden, nachdem der infolge mangelhafter Vorbereitungen und ungenügenden Materials an Fahrzeugen viele Opfer fordernde Marsch dorthin beendet war. Wie sich das am meisten an dieser neuesten französischen Eroberung interessierte England dazu stellt, läßt sich die „Kölnische Zeitung" aus London schreiben: „Im Grunde genommen macht man hier gute Miene zum bösen Spiel. Namentlich die „Times" giebt sich nicht die Blöße, sich zu ärgern, und wünscht den Franzosen, allerdings nicht ohne einen spöttischen Anflug, Glück zu ihrer Eroberung. Es hätte anders kommen können. Vor fünfzig Jahren beschossen die englischen und die französischen Kriegsschiffe gemeinsam die Hafenstadt Tamatave, freilich ohne Erfolg Von da ab galt es stets als ausgemacht, daß von beiden Mächten keine ohne das Einverständnis der andern auf Madagaskar vorgehen sollte. Noch vor sieben Jahren machten die militärischen Vertreter Großbritanniens in Gegenwart des französischen Residenten der Howaregierung Vorstellungen, später noch schloß Lord Salisbury mit Frankreich ein Abkommen im Sinne der Verständigung ab. Dann aber wichen die Briten vor den ungestüm vordringenden Franzosen, wie in andern Erdteilen, verdutzt zurück und ließen ihnen freies Feld. Darüber beklagt sich hier wohl kaum ein Politiker. Man ist auch nicht einmal neugierig darauf, wie Madagaskar sich unter französischer Schutzherrschaft ausnehmen wird, nein, man weiß es im Voraus und täuscht sich wirklich nicht darin. Die Schutzherrschaft ist nicht viel weniger, so wie sie gestaltet werden soll, als eine einfache Einverleibung. Man wird es den Madagassen nicht überlassen, ihre Angelegenheiten in völliger Freiheit zu besorgen unter der Bedingung, den Franzosen einen Tribut zu entrichten, gleichsam als Entgelt für den guten Dienst, daß sie über die Form der Landesherrlichkeit und auswärtige Beziehungen verfügen. Man wird ihnen Beamte aller Art hinsetzen, französische Richter, Steuereinnehmer und Zollbeamte geben, mit einem Worte nicht Frankreich, wohl aber der Centralisirung einverleiben. Madagaskar wird ein zweites Tongking werden. Wie in dieser Colonie auf die 2000 Franzosen 1800 Beamte kommen, so wird es auch auf Madagaskar gehalten werden. Dagegen hat in England niemand etwas, das umgekehrte Verhältnis wäre den Briten weniger angenehm, es ist jedoch bei der Abneigung der Franzosen gegen die Auswanderung nicht zu befürchten, und so wird sich auch wohl der praktische Wunsch der „Daily News" erfüllen, daß die Engländer nach wie vor ihre Geschäfte auf der Insel betreiben können."

Berichtigung.

Die „Afrika-Post“ druckt den uns zugegangenen und in Nro. 10 der „Afrika“ veröffentlichten Brief ab mit der Einleitung: „Ein Missionar schreibt . . . . .“ Diese Behauptung der „Afrika-Post“ ist völlig aus der Luft gegriffen, der Briefschreiber ist **nicht** Missionar.

Vermischtes.

Aus dem Leben der Neger veröffentlicht der Sekretär der deutschen Kolonial-Gesellschaft A. Seidel aus dem Nachlaß des verstorbenen Missionars Würtz in seiner „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen“ einige interessante Arbeiten. Besonders interessant dürfte von den mitgeteilten Liedern der Wapokomo ein Gebet der Waganga (Zauberer, Medizinmänner) beim Austreiben eines Dämonen sein. Es lautet: „O Gott, wir bitten dich! O ihr Dämonen, wir bitten euch! O ihr Maschehen, wir bitten euch! Gott, gieb uns Frieden, gieb uns Wohlbehagen und Ruhe! Und das Glück, daß es kommen möge! Wer von uns nimmt die Fruchtbarkeit der Frauen, er soll sterben! Wer unser Dorf bezaubert, er soll sterben! Wer uns ein böses Wort sagt, er soll sterben! Wer spricht: jenes Dorf ist groß und jener Leute sind viel, ein Mensch, wenn er so spricht, er ist ein Feind, er soll sterben! Wir bitten um Fische, es mögen kommen Fische! Wir bitten um ngoo (Anm.: eine besondere Fischart), es mögen ngoo kommen! Wir bitten um alle Fischarten, sie mögen kommen! Und wenn wir diese essen, laß sie uns in Frieden verzehren! Und diese Frau ist eine Kranke, Gott thue ihr wohl! Und ihrem Dorf und ihren Kindern und ihrem Manne! Laß sie aufstehen, daß sie wieder arbeiten und kochen kann! Und das Glück, laß es kommen und zwar von Osten und Westen möge es kommen! Der Unsrige, (der Pokomo) ist ein weichliches schlaffes Kind. Und ein weichliches Kind ist nur eine Feile (Anm.: d. h. ein Werkzeug in der Hand anderer). O Gott, zerbrich die Macht aller unserer Feinde!“ —

Ein Gegenstück dazu bietet folgende Geschichte vom „sprechenden Flaschenkürbis“ aus dem von den Missionaren Johanssen und Wohlrab zusammengestellten „Ushimulezi wa Washambala“ (von Seidel übersetzt): „Es war einmal ein großes Dorf und die kleinen Kinder gingen dort auf das Feld zu spielen. Und sie sahen

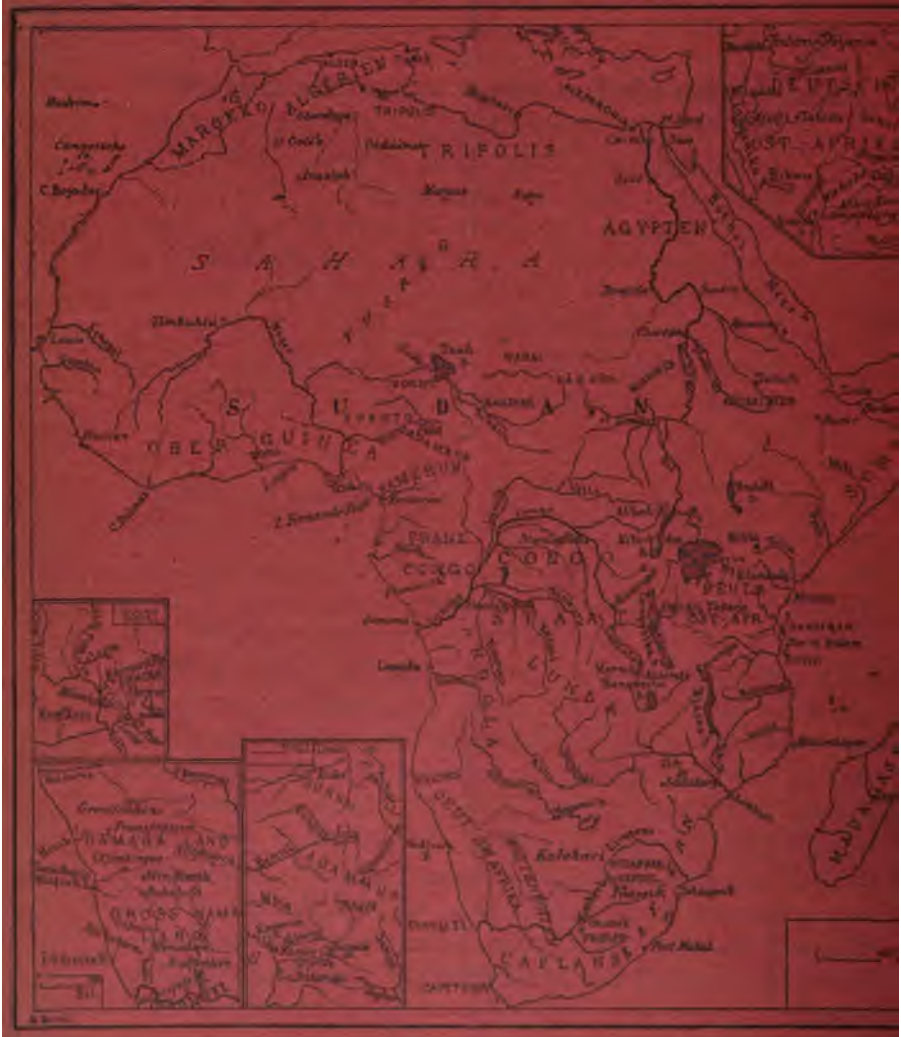
einen Kürbis und sprachen: Der Kürbis wird groß. Und er (der Kürbis) sprach: Pflücke (mich) und ich werde dich pflücken. Und sie kehrten heim und sprachen: „Mutter, dort auf dem Felde ist ein Flaschenkürbis, der spricht!“ Und die Mutter sprach zu ihnen: „Kinder, ihr lügt!“ — Die Mädchen (d. h. die, welche nicht mitgewesen waren) sprachen: „Auf, führt uns hin zum Flaschenkürbis, wo der Flaschenkürbis ist.“ — Als sie hinkamen, sprachen sie: „Wohlauf sprecht!“ Die Kinder sprachen: „Der Kürbis wird groß!“ — Aber er antwortete nicht, sondern blieb stille und machte kein Geräusch. Da sagten ihnen die Mädchen: „Warum habt ihr gelogen, indem ihr uns betrügt und Lügen sprecht? — Die Kinder (d. h. diejenigen, welche den Kürbis zuerst hatten sprechen hören, aber jetzt zu Hause geblieben waren) aber sprachen: „Laßt uns nur hingehen und selbst sehen!“ Und sie gingen (ohne die Mädchen) hin. Als sie sagten: „Der Kürbis wird groß!“ da antwortete er: „Pflücke (mich), so werde ich dich pflücken!“ Und sie sprachen daheim: „Ja, Mutter, er hat wieder gesprochen.“ Die Mädchen gingen (nun wiederum) hin, aber der Kürbis gab keinen Laut von sich. Und der Kürbis wächst, wird groß wie ein Haus und ergreift alle Menschen. Es bleibt (nur) eine alte Frau übrig. Er verschlang alle Bewohner des Dorfes. Als er satt war, ging er in den See. Die Frau, welche übrig geblieben war, gebar ein Kind, das heranwuchs. Es fragte seine Mutter: „Wo ist mein Vater?“ — Sie antwortete: „Dein Vater ist von einem Kürbis ergriffen, der in den See gegangen ist!“ Es sprach: „Laß uns gehen und meinen Vater suchen!“ Und er ging, und als er an den See kam, sprach er: „Kürbis komm herauf, Kürbis komm herauf!“ Und der Kürbis kam heraus, um den Schreier zu verfolgen. Aber dieser kroch auf einen andern Baum und kam zu seiner Mutter und sprach: „Gieb mir den Köcher, daß ich ihn töte!“ Und er nahm Pfeile aus dem Köcher und schoß und er (der Kürbis) wurde verwundet. Und er schoß zehn Pfeile ab. Da starb er und brüllte (so) sehr, daß man es bis Wuga hörte. Der Jüngling sprach: „Bringe mein Messer!“ Und er schnitt (den Kürbis) auf. Und die Leute kamen heraus und sprachen: „Wer befreit uns?“ Er antwortete: „Ich bin es!“ Da sprachen sie: „Du sollst Häuptling werden! Wir wollen dich ehren!“ Und er wurde Häuptling und nahm sein Häuptlingsgehöft ein.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Zeitschrift für afrikanische u. oceanische Sprachen. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Kolonialgesellschaft u. a. von **R. Seidel**, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft. 1. Jahrgang. 4. Heft. — Erscheint vierteljährlich in Heften von je 6 Bogen Umfang in Lexikon-Oktav. Preis der 4 Hefte im Jahres-Abonnement 12 Mk. — Preis des einzelnen Heftes 4 Mk. — Berlin. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Höfer u. Vohsen).

Mit dem 1. Januar 1896 tritt in dem **Verlage** der „**Allgemeinen Missions-Zeitschrift**“, herausgegeben von **Dr. theol. G. Warneck** ein Wechsel ein. Der Sohn des Herausgebers, Inhaber von Hugo Rothers theologischer Buchhandlung, Martin Warneck in Berlin W., Linkstraße 4, übernimmt das Blatt. Wir hoffen und wünschen, daß mit diesem Wechsel im Verlage ein Wechsel nach keiner anderen Seite hin eintritt, insonderheit daß die Verbreitung dieser durchaus klassischen Missionszeitschrift keine Einbuße erleidet. Von der Bedeutung derselben dürfte die eine äußere Thatsache beredtes Zeugnis ablegen, daß, nachdem sie seit 1874 Jahre lang das **einzige** wissenschaftliche Missionsblatt gewesen ist, seit einiger Zeit auch in England und Amerika nach ihrem Muster Zeitschriften herausgegeben werden. Wer mit der Mission überhaupt sich beschäftigen will, kann des Studiums derselben nicht entraten. Die „Warneck'schen blauen Hefte“ sollten deshalb auf dem Studiertische keines Missionsfreundes fehlen!

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Sklaverei in Sansibar und Pemba	198
Der Islam im Sudan	199
Afrikanische Nachrichten	200
Berichtigung	215
Vermischtes	215

Druck von C. A. Brandt in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 12.

Dezember 1895.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

in

Berlin.

Zweiter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Wir machen ergebenst darauf aufmerksam, daß eine Neubestellung der „Afrika" für das Jahr 1896 nicht nötig ist. Wer bis zum Jahresschluß nicht abbestellt, erhält sie in der gewohnten Weise zugesandt.

Herzlich und dringend bitten wir die geehrten Leser der „Afrika" uns in der Verbreitung unserer Zeitschrift zu unterstützen, damit unsere Bestrebungen zum Wohle der Eingeborenen unserer afrikanischen Schutzgebiete immer mehr Teilnahme finden. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Der Bezugspreis bleibt bei portofreier Zustellung unter Kreuzband jährlich 2 Mark. Mitglieder des „Evangelischen Afrika-Vereins" (geringster Beitrag 1 Mark) erhalten die Zeitschrift für 1,50 Mark, sodaß die untere Grenze des Jahresbeitrags incl. Zeitschrift 2,50 Mark beträgt. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mark an ist der Bezugspreis für die „Afrika" eingeschlossen.

Groppendorf, den 1. Dezember 1895.

Die Geschäftsstelle.
Gustav Müller, Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.

Quittung über Eingänge
zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika.

Reyterschot. Homberg a. Rh., 13 Mk. — Richter, Kriegsheim bei Worms, 1 Mk. — Fräulein v. Quast, Beetz, 5 Mk. — Frau v. Dewitz, Berlin, 5 Mk. — Stadtmiss. Held, Witten a. Rh., 6,50 Mk. — Domherr Schenk, Dodendorf, 4 Mk. — H. Wilhelm, Homburg, 1 Mk. — W. Haenel, Wesel, 25 Mk. — Christl. Verein deutscher Mädchen, London, 20 Mk. — Von einem Beroea-Leser, Mühlhausen i. E., 3 Mk. — O. Kohmann, Bantenstein, 6 Mk. — L. Marg, Ebingen, 5 Mk. — J. Beck, Ebingen, 3 Mk. — Durch Herrn Missions-Insp. Merensky, Berlin, 801,80 Mk. — H. Kirste, Lissa, 1 Mk. — Missionar Hickel, Freiburg, 16,50 Mk.

Den freundlichen Gebern herzlichen Dank!

Berlin W., Behrenstraße 48, den 5. Dezember 1895.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.
E. Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Die Neger in Amerika.

Von A. Merenský.

Die Entwickelung der in Amerika lebenden Afrikaner bietet jedem Freunde der afrikanischen Völker und jedem Missionar oder Politiker ungemein viel Beachtenswertes dar. Hier ist eine einheitliche Masse von Schwarzen, die den verschiedensten afrikanischen Völkern entstammt, seit 25 Jahren vom Joch der Sklaverei befreit, und entwickelt sich vor den Augen ihrer Freunde und Feinde. Immer klarer treten bei dieser Entwickelung einzelne Thatsachen hervor, denen nicht mehr widersprochen werden kann, auch wenn sie althergebrachten Anschauungen schnurstraks entgegentreten, deren Beachtung aber auch bei Erörterung der Frage, welche Zukunft die afrikanischen Völker haben werden, mit vollem Recht und mit Nachdruck gefordert werden muß.

Zunächst bietet die Vermehrung dieser Schwarzen den Beweis, daß das Mährlein vom Aussterben aller Naturvölker, die mit der europäischen Kultur in dauernde Berührung kommen, als endgiltig widerlegt anzusehen ist, besonders da die in Amerika gemachten Beobachtungen durch Beobachtungen derselben Art, die man seit Jahrzehnten in Süd-Afrika macht, bekräftigt werden. Bei den amerikanischen Negern, die man auf fremden Boden verpflanzt hat, wo sie vielfach unter anderem Klima und sonstigen anderen Bedingungen als in ihrer afrikanischen Heimat leben mußten, verhält es sich mit dieser Vermehrung folgendermaßen.

Befreit wurden nach dem amerikanischen Bürgerkriege 4 Millionen Neger, diese waren im Jahre 1890 auf die Zahl von 7 490 040 angewachsen*), jetzt berechnen zuverlässige amerikanische Quellen diese Zahl auf 8 Millionen. Dadurch stellt sich heraus, daß sich diese Neger durch Geburten allein um 7 % schneller vermehren als die nach Amerika verpflanzte europäische Rasse, obwohl diese nicht allein durch Geburten, sondern auch durch Einwanderung zunimmt. Wenn die Vermehrung der amerikanischen Neger in demselben Verhältnis weiteren Fortgang nimmt, werden diese Schwarzen in 50 Jahren 64 Millionen zählen. Hierdurch ist auf's neue bewiesen, daß die Afrikaner nicht aussterben, daß sie auch in der Zukunft eine Rolle spielen werden und daß sie in der Geschichte der Menschen eine Aufgabe zu erfüllen haben.

Weiter ist durch die Entwicklung der amerikanischen Neger gezeigt, daß ihre Rasse für das Christentum sehr empfänglich ist. Die 8 000 000 Neger in Amerika sind nämlich fast alle Christen, in dem kurzen Zeitraum von 25 Jahren hat das Christentum diese Massen durchsäuert. 2 316 785 gehören als Kommunikanten evangelischen Kirchen oder Gemeinden an, verdreifacht man diese Zahl, so wird

*) Wir entnehmen die Zahlenangaben der in Amerika herausgegebenen Missionary Review of the World. Juni-Nummer 1895.

man annähernd die Seelenzahl derer finden, die als „Getaufte" oder Kinder von Getauften der christlichen Kirche in weiterem Sinne angehören. Gewiß mag das Christentum vieler dieser Leute noch recht mangelhaft sein, es mag afrikanischer Aberglaube oder amerikanischer Spiritismus vieler Sinn umdüstern, es mag ihr sittliches Leben vieles zu wünschen übrig lassen, und es mag das Teiben bei den Feldgottesdiensten (camp-meetings) und bei sonstigen Versammlungen manchmal recht phantastischer und wilder Art sein, aber haben wir deshalb Ursache die Freude darüber zurückzuweisen, daß diese Leute Christen sein wollen? Oder sollen wir gar behaupten, es seien diese Millionen deshalb noch nicht zu denen zu rechnen, die aus den Heiden durch den Dienst der neueren evangelischen Mission gewonnen sind? Versagen wir Italienern und Spaniern den Christennamen, weil sie noch mit Resten altheidnischen Aberglaubens behaftet sind, der nur durch christliche Tünche eine andere Färbung erhalten hat? Jedenfalls dürfen wir uns freuen, daß diese Neger Christen geworden sind, daß sie nicht Heidentempel errichtet, oder sich mit ihrem früheren Aberglauben begnügt haben. Diese Thatsache bestätigt die Wahrheit der Wahrnehmung, daß die Schwarzen auch in ihrer Heimat nur verhältnismäßig lose am Aberglauben hängen, daß die Stützen dieses Aberglaubens die Fürsten sind, und daß er leicht verfällt, oder drangegeben wird, wo die Macht der Häuptlinge ein Ende findet. In Bezug auf den religiösen Eifer, der diese früheren Sklaven beseelt, ist die Thatsache bemerkenswert, daß sie in 25 Jahren 19 753 Kirchen gebaut haben, die 5 818 459 Sitzplätze haben, mit einem Aufwand von 20 323 785 Dollars oder ca. 84 700 000 Mark. Zur Vergleichung sei bemerkt, daß in Berlin vielleicht auf 15 Seelen der evangelischen Einwohnerschaft ein Sitzplatz in den Kirchen kommen mag, bei den Negern Amerikas ein solcher auf $1^1/_2$ Personen. Es scheint also doch bei letzteren ein sehr starkes Bedürfnis nach Gottesdienst nnd christlichem Gemeinschaftsleben vorhanden zu sein.

Beachtenswert ist ferner, daß die amerikanischen Neger sich dem evangelischen Christentum zugewendet haben, um so bemerkenswerter, weil es nachgerade Preß-Mode geworden ist zu behaupten, der römische Kultus erscheine dem sinnlich veranlagten Neger so anziehend, daß er sich der durch ihn dargestellten Konfession weit lieber zuwende als dem evangelischen Christentum. Dieser Auffassung stehen die geringen Erfolge entgegen, welche die römische Mission bisher in Afrika aufzuweisen hatte und steht besonders die Thatsache entgegen, daß es in Amerika neben jenen sieben Millionen evangelischer Neger nur 156 683 römische Neger giebt. Dabei ist zu beachten, daß diese fast alle in zwei Städten, in Baltimore und New-Orleans wohnen. In Baltimore finden sich nämlich unter einer Bevölkerung von 218 000 Schwarzen 36 650 römische Katholiken und in New-Orleans unter 265 000 Negern 80 000 Leute dieses Bekenntnisses. Die römisch-katholischen Schulen sind von 8610 Kindern besucht; das ist beiläufig eine geringe Zahl, verglichen mit der ebengenannten

Gesamt-Summe des römisch-katholischen Teils der Neger-Bevölkerung.*)

Andere Zahlen-Angaben beweisen, daß mit dem Christentum sich auch Bildung unter diesen Negern verbreitet hat. Wenn vor 25 Jahren unter 10 000 Negern der Südstaaten nicht einer war, der lesen konnte, so können jetzt 2 500 000 Schwarze in Amerika lesen und schreiben, 24 000 Lehrer arbeiten in ihren Volksschulen, und 7 Colleges, 17 „Akademien" und 50 höhere Schulen werden von zusammen 30 000 Schülern besucht. Und daß dieser Unterricht Erfolg hat, wird dadurch bewiesen, daß es neben den vielen Neger-Geistlichen auch 450 schwarze Aerzte und 250 schwarze Rechtsgelehrte giebt, und daß in Amerika 250 Zeitungen und 3 Magazine bestehen, die von Schwarzen rdigiert werden.

Daß diese Leute noch Fortschritte machen können und Fortschrite machen auf dem Gebiet gewerblicher Thätigkeit, bewies eine Ausstellung, welche vor einigen Jahren in New-Orleans stattfand. Eine ganze Galerie, welche von einem Ende des Gebäudes zum andern reichte, bot nicht genug Raum, um alle die Gegenstände aufzunehmen, welche Schwarze verfertigt hatten. Da waren Modelle von Maschinen, von Dampfschiffen und von Eisenbahnwagen, Instrumente und Werkzeuge aller Art, Pianos, Orgeln, Töpferwaaren u. s. w. Damit steht in Einklang, daß der Wohlstand unter diesen Afrikanern zunimmt. Bereits im Jahre 1886 brachte das Blatt „New York World" hierüber interessante Mitteilungen aus Savannah im Staate Georgia. „Im letzten Jahre," hieß es da, „zahlten die Neger von Georgia Steuern auf ein Vermögen von über 40 Millionen Mark, während sie bis zum Jahre 1880 nur ein Vermögen von 24 Millionen Mark versteuerten, das heißt also, daß die früheren Sklaven von Georgia in den letzten 5 Jahren ebensoviel Vermögen angehäuft haben, als vorher in den 15 Jahren, die unmittelbar auf den Bürgerkrieg und die Befreiung der Schwarzen folgten." Sie besaßen 1886 in diesem Staate 700 000 Morgen Land.

Wir nehmen mit Freuden Kenntnis von diesen Angaben. Sie sind ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß der Neger bildungsfähig ist, und daß er vorwärts strebt, auch wenn kein äußerer Zwang ihn dazu antreibt.

Solche Thatsachen lassen von der Zukunft auch für die Entwickelung der Neger in Afrika Gutes hoffen, und auf der Hoffnung für die Eingeborenen beruht unsere Hoffnung für die Zukunft unserer afrikanischen Kolonialgebiete!

*) Diese Zahlen stammen aus dem Annual Report of the Roman Cath. Church amony the Negroes and Indians für 1894. Siehe Missionary review 1895 Nr 6 S. 473.

Der Islam im Sudan.

Von Herman Frobenius.

Nachdruck verboten

(Fortsetzung und Schluß.)

Bevor wir auf die späteren, die Verhältnisse im Sudan vollständig umgestaltenden Unternehmungen der Fulbe eingehen, wird es notwendig sein, auch einen Blick auf die centralen Staaten zu werfen. Da ist der wichtigste das am Gestade des Tsat-Sees gelegene Reich Bornu. Der Sage nach ist der Sohn des letzten, 525 von den Aethiopen gestürzten, Himiariten-Herrschers Dhu-Yasan, Namens Sâf, auf dem Wege über Barka, Audschila und wohl Kufarah-Tebu nach Kanem gekommen, demjenigen am Nordostufer des Sees gelegenen Teile von Bornu, welcher als sein erster Mittelpunkt in der Geschichte auftritt. Mag nun Sâf auch nur ein Nachkomme des Herrschers von Himjar und mögen es auch nur seine Söhne oder Enkel gewesen sein, welche auf ihrer Wanderung durch Afrika im Laufe der Jahre Kanem erreichten, so sprechen doch viele Umstände dafür, daß das Reich Kanem von einem einwandernden Stamme arabischen oder Berberblutes etwa im 9. Jahrhundert nach Christus gegründet wurde. Wahrscheinlich kam dieser aus Tebu, und aus der Vermischung dieses eigenartigen Stammes mit den Kanembu und den Einwohnern des eigentlichen Bornu entstand jene Kanuri-Bevölkerung, welche in ihrer Häßlichkeit und Arbeitsamkeit, ihrer Reinlichkeit und Bildungsfähigkeit jetzt einen einheitlichen Charakter angenommen hat.

Der Islam ward in Bornu im Jahre 1086 durch Hume eingeführt und ist zurückzuführen auf die selten unterbrochene Verbindung des Reiches mit den nördlichen von Tunis aus bekehrten Ländern; ward doch die Oase von Kauar schon im 10. Jahrhundert von Bornu aus kolonisirt, um sich die Salzgewinnung und die Verbindung mit Fezzan zu sichern.

Im Westen wird Bornu durch die Haussa-Staaten begrenzt, welche zur Zeit bis über den Niger hinübergreifen und nach Süden bis ins Hinterland von Kamerun sich ausdehnen. In dieser Gestalt sind sie ein Produkt der Fulbe-Bewegung und würden den Namen Fulbe-Staaten tragen müssen, wenn nicht die Haussa an der weiteren Entwickelung als ein wesentliches Werkzeug mitgeholfen hätten. Vor Alters scheinen die Vorfahren der jetzt über so weite Länderstrecken verbreiteten Haussa bei weitem nördlicher gewohnt zu haben bis zur Oase Asben hinauf, als ein Teil der alten Negervölker, welche dermaleinst bis zum 20. Breitengrad sich ausdehnten und dort mit den vordringenden Berberstämmen sich mischten (bezw. mit alteingewanderten asiatischen Völkern die Mischrasse der Berber hervorriefen). Vor etlichen Jahrhunderten wandten sie sich — wohl durch die Wüstenstämme gedrängt — nach Süden und gründeten einen Staatenbund, in dem sie die in den eroberten Ländern ansässigen Volksstämme ver-

drängten, vernichteten oder auch zum Teil neben sich wohnen ließen. Gemeinsame Sprache und eine gewisse Kultur unterstützten ihre Macht und auffallend rasch wurden die fremden Elemente der Eingeborenen bis auf vereinzelte ihre Eigenart wahrende Trümmer assimilirt. Nach Süden mag die Macht der Haussa noch im vorigen Jahrhundert den Benue noch gar nicht erreicht haben, wenngleich auf ihren Handelsreisen die als Kaufleute eifrigen Haussaleute diese Grenzen weit überschritten. Der Islam hatte merkwürdiger Weise noch keinen allgemeinen Eingang gefunden, nur die regierenden Vornehmen mögen — nach Staudingers Ansicht — bereits Mohammedaner gewesen sein. Nach Barth ist Ibrahim Madji, König von Katsena, in Mitte des 16. Jahrhunderts zum Islam übergetreten.

Zwischen den in befestigten Städten wohnhaften und von dort ihre Handelsgeschäfte und Industrien betreibenden Haussa hatten sich schon seit geraumer Zeit nomadisirende Fulbe eingefunden. Sie wurden zum Teil auch seßhaft, und durch immer neuen Zuzug aus dem Gebiet jenseit des Niger vermehrt. Es spricht nichts dafür, daß sie, so begeistert sie waren für ihre Religion, als Bekehrer aufgetreten wären und in fanatischem Eifer gegen die heidnischen Bewohner zu den Waffen gegriffen hätten. Aber es ist ja leicht erklärlich, daß den Haussa die sich immer mehrenden Zuzügler unbequem und lästig wurden, daß die Religionsverschiedenheit zu gegenseitiger Geringschätzung und zu Reibereien führte und daß die Herren des Landes begannen, die Fremdlinge in ihren Freiheiten zu beschränken und ihnen das Leben sauer zu machen. Waren diese doch zerstreut im Lande und in ihrer Vereinzelung machtlos. Aber dieses änderte sich mit einem Schlage, als im Jahre 1802 Bana, der König von Gober, die Häuptlinge der in seinem Lande befindlichen Fulbe zu sich beschied, um sie wegen ihrer ungerechtfertigten Ansprüche in religiöser und politischer Beziehung hart zu tadeln. Einer unter ihnen, Othman dan Fodie, beschloß in tiefempfundener Entrüstung über die Behandlung seiner rechtgläubigen Brüder durch die Heiden, seine Stammesgenossen unabhängig zu machen. Begeistert durch seine religiösen Gesänge, sammelten sich die Fulbe um seine Fahne und eroberten im Sturmeslauf das ganze Haussaland. Nun aber, nachdem der religiöse Fanatismus entfacht war, schritten sie auch über die Grenzen weiter vor und breiteten ihre Macht bis zum Benue aus, ja! weitere Vorstöße führten sie bis Nupe und Yoruba und ein neues Reich Adamaua ward kurze Zeit später auf den Trümmern des Heidenreiches Fumbina südlich des Benue errichtet. So entstanden die drei neuen Fulbe-Haussa-Staaten Sokoto, Gando und Adamaua.

Zur Klarlegung der Verhältnisse in diesen Ländern müssen wir die Ereignisse etwas näher betrachten. So wenig Widerstand die Fulbe-Bewegung, nachdem sie erst in Fluß gerathen, in den nördlichen Haussa-Ländern Sokoto, Katsena, Kano fand, so schnell unterlag ihr auch das Reich Kebbi, das auf den Trümmern des 1591 durch die Marokkaner zerstörten Sonrhai-Staates sich gebildet hatte, und nach

Westen wuchs hierdurch die Macht Othmans 1806 über den Niger hinaus bis an die Grenzen von Gurma. Von dieser Basis aus drang der Glaube Mohammeds in südlicher und südwestlicher Richtung über Gurma weiter vor, ohne daß jedoch diese Gebiete dem Fulbe-Reiche gewaltsam einverleibt wurden.

Nach Osten trafen die Fulbe auf Bornu, welchem die östlichen Haussa-Staaten bis dahin zinspflichtig gewesen waren. Die in dem alten Tsad-See-Reiche ansässigen Fellata wurden von dem Fanatismus ihrer Brüder angesteckt, geriethen in Streit mit den sonstigen mohammedanischen Einwohnern, sammelten sich in Gudjba und gingen zum Angriff über. Der Sultan ward 1809 geschlagen und der Staat schien verloren. Da verstand es ein Faki Namens Mohammed el Amin el Kanemi, aufs neue den Widerstand zu organisieren und seine Landsleute für ihre Unabhängigkeit zu begeistern. Seinem fanatischen Patriotismus gelang es, den Ansturm der Fulbe abzuschlagen und den Staat Bornu unter Führung einer neuen Dynastie zu erhalten und zu regeneriren.

Im Süden stießen die Fulbe in Saria auf ernsten Widerstand und als es ihnen gelang, diesen zu brechen, wollte sich doch der alte Herrscher nicht unterwerfen, sondern wanderte mit seinen Getreuen aus, um im Lande der Abudji, ein Moslem unter lauter Heiden, sich ein neues Reich zu gründen.

Erst nach 1825 gingen die Fulbe über den Niger ins Land Nupe und Yoruba. Einen Theil derselben machten sie sich unterthan, setzten sich in mehreren größeren Ortschaften fest und bildeten derart in Gemeinschaft mit Haussaleuten mohammedanische Kolonieen in den heidnischen Ländern. Fast gleichzeitig begann in Yoruba das Christentum von der Küste aus vorzudringen. Der jetzt christliche, 1825 zum Schutz gegen Sklavenhändler gegründete Staat Abeokuta leistete 1864 dem andrängenden Dahome-Heere erfolgreichen Widerstand.

Den Benue überschritt ein Fulbeführer, Mallem Adama, zur Regierungszeit des Sultan Bello (1817—1832) und gründete Adamaua, das seitdem durch weiteres Vordringen der Fulbe uud Haussa seine Grenzen immer mehr erweitert hat (Gasa $4^3/_4^0$ nördlich) und in vereinzelten Kolonieen den Islam immer weiter in die Heidenländer hinein verbreitet.

Bei dieser allmählichen Ausdehnung des Gebietes, welches der Koran sich erobert, ist nicht außer Augen zu lassen, daß neben den kriegerischen Unternehmungen der Fulbe, die kolonisatorische Thätigkeit dieses Volkes sowohl wie der Haussa immer nebenherläuft; beide arbeiten sich in die Hände; ja die friedliche Ausbreitung ist vielleicht die erfolgreichere. Während die Fellata zuerst mit ihren Herden als harmlose Nomaden auftreten, in den heidnischen Gebieten nach Weideplätzen suchend, und erst allmählich sich zur Niederlassung entschließen, um mit ihren geschickten Händen eine industrielle Thätigkeit zu beginnen, kommen die Haussa mit fremden Erzeugnissen ins Land, machen sich den Eingeborenen durch ihre Tauschgeschäfte unentbehrlich

und gründen mit der Zeit Handelsniederlassungen, sozusagen Bankgeschäfte, mittelst deren ihr Einfluß stetig wächst. Eigentümlicherweise sind die Fulbe nicht imstande, im Zusammenleben mit anderen Völkerschaften, ihre Rasseeigentümlichkeiten zu bewahren, und ebenso wie sie den Mandé gegenüber als die schwächere Rasse erscheinen, vermögen sie es auch nicht, in der Vermischung mit den Haussa ihren Typus zu wahren. Kaum zwei Generationen nach der Eroberung von Saria — und Clapperton fand diese Stadt 1826 vollständig von den noch immer zuziehenden echten Fulbe bewohnt — hat sich dessen Bevölkerung (nach Staudingers Zeugnis) bereits derartig verwandelt, daß Saria den Eindruck einer reinen Haussa-Stadt macht. Wegen dieses mit der Zeit immer stärker überwiegenden Haussa-Elementes muß man auch die von den Fulbe gegründeten Staaten als Fulbe-Haussa-Staaten bezeichnen.

Meist geht auch das Aufgehen der unterjochten oder mit Haussa-Kolonieen gesegneten heidnischen Völkerschaft schnell vor sich, und es wird dieser denen nicht schwer, auch ihre Religion anzunehmen. Die Sprache wird aus praktischen Gründen schnell erlernt, und soweit die Haussahändler mit ihren Waaren kommen, machen sie auch ihr Idiom in kürzester Zeit heimisch. Die Beschneidung wird bei den meisten heidnischen Völkern von Alters her geübt und die ganze Bekehrung besteht nur in dem Erlernen eines Gebetes, von dem meist sogar nur die Anfangsworte „Allah akbar“ genügen, um dem Bekehrten die ganze Berechtigung eines gleichgestellten Gläubigen zu verschaffen. Daß diese Art der Bekehrung nicht geeignet ist, irgend einen nennenswerten Einfluß auf Sinnes- und Denkweise, auf Gebräuche und Sitten auszuüben, ist selbstverständlich. Unter der Oberfläche bleibt der alte Heide mit all seinem Aberglauben und seinen unklaren Begriffen unangetastet. Solcher Art war auch in den alten sudanischen Staaten bei der großen Masse die Auffassung der Religion, und auf den durch die heidnischen Sitten erregten Unwillen der tief innerlich gläubigen Fulbe ist zweifelsohne der Fanatismus zurückzuführen, der ihre Schaaren zum tollkühnen und doch siegreichen Kampfe gegen die Gewalthaber befähigte, in denen sie nur unwürdige Vertreter ihres Glaubens erblicken konnten. Und die Fulbe würden in viel höherem Maße dazu berufen sein, einen lauteren und reinen Glauben zu verbreiten, als die zu Lüge und Vertrauensbruch vielfach neigenden Haussa, wenn es nicht den Anschein hätte, als wenn sie mit der Zeit mehr und mehr von letzteren aufgesogen würden. Hierauf ist es auch jedenfalls zurückzuführen, daß ihre Macht bereits im Abnehmen begriffen ist, daß die großen Haussa-Staaten zu zerbröckeln beginnen und allerorten, fast unmerklich, kleinere und größere Gebiete der Oberhoheit von Sokoto und Gando sich zu entziehen trachten.

Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß der Mohammedanismus aus diesen Ländern wieder verschwinden werde. Wenngleich große Gebiete noch fast ganz heidnisch, die meisten islamitischen Länder nur ganz oberflächlich der Lehre gewonnen sind, so ist doch zu bemerken, daß

diese immer mehr zum Gemeingut der Völker wird und — wenigstens an den Höfen der Fürsten — auch mehr vertieft. Hieran möchten nicht nur die Fulbe-Fürsten selbst und ihre Haussa-Freunde, d. h. Bankiers, das Verdienst haben, sondern vor Allem auch die zahlreichen Araber, welche in den großen Orten der Haussa-Länder sich angesiedelt haben. Diese sind in keiner Weise zu vergleichen mit den Arabern Ostafrikas und des Kongo-Gebietes. Meist ziemlich reiner Abstammung dringen sie auf ihren Handelsreisen von Aegypten oder dem Gestade des Mittelmeeres aus bis tief in die Haussaländer vor, gründen dort Handelsniederlassungen und vermitteln den ganzen überaus starken komerziellen Verkehr der Sudanländer mit den Mittelmeergebieten. Sie treten in Konkurrenz mit den Engländern und Franzosen, indem sie die europäischen und orientalischen Erzeugnisse preiswürdiger zu liefern verstehen als diese und beherrschen in Folge dessen den Markt. Ganze Stadtviertel bevölkern sie in den großen Handelsplätzen, wie in Kano und Kuka, oftmals zurückgehalten fern ihrer Heimat durch ungünstige Verhältnisse, da sie nur, als wohlhabende Leute zurückzukehren, sich entschließen können. Diese Araber repräsentieren die Wissenschaft, die Geschichts- und Länderkenntnis in diesen Ländern, sie bilden aber auch den besten Kern der von der reinen Lehre Mohammeds durchdrungenen Gläubigen; sie sind die geistige Aristokratie des Sudan. Alle unsere Reisenden haben in diesen Leuten ihre treuesten Freunde, ihre intelligentesten Berather und ihre zuverlässigste Hilfe gefunden und nur wenig unter ihrem Bekehrungseifer zu leiden gehabt.

Der religiöse Befreiungs- und Eroberungskrieg der Fulbe in den Haussa-Ländern scheint im ganzen Sudan Fanatismus und Prophetentum gegenüber dem bisher nur oberflächlichen Mohammedanismus wachgerufen zu haben. Das ganze Jahrhundert scheint eine Aera der Religionskriege geworden zu sein, bei denen allerdings die Reorganisation und Reinigung der Lehre nur zu oft den Deckmantel für Herrschsucht oder Freiheitsdrang abgeben mußten. So erhob sich in den fünfziger Jahren ein Fakih Ibrahim Scherif el-Din, vom Fulbestamm, um mit der Fahne eines Mahdi gegen Osten zu ziehen. Zu Tausenden liefen die Menschen ihm zu, als er Bornu und Logon berührte, und der Sultan von Bagirmi fand seinen Tod, als er der Riesenkarawane erst friedlich, dann mit Waffengewalt den Alles verschlingenden Durchzug durch sein Land versperren wollte. Der Tod des Propheten machte seinem Siegeszug ein Ende, der sonst wohl nicht nur für Bagirmi hätte verderblich werden können.

Aber auch im Westen ward — und zwar bereits im zweiten Jahrzehend — der Anstoß zu großen Ereignissen gegeben. Nachdem das große Melle-Reich durch Askia um 1500 zertrümmert worden war, war es in vier kleine Königreiche zerfallen. Diese wieder in seiner Hand zu vereinigen, unternahm 1817 Mohammed Lebbo Dschalib und gründete ein neues Reich: Massina am oberen Niger. Nun erfaßte aber auch die Toucouleurs der Fanatismus. Ein Mit-

glied ihrer vornehmsten Kaste, der Torode, Namens Omar, pilgerte 1825 nach Mekka und kam als Prophet zurück. In Segu, das von den Mandé-Bambara, dem bis heute heidnisch gebliebenen Mandé-Stamm bewohnt wurde, begann er seine Wirksamkeit. Vertrieben floh er zu seinen Stammesgenossen nach Fouta-Djallon, wußte diese für seine Pläne zu gewinnen und bereitete den Krieg gegen die Ungläubigen vor. Im Jahre 1846 trat er offen mit seinen Absichten hervor und drang von Dinguiray in die Länder des oberen Senegal vor. Erst der energische Widerstand der Franzosen unter Faidherbe's kühner und intelligenter Führung brachte hier die Bewegung zum stehen. Besiegt wandte sich Omar nach Osten und griff Ali, den Sultan von Segu, an. Nachdem er diesen und ein Hilfsheer des Sultan von Massina geschlagen hatte, ging er gegen letzteren vor und machte sich 1862 zum Herrscher von Massina.

Von Omar hatte sich 1846 einer seiner Führer, Mahmadu, getrennt und auf eigene Faust einen neuen Staat gegründet, dessen Hauptstadt sein Geburtsort Kankan, am oberen Nigerlauf, war. Gegen seinen Nachfolger wußte sich ein Mandé-Diula, Namens Samory, zur Geltung zu bringen und 1874 die südlichen Provinzen des Reichs Wassulu unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Durch weiteres Ausbreiten seiner Macht kam er 1880 mit Massina und mit den Franzosen in Berührung, welche ihren Einfluß am oberen Niger zu befestigen sich anschickten. Massina ist seitdem als gesicherter Besitz Frankreichs erworben worden; in Samory scheinen sie aber einen Gegner gefunden zu haben, der — trotz zeitweiliger scheinbarer Unterwürfigkeit — seine Unabhängigkeit nicht aufzugeben Willens ist und ihnen noch viel zu schaffen machen wird.

Wir sind hier in das Gebiet der Mandé-Staaten hineingekommen. Bevor wir sie weiter betrachten, müssen wir aber noch einen Blick nach Timbuktu werfen. Diese alte Handelsstadt ist um 1000 von Tuareg (Berbern) gegründet und deshalb wohl von Anfang an als ein mohammedanischer Ort zu betrachten; 1326 von Melle erobert, ward es der Handelsmittelpunkt am Niger und die Kaufherren aus dem Fezzan, Ghadames, Tanat, Tafilet ꝛc., die bisher in Ghanata ansässig waren, siedelten dorthin über. Als Melle anfing, an Macht zu verlieren, nahmen die Berber Timbuktu in Besitz (1433), büßten es aber später an Sonrhai ein und, nachdem der Sultan von Marokko diesem Reiche (1591) ein Ende gemacht hatte, stritten sich im Allgemeinen die Fulbe und Berberstämme um den Besitz, bis die Franzosen ihre Hand darauf legten. Hieraus ist ersichtlich, daß Timbuktu immer eine mohammedanische Stadt gewesen ist und daß die Berber und Fulbe als die allein hier zur Sprache kommenden Elemente zu betrachten sind.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Süden der Stadt. Hier liegt der schmale Strich, der Gando und Massina von einander trennt, hier schließt sich Mossi an, das ebenso, wie fast das ganze Volta-Gebiet von heidnischen Völkern bewohnt wird, welche durch alle die

erwähnten Unternehmungen mohammedanischer Stämme bisher nicht berührt wurden. Hier treten seit etwa 60 Jahren die Fulbe kolonisierend auf; stoßen aber, nach Süden vorgehend, etwa bei dem 11. nördlichen Breitengrad auf die von Kong aus friedlich sich einnistenden Mandé.

Die Mandé (oder Mandingo) habe ich schon verschiedentlich erwähnen müssen. Sie sind die Herren des alten Reiches Melle und auch in dem Staate Sfonhrai nicht ohne Wichtigkeit. Binger glaubt den Beweis bringen zu können, daß sie eine ganze Reihe der dortigen Herrscher gestellt haben. Sie zerfallen von Alters her in eine Reihe verschiedener scharf gegliederter Familien, welche sich in sehr verschiedener Weise entwickelt haben. Für uns von Wichtigkeit sind namentlich die Bambara (oder Bammana), welche später die Herren von Segu waren und bis heutigen Tages Heiden geblieben sind; auch dort, wo sie neben Angehörigen anderer Mandé-Familien wohnen, leben sie in getrennten Ortschaften und unterscheiden sich wesentlich in Lebensführung und Sitten, wie vor allem Caillié berichtet. Dagegen sind andere Familien, wie die Diula und Sonninke zum Islam übergetreten und dessen eifrige Förderer geworden. Sie sind seine Träger in Massina und Wassulu, wie in den östlich angrenzenden Kenedugu, sie sind es, die schon lange mit den Mossi in Berührung waren und dort 1754—1760 den Islam einführten, der freilich nicht weit über das Gebiet der Hauptstadt Wagadhugu sich ausbreitete. Auch das Quellgebiet der Volta-Zuflüsse, an welchem eine Reihe alteingesessener Heidenstämme (Bobo, Dafing 2c.) sich ausbreitet, beginnen sie zu kolonisieren. In Bobo-Diulasu finden wir einen ganzen mohammedanischen Mandé-Stadtteil und in Wahabu (Dafina) wanderte vor ca. 50 Jahren ein Marabut aus dem Segu-Gebiet ein, baute eine Moschee und begann sein Bekehrungswerk, freilich ohne viel Erfolg.

Die wichtigste Errungenschaft der mohammedanischen Mandé in Kong im Gebiet des mittleren Komono. Hier hat die Familie der Wattara (Mandé-Diula) Ende des vorigen Jahrhunderts einen Staat gegründet, welcher sich auszeichnet durch Friedensliebe und kulturelle Bestrebungen. Kein Araber oder Berber ist jemals nach Kong gekommen, aber sie haben guten Unterricht und schreiben fast alle arabisch Sie führen keine Kriege und doch wußten sie ihr Land außerordentlich zu erweitern durch friedliche Kolonisation und gute Organisation. Sie entsenden Kolonisten nach den heidnischen Gebieten, die sich das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen und durch ihre Handelsverbindungen und Hilfsbereitschaft unentbehrlich zu machen verstehen, so daß sie bald persönlichen Einfluß bekommen und diesen der Mutterstadt dienstbar zu machen imstande sind.

Die kolonisierenden Mandé von Kong stießen mit den in gleicher Weise vorgehenden Fulbe zusammen; aber hier zeigt sich wieder, wie Binger beobachtete, die Eigentümlichkeit, daß die Mandé über die Fulbe die Uebermacht gewinnen. Binger ist der Meinung, der Mandé habe den Vorteil der dunklen Hautfarbe den schwarzen Völkern gegen-

über, er ist Händler und führt sich leichter ein, als der viehzüchtende Pullo. Der Mandé bequemt sich den Sitten an, überträgt die Tätowierung der Eingeborenen auf seinen Körper und benutzt den Pullo-Mischling als Viehzüchter, während er sich selbst seinen Unterhalt mit Weberei und Färberei erwirbt. So ist er aktiver und produktiver. Die Fulbe dagegen sind der Weideplätze wegen an bestimmte Gegenden gebunden, können nie in größerer Zahl mit ihren Herden auftreten und werden deshalb vielfach von der schwarzen Bevölkerung aufgesogen. Ihre Nachkommen bewahren sich wohl ihre Familiennamen und den Rassetypus, assimilieren sich aber im Uebrigen ganz den heidnischen Stämmen, vergessen sogar Sprache und Religion. Diese schwarzen Fulbe (Toucouleurs) sind selbst, wenn sie zahlreich sind, niemals geeignet zu Staatenbildung und Ausbreitung ihrer Religion, wie die weißen Fulbe, die in Haussa, Massina, Timbuktu 2c. aufgetreten sind. Die Mandé aber passen sich äußerlich an, um desto sicherer Einfluß zu gewinnen und ihrer Religion Eingang zu verschaffen.

So sehen wir allerdings im Central-Sudan die Fulbe noch an der Spitze der Staaten, im Westen gänzlich von da verdrängt durch die Mandé, hier aber wie dort sie, die ersten und berufensten Träger der mohammedanischen Lehre, mehr und mehr zurücktretend und aufgesogen durch die Haussa und Mandé. Reine Fulbe haben sich wohl im Osten noch erhalten als Nomaden durch ihre Fernhaltung von den festen Ansiedelungen; im Westen scheinen sie mehr und mehr zu verschwinden und selbst die Toucouleurs dem Schicksal der Assimilation anheim zu fallen. Während aber die Fulbe des Central-Sudan gewisse Stammeseigenschaften sich bewahrt haben und die von ihnen regierten Staatswesen von einem gleichartigen Geiste gelenkt zu werden scheinen, zeigen die Mandé, als Herren der westlichen Länder, außerordentliche Verschiedenheiten und diese Staaten demnach einen ganz ungleichmäßigen Charakter, der wohl begründet sein mag in der verschiedenen Entwickelung der einzelnen Mandé-Stämme. Wie sich Bammana und Diula als Heiden und Mohammedaner gegenüberstehen, so das Frieden athmende und in Wohlstand sich entwickelnde Reich Kong dem ausgesogenen unter dem blutigen und tyrannischen Regiment Samory's seufzende Wassulu. Dementsprechend hat sich aber auch der Mohammedanismus ganz verschieden entwickelt und einen ganz verschiedenen Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen. Während Kong als ein durchweg mohammedanisches Land betrachtet werden kann, von dem diese Lehre in anerkennenswert reiner und edler Form sich weiter verbreitet, sind in Wassulu die rein mohammedanischen Orte dünn gesäet und im Allgemeinen nur dort zu finden, wo der Almamy seine Residenzen aufzuschlagen liebt; auch dort ist der Islam nur eine äußerliche Form und im Uebrigen das Land von einem Gemisch von Heiden und Gläubigen bewohnt.

Zwischen Komono und Niger, d. h. im Gebiet der Volta-Arme, machen sich schon die Haussa geltend, deren alte Karawanenstraßen dieses Gebiet von Say und von Gomba aus durchschneiden. An den

Fürstenhöfen, wie Yendi, Sansanne-Mangu, Bissugu hat sich der Islam eingebürgert, ohne jedoch mehr als eine oberflächliche Bedeutung zu haben. In Salaga trafen die Handelswege der Mandé und Haussa zusammen, und hier, wie in Kintampo finden wir deshalb Handelsniederlassungen von durchaus moslemitischem Charakter. Weitere Stationen sind von hier noch weiter vorgeschoben, wie Kratschi im Togo-Gebiet, in welchen aber die Haussaleute für etwaige Verbreitung ihres Glaubens einen günstigen Boden bisher nicht fanden.

Ueberblicken wir noch einmal das ganze weite Ländergebiet des Sudan, so finden wir im Osten, im Reiche des Mahdi oder vielmehr seines Nachfolgers Said Abdallah, den Islam in seiner abschreckendsten Gestalt. Soweit seine Derwisch-Schaaren die Fahne des Propheten trugen, im Süden bis weit hinein in die Aequatorial-Provinz, im Westen bis nach Bagirmi und Bornu (1893/94), haben sie vernichtet, was von alter einheimischer und was von neuer Halbkultur sich dort entwickelt hatte, haben sie die Länder verwüstet und mit Blut getränkt. Wenn man auch noch Verständnis haben kann für die begeisterte Energie, welche mit der Handhabe des religiösen Fanatismus die unerträglichen Ketten einer entsittlichten Beamtenwelt zu brechen unternahm und vor keiner blutigen Gewaltthat zurückscheute, um die volle politische Freiheit zu gewinnen, so stehen wir mit Entrüstung vor dem Schauspiel, das uns nach glücklich errungenem Erfolge einen Herrscher zeigt, der voller Mißtrauen und Argwohn seine besten Führer und Gehilfen vernichtet, die Kraft der tüchtigsten Stämme seines Reiches zerbricht und durch alle seine Maßnahmen jeden Anlauf seiner Völker zu neuer gedeihlicher Entwickelung, zur Erholung von den unermeßlichen Verlusten der Kriege im Keime zu ersticken strebt. Es ist eine Mißgestalt des Islam, wie es eine Mißgestalt der Menschheit ist, was sich dort uns zeigt, die mißwachsene Ernte, die einer auf verseuchten Boden gebrachten unreinen und mit giftigem Samen vermischten Saat entsprang.

Ganz anders ist das Bild im zentralen und westlichen Sudan. Dort finden wir zwei zusammenhängende Gebiete, in denen der Islam sich — nicht in der allgemeinen Uebertragung auf die ganze Bevölkerung, wie vordem in Nubien und Kordofan — aber doch von den Stadtbewohnern und einem überwiegenden Teil der Landbewohner und Hirtenstämme angenommen, ziemlich gleichmäßig ausbreitete: von dem alten mohammedanischen Bornu bis über den Niger hinaus die Haussa-Staaten — und vom Meeresgestade Senegambiens an bis zum Meridian von Timbuktu die Mandé-Staaten. Im Norden hausen die mohammedanischen Berber und Tebu, zwischen ihnen vereinzelt kleine Parzellen heidnischen Glaubens. Zwischen beiden Gruppen zieht sich ein breiter Strich bis zur Küste des Golfes von Guinea hinab, der vorwiegend von heidnischen Völkern bewohnt ist; nur wie Oasen

zerstreut liegen dort die mohammedanischen Orte der größeren Fürsten und Handelsstädte, wo sich Haussa und Mandé niedergelassen haben. Wie ein Rest der alten heidnischen Urbevölkerung zieht sich ungefähr auf dem 11. Breitengrade eine zusammenhanglose Kette von Volksstämmen von West nach Ost, welche in den Bobo-Dokhosie beim 3. bis 4. westlichen, den Jauri beim 5., den Korro-Kado beim 8., den Massastämmen (schon an die großen Heidengebiete anschließend) beim 15. östlichen Meridian ihre Hauptglieder findet und vielleicht bei weiterer Forschung auch noch weitere Zwischenglieder entdecken läßt; während südlich beim 8. bis 6. Grad die Zone der bis zur Küste hin wohnenden von dem Islam noch nicht berührten Völker beginnt.

Fassen wir die Zeit ins Auge, in welcher der Mohammedanismus diese Länder erobert hat, so ist es auffallend, daß sich sein Gebiet vom 11. Jahrhundert an, in dem er bis zu den Sudanvölkern durchgedrungen war, bis zum 19. Jahrhundert nicht wesentlich vergrößerte und daß selbst nach der Zerstörung von Ghanata und seit der Ueberflutung mit Fulbe noch mehr als 3 Jahrhunderte vergingen, bevor eine neue kräftige Bewegung unter deren Führung in dem Fortschreiten der Religion sich bemerkbar machte. Innerhalb des letzten Jahrhunderts sind die Errungenschaften allerdings ganz gewaltige und da die Lehre Mohammeds im Centralen und Westlichen Sudan durch wesentlich höher zu schätzende Rassen und in einer viel tiefer aufgefaßten Form zur Einführung gelangt, so sind im Allgemeinen die Einflüsse ganz andere als im Ost-Sudan. Die Kultur wurde nicht unterdrückt, sondern gehoben, die Verhältnisse für Handel und Industrie wurden wesentlich gefördert und durch die Entwickelung großer organisierter Staatskörper an Stelle der zertrümmerten und in Auflösung begriffenen alten Reiche der civilisatorischen Arbeit der Europäischen Mächte ein bei weitem günstigerer Boden geschaffen. So hat die Neubelebung des Islam zu einer Neugestaltung der Verhältnisse den Anstoß gegeben, welche selbstverständlich nicht ohne schwere und blutige Kämpfe — und entsprechend der niedrigeren Kulturstufe sind sie andauernder und blutiger als die Kämpfe der mit einander ringenden europäischen Mächte — vor sich gehen konnte, aber als ein Fortschritt in der Entwickelung der Sudan-Völker zu betrachten ist.

Die Vorposten des Islam stoßen nun mit den Pionieren der civilisierenden und kolonisierenden Europäischen Mächte zusammen. An Stelle der letzteren wird es sein, mit richtigem Verständnis den neuen Kampf zu einem friedlichen zu gestalten, der in dem gedeihlichen Entwickeln der in den Sudanvölkern schlummernden Kräfte sein Ziel zu erblicken hat und uns zur Ehre und dem Sudan zum Segen zu gereichen geartet ist.

Afrikanische Nachrichten.

In **Deutsch-Süd-Westafrika** führt der Landeshauptmann, Major Leutwein, sein Friedenswerk unaufhaltsam weiter. Davon legt Zeugnis ab, daß Samuel Maharero ihm für die Grenzüberwachung 7 seiner Leute zur Verfügung gestellt hat. Sie sollen dafür sorgen, daß die Herero mit ihren Herden nicht außerhalb ihres Gebietes liegende Weideplätze aufsuchen — ein erfreuliches Zeichen, wie es dem Landeshauptmann gelungen ist, den Oberhäuptling völlig mit der deutschen Schutzherrschaft auszusöhnen.

Hierher gehört auch das Bestreben des Herrn Major, das von den Hereros unterdrückte und bisher recht- und schutzlose Volk der Bergdamara in sich zusammenzuschließen und ihm allmählich ein eigenes Volkstum zu verschaffen. Die Nr. 23 des „Deutschen Kolonialblatts" berichtet, daß er einen gewissen Jack Krüger, den Abkömmling eines Deutschen und eine Herero-Frau, der Schwester des Oberhäuptlings Samuel, zum Kapitän der rings um Grotfontein wohnenden, nunmehr von den Hereros losgelösten Bergdamaras und Buschleute eingesetzt hat. Als Sitz hat er ihm die neu errichtete Missionsstation Gaub angewiesen. Damit haben die Bergdamara einen dritten Konzentrationspunkt erhalten.

Zur wirtschaftlichen Erschließung unseres Schutzgebietes wird seit einiger Zeit eine Straße gebaut von Windhoek nach Tsoakhaubmund, welche bereits ein gutes Stück befahrbar ist. Diesem Unternehmen, vom Innern nach der Küste zu vorzudringen, kommt ein anderes, welches den umgekehrten Weg geht, entgegen: Lieutenant Troost, der den Feldzug gegen Witbooi als Freiwilliger mitgemacht hat, hat der „Kreuzzeitung" zur folge eine Straßenlokomobile angeschafft, welche bestimmt ist, den Verkehr zwischen Tsoakhaubmund und dem Innern zu vermitteln. Dieses Unternehmen kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, da in der Wüste viele Zugtiere an Erschöpfung eingingen.

Im Hererolande verlegt die rheinische Missionsgesellschaft ihre Station Ojambuima Missionar Kremer soll im Otavigebiete, nordöstlich von Otjozondjupa in Oniha, dafür eine neue Station gründen.

Im Verfolg unserer Mitteilung in der vorigen Nummer, wonach Herr Major von Wißmann, der Gouverneur von **Deutsch-Ost-Afrika**, im Süden unserer Kolonie den Häuptling Machemba sowie den Sklavenräuber Hassan bin Omari zur Botmäßigkeit zwingen wollte, nehmen wir Kenntnis von dem Telegramm des Wolff'schen Bureaus des Inhalts, daß am 13. November „Der berüchtigte Räuber Hassan bin Omari gefangen genommen worden ist."

Der Kompagnieführer Prince hat unter großen Schwierigkeiten in Kilimatinde eine Station angelegt, um die Wahehe in Schach zu halten.

Am 18. August wurde in Kilwa unter Beteiligung der dortigen Europäer und der zahlreich versammelten farbigen Bevölkerung die feierliche Enthüllung einer von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft dem Andenken ihrer im Aufstande des Jahres 1888 gefallenen Beamten Krieger und Hessel gewidmeten Gedenktafel vorgenommen. Die Tafel ist an dem früheren Gesellschaftshause, jetzigen Polizeihause, in welchem die Genannten ihren Tod fanden, angebracht und trägt folgende Inschrift:

Hier fanden den 24. September 1888
unsere Beamten
Gustav Krieger, geb. 10. Februar 1851
auf Rittergut Faulen, Kr. Osterode, Ostpreussen
und
Heinrich Hessel, geb. 2. Januar 1855
zu Kreuznach, Rheinprovinz
in der Vertheidigung unseres Hauses gegen
den Aufruhr den Heldentod.
Ehre ihrem Andenken.
Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Auf seinem Marsch nach Udschidschi hat der Kompagnieführer Leue mit dem Häuptling Tagaralla ein ernstes Gefecht gehabt, das mit der Einnahme der Boma des Häuptlings und der völligen Vernichtung des Feindes endete. — Aus den „Leipz. Neust. Nachr." ist folgender auf dieses Gefecht Bezug nehmender Privatbrief des Siegers durch die Blätter gegangen:

„Wie Sie sehen, sitze ich am Tanganyika. Hübsches Gewässer, himmelblau, die gegenüberliegenden Berge sind deutlich zu sehen. Udjidji hat 5000 Einwohner, einen geheimen Sklavenmarkt, ist schmutzig, liederlich und ungesund. Ich war kürzlich auf der Stelle, wo Stanley Livingstone fand. Livingstone saß damals vor einer jetzt zerfallenen Tembe auf dem Markt. Ich sprach hier einen alten Araber, der bei der Scene zugegen war. Gestern bin ich auf der Dhau des Arabers Sef bin Raschid nach dem Hafen Bigoma gefahren; hatte dabei Gelegenheit, die Tücken des Tanganika kennen zu lernen, wäre beinahe ertrunken. Plötzlicher Sturm bei der Einfahrt in den Hafen, Dhau sauste an haushohen Felsen auf 3 Meter vorbei: Na, dieses Geschrei und Gewimmer! Und der Seegang! Als ich glücklich festen Grund unter den Füßen hatte, bin ich frohen Gemüthes 4 Stunden weit nach Hause gepilgert. Ich gehe nicht wieder auf den Tanganika! Am 10. August hatte ich en passant einen Krieg mit Tagaralla auf Boma Limeme, Sultan von Usengi in Ugalla. Scharfes Gefecht. Ich hatte das Räubernest umstellt und habe, abgesehen von Weibern und Kindern, fast alles todtgeschlagen. Der Sultan und beide Waniampara (Minister), sowie fast 60 Ruga-Ruga sind gefallen. 102 Gefangene (Weiber und Kinder)

gemacht; etwa 20 Ruga-Ruga sind entronnen, mitten durch uns durch. Von unseren Soldaten sind 3 todt, 4 schwer verwundet (10 pCt.), von Hülfsvölkern 3 todt, 8 verwundet. Auch der Anführer unserer Hilfsvölker, Bruder des Sultans Mſapora von Ugalla, ein stattlicher Mann mit wehendem rothen Mantel und Federbusch, fiel, als er beim Sturm vor seiner Truppe hertanzte. Die Reise war sonst sehr interessant. Zweiter Krieg in Uvima, Zusammenkunft mit dem großen Sultan von Uvima, Kassanula; kam mit 400 Kriegern, Weibern, Pauken und Trompeten. Dritter Krieg im Mtanlande bei Udschidschi; aber diese letzteren Kriege waren mehr scherzhafter Natur, da der Feind sofort Fersengeld gab. Nette Gegend. Lauter Räubergesindel. Morgen marschiere ich hier ab. Kehre durch Uja zurück."

Wir nehmen nur mit lebhaftem Bedauern von diesem Briefe Kenntnis. Er zeigt, wie weit wir noch davon entfernt sind, daß die Menschenwürde der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten allgemein anerkannt wird. Es ist doch zum mindesten sehr zu beklagen, daß unsere Tagespresse ohne auch nur ein leises Mißfallen über die in diesem Brief sich kundgebende Anschauung zu äußern, denselben abgedruckt hat. — Im übrigen verweisen wir auf unseren Aufsatz: „Ein Wort über Straferpeditionen in unsern afrikanischen Schutzgebieten" in Nr. 7 des vorigen Jahrgangs.

Nach den neuesten Nachrichten hat der Aufstand in Britisch-Ost-Afrika weiter um sich gegriffen, so daß außerhalb der Städte niemand mehr sicher ist. Kapitän Laurence ist im Kampfe gegen die Aufständischen gefallen. Zur Niederwerfung derselben sollen 2 Regimenter Sikhs aus Indien herangezogen werden.

Ueber die Verhältnisse in **Uganda** hat der auf Urlaub nach England zurückgekehrte Missionar Pilkington interessante Nachrichten verbreitet, wie wir der „Post" entnehmen: „Jeden Sonntag eilen in Uganda 20 000 Christen in die Kirchen. An Werktagen sind ihrer 6000 jeden Tag in den Gotteshäusern versammelt. Jedes Jahr lassen sich 2000 Waganda, die sich noch vor wenigen Jahren so ungefügig zeigten, taufen. Erst erhalten die Eingeborenen gründlichen Unterricht, ehe die Missionare die heilige Handlung vollziehen. Das Neue Testament ist gänzlich ins Lugandische übersetzt worden, das Alte bis zum Buche Ruth, einschließlich der Psalmen, dem Daniel und einigen kleinen Propheten. Auch das englische Common prayer Buch und ein Gesangbuch hat man den Eingeborenen in ihrer Sprache übersetzt. Es giebt in Uganda 10 000 Katholiken. Diese haben mehr Missionare in dem Lande als die Protestanten. Der Papst hat den Mſgr. Hirth zum Erzbischof von Njaßa erhoben. Er wird seine ständige Residenz südlich des Sees im deutschen Gebiet aufschlagen. Pater Guillermain früher Oberer von Rabago, ist zum Bischof des französischen Uganda ernannt worden, während Bischof Hanlow dem Nordostteil vorsteht. Die französischen Priester sind mit der Herausgabe des Neuen Testa-

ments mit Anmerkungen beschäftigt. Das christliche Missionswerk hat große Erfolge aufzuweisen. 50 000 Waganda können jetzt lesen."

Aegypten. Zwischen England und Aegypten ist ein neues Abkommen zur Unterdrückung der Sklaverei abgeschlossen worden, wozu die kürzlichen Uebertretungen des gegenwärtig geltenden Abkommens vom Jahre 1877 durch höhere ägyptische Beamte den Anstoß gegeben haben. Das Strafmaximum wird auf 15 Jahre Zwangsarbeit erhöht, daneben wird das Verstümmeln männlicher Sklaven mit dem Tode bestraft. Die Aburteilung wird in letzter Instanz einem aus drei Eingeborenen und zwei Europäern bestehenden Obergericht übertragen; es tritt für Sklavereivergehen an die Stelle der Kriegsgerichte, die nur noch am roten Meer hierfür zuständig bleiben. Das neue Abkommen wird zur allmählichen Ausrottung der Haussklaverei führen. Ein Hauptpunkt ist Art. 5 des Abkommens, wonach jedem Sklaven auf ägyptischem Gebiet das Recht zugesprochen wird, seine Freiheit zu erlangen und jederzeit Freibriefe zu verlangen. Die ägyptische Regierung hat sich dazu bereit erklärt, für das in Kairo bestehende Heim für befreite Sklavinnen 300 Pfd. St. jährlich beizusteuern.

„Kölnische Zeitung."

Togo. Wie die „Köln. Ztg." meldet, ist Assessor Köhler, welcher seit einiger Zeit den Landeshauptmann von Togo vertritt und mehrere Jahre bei dem Gouvernement von Südwestafrika beschäftigt war, zum Landeshauptmann von Togo ernannt worden.

Im **Kongo-Freistaat** hat, wie nunmehr selbst die Kongo-Regierung zugiebt, der Negeraufstand gefahrdrohende Dimensionen angenommen. Wie sie denselben bewältigen will oder wird, muß die Zukunft lehren.

Kapitän Lothaire soll wegen der Ermordung Stokes vor die belgische Justiz gestellt werden.

Vereinsnachrichten.

Zu unserer freudigen Genugthuung ist die Gründung unserer Sklavenfreistätte nunmehr insofern gesichert, als der Missionar Becker für unsern Verein eine etwa eine Quadratmeile große Fläche Landes gekauft hat. Dieselbe liegt an der Stelle, welche auf der Karte der vorigen Nummer Seite 198 bezeichnet ist. Dabei soll sogleich ein Irrtum richtig gestellt werden, der unseren Reisenden begegnet ist. Der Fluß, welcher durch unser Land fließt, heißt nicht Kwangulue sondern Mkolo.

In Nachstehendem bringen wir den Vertrag zum Abdruck, durch welchen die Erwerbung jenes Landes rechtskräftig geworden ist:

Anwesend
Lieutenant Storch.

Masinde, den 3. Oktober 1895.

Vor dem Unterzeichneten erschienen persönlich bekannt und geschäftsfähig:

1. Der Missionar Hermann Becker, wohnhaft auf der Missionsstation Bethel bei Mtai als Vertreter des Evangelischen Afrika-Vereins, als solcher legitimiert durch ein Schreiben des Vorsitzenden des Vereins Geheim. Regierungsrat Steinhausen, Berlin.
2. Der Häuptling Mschusa von Kongoi.

Dieselben schlossen folgenden Kauf-Vertrag:

§ 1.

Der Zumbe Mschusa von Kongoi verkauft an den Evangelischen Afrika-Verein das ihm allein gehörige Land, welches folgende Grenzen hat, nämlich:

im Osten: die Westseite von Mlesa und Mhango einschließlich,
im Westen: den Fuß der Kwegorotoberge,
im Norden: die Südgrenze der Landschaft Msinga,
im Süden: die Nordgrenze der durch die deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft gepachteten Landschaft Bumbuli und Schembekesa.

§ 2.

Der Kaufpreis für das gekaufte Terrain beträgt zweihundert (200) Rp. und wird dieser Betrag dem Verkäufer sofort ausbezahlt.

§ 3.

Die Kosten des Vertrages trägt der Evangelische Afrika-Verein.

Vorstehende Verhandlung wurde den Erschienenen in der deutschen, Suaheli- und Kischambasprache vorgelesen, genehmigt und unterschrieben, bezw. wegen Schreibensunkunde durch Handzeichen vollzogen.

V. g. u.

gez. Becker,
Missionar als Vertreter des Käufers.

Handzeichen des Mschusa
(Kongoi) als Verkäufer.

G. w. o.

gez. Storch,
Lieutenant,

auf Grund der mir durch das Kaiserl. Bezirks-Gericht Tonga erteilten Ermächtigung.

gez. Fritsch,
Zahlmeister-Aspirant als Zeuge.

Wir sind mit dieser Erwerbung ein gutes Stück zur Ausführung unseres Erstlingswerkes vorwärts gekommen. Hoffentlich sind wir nunmehr bald in der Lage von der eigentlichen Anlage der Freistätte berichten zu können. —

In den letzten Tagen des November war es dem Generalsekretair vergönnt in Guben und Liegnitz in größeren Versammlungen über die Bestrebungen unseres Vereins zu sprechen. Auch an dieser Stelle sei nochmals den verehrten und lieben Freundinnen und Freunden unserer Sache herzlichst gedankt für die große Mühe, die sie daran gewendet haben, um für unsere bis dahin dort noch wenig oder gar nicht bekannten Bestrebungen Interesse zu wecken und die Versammlungen zu stande zu bringen.

Gleichfalls am Ausgang des November fand auch eine Versammlung in Frankfurt a. d. O. statt, welche vom dortigen Kolonial-Verein und dem Missionshilfsverein einberufen war. Auch den verehrten Herren, welchen diesen Vortragsabend eingerichtet haben, sei nochmals namens unsers Vereins aufrichtig gedankt, daß sie dem Mitgliede unsers Hauptvorstandes, Herrn Missions-Inspektor Merensky und dem Generalsekretair Gelegenheit gegeben haben, die Ziele unsers Vereins darzulegen.

Es kann gar nicht oft genug gesagt und betont werden, daß der wahre Wert unserer Schutzgebiete für uns in den eingeborenen Völkern derselben ruht und daß es deshalb vor allen Dingen darauf ankommt, diese nach jeder Seite zu heben und zu fördern. Je mehr daher die Erkenntnis sich uns leider aufdrängt, daß diese Thatsache bei uns noch nicht allgemein anerkannt wird, um so größer ist die Pflicht unseres Vereins, hier in der Heimat seine Aufgabe zu erfüllen und dahin zu arbeiten, daß jene Anschauung die allgemeine wird. Wir werden deshalb nach wie vor es auch aus diesem Grunde mit Freuden begrüßen, wenn die Mitglieder und Freunde des Vereins, sowie die Leser unserer „Afrika" dem Generalsekretair Gelegenheit geben, über unsere Bestrebungen Vorträge zu halten. Und auch diesmal am Ende dieses Jahres möchten wir herzlich bitten, daß doch recht viele derselben nach dieser Seite hin mit in die Thätigkeit für den Verein eintreten.

Palmwein oder Branntwein?

Eine Antwort auf diese Frage giebt Missionar Graf in Kamerun in den „Blättern für die Freunde der evangelischen Mission in Kamerun.“ Wir entnehmen derselben folgende charakteristische Mitteilungen:

Aus dem Grund, daß die Palmbäume durch die Gewinnung des Palmweines leiden, haben schon Kaufleute und Farmer die Einfuhr von Branntwein als äußerst nothwendig bezeichnet So entsteht die Frage: Palmwein oder Branntwein? Diese Frage kann nicht lange zweifelhaft bleiben, wenn man den Brantwein kennt. Aus welchen appetitlichen und unappetitlichen Stoffen derselbe gemacht wird, kann ich nicht sagen. Sein dunkelbraunes Aussehen, sein heißender Geruch und seine ätzende Schärfe lassen nichts Gutes ahnen. Ist er doch so scharf, daß es mir unmöglich war, einige Tropfen in der Handfläche zu halten. Europäer benützen ihn an Stelle des Weingeistes zur Aufbewahrung getöteter Schlangen Sollte ich etwas zu seinem Vorteil anführen, so wüßte ich gar nichts zu sagen, als daß er den Händlern, der Regierung und den Farmbesitzern Geld einträgt. Die deutsche Regierung legte in Viktoria eine Versuchsplantage an. Die Arbeiter in dieser Plantage bekamen zum größten Teil am Samstag Abend zu ihrer Bezahlung hin eine Flasche Branntwein. Diese wurde vielfach schon in der folgenden Nacht getrunken, denn der Neger ist nicht im mindesten haushälterisch. So waren die Leute am Sonntagmorgen betrunken und kamen welche sogar in diesem Zustand in den Gottesdienst. Dieses schädigte die Missionsarbeit sehr. Deshalb machte ich dem betreffenden Regierungsherrn Vorstellungen und bat ihn, den Branntwein nicht mehr verabreichen zu wollen. Er entgegnete, dann bekäme er keine Arbeiter mehr. Da sagte ich ihm, ich habe dieselben Arbeiter vorher ein ganzes Jahr beschäftigt, habe ihnen einen viel niedereren Lohn als die Regierung bezahlt und habe doch immer 80—100 Arbeiter gehabt, ja hätte noch mehr bekommen können. Hierauf gab er mir zur Antwort; „Ja, wissen Sie, die Flasche Branntwein kommt die Regierung auf fünfzig Pfennig, der Arbeiter aber schlägt sie zu einer Mark an. Das ist wöchentlich bei zweihundert Arbeitern ein Gewinn von hundert Mark.“

Was für eine Wirkung hat aber der Branntwein auf die Neger? Wenn ich's kurz sagen soll: die ganz gleiche Wirkung wie das Feuerwasser auf die Indianer Nordamerikas; sie kommen dadurch wie diese auf den Aussterbeetat. Zum Beweis hierfür einige Beispiele aus meiner Erfahrung Ich beginne mit dem Säuglingsalter. Unter den vielen Kranken, die mir gebracht wurden, war mir lange Zeit der Zustand einiger Säuglinge ein Rätsel Das Kind liegt matt in den Armen der Mutter, seine Händchen und Füßchen hängen leblos am Körper, sein Aussehen ist etwas fahl, der Mund leicht geöffnet. Die dicke Zunge liegt weit hinten am Gaumen, sie zeigte in einem Fall noch Milch von der Mutter; das Auge ist halboffen und glanzlos, die Herzthätigkeit war matt und der Puls bis auf 68 Schläge in der Minute vermindert, der Körper trocken und heiß Ich konnte mir den Zustand nicht erklären und konnte deshalb auch nicht helfen — die Kinder starben. Da sagte mir in einem späteren Fall die Mutter, das Kind sei so geworden, während es an ihr getrunken habe. Nun machte ich mich hinter die Mutter und konnte feststellen, daß sie eine Schnapssäuferin ist. Sie leugnete zwar, aber der Mann bestätigte meine Ansicht und sagte, die ganze Nacht sei sie vom Branntwein betrunken gewesen. So war es mir klar, das Kind war durch die Muttermilch in diesen Zustand gebracht und vielleicht hat das dumme Weib dem Kind auch noch Branntwein eingeschüttet. Das Kind war — betrunken und das im Alter von etwa zwei bis drei Monaten. Ich behandelte es darnach und konnte es retten,

Afrika.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Superintendent **Merensky** und **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Zweiter Jahrgang.
1895.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.
Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.
Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf bei Hakenstedt (Bz. Magdeburg).

Inhalt.

Nr. 1.

Seite

Rückblick — Ausblick 1
Kultur- und Sittenbilder aus unsern Schutzgebieten 3
Hendrik Witbooi 5
Evangelische Mission in deutsch-afrikanischen Schutzgebieten 14
Afrikanische Nachrichten 16
Litterarisches 19

Nr. 2.

Erklärung 21
Hendrik Witbooi 28
Afrikanische Nachrichten 29
Vereinsnachrichten 35
Litterarisches 39

Nr. 3.

Petition des Evangelischen Afrika-Vereins an den Reichstag 41
Evangelische Mission in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten . . . 43
Afrikanische Nachrichten 47
Litterarisches 52
Eingesandt 53
Vermischtes 55

Nr. 4.

Bericht über die Generalversammlung des Rheinischen Verbandes . . . 57
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika I 62
Afrikanische Nachrichten 66
Vereinsnachrichten 70
Litterarisches 71
Eingesandt 73

Nr. 5.

Deutschlands Pflicht gegen seine schwarzen Unterthanen 77
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika II 82
Mission 87
Afrikanische Nachrichten 90
„Der Fall Leist“ 94
Litterarisches 96

Nr. 6.

Geschäftsbericht des Hauptvorstandes des Evangelischen Afrika-Vereins . 97
Sang und Sage in Deutsch-Ostafrika III 100
Afrikanische Nachrichten 108
Vereinsnachrichten 112
Satzungen des Evangelischen Afrika-Vereins 113
Litterarisches 117

Nr. 7.

Seite

Der deutsche Reichstag und die afrikanische Sklaverei 119
Der Wert unserer Hinterland-Expeditionen in Afrika 121
Afrikanische Nachrichten 126
Sprichwörter 131
Litterarisches 136
Vermischtes 137

Nr. 8.

Aufruf zur Linderung der Hungersnot in Deutsch-Ostafrika 139
Negersprichwörter 143
Afrikanische Nachrichten 144
Mission 152
Litterarisches 153
Vermischtes 158

Nr. 9.

Eine Reise durch Usambara 159
Afrikanische Nachrichten 164
Wie in Afrika Dörfer entstehen 173

Nr. 10.

Die Proklamation der Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika ꝛc. 175
Eine Reise durch Usambara 178
Afrikanische Nachrichten 184
Vereinsnachrichten 190
Deutscher Wortführer 191
Litterarisches 193

Nr. 11.

Die Sklaverei in Sansibar und Pemba 195
Der Islam im Sudan 199
Afrikanische Nachrichten 206
Berichtigung 213
Vermischtes 213

Nr. 12.

Die Neger in Amerika 215
Der Islam im Sudan 218
Afrikanische Nachrichten 228
Vereinsnachrichten 231
Palmwein oder Branntwein? 234

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Rev. Carl Christian Reindorf, native Pastor of the Basel Mission. — **History of the Gold Coast and Asante,** based on traditions and historical facts, comprising a period of more than three centuries from abouth 1500 to 1860. — Basel 1895. Missionsbuchhandlung.

Ein Sieg über den Islam. — Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis 10 Pfg.

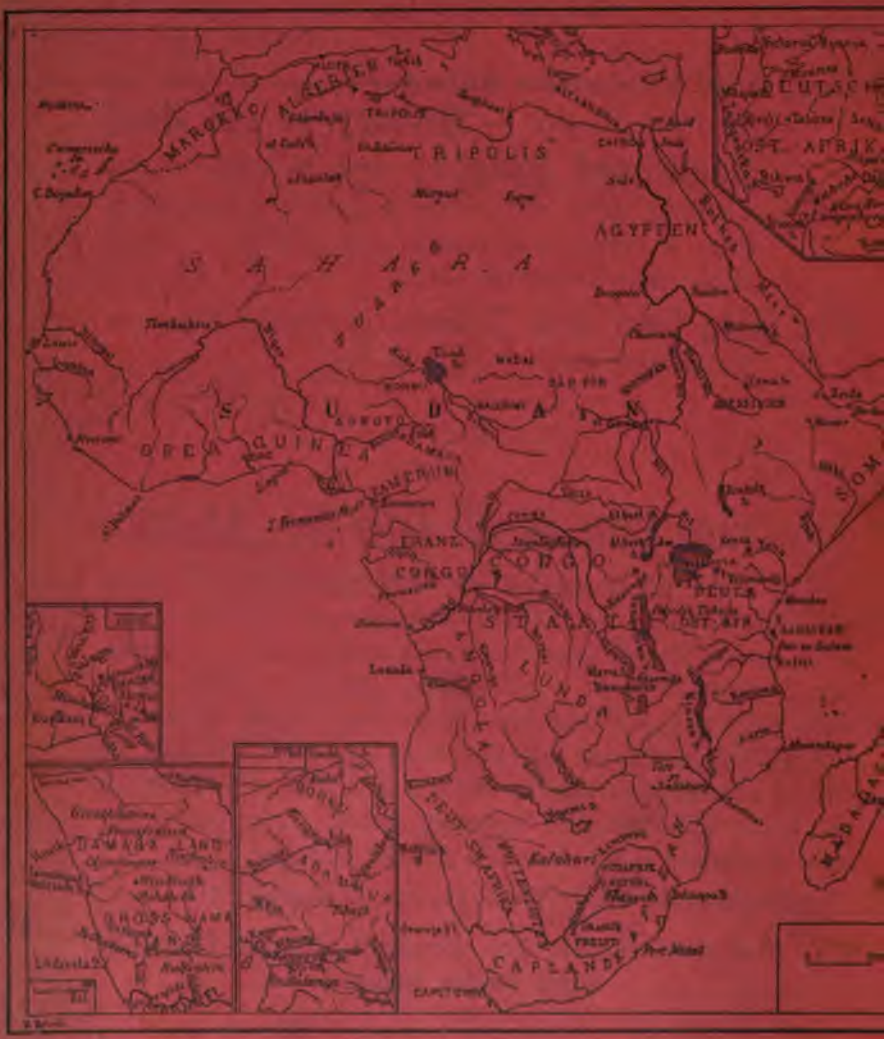
Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit alle **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- 2c. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. Dezember 1895.

Der Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.
Pastor **Gustav Müller.**

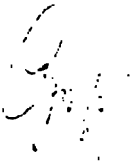
AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Neger in Amerika	215
Der Islam im Sudan	218
Afrikanische Nachrichten	228
Vereinsnachrichten	231
Palmwein oder Branntwein?	234

Druck von C. A. Emmrich in Neuhaldensleben.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
BOOKS
SEP 8 - 1910

Mit der vorliegenden Nummer beginnt die Monatsschrift

„Afrika"

ihren dritten Jahrgang. Ihr Programm bleibt unverändert: Sie soll bei der evangelischen Bevölkerung Deutschlands das Interesse für die sittliche und soziale Entwickelung Afrikas, besonders in den deutschen Schutzgebieten anregen und fördern.

Zu dem Zwecke bringt die „Afrika" Nachrichten über alles, was seitens des Staates, der Missionen und sonst für die Förderung von Wohlfahrtseinrichtungen und zur Bekämpfung der leiblichen und geistigen Notstände in Afrika geschieht.

Zugleich macht die „Afrika" auf die in diesen Richtungen noch vorliegenden Aufgaben aufmerksam und weist auf die Mißstände hin, die zu beseitigen sind. Insonderheit tritt sie entschlossen **für eine allseitig gerechte und menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen in unsern Schutzgebieten ein.**

Der Wirksamkeit der evangelischen Missionen in Afrika wird insofern besondere Aufmerksamkeit gewidmet, als versucht wird, die vielfach über dieselben verbreiteten unrichtigen Anschauungen richtig zu stellen und über die Arbeiten der Missionen genügende Aufklärung zu schaffen.

In der Rubrik „Afrikanische Nachrichten" berichtet die „Afrika" über alle irgendwie bedeutsamen Tagesvorgänge und stellt dieselben ins rechte Licht.

Durch charakteristische Schilderungen von Land und Leuten will sie die Kenntnis namentlich der deutsch-afrikanischen Schutzgebiete fördern.

Schließlich werden die wichtigsten Erscheinungen der Afrika-Litteratur besprochen, zumal diejenigen, welche für den Evangelischen Afrika-Verein nach irgend einer Seite hin Beachtung verdienen.

Der Preis der „Afrika", von der monatlich mindestens ein Bogen erscheint, beträgt jährlich 2 Mark. Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins (Mindest-Jahresbeitrag 1 Mk.) erhalten sie für 1,50 Mk., so daß bei einem Jahresbeitrage von 2,50 Mk. an die Zeitschrift den Mitgliedern ohne besondere Bestellung geliefert wird. Die Zustellung erfolgt postfrei unter Kreuzband.

Bestellungen nimmt der Unterzeichnete entgegen. Im Buchhandel ist die „Afrika" zu beziehen durch die Buchhandlung der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin NO, Friedenstr. 9.

Groppendorf bei Hakenstedt.

Der Generalsekretär des Evangelischen Afrika-Verein.
Gustav Müller.

Afrika.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Superintendent **Merensky** und **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.
1896.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.
Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.
Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf bei Hakenstedt (Bz. Magdeburg).

In das neue Jahr,

das vierte Jahr seines Bestehens, tritt der „Evangelische Afrika-Verein“ mit freudiger Erwartung ein. Steht er doch nunmehr unmittelbar vor der Gründung seines „Erstlingswerkes“. Es ist, wie mitgeteilt, eine Quadratmeile Landes in der „Deutsch-ostafrikanischen Schweiz“, in der Landschaft Usambara erworben worden, welches nach dem Urteil unserer freundlichen Kundschafter wohl geeignet ist, für befreite Sklaven, die der Heimat verlustig gegangen sind, eine neue Heimat zu werden. Reich bestanden mit Wald, durchzogen von mancherlei Wasserläufen, hoch genug gelegen, daß nicht das Fieber den Aufenthalt unmöglich macht, scheint das Stück Erde nur darauf zu warten, daß es besiedelt wird, um dem Herrn der Schöpfung — dazu rechnen wir auch die dem Sklavenjoch entronnenen und entrissenen Neger — den Tribut zu geben, den es ihm schuldig ist: das tägliche Brot im vollen Verstande des Wortes. Bereits sind auch die Unterhandlungen zur Gewinnung eines Leiters der Sklavenfreistätte ihrem Abschluß nahe, so daß in der letzten Vorstandssitzung am 16. Dezember vor. Js. der einstimmige Beschluß gefaßt werden konnte, daß spätestens mit dem kommenden April die Anlage unserer Kolonie begonnen werden soll.

Es liegt auf der Hand, daß die Ausführung unseres Werkes auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen wird. Die Beobachtung, daß erwachsene frei gewordene Sklaven geradezu in das alte Joch sich zurücksehnten, ja in dasselbe zurückkehrten, ist auf keinen Fall ermutigend. Sie zwingt uns damit zu rechnen, daß ein größerer oder kleinerer Prozentsatz von Erwachsenen auch in unserer Kolonie nicht bleiben, sondern sie verlassen wird. Und wir werden kein Mittel haben, sie daran mit Gewalt zu hindern, sondern werden ihnen die Freiheit auch nach dieser Richtung hin durchaus belassen müssen. Indes wenn von 100 nur 10 bei uns blieben — und es werden mehr sein —, so würden diese 10 es wert sein, daß wir ihrer uns annehmen, würden wir die Befriedigung haben, diesen 10 eine Heimat geschaffen zu haben.

Zu einem guten Teile sind die Befreiten aber Kinder, so daß die Bewohnerschaft unserer Kolonie in ihr groß wird und sie von vornherein als ihre Heimat ansehen lernt. Es ist eine herrliche Aufgabe, die schwarze Jugend zu der Anschauung zu erziehen, die wir von dem Werte der Arbeit haben, daß zu arbeiten nicht eine Schande, sondern eine Ehre ist, daß arbeiten zu können, arbeiten zu dürfen, arbeiten zu wollen ein wesentliches Moment der Würde und Hoheit des freien Menschen ist. Es liegt, da wir's in unserer Kolonie mit befreiten Sklaven zu thun haben, die es nicht anders wissen, als daß die Arbeit nur das Loos der Knechte ist, überhaupt ein gut Teil der sittlichen Bedeutung unseres Werkes darin, daß wir den Wert der Arbeit unseren Pfleglingen zum Bewußtsein bringen.

Es läßt sich nicht voraussagen, wie die Kolonie sich entwickeln wird. Das hängt von vielerlei äußeren Umständen ab, die wir nicht in unserer Hand haben. Doch liegt es uns ob, die Grundlinien festzusetzen, auf denen das ganze Unternehmen erbaut werden soll. Da ist es von Wichtigkeit, daß unsere Freistätte nicht die erste derartige Gründung ist. Gewiß war vieles anders, als Missionsinspektor Merensky seine Baßuto in Botschabelo sammelte und ihnen eine neue Heimat gründete. Aber zu lernen giebts für uns an Botschabelo, das bis auf diesen Tag in Blüte steht, viel und wir haben allen Grund dankbar zu sein, daß wir den Rat jenes erfahrenen Mannes, der ja unserem Hauptvorstande angehört, besitzen und seine Erfahrungen auf unsere Kolonie anwenden können. Er hat es übernommen, die Grundsätze aufzustellen, die für unsere Anlage gelten sollen. Sie werden seiner Zeit in der „Afrika" mitgeteilt werden.

Auf lange Zeit wird unsere Freistätte ihre Thore noch öffnen können für arme befreite Sklaven, die ohne Heimat und ohne Kraft, sich selbst zu erhalten, an den Markt des Lebens gestellt worden sind. Denn in dem neuen Gesetz gegen den Sklavenhandel ist leider keine Bestimmung getroffen, daß an einem festen Termine in unserem Schutzgebiete die Sklaverei aufzuhören habe. Wir hatten in unserer Petition an den Reichstag gerade hierum gebeten. Es läßt sich kein Grund, der stichhaltig ist, dafür angeben, daß eine solche Bestimmung nicht getroffen werden kann, um so weniger, als keineswegs verlangt wurde, den Termin in die nächste oder auch nur in eine möglichst nahe Zeit zu setzen. Der Fehler liegt darin, daß man sich nicht dazu entschlossen hat, in dem Gesetze es auszusprechen: „jedes unter deutscher Flagge geborene Kind ist frei." Sobald man diesen, dem natürlichen Rechtsgefühl entsprungenen und entsprechenden Satz als bindende Norm aufstellt, ist dem Ungeheuer, das Sklaverei heißt, der Kopf zertreten und die Lebenskraft genommen. Es liegt auf der Hand, daß mit dem Augenblick, da dieser Grundsatz Gesetzeskraft erlangt, allmählich die Sklaverei aufhören muß. Wir sind keine idealen Schwärmer, die die Macht objektiver Thatsachen verkennen und außer Anschlag setzen. Das aber wäre erreichbar, daß man auf Grund jener Bestimmung festsetzte: nach 30 Jahren, also am 1. Januar 1926, hört die Sklaverei im Bereiche der deutschen Schutzgebiete auf. Unsere Petition hat keine Berücksichtigung gefunden — wir bedauern das nicht so sehr um unseretwillen, als vielmehr um derer willen, die als Schutzbefohlene des deutschen Reiches Anspruch haben auf die Gewährung ihrer Menschenrechte, und um derer willen, die ihnen die Menschenrechte versagt haben.

Es lehrt uns diese Erfahrung nur, daß wir noch weit entfernt sind von dem Zeitpunkte, wo allgemein den Eingeborenen unserer Schutzgebiete die Würde zuerkannt wird, die sie als Menschen haben. Wir wollen deshalb für's neue Jahr mit neuer Freude uns rüsten zum Streit für das höchste Gut der Völker Deutsch-Afrikas, das sie in diesem Leben haben. Und noch lauter, dringender und

herzlicher wollen wir die evangelischen Deutschen aufrufen, mit uns um das Banner sich zu schaaren, auf dem geschrieben steht: das Wohl und die Wohlfahrt der schwarzen Unterthanen des deutschen Reiches!

Wir sind uns des ganz sicher, daß wir damit auch kolonial-wirtschaftlich und kolonialpolitisch dem Mutterlande, d. i. unserm Vaterlande, den besten Dienst erweisen. Denn nicht dadurch werden wir den größten Vorteil aus unseren Schutzgebieten ziehen, daß wir, der eiteln Selbstsucht fröhnend, sie und ihre Bewohner nur ansehen als Quellen, die erschlossen werden müssen und sollen, um uns zu bereichern, sondern dadurch, daß wir die Eingeborenen erziehen zur freien Selbstständigkeit. Dann werden sie freiwillig ihre Produkte, die Erzeugnisse ihres Grundes und Bodens uns übergeben. Damit ist dann aber diese Quelle uns für immer gesichert, während im anderen Falle, wenn wir etwa 100 Jahre vorausblicken, diese Sicherheit als eine sehr geringe erscheinen muß jedem, der die urwüchsige Lebenskraft der Negervölker erkennt.

Es gehört hierher, was gar nicht oft genug gesagt werden kann, daß wir nicht auf den sittlichen und leiblichen Ruin der Völker in unseren Schutzgebieten hinarbeiten, fast möchte man sagen loswüten. Es ist viel schon geklagt worden über die „Branntweinpest", mit der auch von Deutschland aus die Völker Westafrikas, auch Togos und Kameruns vergiftet werden. Entsprechend den Bestimmungen der „Brüsseler Generalakte" von 1890—91 ist zuerst für Deutsch-Ost-Afrika und jetzt auch für Deutsch-Südwestafrika das Verbot erlassen, an Eingeborene Schnaps zu verkaufen. Für Togo und Kamerun ist ein gleiches Verbot nicht zu erwarten und zunächst auch wohl nicht zu erreichen. Wohl aber ist es zu erstreben, daß zunächst der Einfuhrzoll um ein Bedeutendes erhöht wird, damit diesem Handel wenigstens die Spitze abgebrochen wird. Es wird soviel geredet davon, daß die Neger Kinder sind und als solche behandelt werden müssen — dann soll man diese Kinder aber auch bewahren, damit sie nicht zu Grunde gerichtet werden. Wer mit für's Wohl und die Wohlfahrt unserer Schutzbefohlenen wirken will, kann nicht umhin, er muß gegen die Branntweineinfuhr in Togo und Kamerun auftreten. —

Da sind Aufgaben genannt, die der Evangelische Afrika-Verein auch im laufenden Jahre zu lösen bestrebt sein wird. Er wird sie um so eher lösen, oder wenigstens ihrer Lösung entgegen führen können, je mehr das evangelische Deutschland sich bewußt wird, wie sehr seine Ehre daran hängt, daß in den deutschen Schutzgebieten christliche Kultur verbreitet wird. Deshalb appellieren wir an den Patriotismus aller evangelischen Deutschen, daß sie unsere Reihen stärken und unsere Zahl vermehren. So wird der Evangelische Afrika-Verein eine Macht werden zum Heil der Eingeborenen unserer Kolonieen und helfen können, daß sie gern und willig sich gefallen lassen die deutsche Herrschaft, die doch in Wahrheit Schutzherrschaft werden und sein soll.

G. Müller.

Der Islam in Deutsch-Ost-Afrika.

Der Einfluß des Islam auf die Geschicke Ostafrikas ist ziemlich ebenso alt als der Islam selbst. Seit uralten Zeiten haben die Araber die Ostküste Afrikas besucht, denn nichts ist leichter für sie, als auf ihren Dhaus im Oktober mit Eintritt des Nordost-Monsums hier nach Süden zu segeln und dann mit Eintritt des Südost-Monsums im April wieder nach Hause zurückzukehren. Verwandte Mohammeds haben sich nachweislich gleich nach Mohammeds Tode an der Ostküste niedergelassen und dann sind bald Jahr für Jahr Handels- und kriegerische Expeditionen nach Süden aufgebrochen, wo an vielen Orten oft im Verein mit Indern Kolonieen angelegt wurden. Sofala und die Sambesi-Mündungen waren solche Punkte, und um das Jahr 1000 wurde das Sultanat Kiloa gegründet, wie um dieselbe Zeit im Norden die Stadt Mukdischa oder Magadoscho zu hoher Blüte kam.

Durch Handel mit den auf den Goldfeldern lebenden Stämmen, durch Elfenbein- und Sklavenhandel, gelangten diese Städte und ihre Nebenkolonieen zu großem Reichtum, und man muß sich wundern, daß es den Arabern im Laufe der tausend Jahre, die ihnen zu Gebote standen, nicht gelungen ist, auch das Innere von ganz Ostafrika sich unterthan zu machen und seine Bewohner ihrem Glauben zu gewinnen. Man wird die Ursache darin suchen müssen, daß sie schon an der Küste damals das reichlich fanden, was sie an Schätzen suchten, und daß viele eingeborene Stämme Ostafrikas großen Mut und große Kriegstüchtigkeit besitzen. Auf dem Festlande faßten sie nur an der sansibaritischen Küste festen Fuß, wo sich durch den Verkehr der Fremdlinge mit eingeborenen Sklavenweibern das Mischvolk der Suaheli bildete, welches ein Analogon bietet zu dem Entstehen der bekannten Mischlingsrasse im Kaplande. Wie es sich im Gesicht der Suaheli ausprägt, indem der obere Teil des Gesichts semitischen, Nase, Mund und Kinnladen aber afrikanischen Typus tragen, so ist in dem Charakter dieses Volkes semitische Bosheit und semitischer Trug mit afrikanischer Eitelkeit und afrikanischem Mangel an Energie gepaart. Die Zahl der Suaheli mag sich auf ½ Million belaufen, von denen ca. 300 000 auf deutschem Gebiete leben. Die Suaheli sind Mohammedaner, ihr Islam aber verträgt sich mit einem guten Rest afrikanischen Heidentums, ja man kann sagen, daß sie noch abergläubischer als afrikanische Heiden sind. Sie sind aber tolerant und thun für die Ausbreitung des Islam wenig.

Daß es trotz der Hilfe, welche die Ausbreitung der mohammedanischen Herrschaft in diesen Ländern an diesem Mischvolk und an dem Zufluß von neuen Kräften hatte, die aus dem Mutterlande beständig nachströmten, ihr nicht gelang sich weiter auszudehnen, hat seinen Grund einesteils in der Rückwanderung nach der alten Heimat, die dem Kolonial-

lande immer wieder die reichgewordenen und tüchtigsten Leute raubte, wie auch in den Streitigkeiten der einzelnen Kolonieen unter einander, die oft zu den wütendsten Kämpfen ausarteten. Doch aber war es hohe Zeit, daß hier christlicher Einfluß zur Geltung kam, als die Portugiesen endlich am Ausgange des 15. Jahrhunderts hier erschienen, denn wenn Portugal auch bald seine Herrschaft über den nördlichen Teil der Küste wieder verlor, indem es dem Andringen der Omaziden von Maskat, der Wikinger Ostafrikas, auf die Dauer nicht Widerstand leisten konnte, so wurde doch durch sein Eintreten die weitere Entwicklung der mohammedanischen Herrschaft und ihre Ausbreitung in das Innere aufgehalten. Und nachdem die Familie Said aus Oman sich in Sansibar festgesetzt hatte, und es ihr gelang, den Spaltungen ein Ende zu machen und die Herrschaft von der Somaliküste bis zum Kap Delgado in ihrer Hand zu vereinigen, hat Gott auch wieder dafür gesorgt, daß dem von dieser Stelle aus bedrohten Afrika Hülfe zuteil werde. Krapf und Rebmann mußten durch die Entdeckung des Kilimandscharo und die durch sie vermittelte Kunde von den innerafrikanischen Seeen die Aufmerksamkeit Europas auf diese Länder richten. Livingstone erschloß das Innere und rief zum Kampf auf gegen die Sklavenkriege und den Sklavenhandel, durch welche die Araber ihre Herrschaft ausbreiteten, und Stanley mußte den Lauf des Kongo entdecken, zur rechten Zeit, als es noch möglich war, den Mohammedanern hier zuvorzukommen, endlich mußte die Gründung des Kongostaats ein Anlaß werden für die christlichen Mächte, die Länder Afrikas unter sich zu verteilen, und Deutschland erhielt die Aufgabe zugewiesen, im Osten das Thor zu bewachen, durch welches der Islam mit immer größerem Erfolge seinen Einzug in das Innere hielt. Denn hier liegt die eigentliche Bedeutung, welche die Besetzung von Ostafrika für uns hat, und für die Zukunft haben wird, daß Deutschland durch die Stellung, die es hier nahm, mit eingetreten ist in den Kampf gegen den Islam, speziell in den Kampf gegen die Ausbreitung des Islam in Afrika.

Wenn wir uns nun heut nach der Stellung umsehen, welche der Mohammedanismus und seine Träger in Ostafrika haben, so tritt uns sofort die höchst bedeutsame Thatsache entgegen, daß die Herrschaft hier jetzt in den Händen einer christlichen Macht liegt. Der Aufstand der Araber unter Buschiri und seine Dämpfung führten unserem Volke es vor die Augen, welche Aufgabe uns hier gestellt ist. Seither hat sich die deutsche Herrschaft auch im Innern mehr und mehr befestigt. Wohl leben an der deutschen Küste und im Innern Deutschostafrikas 2—3000 Araber, aber sie scheinen sich bereits in die veränderte Lage überall zu finden und scheinen auf Ausübung souveräner Herrschaft mehr und mehr zu verzichten; wie es bei Leuten, die hier selbst nicht ihre eigentliche Heimat haben, auch selbstverständlich ist, daß sie sich bestehenden Gewalten ziemlich willig fügen. Selbst die Araber, die im Innern

in kleinen Kolonieen zerstreut leben, die auch hier und da ziemlich ausgedehnte Plantagen angelegt haben, sinnen immer darauf, sich in ihre Heimat, nach Sansibar, am liebsten aber nach Arabien zurückziehen zu können. Solche Leute wollen erwerben und lassen sich nicht gern auf Abenteuer ein, deren Erfolg zweifelhaft ist. Wenn man auch am liebsten sich mit dem Sklavenhandel beschäftigte, oder sich gar auf Raubzüge gegen die Eingeborenen einließe, weil diese Art des Geschäfts am schnellsten den größten Vorteil abwirft, so bequemt man sich doch auch dazu, hiervon abzusehen und mit Baumwollenstoffen oder anderen Artikeln einen legitimen Handel zu betreiben, weil die europäische Obermacht das so haben will. So sehen wir, daß z. B. solche arabischen Kolonieen im Innern, die von Tabora oder Udschidschi, wo Hunderte von Arabern wohnen, die zusammen über Tausende von Sklaven gebieten, keinen Aufstand versuchen, sondern sich mit den neuen Verhältnissen abfinden. Freilich behält der Araber im Innern auch dann immer noch einen großen Einfluß, wenn ihm auch die Herrschaft genommen ist. Die Suaheli sind überall seine Satelliten, sie sehen zu ihm auf, und auch die heidnischen Eingeborenen erkennen willig die Ueberlegenheit der Araber an, die ihnen ihre höhere Intelligenz, und das größere Wissen, ihr größerer Reichtum und ihre Energie beim Handeln giebt. Wir werden nicht erwarten dürfen, daß dieser Einfluß der Araber in unserem Gebiete abnehmen wird, auch die Einwanderung, der Zuzug neuer Abenteurer und Geschäftsleute von Arabien nach unserem Gebiete ist nicht am Schwinden. Ich glaube im Gegenteil, daß dieser Zuzug sich in dem Maße vermehren wird, als es uns gelingt Sicherheit für Leben und Eigentum, für Handel und Wandel in unseren Gebieten herzustellen. Denn Arabien bietet seiner thatkräftigen Bevölkerung nicht Mittel genug, ihre große Unternehmungslust zu bethätigen. Damit aber wäre die Aussicht gegeben, daß sich der Islam unter den Eingeborenen unseres Gebietes ausbreitete, wenn nicht doch gewichtige Gründe sich dagegen geltend machten. Es muß auffallen, daß es dem Islam im Verlauf eines Jahrtausend nicht gelungen ist, in Ostafrika mehr Boden zu gewinnen als es der Fall war. Wenn die landläufige Rede, daß der Islam die dem Neger verständlichere und seinen geistigen Bedürfnissen entsprechendere Religion sei, auf Wahrheit beruhte, wäre das nicht zu erklären. Außer den Suaheli, einem Volke, das, wie wir sahen, sich aus Vermischung der Araber mit der eingeborenen Bevölkerung gebildet hat, ist kein anderer Stamm mohammedanisch geworden, und die Zahl der Eingeborenen, die als Sklaven oder sonst freiwillig den Islam angenommen haben, ist gering. Es ist auffallend, daß im Süden Afrikas das Christentum mindestens ebensoviel Terrain unter den Eingeborenen erobert hat, im Laufe von 2 Jahrhunderten, als der Islam in Ostafrika im Laufe eines Jahrtausend.

Die Vergleichung beider Länder nach den Vorgängen auf politischem und religiösem Gebiet könnte sehr interessant sein, haben wir doch in Südafrika es auch mit der Bildung einer Mischlingsrasse zu thun, welche dort in Bezug auf das Christentum eine ähnliche Stellung einnimmt, wie in Ostafrika die Suaheli. Ich behaupte, daß der Neger mit seinem seelischen Instinkt es ahnt, wie der Islam ihm einen Stein statt des Brotes bietet, nach dem er hungert. Er erlöst ihn nicht von dem Aberglauben, der ihn verfolgt und ängstigt, er bringt ihm keinen Trost, denn der starre fatalistische Allahglaube erlöst ihn nicht aus seinem Pessimismus und löst ihm nicht das Rätsel menschlichen Lebens und Leidens, er bringt ihm auch keine höhere Kultur, denn er läßt dem Neger die Vielweiberei, die die Männerwelt in Trägheit und Bedürfnislosigkeit erhält. Das Christentum giebt dem Neger höhere Güter, und wenn er es ahnt, daß in ihm das Geheimnis erschlossen ist, wie der Mensch in dieser Welt des Leides Frieden und nach dem Tode Seligkeit findet, so wird er bei der Annahme des Christentums nicht enttäuscht, er findet, was er sucht und findet auch Lebenskräfte, sich sittlich und in äußerlicher Hinsicht emporzuarbeiten und weiter zu entwickeln.

Unsere Betrachtung zeigt uns, daß Ostafrika nicht nur nicht verloren ist an den Islam, sondern daß seine Bevölkerung dem Christentum gewonnen werden kann, wobei ich das Suaheli-Volk nicht ausschließe. Freilich wird viel davon abhängen, ob unsere Regierung sich ihrer Christenpflicht voll bewußt wird und diese darin sieht, dem Umsichgreifen mohammedanischer Macht, auf dem Gebiet des äußeren oder inneren Lebens, nach Möglichkeit ein Halt zu gebieten. In solchen Kolonieen ist immer die Gefahr vorhanden, daß man der herrschenden Rasse entgegenkommt, ja schmeichelt, und sich dadurch einige augenblickliche, mehr scheinbare als wirkliche Vorteile verschafft. Die Engländer haben den Mohammedanern in Indien gegenüber solche Politik befolgt und haben im indischen Aufstand blutige Früchte dafür eingeerntet. Wir sollten durch solche Fingerzeige Gottes uns warnen lassen. Mohammedaner werden niemals treue Unterthanen einer christlichen Obrigkeit, sie dürfen es nicht werden, solange sie an ihren Propheten glauben, der mit dem Schwert in der Hand die Lehre predigte: „Mein Reich ist von dieser Welt.“ Mohammedaner fügen sich christlicher Obrigkeit nur aus Not, wenn sie müssen! So sollte eine weise voraus schauende christliche Obrigkeit es ihnen erleichtern gehorsam zu sein, indem sie ihnen das Muß des Gehorchens als kategorischen Imperativ tagtäglich, in jedem Gesetz und jedem Handeln vor die Augen führt. Es ist zu bedauern, daß durch den Reichstag das neue Gesetz gegen Sklavenhandel in einer Form angenommen ist, welche leider nur zu viel zu wünschen übrig läßt, und daß die Frage in Regierungskreisen auch nur erörtert werden konnte, ob nicht mohammedanische Lehrer in Staatsschulen den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas den Koran lehren sollten. Es wäre übel, wenn unsere

Gouvernementshäus

(Nach einer Original-Aufna

in Dar - es - Salam.

on M. A. A. Almeida.)

Regierung nicht erkennen sollte, daß sie ihre Stütze niemals bei und in den Mohammedanern suchen darf, sondern daß sie sich auf die nichtmohammedanischen Eingeborenen stützen muß. Stämme wie die Wanjamwesi und die Konde, Waßambara und Waßukuma sind es wert, daß man sie beachtet und ihr Volkstum pflegt.

Man stärke und kräftige solche Stämme und man begünstige die Arbeit der Mission, die ihnen das Christentum bringt. Wir verlangen selbstverständlich nicht, daß die Regierung weltliche Mittel anwende, um die Eingeborenen zu Christen zu machen, aber wir dürfen verlangen, daß die Regierung alles meide und alles aus dem Wege räume, was die Verkündigung des Evangeliums hindern und seine Wirkungen beeinträchtigen könne. Es ist Pflicht eines christlichen Volkes darauf zu sehen, daß seine Beamten und Vertreter in solchen Ländern, die Missionsgebiete sind, nicht heidnisch leben, oder gar in schlimmeren Greueln leben, als die Heiden.

Es ist Pflicht einer christlichen Obrigkeit darauf zu sehen, daß auf ihren Stationen der Sonntag nicht fortwährend entheiligt werde, es ist auch Pflicht der Regierung, Grausamkeiten und Betrug unter Strafe zu stellen, auch wenn sie heidnischer Aberglauben gebietet. Ja, ich füge hinzu, es ist ihre Pflicht, die Vielweiberei nicht rechtlich anzuerkennen. Wenn die Arbeit der Mission nicht etwa dadurch um ihre Früchte gebracht wird, daß die Eingeborenen draußen die Repräsentanten unseres Volkes verachten oder hassen lernen, dann ist Aussicht vorhanden, daß das Christentum bald so festen Fuß unter der farbigen Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas fassen wird, daß der Islam bei seinem Eindringen hier keinen Boden findet.

Und auch an den Mohammedanern sollte und soll Mission getrieben werden, nicht in gehässiger und unfruchtbarer Polemik, sondern im Geiste dessen, der mit Zöllnern und Sündern aß und die Mühseligen und Beladenen zu sich rief. Wenn Boten Christi in diesem Sinn arbeiten, muß Segen ausgehen von ihnen, dann ist es auch undenkbar, daß die Kolonialbehörden ihrem Wirken feindlich gegenüber treten könnten. Denn das wäre doch ein unerträglicher undenkbarer Zustand, wenn den Mohammedanern erlaubt sein sollte, ihren Glauben in Ostafrika auszubreiten, vielleicht Deutsche sogar zu Mohammed zu bekehren, und wenn es dagegen uns verboten sein sollte, Christum an allen Orten und allen zu predigen frei und unverboten.

Wir glauben nicht, daß solches möglich sei, das aber glauben wir, daß es möglich ist, trotz der Araber und Mohammedaner aus Indien, Ostafrika zu erobern unserem Herrn und Heiland Jesus Christus!

A. Merensky.

Afrikanische Nachrichten.

Es ist dem Gouverneur Major Dr. Wißmann, dem siegreichen Bekämpfer des von Buschiri geleiteten Araberaufstandes, sehr schnell gelungen, im Süden **Deutsch-Ost-Afrikas** friedliche Zustände herzustellen. Der schnelle Marsch mit 4 Kompagnien der Schutztruppe hat einen guten Erfolg gehabt. Hassan bin Omari und sein „Minister" Omari Muenda sind gefangen genommen worden. Der Tod am Galgen ist ihre gerechte Strafe gewesen, die am 15. November vollzogen wurde. Erfolgreich war das rasche Vorgehen der Schutztruppe auch insofern, als ihr zahlreiche Briefe in die Hände fielen, welche wohl geeignet sind, in weiten Kreisen die Ansichten über den Wert der arabischen und indischen Bevölkerung für unsere Schutzherrschaft wesentlich zu ändern. Diese Briefe beweisen, daß Hassan bin Omari nicht allein stand, sondern im Bunde sich befand mit andern Arabern, denen, wie Major Dr. v. Wißmann in seinem Bericht betont, „es bisher gelungen war, die Rolle treuester Diener des Gouvernements durchzuführen." Sie beweisen auch, daß die Inder mit ihm gemeinsame Sache gemacht haben. Jene Araber standen als Walis in unserem Dienste und doch haben sie Verrat geübt. Wir haben eben niemals zu erwarten, daß wir die Araber mit unserer Herrschaft aussöhnen, sie werden stets unsere geschworenen Feinde bleiben. Es ist auch durchaus nicht richtig, daß die Araber Ostafrikas nicht fanatische Mohammedaner seien — das sind sie ebenso gut wie die übrigen und bleiben es auch, so lange sie zum Islam sich bekennen. Hoffentlich ist es die Frucht der eben gemachten Entdeckung, daß alle Freunde unserer Kolonialpolitik endlich ihre Freundschaft für die Araber aufgeben. Nicht durch das vergebliche Bestreben, die Araber zu gewinnen, wohl gar durch mohammedanischen Unterricht in den Regierungsschulen zu gewinnen, oder durch, wie man sagt, weise Benutzung ihrer Autorität, indem man sie, wo nur möglich als Walis in den deutschen Dienst nimmt, arbeiten wir auf eine gedeihliche Entwickelung unseres Schutzgebietes hin. Die ist nur dadurch zu erreichen, daß wir eine christliche Kolonie schaffen, in der wir die Eingeborenen zu willigen und treuen Unterthanen unserer Herrschaft heranziehen, dergestalt, daß sie imstande sind, selber zu ihrem eigenen Wohle in unserm Dienste die Stellungen einzunehmen, die noch so vielfach in den Händen der Araber, d. h. der ärgsten und eingefleischten Feinde der Neger, sich befinden. Und die Inder? in ihren Händen liegt zu einem großen Teile der Handel. Sie werden reich und kehren dann mit dem in unserer Kolonie gesammelten Reichtum in ihre Heimat zurück. Schmarotzern läßt man nicht freie Entwickelung; man hat den Schaden davon. Es muß, nicht mit Ungebühr, aber mit Strenge und Entschiedenheit ihnen das Handwerk gelegt werden, daß sie mit ihren Ränken uns und unsere Schutzbefohlenen nicht schädigen können. Der Handel wird nicht drunter leiden, denn die Neger verstehen sich

selber sehr wohl darauf, haben eine besondere Anlage dafür und eignen sich sehr bald eine gute Fertigkeit darin an.

Auch in dem Westen Deutsch-Ostafrikas ist nun der Friede geschlossen. Im „Dtsch. Kol.-Bl." berichtet der Stationschef von Kilossa, Kompagnieführer v. Elpons über den Abschluß des Friedens mit dem Häuptlinge der **Wahehe**, Sultan Quawa, gegen den im Oktober 1894 der damalige Gouverneur v. Scheele zu Felde zog, um für die Niederlage Zelewskis Rache zu üben.

So herrscht denn zur Zeit in allen Teilen unseres weiten deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes Ruhe und Sicherheit. Es ist also Hoffnung vorhanden, daß der frühere, rege Karawanenverkehr wieder neu aufblüht und der Handel einen erfreulichen Aufschwung nimmt, für den der bekannte Ostafrikaforscher Dr. Oscar Baumann letzthin eine höchst wichtige Entdeckung gemacht hat. Dieser hat im Auftrage des „Zuckersyndikates für Ostafrika" den Unterlauf des Pangani, woselbst eine Zuckerindustrie bereits besteht, erforscht. Dabei hat er nicht nur gefunden, daß dieser Fluß einen ganz anderen Lauf hat, als die Karten bisher angeben, sondern daß er sich sehr wohl zu einem regelmäßigen Schifffahrtsbetrieb eignet; denn bis Chowge kann er bei Flut von Schiffen mit einem Tiefgang von 1 m, darüber hinaus aber jederzeit bis 2 km unterhalb der Panganifälle befahren werden. Dabei ist noch besonders wertvoll, daß man auf diesem Wasserwege zu der Gegend gelangen kann, wo man Goldfunde gemacht hat; und zwar ist das Gold in Quarz gefunden, so daß sich vielleicht doch Aussicht auf Goldbergbau für unser Gebiet ergiebt. Um also eventuell in die Gegend der krystallinischen Gesteine zu gelangen und sie zu erschließen, hat man nicht nötig, die Vollendung der Usambara-Eisenbahn abzuwarten, welche diese Gegend durchschneiden. Jedenfalls, das liegt auf der Hand, ist die Entdeckung der Schiffbarkeit des Pangani, dessen Ufer eine ganz besondere Fruchtbarkeit besitzen, für die wirtschaftliche Erschließung unserer Kolonie ein überaus wertvolles Ereignis.

Auch was sonst aus unseren Schutzgebieten zu berichten ist, liegt auf dem Gebiete friedlicher Entwickelung; nur daß im Hinterlande von **Togo**, das die deutsche Togo-Expedition im vorigen Jahre mit so großem Erfolge durchzog, die Franzosen sich alle Mühe geben, uns um den Ertrag der Energie und weisen Vorsicht der Führer derselben zu bringen. Sie behaupten nämlich fort und fort, daß Dr. Gruner, der Führer der deutschen Expedition nicht mit den eigentlichen Herrschern von Sansanne Mango und Gurma die Verträge abgeschlossen habe. Dies sei vielmehr ihrem Expeditionsführer Decoeur gelungen. Ja nach der „Politique Coloniale" haben sie bereits das Gebiet zwischen dem 9. und 10. Breitengrad mit Militairposten besetzt. In dieser Angelegenheit werden hoffentlich die unabweisbaren Verhandlungen der beiderseitigen Regierungen ein für uns befriedigendes Resultat herbeiführen, auf das wir nicht mit solchen Gefühlen zu blicken nötig haben, wie

sie noch immer uns überkommen, wenn wir die Karte von **Kamerun** zur Hand nehmen.

Hier herrschen nach Beendigung des Bakoko-Krieges durchaus friedliche Zustände. Es scheint in der That Ruhe und Ordnung die Frucht jenes Strafzuges gewesen zu sein. Bis an die Grenzen der Kolonie, von der die Station Yaunde nur wenige Tagereisen entfernt ist, ist das Ansehen der deutschen Flagge gegründet und die deutsche Herrschaft gesichert. Dabei wollen wir aus dem Berichte des Lieutenants Dominik nicht unterlassen besonders hervorzuheben, daß auch er, wie Major Leutwein in Deutsch-Südwestafrika, ohne Pulver und Blei, allein durch Unterhandlungen die völlige Anerkennung der deutschen Herrschaft erreichte.

Mit besonderer Genugthuung begrüßen wirs, daß der Landeshauptmann von **Deutsch-Süd-Westafrika** im Sinne der „Brüsseler Generalakte" durch eine Verordnung die Eingeborenen seines Schutzgebietes gegen die „Branntweinpest" nach Kräften zu schützen gesucht hat. Wir teilen dieselbe nach Nr. 24 des „Dtsch. Kol.-Bl." vom 18. Dezember v. Js. hier ihrem Hauptinhalt nach mit:

§ 1. Nichteingeborene bedürfen in Zukunft zur Einführung geistiger Getränke (Wein, Bier, Branntwein, Spiritus u. s. w.) keiner besonderen Erlaubnis. Dagegen sind sie verpflichtet, nach Ankunft derselben sofort der Bezirkshauptmannschaft ihres Wohnortes unter genauer Angabe der Art und Menge derselben Anzeige zu machen — § 2. Eingeborene dürfen geistige Getränke nur auf Grund einer schriftlichen Erlaubnis der Ortspolizeibehörde ihres Wohnortes oder einer derselben vorgesetzten Polizeibehörde in das Schutzgebiet einführen. Die Einfuhr-Erlaubnis darf grundsätzlich nur für kleinere Mengen geistiger Getränke erteilt werden. — § 3. Keinem Eingeborenen dürfen geistige Getränke irgend welcher Art oder „Kölnisches Wasser", sei es entgeltlich oder unentgeltlich, ohne eine behördliche oder ärztliche, schriftliche Erlaubnis verabreicht werden. Die Erlaubnisscheine sollen nur auf kleine Mengen und regelmäßig auf nicht mehr als eine Flasche lauten. — § 4 Dienstherrschaften können indes den in ihren Diensten stehenden und bei der Ortspolizei angemeldeten Eingeborenen geistige Getränke in kleinen Quantitäten und gläserweise verabfolgen. Jedoch dürfen die Getränke nicht die Stelle des Lohnes vertreten, und bleiben die Dienstherrschaften für etwaige durch die Verabfolgung geistiger Getränke entstandene Trunkenheit verantwortlich. — § 5. Alle Erlaubnisscheine sind binnen einer bestimmten, auf demselben zu vermerkenden Frist an die zuständige Behörde zurückzuerrechen. — § 6. Wer die im § 1 erforderte Anzeige unterläßt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder im Unvermögensfalle mit Haft bis zehn Tagen bestraft. Wer Eingeborenen ohne Erlaubnisschein geistige Getränke verabfolgt oder das in demselben gestattete Maß überschreitet, wird mit Geldstrafe bis zu 500 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen bestraft, insofern nicht nach der Verordnung, betreffend den Ausschank und Verkauf geistiger Getränke bereits eine höhere Strafe verwirkt ist. Die gleiche Strafe trifft Dienstherrschaften, welche ihren Bediensteten durch Verabfolgung geistiger Getränke in den Zustand der Trunkenheit versetzen. — § 7. Eingeborene können wegen Uebertretung des § 2 mit Geldstrafe bis zu 500 Mark oder Gefängnisstrafe bis zu 4 Wochen belegt werden. — § 8. Die Verordnung tritt am 1. März 1895 in Kraft. Windhoek, den 21. Januar 1895. Der Kaiserliche Landeshauptmann. J. V.: gez. Lindequist.

Abgesehen von unseren eigenen Schutzgebieten hat in den letzten Wochen auch das übrige Afrika unsere Aufmerksamkeit in ganz be-

sonderer Weise auf sich gezogen. Und zwar sind es aller Orten kriegerische Ereignisse. Allem voran steht da die Verhöhnung des Völkerrechts durch den Generalagenten des „Chartered Company" Dr. Jameson, der mit wohl bewaffneter Mannschaft und Maxim-geschützen am 31. Dezember vorigen Jahres den **Einfall in Transvaal** ausführte. Wenngleich weder das britische auswärtige Amt mit Herrn Chamberlain an der Spitze, noch der Premier-Minister der Cap-Kolonie, der Leiter der „Chartered Compagny" mit dem Ueberfall irgend etwas zu thun haben wollen, so steht doch fest, daß derselbe von lange her vorbereitet, mit Wissen jener Herren vorbereitet worden ist und daß beide sich gefreut hätten, wenn der Anschlag gelungen worden und die Republik gezwungen worden wäre, den „Uitlanders", d. h. der eingewanderten Engländern, die beanspruchten Rechte zuzugestehen; denn das wäre der Anfang vom Ende gewesen; damit wäre die Republik unrettbar den Engländern zunächst und schließlich dem Reiche Rhodesia ausgeliefert gewesen. Nun ist's aber anders gekommen. Die Buren haben am Neujahrstage die Freibeuter zu Paaren getrieben und ihren Hauptmann Dr. Jameson gefangen genommen. Damit haben sie ihre Selbständigkeit gewahrt und gerettet. Wenn unser Kaiser zu dem Siege dem Präsidenten der Republik, Krüger, telegraphisch seinen Glückwunsch ausgesprochen hat, so hat er damit aus der Seele aller seiner Unterthanen gesprochen, die empört sind über diesen Rechtsbruch. England hat mit diesem Vorfall eine tiefe Schlappe erlitten, die es nur noch schlimmer macht durch sein Verhalten hinterher. Denn was davon zu uns bisher herübergedrungen ist, kann in der That nur dazu führen, daß man mit Fug und Recht vom „perfiden Albion" spricht.

In **Britisch-Ostafrika** liegen die Verhältnisse für die Engländer gleichfalls keineswegs günstig. Denn einmal ist der Aufstand Mbaruks an der Küste noch immer nicht beigelegt. Derselbe hat vielmehr, wie der folgende Bericht der „Vossischen Zeitung" vom 21. Dezember vor. Js. zeigt, an Umfang und gefahrdrohender Bedeutung zugenommen:

„Mit dem Aufstande des Mbaruk bin Raschid und den unzureichenden Kräften der Engländer geht es ungefähr so, wie in Deutsch-Südwest-Afrika, als mit einer zu schwachen Truppe der Angriff auf Hendrik Witbooi in Hornkrans versucht wurde, wodurch sich der Aufstand weiter verbreitete und dem Hottentottenhäuptling neue Kräfte zugeführt wurden. Wie in Südwestafrika erscheinen die sich immer mehrenden Aufständischen im Mombasgebiet ganz unerwartet und brennen an allen möglichen Punkten Ortschaften nieder, rauben sie aus und versenken kleinere Fahrzeuge an der Küste. Die Briten suchen sich nur möglichst abwehrend zu verhalten und sind außer Stande wirksame Angriffe zu machen. Den tiefsten Eindruck hat es erregt, daß die zahlreichen Missionsstationen nördlich, westlich und südlich von Mombas von den Aufständischen angegriffen worden sind. Die Station Djimba der „Church Missionary Society" ist niedergebrannt worden, dort wurde auch eine englische Regierungskarawane zersprengt und der führende Offizier getödtet. Die stärkste englische Missionsstation nördlich von Mombas, Rabai, von wo früher immer die Karawanen nach dem Innern abgingen und sich mit Mannschaften versahen, wie z. B. Thomsons Massai-Expedition, wurde Anfang November angegriffen; die An-

greifer mußten sich allerdings zurückziehen, doch gab es Tote und Verwundete, und ein Teil des Ortes wurde niedergebrannt. Desgleichen wurde die südlicher gelegene Methodistenstation Ganjoni vom Feuer vernichtet. Die Aufständischen hatten die Zeit benutzt, während die an der Küste befindliche Garnison ausgerückt war, um die nördlichste dieser Misoonsstationen, Ribe, zu schützen. Diese kühnen Angriffe haben natürlich unter der Bevölkerung, namentlich unter den Weißen und den sonstigen Fremden große Unruhe hervorgerufen. Auf der anderen Seite ist der Uebermut der Aufständischen gewachsen, ihnen laufen immer mehr Leute zu. Sie sind überhaupt schwer zu fassen, da sie in mehreren getrennten Abteiluugen auftreten und zugleich an verschiedenen Orten erscheinen. Die in dem Mombasgebiet liegenden deutschen Missionsstationen sind unbehelligt geblieben. Dahin ist eine britische Garnison von etwa einem Dutzend Mann gelegt worden."

Zudem haben die Engländer im Innern ihrer ostafrikanischen Kolonie eine große, sehr empfindliche Niederlage erlitten. Eine aus Uganda kommende Regierungs-Karawane ist von den Massai im Südosten vom Naiwascha-See, an den westlichen Grenzen von Kikuju niedergemetzelt worden; von 1200 Trägern sind nur 200 dem Tode entgangen. Alles Elfenbein und was die Karawane sonst noch bei sich hatte, ist den Massai in die Hände gefallen. Eine empfindliche Schlappe für die Engländer, die infolge dessen Uganda von der Ostküste aus zunächst nicht mehr erreichen können. Uebrigens ein neuer Beweis, daß man die Macht der Eingeborenen und ihre Kriegstüchtigkeit nicht unterschätzen darf. Der Ueberfall fand in der Eldoma-Schlucht statt, die nur einige Meter breit und auf beiden Seiten von schroff abfallenden, kaum ersteiglichen, 100 Meter hohen Felswänden eingeschlossen ist. Er beweist, daß die Massai sich von den Folgen der Hungersnot wieder erholt haben, unter der sie infolge der Rinderpest unsäglich gelitten hatten, welche ihren ganzen Viehreichtum vernichtet hatte.

Noch eine andere Metzelei müssen wir berichten, welche als eine Folge des französischen Krieges gegen **Madagaskar** sich darstellt. Der englische Missionar Johnson von der Quäker-Mission in Arivoninamo ist nebst Frau und Kind vom Pöbel ermordet worden. Johnson hat 25 Jahre auf Madagaskar gewirkt. Seine Gattin ist selber vor ihrer Verheiratung eine Reihe von Jahren als Missionarin auf der Insel thätig gewesen. Die Missionsstation in Arivoninamo besteht seit acht Jahren. Der Ort liegt etwa 30 englische Meilen von Antananarivo. Bisher waren die dortigen Madagassen den Missionaren stets freundlich gesinnt und unterstützten sie sogar in ihrer Arbeit. Ruhestörer aller Art mögen die Oberhand gewonnen haben, seitdem die madagassische Armee aufgelöst wurde. In einem seiner letzten, vom 1. Oktober datierten Briefe schreibt Johnson: „Wir sind dankbar, daß die Zeit der Spannung vorüber ist. Aber die Dinge sind weit davon entfernt, daß man sie geordnet nennen könnte. Das Volk ist so lange an eine väterliche Regierung gewöhnt, die es in allem leitet, daß niemand an Selbhilfe denkt." In einem am 2. Oktober geschriebenen Briefe sagt Johnson: „Sobald die Franzosen in die Hauptstadt einzogen, tauchten alle bösen

Elemente des Landes auf. Es ist jetzt keine Königin da, und der Gouverneur besitzt keine Autorität. Es kann deshalb niemand etwas anordnen. Wie die Pilze schießen die Schnapsläden für Eingeborene empor. Bewaffnete Räuber lauern den Reisenden auf den Landstraßen auf. Sie sagen, die Franzosen wären da. Das Volk flieht, und viele erklären, die Christen seien an allem schuld."

Bei allen diesen für sie teils peinlichen, teils traurigen Ereignissen haben die Engländer aber doch eine Freude. Sie haben einen **Kriegszug gegen die Asanti** vorbereitet; den werden sie auch mit der geringen Streitmacht, die sie dazu aufgeboten haben, siegreich zu Ende führen. Von Gefechten und Schlachten ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden. So möge denn nur auf den Grund zu diesem Kriege hingewiesen werden. Wiederholt haben die Engländer mit den Asanti zu kämpfen gehabt, bis es ihnen gelang, im Jahre 1874 deren Macht zu brechen. Jetzt liegt aber die Gefahr nahe, daß die wieder erstarkten Asanti ihre infolge ihrer Niederlage von ihnen abgefallenen ehemaligen Vasallen sich wieder botmäßig machen. Damit würden sie aber zu unangenehmen Nachbarn der Goldküstenkolonie werden. Um das zu vermeiden, haben die Engländer die Partei der zunächst bedrohten Koransa ergriffen und wollen nun mit diesen im Bunde der gesammten Asanti-Herrlichkeit ein Ziel setzen.

Eine ähnliche Niederlage wie die Engländer in Ostafrika hbben die **Italiener bei Abessinien** bei Amba Aladji erlitten. Die Truppe des Majors Toselli, aus 1040 eingeborenen Soldaten und einer Batterie bestehend, wurde von über 20000 Schoanern angegriffen und nach tapferster Gegenwehr aufgerieben. Doch hat der General Baratieri, der Führer des italienischen Heeres, deshalb keineswegs den Mut verloren. Vielmehr wird er, nachdem ihm die Deputiertenkammer seine Forderungen bewilligt hat, mit aller Macht den Kampf fortsetzen, um einen Frieden zu erzwingen, welcher der Kolonie Erythräa dauernde Ruhe sichert.

Schließlich haben wir noch zu erwähnen, daß Kapitain Lothaire, der durch die Ermordung des Elfenbeinhändlers Stokes die Ehre seines Namens arg geschändet hat, ehe er dem Rufe der belgischen Justiz, sich zu stellen, Folge geben konnte, noch einmal Gelegenheit gehabt hat, seine militärische Tüchtigkeit zu beweisen. Er hat die rebellischen Neger im **Kongostaat** geschlagen und, wenn man den amtlichen Berichten trauen darf, damit dem Aufstand ein Ende bereitet. Nunmehr wird Lothaire den Schauplatz seiner Thätigkeit verlassen müssen, um seinerseits auch das von ihm begangene Verbrechen zu sühnen, nachdem die „Regierung des Unabhängigen Kongostaates" sich hat bereit finden lassen, für die Missethat ihres Beamten eine entsprechende Buße zu zahlen, welche unsere Regierung angenommen hat. Dieselbe besteht in einer Summe von 100000 Fr. als Ersatz für diejenigen Schädigungen und Verluste, welche die aus dem deutschen Schutzgebiete stammenden Begleiter des Stokes erlitten

haben. Zugleich sollen die als Gefangene im Kongostaate zurückgehaltenen, dem deutschen Schutzgebiete angehörigen 86 Träger des Stokes in Freiheit gesetzt und auf Kosten des Staates an die Küste befördert, für jeden fehlenden Träger aber die Summe von 1000 Mk. gezahlt werden als Entschädigung für die betreffenden Angehörigen oder Stammeshäuptlinge.

Ein Opferfest bei Merere

beschreibt der Missionar Richard von der Brüdergemeine in einem Briefe, datiert Utengule, Deutsch-Safualand, den 8. Juni 1895, den wir dem „Missionsblatt der Brüdergemeine“ 1896 Nro. 1, Seite 15 ff. entnehmen, wie folgt:

Vor einiger Zeit, es sind 4 Wochen her, waren wir Augenzeugen eines Opferfestes. Am Tage vor dem Feste hatte uns der Häuptling sagen lassen: „Morgen werden wir viel singen und lustig sein, wundert euch nicht darüber!“ Auch sahen wir, wie die Opferhütte, eine niedrige, viereckige Bude, und der sie umgebende Zaun ausgebessert wurden.

In aller Frühe, ich lag noch im Bett und stehe doch immer zwischen 4 und 5 Uhr auf, erscholl schon die Stimme des Ausrufers, und einzelne Schüsse mußten die Schläfer ganz gewiß aus dem Schlaf wecken. Bald nach Sonnenaufgang kamen dann auch die Männer aus den umliegenden Ortschaften nach Utengule, auch durch die Station kamen einige bemalte Gestalten mit Federbusch und Kuhschwanz-Fliegenklappen. Um 8 Uhr waren auch wir in der Stadt, wo auf dem Hauptplatz (bei Regenwetter ein großer, stinkiger Tümpel) die männliche Jugend, zu Scheinkämpfen sich gegenseitig auffordernd, große Staubwolken aufwirbelte.

Man schoß natürlich nicht scharf und war nur mit Speer und Schild bewaffnet; man that so, als ob man seinen Gegner erstechen wollte, die Krieger Utengules forderten ihre Gefährten aus anderen Dörfern heraus, es wurde viel gebrüllt und sonst Lärm gemacht. Die meisten Krieger hatten viel Zeug um, das im Winde flatterte, alle waren durch weiße Thonerde, um Augen und sonst im Gesichte herumgeschmiert, unkenntlich gemacht. Daß der Häuptling, wahrscheinlich an der Spitze des Zuges, zur Stadt hinaus ging auf den Hügel zu, auf dem die Opferhütte steht, hatten wir nicht bemerkt. Als jedoch die Männer draußen versammelt und die Frauen, eine traurige Weise singend, ihnen gefolgt waren, zogen auch wir nach.

Im großen Halbkreis stand das Volk bei der Opferhütte. Die Frauen und Mädchen, alle gut gekleidet, bunt aber anständig und wohl fast ausschließlich der Königsfamilie angehörend, hatten für sich

einen Kreis gebildet und in kurzem Schritt tänzelnd sangen sie ohne Aufhören ihr Lied ohne Worte. Die meisten von ihnen hatten etwas in der Hand, die zwei ältesten Mütterchen trugen je einen elfenbeinernen Scepter.

Mehr Geräusch machten die Männer. In Abteilungen von 10 oder 20, auch einzelne allein, eröffneten sie Angriffe auf den unscheinbaren Tempel, stürmten ihn, schossen mit Flinten auf ihn, oder stachen durch die Umzäunung mit den scharfen Speeren, immer schreiend und brüllend, auf jeden Fall sehr hoch von sich denkend.

Doch nun einen Blick in die Umzäunung und in die Hütte hinein! Auf einem Dreifuß in der dunkeln Bude sitzt Merere, neben ihm kniet irgend jemand, und vor ihm liegt ein geschlachtetes Schaf, von dem ein Knabe kleine Stücke Fleisch abschneidet, sie dem Häuptling einhändigend.

„Muahabanga (sprich Muahawanga), du großer Mann, wir sind „zu dir gekommen, um dich anzubeten. Du bist uns vorangegangen, „Gott hat dich zu sich genommen. Das Land, das du uns hinter„lassen hast, bebauen wir für dich, wie du es uns hinterlassen hast. „Meine nicht, deine Leute seien tot, hörst du denn nicht das Tram„peln und das Geschrei der Krieger? Es ist dir zu Ehren, höre es „und siehe auf uns, hier ist ein Stück Fleisch für dich, nimm es aus „der Hand deiner Unterthanen!“ (Dabei spuckt Merere auf ein Stückchen Fleisch und wirft es zu Boden.)

„Muahabanga (Muahabanga ist einmal König der Sango ge„wesen), du großer Mann, du bist uns vorangegangen, wir wollen „auch dahin gehen, wo du hingegangen. Darum mache uns schön „und Gott (ngulubi) angenehm, mache uns gesund, gieb uns Essen „und Trinken und laß unsere Felder gedeihen, wir sind dein!“

Diese und ähnliche Worte mehr spricht Merere, immer von Zeit zu Zeit auf ein Stückchen Fleisch spuckend und es zu Boden werfend.

Dann tritt er heraus, macht einige Sätze mit seinen Kriegern, wendet sich an einzelne Gruppen und redet leise zu ihnen. Darauf geht er wieder hinein, es folgen ihm einige Männer und Frauen, einige hocken sich in die Hütte und erhalten ein Stückchen Fleisch, das in der Tempelbude hinuntergeschluckt wird.

Innerhalb der Umzäunung tänzeln einige Schwestern von ihm und offenbar einige Frauen des verstorbenen Merere, des Vaters; traurig singen sie: „Muahabanga üa, üa, Muahabanga üa, üa, wir „haben keine Kraft zum Wasser holen, können keine Körbe nähen, „haben keine Kraft zum Holz tragen: Muahabanga u. s. w.“

Vom Schaf ist nun nichts mehr da, und langsam geht der Zug zur Stadt zurück, wo man noch gegessen und getrunken, sehr viel Staub geschluckt wie den ganzen Tag, noch getanzt und gesungen hat. Doch bei anbrechender Dunkelheit hörte jeder Lärm auf.

Besondere Mitteilung

der eingegangenen Gaben bei Missions-Inspektor Merensky für die Hungernden in Afrika vom 20. November bis 30 Dezember 1895:

21. November: Leser des Brüderboten in Zwickau, Planitz u. a. O. 20 Mk. — Wilhelm Wolff, Barten 10 Mk. — W Krienke, Bielawy bei Nakel 3 Mk.

22. November: L. Smalejus, Thomaten bei Heinrichswalde 9 Mk. — Heinrich Hunger, Laubsdorf (Sachsen) 15 Mk. — Hölzlin 5 Mk. — Fr. Trapp, Allenstein 2 Mk.

26. November: J. Lentz, Braunsfort 18 Mk. — F. Batz, Stiftspedell, Oberkaufungen 15 Mk. — Dr. Schmieder, Rothenen 1 Mk.

27. November: A. Hummel, Plauen O.-Pr. 8,10 Mk. — Boettcher, Radlowo bei Pakosch, Posen 12 Mk. — Therese Stellmacher, Cannstadt 6 Mk. — E. G. R., Stuttgart 1,50 Mk.

29. November: Schmidt 20 Mk. — C. Rhiem, Eppendorf b. Hamburg 7 Mk. — Kehl, Hehnelingen (Baden) 8,50 Mk. — G. Vogel, Zwickau, 10,30 Mk. — B H., Braunschweig, 2 Mk. — Emil Seehawer, Rosmin 34,30 Mk. — Chr. Klotz, Hohnarchenreuth 10 Mk. — Lehrer Spieß, Tuttlingen 60 Mk. — Pastor K. Kayser, 20 Mk — Familie K. Kuttruß, Spierlingsring 10 Mk. — P. H. Schneider, Rogasen 2,50 Mk. — A. Gottschewsky, Hohenwalde 36 Mk. — Maurer Briesemes, Moderow 27 Mk.

9. Dezember: Sophie Stetter 3 Mk. — Anna Montag, Isny 22 Mk. — N. N, 1 Mk. — A. Klähn, Berlin 6 Mk.

11. Dezember: Wilhelm Wolff, Barten 21,50 Mk. — Emil Seehawer, Rosmin 5 Mk. — Joseph Zißler, Roßstall, 36,70 Mk. — K. Kayser, Nonnenweyer, 10 Mk.

23 Dezember: H. Eißner, Ansbach 8,50 Mk. — Pfarrer Kayser, Nonnenweyer, 5 Mk. — Kohmann, Bartenstein 1 Mk.

In Summa eingegangen bei Inspektor Merensky Mk. 1292,70.

Berlin, 30. Dezember 1895. **Merensky.**

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken**, auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- 2c. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. Januar 1896.

Der Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.
Pastor **Gustav Müller.**

AFRIKA.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
In das neue Jahr ꝛc	3
Der Islam in Deutsch-Ost-Afrika	6
Afrikanische Nachrichten	13
Ein Opferfest bei Merere	19

Nachdruck der in der „Afrika“ enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Emmad in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 2.

Februar 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. **Merensky** u. **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Die „Afrika“ kostet jährlich 2 Mark.

Bestellungen sind an den Generalsekretair des Evangelischen Afrika-Vereins, **Pastor Müller in Groppendorf bei Hakenstedt** zu richten, oder an die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Quittung über Eingänge

a. zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:

P. Enke, Schönbach, 7 Mk. — Landesbauinsp. Sutter, Liegnitz, 3,50 Mk. — P. Bungeroth, Altenkirchen, 6,20 Mk. — P. von Velsen, Unna, 20 Mk. — G. Eyraud, Neuhaldensleben, 5 Mk. — A. Meß (ev. Gem.), Cöln a. Rh., 8 Mk. — Rauterberg, Lauenau, 2 Mk. — P. Mager, Steinfischbach, 1 Mk. — Dr. Fey, Halle a. S. (Kirchl. Korr. d. ev. Bundes), 150 Mk. — P. Adolph, Rodheim, 6 Mk. — Lehrer Jedele, Ebingen, 15 Mk. — Lehrer a. D. Becker, Soest, 1,30 Mk.

b. für die Sklavenfreistätte:

Lehrer a. D. Müller, Haag (Oberbayern), 8 Mk. — Durch Kaltwasser, Berlin, 10,10 Mk. — Frl. von Jalisch, Mego, 3 Mk.

c. für Vereinszwecke:

Durch Schellmann, Guben, 6,80 Mk. — Ruhbrank, Hamm i. W., 2 Mk. Durch P. Rudolph, Liegnitz, 15 Mk.

Berlin W., Behrenstraße 48, den 1. Februar 1896.

Der Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins.
E. Veit, Geheimer Kommerzienrat.

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika“.

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- 2c. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika“ herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika“ quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. Februar 1896.

Der Generalsekretair des Evangel. Afrika-Vereins.
Pastor **Gustav Müller.**

Islam oder Christentum in Westafrika.

Von D. A. Grundemann.

Die bereits öfters erörterte Frage, ob der Islam oder das Christentum die für die Negerrasse geeignetere Religion sei, ist jüngst in der „Deutschen Kolonialzeitung" wieder zur Sprache gebracht worden. In Dr. Passarges sonst sehr lehrreichem und hochinteressanten Werke „Adamaua" war dieselbe zu gunsten des Islam mit solcher Entschiedenheit und Schärfe beantwortet worden, daß eine Entgegnung nicht ausbleiben durfte. Wir freuen uns, daß die Kolonialzeitung von ihrem Standpunkte die Begünstigung des Islam entschieden ablehnt und für das Christentum als Mittel zur kulturellen Entwicklung der Neger eintritt; sich auch durch die ausführliche Erwiderung des Verfassers darin nicht irre machen läßt.

Vom Standpunkte der Mission betrachtet, wird man dem Letzteren noch weiter zu antworten haben. Das ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Selten ist wohl gegen die Missionen ein so gefährlicher Schlag geführt worden, wie in Kolon. Z. 1895 S. 395, wo Dr. P. sie geradezu als staatsgefährlich verurteilt. Die Milderung, daß dabei von den Leistungen der Missionare als Pioniere der Kultur u. s. w. abgesehen sei, und daß jene Wirkung bei bestem Willen eine unabsichtliche sei, würde es nicht hindern, daß dieser Schlag, wenn er wirklich träfe, die Missionen geradezu vernichten müßte. Doch er trifft nicht. Wir können aus den Darlegungen des Forschers mehrfache Belege beibringen, daß ihm die Sache, welche er bekämpft bei weitem nicht genügend bekannt ist. Es scheint, als kenne er die Mission nur vom Hörensagen und aus der öffentlichen Meinung, die ja in gewissen Kreisen allerdings sehr ungünstig gestimmt ist. Es ist zu bedauern, daß er sich nicht, u. z. möglichst vor seiner Reise, der Mühe unterzogen hat, sich wissenschaftlich mit der Sache etwas bekannt zu machen. Sonst wären ihm wohl nicht solche Worte aus der Feder geflossen, wie S. 529: „Gerade die Missionare sind dazu (nämlich das Unheil, das die philanthropische Behandlung der Neger anrichtet, klar zu machen) berufen und imstande, unendlich viel Gutes zu schaffen und die Kultivierung und die Kolonisation zu fördern, wenn sie die Religion mehr in den Hintergrund treten lassen — —" Hier zeigt sich eine völlige Verkennung des Wesens und des Zweckes der Mission. Ohne zu karrikieren, ist das, als wollte man sagen: der Rechenunterricht würde trefflich wirken, wenn er das Rechnen in den Hintergrund treten ließe. Mission ist ja doch nichts anderes, als die Ausbreitung der christlichen Religion. Wir wissen nicht ob Dr. P. ein Christ ist*). Aber ob jemand auf christlichem

*) Der Ausruf „Allah!" (S. 528) wenn nicht (wie man in einem wissenschaftlichen Werke kaum erwartet) durchaus gemeint, könnte sogar die Vermutung aufkommen lassen, er habe sich dem Islam zugewandt.

Standpunkte steht oder nicht, hat er doch, wenn er über eine solche Sache urteilt, die Pflicht, sie zu fassen als das, was sie sein will und sein soll, und nicht nach eigenen Wünschen etwas ganz anderes dafür zu substituieren. Wir Christen haben von unserm Meister den ausdrücklichen Befehl erhalten, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen. Wo uns heidnische Völker zugänglich sind, haben wir diesen Befehl auszuführen, um so mehr in einem Gebiete, wo durch unchristliches Benehmen von Namenchristen dem Christennamen seit Jahrhunderten unsägliche Schande gemacht worden ist.

Die Mission will gar nichts anders, als den Heiden die christliche Religion bringen. Dabei hat sie die volle Zuversicht, daß alles was man für die Entwickelung solcher Völker vernünftiger Weise wünschen mag, sich als Frucht der Religion ergeben wird. Wendet sie dabei sehr geeigneter Weise auch äußere Mittel an, z. B. ärztliche Behandlung, Schulunterricht in weltlichen Fächern, Handarbeit, Industrie u. dergl., so steht auch hierbei der eine große Zweck, die heidnischen Völker zu Christen zu machen, im Vordergrunde, ebenso wie dem Pädagogen die geistige Bildung seiner Zöglinge auch da, wo er sich um ihre körperliche Pflege bemüht. Leider wird das Wesen der Mission vielfach verkannt. Sie ist ein integrierender Bestandteil des lebendigen Christentum. So lange es in Christenländern noch Leute giebt, denen ihre Religion nicht zu einem leeren Namen geworden ist, werden sie Missionare aussenden, welche die letztere in noch nicht christlichen Ländern zu pflanzen und zu pflegen suchen.

Tausende von Namenchristen haben dafür kein Verständnis und sehen scheel auf das Werk, indem sie die dafür verwendeten Geldmittel bedauern. So thut auch Dr. P. Das deutsche Kapital, sagt er, sei nicht dazu da, um den zwar sehr anerkennenswerten, jedoch häufig höchst unpraktischen, ja schädlichen humanen u. religiösen Bestrebungen zu dienen. (S. 527. *) Auch hier zeigt sich eine völlige Verkennung der Sache. Wenn Freunde einer wissenschaftlichen Spezialforschung im Auslande, die von allen andern für verkehrt gehalten würde, Tausende und Millionen von Mark aufwendeten, so hätte doch niemand das Recht, dabei gegen Vergeudung des nationalen Kapitals Protest zu erheben. Wenn Leute nach ihrer besten Ueberzeugung ihr Geld anwenden, so hat sich niemand hineinzumischen. Alle Missionsbeiträge sind freie Liebesgaben. Niemals werden staatliche Mittel gefordert. Auch die Staatskirche hat keinerlei Besteuerung oder Erhebungen für die Mission, die irgendwie mit Zwang eingezogen würden. Es ist kaum anzunehmen, daß der Verfasser und seine Freunde Missionsbeiträge geben. Thäte er es und fände irgend welche Mißstände in dem betreffenden Missionswerke, (wie solche bei jedem menschlichen Werke vorkommen können), so könnte er seine Bedenken eventuell durch die geordnete Vertretung

*) Die Zitate in bloßen Zahlen beziehen sich auf Werk „Adamaua".

auf der General-Versammlung vorbringen und gegen verkehrte Verwendung protestieren; er hat dagegen nicht das Recht, an die Oeffentlichkeit zu appellieren, die mit diesen Geldmitteln nichts zu schaffen hat.

Aber ein wahres Verständnis der christlichen Lehre ist bei den Schwarzen ausgeschlossen (S. 529). Da wäre es doch angezeigt, zu warnen vor der Thorheit, bei ihnen diese Lehre weiter verbreiten zu wollen. Wieder eine gröbliche Verkennung der Mission. Wir sind, so wahr wir Christen sind, davon überzeugt, daß das Christentum für alle Menschen paßt. Auch bei unsern Kindern scheint ein Verständnis desselben ausgeschlossen. Wir stehen nicht an, ihnen Religionsunterricht zu geben. Umhüllt von vielem, was der kindlichen Fassungskraft unverständlich ist, wird ein Lebenskeim in ihr Inneres eingeführt, der, wenn er nicht durch sonstige unchristliche Einflüsse neutralisiert wird, den ganzen Segen des Christentums bei ihnen zur Entfaltung bringt — später auch das Verständnis. Aber wir verhehlen uns nicht, daß auch in weiten Kreisen der christlichen Gemeinen, wo jener Keim zur Wirkung kommt, das Verständnis oft recht mangelhaft bleibt. Es wird vielleicht eingeworfen, daß es sich bei uns um Germanen handle — aber dort die Neger mit ihrem schwachen Gehirn! Doch das Gehirn bildet keineswegs das einzige Organ für das Christentum. Dazu täuscht man sich leicht über seine Fähigkeit. Ich erinnere mich, daß jemand von einem kleinen Mädchen sagte: „Das Kind ist wohl blödsinnig." Später wurde sie die Erste in der höheren Töchterschule. Jetzt ist sie eine gebildete Frau, eine treue Gattin und Stiefmutter, deren Leben ein leuchtendes Beispiel von den Wirkungen des Christentums bildet. Dr. Davis, ein Vollblutneger, der 1870 als treuer Arzt und Helfer von Hunderten von Verwundeten verehrt wurde und in seinem freiwillig übernommenen Liebeswerke sein Leben opferte, hatte auch nur ein Negerhirn; aber daß er als echter Christ handelte, wird doch niemand bestreiten. Ich könnte neben ihm eine ganze Reihe von seinen Landsleuten anführen, denen niemand trotz mancherlei Schwachheiten (auch wir haben ja alle noch unsere Schwachheiten!) die Anerkennung versagen würde, daß sie echte Christen seien. Solche Beispiele genügen uns für die Ueberzeugung, daß auch der Neger der Verchristlichung nicht unfähig ist.

Aber das sind vielleicht die Ausnahmen. Was vermögen sie gegen die erdrückenden Zeugnisse, daß die christlich-civilisierten Neger ganz abscheuliche Schurken sind. Frechheit, plumpe Zudringlichkeit, Eitelkeit, Lügenhaftigkeit und viele andere Laster werden ihnen an mehreren Orten zugeschrieben. Diese Anklagen sind nicht neu. Viele Zeugen, welche Westafrika — d. h. westafrikanische Küstenplätze besuchten, haben dasselbe geschrieben. Es ist zu bedauern, daß man nicht in den einzelnen Fällen nachkommen kann, wo solche Augenzeugen die betreffenden Beobachtungen angestellt haben? Ich fürchte, auch Dr. P. hat sich nicht die Mühe

genommen, Missionsstationen zu besuchen und sich über die Mitglieder der betr. Gemeine näher informieren zu lassen. An allen westafrikanischen Küstenplätzen laufen viele jener Hosennigger herum, die sich mit Selbstgefühl für Christen ausgeben, in der That aber wegen ihrer Schandthaten längst aus der christlichen Gemeine ausgeschlossen sind. Vielfach sind an solchen Subjekten die Beobachtungen angestellt, deren Ergebnis generalisierend von allen Negerchristen ausgesagt wird. Wollte man z. B. die sittliche Seite des Christentums beurteilen nach Tausenden von jungen Leuten, wie man sie zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten in Berlin beobachten kann, so würde dies ein ganz schiefes Urteil geben. Die, an denen die Kraft des Christentums zu spüren ist, muß man wo anders aufsuchen.

Ich möchte jedoch, um nicht ungerecht zu werden, Herr Dr. P. an dieser Stelle ein paar Konzessionen machen. Nichts schadet der Mission mehr, als wenn ihre Freunde sich die Augen zuhalten vor wirklichen Schäden, die durch Mangelhaftigkeit und Mißgriffe in ihrer Praxis, sowie durch die Ungunst gewisser Verhältnisse an diesem, wie an jedem menschlichen Werke vorkommen. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn an den westafrikanischen Küstenplätzen, als Frucht jahrhundertelanger Einflüsse der verderblichsten Art, sich Verhältnisse gebildet haben, unter denen auch selbst das Christentum seine Wirkungen nicht in normaler Weise auszuüben vermag. Diese Küstenbevölkerung im engeren Sinne ist allerdings in überwiegendem Maße verderbt, so daß ein Missionar ganz zutreffend von den rascals of the coast — den „Küstenschurken" redet. Wenn wir bedenken, daß es unsere Landsleute — Europäer — waren, die mit ihrem bösen Beispiel zu der Entwickelung solcher Verderbtheit beigetragen haben, werden wir jene Menschen bedauern, aber keine Steine auf sie werfen. Klar blickende, nüchterne Missionsleute sehen es jedoch mehr oder weniger als ein notwendiges Uebel an, daß solche Küstenstationen aufrecht erhalten werden müssen. Hie und da hat man mit den betreffenden schwarzen Gemeinen seine liebe Not, obgleich auch selbst unter solchen Verhältnissen immer noch einzelne sich finden, die ihrem Christennamen Ehre machen. An der dort weit und breit herrschenden Kulturkarrikierung und was darum und daran hängt, haben einsichtige Missionare schwer zu tragen.*)

Ich konzediere aber auch zweitens, daß es kurzsichtige Missionarsleute giebt, die solche Schäden kaum bemerken. Diese finden sich be-

*) Dr P erwähnt, daß ein Herr, der zur Baseler-Mission gehörte, gesagt, er habe noch keinen anständigen Menschen unter den Negern kennen gelernt, die größten Hallunken seien aber die sogenannten Christen. Es wäre interessant, etwas näheres über diesen Herrn zu erfahren, namentlich, ob es nicht eigentlich heißen sollte: der zur Baseler Mission *gehört hatte*. Auch in der Mission kommt es, obwohl selten, vor, daß einer mit getäuschten Erwartungen von seinem Berufe sich abwendet und dann meist auf die Sache nicht gut zu sprechen ist. Unter dem Eindrucke der Küstenverhältnisse wäre so etwas leicht möglich. Jedenfalls hatte der betreffende Herr die Inland-Stationen nicht in längerem *Verkehr gründlich kennen* gelernt.

sonders bei den Engländern und Amerikanern. Da kommt es vor, daß man die Annahme der Zivilisationstünche gar nicht als etwas widerliches empfindet, sondern sie vielleicht gar als eine erfreuliche Wirkung des Christentums begrüßt. Es ist sehr erklärlich, wie auf Besucher mit unverdorbenem Geschmack, selbst wenn sie sonst keine Feinde der Missionssache wären, diese Richtung einen höchst unangenehmen Eindruck machen muß. Dann bedarf es nur eines geringen Anstoßes, sie überhaupt gegen die Mission einzunehmen. Kommt nun dazu — was in unzähligen Fällen zutrifft — daß die durch die Mission vertretene Sittenstrenge in bezug auf gewisse unsittliche Gewohnheiten dem Europäer unbequem wird, so hat man nichts anderes zu erwarten, als ein ganz verwerfendes Urteil, das aber in den Augen jedes aufrichtigen Menschen sich selber richtet.

Daß in der westafrikanischen Mission schwere Versehen und Mißgriffe vorgekommen sind, wird niemand leugnen, der Sierra Leone und Liberia mit klaren Blicken durchschauen lernte. Letzteren Karrikaturstaat nennt P. „eine unglaubliche Mißgeburt philanthropischen Wahnsinns“ (S. 531). Es würde hier zu weit führen, wollte ich mit ihm darüber rechten, ob dieser peinlich starke Ausdruck zutreffend sei oder nicht. Es mag genügen, daß auch mir diese Republik sehr unsympathisch ist. Ich bestreite aber entschieden, daß dieses Beispiel, wie überhaupt die Mission an den westafrikanischen Küstenplätzen, als typisch für die Mission überhaupt gesetzt werden darf, sowie man auch nicht Ergebnisse einer verfehlten Missionspraxis dem Werk überhaupt zurechnen darf. In dieser Beziehung würde eine eingehende Vergleichung der Kameruner Mission, solange sie unter Leitung der Baptisten-Mission stand, mit dem, was sie unter Leitung der Baseler Mission geworden ist, sehr lehrreich sein. Aber ich betone nochmals, daß unter der Ungunst der Verhältnisse an der Küste die gewünschte gesunde Entwickelung der Mission nicht möglich war. Dort — darf man in mancher Hinsicht sagen — kränkelt sie wie ein Apfelbaum, der in ungeeigneten, sumpfigen Boden gepflanzt werden mußte, während ihm gegenüber auf höherem Terrain ein anderer viel später gepflanzter sich gut entwickelt hat und reiche Früchte trägt. In der Baseler Mission der Goldküste findet man dieses Gegenbild ziemlich deutlich auf den Inlandstationen und in mancher Beziehung vielleicht noch mehr in den mit ihnen verbundenen christlichen Dorfgemeinen. Hätte Herr Dr. P. z. B. das Dorf Date besucht, so würde er sofort angenehm überrascht worden sein, bei den dortigen Christen nicht die „aufgedonnerten schwarzen Ladies in schweren Toiletten mit Schinkenärmeln und Tournüren“ zu finden, sondern eine schlichte kleidsame Tracht — wenn ich nicht irre auch die farbigen Kopf- und Brusttücher, die er so anerkennend erwähnt (S. 530.*)

*) Auch die Missionare, sicherlich wenigstens die deutschen, haben Freude an einer den Landesverhältnissen angemessenen, einfachen Bekleidung. Man thut ihnen ein großes Unrecht, wenn man sie für das Nachäffen der europäischen Mode verantwortlich macht, das sie sehr gern einschränken oder beseitigen.

Er würde weiter bemerkt haben, wie sich die 1300 Christen jenes Dorfes zu ihrem Vorteile unterscheiden von ihren heidnischen Landsleuten und würde zugeben, daß sie bei mancherlei Schwachheiten doch mindestens auf einer Stufe des christlichen Lebens stehen, die dem Durchschnitte unserer heimatlichen Landgemeinden gleichkommt. Daß in diesem Dorfe, in dem übrigens kein Missionar seinen Wohnsitz hat, 208 Kinder, darunter 76 Mädchen, christlichen Schulunterricht genießen, wird doch als ein Fortschritt anerkannt werden müssen, gegenüber den Heidendörfern, in denen die Jugend ohne allen Unterricht aufwächst, oder gegenüber jenen Mohammedanerschulen, in denen nur Knaben den Koran u. z. ohne Verständnis lesen lernen. Von den Gottesdiensten würde Dr. P. vielleicht nicht viel halten — wenns ihm nicht vielleicht der schöne Gesang des Schülerchors anthäte. Vielleicht würde er bei seiner Meinung bleiben, daß auch hier im grunde nur Fetischverehrung in anderer Form getrieben werde (Kol. Ztg. 394). Freilich auch in unseren heimatlichen Dorfkirchen würde seine strenge Kritik viel über „äußeren Formelkram" zu klagen haben trotz des bevorzugten germanischen Gehirns unserer Kirchengänger und des „metaphysischen Bedürfnisses" der nordischen Völker. Es ist doch nicht billig, von Negern nach einer Entwickelung von etwa 5 Jahrzehnten mehr zu erwarten als von Deutschen nach 1000jähriger Entwicklung. Das aber wird doch jeder, der nicht aller Gerechtigkeit bar ist, zugeben müssen, daß solch ein christlicher Negergottesdienst höher steht, als der heidnische Fetischdienst mit allen daran klebenden Greueln und Grausamkeiten und seinen tief in das bürgerliche und soziale Leben einschneidenden Hemmnissen. Auch daß er höher steht, als der völlig mechanisch angelernte Formenkult, zu dem die dem Islam anheimfallenden Negervölker übergehen.

Wenn ich nicht irre, gehört Date zu den Gemeinen, welche bereits die Geldmittel für ihre kirchlichen Bedürfnisse selber aufbringen. Das Ziel ist überall bei der Mission ernstlich in's Auge gefaßt. Sie bemüht sich, kein deutsches Geld da zu verwenden, wo die eingeborenen Christen imstande sind, sich selbst zu helfen.

Date mit seiner schlichten Landgemeine bildet einen treffenden Gegensatz gegen die kränkelnden Küstengemeinen. Bedenkt man nun,

---

möchten. Leider ist für Westafrika der rechte Zeitpunkt wohl verpaßt worden, um eine einfache angemessene Tracht für die eingebornen Christen einzuführen. An Orten mit größerem Verkehr würde es nicht gelingen, die stark eindringende Mode zurückdrängen. Auf andern Missionsgebieten liegt die Bekleidungsfrage viel günstiger. In Indien bleiben mit wenigen Ausnahmen die braunen Christen ohne weiteres bei ihrer herkömmlichen Tracht Es fällt den Männern gar nicht ein, anstatt des bequemen Lendentuches Hosen zu tragen und sich dadurch verächtlich zu machen. Ich weiß von einem Falle, in dem ein christlicher Missionsschüler, von Eitelkeit verleitet, sich das letztere Kleidungsstück zulegte Es wurde *ihm einfach bedeutet, das schicke sich nicht*, und wenn er Beinkleider tragen wolle, *habe er die Anstalt zu verlassen.* — Es fehlt also keineswegs in der Mission an *gesundem Takt in bezug auf* die Kleidung, wenngleich freilich bei Engländern *oft eine gegenteilige Auffassung* vorherrschen mag.

daß die Baseler Mission auf der Goldküste an den Küstenplätzen 1400, auf den Inlandstationen aber 11 500 Gemeindeglieder zählt, so erhellt, daß man Unrecht thut, die ersteren als Maßstab für das Ganze zu nehmen und um der dort zutage tretenden Schäden willen, das ganze Werk zu verurteilen.

Die Baseler Mission in Kamerun ist noch zu jung, als daß ich hier sie eingehender behandeln sollte. Aber auch schon jetzt sieht man, wie auch dort der Schwerpunkt der Arbeiten mehr und mehr von der Küste nach innen gerückt wird.

Daß es Unterschiede in der Missionspraxis giebt, wurde bereits angedeutet. So sehr wir uns im grunde mit allen evangelischen Missionen eins fühlen, so wenig wollen wir in allen Stücken für jede von den mancherlei Gesellschaften geübte Praxis einstehen. Wir sind auch nicht so anmaßend, daß wir unsern Missionsbetrieb, wie er sich bisher entwickelt hat, für etwas Vollkommenes und über alle Kritik Erhabenes halten. Die Mission hat ihre menschliche Seite, die noch immer der Verbesserung fähig und bedürftig ist. Eine wohlwollende Kritik vom christlichen Standpunkte aus kann nur förderlich sein. Aber hier haben wir es nicht mit solcher, sondern mit einem vernichtenden, feindlichen Angriffe zu thun. Noch müssen wir einige weitere Schläge desselben näher beleuchten.

Dr. P. sieht in der Mission meistenteils nur die philanthropische Bestrebung und diese scheint ihm so gefährlich. Die Philanthropie und die Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit in Christo verderben den Westafrikaner (Kol. Ztg. 395). Auch hier ist die Erwiderung nicht schwer. Die Mission lehrt doch nicht blos jenen einen Punkt. Sie bemüht sich vor allem, die richtige Gottesfurcht vor dem Heiligen und Gerechten in die Herzen zu pflanzen, sie sucht die Erkenntnis der Sünde und Schuld zu wecken und die Gewissen zu schärfen. Und wenn sie auch dem Neger dieselbe Hilfe durch einen und denselben Erlöser, des auch wir uns getrösten, verkündigt, so hebt sie keineswegs alle Unterschiede zwischen den Menschen auf, sondern predigt nachdrücklich: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, versäumt auch neben der Predigt des Evangeliums nicht die Einschärfung des Gesetzes — du sollst nicht stehlen, du sollst nicht lügen u. s. w.

Vielleicht wird hiergegen vorgebracht: Ja, das ist ganz gut; aber an dem eigentümlich konstruierten Negerhirn läuft alles andere spurlos ab, und nur die Lehre von der Brüderlichkeit bleibt festsitzen und wirkt. Der Beweis soll wahrscheinlich erbracht werden durch solche schwarze Christen, die auf einem tieferen Standpunkte als ihre heidnischen Landsleute stehen und die größten Hallunken sein sollen. Von der oben charakterisierten Küstenbevölkerung sehe ich ab. Es ist jedenfalls für die Fremden sehr schwierig, festzustellen, ob jene ziviliserten Neger, die sich für Christen ausgeben, wirklich zur Christengemeine gehören. Von den Gemeinemitgliedern, namentlich de

der Inlandstationen und Dörfer behaupte ich entschieden, daß sie durch das Christentum auf eine höhere sittliche Stufe gehoben sind. Nur soll man keine Vollkommenheit erwarten.

Die Lügenhaftigkeit des Negers ist bekannt, ebenso wie die des Inders. Ich glaube, es wird auch für die Negerchristen dasselbe gelten, was mir in Indien ein Missionar von den braunen Christen sagte, deren Unwahrhaftigkeit oft als Waffe gegen die Mission gebraucht wird. Er meinte: „Wenn der Heide in 100 Aussagen 99 mal lügt, und unsere Gemeineglieder bemühen sich die Wahrheit zu sagen, und es gelingt ihnen vielleicht in 50 Fällen, ist das nicht ein bedeutender Fortschritt?" Er sprach vom Durchschnitt. Vielfach steht es weit besser. Ich selbst habe Heidenchristen kennen gelernt, denen ich jedes Wort glauben würde. Wenn manche andere in diesem Stücke schwach sind, so erkenne ich milde auch den geringen Fortschritt an, namentlich wenn ich bedenke, wie es auch bei uns in der Heimat noch recht viele Lügner giebt. Ich bin überzeugt, daß es auch unter den Negerchristen ganz zuverlässige giebt, und daß sie überhaupt gegen ihre heidnischen Landsleute deutliche Fortschritte in der Wahrhaftigkeit gemacht haben. Jedenfalls fälle man das Urteil nicht nach den Beobachtungen, die an Individuen angestellt wurden, welche vielleicht gar nicht berechtigt sind, sich Christen zu nennen.

Aehnlich wird es sich mit den andern sittlichen Defekten verhalten, die den schwarzen Christen zur Last gelegt werden.

Wenn aber die unsägliche Eitelkeit und Großthuerei als Folge der Belehrung über die allgemeine Brüderlichkeit bezeichnet wird, so ließen sich dagegen doch viele Beispiele von Demut und Bescheidenheit als Wirkungen der Mission anführen. Ich begnüge mich hier das eine zu erwähnen. Die Schwester des Königs von Akropong wurde getauft. Sonst hatte sie, als von königlichem Range, nie eine Last getragen. Nun aber trug sie mit den andern Christenfrauen zum Bau eines neuen Schulhauses freiwillig Sand herbei und schämte sich dieser Arbeit nicht (Jahresber. Bas. 1895, 18). Nach solchem Beispiele sollte man gegen die Wirkungen der Mission nicht so argwöhnisch sein.

Schließlich führt Dr. P. noch einen mächtigen Schlag gegen die letztere. Er sagt: Das Christentum hat sich bei dem Neger nirgends halten können, wie die Geschichte des Kongo beweist. Es würde zu weit führen, wenn ich hier ausführlich darlegen wollte, welcher Art das Christentum war, das die Portugiesen einst am Kongo einführten und wie dies geschah. Unsern Lesern wird der Unterschied zwischen der katholischen und der evangelischen Mission genügend bekannt sein. Daß jener mit Zwang und ganz mechanisch eingeführte, katholische Kirchenpomp am Kongo keinen Bestand haben konnte, ist uns klar. Daraus ergiebt sich aber nicht, daß nirgends bei dem Neger das Christentum lebensfähig sei, wenn es ihm nicht in toten Formeln, sondern in lebenskräftigen Keimen gebracht wird.

Was in zunehmendem Maße wächst, ist lebensfähig. Die Baseler Mission auf der Goldküste hatte viel Schwierigkeiten und brachte es im ersten Jahrzehnt noch nicht auf 200 Mitglieder. 12 Jahre später hatten sie sich auf 1018 vermehrt, nach einem weiteren Jahrzehnt auf 2934, nach dem folgenden auf 6108 und nun nach abermals 9 Jahren ist die Zahl auf 13036 gestiegen. Dieses Wachstum während eines halben Jahrhunderts ermutigt uns zu der frohen Hoffnung, daß die Früchte unserer Arbeit in Westafrika nicht das Geschick der katholischen Kongomission teilen werden. Ebenso wenig schreckt uns die Parallele mit Zentral- und Südamerika (532). Dort sind ebenfalls nur äußere Formen, aber nicht der lebenskräftige Kern des Christentums eingeführt worden. Daher sind jene Völker so verrottet und verkommen.

Unsere Darlegungen werden freilich auf Herrn Dr P. nicht viel Eindruck machen. Sein Urteil über den Neger wurzelt in einer wissenschaftlichen Richtung, die schwerlich auch durch die treffendsten thatsächlichen Beweise überwunden werden könnte. Dr. P. steht völlig auf darwinistischem Standpunkt. „Das niedere Tier hat keinen Charakter. Es reagiert auf jeden äußeren Reiz in natürlicher Weise. Der Fuchs dagegen, der, obwohl vom Hunger gefoltert, argwöhnisch den Köder nicht zu berühren wagt, der dressierte Hund, der aus Furcht vor [der] Strafe nicht zu naschen wagt, zeigt den Beginn dessen, was beim Menschen bei weiterer Entwickelung seinen Charakter ausmacht, nämlich die Ausbildung von Hemmungscentren im Gehirn. Diese Hemmungscentra vermögen einen Reiz zu unterdrücken u. z. sind sie dem Willen des Individuums unterworfen. Sie ermöglichen dem Menschen z. B. lautlos den größten Schmerz physischer und psychischer Natur zu ertragen, oder festen Blickes einer Gefahr ins Auge zu schauen. Die Erziehung des Kindes, ebenso wie die Dressur des Hundes bezweckt im wesentlichen die Ausbildung der Hemmungscentra. Wille*), Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, Selbstständigkeit und Ueberzeugungstreue, kurz ein fester Charakter, und in weiterer Folge Energie, Fleiß, Ausdauer, Sittlichkeit und alle Tugenden sind in letzter Linie, wenn auch nicht allein, auf das Vorhandensein und die Entwickelung entsprechender Hemmungscentra zurückzuführen."

„Die Centra sind angeboren. — — — — Ihr Vorhandensein ist bedingt, streng nach den darwinistischen Gesetzen betreffend den Kampf ums Dasein. In den Tropen ist aber der letztere gering; daher die Charakterlosigkeit des Negers." (S. 506.)

Wir sind überrascht, noch heute einem so orthodoxen Bekenntnisse zum Darwinismus zu begegnen. Bekanntlich hat diese hypothetische Theorie, für die allerdings einmal in ausgedehntem Maße Stimmung vorhanden war, es nicht vermocht, sich die Anerkennung der Wissen-

*) Es ist auffallend, daß hier der Wille als Folge der Hemmungscentra bezeichnet wird, während oben ihm dieselben subordiniert sind.

schaft so zu erobern, daß man ihre Resultate irgendwie als ausgemachte Wahrheit betrachten dürfte. Es ist auch kaum anzunehmen, daß sie durch den Kampf ums Dasein, in dem sie selber unter vielen Anfechtungen von verschiedenen Seiten steht, genügend gestählt werden wird, um den Sieg zu erringen. Von sehr bedeutenden Stimmen wird vielmehr schon heute der Darwinismus als überwunden bezeichnet. Es ist äußerst bedenklich, auf so unsicherem Grunde die Regeln aufzubauen, nach denen Verhältnisse höchst praktischer Art und von der größten Tragweite geordnet werden sollen. Mit demselben Verfahren könnte man die furchtbarsten Sachen rechtfertigen.

Die Tropen, welche für die Ausbildung der Hemmungscentra so ungünstig sind, könnten sich ja auch bei dem europäischen Gehirn geltend machen. Einen hohen Beamten, der sich gemeiner Ausschweifung schuldig macht, sollte das Gericht von der unter nordischen Verhältnissen unberechtigterweise gegen ihn erhobenen Anklage freisprechen, weil sich darlegen läßt, daß unter dem Einfluß der Tropen die den sittlichen Anstand bedingenden Hemmungscentra in seinem Gehirn abhanden gekommen sind. Ebenso hat ein anderer die die Humanität bedingenden Hemmungen eingebüßt und läßt Kriegsgefangene in brutalster Roheit erschlagen. Vielleicht kommt auch einmal einer, der die den Eigentumsbegriff konstituierenden Centra verloren hat und bei hoher Intelligenz (S. 506) mit der Kasse durchgeht.

Keine öffentliche Instanz darf sich auf derartige Motivierungen einlassen. Jede Kolonialregierung, die auf Grund jener vagen Hypothesen ihre Richtlinien für die Behandlung der Eingeborenen bestimmen wollte, würde die gröbsten Fehlgriffe machen. Hier gilt es vor allen Dingen mit der Thatsache zu rechnen, daß die Eingeborenen auch Menschen sind.

Wir haben hier auf die Behandlung der Neger seitens der herrschenden Europäer im allgemeinen nicht näher einzugehen. Dr. P. selbst hat, was er an einer Stelle (528) von der nützlichen Nilpferdpeitsche, Twenty five on backside u. s. w., sagt, und was allerdings mehr auf eine Dressur bestialischer Geschöpfe hinauszulaufen scheint, als auf Erziehung menschlicher Wesen, bedeutend gemildert. Er betont als Kernpunkt der Behandlung die peinlichste Gerechtigkeit; man dürfe sich nie und nimmer einen Eingriff in die Rechte der Leute erlauben. Wie sich das mit der darwinistischen Grundlage vereinigen läßt, ist nicht recht klar; jedenfalls können wir diesem Kanon im allgemeinen freudig zustimmen. Es würde vieles weit besser stehen, wenn alle Europäer immer danach verfahren wären.

Dabei aber wird vielfach übersehen, daß uns die Rechte der Neger bei weitem noch nicht genügend bekannt sind. Erst jetzt wird eine umfassende Rundfrage, betreffend die Rechtsgewohnheiten der *afrikanischen Völker*, seitens der „Gesellschaft für vergleichende Rechts- *und Staatswissenschaft*" veranstaltet. Wahrscheinlich werden sich *aber dabei viele Punkte* ergeben, in denen bisher nicht nach obigem

Grundsatze verfahren worden ist. Vieles, was bei den Negern zu Recht besteht, ist allerdings mit einem europäischen Regimente unvereinbar. Eine zwangsweise Einführung europäischer Rechtsformen würde den Zweck unserer Kolonien überhaupt verfehlen lassen. Ihre Zukunft hängt von der weiteren kulturellen Entwickelung der Eingeborenen ab, mit der sie von innen heraus auch unseren Rechtsanschauungen näher kommen und in dieselben hineinwachsen werden.

Nun lehrt die Geschichte, daß die Kulturentwicklung immer Hand in Hand geht mit der Religion. Bei ihrem Fetischdienste können die Neger unmöglich bleiben. Entweder werden sie Mohammedaner oder Christen. Zahlreiche Stämme des Binnenlandes sind bereits für den Islam gewonnen und man kann nicht bestreiten, daß sie damit auf eine höhere Kulturstufe gekommen, besonders da, wo gleichzeitig eine Vermischung mit den kräftigeren Wüstenvölkern stattgefunden hat. Der mohammedanischen Kultur aber ist eine starre Stabilität eigen, die auch Dr. P. nicht wegzuleugnen vermag (Kol. Ztg. 394), er meint nur, daß die Religion nicht allein daran schuld sei. Er stellt sich eine islamisierte Negerbevölkerung vor, die, wenn sie nur geeigneterweise in ihrer Inferiorität gehalten wird, den Zwecken unserer Kolonien entsprechen werde. Hiergegen ist einzuwenden, daß sich die religiöse Seite des Mohammedanismus von seiner weltlichen Seite gar nicht scheiden läßt. Jede Ausbreitung des Islam fördert eine Macht, die dem Europäer in bitterer Feindschaft entgegentritt. Und gerade auf der religiösen Seite liegt der bekannte Fanatismus, der nun und nimmer eine mohammedanische Bevölkerung unter einer christlichen Regierung zufrieden leben läßt. Selbst wenn die Beamten ihr Christentum wenig hervortreten lassen, (oder, wie es viele thun, dasselbe größtenteils wie einen für die Tropen ungeeigneten Anzug in der Heimat zurücklassen), selbst wenn alle christliche Missionsthätigkeit verhindert oder wenigstens möglichst erschwert wird, — die mohammedanische Bevölkerung versteht solches Liebäugeln der herrschenden Europäer nicht. In ihren Augen bleiben die letzteren Kafirn (Ungläubige) und Hunde und, sobald sie die erforderliche Macht gewinnen, suchen sie das verhaßte Joch abzuschütteln. Die Verhältnisse der holländischen Kolonien sind in dieser Beziehung sehr lehrreich*). Die Protektion, welche man dort aus reiner Aengstlichkeit dem Islam angedeihen ließ,

*) Es würde nicht zutreffen, wollte man hiergegen das britische Indien zur Widerlegung anführen. Dort leben allerdings 57 Millionen Mohammedaner scheinbar ganz ruhig unter der Regierung einer christlichen Macht. Aber man darf nicht übersehen, daß dem Islam dort fast die vierfache Zahl von Heiden gegenüber stehen, an deren Unterjochung er vergeblich seine Kräfte erschöpft hat. Benares war einst zerstört. Eine prächtige Moschee wurde anstelle des Haupttempels gebaut. Es sollte eine mohammedanische Stadt entstehen. Jetzt ist Benares längst wieder eine Heidenstadt mit 1480 Tempeln, deren etliche — einer mit goldner Kuppel — wie verächtlich auf die einsame Moschee schauen, in der ein Bruchteil der Bevölkerung verkehrt, der nur eine untergeordnete Bedeutung hat. — Ohne die *Macht der indischen Kaste* wäre es wahrscheinlich der englischen *Regierung nicht möglich jene* 57 *Millionen* ruhig zu halten.

hat durchaus keine freundliche Stimmung gegen die Weißen bewirkt, sondern im Gegenteil nur Zündstoff angehäuft. Die Holländer haben dort noch immer einen mehr oder weniger vulkanischen Boden unter den Füßen, auf dem an jedem Tage ein Ausbruch erfolgen kann. Wollte eine Kolonialregierung wirklich die Sympathien einer mohammedanischen Bevölkerung gewinnen, so müßte sie sich offen zum Islam bekennen und ihre sämmtlichen Beamten zur Annahme dieser Religion veranlassen — ein Gedanke, der wohl überall der entschiedensten Ablehnung begegnen wird. Eine mohammedanische Europäerregierung würde abgesehen von der Entwürdigung im Verhältnis zum Mutterlande, einen furchtbaren Rückschritt in der Kultur bedeuten, und jede weitere Entwickelung illusorisch machen. Ohne Zweifel würde man mehr und mehr in die erwähnte Stabilität geraten, die nun einmal für die mohammedanische Kultur charakterisch ist.

Die Holländer haben im Entgegenkommen gegen den Islam das Möglichste geleistet. Dennoch haben sie oft recht bittere Erfahrungen machen müssen. Dieselben würden noch viel schlimmer gewesen sein, wenn nicht die insulare Zerteilung des Kolonialgebietes ein Zusammenwirken der Gesammtbevölkerung verhindert hätte. — Man hat übrigens die Lehre solcher Erfahrungen nicht unbeachtet gelassen. Ein plötzlicher Umschlag der Kolonialpolitik in solchem zarten Punkte darf freilich nicht erwartet werden. Dennoch steht die Kololonialregierung heute ganz anders zur christlichen Mission, als vor einigen Jahrzehnten. Wenigstens auf Sumatra, wo zur Zeit Islam und Christentum im eifrigen Wettkampfe die heidnischen Batakken-Stämme zu gewinnen suchen, läßt sie dem ersteren keinen Vorschub zuteil werden, während sie der Mission wenigstens eine freundliche Neutralität gewährt und nicht verhindert, daß Hunderte von Mohammedanern zum Christentum übertreten, was sonst in der Geschichte überhaupt wohl noch nicht dagewesen ist, aber unter der früheren holländischen Kolonialpolitik ganz unmöglich gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Zum Prozeß gegen den Assessor Wehlan.

Am 7. Januar hat endlich der Assessor Wehlan vor der kaiserlichen Disziplinarkammer in Potsdam gestanden. Er ist zu 500 M. Geldstrafe, Versetzung in ein anderes Amt mit gleichem Range und zur Zahlung der baaren Auslagen des Verfahrens verurteilt worden. Wir haben keinen Anlaß, Untersuchungen darüber anzustellen, ob dies Urteil eine volle Sühne für die dem Assessor aktenmäßig nachgewiesenen Grausamkeiten bedeutet. Jedenfalls ist seitens des Auswärtigen *Amtes gegen* dies Urteil Berufung eingelegt und das Endresultat der

Verhandlungen gegen den Assessor Leist legt die Erwartung nahe, daß auch im vorliegenden Falle das schließliche Urteil auf Amtsentsetzung lauten wird.

Die Verhandlungen in Potsdam haben Thatsachen festgestellt, welche uns tief beschämen. Man kann wohl zu der Frage kommen, ob wir es auch schon wert sind, daß weite Länderstrecken Afrikas und deren Bewohner unter unserer Schutzherrschaft stehen und ob wir fähig sind, die hohe Kultur-Aufgabe zu erfüllen, die wir damit übernommen haben, daß die Flagge des deutschen Reiches in jenen Gebieten weht. Es ist erniedrigend für uns, daß der Assessor Wehlan sich auf den Gouverneur v. Zimmerer, dem er attachiert war, berufen konnte, um nachzuweisen, daß er mit seiner ausgiebigen Anwendung der Nilpferdpeitsche noch in hervorragender Weise habe Milde walten lassen. Er habe einmal dem Gouverneur v. Zimmerer über die Unbotmäßigkeit der Schwarzen geklagt. Daraufhin habe Zimmerer bemerkt: „Wenn die Schwarzen auf dreimalige Aufforderung nicht parieren, dann nehmen Sie die Flinte und schießen Sie die Kerle nieder.“*) Ist es denn bei solcher Auffassung des ersten Beamten einer Kolonie zu verwundern, daß ein derartiges Schreckensregiment geführt wird, wie das Assessor Wehlan gethan hat? Wo die Neger nicht als Menschen, sondern nur als Tiere höherer Gattung angesehen werden, kann's allerdings dahin kommen, daß man sie mit Fußtritten bearbeitet, daß man sie prügeln läßt, bis sie das gewünschte Geständnis ablegen, daß man sie durch Hiebe zur Bezahlung ihrer Schulden anhält, daß man sie töten läßt, wenn sie der Kriegsgefangenschaft sich zu entziehen suchen. Und doch behandelt kein anständiger Mensch seinen Hund so, wie der Vizekanzler von Kamerun die Schutzbefohlenen des deutschen Reiches behandelt hat.

Nun steht leider, und das ist doch wohl das demütigendste für uns in dieser Angelegenheit, der Fall Wehlan nicht allein und vereinzelt da. Vielmehr müssen wir bedauerlicher Weise zugeben, daß die Anschauungen, nach denen er gehandelt hat, in weiten Kreisen die herrschenden sind. Wir haben durchaus kein Recht, die Buren in Südafrika zu tadeln, daß sie die Eingeborenen verdrängt und unterjocht und das begründet haben, indem sie sagten und sagen: es sind keine Menschen, sondern „Schepsels“ (vom Teufel erschaffene Wesen) und haben keine Seele. Denn eben diese Anschauung findet sich auch bei uns, sowohl in Beamten- als auch in Privatkreisen und wird auch unverblümt ausgesprochen. Was aber für Folgen entstehen, wenn solche Verachtung der Neger die Behandlung derselben und den Umgang mit ihnen beherrscht, das zeigt eine Stelle aus dem Briefe eines in Deutsch-Ostafrika thätigen Missionars, der in der „Frankf. Oder-Zeitung“ Nro. 6 vom 8. Januar abgedruckt ist. In demselben heißt es: „Es ist wohl noch viel Abenteurertum hier im Lande; eine Schande für den deutschen Namen ist es,

*) Nach dem Bericht der „Voss. Ztg.“ vom 8. Januar 1896, Nro. 11.

daß alle, die mit den Eingeborenen verkehren, als wären sie nicht viel besser als Hunde, für Deutsche gelten, von den andern, so z. B. von uns sagen sie, wir seien Engländer und bleiben dabei trotz unserer Versicherung, daß wir auch Deutsche seien."

Dankbar sind wir, daß die Reichsregierung den ihr durch den Assessor Wehlan zugefügten Schimpf auf das äußerste von sich abwischen will und damit bezeugt, daß sie nur eine gerechte und menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten haben will. Gern auch erkennen wir an, daß, wenngleich jene Anschauungen weit verbreitet sind, doch auch außerhalb der eigentlichen Missionskreise die Auffassung von der Menschenwürde und den Menschenrechten der Neger vertreten ist. Das beweist die allgemeine Verurteilung der Thätigkeit des Assessor Wehlan. Aber damit, daß der Entrüstung Ausdruck gegeben wird, werden wir den Makel nicht los, der auf dem deutschen Namen sitzt. Mit Worten wird nicht gebessert — zu Thaten müssen wir uns aufraffen. Der Evangelische Afrika-Verein hat sich die Aufgabe gestellt, für die Menschenrechte der Eingeborenen einzutreten und den Schutz der Neger gegen Willkür und Ungebühr aller Art, von welcher Seite sie ausgehen mag, auf seine Fahne geschrieben. Er wird um so mehr und um so erfolgreicher seine Ziele verfolgen können, je mehr die evangelischen Deutschen, welchen es am Herzen liegt, daß die deutsche Schutzherrschaft für Afrikas Völker ein Segen und eine Wohlthat wird, seine Reihen stärken. Durch den Fall Wehlan sollte das deutsche Volk sich die Augen öffnen lassen für die große Schuld, die wir an unseren Schutzbefohlenen gutzumachen und an sie abzutragen haben; es sollte sich erheben und zur Erreichung der Ziele des Evangelischen Afrika-Vereins dadurch beitragen, daß es in Schaaren ihm beitritt. Dann wird seine Stimme bei der Reichsregierung und dem Reichstag nicht mehr ungehört verhallen. Dann wird er erfolgreich auf die gesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse unserer Eingeborenen und insonderheit der Strafbefugnis der Regierungsbeamten antragen können. Dann wird er zur Ehre unsers Vaterlandes in Wirklichkeit werden, was er so gern sein will, ein Verein zur Wahrung und zum Schutze der Menschenrechte der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten. —er.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 28. Januar.)

Wiederholt haben wir die Thatsache berichtet, daß in **Kamerun** *von Regierungsbeamten* den Arbeitern des Gouvernements *eine Flasche* Branntwein als Teil der Löhnung am

Schluß der Woche verabreicht sei. Wir sind jetzt zu unserer freudigen Genugthuung in der Lage mitzuteilen, daß das Auswärtige Amt, nachdem die Richtigkeit jener Angabe sich ergeben hat, diese Art der Löhnung untersagt hat. Von der betreffenden Verfügung sind auch die Landeshauptmannschaften in Togo und Südwestafrika in Kenntnis gesetzt. Der Wortlaut dieser Verfügung liegt uns nicht vor; indes ist es sehr zu wünschen, daß den Regierungsbeamten gleicherweise untersagt wird, Branntwein an die eingeborenen Arbeiter zu verschenken. Ist zur Zeit es nicht möglich, die Einfuhr von Spirituosen in unsere Schutzgebiete zu verhindern, so soll doch unsere Regierung in keiner Weise dazu helfen, die gegen die Spirituosen widerstandslosen Neger an den Genuß derselben zu gewöhnen, oder die daran bereits gewöhnten und dem Laster der Trunksucht verfallenen in demselben zu bestärken.

Nicht minder erfreulich ist ein „Runderlaß des Kaiserlichen Gouverneurs von **Deutsch-Ostafrika** an die Stationen der Bezirksämter," der in Nro. 2 des „Dtsch. Kolonialbl." veröffentlicht ist. Durch denselben ersucht der Gouverneur Major Dr. v. Wißmann die Stationsvorsteher „mit aller Strenge darauf zu achten, daß nicht als Träger oder unter sonstigen Vorwänden Sklaven unter das Personal der Karawanen eingeschoben und heimlich zur Küste gebracht werden." Das ist nämlich trotz der Erlaubnisscheine, welche die Karawanenführer von den Stationsvorstehern für ihre Leute sich ausstellen lassen müssen, oft geschehen. Dafür zeugt die ununterbrochene, heimliche Ausfuhr von Sklaven aus unserm Schutzgebiete nach Sansibar und Pemba, die z. B. auch Dr. O. Baumann noch jüngst konstatieren konnte. Hoffentlich erweist sich dieser „Runderlaß" wirksam und als ein erfolgreicher Schlag gegen den Sklavenhandel.

Es kommt auch das Vorgehen gegen die Aufrührer im Süden der Kolonie der Einschränkung des Sklavenhandels zu gute. Zwar hatte nach der Hinrichtung des Hassan bin Omari der Jao Häuptling Matschemba seine Unterwerfung angezeigt und Geiseln gestellt. Doch fehlen noch genauere Nachrichten über die Maßnahmen des Gouverneurs.

Es ist eine der Hauptaufgaben unserer Regierung als der Schutzherrschaft, im ganzen Bereich der Schutzgebiete friedliche, geordnete Zustände herzustellen. Je eher ihr dies gelingt, um so eher ist gegründete Aussicht vorhanden, daß die Eingeborenen mit Fleiß und Ausdauer ihre Felder bebauen und durch die Mengen der Erzeugnisse des fruchtbaren Bodens zur wirtschaftlichen Hebung unserer Kolonien, namentlich der ostafrikanischen beitragen. Dann wird es sich zeigen, daß der prophetische Ausspruch Livingstones richtig ist, wonach Afrika dazu berufen ist, den Weltmarkt mit Rohprodukten zu versorgen. Auch den Erfolg wird die Herbeiführung friedlicher Zustände haben, nach denen die friedelosen Völker sich wirklich sehnen, daß sie die deutsche Schutzherrschaft um dieser empfangenen Wohlthat willen sich

dankbar gefallen lassen. Wir haben deshalb allen Grund, im Interesse der Eingeborenen alle auf dieses Ziel gerichteten Unternehmungen in unsern Schutzgebieten anzuerkennen, selbst wenn dieselben in Strafexpeditionen bestehen. Eine solche hat der Kompagnieführer Johannes, Sationschef von Moschi gegen die Waaruscha im Oktober vor. Js. unternommen. Dieselben hatten, nach seinem im „Dtsch. Kolonialbl." vorliegenden Bericht mehrfache Kriegszüge gegen Ukamba und Umkugwe unternommen, um Weiber und Vieh zu rauben, hatten soeben einen, wenn auch erfolglosen, Zug gegen Irangi ausgeführt und planten einen neuen gegen Ukamba. Da war es geboten mit Ernst vorzugehen und die Friedensstörer zur Ruhe zu zwingen. Das ist dem Kompagnieführer Johannes vollständig gelungen. Der Erfolg seiner Straferpedition war nicht nur die Befreiung von 300 Dschagga-Weibern und -Kindern, die sämtlich in ihre Heimat zurückkehrten, sondern auch die völlige Unterwerfung der Wazee (Häuptlinge) der Waaruscha, die dem Kompagnieführer Johannes die Ueberzeugung verschafften, daß sie es mit ihren Versprechungen, in Zukunft keine Kriegszüge mehr zu unternehmen, ernst meinten.

Auch der Stationschef von Bukoba, Lieutenant v. Kalben berichtet im „Dtsch. Kolonialbl." von einer Straferpedition, welche mit der Unterwerfung des Sultans Mutatembwa, dem sie galt, endigte. Raub einer christlichen Ehefrau, Unbotmäßigkeit gegen die deutsche Herrschaft, bezw. Verweigerung der Anerkennung derselben, sowie ein Mordversuch hatten sie veranlaßt. Ohne Zweifel lag also Grund vor zu dieser Expedition. Doch scheint es, als hätte die Angelegenheit auf friedlichem Wege durch Verhandlungen und durch Auferlegen einer entsprechenden Buße sich regeln lassen. Denn es befanden sich am 15. und 16. Juli noch 2 Katikiro, Hofbeamte, des Sultans Mutatembwe auf der Station. Es waren also die beiderseitigen Beziehungen noch keineswegs so verzweifelt arge, daß sie nur durch Blut und Eisen wieder zurecht gebracht werden konnten. Hätten die Verhandlungen nicht gefruchtet, so wäre ja immer noch Zeit zum Dreinschlagen geblieben. Doch wie dem auch sei, jedenfalls ist die Art der Durchführung dieser Expedition durch einen Ueberfall des Sultansdorfes beim Morgengrauen entschieden nicht zu billigen, nachdem jene beiden Katikiro am 15. und 16. Juli noch „mit verschiedenen Aufträgen zur Verschleierung der Absichten" des Stationschefs „zum Sultan" gesandt waren. Wir haben doch die Bewohner unserer Schutzgebiete nicht als Feinde zu behandeln und von dem Grundsatze auszugehen, daß wir mit ihnen auf dem Kriegsfuß stehen. Wir können nur immer wieder unsere Regierung dringend bitten, die Befugnis Straferpeditionen zu beschließen ausschließlich in die Hand der Gouverneure bzw. der Landeshauptleute zu legen.

Auch in **Kamerun** hat der „Norddeutsch. Allgem. Zeitung" zufolge die Schutztruppe wieder eingreifen müssen, um den Frieden des Landes zu wahren. Es sind wieder Bakoko-Stämme aufsässig ge-

Herero-Mann. — Herero-Frauen.

Aus H. von François „Nama und Damara".

worden. Doch stehen nähere Nachrichten einstweilen noch aus. Nur so viel ist bekannt, daß in den Kämpfen, welche die Station Yaunde zu führen hatte, der Premier-Lieutenant Bartsch und Büchsenmacher Zimmermann verwundet, 7 Farbige gefallen und mehrere verwundet sind.

Schließlich ist aus **Deutsch-Südwestafrika** ebenfalls eine militairische Nachricht, aber ganz anderer Art, zu uns gekommen. Der „Kölnischen Zeitung" ist nämlich aus Kapstadt die Meldung zugegangen, daß Hendrik Witbooi mit dem Landeshauptmann vereinbart hat, in den Militairdienst einzutreten, wenn immer er von unserm Kaiser dazu aufgefordert wird. Da zeigt sich die Frucht der milden Behandlung, die Major Leutwein dem besiegten Kapitain seiner Zeit angedeihen ließ. Aus einem Feind ist er williger, treuer Freund unserer Schutzherrschaft geworden. Würde doch aus solchen Erfahrungen überall die Lehre gezogen werden!

Vom übrigen Afrika nehmen unser Interesse am meisten in Anspruch Erfolge, welche von Portugal und England errungen sind und durch welche einigen Despoten das Handwerk gelegt ist, die für ihre eigenen und ihre Nachbarländer wahre Plagen waren. Am 4. Januar kam der „Köln. Ztg." zufolge in Lissabon aus **Lourenzo Marquez** vom stellvertretenden Gouverneur von Mosambik folgende Nachricht an:

„Soeben treffen hier ein Gungunhana, sein Sohn Godide, sein Oheim Molungue und seine sieben Frauen, begleitet vom Hauptmann Mousinho, der sie in Chaimite gefangen nahm, unterstützt vom Lieutenant der Artillerie Miranda, Oberlieutenant Couto, Militairarzt Amaral und 46 Mann Artillerie und Infanterie. Meine Glückwünsche zu dem Siege, den der brave Hauptmann Mousinho für das Vaterland erlangt hat. Im Kraal, in Gegenwart des gebundenen Gungunhana und von 3000 Vatuas- und Buingelas-Männern wurde Sueto, Bruder des Muzilla und der Induna Manhuanha, die schlimmen Berater des Häuptlings Régulo, erschossen Morgen werde ich die Gefangenen auf dem Dampfer „Afrika" einschiffen und, wenn Ew. Exzellenz erlauben, nach Lissabon schicken."

Mit der Gefangennahme Gungunhanas haben die Portugiesen sich nicht nur den lästigsten und gefährlichsten unter ihren räuberischen Grenznachbaren aus dem Zulustamme vom Halse geschafft. Dieselbe bedeutet auch, wie die folgende der „Norddeutsch. Allgem. Zeitg." entnommene Schilderung beweist, einen Sieg der Civilisation. Denn

„Gungunhanas Raubzüge erstreckten sich nicht blos nach Osten zu in das Gebiet der Portugiesen, sondern auch jenseits des Limpopo und in die Territorien der Maschona. Er sendete seine Impis (Heerhaufen) so oft aus, als in seinem Gebiete der Bedarf nach Sklaven sich fühlbar machte, und das geschah oft im Jahre Man brauchte mehr Arbeiter zur Feldbestellung als früher, es mehrte sich die Zahl der Königinnen und jene der Induna- (Häuptlings-) Frauen, von denen doch eine jede Sklaven und Sklavinnen zur Feldbestellung und zum Hüttenbau nötig hatte; dann waren auch Sklaven für die „Medizin" nöthig, d. h. als Menschenopfer, deren Gungunhana bei der Ausübung verschiedener Zeremonien bedurfte.

Zur Zeit der sich jährlich wiederholenden Paraden hauptsächlich und auch *jetzt vor dem Kampfe* mit den Portugiesen wurde die große „Medizin"-Zeremonie

ausgeführt Von dieser so zubereiteten „Medizin" mußte jeder Mann im Heere kosten, und die Soldaten arbeiteten sich dann unter Gesang und Kriegstanz in solche Wut hinein, daß sie mit den Waffen in der Hand über einander herfielen, viele auf dem Platze blieben und noch mehr schwer verwundet wurden. Die „Zeremonie" wurde in folgender Weise vollführt: In der Nacht zuvor wurden einige Sklaven erschlagen, ihre Leichname zerstückelt und in eigene zu diesem Zwecke fertiggestellte, riesige Töpfe geworfen. Bei Tagesanbruch wurden vier kräftige Ochsen aus des Königs Herde auf einen freien Platz getrieben und dann vom König die Männer bestimmt, welche in vier kleinen Häuflein je einen Ochsen zu ergreifen haben. Das Tier wird zur Erde geworfen und ihm (ohne Anwendung eines Schneideinstruments) der rechte Vorderfuß abgedreht und ausgerissen. Je mehr das arme Thier brüllt, desto mehr jauchzt die Menge; erst etwa 20 Minuten später schlägt man das Opfer mit Lanzenspießen todt. Die vier abgerissenen Ochsenfüße werden zerstückelt in die zur Hälfte mit Menschenfleisch gefüllten Töpfe geworfen, gekocht und jeder der Krieger sucht dann davon einen Bissen zu erhaschen."

Eine ähnliche Bedeutung hat die Beendigung des **Asanti-Krieges** durch die Engländer, deren König Prempeh mit einer ganzen Reihe von seinen Verwandten und höchsten Würdenträgern gefangen nach der Küste gebracht ist. Denn mag auch Englands tiefster Grund für diesen Krieg, der ohne einen Schuß zu Ende geführt ward, der gewesen sein, sich einen Handelsweg in's Innere hinein zu verschaffen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß durch denselben im Goldküstengebiete dem Sklavenhandel und damit auch den Menschenopfern, für welche Beweise vorliegen, ein empfindlicher Schlag beigebracht ist. Es ist nur zu wünschen, daß England auch nach dieser Richtung hin seinen „Sieg" so energisch auskauft, wie es das im Interesse seines Handels ohne Zweifel thun wird.

Besonders erfreulich ist aber ein Erfolg den Sir Johnston in Zentral-Afrika am nördlichen Ufer des **Njaßa**-Sees errungen hat. Vom 1. bis 3. Dezember vor. Js. hat er mit den dortigen Arabern unter ihrem Anführer Mlozi gekämpft, den er schließlich gefangen nahm und am 4. Dezember hinrichten ließ. Die Araber verloren innerhalb und in der Umgebung der Verschanzung Mlozis 210 Mann, während auf englischer Seite ein Lieutenant Smith schwer verwundet; 4 eingeborene Soldaten gefallen und 10 andere verwundet sind. Der Siegespreis war die Befreiung von 569 Sklaven — Damit hat Mlozi, ein Scheusal in Menschengestalt, den Lohn gefunden für seine vielen Greuelthaten. Er ist der Schurke, von dem Missionsinspektor Merensky in seinem Vortrag „Die afrikanische Sklaverei" erzählt, den er in der Tonhallen-Versammlung des Evangelischen Afrika-Vereins im vorigen Jahre hielt. Er sagte: „Ebenso zeigte mir Lasser vor drei Jahren eine Bucht am nordwestlichen Ufer des Njaßa-Sees; wenige Jahre zuvor hatten dort die Dörfer der Konde gelegen. Ein arabischer Sklavenhändler hatte die Dörfer angegriffen, die erschreckten Bewohner hatten sich in das Rohr am Ufer des Sees, in das Gebüsch zwischen den Lagunen gerettet. Aber auch hier waren die armen verfolgten Leute vor der Wut der Feinde nicht sicher. Sie legten Feuer an das Rohr, und die Flüchtlinge hatten die Wahl,

zu verbrennen oder sich in die Rachen der zahllosen Krokodile zu stürzen, welche dort die Lagunen unsicher machten."*)

Diese beiden Erfolge, deren letzteren wir besonders hoch anschlagen, sind aber nicht imstande, die Schlappe auszuwetzen, die Englands Politik moralisch in **Transvaal** erlitten hat. Freilich hat Cecil Rhodes sein Amt als Premier-Minister der Capkolonie niedergelegt, da er als Präsident der „Chartered-Company" durch den Freibeuter Dr. Jameson, der ihr Generalagent ist, zu sehr blosgestellt war. Aber damit ist nichts gebessert oder gesühnt, weil sein bisheriger Finanzminister Sir Gordon Sprigg sein Nachfolger geworden ist und er also nach wie vor in Südafrika die maßgebende Persönlichkeit ist. Freilich ist Dr. Jameson mit seinen Offizieren nach England unterwegs. Aber wenn er, wie zu erwarten ist, auch die gebührende Strafe erhält — es bleibt doch bestehen, daß Herr Chamberlain von dem Scheitern jenes Ueberfalls als von „unserer Niederlage" in einer öffentlichen Rede gesprochen hat und daß dieser Raubzug lange Zeit — also kaum ohne Wissen der maßgebenden Kreise — vorbereitet worden ist. Will England seine politische Ehre hier wieder herstellen, so muß es seine Schuld sühnen, indem es die Republik Transvaal als völlig selbständigen Staat anerkennt. —er.

*) Vergl. Das deutsche Reich und die Sklaverei in Afrika. Stenographischer Bericht der am 8 Januar 1895 in der Tonhalle zu Berlin auf Veranlassung des Evangelischen Afrika-Vereins abgehaltenen Versammlung. Leipzig 1895. Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). — Die Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins und die Leser der „Afrika" können diese Broschüre durch den Generalsekretair des Vereins zu dem Vorzugspreise, der in Briefmarken einzusenden ist, von 25 Pfg (das Porto beträgt 3 Pfg) beziehen.

Litterarisches.

D. R. Grundemann, Neuer Missions-Atlas mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen. Calw und Stuttgart, 1896. Verlag der Vereinsbuchhandlung. Brosch. Mk. 8,—, solid in Halbfranzband gebunden Mk. 9,20. gr. 4°.

Es ist dies bereits der dritte Missionsatlas, den R. Grundemann bearbeitet hat. Der erste Missionsatlas desselben erschien 1867—1871 unter dem Titel: „Allgem. Missionsatlas, nach Originalquellen bearbeitet. Gotha, bei Justus Perthes." Er enthielt 72 Karten mit erläuterndem Text und kostete 32 Mk. Das erste derartige Werk, das es bis dahin gab. Seinen zweiten Missionsatlas gab D. Grundemann 1884 und in 2. Auflage 1886 unter dem *Titel heraus: „Kleiner* Missionsatlas zur Darstellung des evang Missionswerkes *nach seinem gegenwärtigen* Bestande. In 12 Karten Calw und Stuttgart, *Vereinsbuchhandlnng"* Der Preis betrug nur 2,75 Mk. Der jetzt erschienene

und eingangs genannte ist also, wie gesagt, der dritte Missionsatlas des Altmeisters der Missions-Kartographie. Angesichts der 35 mit kunstvoller Meisterschaft ausgeführten Karten ist der Preis von 9,20 Mk für das solid und schön gebundene Exemplar ein äußerst billiger zu nennen Wie einst am ersten, so hat nun auch an diesem dritten Missionsatlas D Grundemann vier Jahre mit großem Fleiß und liebevoller Hingebung gearbeitet. Unter den 35 Karten des „Neuen Missionsatlas" finden sich 10, die aus einem Doppelblatt bestehen; außerdem ist auf den einzelnen Karten mit Sorgfalt jeder Raum ausgenutzt, um durch Spezialkarten einzelne Missionsgebiete in größerem Maßstabe darzustellen, so daß in Wirklichkeit die Zahl der Karten mehr als 70 beträgt. Es sind 121 Missionsgesellschaften in dem „Neuen Missionsatlas" berücksichtigt, deren Namen durch Signaturen in Steinschrift, d. i. durch einzelne Buchstaben in hervortretender Schrift auf den Karten bezeichnet sind Ein alphabetisches Verzeichniß der 121 Missionsgesellschaften mit deren Signaturen ist dem Atlas vorangestellt. Außer den Hauptstationen sind auch Nebenstationen angegeben, doch macht die Angabe der letzteren auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Wie schon das Titelblatt sagt, findet im Atlas eine „besondere Berücksichtigung der deutschen Missionen" statt. Es ist ganz gerechtfertigt, daß den deutschen Missionsgebieten ein größerer Maßstab gewährt ist, als ihn der Raum durchschnittlich gestattet hätte. Was den Inhalt der Karten betrifft, so ist Nro. 1 eine Weltkarte, Nro. 2—12 stellen Afrika dar, Nro. 13—25: Asien, Nro. 26—30: Amerika, Nro. 31—35: Australien und Oceanien. Die Weltkarte (Nro. 1) ist eine Religionskarte der Erde mit Angabe der wichtigsten evangelischen Missionsgebiete Diese Karte giebt uns unter Anwendung von vier verschiedenen Farben eine treffliche Uebersicht über das, was auf der ganzen Erde evangelisch, katholisch, mohammedanisch und heidnisch ist; außerdem sind durch eine farbige Signatur die evangelischen Missionsgebiete hervorgehoben. Die Uebersichtlichkeit des auf diesem Blatte kartographisch Dargestellten kann niemals durch eine textliche Darstellung erreicht oder ersetzt werden. — Was bei den übrigen Karten die vier in betracht kommenden Erdteile betrifft, so enthält der Atlas von jedem derselben eine Gesamt-Uebersichtskarte, auf der sich die politischen Verhältnisse in vollen Farben finden. Die Uebersichtskarte von Afrika, im Maßstab 1 : 45000000, giebt eine vorzügliche und klare Darstellung der Missionen innerhalb der verschiedenen politischen Grenzen. Sie bietet durch Farben eine ausgezeichnete Ueberschau über die deutschen, britischen, französischen, italienischen, portugiesischen, spanischen und türkischen Gebiete. Wir erkennen durch die Farben sofort z. B., daß sich Südafrika politisch in drei Kolonialgebiete gliedert: im Süden und in der Mitte das englische, im Nordosten das portugiesische und im Nordwesten das deutsche. Dazu kommen noch die zwei binnenländischen Burenstaaten: die Südafrikanische Republik oder Transvaal und der Oranjefreistaat Wir können in den einzelnen Gebieten die durch Signaturen übersichtlich dargestellten Missionen in einem Gesamtbilde überschauen, z. B. die 8 verschiedenen Missionsgesellschaften des Kaplandes, oder diejenigen von Kafraria, Baßuto, Natal, Zululand, Beschuanaland, Klein-Namaland — um speziell das englische Gebiet zu nennen — u. s w Es folgen dann die Karten von Westafrika, Senegambien und Sierra Leone, der Goldküste und Togo, Yoruba und Niger, Kamerun, Kongo, Deutsch-Südwestafrika, Kapland, Transvaal und Madagaskar, Ostafrika. Ebenso sind die Karten der drei übrigen Erdteile des Atlasses gegliedert. — Während dem ersten Grundemann'schen Atlas kurze Erläuterungen beigegeben waren — durchschnittlich je zwei Seiten zu jeder Karte — so enthält der „Neue Missionsatlas" keinen erläuternden Text. Es ist statt dessen durchweg verwiesen auf das bekannte Buch Gunderts: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. 3. Aufl. Calw und Stuttgart 1894." Dieses von Dr. Grundemann, J Hesse, Professor Krüger und Pfarrer Kurze neu bearbeitete vortreffliche Missionskompendium dient also dem „Neuen Missionsatlas" als Text Alle die Daten, die ein speziell zu dem Atlas geschriebener Text aufweisen müßte, finden sich, und zwar ausführlicher als es in einem Atlastext sein könnte, in dem sogenannten Handbuche. Zur leichteren Orientierung sind auf den einzelnen Karten die betreffenden Para-

graphen des Buches angegeben. Dasselbe bietet eine ausgezeichnete Ueberschau über das ganze Gebiet der Mission, welche bei aller Gedrängtheit doch auf Vollständigkeit Anspruch macht, indem sämtliche Missionstationen mit Daten angegeben, beziehungsweise beschrieben sind.

Mögen beide, Grundemanns Atlas und Gunderts Handbuch, in möglichst weiten Kreisen ihre Bestimmung erfüllen: das Verständnis der verschiedenen Missionsfelder zu ermöglichen und mit diesem Verständnis das Missionsinteresse wachsen zu lassen.

Marburg a./L. Horbach.

Die Italiener in Afrika von **v. Bruchhausen**, Hauptmann a. D. Beiheft 7 des Militär-Wochenblattes 1895 — mit einer Uebersichtskarte.

Die kleine Schrift ist im richtigen Augenblick erschienen, wo die Augen Europas wiederum durch neue Kämpfe der Italiener mit den Abessiniern auf die Kolonie Erythräa gelenkt werden; sie schildert den Werdegang der Kolonie in den vergangenen 25 Jahren, beginnend mit der Landerwerbung an der Bucht Assab und fortgeführt bis zu dem glänzenden Kriegszuge Baratieri's gegen Ras Mangascha 1894/95, welcher mit der Vorschiebung der italienischen Grenze bis zum Takazze und seinem Nebenfluß, dem Tsellari, mit der Besitzergreifung und Befestigung von Adigrat, Adua und Makalle seinen Abschluß fand. Es war vorauszusehen, daß der Negus Menelik, wennschon er durch vertragswidrige Handlungen, ermutigt durch französische Sympathieen, das Vorgehen Italiens veranlaßt hatte, seine nördlichen Provinzen nicht ohne weitere Kämpfe an Erythräa abtreten würde und dies führte zu dem jetzigen Angriff auf die tapfere Besatzung von Makalle; dies wird vielleicht in Zukunft auch noch zu Verwickelungen zwischen Italien und Frankreich führen.

Die Verhältnisse der Kolonie sind demnach für den europäischen Leser interessant genug, um es mit Dank anerkennen zu lassen, daß v. Bruchhausen in seiner Arbeit alles Material in klarer und übersichtlicher Weise bietet, welches zum Verständnis der Situation und der weiteren Entwickelung notwendig ist. Was aber die Schrift besonders wertvoll erscheinen läßt, beruht in dem nachahmungswerten Vorbilde, welches die italienische Kolonie in ihrer ganzen Entwickelung bietet. Auch Italien hat schweres Lehrgeld zahlen müssen und nicht ohne große Opfer ward die Lebensfähigkeit der Kolonie erreicht; aber nachdem der richtige Weg gefunden und betreten war, wurde mit seltenem Geschick, mit zielbewußtem Auftreten und zäher Ausdauer daran festgehalten; mit der Organisation und Erziehung einer eigenartigen, den Landesverhältnissen angepaßten Streitmacht ging die Fürsorge für eine kulturelle Entwickelung der Eingeborenen stetig Hand in Hand und es ist nicht weniger das Verständnis der italienischen Offiziere für die Bedürfnisse und Denkweise der letzteren, als ihre Ausbildung der Eingeborenen zu außerordentlich leistungsfähigen Soldaten, was die italienischen Offiziere auszeichnet. „Er erzieht die kindlich naiven Gemüther der eingeborenen Rekruten, er baut Wege und Brücken, er leitet zum Ackerbau an, er spricht Recht. Durch weitgehende Duldung der örtlichen Sitten und Gebräuche bei strengster Gerechtigkeit hat er sich die Herzen der eingeborenen Bevölkerung zu erobern gewußt.“ Diesem Lobe des Verfassers kann ich hinzufügen, daß Professor Schweinfurth, der beste deutsche Kenner der Verhältnisse von Erythräa, mit seinem Lobe nicht weniger zurückhaltend sich gegen mich geäußert hat und so sei dies Vorbild guter Kulturpioniere unseren nach Afrika gehenden Offizieren auf das wärmste zum Studium und zur Nachahmung empfohlen. Fr.

F. J. von Bülow (Premierlieutenant). **Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi. Schilderungen von Land und Leuten.** Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und zwei Karten Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. Mark 6,—, gebunden Mark 7,50.

Kein wissenschaftliches oder fachmännisches Werk will der Verfasser dem Leser vorlegen, sondern auf grund Selbstgesehenen und Selbsterlebten versucht er, ein anschauliches Bild von der geographischen, politischen und wirtschaftlichen Lage des Schutzgebietes zu geben. Es gewährt einen hohen Genuß, diese einfachen und klaren Schilderungen zu lesen. Nichts von unfruchtbarer Kolonial-Schwärmerei ist hier zu finden, ein echt deutscher Mann von vornehmer Gesinnung hat die Feder geführt; er freut sich mit warmem Herzen an der nationalen Errungenschaft und an der Ehre des deutschen Namens im fernen Süden, scheut sich aber nicht, die gemachten Fehler aufzudecken, auf die geringe bisher vom deutschen Reich entfaltete Macht mit schmerzlicher Wehmut hinzudeuten und die großen Aufgaben hinzustellen, welche noch zu lösen sind, bis die Kolonie ein Land wird, in dem Ansiedler wohnen und am eignen, sichern Heerd deutsche Treue und Gemütlichkeit pflegen können Den Strom wirtschaftlich schwacher Existenzen, welche nicht zum Proletariat gehören, aber in Gefahr stehen, in dasselbe zu versinken, wünscht von Bülow nach Südwestafrika zu lenken. Die jüngeren Söhne unseres Ackerbau treibenden Mittelstandes, die mit einem Kapital von einigen Tausend Mark und gesunder Arbeitsfreudigkeit ausgerüstet sind, scheinen ihm prädestiniert zu tüchtigen und zufriedenen Kolonisten in dem warmen Klima, unter dem blauen Himmel Süd-Afrikas Ob es Kolonisationsgesellschaften gelingen wird, das segensreiche Werk in Fluß zu bringen, muß die Zukunft lehren Was durch Fleiß, Beharrlichkeit und Gottesfurcht erreicht werden kann, zeigt der Verfasse an der Familie des verstorbenen Missions-Kolonisten Hälbich, von dessen gastlichem Hause in Otjimbingue er ein hübsches Bild entwirft. Wie wenig im übrigen aber noch zur Besiedelung des Landes gethan ist, sehen wir, wenn wir Herrn von Bülow begleiten auf seinen Zügen hin und her, im Ochsenwagen und im Sattel, durch die heiße, wasserarme Wüste oder zu den mit üppiger Vegetation umstandenen Wasserstellen. Auf diesen Zügen machen wir Bekanntschaft mit den Bewohnern des Landes, erfahren etwas von ihrer Geschichte, ihrer Lebensart, ihrem Charakter, ihrer Aussicht für die Zukunft. Erfreulich ist die Beurteilung, welche die unter den verschiedenen Volksstämmen arbeitenden rheinischen Missionare finden; voll hoher Anerkennung spricht sich von Bülow über ihre Arbeit und ihr Leben aus, wieder und wieder bemüht er sich, voll herzlichen Interesses sich in ihre Lage und in ihren Gedankenkreis zu versetzen; man fühlt es, mit welcher Freude er seine Füße unter den sauber gedeckten Tisch des gastfreien Missionarshauses gesteckt hat. Den letzten Teil des Buches umfaßt ein eingehender Bericht über den langwierigen und kostspieligen Witbooi-Krieg, der nach des Verfassers Meinung „schlecht vorbereitet und unglücklich begonnen, mit großer Energie zu Ende geführt worden ist, und dessen einzelne Waffenthaten zu den schönsten Lorbeeren um das deutsche Schwert gehören". Der Verfasser spricht ruhig aus, daß mit der verstärkten Schutztruppe wohl der Friede hätte aufrecht erhalten werden können, er verschleiert nichts von den falschen Maßnahmen des Majors von François, sucht sie aber als ausgehend von einem tapferen Mann, der mehr Soldat als Diplomat war, verständlich zu machen. Dem klugen und besonnenen Vorgehen des Major Leutwein zollt er volle Hochachtung und schließt mit dem Wunsch, daß nun Frieden herrschen möge mit dem alternden „Hottentotten Helden" Witbooi zur gedeihlichen Entwicklung unserer südwestafrikanischen Kolonie Angelegentlich sei das Lesen dieses Buches empfohlen, durch das ein Geist der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe weht und hinter dessen Worten ein ganzer Mann steht. H.

„Nama und Damara. Deutsch-Süd-West-Afrika." Herausgegeben von **H. v. François,** Premier-Lieutenant. — Magdeburg. Druck und Verlag von E. Baensch jun — Elegant gebunden 12 Mk. — Auch in 10 Lieferungen à 1 Mk.

In einem mit zahlreichen Abbildungen (eine ist in dieser Nummer wiedergegeben) geschmückten und einer Uebersichtskarte versehenen Prachtbande, dessen Benutzung durch ein ausführliches Inhalts-Verzeichnis erleichtert wird, giebt der Verfasser auf 309 Seiten die Erfahrungen seiner afrikanischen Dienstzeit. Er behandelt in 10 Kapiteln die Geographie, die Pflanzenwelt, die Tierwelt u s w. und verschafft uns nach allen Seiten hin einen übersichtlichen Blick über dies bisher litterarisch im Verhältnis zu unsern andern Kolonien, besonders Deutsch-Ostafrika, sehr stiefmütterlich behandelte Schutzgebiet, welches doch allein für die Ansiedelung unserer auswanderungs- lustigen Landsleute geeignet sein dürfte. Auch den ersten Kapiteln weiß der Verfasser das Interesse des Lesers dadurch zu gewinnen, daß er hie und da persönliche Erlebnisse geschickt einflechtet. — Von besonderem Wert sind unseres Erachtens für die Kreise, für welche der Verfasser sein Buch berechnet hat, das sind „die breiten Schichten des deutschen Volkes" seine Ausführung im 4. Kapitel, in denen er einen „geschichtlichen und ethnographischen Ueberblick" über das Schutzgebiet giebt und die „Kultur- und Sittenbilder" des 7. Kapitels. Gewiß wird jeder, der die Schilderung der ununterbrochenen Feindseligkeiten der Herero und Hotentotten gegen einander und beider gegen die Bergdamara liest, nun erst recht über die endliche Herstellung des Friedens in diesem Lande sich freuen. Und ohne Zweifel werden die „Kultur- und Sittenbilder" an ihrem Teile dazu beitragen, daß die „Rheinische Missionsgesellschaft", welche in Südwestafrika bekanntlich eines ihrer Arbeitsfelder hat, in den Stand gesetzt wird, ihre segens- und e folgreiche Thätigkeit kräftig auszubreiten. Es thut den Freunden und Liebhabern der evangelischen Mission wohl, vom Verfasser ohne jegliche Einschränkung die Thätigkeit der evangelischen Missionare anerkannt zu sehen, zumal bis in die jüngste Zeit die evangelische Mission gerade von unsern Kolonialfreunden nicht günstig beurteilt zu werden pflegte. Auch der Völkerkunde hat der Verfasser manchen Beitrag geliefert — sein Buch, wenngleich für weitere Kreise bestimmt, wird auch die Anerkennung der Wissenschaft finden. Sollen wir uns kurz zusammen fassen, so können wir nur sagen, wir danken dem Verfasser für diese Bereicherung der Litteratur über unsere Schutzgebiete Er hat mit seinem Werke unserer südwestafrikanischen Kolonie einen wertvollen Dienst geleistet. —er.

Der Missionsfreund, ein populäres Missionsblatt. Die vom Missions-Inspektor Wallmann begründete, jetzt 50 Jahre bestehende Zeitschrift: „Der Missions-Freund" ist auf Beschluß des Komitees der Missionsgesellschaft Berlin I zu einem illustrierten Volksblatt, in Format des „Quellwasser", umgestaltet worden. Die Redaktion hat der als anregender Missionsschriftsteller in den weitesten Kreisen bekannte Missions-Inspektor A. Merensky übernommen.

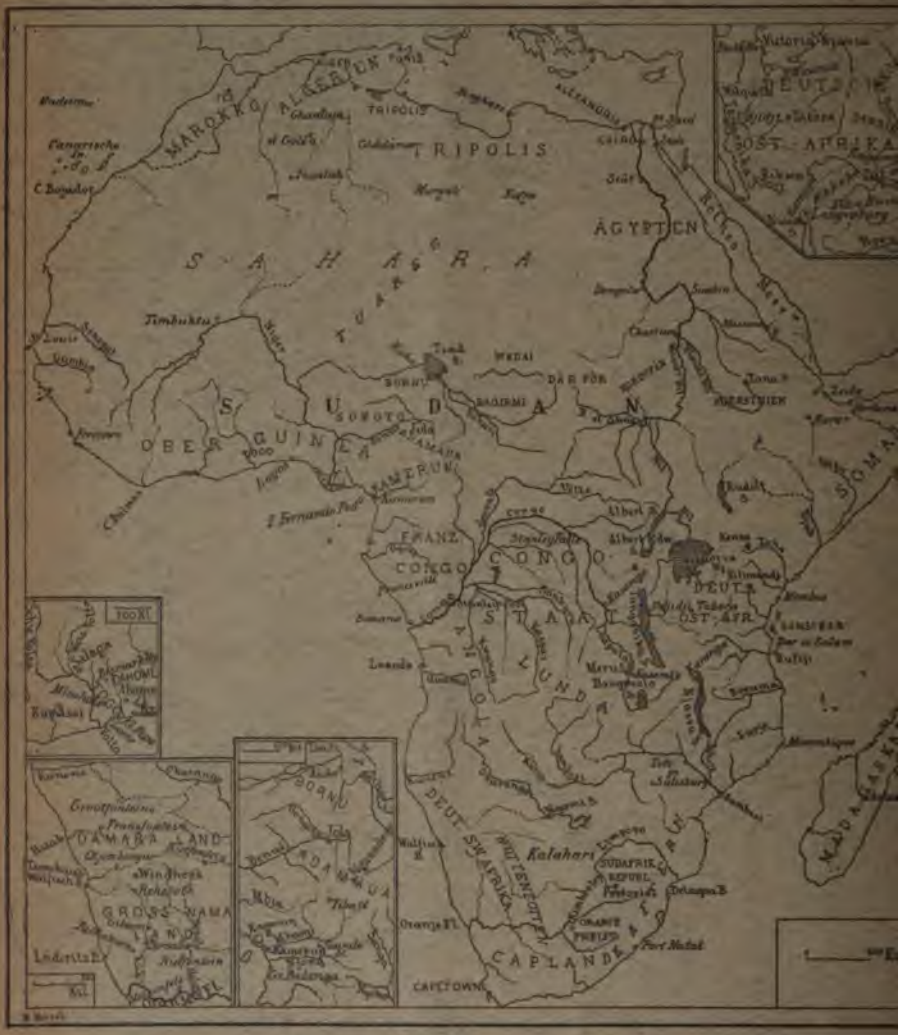
Nro. 1 (Januar 1896) ist soeben erschienen und enthält: In Jesu Namen, vom Herausgeber — Das Blutbad bei Ku-tscheng, von Pastor D. Grundemann, Mörz, mit einem Bilde: Gräber des Missionars Stuart und der mit ihm in China ermordeten Missionsschwestern. — Heidnische Häuptlinge in Transvaal, mit einem Bilde: Häuptling Andries mit zweien seiner Weiber in Neu-Halle. — Sie wollen nicht. — Eines Missionars Empfang bei seiner Gemeinde. — Kurze Nachrichten aus unserer Mission. — Aus aller Welt. —

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879 bis 1895. Von **Rudolph Slatin Pascha,** Oberst im ägyptischen Generalstab, früher Gouverneur und Kommandant von Darfur. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Portrait in Heliogravüre, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. — Leipzig, F. A. Brockhaus, 1896. — Geheftet 9 Mk., gebunden 10 Mk. Auch in 18 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pfg.

Durch Afrika von Ost nach West. Resultate u. Begebenheiten einer Reise von der deutsch-ostafrikanischen Küste bis zur Kongomündung in den Jahren 1893/94 von **G. A. Graf von Götzen,** Lieutenant im Kgl. Preuß. Garde-Ulanenreg. Mit zahlreichen Original-Illustrationen von W. Kuhnert und Sütterlin nach den Photographien, und 2 großen Karten von Richard Kiepert nach den Original-Aufnahmen des Verfassers. — Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer.

AFRIKA.


MAROKKO
ALGERIEN
TRIPOLIS
TRIPOLIS
ÄGYPTEN
SAHARA
TUAREG
Timbuktu
Niger
WADAI
DAR FÜR
SUDAN
SOKOTO
BORNU
BAGIRMI
OBER GUINEA
KAMERUN
Fernando Poo
FRANZ. CONGO
CONGO
DEUTSCH OST-AFR.
ANGOLA
LUNDA
Loanda
Kalahari
DEUTSCH SÜDWEST-AFRIKA
HOTTENTOTTEN
CAPLAND
CAPETOWN
Port Natal
Oranje Fl.
Walfisch B.
Victoria Nyanza
Albert See
Albert N.
Albert Edward See
Tanganyika See
Nyassa See
Rudolf See
Zambesi
Kongo
Niger
Nil
Tsad See
Benue
Schari
Logone
Shire
Limpopo
Kunene
Okavango
Sambesi
Kuando
Kubango
Kassai
Kuilu
Ogowe
Gabun
Kamerun
Fernando Poo
Kamerun Berg
Mungo
Calabar
Bonny
Lagos
Volta
Gambia
Senegal
Kongo
Loango
Cabinda
Mossamedes
Benguella
Walfisch B.
Kapstadt
Port Elizabeth
Durban
Delagoa B.
Mozambique
Madagaskar
Sansibar
Mombas
Zanzibar
Massaua
Suakin
Khartum
Dongola
Berber
Assuan
Kairo
Alexandrien
Tripolis
Bengasi
Mogador
Tanger
Gibraltar
Algier
Oran
Tunis
Sfax
Biserta
Marokko
Fez
Mequinez
Rabat
Tetuan
Tarudant
Mogador
Agadir
Kanarische Inseln
C. Bojador
Timbuktu
Sokoto
Kano
Wadai
Bagirmi
Dar Für
Abessinien
Somali
Galla
Massai
Ukamba
Uganda
Unyoro
Ruanda
Urundi
Karagwe
Usambara
Usagara
Ugogo
Unyamwesi
Ussukuma
Ukerewe
Ussindja
Ugunda
Ussoga
Ukami
Uhehe
Ungoni
Nyassa
Tanganyika
Kongo
Loango
Kassai
Kuilu
Kuango
Kuilu
Kuando
Kubango
Okavango
Sambesi
Kuando
Kub

AFRIKA.

Nr. 3.

März 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

ELAPIENG

Der Bezugspreis der „Afrika"
bei freier Zusendung unter Kreuzband beträgt jährlich 2 M., für Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins 1,50 M. — Bei einem Jahresbeitrage von 3 M. an ist der Bezugspreis für die „Afrika" eingeschlossen.

Bestellungen zu richten an den Generalsekretär des Evang. Afrika-Vereins Pastor ***Müller***, **Groppendorf** bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Die

Hauptversammlung des Evangelischen Afrika-Vereins

findet

am 16. April cr., Nachmittags 6 Uhr

statt

in Berlin SW. Wilhelmstraße 34

(im Hause des „christlichen Vereins junger Männer".)

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht über das Jahr 1895. — 2. Kassenbericht und Entlastung des Schatzmeisters. — 3. Welche Aufgaben stehen dem Evangelischen Afrika-Verein in der nächsten Zeit bevor? (Referent der Generalsekretär.) — 4. Verschiedenes. (Etwaige Anträge von den Zweigvereinen oder von Mitgliedern.)

Zur Teilnahme an der Hauptversammlung laden wir herzlich ein mit dem Bemerken, daß nach § 11 der Satzungen für die Hauptversammlung bestimmte Anträge, von mindestens 15 Mitgliedern unterschrieben, 3 Wochen vor derselben bei uns einlaufen müssen.

Ebenda findet im Anschluß an die Hauptversammlung **abends 8 Uhr** eine

öffentliche Versammlung

statt im großen Saale des „christlichen Vereins junger Männer", zu der jedermann freien Zutritt hat. Vorträge werden gehalten werden über:

1) der Branntwein in Togo und Kamerun, von dem Generalsekretär.
2) der Branntwein in Südafrika, vom Missionsinspektor Merensky.

Berlin W., Bayreutherstraße 27.

Der Hauptvorstand des Evangel. Afrika-Vereins.

Der Vorsitzende:

von Strubberg, General der Infanterie z. D.

Mission und Kolonialpolitik.*)

Von Pastor Julius Richter, Rheinsberg.

Mission und Politik zusammenzustellen, erscheint auf den ersten Blick so unthunlich, wie Feuer und Wasser in einen Topf zusammenzuschütten. Das ist einer der bittersten Vorwürfe gewesen, die je und je gegen die katholische Mission erhoben sind, daß sie Mission und Kolonialpolitik mit einander vermische. Das ist ein Punkt, auf den die evangelische Mission schon seit einem Jahrhundert besonderen Wert legt, daß sie sich von jeder Art der Politik grundsätzlich fern halte. Es kommt deshalb für uns darauf an, dieselben reinlich gegen einander abzugrenzen und als getrennte Wirkungssphären nachzuweisen.

Welches die Aufgabe der Mission sei, darüber wird unter Missionsfreunden keine wesentliche Meinungsverschiedenheit herrschen. „Gehet hin in alle Welt und machet zu meinen Jüngern alle Heiden," so lautet der königliche Marschbefehl, die magna charta der Mission. Sie hat dem für uns gestorbenen und auferstandenen Heiland Jünger zu werben, die ihm in seinem Reiche dienen in Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; sie hat zu diesem Zwecke die gewonnenen Seelen zu lehren, halten alles, was uns unser himmlischer König befohlen hat; ihr Ziel ist, die gläubig Gewordenen dem Herrn darzustellen als eine wohlgeschmückte Braut ohne Flecken oder Runzel oder des etwas. Dies Ziel ist groß und weit und des Schweißes der Edlen wert: aber auch kein geringeres Ziel darf sich die Mission stecken.

Nicht so allgemein mag die Uebereinstimmung sein über das, was als das Ziel der Kolonialpolitik hinzustellen ist. Dieselbe hat eine doppelte Aufgabe. Einmal soll sie den Gliedern unsers Volkes, welche in der alten Heimat nicht Brot genug zu essen, oder nicht Raum genug für ihren Thatendrang finden, in überseeischen Gebieten eine neue Heimat schaffen mit Existenzbedingungen, die ein Fortkommen ermöglichen, ohne daß alle diese Söhne dem Vaterland verloren gehen. Wir gönnen es gewiß unserm großen evangelischen Bruderstaate, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß ihm alljährlich durch die Einwanderung von Tausenden wackerer Deutscher kerngesundes, deutsches Blut zugeführt und dadurch die Zusammensetzung des in der Bildung begriffenen neuen Volkes jenseits des Ozeans zum Vorteil beeinflußt wird. Aber lieber wäre es uns natürlich, wenn der Strom unserer Auswanderung so geleitet werden könnte, daß die Deutschen auch jenseits der Ozeane Deutsche bleiben könnten.

Die zweite Aufgabe der Kolonialpolitik ist die, der heimischen Produktion neue, kaufkräftige Absatzgebiete zu erschließen und die Rohmaterialien zuzuführen. Da die Preise sich nach Angebot und Nach-

*) Dieser Aufsatz ist ein Auszug des Herrn Verfassers aus seinem Vortrage, den er am 4. Februar d. Js. auf der Missionskonferenz der Provinz Brandenburg zu Berlin gehalten hat.

frage regeln, so kann das Land am billigsten produzieren, welches den größten Umsatz hat, und da bei der heutigen Massenproduktion die Heimat nicht imstande ist, die Fülle der Produkte aufzubrauchen, so richtet sich der Wohlstand der Heimat zu einem reichlichen Teile nach dem Anteil, welchen unser Vaterland am Welthandel hat. Da ist es selbstverständlich von großer Bedeutung, wenn wir Gebiete haben, wo wir allein die Käufer und Verkäufer sind, wo uns niemand Konkurrenz macht, und das ist vielleicht die wichtigste Bedeutung unserer Kolonien, daß sie unserer Industrie ein unbestrittenes Absatzgebiet sichern.

Stellen wir somit die beiden Wirkungssphären der Mission und der Kolonialpolitik zusammen, so ergiebt sich, daß sie durchaus verschieden sind. Sie können vollständig neben einander bestehen, ohne mit einander in Widerspruch zu geraten. Ihre Sphären liegen teils in, teils außer einander, aber sie kollidieren nicht. Wir stellen demnach über das gegenseitige Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik drei Sätze auf, die wir an einer Reihe von Einzelfragen zu beleuchten versuchen werden:

1. **Mission und Kolonialpolitik sollen gegenseitig ihre Berechtigung in ihren besonderen Wirkungskreisen anerkennen.**
2. **Wo Mission und Kolonialpolitik an denselben Aufgaben zu arbeiten haben, da heißt es: getrennt marschieren und vereint schlagen.**
3. **Die Kolonialpolitik darf der Mission ihre Arbeit nicht unnötig erschweren oder stören.**

1. Mission und Kolonialpolitik sollen gegenseitig ihre Berechtigung in ihren besonderen Wirkungskreisen anerkennen. — Das versteht sich eigentlich von selbst. Auf der gegenseitigen Achtung und Anerkennung beruht in allen Verhältnissen eine gedeihliche Gemeinschaft. Wir dürfen erwarten, daß die kolonialen Instanzen den Wert der Mission anerkennen. Wir dürfen wohl als selbstverständlich den Satz aussprechen, daß unsere gesamte Kultur und Civilisation eine Segensfrucht des Christentums ist — ein Satz, den jede aufmerksame Betrachtung der Geschichte der christlichen Völker bestätigt. Dann sollte es aber auch als ebenso selbstverständlich allgemein zugestanden werden, daß allein das Christentum die Völker Afrikas und Australiens auf die gleiche Stufe der Gesittung zu heben imstande ist. Oder reden wir eine mehr kolonialpolitische Sprache: Die Völker in unseren Kolonien stehen auf einer sehr tiefen Stufe der Gesittung; in diesem Zustand sind sie wenig geeignet und geneigt, einen Massenimport deutscher Waaren aufzunehmen, oder in ihrem Lande für den Handel wertvolle Produkte zu produzieren. Sie können nicht — und sie wollen nicht! Da ist es die Hauptaufgabe jeder gesunden, weit blickenden Kolonialpolitik, diese Völker auf eine höhere Kulturstufe zu heben — welches andere Mittel kann zu diesem Zwecke

in Frage kommen, als das Christentum? So ist das Christentum ein äußerst wertvoller Bundesgenosse für jede gesunde Kolonialpolitik. Sie arbeitet daran, die Eingeborenen für die politischen Bestrebungen erst wertvoll und brauchbar zu machen. Es wird allen Ernstes der Versuch gemacht, das Christentum in Westafrika durch den Islam zu verdrängen. Man hat dem Islam ein hohes Loblied gesungen und behauptet, er sei dem Neger so viel sympathischer, daß eine Mission des Islam viel zweckmäßiger und zukunftsreicher sei als eine Mission des Christentums. Der Afrikareisende Passarge führt in der „Dtsch. Kolonialzeitung" aus: „Der Schwarze steht den Trägern des Islam geistig viel näher als dem Europäer. Deshalb findet jene Religion so schnellen Eingang, aber auch sie wird im Kopf des Negers im wesentlichen zu einem Fetischdienst herabgedrückt, wird äußerlicher Formenkram. — Der Islam birgt wegen seiner Feindseligkeit gegen den Europäer große Gefahren, aber man hat es doch mit einem offenem Feinde zu thun. Der christianisierte Neger ist ein ebenso großer Feind der Weißen, aber gefährlicher für jede Regierung, weil er ein versteckter Feind ist. Deshalb wirken die Missionare geradezu staatsgefährlich: — unabsichtlich, denn sie wollen gewißlich das Beste. Deshalb verurteile ich die Missionen. Philanthropie und die Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit in Christo verderben den Westafrikaner, nicht die Folgen des früheren Sklavenhandels und des Branntweins. Darum ziehe ich den Islam dem Christentume vor, die offenen den versteckten Feinden." Man sieht, Leute wie Passarge — es ließen sich noch eine Anzahl gleich gesinnter Seelen, besonders aus der französischen kolonialen Litteratur anführen — ziehen allen Ernstes den Islam unserer christlichen Mission vor. Diese Stimmen stehen, Gott sei Dank! bei uns vereinzelt. Selbst die „Deutsche Kolonialzeitung" erklärt sich gegen eine solche Auffassung. Aber wir müssen auf der Hut sein, daß nicht in unsern kolonialen Kreisen eine derartige Stimmung um sich greife.

Wir gehen noch einen Schritt weiter und sagen, daß *überhaupt erst die Mission unserer Kolonialpolitik eine Berechtigung gebe*. Die Kolonialpolitik ist — und soll sein eine Vertretung unserer nationalen Interessen. Sie *fordert* von den andern Ländern, sie will Raum haben für ihre kolonisatorischen Bestrebungen, sie will Absatzgebiete haben für ihre Produkte. Sie geht in den meisten Fällen sehr wenig rücksichtsvoll mit den Interessen und Lebensbedingungen der andern Länder um; der Wert der Kolonien bemißt sich für sie nach den Zahlen des Imports und Exports. Das ist doch nun billiger Weise gar nicht zu verlangen, daß andere Länder und Völker uns nur geben, nur unseren Interessen dienen sollen. Die anderen Länder und Völker haben doch genau ebenso ihre Existenzberechtigung und ihre unveräußerlichen Interessen wie unser Volk und Vaterland. Es ist eine unverantwortliche Gewaltpolitik, wenn man, wie auf dem Recht des Stärkeren fußend, die Kolonien lediglich als leichte Beute ansieht. Wir erscheinen den Eingeborenen lediglich als Räuber und unser

christliches Gewissen brandmarkt uns, wenn, was wir den überseeischen Ländern und Kolonien geben, nicht im Verhältnis steht zu dem, was wir von ihnen fordern und nehmen. Wir müssen unseren Kolonien als Aquivalent für alles, was wir von ihnen fordern, das Christentum geben. Diese köstlichste aller Gaben soll unsere Schutzbefohlenen mit unserer Herrschaft aussöhnen. So hat die Kolonialpolitik in der Mission ihre unentbehrliche, notwendige Ergänzung zu sehen, ohne welche sie überhaupt einer idealen Berechtigung ermangelt. Wenn die Missionen nicht schon vor der Ankunft der kolonialen Instanzen an der Arbeit gewesen wären, so müßte die Kolonialpolitik in ihrem eigenen Interesse den größten Wert darauf legen, daß sie so bald als möglich und in so großem Umfang als möglich an die Arbeit treten.

Wenn die kolonialen Faktoren die selbständige Wirkungssphäre der Mission anerkennen, so werden sie sich nicht in die inneren Verhältnisse der Mission einmischen. Die Mission entwickelt sich nach anderen Lebensgesetzen als die Politik. Ein solcher Eingriff in innere Verhältnisse der Mission wäre es, wenn der Staat oder die Kolonialverwaltung die Wirkungskreise der einzelnen Missionsgebiete abgrenzen wollte. Diese Frage ist vielfach in der Presse, selbst im Reichstag verhandelt worden. Wir könnten es nur bedauern, wenn sich irgend welche koloniale Faktoren in diese innern Verhältnisse der Mission mischen sollten, und müssen unserer Freude und Anerkennung Ausdruck geben, daß derartige Eingriffe bis jetzt in unseren Kolonien nicht vorgekommen sind. Gewiß ist es auf das schmerzlichste zu bedauern, wenn Rivalen, wie die evangelische und katholische Mission oder auch wenig skrupulöse Missionsgesellschaften sich in's Gehege kommen. Es gehört diese Rivalität der christlichen Missionen zu dem Demütigendsten an der Mission. Aber auf der andern Seite liegen die Beweggründe, welche zum Anfang einer Mission oder zur Anlage einer neuen Missionsstation führen, so außerhalb aller politischen Berechnung und sind sie für diese so unmeßbar, daß jede territoriale Abgrenzung der Missionsgebiete früher oder später entweder zur Verkümmerung der Missionsarbeit oder zu Grenzstreitigkeiten führen müßte.

Ein weiterer Eingriff in innere Verhältnisse der Mission würde es sein, wenn irgend welche Faktoren, seien es leitende Regierungsstellen oder die öffentliche Meinung, der Mission die Art und Weise ihrer Arbeit vorschreiben wollten. Man denke an den von Wißmann'schen Streit mit der Losung labora et ora. Die evangelische Mission steht zwischen zwei Feuern: auf der einen Seite steht die römische Mission mit ihrer scharf ausgeprägten Form, welche auf den ersten Augenschein viel Verlockendes für die Kolonialpolitiker hatte; auf der andern Seite die jugendlichen Experimente der ersten kolonialen Begeisterung, die natürlich alles viel besser wußte als die fast ein Jahrhundert alten, im manchem Sturm erprobten Missionsgesellschaften. *Man kann* und darf natürlich nicht sagen, daß die evangelische Mis-

sion auf ein bestimmtes Arbeitsprogramm festgenagelt sei. Es wird leider, besonders in England und in Amerika, noch viel zu viel experimentiert. Aber im großen und ganzen hat sich doch für die evangelische Mission eine im wesentlichen einheitliche Praxis herausgebildet, und jede Missionsleitung ist eifrig darauf bedacht, diesen Schatz praktischer Erfahrung jedem neu eintretenden Missionar einzuimpfen. Nur die inneren Lebensbedingungen und die praktische Erfahrung dürfen der Mission vorschreiben, wie sie sich zur Plantagenarbeit der Neger, zur Erlernung von Handwerken, zur Ausbildung in der deutschen Sprache u. dgl. mehr zu verhalten habe.

Ein dritter Eingriff in innere Verhältnisse der Mission wäre es, wenn die Losung ausgegeben würde „nationale Mission", d. h. wenn nur deutsche Missionare in den deutschen Kolonien willkommen geheißen, englische oder andere Missionare aber mit schelen Augen angesehen und argwöhnisch beobachtet würden. Es ist ja auch in unsern Missionskreisen eine gewisse Neigung vorhanden, der Losung „nationale Mission" zuzustimmen; aber wir können darin eine gesunde Bewegung nicht erblicken. Das Reich Gottes ist international. Alle großen, kirchlichen Bewegungen haben sich mehr oder weniger unabhängig von Landes- und Volksgrenzen entwickelt. Die evangelische Mission war von ihrer Entstehung an durchaus national, und es galt bis 1884 als ein Ruhm unserer gesegneten deutschen Missionen, daß bei ihnen nationale Interessen nicht in's Spiel kamen. In die ganze Entwickelung unseres Missionslebens würde durch die Betonung des nationalen ein fremdartiges Element hineingetragen, welches bei schärferer Hervorhebung mehrere der größten und gesegnetsten Missionsgesellschaften, wie die Basler, die Leipziger und die Brüdergemeine aus einander treiben würde. Das Nationale ist gewiß ein hohes Gut und aller Pflege wert; aber in der Mission ist es um so besser, je weniger es in den Vordergrund tritt. Wir sehen es als Selbstmord an, daß Frankreich alle englischen und amerikanischen Missionen in seinem Kolonialreich aufhebt, oder unerträglich beschränkt. Die Mission baut das Reich dessen, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Wir wollen uns in dieser Hinsicht die Weitherzigkeit der Engländer zum Muster nehmen, die in ihren Kolonien alle Missionare aus aller Herren Länder willkommen heißen, gewiß nicht zum Nachteil für die gedeihliche Entwickelung derselben.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, nun auch die Missionsfreunde zu bitten, in ihrem Urteil über kolonisatorische Maßnahmen vorsichtig zu sein. Der leitende Gesichtspunkt bei der Kolonisation sind nicht humane Ideen, nicht der Wunsch, Afrika Wohlthaten zu erweisen, sondern die Hoffnung, daß die Kolonien das auf sie gewandte Geld mit Zinsen zurückzahlen werden. Nur unter diesem praktischen Gesichtspunkt ist seitens unserer Volksvertretung das Geld für unsere Kolonien zu haben. Es ist deshalb nicht anders zu erwarten, als daß diese Kolonisation den Eingeborenen zunächst Opfer auferlegt und Wunden schlägt. Die afrikanischen Potentaten werden ihrer Macht

beraubt, die übliche Stammesverfassung geht in Stücke; die Lebensbedingungen ändern sich. In manchen Missionskreisen, z. B. Englands ist man in dieser Hinsicht zu engherzig, zu skrupulös; man möchte jede kolonialpolitische Machtpolitik als Unrecht erscheinen lassen und womöglich die Parole ausgeben: Afrika dem Afrikaner! d. h. für die Schwarzen. Allein erstens soll sich die Mission doch ja recht hüten, sich mit einem politischen Programm, und sei es noch so human gedacht, zu verquicken. Dieser Uebergriff in ein fremdes Gebiet kann ihr nur schaden. Und zweitens liegt doch die Thatsache vor, daß kein afrikanisches Volk — die alten Aegypter und Karthager abgerechnet — von sich heraus eine höhere Kulturstufe erreicht hat. Das ist eben der Jammer Afrikas gewesen, daß es durch die Wüste Sahara wie durch einen unübersteiglichen Wall von dem lebendigen Strom geschichtlicher Entwickelung getrennt gewesen und in dieser Isoliertheit verknöchert, verkümmert ist. Es ist deshalb auch von den Missionsfreunden als eine gnädige Fügung des allweisen Gottes anzuerkennen, daß heute die Völker Afrikas in die Schule des christlichen Europa geschickt werden. Daß sie dabei Lehrgeld zu zahlen haben, ist ganz in der Ordnung, wenn nur die von Gott geordneten Lehrmeister auch ihres Lehrberufes eingedenk sind. Wir sahen vorher, daß den kolonialen Mächten dringend an der Erziehung der afrikanischen Völker gelegen sein muß — wir überzeugen uns jetzt, daß Afrikas Völker dieser Erziehung dringend bedürfen, Bei beiderseitigem guten Willen und rechtem Ernst kann also die koloniale Aera von großem Segen für Afrika werden. Allerdings wird dazu erforderlich sein, daß wir uns recht bewußt werden, daß wir eben in Afrika nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten haben. Afrika ist kein herrenloses Land, wo es nur eines Federstriches bedarf, um den eingeborenen Stämmen ihr alt ererbtes Land zu nehmen. Und es ist mindestens sehr schief und mißverständlich, wenn kürzlich ein amtlicher Bericht die Afrikaner als tierische Motore bezeichnete und mit Ochsen, Eseln und Maultieren auf eine Stufe stellte. Mit Prügeln und Nilpferdpeitschen werden wir die Neger natürlich nicht erziehen. Nur dann kann von einer gedeihlichen Zusammenwirkung der kolonialen Faktoren und der Mission die Rede sein, wenn auch die ersteren den Eingeborenen ehrlich helfen, sie ehrlich als Menschen behandeln wollen. Die Mission ist in dieser Hinsicht die berufene Vertreterin der Interessen der Eingeborenen, und so lange sie berechtigte Interessen in maßvoller Form vertritt, kann ihr das Vaterland nur dankbar sein. Denn eine gesunde Entwickelung der Kolonien kommt doch niemand anders als dem Vaterland zu gute.

Noch vor einer Uebertreibung muß man die Missionsfreunde warnen. Die koloniale Gewalt kann und soll nicht als solche missionieren, sie soll auch nicht der Mission ihren starken Arm leihen, um schnelle Erfolge zu erzwingen. Eine Koalition von Mission und Politik, wobei die letztere sich zur Dienerin der ersteren hergab, hat überall nur Scheinerfolge gebracht, wenig Segen, aber unendlich viel

Fluch! Das Reischristentum in den holländischen Kolonien ist verflogen wie Spreu im Winde. Die blutigsten Blätter der katholischen Missionsgeschichte sind mit traurigen Beweisen dieser Thatsache angefüllt. Die mit Gewalt christianisierten Völker Süd- und Mittelamerikas sind zum großen Teil ausgestorben. Wir wünschen keine Unterstützung der weltlichen Gewalt bei der Geduldsarbeit in unseren Kolonien; wir überlegen uns dreimal jede Bitte, die wir nach dieser Richtung hin aussprechen. Aber diese Vorsicht darf uns nicht abhalten, daß die koloniale Obrigkeit absolute Gerechtigkeit in Religionssachen — wir brauchen diesen Ausdruck lieber, als den zweideutigen „Neutralität" zu ihrem leitenden Grundsatz macht, und daß sie es zugleich offen ausspricht, daß sie selbst eine christliche Obrigkeit ist. Jedes Liebäugeln mit dem Heidentum und Islam verunehrt nur die allzu nachsichtige Obrigkeit. Es ist in Indien ein überwundener Standpunkt, daß Staatsbeamte die heidnischen Tempelgüter verwalteten, oder offiziell bei Götzenfesten assistierten. Diese Blätter der indischen Kolonialgeschichte lesen die Engländer von heute nur mit Erröten. Es ist bekannt, daß gewisse koloniale Kreise der mohammedanischen Bevölkerung der Küste in Deutsch-Ostafrika entgegen zu kommen wünschten, indem sie in den Regierungsschulen das Koran-Lesen eingeführt wissen wollten. Der Ausschuß der deutschen Missionsgesellschaften hat in einer Eingabe an das Auswärtige Amt Protest dagegen erhoben; und wir können zu unserer Freude hinzufügen, der Kolonialrat hatte den diesbezüglichen Antrag schon abgelehnt, ehe die Eingabe der Missionsgesellschaften abgegangen war.

Wir streifen hier noch einige Fragen, zu deren gerechter Behandlung eingehende Sachkenntnis sowohl auf Seiten der Mission wie der kolonialen Behörden gehört. Inwieweit darf oder muß die koloniale Gesetzgebung unsittliche und gefährliche Gebräuche durch Gesetzesparagraphen unter Strafe stellen? Dies ist das Gebiet, wo die Kolonisation ihre segensreichste Wirksamkeit entfaltet. Man denke nur in Indien an die Aufhebung der Witwenverbrennung, die Bekämpfung der Kindheiraten, die Beseitigung der Sklaverei, die rücksichtslose Verfolgung der Thay-Räuberbanden u. s. w. Gehen wir in unsere Kolonien, so tritt uns zunächst die Bekämpfung des Sklavenhandels und Sklavenraubes als eines der Ruhmesblätter unserer jungen Kolonialgeschichte entgegen. Daß mit Sklavenhandel und Sklavenraub gänzlich gebrochen wird, versteht sich von selbst. Nicht so einfach liegt es bei der in Afrika weit verbreiteten Hausklaverei. Es giebt in Central- und Westafrika weite Gebiete, wo bis zu $^3/_5$ der Gesamtbevölkerung Sklaven sind. Die ganze soziale Ordnung dieser Völker beruht auf dem Sklavenbesitz. Es wäre ein Wandel von einschneidendster Bedeutung, vielleicht von unübersehbaren Folgen, wollte man diese Hausklaverei ebenso kurzer Hand beseitigen, als das mit dem arabischen Sklavenhandel geschehen mußte. Daß die definitive Aufhebung des ganzen Sklavenwesens in Afrika angestrebt werden muß, kann den Missionsfreunden nicht zweifelhaft sein. Aber hegen wir das

Vertrauen, daß unsere koloniale Verwaltung mit weiser und starker Hand dies Ziel anstrebt, so werden wir uns nicht für unreife Emanzipationsbestrebungen echauffieren.

2. Wo Mission und Kolonialpolik an denselben Aufgaben zu arbeiten haben, da heißt es: „getrennt marschieren und vereint schlagen." Wir erwähnten schon, daß die kolonialen Faktoren ein Interesse daran haben, daß die Eingeborenen auf eine höhere Stufe der Kultur gehoben werden. Die Mission muß kraft ihres Amtes unermüdlich an dieser Aufgabe arbeiten. Wir sehen es. Ueberall wo die Mission ihre Aufgabe recht erfaßt und thatkräftig durchgeführt hat, da bahnen sich neue Zustände an, das alte heidnische Volkstum zerbricht wie eine ihres Inhalts beraubte Schale; ein neues Gewand, dem höheren Geistesleben des christianisierten Volkes angemessen, muß gebildet werden. So war's bei unsere Ahnen in den Zeiten des Bonifatius, so auf den Südsee-Inseln in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, so ist es in Afrika in unserer Zeit.

Das wichtigste Gebiet dieser gemeinsamen Arbeit, zugleich dasjenige, wo eine gegenseitige Verständigung am dringendsten erwünscht ist, ist die Schule. Die evangelische Mission muß überall, wohin sie kommt, Einfluß auf die Jugend zu gewinnen suchen. Denn es gilt auf den Missionsfeldern noch mehr, als in der Heimat: wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Wir Deutsche sollen eine besondere Begabung für den Unterricht haben und bethätigen dieselbe dadurch, daß wir neben jedes Missionshaus, womöglich neben jede Kapelle eine Schule bauen. Aus der Schule wächst der kräftige, lebenskräftige Stamm der Christengemeine heran. Auf der andern Seite braucht der Staat für die ganze niedere Verwaltung der Kolonien, als Schreiber und Dolmetscher, als Karawanenführer und Diener, möglichst geschulte Eingeborene, die vor allem der deutschen Sprache einigermaßen mächtig sind. Gerade auf diesem Gebiete hat eine befriedigende Grenzregulierung zwischen Staat und Mission noch nicht stattgefunden. Der Staat hat in den Kolonien ein halbes Dutzend Schulen eingerichtet, um sich den erforderlichen Bedarf an des Deutschen kundigen Eingeborenen heranzuziehen, aber der innere Aufbau dieser Schulen, ihre Religionslosigkeit, der Mangel eines gründlichen Elementar-Unterrichtes in der Muttersprache, die ungebührliche Bevorzugung des Deutschen, geben vom pädagogischen Standpunkt aus zu den schwersten Bedenken Anlaß. Auf der andern Seite hat sich die Mission bisher im Interesse einer soliden Volksbildung für verpflichtet gehalten, den Unterricht in den Volksschulen ausschließlich, oder fast ausschließlich in den Muttersprachen zu erteilen und ist dem brennenden Wunsche der Eingeborenen, deutsch zu lernen, nicht genügend entgegen gekommen. Wo sie aber in ihren obersten Klassen und Seminaren gründlichen deutschen Unterricht erteilte, da erzog sie ihre Pfleglinge für ihren eigenen Dienst als Schullehrer und Katecheten *und sah* es ungern, wenn ihr die mit vieler Geduld und nicht un-

erheblichen Kosten ausgebildeten Jünglinge verloren gingen. Diese Fragen sind noch in Fluß. Wer sich für dieselben interessiert, dem sei der geistvolle Aufsatz D. Zahns in der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ 1895, 337 ff. und die sich daran schließende Debatte in der „Deutschen Kolonialzeitung“ zum Studium empfohlen.

3. Die Kolonialpolitik darf der Mission ihre Arbeit nicht unnütz erschweren und stören. Da ist zunächst das Leben vieler Weißen ein schweres Hindernis für die Mission. Außer den an Zahl geringen Missionaren, sind die Kolonialbeamten, die Händler und die Reisenden die einzigen Vertreter der christlichen Heimat, welche die Eingeborenen Afrikas und der Südsee zu Gesicht bekommen. Sie bilden sich ihr Urteil über Europa, über die Christenheit und Deutschland nach dem, was sie von diesen Vertretern sehen und hören. Es ist ja bekanntlich eine ganz verkehrte Meinung, daß die Eingeborenen für Sünden der Unkeuschheit und Unmäßigkeit kein Verständnis hätten. Es ist der schwerste Schade der Mission, daß das Leben der Weißen alle Lehren der Missionare wieder zu Schanden macht. Wenn ein Kaffer im Tembo-Lande seinen Missionar ganz naiv fragt: Lehrer, die bösen Menschen aus Europa werden wohl alle nach Afrika geschickt, und die guten bleiben zu Hause? Wenn ein anderer die dringende Aufforderung sich zu bekehren mit der höhnischen Bemerkung zurück weist: Predige doch das erst deinen weißen Brüdern! Wenn ein dritter sich bitter bei dem Missionar beschwert: Ihr Weißen habt uns vergiftet und verdorben; ehe ihr kamet, kannten wir diese Sünden nicht und schämten uns derselben! — ist da der Missionar nicht ein geschlagener Mann?! Gut, daß davon nicht mehr in der Heimat bekannt wird, und noch besser, wenn bei solchen Anschuldigungen keine Namen genannt zu werden brauchen. Aber draußen in den Kolonien ist das alles den Heiden bekannt und wird bei ihrer Klatschsucht in den schwärzesten Farben mit Behagen weiter erzählt. Wo bleibt da der gute Name Deutschlands! Gewiß kommen diese Sünden auch in Deutschland vor, und wir sind weit davon entfernt, pharisäisch darüber zu richten. Aber uns jammert das namenlose Aergernis, welches den Völkern Afrikas gegeben wird. Wir legen hier den Finger auf einen Krebsschaden, und es wäre von der größesten Bedeutung, wenn sich in dieser Richtung in den missionsfreundlichen Kreisen eine öffentliche Meinung bildete und auch öffentlich nachdrücklich zur Geltung käme. In Afrika gilt dasselbe Sittengesetz wie in Deutschland, und Sünden der Unzucht und Unmäßigkeit sind unter den Tropen genau so abscheulich als in der gemäßigten Zone. Wenn die größeren Versuchungen und der geringere Halt viele unbefestigte und grundsatzlose Europäer zu Falle bringt, so sollten sie nicht in den Verhältnissen, sondern in sich die Schuld suchen. Man muß einmal die ergreifende Lebensgeschichte des Hebriden-Missionars John Paton gelesen haben, um von tiefem Unwillen über das gewissenlose Leben und Treiben vieler verlorener Söhne Europas erfüllt zu werden. „Um euret willen wird der Name Christi ver-

lästert unter den Heiden." Es sei aber ferne von uns, alle Kolonialbeamte, Kaufleute und Reisende über einen Kamm zu scheeren. Es giebt, Gott Lob! auch unter ihnen manche treffliche Leute, die ihr christliches Gewissen auch mit nach Afrika hinausnehmen und in der sittlich verdorbenen Atmosphäre einen guten Kampf kämpfen.

Es ist unmöglich, von den Hindernissen der Missionsarbeit zu reden, ohne auf die zwei Handelsartikel hinzuweisen, welche eine Schmach unseres Jahrhunderts bilden: Opium und Branntwein. Die Opiumfrage lassen wir bei Seite, weil sie in unseren Kolonien nicht brennend ist. Aber die Branntweinpest in Afrika ist ein Uebel, dessen verheerende und verhängnisvolle Folgen auch in den schwärzesten Farben kaum übertrieben werden können. Der Branntwein hat Afrika mehr Unheil gebracht, als alle evangelischen Missionen zusammen Segen stiften können; und die Flut von Neuen Testamenten und Bibeln, welche von Osten und Westen in den dunkeln Erdteil strömen, sind wie ein kleines Bächlein gegen das Meer von Branntwein und Spirituosen, welches alle Küsten, besonders die Westküste überschwemmt. Wie direkt der Schnaps der Mission entgegen arbeitet, dafür nur ein Beispiel: In einigen Strichen Kameruns haben die Dualla einen eigenen Schnapsgötzen Almela eingeführt. Wer zu seiner Sippe gehören will, muß erst Bewerber werden. In einer Prüfung muß er nachweisen, daß er irgend welche Schandthaten verübt hat. Dann erfolgt seine Aufnahme durch die Taufe — eine Nachäffung der christlichen Taufe. Sobald der Getaufte aus dem Wasser steigt, erhält er ein Glas Schnaps, das fortan sein Gott sein soll. Sodann wird er zum Schnapssaufen und allerlei Schandthaten verpflichtet. Die Almelaleute behaupten, sie hätten ihre Sache aus Europa, die Almelakirche sei eine der vielen dort verbreiteten Kirchengemeinschaften. Nach den offiziellen Angaben des „Deutschen Kolonialblatt" wurden in Kamerun allein im Jahre 1893, bei einer Bevölkerung von höchstens 100 000 Seelen im Küstengebiet 1 439 132 Liter Branntwein im Werte von 550 000 Mark eingeführt. Kein Wunder, wenn der Inspektor der Basler Mission klagt: „Der Schnaps, dies unheilvolle Zerstörungsmittel allen Fortschritts und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein und ist bereits der mächtigste Götze im Lande. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst." Das Verhängnisvolle ist aber, daß der Schnapshandel ein Raubbau der schlimmsten Art ist; er ruiniert die Küstenvölker und macht sie für jeden Fortschritt der Kultur unfähig. Er tötet das Huhn, das in den Kolonien die goldenen Eier legen soll. Der westafrikanische Branntweinhandel liegt zum großen Teil, in unseren Kolonien Kamerun und Togo fast ausschließlich in deutschen Händen. Er bildet bei weitem den wichtigsten Importartikel in diesen Kolonien. Gerade deshalb haben wir deutschen Missionsfreunde eine heilige Verpflichtung, unsere Stimme gegen diesen Greuel der Verwüstung zu erheben und gesetzliche Maßregeln zu erwirken, welche der

Masseneinfuhr von Spirituosen einen wirksamen Damm entgegen setzen. In der letzten Sitzung des Kolonialrates ist auf Antrag der Herren Excellenz Jacobi und Domkapitular Hespers, der Vertreter der evangelischen bezw. katholischen Mission im Kolonialrat, beschlossen worden, eine Enquête über den Umfang des Branntweinübels in unseren Kolonien und über die Mittel zu seiner Bekämpfung zu veranstalten und auch die Missionare zur Berichterstattung darüber aufzufordern. Da ist doch ein Anfang gemacht, dem Giftbaum nahe zu treten, hoffentlich führen die über diese Enquête zu führenden Verhandlungen zu einem für unsere Missionen gedeihlichen Ziele.

Die Grenzregulierung, die wir zwischen der Mission und den weltlichen Faktoren, und der kolonisierenden Staatsgewalt vorzunehmen beabsichtigten, ist von selbst zu einer Besprechung einer Anzahl von brennenden Fragen geworden, welche für eine gedeihliche Entwickelung der Mission in unseren Kolonien von ausschlaggebender Bedeutung sind. Die Missionsgesellschaften selbst, ihre Leiter und Missionare, sind durch ihre verantwortliche Stellung fast nicht in der Lage, diese Anliegen der Mission mit dem erforderlichen Nachdruck zu vertreten. Der weite Kreis der Missionsfreunde muß sich ihnen hilfreich zur Seite stellen. Die öffentliche Meinung muß für sie und in ihrem Sinne beeinflußt werden. Vergessen wir es nicht, was doch Gottes Wort zweifellos auch in bezug auf die Kolonien uns zuruft: „So jemand seine Hausgenossen nicht versorget, der ist ärger als ein Heide."

Islam oder Christentum in Westafrika.

Von D. R. Grundemann.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Nach den Erfahrungen der Holländer sollte man der von Dr. Passarge (S. 533) gewünschten Islamisierung der westafrikanischen Neger auf das entschiedenste entgegentreten. Hier bedingt das ausgedehnte kontinentale Gebiet weit größere Schwierigkeiten, als dort das zersplitterte insulare. Andererseits freilich ist die Lage in Westafrika insofern günstiger, als dort jetzt noch ausgedehnte Heidenvölker vorhanden sind, während in Holländisch-Indien beim Eintritt der europäischen Kolonisation der Sieg des Islam über die heidnischen Völkerschaften im großen und ganzen bereits entschieden war. Dagegen sind die ausgedehnten mohammedanischen Staaten im Sudan eine nicht zu unterschätzende Macht. Aeußerlich freundliche Beziehungen, namentlich einen regen Handelsverkehr, werden die europäischen Kolonien mit ihnen unterhalten können. Sobald aber in jenen mohammedanischen Gebieten ein

europäisches Regiment errichtet würde, müßten die schlimmsten Schwierigkeiten zum Ausbruch kommen. Der Verfasser weist selbst (519) auf die drohenden Gefahren hin, welche schon jetzt vorliegen, namentlich seitens der Szußniten, die vielleicht im Westen des Sudan eine ähnliche Rolle spielen möchten wie die Mahdisten im Osten, der jetzt dem europäischen Einfluß völlig verschlossen ist. Wir verstehen nicht, wie Dr. P. angesichts solcher Eventualitäten uns raten kann, das Heil unserer Kolonien von dem Fortschreiten des Islam zu erwarten. Jeder Strich des Gebietes, den letzterer in Beschlag nimmt, ist für uns vor der Hand verloren und würde erst vielleicht in später Zukunft im schweren Entscheidungskampfe zwischen dem Europäertum und dem Mohammedanismus wiedergewonnen werden müssen. Dieser Kampf kann nicht ausbleiben. So wenig er auch von europäischer Seite als ein Kreuzzug aus religiösen Motiven wird geführt werden, auf der andern Seite wird er nichts anderes sein können als *der heilige Krieg des Halbmonds gegen das Kreuz. Es wäre unverantwortlich wenn wir, genug verblendet, selber unsere Todfeinde stärken wollten.*

Dr. P. verhehlt sich die Gefahr, indem er nach seiner Grundanschauung die Religion als das weiche wandelbare Moment ansieht, das sich dem Skelette des Volkscharakters wie die Weichteile des Körpers anschließe (Kol. Z. 394). Das entspricht aber nicht den Thatsachen. Der Islam ist überall derselbe geblieben. Mag in manchen Beziehungen ein beträchtlicher Unterschied sein zwischen Völkern, die ihn nur oberflächlich angenommen haben, und denen, die er tiefer durchwurzelt hat, überall ist der gleiche fanatische Haß gegen alles, was nicht mohammedanisch ist, vorhanden. Auch was von den Verschiedenheiten des Christentums bei verschiedenen Völkerschaften angeführt wird, trifft nicht zu. Bei dem Neapolitaner und dem Germanen handelt es sich um verschiedene Entwickelungsformen der christlichen Kirche, die, so sehr sie auch durch den tiefen Einschnitt der Reformation getrennt sein mögen, dennoch jedem Nichtchristen (und namentlich dem Mohammedaner) gegenüber als eine geschlossene Einheit erscheinen. In Wahrheit ist auch im tiefsten Grunde die Einheit vorhanden, wo nicht der Katholizismus die christliche Lebenskraft ganz eingebüßt hat und zu einem namenchristlichen Fetischismus*) degradiert ist. *Wo immer christliches Leben pulsiert, wo Menschenherzen in der Erlösung durch den Gekreuzigten Heil und Frieden und den Trieb zur Erneuerung und Heiligung gefunden haben, da ist das Christentum* **eins**, *mögen auch die kirchlichen Formen noch so verschieden sein.*

*) Einen solchen möchte P für die Negervölker ganz gern haben. „Die beste Missionsmethode für die Natur des Negers — — — — — — — wäre allerdings die Ausbreitung eines solchen Fetischchristentums (Kol. Z. 394) daher auch die Katholiken mit ihrer Mission, besonders die Jesuiten, seinen Absichten am nächsten stehen, während die Protestanten am meisten davon entfernt *sind* (529)

Von der Islamisierung der Negervölker wollen wir nichts für die Zukunft unsrer Kolonien erwarten, einmal, weil sie in der That nicht etwa den letzteren blos einen harmlosen Mantel umhängt, sondern vielmehr sie mit dem fanatischen Gifte erfüllt, vermöge dessen sie für uns zu einer gefährlichen Schlangenbrut werden. Sodann aber auch: weil sie die Neger zu einer „Stabilität der Kultur verdammt" (Kol. Z. 394), welche die Ziele unseres Kolonialwesens von vornherein vernichten würde.

Uns ist es nicht zweifelhaft, daß eine wünschenswerte Zukunft unserer Kolonien durch die Verchristlichung der betr. Völker bedingt ist. Das Christentum hat die Lebenskeime, die jedes Volk der Erde zu einer innern Entwickelung zu bringen vermögen. Dr. P. bestreitet das. Einmal geht dieser Gedanke gegen seine darwinistische Grundanschauung, sodann scheint derselbe durch die von ihm beobachteten Thatsachen widerlegt zu sein.

Wir haben aber schon gezeigt, wie Dr. P. die evangelische Mission nicht genügend kennen gelernt hat. Er hält sich ganz einseitig an Erscheinungen, welche unter ungünstigen Verhältnissen, sowie unter teilweis verfehlter Praxis entstanden sind.*) Jener übertriebene Liberalismus, welcher unter den Kämpfen um die Sklavenemanzipation einst reifte und namentlich die englische und amerikanische Mission durchsetzt hat, darf nicht mit der evangelischen Mission überhaupt identifiziert werden. Wir bedauern es sehr, daß der Forscher nicht die Arbeiten deutscher Missionen (der Basler und der Norddeutschen — von der Kamerunmission, weil noch in den Anfängen, möchte ich zunächst absehen) unter Negern in den von der Küste entfernteren Gebieten recht eingehend studiert hat. Ich vermute, daß dadurch nicht blos die widerwärtigen Bilder der flegelhaften Hofennigger der Küste einigermaßen würden wett gemacht worden sein, sondern Dr. P. würde vielleicht trotz seiner prinzipiellen Anschauung noch einige Hoffnung für die Möglichkeit einer weiteren Entwicklung des Negers auch über die Flutmarke der stabilen mohammedanischen Kultur hinaus, gewonnen haben.

Lebenskräftig gepflanztes Christentum kann solcher Erfolge nicht entbehren, wenn auch die unter seinem Einflusse sich bildenden Entwicklungsformen infolge großer Verschiedenheit der Koeffizienten sich in vielen Beziehungen anders gestalten werden, als einst bei uns in der Heimat. Jede schematische Uebertragung des bei uns Gewordenen würde den Zweck verfehlen. Auch muß man sich hüten, die neuen Gestaltungen lediglich nach dem heimischen Modelle zu beurteilen. Allerdings wird ein christlicher Neger in manchen Beziehungen etwas anderes werden, als ein christlicher Germane. Seinem Christentume werden auch noch lange allerlei Mängel und Schwachheiten anhaften,

*) Wir möchten z. B. an die folgenschweren Mißgriffe erinnern, welche in der Nigermission gemacht worden sind. Selbst von englischer Seite sind sie anerkannt worden.

deren gerechte Beurteilung durch eine Vergleichung etwa mit den Verhältnissen 100 Jahre nach Bonifatius recht erleichtert werden dürfte. Könnten wir uns jetzt einmal unter unsern Voreltern in jener Periode umschauen, wir würden vielleicht ebenso über sie die Köpfe schütteln, wie jetzt mancher über die heutigen Negerchristen. Doch halte man daneben, was aus unsern Vettern, den stammverwandten Ariern in Indien, die, damals schon auf viel höherer Kulturstufe stehend, im Heidentum verblieben, geworden ist. Diese sind, trotz ihres arischen Gehirns, in vielen Stücken nicht weiter als jetzt die Neger sind.

Das Christentum giebt den Völkern das Ferment zu einer gedeihlichen Entwickelung, wie uns die Geschichte deutlich zeigt Wie wir uns keinen Fortschritt der Weltgeschichte im ganzen denken können, wenn wir versuchen wollten, uns einen Sieg der mohammedanischen Völker über die christlichen vorzustellen, so können wir auch auf einzelnen Gebieten kein Gedeihen davon erwarten, daß der Islam die Herrschaft gewinnt. Wollen wir entwickelungsfähige Kolonien in Westafrika, so bedürfen wir des christlichen Ferments in den betreffenden Völkern, d. h. der christlichen Mission.

Daß die evangelische Mission ungleich geeigneter ist zur Uebertragung der christlichen Lebenskeime, als die katholische mit ihren überwiegenden, in manchen Stücken geradezu erstarrten Formen, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Die Mission ist Sache der christlichen Kirche, nicht der Staatsgewalt. Es liegt uns ganz fern, von der Kolonialregierung irgend eine direkte Missionsthätigkeit zu erwarten; selbst staatliche Unterstützung des Missionswerkes fordern wir nicht. Nur wo die Arbeiten der Missionare, wie in Krankenhäusern, Schulen u. s. w., eine Leistung für das Staatswesen darstellen, wird eine angemessene Vergütung als recht und billig zu erwarten sein. Im übrigen wünschen wir für die Mission nur freie Hand und eine wohlwollende Neutralität, die sich nicht irre machen läßt durch Theorien auf unsicherer Grundlage, wie die, daß das Christentum bei den Negern staatsgefährlich sei. Andererseits wird man sich bei solcher Stellung vor gefährlichen Experimenten, wie einer Protektion des Islam, recht sehr in acht nehmen. Wir hoffen, daß unsre Kolonialregierung die Lehre der Geschichte und die in anderen Kolonien mit dem Islam gemachten Erfahrungen nicht aus den Augen lassen und nichts thun wird, um der Ausbreitung des letzteren Vorschub zu leisten. Ja in manchen Fällen wird es sogar ihre Pflicht sein, dem Vordringen des Islam, als einer politischen Macht, starke Dämme entgegenzusetzen. In dieser Beziehung freue ich mich, mit einem Vorschlage des Herrn Dr. P. (der mir freilich mit seinen sonstigen Ausführungen nicht recht im Einklang zu stehen scheint) voll und ganz übereinstimmen zu können. Er fordert nämlich (525) für Kamerun nachdrücklich die Sicherung der Bantustämme durch einen Gürtel von Stationen. Dieser Gürtel wird zugleich einen Schutzwall gegen das Vordringen des Islam bilden und

die hinter demselben sich ansammelnde Negerbevölkerung wird über kurz oder lang ganz von selbst eine christliche werden, wenn nicht etwa die Regierung, was nicht zu befürchten steht, die Mission geflissentlich zurückhielte.

Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß Dr. P. eingehend die Sklaverei bespricht. Er erwartet das Verschwinden des Sklavenhandels ganz von selbst infolge der Anwesenheit von Weißen unter den bedrohten Heidenstämmen. Die Regierung wird wohl auch direkte Maßregeln zur Unterdrückung des Menschenhandels für angezeigt halten. Auf jeden Fall aber wird auch in diesem Stücke dem Islam entgegengewirkt.

Den Ausführungen über die Hausſklaverei, die vor jedem übereilten Versuche, dieses eingewurzelte Institut zu beseitigen, dringend warnen, wird man im wesentlichen zustimmen müssen. Auch die Mission hat nach dem Vorgange der Apostel keine Veranlassung, solch eine plötzliche Umwälzung zu befürworten. Wenn hier und da dies dennoch geschieht, so zeigt sich auch darin, daß die Mission in ihrer äußeren Erscheinung und in allen ihren Einzelheiten nicht etwas Absolutes ist. Ueber dieses und jenes in ihrer Methode und Praxis läßt sich weiter verhandeln. Berechtigte sachliche Kritik, guten, begründeten Rat wird sie dankbar annehmen und selbst durch solche Angriffe, wie wir sie hier besprechen mußten, hoffe ich, werden verständige Missionsleute sich nicht verbittern lassen, sondern wie die Biene auch aus giftiger Blüte das Tröpflein Honig saugen. Wir wollen unsern schwarzen Brüdern noch fleißiger, als es vielleicht hier und da geschehen ist, die Mahnung an's Herz legen: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen!

Unſere Pflicht aber, allen Völkern, auch den Negern, wo ſie uns zugänglich ſind, das Heil der Erlöſung durch Chriſtum zu bringen, werden wir uns durch keinerlei Hypotheſen und Theorien verdunkeln laſſen.

Afrikaniſche Nachrichten.

(Abgeſchloſſen am 25. Februar.)

Ueber die Bekämpfung des Sklavenhandels in **Deutſch-Oſtafrika** macht der Jahresbericht über die Entwickelung dieses Schutzgebietes folgende Mitteilungen: „Die Bekämpfung des Sklavenhandels scheint Fortschritte gemacht zu haben. Wenigstens ist im Betriebsjahre trotz größter Aufmerksamkeit der Behörden und trotz häufiger Fahrten der Zollkreuzer kein eigentlicher Sklaventransport mehr bemerkt worden. Daß trotzdem der Sklavenhandel noch exiſtirt, kann leider nicht geleugnet werden. Die Opfer

werden aber meistens einzeln in den ganz kleinen Auslegerbooten von der Küste nach Sansibar und Pemba verschifft und entgehen daher leicht der Kontrole. Eine wirksame Unterdrückung der Sklavenausfuhr aus unserem Schutzgebiete wird erst dann möglich, wenn die Protektoratsmacht von Sansibar, England, sich entschließt, energisch gegen die Sklavenzufuhr nach Sansibar und Pemba vorzugehen. Dann wird dem Sklavenhandel das Absatzgebiet verschlossen sein, und damit der Sklavenraub von selbst aufhören.

Deutscherseits wird unausgesetzt an der allmälichen Beseitigung der Reste der Sklaverei gearbeitet. In Tanga allein wurden im Berichtsjahre 154, in Saadani 132, in Dar-es-Salam 24, in Kilwa 200 Freibriefe ausgestellt; die Leute suchen sich meist Arbeit bei der Bahn oder den Pflanzungen."

Es sind demnach in Jahresfrist 510 Freibriefe im Küstengebiete unserer Kolonie ausgestellt. Es dürfte jedenfalls von allgemeinem Interesse sein, zu erfahren, welches die Gründe zur Erteilung der Freibriefe gewesen sind. Ohne Zweifel würden sich daraus Schlüsse ziehen lassen auf den Charakter auch der Hausklaverei. Außerdem wäre es wertvoll zu erfahren, ob die Freigewordenen auch dauernden Lebensunterhalt und ein bleibendes Fortkommen bei der Bahn und den Pflanzungen gefunden haben. Es dürfte dem Gouvernement doch wohl nicht allzu schwer sein, durch die Bezirksämter auch in diesem Stück Mitteilungen zu erhalten. Wir würden jedenfalls der Kolonial-Abteilung im Auswärtigen Amte Dank wissen, wollte sie auf diese beiden Wünsche im nächsten Jahresbericht Rücksicht nehmen.

Für die Fürsorge, welche die Regierung den Eingeboren zu teil werden läßt, sprechen neuerdings „die in Deutsch-Ostafrika über die Behandlung ostasiatischer Arbeiter geltenden Bestimmungen", welche in No. 3 des „Deutschen Kolonialblatt" veröffentlicht sind. Dieselben erstrecken sich sowohl auf die körperliche Pflege derselben, als auch auf die Strafen, die ihnen zugeteilt werden dürfen. Wir erkennen besonders den § 15 an: „Dem Arbeitsherrn . . . steht für leichtere Uebertretungen eine Strafgewalt zu, welche einen Lohnabzug bis zu einem Viertel des Monatsgehaltes nicht überschreiten darf." Gegen eine mißbräuchliche Anwendung dieser Strafgewalt sind die Arbeiter dadurch gesichert, „daß über diese Strafen ein Protokoll zu führen und solches allmonatlich dem Bezirksamte vorzulegen ist, das sich auf geeignete Weise zu überzeugen hat, daß die Angaben des Protokolls auf Wahrheit beruhen" (§ 16). — Das Recht der Anwendung der Prügelstrafen ist also den Arbeitsherren gegenüber ihren ostasiatischen Arbeitern **nicht** gegeben. Man sollte es ihnen auch den afrikanischen Eingeborenen gegenüber ausdrücklich absprechen. Damit wäre in bezug auf die Behandlung derselben schon manches gewonnen.

In **Madagaskar** sind nach der Unterwerfung der Königin friedliche Zustände doch noch nicht hergestellt. Ein Teil des madagassischen

Heeres hat trotz der Aufforderung der Königin die Waffen nicht niedergelegt, sondern sich in größere und kleinere Trupps geteilt, die auf Raub ausgehen und Beute suchen. Mit Energie wird gegen sie vorgegangen, zwei Häuptlinge sind bereits durch das Kriegsgericht in Tamatave zum Tode verurteilt worden. — —

Bei der bekannten Praxis der Franzosen, in ihren Kolonien Missionen fremder Nationen entweder gar nicht zu dulden oder wenigstens in ihrer Thätigkeit sehr zu hemmen, blicken die Missionskreise mit nicht geringer Besorgnis auf die nächste Zukunft der evangelischen Mission in Madagaskar. Was dieselbe bisher erreicht hat, zeigt die folgende Statistik:*)

1. Die Londoner Missionsgesellschaft zählt 26 Stationen und 1328 Außenstationen, mit 32 englischen Missionaren, 30 Missionsfrauen und 6 weiblichen Missionsarbeiterinnen, 1061 eingeborenen, ordinierten Pfarrern, 5879 Evangelisten, 36020 Kirchenmitgliedern, 283 738 Anhängern, 119 Sonntagsschulen, 16 368 Sonntagsschülern, gegen 1000 Schulen, mit zusammen 74 428 Schülern.

2. Die Gesellschaft der Freunde (Quäker) hatte 1892 bereits 12 Missionare, 3 Missionsärzte, 139 eingeborene Gemeinen 3161 Gemeineglieder und 14410 andere Teilnehmer, 404 madagassische Prediger, 14862 Schüler.

3. Die Mission der ritualistischen Hochkirche hat 1 Bischof, 9 englische und 18 farbige ordinierte Priester für 9595 Gemeineglieder und 2589 andere Teilnehmer nebst 72 Schulen und 3682 Schülern.

4. Die norwegische Mission hat unter 23 ordinierten Missionaren und 56 eingeborenen Geistlichen in 485 Gemeinen 32672 Christen, wovon 24578 abendmahlsberechtigte, und 457 Schulen mit 34 437 Kindern, 1 theologisches Seminar, 1 Schule für Aerzte, 1 Spital, 1 Aussätzigenspital.

5. Die „königliche Kirche", die im Hofgebiet des Palastes selbst ihr Gebäude hat. Sie ist die Kirche der königlichen Familie, besteht ganz, in Leitern und Gliedern, aus Eingeborenen und hatte 1886 bereits 194 Gemeinen und ebenso viele Pfarrer in und um Antananariwo, 20 000 Kommunikanten, 60 000 andere Teilnehmer, 188 Schulen und 14 000 Schüler.

Es würde in der That auf's tiefste zu beklagen sein, wenn durch die Aufrichtung der französischen Herrschaft die aussichts- und verheißungsvolle Entwickelung dieses Missionsfeldes gehemmt werden sollte. Die Protestanten in Frankreich wollen augenscheinlich das Ihrige thun, um einen Schaden abzuwenden; denn es haben bereits zwei evangelische Pastoren Lauga, Präsident des Konsistoriums in Rheimes, und Krüger, Professor an der Missionsschule zu Paris, die Reise nach Madagaskar angetreten. Sie sind von der „Pariser

*) Aus Dr. H. Christ, Madagaskar. Ein bedrohtes evangelisches Missionsland. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis 15 Pfg.

evangelischen Missionsgesellschaft" und der „Protestantischen Missionsgesellschaft für die französischen Kolonien" entsandt, um vom religiösen und patriotischen Standpunkte aus die Aufgaben zu studieren, die den Gesellschaften durch die Besitzergreifung von Madagaskar seitens der französischen Republik zugefallen sind. Die Einsetzung eines evangelischen Pfarrers in Antananariwo ist bereits fest beschlossen; und vom Ministerpräsidenten sind den beiden Delegierten ermutigende Zusicherungen gegeben.

Schon wieder werden unsere Augen voller Theilnahme auf Südafrika gelenkt. **Transvaal,** das sich kaum von der durch den Ueberfall des Räuberhauptmanns Jameson hervorgerufenen Aufregung einigermaßen erholt hat, ist durch eine furchtbare Dynamitexplosion erschreckt worden. Am 19. Februar sind in Vredendorp, einer ärmlichen Vorstadt Johannesburgs, 110 700 Pfund Dynamit explodiert, als die damit beladenen Wagen auf der „Netherlands"-Eisenbahn rangiert wurden. Das Unglück, dem viele Menschenleben zum Opfer gefallen sind, soll dadurch hervorgerufen sein, daß die betreffenden Güterwagen mit ihrem gefährlichen Inhalt 3 Tage lang der Sonne ausgesetzt waren.

Zugleich kommt ein anderer Notschrei zu uns aus dem an der Südgrenze von Deutsch-Südwestafrika liegenden **Klein-Namaqualande,** in dem die Hungersnot große Ausdehnung angenommen hat. Der Inspektor der „Rheinischen Missions-Gesellschaft" Dr. Schreiber in Barmen sagt darüber in einem Aufruf:

„Seit drei Jahren herrscht in dem nordwestlichen Teile der Kapkolonie, im Klein-Namaqualande, infolge von unerhörter Dürre große Hungersnot. Schon das Jahr 1894 war ein rechtes Hungerjahr gewesen, dies letzte Jahr war aber noch schlimmer. Wir haben in diesem Teile des Landes drei Missionsstationen, Concordia, Kommaggas und Steinkopf. Alle drei sind von der Not betroffen, aber am schlimmsten steht es auf der letztgenannten Station, Steinkopf. Der dortige Missionar Kling berichtet, daß er schon seit Februar habe beginnen müssen, den armen hungernden Schulkindern, die oft vor Hunger ohnmächtig wurden, wenigstens 3 bis 4 mal wöchentlich etwas zu essen zu geben und ebenso einer großen Anzahl von Hilfe suchenden Erwachsenen, wozu er alle Woche zwei Sack Korn verwendete Die Mittel dazu entnahm er teils seinem geringen Gehalte, teils erhielt er Unterstützung von Freunden in der Kapkolonie, auch von der Regierung. Unsere Missionsgesellschaft hatte ihm auf seine Bitte 1500 M. vorgeschossen, um dafür Saatkorn für seine Leute kommen zu lassen Wirklich gab es am Himmelfahrtstage auch nach siebenmonatlicher Dürre endlich Regen, und so konnten die Felder bestellt werden. Aber weiterer Regen blieb aus, deshalb war nur eine geringe Ernte zu erwarten; aber immerhin doch etwas. Nun aber brach am 5. Oktober ein so furchtbarer Sandsturm über das Land herein, daß alle Felder völlig verwüstet wurden; das Korn wurde mit den Wurzeln ausgerissen und so war auch diese geringe Hoffnung wieder völlig zerstört. Als der Missionar am folgenden Sonntage in die Kirche trat, empfing ihn seine Gemeinde laut weinend Mehr als 200 Familien haben keine Hand voll Korn mehr zu essen und der Himmel ist ehern."

Seit längerer Zeit haben wir keine Nachricht über **Marokko** gebracht, weil in den unruhigen Zuständen des Landes sich nichts geändert hatte. Jetzt scheint allmählich der Friede wieder einzukehren. Nicht wenig trägt dazu bei die Cholera, welche viele Opfer fordert und die Lust am Aufruhr niederhält. In diesem Augenblick ist unser Interesse an Marokko deshalb reger als gewöhnlich, weil die Nachricht gekommen ist, daß in Mogador einer der Mörder Rockstrohs, der bekanntlich am 10. April vor. Js. überfallen und getötet wurde, verhaft worden sei. Die „Kreuz-Zeitung" berichtet darüber: „Einer der Mordgesellen scheint in sein Verderben gerannt zu sein. Er hat eine Geschäfts- oder Vergnügungsreise nach Mogador unternommen und, an nichts Böses mehr denkend, dort ganz gemächlich in den Straßen umhergebummelt. Da erkennt ihn ein zufällig anwesender ehemaliger Diener Rockstrohs, der während des Ueberfalles mit dabei gewesen, packt ihn herzhaft am Kragen und überliefert ihn der Lokalbehörde. Der Gefangene soll nach Aussage des Dieners sogar noch derjenige von den Missethätern sein, welcher den ersten Hieb nach unserem unglücklichen Landsmann geführt hatte. Hoffen wir zunächst, daß auch alles wahr ist und der wie ein Deus ex machina gerade im richtigen Augenblick zu Mogador auf der Bildfläche erschienene Diener sich in der Person seines „alten Bekannten von Ch'doura" nicht etwa geirrt habe!" —er.

Sitten und religiöse Gebräuche der Adeli-Neger.

Der frühere Leiter der jetzt aufgegebenen Station Bismarckburg in der Landschaft Adeli im Schutzgebiete Togo, Herr L. Conradt, giebt im Januarheft von „Petermanns Mitteilungen" eine Beschreibung des „Hinterlandes der deutschen Kolonie Togo", der wir Folgendes entnehmen:

Unter den Sitten und religiösen Gebräuchen der Adeli giebt es viele recht sonderbare, selbst grausame, zu deren Bekämpfung bis jetzt noch sehr wenig geschehen ist. So geht es beim Abschließen von Freundschaftsverträgen, die meistens in Perëu und Dadiassi in Gegenwart der Priester geschlossen werden, recht feierlich zu. Die zwei Freundschaftschließenden trinken aus einer Schale Wasser, das der Fetischpriester, nachdem er einen Beutel mit Fetischmedizin hineingesteckt, durchgerührt hat, und schwören, sich stets zu helfen, indem sie sich gegenseitig verfluchen, wenn sie es nicht thun sollten, oder wenn sogar einer dem andern irgend etwas Böses zufügen, ihn töten, be-

stehlen oder seine Frau verführen sollte. Bei diesen Verträgen ist stets eine Menge Volks versammelt und erscheint in Perëu die Priesterin fast stets mit einem weißen Tuche als Festgewand bekleidet.

Wenn jemandes Schuld oder Unschuld bei einem Diebstahl oder kleineren Vergehen erwiesen werden soll, so geht man auch zum Priester mit einem Huhn. Dieser nimmt ein Messer und indem er spricht: „Fällt das Huhn auf den Rücken, so ist der Betreffende schuldlos, fällt es jedoch auf den Leib, so ist er schuldig," schneidet er ihm den Hals durch und wirft es auf die Erde; im Schuldigfalle muß der Angeklagte das Geraubte oder irgend etwas anderes an dessen Stelle herausgeben.

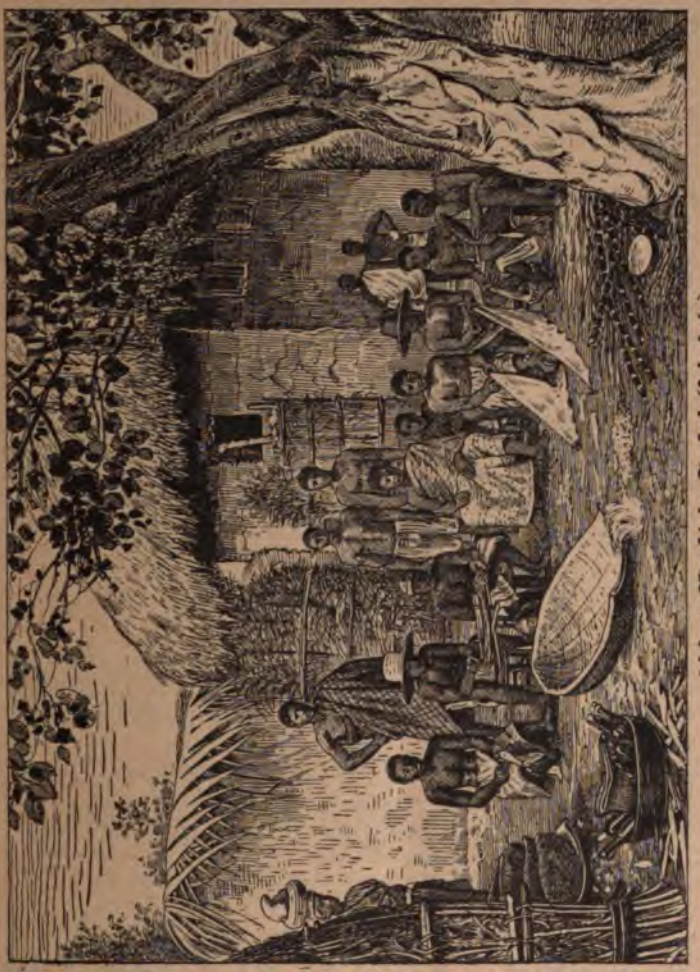
Bei den Adeli herrscht auch ein schrecklicher Brauch, dem jährlich manches Leben geopfert wird; es ist dieses das Gottesgericht, durch den Gifttrank „difön" genannt. Stirbt zum Beispiel jemand, und seine Verwandten glauben, daß er durch eines andern Schuld oder Zauberei umgekommen sei, so nehmen sie den Toten und tragen ihn auf dem Kopfe zum Grabe. Ist nun der Tote eines normalen Todes gestorben, so verläuft die Beerdigung ganz gut, ist ihm dagegen durch einen Feind etwas Böses zugefügt worden, so leitet der Tote seine Träger — so glauben sie — zu dem Hause des Feindes, und der daselbst Wohnende wird nun beim Fetischpriester angeschuldigt und muß vor versammeltem Volke den Gifttrank nehmen. Bricht er das Gift aus, so ist er schuldlos, im andern Falle stirbt er als schuldig. Dieses Gift wird von der Rinde eines bestimmten Baumes genommen, getrocknet und zerstoßen, worauf es mit Wasser gemischt wird, das davon rötlich gefärbt ist.

So kam ich auch einmal gerade dazu, wie der Sohn unseres besten Häuptlings, Contu von Jege, dem ich fast alle meine ethnographischen Notizen verdanke, infolge einer ganz sinnlosen Beschuldigung das Gift eben getrunken hatte; doch er kam mit dem Leben davon. Durch diese Anschuldigungen, die auch häufig nur, wie es auch bei Contus Sohn Akba der Fall war, bei plötzlichen Erkrankungen jemandes erhoben worden, werden oft auch persönliche Feinde oder Rivalen beseitigt, und ich bin fest überzeugt, daß die Priester und Häuptlinge sicher wirkende Gegengifte haben, die ausnahmsweise angewendet werden; es erlangen hierdurch natürlich die ohnehin schon so einflußreichen Priester stets mehr Macht und Einfluß auf's Volk.

Die größten Fetische im Lande sind Näja zu Perëu, dem der kleinere Näkula untergeordnet ist, und der Frikó zu Digongo, über allen steht aber der unsichtbare Welterschaffer Urubuaré. Die Fetische haben meistens ihren Wohnsitz in heiligen Wäldern, wo auch in der Nähe des Fetisches die Versammlungen stattfinden. Dem Urubuaré steht gewissermaßen als böses Element der personifizierte Tod „Dikú", gegenüber, der jedoch nicht so mächtig ist wie ersterer.

Nun haben sich noch in neuerer Zeit, „als die Menschen schlechter und ungläubiger wurden", kleine Fetische, besonders aus Dahome und Ashante eingebürgert, die als Schutzmittel gegen Krankheiten, Vergif-

tung und dergleichen dienen, ja, selbst schußfest machen sollen. So erzählte mir Häuptling Contu, daß er seinerzeit, als der verstorbene Hauptmann Kling in den Kebukrieg zog, demselben ein Tuch gegeben habe, das ihn unverwundet aus dem Kriege zurückkehren ließ.



Kleiner Markt in Tegbui (bei Keta).
(Aus: „Bilder aus dem Gebiet der Norddeutschen Missions-Gesellschaft auf der Sklavenküste in Westafrika." V. Land und Leute.)

Auch an ein zukünftiges Leben glauben sie; sie nehmen an, daß die guten Menschen in den Himmel (uruberóle), die schlechten dagegen in die Hölle (gakumpö) kommen.

Sogar eine Schöpfungssage besteht bei ihnen. Es wird erzählt, daß der große Gott Urubuaré den Himmel und die Erde nebst den Gestirnen an einem Tage geschaffen habe. Zuerst war er im Lande der Weißen, dann wäre er auch ins Abeliland gekommen und hätte

einen schwarzen Mann und eine Frau gemacht; letztere hätten viele Kinder gehabt, die das Land bevölkerten. Der Gott hätte dann einen Strick vom Himmel nach einem Berge bei Jege im Adelilande ausgespannt, auf dem alle guten Menschen und die Waisen in den Himmel gelangen konnten, was auch vielfach geschehen wäre. Nun hätte es einst einen sehr mächtigen König gegeben, dessen zwei Söhne ihm sagten, ob es nicht am besten wäre, wenn dieser Strick durchschnitten werden würde, damit keiner der guten Menschen mehr nach oben weggehen könnte, was auch dem Vater einleuchtete. Der Vater forderte nun zuerst den ältesten Sohn auf, an dem Strick etwas in die Höhe zu klettern und denselben dann über sich abzuschneiden, steckte jedoch zugleich einen Speer mit der Spitze nach oben neben dem Stricke in die Erde. Als jedoch der Aelteste ein Stück hinaufgeklettert war und beim Hinuntersehen auf die scharfe Speerspitze sah, in die er fallen mußte, bekam er Angst und kletterte hinunter, worauf dann der jüngere Bruder, der tapferer war, hinaufkletterte, den Strick über sich abschnitt und, in den Speer fallend, ums Leben kam.

Nun teilte der Vater sein Land zwischen die Kinder seiner beiden Söhne und gab auch noch denen des tapferen jüngeren Sohnes mehrere Vorrechte, besonders kriegerische; von dieser jüngeren Linie stammt auch unser guter Häuptling Contu, dessen Familie auch in Wirklichkeit besser ist als die des Ketschinkistammes, die sich bis heute noch als ziemlich falsch und feige erweisen.

Auch einzelne Naturerscheinungen suchen sich die Adeli zu erklären. So glauben sie, daß ihr Gott Urubuaré umhergeht und alles besieht, wenn es Sturm ist; wenn es donnert, glauben sie, daß das Meer gen Himmel steige, und wenn es wieder herabsteige, regne es.

Den Regenbogen denken sie sich als riesige Schlange, die in gewissen Flüssen — so auch in einigen des Adelilandes — lebe und erst wachse, dann aber in den Himmel sich erhebe, wo sie zum Fetisch werde und sich von Zeit zu Zeit als Regenbogen zeige.

Die Sonne und der Mond dienen zur Beleuchtung, die Sterne seien dem Monde zur Hilfe beigegeben. Die Adeli benutzen den Mond zur Berechnung des Jahres, indem sie das Jahr in 12 Monate einteilen, den Monat in 5 Wochen zu 6 Tagen.

Zum Bilde. An solchen Plätzen, inmitten der Häuser, verkaufen die Negerfrauen morgens und abends frisch gebackenes Maisbrot Tagsüber wird Maismehl, Zuckerrohr u. dgl. feilgeboten. Wir sehen auch einen Korb mit Petroleumflaschen. Der Neger gebraucht das Petroleum weniger zum Brennen als zum Einreiben der Haut, was für nervenstärkend gilt. Tegbui ist ein Küstenort, daher der Einfluß europäischer Kultur, der an der zweistöckigen Lehmhütte und an den halbeuropäischen Stühlen zu sehen ist.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung *S. Calvary & Co.*, Berlin NW., Luisenstraße 71 bei, betr. die 3 Jahrgänge der vom verewigten Dr. Büttner herausgegebenen „**Zeitschrift für afrikanische Sprachen**". Wir machen angesichts des überaus niedrig gestellten Preises ganz besonders darauf aufmerksam. Das im Prospekt mitgeteilte Inhaltsverzeichnis der einzelnen Jahrgänge zeigt, welch' eine Fülle von schätzenswertem Material und wissenschaftlicher Arbeit in ihnen beschlossen liegt.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Allerhöchste Auszeichnungen: Orden, Staats-Medaillen etc.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Mission und Kolonialpolitik	45
Islam oder Christentum in Westafrika	55
Afrikanische Nachrichten	59
Sitten und religiöse Gebräuche der Abeli-Neger	63

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von E. A. Strauch in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 4.

April 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. **Merensky** u. **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag der Buchhandlung
der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 3.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Der Bezugspreis der „Afrika"

bei freier Zusendung unter Kreuzband beträgt jährlich 2 M., für Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins 1,50 M. — Bei einem Jahresbeitrage von 3 M. an ist der Bezugspreis für die „Afrika" eingeschlossen.

Bestellungen zu richten an den Generalsekretär des Evang. Afrika-Vereins Pastor ***Müller, Groppendorf*** bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Auf besonderen Wunsch teilen wir hier noch mit die bei Missionsinspektor Merensky vom August bis November v. Js. eingegangenen

Gaben zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:

Möller 10 Mk. — Scherflein 1 Mk. — Eickermann, Pyrmont 1,50 Mk. — Beinsche, Münster 15 Mk. — Ferdinandhof 1,50 Mk. — P. Kohlmann, Jähndorf 3 Mk. — Fr. Krüger, Balz. 3 Mk. — P. Hoffmann, Woitsdorf 5 Mk. — Oberin S. Roller 10 Mk. — P. Wurlitzer, Leipzig 10 Mk. — von Rothkirch, Schottgau 5 Mk. — Aachen 5 Mk. — S. Boettcher, Cottbus 5 M. — A. Speitmann, Nebbelroth 5 Mk. — P. Bode, Parchau 3 Mk. — P. Lohmeyer, Vlotho 41 Mk. — M. G, Altona 5 Mk. — Mockert, Düsseldorf 5 Mk. — P. Trebst, Gröden 3 Mk. — P. Breithaupt, Weißagk 5 Mk. — Diakonus Blechschmidt 8,50 Mk. — P. Lohmeyer, Vlotho 10 Mk. — P. Schuster, Frischborn 5 Mk. — Freifrau S. vom Riedt, Gernsbach 30 Mk. — Ch Braser, Elbing 30 Mk. — Fr. v. Grünberg, Bruckhof 10 Mk. — R. N., Magdeburg 6 Mk. — Fr. v. Knebel-Doeberitz, Friedrichsdorf 22 Mk — Fr. v. Beulwitz, Demmin 3 Mk. — H. Eißner, Ansbach 60 Mk. — t. P., Wernigerode 9 Mk. — Diakonissenhaus, Posen 40 Mk. — Gast, St. Louis 60 Mk. — Fr. Zastrow, Cadsburg 27 Mk — Schw. Elisabeth Feil, Radenbach 21,10 Mk — Buske in Klein-Schwarzensee 8 Mk — Ungenannt Bassin 8 Mk. — Eißner, Ansbach 34 Mk. — Feitz, Sammenthin 18 Mk. — Baumeister, Homberg a/Rh. 45,20 Mk — P. Braun, Dünnow 254,50 Mk — Merkenfuhr, Greifenhagen 3 Mk — V. Link, Bartenstein 3 Mk. — Fr. Rose, Danstedt 1 Mk. — Christliche Gemeinschaft Massel, Rawitsch 10,50 Mk. — Sup. Schröder, Tempelburg 11,90 Mk. — Berendt, Rothenen 3 Mk. — Fr. Adam, Königsberg 20 Mk. — L. Lange, Zinten 20 Mk. — A. Schulz, Tirschtiegel 7,10 Mk. — Ungenannt Thailfingen 5 Mk.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Koloniales Jahrbuch, Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. — Herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Achter Jahrgang. Heft 3 und 4 — Berlin, Carl Heimanns Verlag. 1895. — Preis des ganzen Jahrgangs 6 Mk.

Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1896. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Achter Jahrgang. — Mit einem Portrait. — Berlin. Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) 1896. Preis ?

Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von **Oskar Lenz.** — Wien, Verlag der litterarischen Gesellschaft. 1895. — Brosch. 4,20 Mk, geb. 5 Mk.

Nach den Transvaal-Goldfeldern. Schilderung von Land und Leuten. Zugleich ein Führer für Touristen und Auswanderer *von* **Richard Tabbert.** — Fünf Illustrationen. — Berlin C. *Verlag von* Schmitz und Bukofzer. 1896. — 1,50 Mk.

Geographische Verlagshandlung Dietrich [illegible]
(ERNST VOHSEN).

Neu! **50 Pf.**

Kleiner

Deutscher Kolonial-Atlas

herausgegeben von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.

Inhalt:

Bemerkungen zu den Karten (4 Seiten).

1) **Weltkarte** zur Uebersicht des deutschen Kolonialbesitzes und der Postdampferlinien des Deutschen Reiches.
2) **Afrika und Europa** zur Uebersicht der Postdampfschiff Verbindungen nach den deutschen Schutzgebieten in Afrik 1 : 50000000.
3) **Togo und Hinterland** 1 : 5000000.
4) **Kamerun** 1 : 5000000.
5) **Deutsch-Südwestafrika** 1 : 5000000.
6) **Deutsch-Ostafrika** 1 : 5000000.
7) **Deutsche Schutzgebiete** im **Stillen Ocean** 1 : 12000000.

50 Pf.

Der kleine Deutsche Kolonial-Atlas eignet sich wegen de Klarheit seiner Karten und vorzüglich des billigen Preises wege zur Einführung in die Schule.

Jede Karte ist einzeln zum Preise von

10 Pf.

käuflich.

Hierzu für **Schulen** besonders zu empfehlen:

Kiepert's Wandkarte

der

Deutschen Kolonien

auf Leinwand **mit Stäben** Mark **11,—.**

kommen lassen, da er am Kilimandscharo die höchste Autoritätsperson, der Vertreter der deutschen Schutzherrschaft, ja Sr. Majestät des Kaisers selbst war und er um seines Amtes willen erst recht eines reinen, vorbildlichen Wandels sich hätte befleißigen müssen. So hat er, eben durch seine hohe Stellung, der Anerkennung der höheren deutschen, d. h. christlichen Sitte und damit der Ausbreitung des Christentums ganz besonders geschadet. Dabei muß zugleich auch noch der Umstand beklagt werden, daß solch Beispiel der Vorgesetzten auf die Untergebenen maßgebenden Einfluß ausübt. In der That, es ist ein ganzer Jammer, daß die Unsittlichkeit unserer Landsleute in unseren Kolonien so weit verbreitet ist, daß solche Anklagen, wie sie im Reichstag auch angeführt, aber bereits längst vor der Kolonialdebatte öffentlich erhoben sind, unwidersprochen bleiben können: „Es ist Thatsache, daß deutsche Angestellte zur Befriedigung ihrer Lust Sklavenfrauen in ihren Besitz bringen, die sie dann für die Zeit ihres Dortseins als ihre „Frauen" haben und nach ihrem Weggange in Besitz anderer „übergehen" lassen." Daß deutsche Männer deutsche, christliche Zucht und Sitte im Vaterlande zurücklassen und in den Kolonien zucht- und sittenlos leben zu können glauben, das ist die demütigendste und geradezu niederdrückende Erscheinung in unserer Kolonialgeschichte.

In Verbindung mit dem „Fall Peters" dürfen wir eine Auslassung des Direktors der Kolonial-Abteilung nicht unwidersprochen lassen, die durchaus der Richtigstellung bedarf. Er sagte von einem englischen Missionar, welcher in der Zeit, um die es sich hier handelt, im Jahre 1892, am Kilimandscharo thätig war, einem Missionar der Church Missionary Society, der dem damaligen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherrn von Soden, eine Anzeige in bezug auf Dr. Peters gemacht hat: „Wir haben diesem Schreiben deswegen keine große Bedeutung beigelegt, weil einerseits der Schreiber sich wesentlich auf die Aussagen von Eingeborenen stützte, und andererseits sich gerade zu der Zeit, wo dieser Brief hier eintraf, herausstellte, daß die englischen Missionare und insbesondere der Schreiber des Briefes ganz zweifellos in einem konspiratorischen Verhältnis zu dem damaligen Häuptling Meli gegen die deutsche Herrschaft gestanden hatten." Dem gegenüber hat auf grund des aktenmäßigen, ihm zur Verfügung stehenden Materials D. Warneck den Beweis geführt, daß die englischen Missionare gegen die deutsche Herrschaft durchaus **nicht konspiriert haben.** Es ist bedauerlich, daß seitens unserer Regierung dieser Verdacht gegen die englische Missionsgesellschaft, welcher diese dazu bewogen hat, ihre Stationen am Kilimandscharo aufzugeben, auch jetzt noch festgehalten wird, obgleich ihm schon wiederholt widersprochen worden ist.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt erörtern, der in der Kolonialdebatte nur kurz behandelt worden ist, auf den wir aber ein besonderes Gewicht legen zu sollen glauben: das ist die ***„Branntweinpest" in unseren beiden westafrikanischen Kolonien, Kamerun und Togo.*** Es gereicht uns zur besonderen Genug-

thuung, daß die beiden Abgeordneten, die einzigen Mitglieder des Reichstags, welche in dieser Sache das Wort ergriffen haben, Pastor Schall und Graf v. Bernstorf, welch letzterer Mitglied des Evangelischen Afrika-Vereins ist, mit Entschiedenheit betont haben, wie notwendig es ist, daß dem Uebel gewehrt und gesteuert werde. Außer den beiden Abgeordneten hat in dieser Sache nur der Direktor der Kolonial-Abteilung das Wort genommen. Unsere Ansichten über die unseren Kolonien durch den Alkohol drohenden Gefahren sind von den seinen allerdings himmelweit verschieden. Wir sind auf grund der übereinstimmenden Berichte sämtlicher evangelischen Missionare, die an der Westküste Afrikas thätig waren und sind, auf grund auch von Aeußerungen solcher deutschen Kaufleute, welche den Schnapshandel von ihrem Geschäfte völlig fern halten, auf grund der Klagen von Eingeborenen, welche mit klarem Blick die ihren Völkern drohende Gefahr erkannten und endlich auf grund des Urteiles anerkannt bedeutender Staatsmänner schlechthin der Ueberzeugung: die Zukunft der Völker unserer Kolonien so gut, wie der Völker Westafrikas überhaupt, die Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete, nämlich der Erfolg, daß sie uns das auf sie gewandte Kapital allmählich je länger je reichlicher verzinsen, hängt davon ab, daß es gelingt, die Branntweinpest aus ihnen zu verbannen. Ja wir sind in der Lage, auf grund der Statistik, und zwar der einwandlosen amtlichen Statistik zu beweisen, daß unsere Ueberzeugung durchaus begründet ist.

Es hat allerdings der Direktor der Kolonial-Abteilung ein „Bravo!" dafür erhalten, daß er des längeren ausführte, wie für unsere Landwirtschaft die Spiritus-Ausfuhr nach Westafrika eine große Bedeutung habe. Es geht aber durchaus nicht an, daß wir um materiellen Gewinnes willen den geistigen, leiblichen, sittlichen und religiösen Ruin der Naturvölker unserer Schutzgebiete herbeiführen. Es heißt einfach, der Anschauung, daß wir in unseren Kolonien „vor allen Dingen den Zweck haben, Pioniere des Christentums und der Moral zu sein", in's Gesicht schlagen, wenn man dem Branntweinhandel auch nur in etwas das Wort redet.

Wir können bei dieser allgemeinen Besprechung der Kolonialdebatte auf Einzelheiten nicht eingehen. Indes behalten wir uns vor in den nächsten Nummern der „Afrika" die afrikanische Branntweinfrage eingehend zu erörtern. Wir werden es sine ira et studio thun. Und da der Direktor der Kolonial-Abteilung es wiederholt ausgesprochen hat, daß die Regierung der Völlerei in keiner Weise Vorschub leisten werde, da dieselbe durch die Enquête, welche sie in bezug auf die Spirituosen-Einfuhr und deren Folgen anstellt, auch die Absicht bethätigt, der Gefahr entgegenzutreten, da sie endlich auch den Einfuhrzoll bereits um etwas erhöht hat, um die Einfuhr zu [illegible], haben wir die Hoffnung, daß es uns gelingen werde, [illegible]

Teile etwas zur rechten Würdigung der Größe des Schadens beizutragen, und daß unser Ruf videant consules! gehört werde.

Jedenfalls können wir es nicht unterlassen, schon jetzt die Mitglieder des Evang. Afrika-Vereins und alle Leser der „Afrika" herzlich und dringend aufzufordern, wo nur möglich und so oft als möglich auf die Notwendigkeit der Ausrottung der Branntweinpest in Afrika hinzuweisen.

Aufs deutlichste hat die diesjährige Kolonialdebatte gezeigt, wie nötig die Arbeit unseres Vereins ist, die er hier in der Heimat zu leisten sich vorgenommen hat. Es gilt eine öffentliche Meinung zu schaffen, die stark genug ist, daß, wenn aus keinem andern Grunde, so doch aus Furcht vor ihr unsere Landsleute in den Kolonien sich nicht der Zucht- und Sittenlosigkeit hingeben, und die sich entschieden dahin ausspricht: Das deutsche Volk kann es nicht tragen, daß durch seine Schuld, durch **seinen Branntwein** die Völker unserer Schutzgebiete ruiniert werden. —er.

Die Moscheebauten im Sudan.

Von Herman Frobenius.

Dem Islam ist es eigentümlicher Weise niemals gelungen, eine charakteristische, bestimmt gegliederte Form seiner Gotteshäuser zu entwickeln. Die Araber haben bei ihrem Siegeszug über einen großen Teil von Asien, Afrika und Europa überall, wo sie eine bereits altbegründete und weitvorgeschrittene Architektur vorfanden, deren Formen ihren eigenen Kultusstätten soweit anzupassen gesucht, als es die für diese notwendigen Räumlichkeiten und Anlagen erforderten. Weder im Grundriß noch in der Konstruktion des Raumbaues ist irgend ein bestimmtes Prinzip zu erkennen und in fortschrittlicher Entwickelung zu feststehenden Formen gelangt. Der Bedingung eines Versammlungsraumes für die gemeinsam abzuhaltenden Gebete konnte in der verschiedenartigsten Raumgestaltung genügt werden, da sich ohne Schwierigkeit die östliche Richtung (Mekka, wohin der Gläubige sein Gesicht zu wenden hat) durch irgend eine bauliche Anordnung im Innern des Hauses feststellen ließ. Die weiteren Anforderungen eines Aufbewahrungsortes für den Koran und einer Kanzel für den Priester sind noch weniger bestimmend für den Bau; die äußeren Zuthaten eines Vorhofes für die Waschungen und eines erhöhten Standpunktes für den Gebetrufer lassen sich in ganz beliebiger Weise damit verbinden, ja unter Umständen ganz vernachlässigen, obgleich in ihnen *eigentlich das einzig* Charakteristische in den Moscheeanlagen enthalten ist.

Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf die so verschieden gestalteten Bauten der Mohammedaner in Indien, in Aegypten, in der Türkei, in Marokko und in Spanien, um zu erkennen, daß von der Entwickelung einer einheitlichen Grundidee nicht die Rede sein kann, es sei denn die überall hervortretende Tendenz, die konstruktiven Elemente nicht zu betonen und zur charakteristischen Ausgestaltung zu benutzen, sondern sie zurücktreten zu lassen und mit einem fantastischen Gespinnst von Arabesken und linearen Zeichnungen zu überkleiden.

Wie gestaltete nun der Islam seine Kultusstätten im Sudan, wo er, wie man zunächst annehmen möchte, doch keine irgendwie beachtenswerte Architektur vorfand, wie etwa in den alten Monumentalbauten Aegyptens und Indiens? Haben die Berber, als erste Träger des Glaubens im westlichen Sudan, aus den Ländern des Mittelmeeres die dort üblichen Formen in die Gebiete der schwarzen Bevölkerung übertragen?

Leider ist uns nichts bekannt von den Moscheebauten in Ghanata, dem ersten sudanischen Staat, in welchem die Berber den Islam zur Einführung brachten (Anfang des 10. Jahrhunderts), und bedeutend jünger sind die Bauwerke, welche uns erhalten sind. Ob die Fulbe nach Zertrümmerung ihres Reiches (Ghanata) von einem berberischen Baustil irgendwie beeinflußt waren, werden wir sehen. Betrachten wir uns zunächst die älteste uns überkommene Moschee, die „große Moschee" in Timbuktu.

Skizze 1.

Aus den Notizen und Beschreibungen von Barth, Lenz und Caillié gewinnt man folgendes Bild: Der König Mansa-Mussa von Melle ließ nach der Eroberung der Stadt (1326) durch Isaak von Granada, also einen Berber bezw. Mauren, eine Moschee aus ungebrannten, regelmäßig geformten Ziegeln erbauen. Soweit erhalten bildet diese ein Rechteck von etwa 11 m Breite und 69 m Länge und besteht aus einem großen ummauerten Hof, in dessen Mitte sich ein Thurm von 16—18 m Höhe erhebt, und einer vierschiffigen Hallenanlage von etwa 26 m Länge. Die flache Holzdecke der Gebethalle wird durch 3 Arkadenreihen getragen, deren jede 10 Oeffnungen von ca. 2 m Breite und 3 ¼ m Höhe enthält. Da die Abschlußmauer der westlichen Langseite von Caillié *ganz zerfallen* vorgefunden wurde, ist nicht ausgeschlossen, daß sich hier noch eine Arkadenstellung in der ganzen Längen-

ausdehnung — also auch an der Rückwand des Hofes entlang zog. Dies scheint angedeutet zu sein in des Reisenden Worten: „on y remarque encore des arcades voûtées; dont le crépi est entièrement détaché“. Auf die noch stehenden Arkaden der Halle kann sich diese Bemerkung nicht beziehen, denn deren Putz ist noch gut erhalten gewesen. Dagegen war ein Teil der Mauer noch bestehen geblieben, welche den Hof im Osten begrenzte und innerhalb dieser eine durch künstlerischen Schmuck ausgezeichneten Nische „pour les cérémonies du culte“. Sie gab die Richtung nach Mekka für die Betenden an. Die ganze Anlage bestand mithin aus drei Räumen, einer im Süden gelegenen (5schiffigen) bedeckten Halle, und zwei durch den Turm von einander geschiedenen Höfen, in deren westlichem Hintergrund sich eine Arkadenstellung entlang zog. Der nördlichste Hof mag dem Volke, der südliche den Großen und die Halle dem Fürsten und seinem Hofstaat als Gebetplatz gedient haben; eine derartige Reservirung besonderer Moscheeanlagen für den privaten Gebrauch der Fürsten scheint dem Sudan eigen zu sein. Der ganze Bau erinnert an die im westlichen Gebiet der Mohammedaner vorherrschende Form der Moscheen, Verbindung eines länglichen Hofes mit einer Hallenanlage, nur daß diese beiden Glieder eigentümlicher Weise nicht in der Richtung von West nach Ost gewissermaßen hintereinander liegen, sondern neben einander angeordnet sind. Auch bezüglich des Turmes schließt sich der Bau an den marokkanisch-spanischen Typus an; er ist viereckig und nach oben — dem wenig haltbaren Material zu Liebe — stark verjüngt, schließt mit einer Plattform und einem analog gestalteten, in viel kleineren Abmessungen gehaltenen Aufsatz ab, den schließlich ein gebrannter irdener Topf krönt. Dies entspricht den vierseitigen mehretagigen Türmen Marokkos, die mit einem Aufsatz auf der Plattform abschließen und mit vergoldeten Kugeln endigen.

Wenn die direkte Uebertragung des Stils auf dieses Gebäude durch die Heranziehung eines Architekten aus Granada hinreichend motiviert ist, so werden wir wohl den einer späteren Zeit zugeschriebenen weiteren Ausbau der direkten Nachahmung zuschreiben müssen. Nach teilweiser Beseitigung der östlichen Mauer wurde nämlich hier ein großer Hallenbau von 6 Schiffen hinzugefügt, welche (wenigstens die östlichen 3 Schiffe) in der ganzen Längenausdehnung sich erstrecken, so daß nun ein Rechteck von ca. 69 m Länge und 27 m Breite sich ergiebt, das inmitten der Ostwand eine neue Gebetnische enthält. Vollständig im Charakter der west-islamitischen Bauten ist die an 5 m hohe Außenmauer ohne allen Schmuck bis auf eine Zinnenkrönung, und nur gegliedert durch einige rohe Strebepfeiler und die abgerundete Verstärkung der Gebetnische, welche sich über der Mauer als ein eiförmig gestalteter Kegel von ungefähr 10 m Höhe fortsetzt. Dieser Turm macht einen eigenartigen Eindruck, da er wie ein Stacheligel *mit Hölzern* gespickt ist, nach Cailliés einleuchtender Ansicht zum *Zwecke des besseren* Verbandes in dem primitiven Mauerwerk. Im *Innern dagegen ist, soweit* Caillié noch erkennen konnte, sowohl in

der Umfassungsmauer als an den Arkadenpfeilern ein Schmuck von Ornamenten angebracht gewesen, welcher in seiner korrekten Linienführung auf eine gewisse Geschicklichkeit und das Vorhandensein guter Vorbilder hinweist.

Timbuktu besaß zu Cailliés Zeit noch zwei andere Moscheen, welche im Stil und der allgemeinen Anordnung (Hof und Halle, sowie Turm) nur verkleinerte Nachbildungen der großen Moschee zu sein scheinen. Bemerkenswert sind die Straußeneier, welche bei einer von ihnen an Stelle der Töpfe (auf Turmspitze und Zinnen) getreten sind. Diese Verwendung der Straußeneier als eine Verzierung der Spitze eines Gebäudes, wie wir ihr im westlichen Sudan bei vielen Moscheebauten (z. B. denen der Mandé), aber auch bei vielen Privatgebäuden (Rundhütten in Bornu) begegnen, möchte wohl auf einer alten Sitte der Eingeborenen beruhen (auch Töpfe und Muscheln finden wir vielfach nicht nur bei Mohammedanern, sondern mehr noch bei den Heiden als Verzierung der Dachspitzen) und im Allgemeinen auch einem bestimmten alten Aberglauben entsprungen sein. Die Verwendung bei den Moscheen möchte ich als eine Anpassung zum Ersatz der vergoldeten Kugeln ansehen, welche in Marokko gebräuchlich sind, im Anfang — wie in Timbuktu — mit einer gewissen bewußten Absicht, später in Nachahmung des notwendig Erscheinenden.

Die Moscheen von Timbuktu würden wir — auch ganz abgesehen von der Ueberlieferung, die einen maurischen Baumeister nennt — nicht anders auffassen können, denn als eine Uebertragung aus dem kultivierten Norden, denn zur Zeit ihrer Erbauung und noch viel später (im 16. Jahrhundert, zur Zeit des Leo Africanus) kannte man in Timbuktu noch keinen Bau mit Erde, d. h. Lehm und Thon, geschweige denn die (auch heute dort noch unbekannte) Anfertigung regelrechter Ziegeln; man baute in Flechtwerk. Ganz bestimmt weist auch die Konstruktion der Deckenunterstützungen, die gewölbten Arkadenbögen, auf den nordischen Ursprung hin. Wo im Sudan Gewölbebau auftritt, ist er wesentlich anderer Natur.

Während die in Luftziegeln erbauten Moscheen Timbuktu's uns noch so gut erhalten sind, liegen leider die in gebrannten Ziegeln hergestellten großartigen Bauten der Herrscherresidenzen von Bornu, Ghaß-Egomo und Gambaru in Trümmern; die Fulbe haben sie 1809 zerstört. Ihr Alter wird bis ins 16. oder höchstens 15. Jahrhundert zurückreichen (Edriß 1571—1603 oder Ali Dumamami 1472—1505) und bei der gänzlichen Unkenntniß der eingeborenen Stämme betreffs der Anfertigung gebrannter Steine sind sie jedenfalls als Erzeugniß fremder Baumeister zu betrachten. In Ghaß-Egomo glaubte Barth die Ruinen einer Moschee zu unterscheiden, welch aber ihrer kleinen Dimensionen wegen (gegenüber dem ausgedehnten benachbarten Palastbau) nur zum Gebrauch des Hofes zu sein schien, eine Annahme, die den heutigen Verhältnissen in Bornu durchaus entspricht. In Gambaru fand Denham außer einer P[illegible]schee *des Sultans noch einen* großen Moscheebau. Von all[illegible]

Der Bezugspreis der „Afrika"

bei freier Zusendung unter Kreuzband beträgt jährlich 2 M., für Mitglieder des Evangelischen Afrika-Vereins 1,50 M. — Bei einem Jahresbeitrage von 3 M. an ist der Bezugspreis für die „Afrika" eingeschlossen.

Bestellungen zu richten an den Generalsekretär des Evang. Afrika-Vereins Pastor ***Müller***, **Groppendorf** bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg.

Auf besonderen Wunsch teilen wir hier noch mit die bei Missionsinspektor Merensky vom August bis November v. Js. eingegangenen

Gaben zur Linderung der Hungersnot in Ost-Afrika:

Möller 10 Mk. — Scherflein 1 Mk. — Eickermann, Pyrmont 1,50 Mk. — Beinsche, Münster 15 Mk. — Ferdinandhof 1,50 Mk. — P. Kohlmann, Jähndorf 3 Mk. — Fr. Krüger, Balz. 3 Mk. — P. Hoffmann, Woltsdorf 5 Mk. — Oberin S. Roller 10 Mk. — P. Wurlitzer, Leipzig 10 Mk. — von Rothkirch, Schottgau 5 Mk. — Aachen 5 Mk. — S. Boettcher, Cottbus 5 M. — A. Speitmann, Nebbelroth 5 Mk. — P. Bode, Parchau 3 Mk. — P. Lohmeyer, Blotho 41 Mk. — M. G, Altona 5 Mk. — Mockert, Düsseldorf 5 Mk. — P. Trebst, Gröden 3 Mk. — P. Breithaupt, Weißagk 5 Mk. — Diakonus Blechschmidt 8,50 Mk. — P. Lohmeyer, Blotho 10 Mk. — P. Schuster, Frischborn 5 Mk. — Freifrau S. vom Riedt, Gernsbach 30 Mk. — Ch. Braser, Elbing 30 Mk. — Fr. v. Grünberg, Bruckhof 10 Mk. — R. R., Magdeburg 6 Mk. — Fr. v. Knebel-Doeberitz, Friedrichsdorf 22 Mk. — Fr. v. Beulwitz, Demmin 3 Mk. — H. Eißner, Ansbach 60 Mk. — t. P., Wernigerode 9 Mk. — Diakonissenhaus, Posen 40 Mk. — Gast, St. Louis 60 Mk. — Fr. Zastrow, Carlsburg 27 Mk. — Schw. Elisabeth Feil, Radenbach 21,10 Mk. — Buske in Klein-Schwarzensee 8 Mk. — Ungenannt Bassin 8 Mk. — Eißner, Ansbach 34 Mk. — Feitz, Sammenthin 18 Mk. — Baumeister, Homberg a/Rh. 45,20 Mk. — P. Braun, Dünnow 254,50 Mk. — Merkenfuhr, Greifenhagen 3 Mk. — V. Link, Bartenstein 3 Mk. — Fr. Rose, Danstedt 1 Mk. — Christliche Gemeinschaft Massel, Rawitsch 10,50 Mk. — Sup. Schröder, Tempelburg 11,90 Mk. — Berendt, Rothenen 3 Mk. — Fr. Adam, Königsberg 20 Mk. — L. Lange, Zinten 20 Mk. — R. Schulz, Tirschtiegel 7,10 Mk. — Ungenannt Thailfingen 5 Mk.

Eingesandte Bücher, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Kolonialer Jahrbuch, Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. — Herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Achter Jahrgang. Heft 3 und 4. — Berlin, Carl Heimanns Verlag. 1895. — Preis des ganzen Jahrgangs 6 Mk.

Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1896. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Achter Jahrgang. — Mit einem Portrait. — Berlin. Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) 1896. Preis ?

Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von **Oskar Lenz.** — Wien, Verlag der litterarischen Gesellschaft. 1895. — Brosch. 4,20 Mk, geb. 5 Mk.

Nach den Transvaal-Goldfeldern. Schilderung von Land und Leuten. Zugleich ein Führer für Touristen und Auswanderer von **Richard Tabbert.** — Fünf Illustrationen. — Berlin C. Verlag von Schmitz und Bukofzer. 1896. — 1,50 Mk.

Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf die so verschieden gestalteten Bauten der Mohammedaner in Indien, in Aegypten, in der Türkei, in Marokko und in Spanien, um zu erkennen, daß von der Entwickelung einer einheitlichen Grundidee nicht die Rede sein kann, es sei denn die überall hervortretende Tendenz, die konstruktiven Elemente nicht zu betonen und zur charakteristischen Ausgestaltung zu benutzen, sondern sie zurücktreten zu lassen und mit einem fantastischen Gespinnst von Arabesken und linearen Zeichnungen zu überkleiden.

Wie gestaltete nun der Islam seine Kultusstätten im Sudan, wo er, wie man zunächst annehmen möchte, doch keine irgendwie beachtenswerte Architektur vorfand, wie etwa in den alten Monumentalbauten Aegyptens und Indiens? Haben die Berber, als erste Träger des Glaubens im westlichen Sudan, aus den Ländern des Mittelmeeres die dort üblichen Formen in die Gebiete der schwarzen Bevölkerung übertragen?

Leider ist uns nichts bekannt von den Moscheebauten in Ghanata, dem ersten sudanischen Staat, in welchem die Berber den Islam zur Einführung brachten (Anfang des 10. Jahrhunderts), und bedeutend jünger sind die Bauwerke, welche uns erhalten sind. Ob die Fulbe nach Zertrümmerung ihres Reiches (Ghanata) von einem berberischen Baustil irgendwie beeinflußt waren, werden wir sehen. Betrachten wir uns zunächst die älteste uns überkommene Moschee, die „große Moschee" in Timbuktu.

Skizze 1.

Aus den Notizen und Beschreibungen von Barth, Lenz und Caillié gewinnt man folgendes Bild: Der König Mansa-Mussa von Melle ließ nach der Eroberung der Stadt (1326) durch Isaak von Granada, also einen Berber bezw. Mauren, eine Moschee aus ungebrannten, regelmäßig geformten Ziegeln erbauen. Soweit erhalten bildet diese ein Rechteck von etwa 11 m Breite und 69 m Länge und besteht aus einem großen ummauerten Hof, in dessen Mitte sich ein Thurm von 16—18 m Höhe erhebt, und einer vierschiffigen Hallenanlage von etwa 26 m Länge. Die flache Holzdecke der Gebethalle wird durch 3 Arkadenreihen getragen, deren jede 10 Oeffnungen von ca. 2 m Breite und 3 ¼ m Höhe enthält. Da die Abschlußmauer der westlichen Langseite von Caillié ganz zerfallen vorgefunden wurde, ist nicht ausgeschlossen, daß sich hier noch eine Arkadenstellung in der ganzen Längen-

Die Kolonialdebatte im Reichstage

hat in diesem Jahre mit Recht die besondere Aufmerksamkeit des gesamten Vaterlandes auf sich gezogen. Wenn wir in der „Afrika" sie einer Besprechung unterziehen, so kann sich diese der Natur der Sache nach unmöglich auf die rein kolonialpolitischen Dinge beziehen, sondern sich nur auf die sittlichen Momente erstrecken, die in ihr zur Sprache gekommen sind.

Den größten Teil der gesamten Verhandlungen hat die Besprechung des „Fall Peters" eingenommen. Ohne Zweifel steht dem Reichstag nicht blos das Recht zu, er hat auch die Pflicht, in solchen „Fällen", wenn sie zu seiner Kenntnis kommen, dem sittlichen Bewußtsein des deutschen Volkes Ausdruck zu geben. Dagegen ist es jedenfalls nicht gut zu heißen, daß die Verhandlung eines solchen „Falles" im Grunde genommen die ganze Kolonialdebatte ausfüllt. Wer, wie Schreiber dieses, nicht persönlich den Verhandlungen beiwohnt, sondern nur die stenographischen Berichte lesen kann, steht unter dem lebendigen Eindruck, daß die Beratungen der übrigen Kolonialfragen unter der Ermüdung gelitten haben, welche sich infolge der Besprechung über den „Fall Peters" des gesamten Hauses bemächtigt hatte. Indes hat dieser Teil der Debatte das immerhin erfreuliche Ergebnis gehabt, daß alle Parteien einstimmig die Kolonialbehörde eindringlichst ersucht haben, mit der äußersten und peinlichsten Sorgfalt bei der Auswahl der Beamten für unsere Kolonien vorzugehen.

Was den „Fall Peters" selbst angeht, so können wir zur Zeit nur sagen, daß es unsere Hoffnung und unser Wunsch ist, es werde sich der in seiner Ehre so arg angegriffene Mann von dem gegen ihn geschleuderten Vorwurf, als habe er ein Negermädchen, mit dem er nach mohammedanischem Ritus eine Ehe eingegangen wäre, aus Eifersucht oder wegen Ehebruches hinrichten lassen, vollständig reinigen. Wir sehen dem Resultat der vom Reichskanzler angeordneten Untersuchung und dem Ausgang des von Dr. Peters gegen sich beantragten Disziplinar-Verfahrens um der persönlichen Ehre des Mannes und um der Ehre des deutschen Namens willen mit Spannung entgegen. Bis dahin glauben wir seinem Worte, daß er des gemeinen und niederträchtigen Verbrechens nicht schuldig ist, welches man ihm zur Last legt. Es sträubt sich unser ganzes Ehrgefühl dagegen, einem deutschen Manne solche Schändlichkeit zuzutrauen, ehe es nachgewiesen ist, daß er sie gethan hat.

Andererseits freilich können wir nicht umhin, es auf's tiefste zu beklagen, daß Dr. Peters nach einem vom Direktor der Kolonialabteilung dem Reichstag mitgeteilten Protokoll durch den geschlechtlichen Umgang mit jenem Negermädchen die christliche Sittlichkeit verleugnet und den deutschen Namen befleckt hat. Es wiegt diese sittliche Verschuldung um so schwerer, und muß um so entschiedener verurteilt werden, als Dr. Peters sie sich zu der Zeit hat zu schulden

kommen lassen, da er am Kilimandscharo die höchste Autoritätsperson, der Vertreter der deutschen Schutzherrschaft, ja Sr. Majestät des Kaisers selbst war und er um seines Amtes willen erst recht eines reinen, vorbildlichen Wandels sich hätte befleißigen müssen. So hat er, eben durch seine hohe Stellung, der Anerkennung der höheren deutschen, d. h. christlichen Sitte und damit der Ausbreitung des Christentums ganz besonders geschadet. Dabei muß zugleich auch noch der Umstand beklagt werden, daß solch Beispiel der Vorgesetzten auf die Untergebenen maßgebenden Einfluß ausübt. In der That, es ist ein ganzer Jammer, daß die Unsittlichkeit unserer Landsleute in unseren Kolonien so weit verbreitet ist, daß solche Anklagen, wie sie im Reichstag auch angeführt, aber bereits längst vor der Kolonialdebatte öffentlich erhoben sind, unwidersprochen bleiben können: „Es ist Thatsache, daß deutsche Angestellte zur Befriedigung ihrer Lust Sklavenfrauen in ihren Besitz bringen, die sie dann für die Zeit ihres Dortseins als ihre „Frauen" haben und nach ihrem Weggange in Besitz anderer „übergehen" lassen." Daß deutsche Männer deutsche, christliche Zucht und Sitte im Vaterlande zurücklassen und in den Kolonien zucht- und sittenlos leben zu können glauben, das ist die demütigendste und geradezu niederdrückende Erscheinung in unserer Kolonialgeschichte.

In Verbindung mit dem „Fall Peters" dürfen wir eine Auslassung des Direktors der Kolonial-Abteilung nicht unwidersprochen lassen, die durchaus der Richtigstellung bedarf. Er sagte von einem englischen Missionar, welcher in der Zeit, um die es sich hier handelt, im Jahre 1892, am Kilimandscharo thätig war, einem Missionar der Church Missionary Society, der dem damaligen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherrn von Soden, eine Anzeige in bezug auf Dr. Peters gemacht hat: „Wir haben diesem Schreiben deswegen keine große Bedeutung beigelegt, weil einerseits der Schreiber sich wesentlich auf die Aussagen von Eingeborenen stützte, und andererseits sich gerade zu der Zeit, wo dieser Brief hier eintraf, herausstellte, daß die englischen Missionare und insbesondere der Schreiber des Briefes ganz zweifellos in einem konspiratorischen Verhältnis zu dem damaligen Häuptling Meli gegen die deutsche Herrschaft gestanden hatten." Dem gegenüber hat auf grund des aktenmäßigen, ihm zur Verfügung stehenden Materials D. Warneck den Beweis geführt, daß die englischen Missionare gegen die deutsche Herrschaft durchaus **nicht konspiriert haben.** Es ist bedauerlich, daß seitens unserer Regierung dieser Verdacht gegen die englische Missionsgesellschaft, welcher diese dazu bewogen hat, ihre Stationen am Kilimandscharo aufzugeben, auch jetzt noch festgehalten wird, obgleich ihm schon wiederholt widersprochen worden ist.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt erörtern, der in der Kolonialdebatte nur kurz behandelt worden ist, auf den wir aber ein besonderes Gewicht legen zu sollen glauben: das ist die ***„Branntweinpest"*** *in unseren beiden westafrikanischen Kolonien, Kamerun und Togo.* Es gereicht uns zur besonderen Genug-

thuung, daß die beiden Abgeordneten, die einzigen Mitglieder des Reichstags, welche in dieser Sache das Wort ergriffen haben, Pastor Schall und Graf v. Bernstorf, welch letzterer Mitglied des Evangelischen Afrika-Vereins ist, mit Entschiedenheit betont haben, wie notwendig es ist, daß dem Uebel gewehrt und gesteuert werde. Außer den beiden Abgeordneten hat in dieser Sache nur der Direktor der Kolonial-Abteilung das Wort genommen. Unsere Ansichten über die unseren Kolonien durch den Alkohol drohenden Gefahren sind von den seinen allerdings himmelweit verschieden. Wir sind auf grund der übereinstimmenden Berichte sämtlicher evangelischen Missionare, die an der Westküste Afrikas thätig waren und sind, auf grund auch von Aeußerungen solcher deutschen Kaufleute, welche den Schnapshandel von ihrem Geschäfte völlig fern halten, auf grund der Klagen von Eingeborenen, welche mit klarem Blick die ihren Völkern drohende Gefahr erkannten und endlich auf grund des Urteiles anerkannt bedeutender Staatsmänner schlechthin der Ueberzeugung: die Zukunft der Völker unserer Kolonien so gut, wie der Völker Westafrikas überhaupt, die Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete, nämlich der Erfolg, daß sie uns das auf sie gewandte Kapital allmählich je länger je reichlicher verzinsen, hängt davon ab, daß es gelingt, die Branntweinpest aus ihnen zu verbannen. Ja wir sind in der Lage, auf grund der Statistik, und zwar der einwandlosen amtlichen Statistik zu beweisen, daß unsere Ueberzeugung durchaus begründet ist.

Es hat allerdings der Direktor der Kolonial-Abteilung ein „Bravo!" dafür erhalten, daß er des längeren ausführte, wie für unsere Landwirtschaft die Spiritus-Ausfuhr nach Westafrika eine große Bedeutung habe. Es geht aber durchaus nicht an, daß wir um materiellen Gewinnes willen den geistigen, leiblichen, sittlichen und religiösen Ruin der Naturvölker unserer Schutzgebiete herbeiführen. Es heißt einfach, der Anschauung, daß wir in unseren Kolonien „vor allen Dingen den Zweck haben, Pioniere des Christentums und der Moral zu sein", in's Gesicht schlagen, wenn man dem Branntweinhandel auch nur in etwas das Wort redet.

Wir können bei dieser allgemeinen Besprechung der Kolonialdebatte auf Einzelheiten nicht eingehen. Indes behalten wir uns vor in den nächsten Nummern der „Afrika" die afrikanische Branntweinfrage eingehend zu erörtern. Wir werden es sine ira et studio thun. Und da der Direktor der Kolonial-Abteilung es wiederholt ausgesprochen hat, daß die Regierung der Völlerei in keiner Weise Vorschub leisten werde, da dieselbe durch die Enquête, welche sie in bezug auf die Spirituosen-Einfuhr und deren Folgen anstellt, auch die Absicht bethätigt, der Gefahr entgegenzutreten, da sie endlich auch den Einfuhrzoll bereits um etwas erhöht hat, um die Einfuhr zu erschweren, *haben wir die Hoffnung*, daß es uns gelingen werde, an unserm

Teile etwas zur rechten Würdigung der Größe des Schadens beizutragen, und daß unser Ruf videant consules! gehört werde.

Jedenfalls können wir es nicht unterlassen, schon jetzt die Mitglieder des Evang. Afrika-Vereins und alle Leser der „Afrika" herzlich und dringend aufzufordern, wo nur möglich und so oft als möglich auf die Notwendigkeit der Ausrottung der Branntweinpest in Afrika hinzuweisen.

Aufs deutlichste hat die diesjährige Kolonialdebatte gezeigt, wie nötig die Arbeit unseres Vereins ist, die er hier in der Heimat zu leisten sich vorgenommen hat. Es gilt eine öffentliche Meinung zu schaffen, die stark genug ist, daß, wenn aus keinem andern Grunde, so doch aus Furcht vor ihr unsere Landsleute in den Kolonien sich nicht der Zucht- und Sittenlosigkeit hingeben, und die sich entschieden dahin ausspricht: Das deutsche Volk kann es nicht tragen, daß durch seine Schuld, durch **seinen Branntwein** die Völker unserer Schutzgebiete ruiniert werden. —er.

Die Moscheebauten im Sudan.

Von Herman Frobenius.

Dem Islam ist es eigentümlicher Weise niemals gelungen, eine charakteristische, bestimmt gegliederte Form seiner Gotteshäuser zu entwickeln. Die Araber haben bei ihrem Siegeszug über einen großen Teil von Asien, Afrika und Europa überall, wo sie eine bereits altbegründete und weitvorgeschrittene Architektur vorfanden, deren Formen ihren eigenen Kultusstätten soweit anzupassen gesucht, als es die für diese notwendigen Räumlichkeiten und Anlagen erforderten. Weder im Grundriß noch in der Konstruktion des Raumbaues ist irgend ein bestimmtes Prinzip zu erkennen und in fortschrittlicher Entwickelung zu feststehenden Formen gelangt. Der Bedingung eines Versammlungsraumes für die gemeinsam abzuhaltenden Gebete konnte in der verschiedenartigsten Raumgestaltung genügt werden, da sich ohne Schwierigkeit die östliche Richtung (Mekka, wohin der Gläubige sein Gesicht zu wenden hat) durch irgend eine bauliche Anordnung im Innern des Hauses feststellen ließ. Die weiteren Anforderungen eines Aufbewahrungsortes für den Koran und einer Kanzel für den Priester sind noch weniger bestimmend für den Bau; die äußeren Zuthaten eines Vorhofes für die Waschungen und eines erhöhten Standpunktes für den Gebetrufer lassen sich in ganz beliebiger Weise damit verbinden, ja unter Umständen ganz vernachlässigen, obgleich in ihnen *eigentlich das einzig* Charakteristische in den Moscheeanlagen enthalten ist.

Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf die so verschieden gestalteten Bauten der Mohammedaner in Indien, in Aegypten, in der Türkei, in Marokko und in Spanien, um zu erkennen, daß von der Entwickelung einer einheitlichen Grundidee nicht die Rede sein kann, es sei denn die überall hervortretende Tendenz, die konstruktiven Elemente nicht zu betonen und zur charakteristischen Ausgestaltung zu benutzen, sondern sie zurücktreten zu lassen und mit einem fantastischen Gespinnst von Arabesken und linearen Zeichnungen zu überkleiden.

Wie gestaltete nun der Islam seine Kultusstätten im Sudan, wo er, wie man zunächst annehmen möchte, doch keine irgendwie beachtenswerte Architektur vorfand, wie etwa in den alten Monumentalbauten Aegyptens und Indiens? Haben die Berber, als erste Träger des Glaubens im westlichen Sudan, aus den Ländern des Mittelmeeres die dort üblichen Formen in die Gebiete der schwarzen Bevölkerung übertragen?

Leider ist uns nichts bekannt von den Moscheebauten in Ghanata, dem ersten sudanischen Staat, in welchem die Berber den Islam zur Einführung brachten (Anfang des 10. Jahrhunderts), und bedeutend jünger sind die Bauwerke, welche uns erhalten sind. Ob die Fulbe nach Zertrümmerung ihres Reiches (Ghanata) von einem berberischen Baustil irgendwie beeinflußt waren, werden wir sehen. Betrachten wir uns zunächst die älteste uns überkommene Moschee, die „große Moschee" in Timbuktu.

Skizze 1.

Aus den Notizen und Beschreibungen von Barth, Lenz und Caillié gewinnt man folgendes Bild: Der König Mansa-Mussa von Melle ließ nach der Eroberung der Stadt (1326) durch Isaak von Granada, also einen Berber bezw. Mauren, eine Moschee aus ungebrannten, regelmäßig geformten Ziegeln erbauen. Soweit erhalten bildet diese ein Rechteck von etwa 11 m Breite und 69 m Länge und besteht aus einem großen ummauerten Hof, in dessen Mitte sich ein Thurm von 16—18 m Höhe erhebt, und einer vierschiffigen Hallenanlage von etwa 26 m Länge. Die flache Holzdecke der Gebethalle wird durch 3 Arkadenreihen getragen, deren jede 10 Oeffnungen von ca. 2 m Breite und 3 ¼ m Höhe enthält. Da die Abschlußmauer der westlichen Langseite von Caillié *ganz zerfallen* vorgefunden wurde, ist *nicht ausgeschlossen, daß sich hier noch* eine Arkadenstellung in der ganzen Längen-

ausdehnung — also auch an der Rückwand des Hofes entlang zog. Dies scheint angedeutet zu sein in des Reisenden Worten: „on y remarque encore des arcades voûtées; dont le crépi est entièrement détaché". Auf die noch stehenden Arkaden der Halle kann sich diese Bemerkung nicht beziehen, denn deren Putz ist noch gut erhalten gewesen. Dagegen war ein Teil der Mauer noch bestehen geblieben, welche den Hof im Osten begrenzte und innerhalb dieser eine durch künstlerischen Schmuck ausgezeichneten Nische „pour les cérémonies du culte". Sie gab die Richtung nach Mekka für die Betenden an. Die ganze Anlage bestand mithin aus drei Räumen, einer im Süden gelegenen (5schiffigen) bedeckten Halle, und zwei durch den Turm von einander geschiedenen Höfen, in deren westlichem Hintergrund sich eine Arkadenstellung entlang zog. Der nördlichste Hof mag dem Volke, der südliche den Großen und die Halle dem Fürsten und seinem Hofstaat als Gebetplatz gedient haben; eine derartige Reservirung besonderer Moscheeanlagen für den privaten Gebrauch der Fürsten scheint dem Sudan eigen zu sein. Der ganze Bau erinnert an die im westlichen Gebiet der Mohammedaner vorherrschende Form der Moscheen, Verbindung eines länglichen Hofes mit einer Hallenanlage, nur daß diese beiden Glieder eigentümlicher Weise nicht in der Richtung von West nach Ost gewissermaßen hintereinander liegen, sondern neben einander angeordnet sind. Auch bezüglich des Turmes schließt sich der Bau an den marokkanisch-spanischen Typus an; er ist viereckig und nach oben — dem wenig haltbaren Material zu Liebe — stark verjüngt, schließt mit einer Plattform und einem analog gestalteten, in viel kleineren Abmessungen gehaltenen Aufsatz ab, den schließlich ein gebrannter irdener Topf krönt. Dies entspricht den vierseitigen mehretagigen Türmen Marokkos, die mit einem Aufsatz auf der Plattform abschließen und mit vergoldeten Kugeln endigen.

Wenn die direkte Uebertragung des Stils auf dieses Gebäude durch die Heranziehung eines Architekten aus Granada hinreichend motiviert ist, so werden wir wohl den einer späteren Zeit zugeschriebenen weiteren Ausbau der direkten Nachahmung zuschreiben müssen. Nach teilweiser Beseitigung der östlichen Mauer wurde nämlich hier ein großer Hallenbau von 6 Schiffen hinzugefügt, welche (wenigstens die östlichen 3 Schiffe) in der ganzen Längenausdehnung sich erstrecken, so daß nun ein Rechteck von ca. 69 m Länge und 27 m Breite sich ergiebt, das inmitten der Ostwand eine neue Gebetnische enthält. Vollständig im Charakter der west-islamitischen Bauten ist die an 5 m hohe Außenmauer ohne allen Schmuck bis auf eine Zinnenkrönung, und nur gegliedert durch einige rohe Strebepfeiler und die abgerundete Verstärkung der Gebetnische, welche sich über der Mauer als ein eiförmig gestalteter Kegel von ungefähr 10 m Höhe fortsetzt. Dieser Turm macht einen eigenartigen Eindruck, da er wie ein Stacheligel *mit* Hölzern gespickt ist, nach Cailliés einleuchtender Ansicht zum *Zwecke des besseren* Verbandes in dem primitiven Mauerwerk. Im *Innern dagegen ist*, soweit Caillié noch erkennen konnte, sowohl in

der Umfassungsmauer als an den Arkadenpfeilern ein Schmuck von Ornamenten angebracht gewesen, welcher in seiner korrekten Linienführung auf eine gewisse Geschicklichkeit und das Vorhandensein guter Vorbilder hinweist.

Timbuktu besaß zu Cailliés Zeit noch zwei andere Moscheen, welche im Stil und der allgemeinen Anordnung (Hof und Halle, sowie Turm) nur verkleinerte Nachbildungen der großen Moschee zu sein scheinen. Bemerkenswert sind die Straußeneier, welche bei einer von ihnen an Stelle der Töpfe (auf Turmspitze und Zinnen) getreten sind. Diese Verwendung der Straußeneier als eine Verzierung der Spitze eines Gebäudes, wie wir ihr im westlichen Sudan bei vielen Moscheebauten (z. B. denen der Mandé), aber auch bei vielen Privatgebäuden (Rundhütten in Bornu) begegnen, möchte wohl auf einer alten Sitte der Eingeborenen beruhen (auch Töpfe und Muscheln finden wir vielfach nicht nur bei Mohammedanern, sondern mehr noch bei den Heiden als Verzierung der Dachspitzen) und im Allgemeinen auch einem bestimmten alten Aberglauben entsprungen sein. Die Verwendung bei den Moscheen möchte ich als eine Anpassung zum Ersatz der vergoldeten Kugeln ansehen, welche in Marokko gebräuchlich sind, im Anfang — wie in Timbuktu — mit einer gewissen bewußten Absicht, später in Nachahmung des notwendig Erscheinenden.

Die Moscheen von Timbuktu würden wir — auch ganz abgesehen von der Ueberlieferung, die einen maurischen Baumeister nennt — nicht anders auffassen können, denn als eine Uebertragung aus dem kultivierten Norden, denn zur Zeit ihrer Erbauung und noch viel später (im 16. Jahrhundert, zur Zeit des Leo Africanus) kannte man in Timbuktu noch keinen Bau mit Erde, d. h. Lehm und Thon, geschweige denn die (auch heute dort noch unbekannte) Anfertigung regelrechter Ziegeln; man baute in Flechtwerk. Ganz bestimmt weist auch die Konstruktion der Deckenunterstützungen, die gewölbten Arkadenbögen, auf den nordischen Ursprung hin. Wo im Sudan Gewölbebau auftritt, ist er wesentlich anderer Natur.

Während die in Luftziegeln erbauten Moscheen Timbuktu's uns noch so gut erhalten sind, liegen leider die in gebrannten Ziegeln hergestellten großartigen Bauten der Herrscherresidenzen von Bornu, Ghaß-Egomo und Gambaru in Trümmern; die Fulbe haben sie 1809 zerstört. Ihr Alter wird bis ins 16. oder höchstens 15. Jahrhundert zurückreichen (Edriß 1571—1603 oder Ali Dumamami 1472—1505) und bei der gänzlichen Unkenntniß der eingeborenen Stämme betreffs der Anfertigung gebrannter Steine sind sie jedenfalls als Erzeugniß fremder Baumeister zu betrachten. In Ghaß-Egomo glaubte Barth die Ruinen einer Moschee zu unterscheiden, welche aber ihrer kleinen Dimensionen wegen (gegenüber dem ausgedehnten benachbarten Palastbau) nur zum Gebrauch des Hofes zu sein schien, eine Annahme, die den heutigen Verhältnissen in Bornu durchaus entspricht. In Gambaru fand Denham außer einer Privatmoschee des Sultans noch einen großen Moscheebau. Von all diesen Bau-

werken wird aber nichts Näheres bekannt, was allerdings zu der Annahme berechtigen möchte, daß Reste von besonders bemerkenswerten Konstruktionen, wie Arkaden und Wölbungen, nicht vorgefunden wurden. Noch weniger kann Nachtigal von den Ziegelruinen bei der Quelle Galakka berichten, welche er auch einem Bau der Bornu-Herrscher zuschreibt.

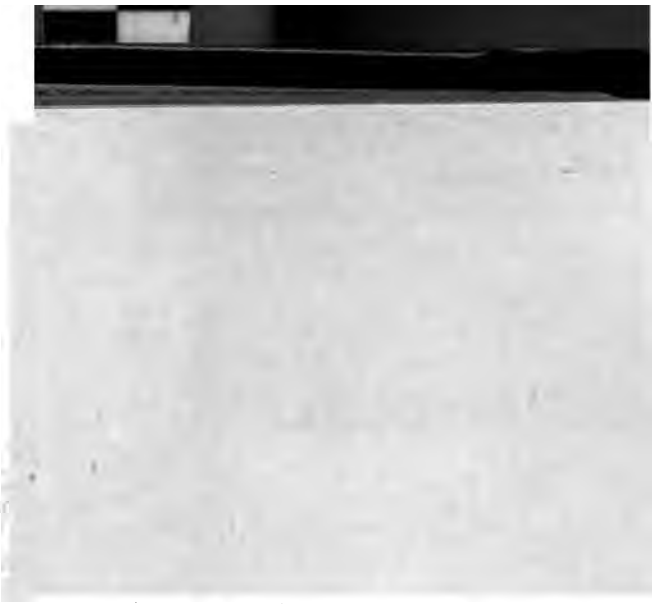
Noch bestehen im Sudan unter den wenigen Ziegelbauten auch zwei Moscheen, nämlich in Wadaï. Von der einen, in Wara, welche vom Gründer der Dynastie, dem ersten mohammedanischen Fürsten Abd-el-Kerim (1635—55) erbaut wurde, erzählt Nachtigal, daß sie sich durch ein etwa 10 m hohes, regelmäßig polygones, scharfkantiges Minaret auszeichnet; von der andern, zu Abesche (erst im Anfang dieses Jahrhunderts gebaut) kann man aus Nachtigal's Notizen nur schließen, daß sie einen geräumigen Hof, aber, wie es scheint, keinen Turm enthält. Hier der Hof, dort der Turm, daneben das ausländische Material reihen diese Bauwerke den von fremden Baumeistern in übertragenem Stil hergestellten, also den nachgeahmten Moscheebauten, ein.

Wir haben nun noch einen alten Bau, nämlich die Moschee des Königs Askia (Ende des 15. Jahrhunderts) zu Gogo, in der alten Hauptstadt des Sonrhai-Reiches am Niger; diese erscheint aber wesentlich verschieden von den bisher aufgeführten Bauten ausländischer Meister bezw. Nachahmungen ausländischer Bauweise. Sie scheint das erste Beispiel der Indienststellung des eingeborenen Baustils bei Aufführung der islamitischen Kultusstätten zu sein und möchte als erstes Vorbild einer Reihe von afrikanischen Moscheebauten anzusehen sein. Barth ist der einzige Europäer, der diesen eigentümlichen Bau gesehen hat und beschreibt ihn mit folgenden Worten: „Dieselbe (Moschee) bestand ursprünglich aus einem niedrigen Gebäude, an dessen Ost- und Westseite sich je ein großer Turm anlehnte. Der sie umgebende Hofraum war durch eine Mauer geschlossen, der östliche Turm lag in Ruinen, der westliche befand sich noch in einem leidlich erhaltenen Zustande, zeichnete sich aber nicht etwa durch architektonische Schönheit, sondern vielmehr durch die Schwerfälligkeit seiner Formen aus. Er erhob sich in 7 Terrassen, deren Durchmesser allmählich abnahm, sodaß die oberste augenscheinlich nicht mehr als 15 Fuß auf jeder Seite maß, während die Seiten der untersten 40—50 Fuß messen mochten. Die Höhe des Turmes betrug etwa 60 Fuß." Unserem Verständnis kommt noch die Bemerkung desselben Forschers zu Hilfe, welche er bei Besprechung des (1844 errichteten) Moscheeturmes von Agades macht: „Das System ist ganz dasselbe, wie der Turm in Gogo", und zwar bezieht sich diese Bemerkung augenscheinlich auf die Konstruktionsweise. Aus den Mauern ragen nämlich allseitig mit etwa 1 m Ueberstand die Köpfe der kreuzweise gelegten Bretter hervor, welche (in Agades) mit ca. 2 m Höhenunterschied die Stockwerke markieren und jedenfalls eingebaut sind, um den 4 hohen Mauern einen Halt zu geben.

Wenn wir nun versuchen, den Turm von Gogo zu konstruiren, erhalten wir eine Stufenpyramide, welche aus 7 übereinander gestellten quadratischen niedrigen Gebäuden besteht, der jedes nach oben immer mehr nach innen zusammengezogen, auf der flachen Holzdecke des unteren steht. Und die Entstehungsweise ist einfach zu erklären: Weder die Sonrhai noch die benachbarten Haussa oder die vielfach mit jenen in Berührung gekommenen Mandé kannten im 15. Jahrhundert den Lehmbau; sie bauten alle ihre Häuser aus Holz, Flechtwerk und Stroh und benutzten die Erde höchstens zum Dichten, zum Verschmieren der Wände. Einen Turm, wie er doch, nach dem Vorbilde von Timbuktu — dem Moscheebau eines so mächtigen Herrschers, wie Askia, zukam, konnte man mit dieser Bauweise nicht errichten. Ziegelsteine zu fertigen, verstand man nicht. Wohl aber bauten die benachbarten Wüstenstämme dort, wo die Berber mit dem Normadisieren auch ihre Zelte aufgaben, niedere viereckige Gebäude mit Lehmwänden (aus Klumpen Lehms in Ermangelung von Steinen zusammengesetzt) und flachen Holzdecken. Man konnte diese einfache Konstruktion leicht nachahmen und stellte nun ein derartiges Gebäude immer auf das Dach des andern, bis man die gewünschte Turmhöhe erreicht hatte. Natürlich verlangte die Rücksicht auf die Haltbarkeit, die Wände nach oben immer mehr einzurücken, und die Hauptbölzer der Decken ließ man überstehen, weil dieses die Standfestigkeit zu erhöhen schien. Auf Skizze 2 wurde versucht, neben dem Turm von Agades den von Gogo zu reproduzieren.

Skizze 2.

Es scheint mir nur ein durch das primitive Schönheitsgefühl und durch die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit (der Abführung des Regenwassers wegen) gebotener Fortschritt zu sein, daß man bei späteren Bauwerken die Stufen vermied und die Wände in fortlaufenden nach oben verjüngten Flächen aufführte, wodurch die ausgebauchten Turmformen entstanden, die dem westlichen Sudan eigen sind und in der Moschee von Agades ein schönes Beispiel finden. Die überstehenden Deckenhölzer blieben natürlich der Verankerung wegen stehen und bilden eine charakteristische Zierde dieser Türme. Ihre Benutzung zum Erklimmen der Spitze seitens des Gebetrufers ist nichts weniger als bequem, meist sogar kaum ausführbar, und der Versuch, sie mit diesem Zweck zu motiviren, ist nicht haltbar. Wo ein derartiger Gebrauch *wirklich vorkommt* (Binger erwähnt ihn in Lokhignilé), mag er für



Die Kolonialdebatte im Reichstage

hat in diesem Jahre mit Recht die besondere Aufmerksamkeit des gesamten Vaterlandes auf sich gezogen. Wenn wir in der „Afrika" sie einer Besprechung unterziehen, so kann sich diese der Natur der Sache nach unmöglich auf die rein kolonialpolitischen Dinge beziehen, sondern sich nur auf die sittlichen Momente erstrecken, die in ihr zur Sprache gekommen sind.

Den größten Teil der gesamten Verhandlungen hat die Besprechung des „Fall Peters" eingenommen. Ohne Zweifel steht dem Reichstag nicht blos das Recht zu, er hat auch die Pflicht, in solchen „Fällen", wenn sie zu seiner Kenntnis kommen, dem sittlichen Bewußtsein des deutschen Volkes Ausdruck zu geben. Dagegen ist es jedenfalls nicht gut zu heißen, daß die Verhandlung eines solchen „Falles" im Grunde genommen die ganze Kolonialdebatte ausfüllt. Wer, wie Schreiber dieses, nicht persönlich den Verhandlungen beiwohnt, sondern nur die stenographischen Berichte lesen kann, steht unter dem lebendigen Eindruck, daß die Beratungen der übrigen Kolonialfragen unter der Ermüdung gelitten haben, welche sich infolge der Besprechung über den „Fall Peters" des gesamten Hauses bemächtigt hatte. Indes hat dieser Teil der Debatte das immerhin erfreuliche Ergebnis gehabt, daß alle Parteien einstimmig die Kolonialbehörde eindringlichst ersucht haben, mit der äußersten und peinlichsten Sorgfalt bei der Auswahl der Beamten für unsere Kolonien vorzugehen.

Was den „Fall Peters" selbst angeht, so können wir zur Zeit nur sagen, daß es unsere Hoffnung und unser Wunsch ist, es werde sich der in seiner Ehre so arg angegriffene Mann von dem gegen ihn geschleuderten Vorwurf, als habe er ein Negermädchen, mit dem er nach mohammedanischem Ritus eine Ehe eingegangen wäre, aus Eifersucht oder wegen Ehebruches hinrichten lassen, vollständig reinigen. Wir sehen dem Resultat der vom Reichskanzler angeordneten Untersuchung und dem Ausgang des von Dr. Peters gegen sich beantragten Disziplinar-Verfahrens um der persönlichen Ehre des Mannes und um der Ehre des deutschen Namens willen mit Spannung entgegen. Bis dahin glauben wir seinem Worte, daß er des gemeinen und niederträchtigen Verbrechens nicht schuldig ist, welches man ihm zur Last legt. Es sträubt sich unser ganzes Ehrgefühl dagegen, einem deutschen Manne solche Schändlichkeit zuzutrauen, ehe es nachgewiesen ist, daß er sie gethan hat.

Andererseits freilich können wir nicht umhin, es auf's tiefste zu beklagen, daß Dr. Peters nach einem vom Direktor der Kolonialabteilung dem Reichstag mitgeteilten Protokoll durch den geschlechtlichen Umgang mit jenem Negermädchen die christliche Sittlichkeit verleugnet und den deutschen Namen befleckt hat. Es wiegt diese sittliche Verschuldung um so schwerer, und muß um so entschiedener verurteilt *werden, als Dr.* Peters sie sich zu der Zeit hat zu schulden

kommen lassen, da er am Kilimandscharo die höchste Autoritätsperson, der Vertreter der deutschen Schutzherrschaft, ja Sr. Majestät des Kaisers selbst war und er um seines Amtes willen erst recht eines reinen, vorbildlichen Wandels sich hätte befleißigen müssen. So hat er, eben durch seine hohe Stellung, der Anerkennung der höheren deutschen, d. h. christlichen Sitte und damit der Ausbreitung des Christentums ganz besonders geschadet. Dabei muß zugleich auch noch der Umstand beklagt werden, daß solch Beispiel der Vorgesetzten auf die Untergebenen maßgebenden Einfluß ausübt. In der That, es ist ein ganzer Jammer, daß die Unsittlichkeit unserer Landsleute in unseren Kolonien so weit verbreitet ist, daß solche Anklagen, wie sie im Reichstag auch angeführt, aber bereits längst vor der Kolonialdebatte öffentlich erhoben sind, unwidersprochen bleiben können: „Es ist Thatsache, daß deutsche Angestellte zur Befriedigung ihrer Lust Sklavenfrauen in ihren Besitz bringen, die sie dann für die Zeit ihres Dortseins als ihre „Frauen" haben und nach ihrem Weggange in Besitz anderer „übergehen" lassen." Daß deutsche Männer deutsche, christliche Zucht und Sitte im Vaterlande zurücklassen und in den Kolonien zucht- und sittenlos leben zu können glauben, das ist die demütigendste und geradezu niederdrückende Erscheinung in unserer Kolonialgeschichte.

In Verbindung mit dem „Fall Peters" dürfen wir eine Auslassung des Direktors der Kolonial-Abteilung nicht unwidersprochen lassen, die durchaus der Richtigstellung bedarf. Er sagte von einem englischen Missionar, welcher in der Zeit, um die es sich hier handelt, im Jahre 1892, am Kilimandscharo thätig war, einem Missionar der Church Missionary Society, der dem damaligen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherrn von Soden, eine Anzeige in bezug auf Dr. Peters gemacht hat: „Wir haben diesem Schreiben deswegen keine große Bedeutung beigelegt, weil einerseits der Schreiber sich wesentlich auf die Aussagen von Eingeborenen stützte, und andererseits sich gerade zu der Zeit, wo dieser Brief hier eintraf, herausstellte, daß die englischen Missionare und insbesondere der Schreiber des Briefes ganz zweifellos in einem konspiratorischen Verhältnis zu dem damaligen Häuptling Meli gegen die deutsche Herrschaft gestanden hatten." Dem gegenüber hat auf grund des aktenmäßigen, ihm zur Verfügung stehenden Materials D. Warneck den Beweis geführt, daß die englischen Missionare gegen die deutsche Herrschaft durchaus **nicht konspiriert haben.** Es ist bedauerlich, daß seitens unserer Regierung dieser Verdacht gegen die englische Missionsgesellschaft, welcher diese dazu bewogen hat, ihre Stationen am Kilimandscharo aufzugeben, auch jetzt noch festgehalten wird, obgleich ihm schon wiederholt widersprochen worden ist.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt erörtern, der in der Kolonialdebatte nur kurz behandelt worden ist, auf den wir aber ein besonderes Gewicht legen zu sollen glauben: das ist die **„Branntweinpest"** *in unseren beiden westafrikanischen Kolonien, Kamerun und Togo.* Es gereicht uns zur besonderen Genug-

thuung, daß die beiden Abgeordneten, die einzigen Mitglieder des Reichstags, welche in dieser Sache das Wort ergriffen haben, Pastor Schall und Graf v. Bernstorf, welch letzterer Mitglied des Evangelischen Afrika-Vereins ist, mit Entschiedenheit betont haben, wie notwendig es ist, daß dem Uebel gewehrt und gesteuert werde. Außer den beiden Abgeordneten hat in dieser Sache nur der Direktor der Kolonial-Abteilung das Wort genommen. Unsere Ansichten über die unseren Kolonien durch den Alkohol drohenden Gefahren sind von den seinen allerdings himmelweit verschieden. Wir sind auf grund der übereinstimmenden Berichte sämtlicher evangelischen Missionare, die an der Westküste Afrikas thätig waren und sind, auf grund auch von Aeußerungen solcher deutschen Kaufleute, welche den Schnapshandel von ihrem Geschäfte völlig fern halten, auf grund der Klagen von Eingeborenen, welche mit klarem Blick die ihren Völkern drohende Gefahr erkannten und endlich auf grund des Urteiles anerkannt bedeutender Staatsmänner schlechthin der Ueberzeugung: die Zukunft der Völker unserer Kolonien so gut, wie der Völker Westafrikas überhaupt, die Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete, nämlich der Erfolg, daß sie uns das auf sie gewandte Kapital allmählich je länger je reichlicher verzinsen, hängt davon ab, daß es gelingt, die Branntweinpest aus ihnen zu verbannen. Ja wir sind in der Lage, auf grund der Statistik, und zwar der einwandlosen amtlichen Statistik zu beweisen, daß unsere Ueberzeugung durchaus begründet ist.

Es hat allerdings der Direktor der Kolonial-Abteilung ein „Bravo!" dafür erhalten, daß er des längeren ausführte, wie für unsere Landwirtschaft die Spiritus-Ausfuhr nach Westafrika eine große Bedeutung habe. Es geht aber durchaus nicht an, daß wir um materiellen Gewinnes willen den geistigen, leiblichen, sittlichen und religiösen Ruin der Naturvölker unserer Schutzgebiete herbeiführen. Es heißt einfach, der Anschauung, daß wir in unseren Kolonien „vor allen Dingen den Zweck haben, Pioniere des Christentums und der Moral zu sein", in's Gesicht schlagen, wenn man dem Branntweinhandel auch nur in etwas das Wort redet.

Wir können bei dieser allgemeinen Besprechung der Kolonialdebatte auf Einzelheiten nicht eingehen. Indes behalten wir uns vor in den nächsten Nummern der „Afrika" die afrikanische Branntweinfrage eingehend zu erörtern. Wir werden es sine ira et studio thun. Und da der Direktor der Kolonial-Abteilung es wiederholt ausgesprochen hat, daß die Regierung der Völlerei in keiner Weise Vorschub leisten werde, da dieselbe durch die Enquête, welche sie in bezug auf die Spirituosen-Einfuhr und deren Folgen anstellt, auch die Absicht bethätigt, der Gefahr entgegenzutreten, da sie endlich auch den Einfuhrzoll bereits um etwas erhöht hat, um die Einfuhr zu erschweren, *haben wir die Hoffnung*, daß es uns gelingen werde, an unserm

Teile etwas zur rechten Würdigung der Größe des Schadens beizutragen, und daß unser Ruf videant consules! gehört werde.

Jedenfalls können wir es nicht unterlassen, schon jetzt die Mitglieder des Evang. Afrika-Vereins und alle Leser der „Afrika" herzlich und dringend aufzufordern, wo nur möglich und so oft als möglich auf die Notwendigkeit der Ausrottung der Branntweinpest in Afrika hinzuweisen.

Aufs deutlichste hat die diesjährige Kolonialdebatte gezeigt, wie nötig die Arbeit unseres Vereins ist, die er hier in der Heimat zu leisten sich vorgenommen hat. Es gilt eine öffentliche Meinung zu schaffen, die stark genug ist, daß, wenn aus keinem andern Grunde, so doch aus Furcht vor ihr unsere Landsleute in den Kolonien sich nicht der Zucht- und Sittenlosigkeit hingeben, und die sich entschieden dahin ausspricht: Das deutsche Volk kann es nicht tragen, daß durch seine Schuld, durch **seinen Branntwein** die Völker unserer Schutzgebiete ruiniert werden. —er.

Die Moscheebauten im Sudan.

Von Herman Frobenius.

Dem Islam ist es eigentümlicher Weise niemals gelungen, eine charakteristische, bestimmt gegliederte Form seiner Gotteshäuser zu entwickeln. Die Araber haben bei ihrem Siegeszug über einen großen Teil von Asien, Afrika und Europa überall, wo sie eine bereits altbegründete und weitvorgeschrittene Architektur vorfanden, deren Formen ihren eigenen Kultusstätten soweit anzupassen gesucht, als es die für diese notwendigen Räumlichkeiten und Anlagen erforderten. Weder im Grundriß noch in der Konstruktion des Raumbaues ist irgend ein bestimmtes Prinzip zu erkennen und in fortschrittlicher Entwickelung zu feststehenden Formen gelangt. Der Bedingung eines Versammlungsraumes für die gemeinsam abzuhaltenden Gebete konnte in der verschiedenartigsten Raumgestaltung genügt werden, da sich ohne Schwierigkeit die östliche Richtung (Mekka, wohin der Gläubige sein Gesicht zu wenden hat) durch irgend eine bauliche Anordnung im Innern des Hauses feststellen ließ. Die weiteren Anforderungen eines Aufbewahrungsortes für den Koran und einer Kanzel für den Priester sind noch weniger bestimmend für den Bau; die äußeren Zuthaten eines Vorhofes für die Waschungen und eines erhöhten Standpunktes für den Gebetrufer lassen sich in ganz beliebiger Weise damit verbinden, ja unter Umständen ganz vernachlässigen, obgleich in ihnen *eigentlich das einzig* Charakteristische in den Moscheeanlagen enthalten ist.

Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf die so verschieden gestalteten Bauten der Mohammedaner in Indien, in Aegypten, in der Türkei, in Marokko und in Spanien, um zu erkennen, daß von der Entwickelung einer einheitlichen Grundidee nicht die Rede sein kann, es sei denn die überall hervortretende Tendenz, die konstruktiven Elemente nicht zu betonen und zur charakteristischen Ausgestaltung zu benutzen, sondern sie zurücktreten zu lassen und mit einem fantastischen Gespinnst von Arabesken und linearen Zeichnungen zu überkleiden.

Wie gestaltete nun der Islam seine Kultusstätten im Sudan, wo er, wie man zunächst annehmen möchte, doch keine irgendwie beachtenswerte Architektur vorfand, wie etwa in den alten Monumentalbauten Aegyptens und Indiens? Haben die Berber, als erste Träger des Glaubens im westlichen Sudan, aus den Ländern des Mittelmeeres die dort üblichen Formen in die Gebiete der schwarzen Bevölkerung übertragen?

Leider ist uns nichts bekannt von den Moscheebauten in Ghanata, dem ersten sudanischen Staat, in welchem die Berber den Islam zur Einführung brachten (Anfang des 10. Jahrhunderts), und bedeutend jünger sind die Bauwerke, welche uns erhalten sind. Ob die Fulbe nach Zertrümmerung ihres Reiches (Ghanata) von einem berberischen Baustil irgendwie beeinflußt waren, werden wir sehen. Betrachten wir uns zunächst die älteste uns überkommene Moschee, die „große Moschee" in Timbuktu.

Skizze 1.

Aus den Notizen und Beschreibungen von Barth, Lenz und Caillié gewinnt man folgendes Bild: Der König Mansa-Mussa von Melle ließ nach der Eroberung der Stadt (1326) durch Isaak von Granada, also einen Berber bezw. Mauren, eine Moschee aus ungebrannten, regelmäßig geformten Ziegeln erbauen. Soweit erhalten bildet diese ein Rechteck von etwa 11 m Breite und 69 m Länge und besteht aus einem großen ummauerten Hof, in dessen Mitte sich ein Thurm von 16—18 m Höhe erhebt, und einer vierschiffigen Hallenanlage von etwa 26 m Länge. Die flache Holzdecke der Gebethalle wird durch 3 Arkadenreihen getragen, deren jede 10 Oeffnungen von ca. 2 m Breite und 3 ¼ m Höhe enthält. Da die Abschlußmauer der westlichen Langseite von Caillié *ganz zerfallen* vorgefunden wurde, ist nicht ausgeschlossen, daß sich hier noch eine Arkadenstellung in der ganzen Längen-

In der Transvaal-Angelegenheit ist äußerlich alles ruhig. Dr. Jameson ist in London angekommen, mit ungeheurer Begeisterung empfangen und gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt worden. Innerlich wird mit großem Eifer gerüstet: Die Chartered company wirbt neue Truppen, Transvaal verteilt Gewehre an die Buren und verstärkt seine Artillerie. In der englischen Presse werden die Zustände in Johannesburg so schwarz als möglich geschildert, um England ein Recht auf ein Dazwischentreten zu erwerben. Daß es zu einem Bürgerkrieg, der sich über Süd-Afrika verbreiten dürfte, kommen kann, ist wohl möglich. Unsere Landsleute haben gegenüber den fortgesetzten Anrempelungen und den Aufforderungen der Presse, alle Deutschen zu boykottieren, einen schweren Stand.

Wenden wir uns nun unsern eigenen Kolonien zu, von welchen wir dieses Mal an letzter Stelle sprechen, weil sie im letzten Monat weniger im Vordergrunde des Interesses gestanden haben. Ein erfreuliches Zeichen für die friedlichen und sicheren Zustände in Deutsch-Ostafrika ist, daß Major von Wißmann, wie er dem Reichskanzler mitteilte, die Stationen Masinde und Kisaki aufheben und verschiedene Stationsbesatzungen herabmindern konnte. Eine Ersparnis von 50000 Rupien jährlich für jede Station scheint nach Angabe von Wißmanns nicht zu gering berechnet. Durch diese Einrichtung ist erreicht worden, daß eine Besatzungskompagnie für Udschidschi vorhanden ist, und ein schlagfertiges Expeditionskorps von 5 Kompagnien verfügbar wurde. Weniger erfreulich ist die Nachricht, welche durch einen Missionar aus Bagamoyo der „Köln. Volks-Zeitung" zugeht: „Alle unsere Stationen sind wieder von der Heuschrecken-Plage heimgesucht worden. Die Tiere haben alle Pflanzungen verwüstet, als gute Ernteaussichten waren. Die Hungersnot wird noch schlimmer sein als im vorigen Jahr. — — In Tununguo kommen noch die Ratten hinzu, die es anscheinend noch ärger wie die Heuschrecken treiben."

Ernstliche Unruhen haben im Yaundelande stattgefunden; über dieselben berichtet nach dem „Kolonialblatt" der stellvertretende Kaiserliche Gouverneur:

„Mitte Dezember v. J. wurden zwei Dahomearbeiter der Station Yaunde, welche im Dorfe des Häuptlings Bamisso, etwa 1½ Stunden nördlich der Station, Essen einkaufen wollten, von Eingeborenen, welche sich, wie dort häufig, an Palmwein berauscht hatten, geschlachtet und bei Tanz und Spiel aufgegessen. Premier-Lieutenant Bartsch, der Leiter der Station, unternahm zur Züchtigung des schuldigen Stammes, der sogenannten Voghe oder Nboge Betschi, verschiedene militärische *Exkursionen*, bei denen die Voghe nicht unerhebliche Verluste hatten. *Nach kurzer Zeit* erhielt er jedoch durch die Yaundehäuptlinge Amba *und Zonu die Nachricht*, daß sich die Voghestämme nach dem Njong

hinzögen, um eine Karawane zu überfallen. Als ihm am 23. v. M. durch den Häuptling Evoghe gemeldet wurde, eine von Lolodorf kommende, von einem Weißen geführte Karawane sei angegriffen worden, schickte er der Karawane 16 schwarze Soldaten entgegen, welche am Abend desselben Tages den mit 18 Soldaten und Trägern zum Ersatz nach Yaunde marschirenden Unteroffizier Müller mitten im Kampfe mit Eingeborenen antrafen, gerade noch rechtzeitig, um den Rest der beinahe aufgeriebenen Karawane zu retten. Von 18 Soldaten waren 11 verwundet, die Lasten beinahe sämmtlich verloren. Auf erneute Kunde, daß am Njong eine große Karawane angegriffen worden sei, brach Premierlieutenant Bartsch am 31. v. Mts. mit den weißen Unteroffizieren Zimmermann und Müller und 38 Mann gegen den Njong auf, in Yaunde ließ er den Assistenten Rabischong, einen früheren Fremdenlegionär, mit sechs kampffähigen Soldaten, 16 Verwundeten und 20 Dahomearbeitern, früheren Polizeisoldaten zurück. Der nun folgende Marsch von Yaunde zum Njong und von da nach Lolodorf brachte eine Reihe schwerer Kämpfe. Bis zum Njong mußte Dorf für Dorf erstürmt werden, darunter solche, wo Bartsch, wie in Djilimbolla, bei seinem Marsch nach Yaunde im September v. Js. auf das freundschaftlichste aufgenommen worden war, und mit denen er seit seiner Anwesenheit in Yaunde in keiner Weise in Berührung gekommen war. Einige wenige Dörfer erklärten, sich am Kampfe nicht zu beteiligen. Am 12. Januar traf Premierlieutenant Bartsch mit seiner Truppe, von welcher noch etwa 20 Mann kampffähig waren, in Lolodorf ein. Premierlieutenant Bartsch und Büchsenmacher Zimmermann waren verwundet, vier schwarze Soldaten waren tot, während des Marsches zurückgelassen worden, zwei Verwundete starben in Lolodorf. Die erstürmten Dörfer ließ Premierlieutenant Bartsch nicht niederbrennen, teils weil dieselben als Unterkunftsorte auf dem Wege nach Yaunde dienen, teils weil bei dem raschen Durchmarsch keine Zeit dazu war. In Lolodorf liegen zur Zeit etwa 42 kampffähige Soldaten und einige Verwundete, sowie die Unteroffiziere Zimmermann (leicht verwundet und fieberkrank), Vorwerk (Stationsleiter) und Müller. Die Verwundungen des Premierlieutenants Bartsch und des Büchsenmachers Zimmermann waren leicht, so daß beide bereits wieder hergestellt und felddienstfähig sind. Der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe Hauptmann v. Kamptz ist am 26. Januar dieses Jahres mit Premierlieutenant Bartsch, vier weißen Unteroffizieren und 117 farbigen Soldaten zur Züchtigung der aufsässigen Stämme von Kribi über Lolodorf nach Yaunde aufgebrochen. In Lolodorf erhält die Expedition noch Verstärkung durch die dortige Garnison von zwei weißen Unteroffizieren und etwa 40 Mann Farbigen."

Aus Deutsch-Südwestafrika meldet der stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe, daß „im ganzen Süden unseres Schutzgebietes große Trockenheit herrscht, welche zu der Befürchtung

Veranlassung giebt, daß unter der armen eingeborenen Bevölkerung ein schwerer Notstand eintreten werde." Ein Missionar aus dem zur Kapkolonie gehörenden Namaqualand berichtet:

„Die Leute haben alles verloren. Sie haben keine Arbeit und haben nichts zu essen und sind so schwach, daß sie nicht gehen und noch viel weniger arbeiten können. Besonders leiden die Kinder. Mütter sind vor Kummer wahnsinnig geworden. Ein alter Mann, der früher wohlhabend in seiner Weise gewesen war, aß das nachgelassene Fressen eines Hundes."

Nach einer Nachricht aus Kapstadt ist endlich Regen gefallen, der erste im Namaqualand seit zwei Jahren.

Litterarisches.

Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht 1879—1895 Von Rudolph Slatin Pascha, Oberst im ägypt. Generalstab, früher Gouverneur und Commandant von Darfur. Mit einem Portrait in Heliogravüre, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. Leipzig: F. A. Brockhaus 1896.

Unter diesem Titel erscheint soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ein sensationelles Werk aus der Feder von Slatin Pascha, einem ehemaligen österreichischen Offizier, der lange Jahre als ägyptischer Gouverneur die Provinz Darfur, ein Land so groß als das Deutsche Reich, regierte und später 11 Jahre in der Gefangenschaft des Mahdi schmachten mußte, bis ihm endlich nach wiederholten fruchtlosen Versuchen die Flucht unter den größten Gefahren gelang.

Gerade jetzt, da aller Augen sich auf die schwer bedrängten Italiener in Nordostafrika auf die Maßnahme der ägyptischen Regierung und des Kongostaates richten, ist ein Werk von besonderm Interesse, das sich nicht nur in der Schilderung der ungewöhnlichen persönlichen Erlebnisse des Verfassers wie ein spannender Roman liest, sondern welches auch wie kein anderes geeignet ist, ein Bild von einem seit vielen Jahren jedem Europäer verschlossenen Teile von Afrika zu geben und die treibenden Kräfte im Reiche des Mahdi, diesem Reiche des Schreckens und der Despotie, kennen zu lernen. Insbesondere auf die englische Politik in Aegypten fallen sehr bemerkenswerte Streiflichter!

Slatin Pascha ist der einzige, der in der Lage war, die intimsten Vorgänge im Lager des Mahdi zu erlauschen; denn der frühere Gouverneur war der weitaus wertvollste Gefangene. Ihn behüteten der Mahdi und sein noch grausamerer Nachfolger, der Chalifa, mit besonderer Sorgfalt. Wie es Slatin nach 11 Jahren der schmählichsten Behandlung doch gelungen ist, seinen Peinigern zu entkommen, muß man in seinem Werke nachlesen. — Leider ist Slatin Pascha, was unsere Gefühle für ihn wesentlich abschwächt, zum Islam übergetreten.

Das Werk ist ausgestattet mit 19 prächtigen Abbildungen, ferner mit einem *Portrait in Heliogravüre*, das uns den Verfasser in der ihm von den Mahdisten *aufgezwungenen Kleidung* zeigt, die er auch bei seiner Flucht trug und die er *jetzt wie eine Reliquie* verwahrt.

Ferner enthält das Werk eine ausführliche Karte des Sudan mit den angrenzenden Gebieten von Abessinien und des Congostaates und einem sehr genauen Plan der Hauptstadt des Mahdi.

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat dem Werke Slatin Pascha's eine besondere Auszeichnung zuteil werden lassen, in dem er dessen Widmung anzunehmen geruhte.

Gleich nachdem Slatin Pascha das Werk, welches außer in der deutschen Originalausgabe auch in andern Ausgaben erscheint, im Manuskript vollendet hatte, wurde er vom Chedive, der ihm, dem erst 38jährigen, den Pascha Titel mit Obersten-rang verliehen hatte, telegraphisch nach Aegypten berufen, wo ihm inzwischen die Lösung wichtiger Aufgaben anvertraut worden ist.

Aus dem Lande der Suaheli. Theil I. Reisebriefe und Zuckeruntersuchungen am Pangani von Gustav Meinecke Vegetationsbilder von Dr. Otto Warburg Mit 40 Illustrationen nnd einer Karte im Texte. 194 Seiten. Berlin 1896. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

Die Reisebriefe beanspruchen ein besonderes Interesse, weil sie in eine Zeit fallen, als ein System, die Militärpolitik, in Ostafrika im Zusammenbrechen war und die Anhänger der Kolonialpolitik neuen Mut schöpften. Der um die Kolonialsache wohl verdiente Verfasser, Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung", schildert die einzelnen Plantagen-Unternehmungen, die Küstenstädte in knapper, ansprechender, fesselnder Weise, so daß der Leser ein klares Bild der Küstenlandschaften und ihrer Bevölkerung erhält. Die Untersuchungen der Rohrverhältnisse am Pangani zeigen, daß wir am Pangani ein fruchtbares und zukunftssicheres Alluvialgebiet und große Naturschätze haben, welche nur der Erschließung durch europäisches Kapital und europäische Technik bedürfen, um die reichsten Erträge abzuwerfen. Die Schilderung der für afrikanische Verhältnisse geradezu großartigen Zuckerindustrie der Araber, welche durch zahlreiche Illustrationen unterstützt wird, ist die einzige in ihrer Art. Herr Dr. Warburg, Privatdozent am orientalischen Seminar, hat die hervorragendsten Typen der ostafrikanischen Flora auf Grund von Aufnahmen des Herausgebers eingehend in populärer Weise beschrieben so daß das Buch, welches trotz seines Bilderschmuckes sehr billig ist, jedem empfohlen werden kann, welcher sich über die in Betracht kommenden Verhältnisse genauer unterrichten will. Ein zweites Bändchen, welches im Herbst ausgegeben werden soll, wird sich über den Sklavenhandel, arabische Holzschnitzereien und Suaheli-Lieder verbreiten.

Koloniales.

Ostafrika. Englische Vertragstreue. Einem Privatbriefe aus Sansibar entnimmt der „Hann. Kour." folgende Mitteilung über englische Eingriffe in deutsche Rechte: Indem England das Sultanat Witu völlig beseitigte, hat es auch der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Hoheitsrechte entzogen, die diese daselbst in rechtsgültiger Form erworben hatte. Aber nicht genug damit, die britische Regierung hat alles *unbebaute und bisher nicht* für landwirtschaftliche Zwecke be-

nutzte Land, welches die genannte Gesellschaft früher in ihren Besitz gebracht hatte, jetzt als Staatsbesitz erklärt; sie hat sich infolge dessen auch die Gerichtsbarkeit über die dort ansässigen deutschen Staatsbürger angemaßt und dieselben mit gerichtlichen Zwangsmaßregeln bedroht. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat also, wenn sie mit Hilfe der Reichsregierung keine erfolgreichen Schritte dagegen thun kann ihre wohlverbrieften und von der Reichsregierung ausdrücklich anerkannten Privat- und Hoheitsrechte gänzlich eingebüßt. Die britische Regierung hat jetzt die britisch-ostafrikanische Küste zwischen dem italienischen und dem deutschen Schutzgebiet in drei Provinzen geteilt, welche die Namen Juba, Tana und Mombasa erhalten haben. Das ehemalige Witu-Sultanat ist in die Provinz Tana aufgegangen. Auch die völlige Beseitigung dieses kleinen Reichs bedeutet einen Treubruch von seiten Englands. Denn England hat durch den mit Deutschland am 1. Juli 1890 abgeschlossenen Vertrag die Souveränetät des Sultans von Witu anerkannt, in dessen Land seit 1885 deutsches Kapital angelegt war. Dieses vertragswidrige Verhalten Englands, welches die in Witu ansässigen Deutschen erheblich geschädigt hat, ward im März 1895 im Reichstag zur Sprache gebracht, und die Reichsregierung ließ bei dieser Gelegenheit erklären, daß die britische Regierung nicht berechtigt sei, ohne Zustimmung Deutschlands von der Souveränetät des Sultans abzusehen. Trotzdem hat die britische Regierung in der geschilderten Weise gehandelt.

Druckfehler-Berichtigung.

Auf Seite 49 in Nr. 3 ist leider ein Druckfehler stehen geblieben, den wir zu berichtigen bitten. Auf Zeile 20 und 21 muß es heißen: Die evangelische Mission war von ihrer Entstehung an durchaus **inter**national (nicht: national).

Zur gefälligen Beachtung!

Die öffentliche Versammlung des Evangelischen Afrika-Vereins am 16. April findet nicht im Saale des christlichen Vereins Junger Männer, sondern im

Saale A des Architektenhauses

Berlin SW. Wilhelmstraße 92/93 statt.

Vorträge werden gehalten werden über:

1) *der Branntwein* in Togo und Kamerun, von dem Generalsekretär.
2) *der Branntwein* in Südafrika, vom Missionsinspektor Merensky.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk. an, und **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Allerhöchste Auszeichnungen: Orden, Staats-Medaillen etc.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

Kaufe

alle gut präparirten **naturhistorischen Objecte** aus

allen Teilen von Afrika:

Käfer, Schmetterlinge, Heuschrecken etc. etc., Vogelbälge, Vogeleier, Säugetiere, Schädel, Reptilien, Süsswasserfische in Sprit conserviert.

Landschneckenhäuser sowie **Fluss- und Teichmuscheln besonders erwünscht.**

Auch gute **ethnographische Gegenstände**, speciell **Waffen, Götzen etc.** sind erwünscht.

Sendungen sind erbeten an unterzeichnete Adresse, Zahlung erfolgt sofort nach Eingang.

Naturhistorisches Institut.

Dir. Hermann Rolle,

Berlin N. W., Emdener Strasse 4.

Auf die Beilage dieser Nummer betreffend den bei Dietrich Reimer, Berlin bereits in 2. Auflage erschienenen „Kleinen Kolonialatlas" machen wir hiermit besonders aufmerksam.

nutzte Land, welches die genannte Gesellschaft früher in ihren Besitz gebracht hatte, jetzt als Staatsbesitz erklärt; sie hat sich infolge dessen auch die Gerichtsbarkeit über die dort ansässigen deutschen Staatsbürger angemaßt und dieselben mit gerichtlichen Zwangsmaßregeln bedroht. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat also, wenn sie mit Hilfe der Reichsregierung keine erfolgreichen Schritte dagegen thun kann ihre wohlverbrieften und von der Reichsregierung ausdrücklich anerkannten Privat- und Hoheitsrechte gänzlich eingebüßt. Die britische Regierung hat jetzt die britisch-ostafrikanische Küste zwischen dem italienischen und dem deutschen Schutzgebiet in drei Provinzen geteilt, welche die Namen Juba, Tana und Mombasa erhalten haben. Das ehemalige Witu-Sultanat ist in die Provinz Tana aufgegangen. Auch die völlige Beseitigung dieses kleinen Reichs bedeutet einen Treubruch von seiten Englands. Denn England hat durch den mit Deutschland am 1. Juli 1890 abgeschlossenen Vertrag die Souveränetät des Sultans von Witu anerkannt, in dessen Land seit 1885 deutsches Kapital angelegt war. Dieses vertragswidrige Verhalten Englands, welches die in Witu ansässigen Deutschen erheblich geschädigt hat, ward im März 1895 im Reichstag zur Sprache gebracht, und die Reichsregierung ließ bei dieser Gelegenheit erklären, daß die britische Regierung nicht berechtigt sei, ohne Zustimmung Deutschlands von der Souveränetät des Sultans abzusehen. Trotzdem hat die britische Regierung in der geschilderten Weise gehandelt.

Druckfehler-Berichtigung.

Auf Seite 49 in Nr. 3 ist leider ein Druckfehler stehen geblieben, den wir zu berichtigen bitten. Auf Zeile 20 und 21 muß es heißen: Die evangelische Mission war von ihrer Entstehung an durchaus **inter**national (nicht: national).

Zur gefälligen Beachtung!

Die öffentliche Versammlung des Evangelischen Afrika-Vereins am 16. April findet nicht im Saale des christlichen Vereins Junger Männer, sondern im

Saale A des Architektenhauses

Berlin SW. Wilhelmstraße 92/93 statt.

Vorträge werden gehalten werden über:

1) der Branntwein in Togo und Kamerun, von dem Generalsekretär.
2) der Branntwein in Südafrika, vom Missionsinspektor Merensky.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Allerhöchste Auszeichnungen: Orden, Staats-Medaillen etc.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

Kaufe

alle gut präparirten **naturhistorischen Objecte** aus

allen Teilen von Afrika:

Käfer, Schmetterlinge, Heuschrecken etc. etc., Vogelbälge, Vogeleier, Säugetiere, Schädel, Reptilien, Süsswasserfische in Sprit conserviert. **Landschneckenhäuser** sowie **Fluss- und Teichmuscheln besonders erwünscht.**

Auch gute **ethnographische Gegenstände,** speciell **Waffen, Götzen etc.** sind erwünscht.

Sendungen sind erbeten an unterzeichnete Adresse. Zahlung erfolgt sofort nach Eingang.

Naturhistorisches Institut.

Dir. Hermann Rolle,

Berlin N. W., Emdener Strasse 4.

Auf die Beilage dieser Nummer betreffend den bei Dietrich Reimer, Berlin bereits in 2. Auflage erschienenen **„Kleinen Kolonialatlas“** machen wir hiermit besonders aufmerksam.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Richard Harder

Generalsekretair des Evangelischen Afrika-Vereins

Berlin W. 57

Bülowstraße 32 a.

Von der Post sind wir gebeten, um Weiterungen zu vermeiden, darauf aufmerksam zu machen, daß alle für den Evangelischen Afrika-Verein bestimmten Post-Sendungen persönlich zu adressieren sind.

Wir bitten deshalb alle **Geld- und Wert-Sendungen** ausschließlich zu adressieren an

den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit

Berlin W.

Behrenstraße 48.

Alles übrige ist an den Generalsekretair (cf. oben) zu richten.

Der Branntwein in Kamerun und Togo.

Von Gustav Müller.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß es über die erste und vornehmste Aufgabe, die wir in unseren überseeischen Besitzungen zu lösen haben, im ganzen deutschen Volke nur eine Meinung giebt. Allerseits wird als solche angesehen, daß unsere Schutzherrschaft der Ausbreitung des Christentums und der christlichen Sitte zu dienen habe, nur nicht in dem Sinne, als habe unsere Regierung die Christianisierung der ihr unterstehenden heidnischen Völker zu betreiben. Das würde nicht zum Heil und Segen unserer Kolonien gereichen. Auch die Missionsgesellschaften, die in allen unsern Schutzgebieten in Afrika mit immer größerem Fortschritt ihr Werk betreiben, würden das aufs tiefste beklagen. — Es stellen sich jedoch jener Kulturaufgabe Schwierigkeiten mancherlei Art entgegen. Indes ist unter ihnen keine, welche sich mit der messen könnte, die der Branntwein in seinem Gefolge hat. Von der Größe dieser Schwierigkeit erhalten wir eine Vorstellung durch

1. Die Statistik über die Branntweineinfuhr in Kamerun und Togo.

Wie bedeutend die Spirituosen-Einfuhr zugenommen hat, geht aus den beiden folgenden Tabellen hervor. Dieselben sind zusammengestellt nach der Statistik im „Deutschen Kolonialblatt", dem „Amtsblatt für die Schutzgebiete des deutschen Reiches". Sie enthalten also die offiziellen, mithin einwandfreien Zahlen. Dabei sei noch die Bemerkung vorausgeschickt, daß lediglich die verschiedenen Arten von Spirituosen berücksichtigt sind, dagegen was an Bier, Wein und Champagner eingeführt wurde, außer acht gelassen ist.

Tabelle I.

1. Einfuhr nach Kamerun.

Jahr	Wert der Gesamt-Einfuhr in Mark	Wert der Spirituosen-Einfuhr in Mark	Prozentsatz der Spirituosen-Einfuhr	Spirituosen-Einfuhr in Litern	Wert der Baumwollen-Waaren-Einfuhr in Mark	Prozentsatz der Baumwollen-Waaren-Einfuhr
1890	ca. 4 000 000	nicht angegeb.	—	979 194		
1891	4 547 059	593 687	13,00	1 206 378*)	1 236 013	27,81
1892	4 470 822	550 348	12,30	1 124 119	926 841	20,73
1893	4 161 627	583 798	14,00	1 161 372	944 793	22,70
1894	6 497 414	981 061	15,10	1 681 294	1 925 316	29,79

2. Einfuhr nach Togo.

1891/92	2 064 379,70	496 734,84	24,00	848 323	597 217,54	28,97
1892	2 135 945	508 739	23,85	1 492 593	599 620	28,07
1893	2 414 890	492 007	20,37	1 074 343	641 840	26,57
1894	2 240 642	676 013	30,10	1 092 756	608 413	27,59

*) *Angegeben sind 1 810 317 Kilogramm; 1 Kilogr. ist gleich* $\frac{2}{3}$ *a Liter gesetzt.*

Vergleichen wir die Zahlen der Tabelle, so stellt sich zunächst heraus, daß in Kamerun innerhalb der 4 Jahre, welche nach der angegebenen Quelle allein in betracht gezogen werden können, die Spirituosen-Einfuhr um rund 400 000 Mark gewachsen ist. Diese Zunahme erscheint in einem besonders bedenklichen Lichte, weil sie erst im letzten Jahre eingetreten ist, während die Branntwein-Einfuhr in den ersten drei der genannten Jahre sich annähernd gleich geblieben war. — Wesentlich anders ist das Resultat in Togo. Hier beträgt die Steigerung in runder Summe nur 200 000 Mark. Indes zeigt diese Zunahme den Notstand am eklatantesten. Denn in den 4 Jahren hat sich der Wert der Gesamteinfuhr um 176 263 Mark gehoben, der Wert der eingeführten Spirituosen aber um 179 189 Mark. Mithin ist die Zunahme der Einfuhr in Togo ausschließlich dem vermehrten Branntwein-Import zu verdanken. Daher wir denn auch sehen müssen, daß derselbe die ungeheure Höhe von 30 Prozent vom Werte der Gesamteinfuhr ausmacht.

Ferner ist die Tabelle leider eine Begründung für die oft ausgesprochene Klage, daß unsere beiden westafrikanischen Schutzgebiete mit Spirituosen geradezu überschwemmt werden. Denn zu ihrem weitaus größten Teile werden sie im Küstengebiete verkauft. Es ist bisher nicht nennenswert, was in's Innere geschleppt wird, weil die europäischen Handelsbeziehungen noch nicht gar zu weit vorgedrungen sind. Mit welchen Schwierigkeiten die Erschließung des Hinterlandes unserer Schutzgebiete für einen freien und ungehinderten Handel zur Zeit noch verbunden ist, hat ja die jüngste Zeit erst in Kamerun auf's deutlichste bewiesen, wo zu diesem Zwecke ein Krieg mit den Bakoko nötig war. Jedenfalls ist es sicher, daß der Branntwein fast ganz für die Küstenbevölkerung eingeführt wird, und die übrige Bewohnerschaft in dieser Beziehung zum Glück noch nicht in Frage kommt; wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß doch, um den Schnaps nicht zu ihr kommen zu lassen, der europäische Handel noch recht lange ihr fern bleiben möchte. Nun schätzt man die Küstenbevölkerung in Kamerun auf wenig mehr als 100 000 Seelen. Und für diese werden in dem einen Jahre 1894 1 681 294 Liter Schnaps eingeführt! Da kommen auf den Kopf rund 16 Liter. Wir finden es schon sehr viel, daß bei uns in Deutschland 4½ Liter auf den Kopf im Durchschnitt kommen. — In unserm Schutzgebiet, für das wir unbestritten eine moralische Verantwortung haben, kommen 3½ mal so viel auf den Kopf!

Schließlich muß noch auf ein bedauernswertes Misverhältnis hingewiesen werden, das durch die Tabelle in ein recht grelles Licht tritt. Die Baumwollenwaaren sind bekanntlich das Hauptmittel, mit dem der Handel europäische Kultur unter den afrikanischen Völkern verbreiten und einführen hilft. Und es ist gewiß erfreulich, daß der Wert dieses Artikels für Togo im Jahre 1894 gegen 1891 eine ne Zunahme aufweist, und daß dieselbe für Kamerun noch größer

ist. Aber im Verhältnis zu der Steigerung der Branntwein-Einfuhr ist die Baumwollenwaaren-Einfuhr doch nur sehr wenig, erschrecklich wenig gewachsen. In Kamerun stehen der Zunahme der ersteren um 400 000 Mark nur 700 000 Mark der letzteren gegenüber und in Togo ist die letztere gegen die erstere sogar noch zurückgeblieben. Der Branntwein soll ein Reizmittel sein für die Neger, unserer Kultur sich zu erschließen. Steht das Quantum, was als Reizmittel angewendet wird, auch nur in einem irgendwie erträglichen Verhältnis zu dem Quantum, was von dem Hauptkulturmittel untergebracht wird? Während in Kamerun 29,79 Prozent von der Gesamteinfuhr auf die Baumwollenwaaren kommen, kommen 15,10 also mehr als die Hälfte auf Spirituosen! Und in Togo stehen den 27,59 Prozent der Baumwollenwaaren sogar 30,10 Prozent der Spirituosen gegenüber!! Die Sache liegt demnach so: wenn in Kamerun im Jahre 1894 für 100 Mark europäische Waaren verkauft wurden, befanden sich darunter für 15,10 Mk. Schnaps und nur für 29,79 Mk. Baumwollenwaaren und in Togo waren gar für 30 Mk. 10 Pfg. Schnaps und nur für 27 Mk. 59 Pfg. Baumwollenwaaren darunter! Annähernd 1/3 des ganzen Handels beherrscht danach in Togo der Schnaps.

Es ist bisher trotz mancherlei Versuche noch nicht gelungen, festzustellen, welchen Anteil die einzelnen europäischen Kulturstaaten an der Einfuhr des Feindes aller Kultur nach Afrika haben. Indes sind wir in der Lage festzustellen, mit wieviel von dem nach Togo und Kamerun eingeführten Branntwein das Mutterland dieser beiden Länder, also unser deutsches Reich beteiligt ist. Zunächst wissen wir aus dem Munde des Leiters unserer Kolonialpolitik, des Herrn Direktor Dr. Kayser, im allgemeinen dies Eine, daß der Anteil unseres Vaterlandes ein ganz erheblicher ist. Er sagte nach dem amtlichen Bericht in der Reichstagssitzung vom 13. März d. Js.: „Wie ich ganz genau amtlich und außeramtlich in Hamburg habe feststellen lassen, ist seit der Exportprämie auf Spiritus, die mit dem 1. Juli des vergangenen Jahres in Kraft getreten ist, der russische Spiritus vom Hamburger Markt fast vollständig durch den deutschen Spiritus verdrängt worden, so daß die Ausfuhr von Spiritus nach Westafrika jetzt wesentlich in deutschem Spiritus besteht."

Sodann aber läßt sich im einzelnen nachweisen, welchen Prozentsatz die Spirituosen ausmachen von allem, was überhaupt nach unseren beiden Kolonien Togo und Kamerun von Deutschland, ihrem Mutterlande ausgeführt wird. Der Hauptausfuhrhafen ist Hamburg. Die „Tabellarischen Uebersichten des Hamburgischen Handels, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau" geben uns demgemäß ein klares und zuverlässiges Bild davon, was Deutschland durch *seinen Handel seinen Kolonien* bietet.

Tabelle II.

Die Ausfuhr aus Hamburg nach Kamerun und Togo.

Jahr	Wert der Gesamt-Ausfuhr in Mark	Wert der Spirituosen-Ausfuhr in Mark	Prozentsatz der Spirituosen-Ausfuhr	Spirituosen-Ausfuhr in Litern	Wert der Baumwollenwaaren-Ausfuhr in Mark	Prozentsatz der Baumwollenwaaren-Ausfuhr
1891	3 079 760	436 530	14,17	2 019 200	686 460	22,22
1892	3 422 270	275 050	8,0	1 486 800	601 930	17,58
1893	2 810 130	457 180	16,62	1 897 200	629 460	22,39
1894	3 321 400	446 590	13,44	2 090 600	696 740	20,98

Es ist nach dieser Tabelle also richtig, daß Deutschland den überwiegenden Anteil an der „Branntweinpest" in seinen eigenen Kolonien hat. Das muß festgestellt werden, weil damit festgestellt ist, daß es die traurigen Folgen der Schnapseinfuhr, die bereits eingetreten sind und immer noch mehr eintreten werden, in seinen Schutzgebieten selbst verschuldet und herbeiführt. — Wir wollen nur auf ein Jahr exemplifizieren. Nach Tabelle I sind im Jahre 1894 in beiden Schutzgebieten im ganzen eingeführt 2 774 050 Liter Spirituosen. Davon entfallen auf das eigene Mutterland allein nach Tabelle II 2 090 600 Liter, so daß alle anderen exportierenden Staaten, darunter namentlich England nur mit 683 450 Liter beteiligt sind. Da stehen wir vor der Thatsache, daß 75 Prozent der in Togo und Kamerun eingeschleppten Spirituosen aus Deutschland stammen!

Zugleich zeigt auch diese Tabelle, wie wenig im Verhältnis zu den Spirituosen an Baumwollenwaaren das Mutterland seinen Kolonien bietet. Wir nehmen wieder das Jahr 1894. Da werden wir davon unterrichtet, daß, während der Wert der Spirituosen 13,44 Prozent vom Wert der Gesamtausfuhr beträgt, der Wert der Baumwollenwaaren nur 20,98 Prozent ausmacht, also der aus Deutschland nach unseren beiden westafrikanischen Kolonien ausgeführte Schnaps ca. $^2/_3$ so viel Wert hat als unsere dorthin gebrachten Baumwollenwaaren. Wenn also, so stellt sich das Verhältnis, Deutschland für 100 Mk. Baumwollenwaaren nach Togo und Kamerun versendet, so machen dieselbe ihre Reise in Begleitung von Schnaps im Werte von 75 Mark! Ein gleich großer Mißstand zeigt sich, wenn wir auf grund beider Tabellen ermitteln, wie groß der Anteil Deutschlands an der Einfuhr der Baumwollenwaaren nach Togo und Kamerun im ganzen ist. Von den 2 533 729 Mk. für Baumwollenwaaren (cf. Tabelle I), die in die beiden Schutzgebiete eingeführt sind, kommen nur 696 740 Mark auf das deutsche Reich. Von den Spirituosen giebt

es 75 Prozent, von den Baumwollenwaaren dagegen nur 27 Prozent! Schreiender kann das Mißverhältnis in der That nicht sein.

Beiläufig machen wir auf die eigenartige Thatsache aufmerksam, daß, obwohl der Wert der aus Hamburg ausgeführten Spirituosen sich im Jahre 1894 gegen 1893 vermindert hat, doch eine Abnahme der Branntwein-Einfuhr nicht stattgefunden hat. Der Wert ist wohl zurückgegangen, aber die Menge hat doch zugenommen. Ob wir freilich die beiden Fremdworte einsetzen und sagen dürfen, die Qualität ist zurückgegangen, darum hat die Quantität zugenommen, ist aus der Statistik nicht zu ersehen. Das aber geht aus dieser Beobachtung hervor, daß die Abnahme des Wertes der Spirituoseneinfuhr kein sicheres Zeichen dafür ist, daß nun die Einfuhr auch thatsächlich abgenommen hat.

Nach alledem ist dies das Resultat der Statistik: 1) In unsere Kolonien Togo und Kamerun ergießt sich ein alljährlich stärker werdender Strom von Branntwein, dem gegenüber die Einfuhr selbst des wichtigsten Nutzartikels, der Baumwollenwaaren, ein kleines Bächlein genannt werden muß.

2) Den größten Teil der Spirituosen, nämlich 75 Prozent, liefert Deutschland selbst seinen Kolonien. Dazu steht, was es an Baumwollenwaaren ihnen zuführt im schreienden Mißverhältnis, indem es selber nur 27 Proz. davon bringt und die übrigen 73 Proz. anderen Völkern überläßt. Die Vorteile der europäischen Kultur erhalten danach unsere Kolonien von den andern Völkern; von dem Mutterlande bekommen sie im Wesentlichen nur ihre Nachteile!

2. Die Folgen der Branntwein-Einfuhr für die Mission.

Es liegt auf der Hand, daß diese Ueberschwemmung unserer Schutzgebiete mit Branntwein nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Bevölkerung bleiben kann. Und für jeden, der auch nur ein ganz klein wenig die Augen offen hält für die Folgen, welche der Schnapskonsum in unserem eigenen Volke schon gezeitigt hat, ist es von vornherein klar, daß auch bei unseren schwarzen Schutzbefohlenen sein Einfluß nur ein im höchsten Grade nachteiliger sein kann. In der That hat der Branntwein bei ihnen, so weit sie eben mit ihm heimgesucht werden, eine geradezu unheimliche Macht erlangt. Kein Gericht kann mehr stattfinden, ohne daß der Schnaps dabei eine maßgebende Rolle spielt. Nachmittags kann Recht überhaupt nicht mehr gesprochen werden. Die Gerichtskosten müssen in Branntwein gezahlt, ja selbst die Strafen zu einem guten Teile in Spirituosen erlegt werden. Auch die Konventionalstrafen werden in Schnaps festgesetzt. Auf der Außenstation Matse im Bezirk der Station der Bremer Missionsstation Ho in Togo waren 3 Städte übereingekommen, dem Lehrer ein Haus zu bauen. Die größte dieser Städte hatte sich in 2 Teile geteilt, so daß also 4 Abteilungen an dem Bau arbeiteten. Nur

eine Abteilung aber war eifrig bemüht ihre Arbeit zu vollenden. Um die anderen drei auch zur Erfüllung ihrer freiwillig übernommenen Pflicht anzuhalten, wurde ausgerufen: „Morgen muß jedermann erscheinen, um das Lehrerhaus fertig zu machen; wer nicht kommt, muß ein Schaf und so und so viel Branntwein bezahlen."

Als das Haus fertig war, hatte der Missionar, welcher den Bau betrieben und überwacht hatte, noch eine Begegnung mit etwa zwölf Männern, den Aeltesten der drei Städte. Aus ihr geht hervor, wie die Missionare gegen die Branntweinseuche zu kämpfen haben. Der Missionar beschreibt diese Begegnung folgendermaßen*):

„Zum Schluß kamen die Aeltesten der drei Städte, etwa ein Dutzend, zu mir und brachten eine Kiste Branntwein (12 Flaschen). So wie ich dieselbe bemerkte, ließ ich sie sofort aus dem Zimmer entfernen. Darauf hörte ich sie an. Sie sagten: „Unsere Kinder (d. i. jungen Leute) haben gearbeitet; da wir nicht so viel Fufu (Jamsbrei) machen können, so haben wir diesen Branntwein gekauft, damit sie ihren Hunger stillen können." Ich fragte sie, woher ich gekommen sei. „Aus Europa," war die Antwort. „Und der Schnaps?" „Auch aus Europa." „So dann gebt Ihr zu, daß ich den Schnaps kenne?" „Ja, Du kennst ihn," sagten sie. „So will ich Euch sagen, daß der Schnaps keine Kraft hat, d. h. keine Nahrung enthält; im Gegenteil, die leibliche und geistige Kraft, die ihr besitzt, zerstört er." Dazu erzählte ich ihnen eine Geschichte, wie ein starker, junger Mann in Europa sich so ans Schnapstrinken gewöhnte, daß er in seinem 32. Lebensjahre nichts mehr essen konnte und abgemagert wie ein Skelett starb. „Also keine Nahrung ist der Schnaps, fuhr ich fort, sondern Gift. Dasselbe raubt Euch Euren Verstand und Eure Kraft und tötet Euch. Wir Missionare sind nun gekommen, nicht daß wir Euren Tod wollen, sondern daß Ihr leben sollt, nicht daß Ihr dumme Leute, sondern daß Ihr weise werdet nicht nur für dieses Leben, sondern für ewig." Ich erwähnte nun, daß ihre Landsleute uns immer entgegnen: „Eure Brüder bringen uns den Schnaps, darum trinken wir ihn." O welche Sünde und Verantwortung lastet auf denen, die Schnaps nach Afrika bringen! Es ist himmelschreiend, wie dies Volk durch die Schnapseinfuhr an Leib und Seele ruinirt wird! Deshalb sagte ich den Leuten: „Seht, die Euch den Schnaps bringen, bekümmern sich nicht um Euch, ob es Euch gut oder schlecht geht; ob Ihr durch das Schnapstrinken sterbt und verderbt, darum kümmern sie sich nicht, wenn sie nur ihr Geld haben. Dieser Schnaps ist auch furchtbar teuer. Wenn Ihr für den dritten Teil dieses Geldes von Eurem Palmwein kauft, dann bekommt Ihr vierzig mal so viel, und Euer Palmwein ist gut, enthält Nahrung u. s. w. Also der Schnaps ist teurer und schlechter als der Palmwein; er ist Gift, das Ihr nicht kennt, während Ihr den Palmwein kennt und wißt, wie viel Ihr davon trinken könnt." Darauf sagten sie unter einander, einer zu dem andern: „Er spricht die Wahrheit." Sie standen mit fröhlichen Gesichtern auf und dankten mir mit dem Versprechen, keinen Schnaps mehr zu trinken. Doch das Versprechen werden die meisten kaum halten, da sie zu sehr von dem Schnapsteufel eingenommen sind."

Dr. H. Christ, der Vizepräsident des Basler Missionskomitees, hat in einem Vortrage geradezu erschütternde Mitteilnngen gemacht von der Zerstörung, welche der Branntwein in Kamerun anrichtet.**) Es sind besonders die Leichenfeiern, bei denen er seine Rolle spielt.

„Missionar St. berichtet uns, wie er in Mulimba auf eine solche Totenfeier stieß: Wie besessen tanzten johlende und kreischende Gruppen auf und nieder,

*) Vgl. Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft, 1896, Seite 11.

**) Vgl. Evangel. Missions-Magazin, 1895 Seite 505—510, Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission.

unheimlich rollten die Augen in den verzerrten Gesichtern. Alles drehte sich wie im Taumel, entflammt durch den Genuß des Branntweinfusels, der, in weite Becken entleert, mit großen Trinkgläsern geschöpft, den erhitzten Tänzern und den umstehenden Zuschauern in freigebigster Weise kredenzt wurde. — Unverrichteter Sache mußten die Missionare abziehen; zu einer Ansprache konnte es nicht kommen."

An der Goldküste, wo einer der Basler Brüder selbst mit angesehen hat, „wie bei der Bestattung eines Krumannes ihm seine Kameraden unter mancherlei Zeremonien Schnaps in den Sarg schütteten," hat sich folgende Gewohnheit herausgebildet:

„Ein Armer hat bei einer solchen „Totenkostüme" etwa 30 Mark, ein Wohlhabender 100 Mark und mehr für Branntwein aufzuwenden, will er nicht der Verachtung des Stammes und dem Zorn des Toten und des Fetisch anheimfallen. Wer kein Geld hat, muß oft genug dem Gläubiger, der ihm borgt, ein Kind zum Pfande, d. h. als Sklaven, bis zur Abzahlung der Schuld ausliefern."

Was vorhin von dem Vorkommnis in Mulimba berichtet ist, zeigt, daß in Kamerun die gleiche Gewohnheit herrscht, wofür auch der Umstand spricht, daß „in Bonandolo bei der Beerdigung eines gewöhnlichen Dorfhäuptlings für 500 Mark Schnaps verbraucht wurde."

Dazu kommt, daß diese Art der Leichenfeiern erst durch die Einführung des Branntweins entstanden zu sein scheinen, wie aus folgenden Bericht eines Missionars hervorgeht:

„Ich ließ mir von den Eingeborenen erzählen, daß früher, ehe man hier den Branntwein kannte, bei heidnischen Festen zwar getrommelt, gesungen und getanzt worden sei, aber nicht getrunken, an vielen Orten nicht einmal Palmwein, da derselbe nicht überall zu haben ist. Man aß und brachte dem Fetisch ein Huhn, Yams und Pisang. Niemand fiel es ein zu sagen: „wenn nur auch wieder jemand sterben würde; man hat schon so lange nichts mehr zu trinken bekommen." Mit eigenen Ohren aber habe ich sagen hören: „Es giebt doch in der Stadt alte Weiber genug; wenn alle 14 Tage oder drei Wochen eine davon starben würde, dann hätte man doch immer genug zu trinken," nämlich mmorosa d. h. Branntwein." *)

Ja so tief ist die Pest bereits eingedrungen, daß ein förmlicher Branntwein-Kultus eingerichtet ist. Davon lesen wir im 79. Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft:

„Die dort (d. h. in den Mulimbastädten) abgeschafften Götzendienste wieder einzuführen, gelang der heidnischen Partei nicht, dagegen führten einige den in Dualla gebräuchlichen Schnapsgötzen Almela ein. Die Anhänger desselben, die „Almelakirche", wie sie sich nennen, äffen das Christentum nach. Wer in ihre Sippe eintreten will, muß nach der Art der Taufbewerber „Bewerber" sein. In einer Prüfung muß er nachweisen, daß er irgend welche Schandthaten verübt hat; dann erfolgt seine Aufnahme durch eine Taufe, die der baptistischen Taufe durch Untertauchen nachgemacht ist. Sobald der Getaufte aus dem Wasser steigt, erhält er ein Glas Schnaps, das fortan sein Gott sein soll; sodann wird er zum Schnapssaufen und allerlei Schandthaten verpflichtet. In den Versammlungen, die Sonntags gehalten werden, nimmt der Anführer ein Buch und thut, als ob er lese. Gegenstand seines Vortrags und der Unterhaltung sind das Saufen und andere Laster. Manche Leute von Bongo haben sich in diese Sippe aufnehmen

*) Vgl. Zahn, Der westafrikanische Branntweinhandel. Erwiderung auf die offene Antwort des Herrn Reichstagsabgeordneten A. Woermann. Gütersloh, Bertelsmann, 1886.

lassen, besonders weil verbreitet wurde, die Sache stamme aus Europa und die Almelakirche sei eine der vielen dort verbreiteten Kirchengemeinschaften."

Es ist dies der größte Schade, den die Branntweineinfuhr im Gefolge hat, daß sie einen schier unüberwindlichen Damm gegen die Verbreitung des Christentums aufrichtet und ihn unaufhörlich verstärkt. Hier bei uns in der Heimat verschwindet Gottesfurcht und christliche Sitte und Ordnung, wo der Schnaps in einem Hause das Regiment führt. Und da draußen in unsern Kolonien soll das alles doch erst gepflanzt und groß gezogen werden! Nach den angeführten Zeugnissen ist es zu verstehen, was ein Missionar schreibt: „Daß der Fetischdienst und die Vielweiberei überwunden werden können, ist auch vor Menschenaugen keine Unmöglichkeit, ja wir sind dessen gewiß; aber den Branntweinteufel zu bewältigen **scheint** eine Unmöglichkeit zu sein, und diese Schuld hat Europa auf dem Gewissen." *)

Die Jahresberichte der Norddeutschen und der Basler Missionsgesellschaft beweisen, daß in Togo und Kamerun die Missionare je länger je mehr mit ihrer Predigt des Evangeliums bei den Eingeborenen Eingang finden. Im Laufe des Jahres 1894 sind dort 277, hier 285 Heiden getauft. Welch eine gute Aussicht für die Zukunft, wenn nicht der Branntwein für die Missionsthätigkeit ein so großes Hindernis wäre. Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß trotz dieses Hindernisses das Reich Gottes auch in Togo und Kamerun wachsen wird, aber einmal könnte es ungestörter sich ausbreiten, und zum andern würden nicht so viele gegen das Christentum sich verschließen, wenn die Spirituosen nicht die Völker moralisch und religiös zu grunde richteten.

Gegen den Schluß seines letzten Jahresberichts über das Werk der Basler Missionsgesellschaft klagt Herr Inspektor Oehler: „Sehr schmerzlich ist die immer weitere Ausdehnung des Schnapshandels in Kamerun. „Der Schnaps," schreibt ein Bruder, „dieses unheilvolle Zerstörungsmittel alles Fortschritts und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, und der mächtigste Götze im Lande ist bereits der Schnaps. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst." Die Empfänglichkeit der Kamerunbevölkerung für Christentum und Kultur würde zu schönen Hoffnungen für das Land berechtigen, aber es ist leider zu fürchten, daß seine Bewohner in demselben Maße, als der Branntweinhandel gedeiht, **moralisch, physisch und wirtschaftlich zu Grunde gerichtet werden.** Unsere Christen muten wir zu, sich vom Branntwein und Branntweinhandel unberührt zu halten. Sie scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. Bis jetzt haben sie sich im ganzen standhaft gehalten und gehen auch gegen Uebertreter

*) Vgl. Zahn, Der westafrikanische Branntweinhandel. Seite 27.

des Branntweinverbotes mit Zuchtmaßregeln vor ohne Ansehen der Person. Aber der Kampf ist schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in das unglückliche Land ergießt, für die Neger starke Versuchungen und denen, welche darin unterliegen, Verderben bringend."

3. Die Folgen der Branntwein-Einfuhr für den Handel.

Wenn wir auf die Folgen der Branntwein-Einfuhr für den legitimen Handel zu sprechen kommen, so muß zunächst eine Behauptung zurückgewiesen werden, die der thatsächlichen Begründung durchaus entbehrt. Das ist die Behauptung, es sei unmöglich mit dem Neger zu verkehren und besonders mit ihm Handel zu treiben, ohne daß man ihn durch Darbietung von Branntwein dazu willig mache. Die sämtlichen Missionsstationen in Afrika, die nach Hunderten zählen, sind der Beweis dafür, daß dieser Grund ein leerer, durchaus nichtssagender ist. Welcher evangelische Missionar nimmt wohl für eine noch so weite Reise Schnaps mit, um dadurch sich eine willige und freundliche Aufnahme zu verschaffen! Man denke sich nur einen Missionar, der Schnaps austeilt! Und doch finden diese Männer Eingang; und doch gewinnen sie, je länger sie unter einem Volke wohnen, um so größeren Einfluß!

Aber für den Handel kann man den Branntwein nicht entbehren. Auch das ist eine durch Thatsachen als falsch erwiesene, faule Ausrede. Wir nennen hier 6 deutsche Handelsfirmen, welche aus ihrem Geschäft den Branntwein prinzipiell fern halten. Es sind folgende Häuser: 1) J. K. Vietor und 2) Fr. M. Vietor Söhne in Bremen, 3) die Missions-Handlungs-Gesellschaft in Basel, 4) Chevalier u. Co. in Stuttgart, 5) Chr. Nottmann und 6) K. Müller in Hamburg. Daß einige dieser Firmen bereits mehr als 30 ja mehr als 40 Jahre in Westafrika thätig sein können, zeigt, daß ein Handel mit den dortigen Negern sehr wohl ohne Schnaps möglich ist; daß sie aber so lange bereits thätig sind, beweist, daß sie mit dem entsprechenden Nutzen arbeiten, obwohl sie um des Gewissens willen zum Heil und Wohl ihrer schwarzen Kunden Branntwein nicht verkaufen.

Unser Handel mit unseren Kolonien ist also, das steht außer allem Zweifel, in keinerlei Weise bedingt durch den Branntwein. Ja es sind der Stimmen viele laut geworden, welche sagen, daß der Schnapshandel den Ruin des legitimen Handels herbeiführt. Eine große Aktien-Gesellschaft hat aus dieser Ueberzeugung die praktische Konsequenz gezogen. Es ist die englische Royal-Niger-Company. Wir thun den Herren gewiß nicht Unrecht mit der Annahme, daß sie in ihren Maßnahmen sich in erster Linie nicht von humanitären, sondern von finanziellen Rücksichten leiten lassen. Nun ist man ja freilich in Deutschland gegen alles, was englischerseits gegen die Branntwein-Einfuhr nach Westafrika gesagt und gethan wird, sogleich mit dem Einwurf bei der Hand: die Engländer wollen nur die deutschen Spirituosen fern halten, um lauter englische Produkte einführen zu können. Aber das trifft hier nicht zu. Denn

lassen, besonders weil verbreitet wurde, die Sache stamme aus Europa und die Almelakirche sei eine der vielen dort verbreiteten Kirchengemeinschaften."

Es ist dies der größte Schade, den die Branntweineinfuhr im Gefolge hat, daß sie einen schier unüberwindlichen Damm gegen die Verbreitung des Christentums aufrichtet und ihn unaufhörlich verstärkt. Hier bei uns in der Heimat verschwindet Gottesfurcht und christliche Sitte und Ordnung, wo der Schnaps in einem Hause das Regiment führt. Und da draußen in unsern Kolonien soll das alles doch erst gepflanzt und groß gezogen werden! Nach den angeführten Zeugnissen ist es zu verstehen, was ein Missionar schreibt: „Daß der Fetischdienst und die Vielweiberei überwunden werden können, ist auch vor Menschenaugen keine Unmöglichkeit, ja wir sind dessen gewiß; aber den Branntweinteufel zu bewältigen **scheint** eine Unmöglichkeit zu sein, und diese Schuld hat Europa auf dem Gewissen." *)

Die Jahresberichte der Norddeutschen und der Basler Missionsgesellschaft beweisen, daß in Togo und Kamerun die Missionare je länger je mehr mit ihrer Predigt des Evangeliums bei den Eingeborenen Eingang finden. Im Laufe des Jahres 1894 sind dort 277, hier 285 Heiden getauft. Welch eine gute Aussicht für die Zukunft, wenn nicht der Branntwein für die Missionsthätigkeit ein so großes Hindernis wäre. Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß trotz dieses Hindernisses das Reich Gottes auch in Togo und Kamerun wachsen wird, aber einmal könnte es ungestörter sich ausbreiten, und zum andern würden nicht so viele gegen das Christentum sich verschließen, wenn die Spirituosen nicht die Völker moralisch und religiös zu grunde richteten.

Gegen den Schluß seines letzten Jahresberichts über das Werk der Basler Missionsgesellschaft klagt Herr Inspektor Oehler: „Sehr schmerzlich ist die immer weitere Ausdehnung des Schnapshandels in Kamerun. „Der Schnaps," schreibt ein Bruder, „dieses unheilvolle Zerstörungsmittel alles Fortschritts und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, und der mächtigste Götze im Lande ist bereits der Schnaps. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst." Die Empfänglichkeit der Kamerunbevölkerung für Christentum und Kultur würde zu schönen Hoffnungen für das Land berechtigen, aber es ist leider zu fürchten, daß seine Bewohner in demselben Maße, als der Branntweinhandel gedeiht, **moralisch, physisch und wirtschaftlich zu Grunde gerichtet werden.** Unsere Christen muten wir zu, sich vom Branntwein und Branntweinhandel unberührt zu halten. Sie scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. Bis jetzt haben sie sich im ganzen standhaft gehalten und gehen auch gegen Uebertreter

*) *Vgl. Zahn*, Der westafrikanische Branntweinhandel. Seite 21.

des Branntweinverbotes mit Zuchtmaßregeln vor ohne Ansehen der Person. Aber der Kampf ist schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in das unglückliche Land ergießt, für die Neger starke Versuchungen und denen, welche darin unterliegen, Verderben bringend."

3. Die Folgen der Branntwein-Einfuhr für den Handel.

Wenn wir auf die Folgen der Branntwein-Einfuhr für den legitimen Handel zu sprechen kommen, so muß zunächst eine Behauptung zurückgewiesen werden, die der thatsächlichen Begründung durchaus entbehrt. Das ist die Behauptung, es sei unmöglich mit dem Neger zu verkehren und besonders mit ihm Handel zu treiben, ohne daß man ihn durch Darbietung von Branntwein dazu willig mache. Die sämtlichen Missionsstationen in Afrika, die nach Hunderten zählen, sind der Beweis dafür, daß dieser Grund ein leerer, durchaus nichtssagender ist. Welcher evangelische Missionar nimmt wohl für eine noch so weite Reise Schnaps mit, um dadurch sich eine willige und freundliche Aufnahme zu verschaffen! Man denke sich nur einen Missionar, der Schnaps austeilt! Und doch finden diese Männer Eingang; und doch gewinnen sie, je länger sie unter einem Volke wohnen, um so größeren Einfluß!

Aber für den Handel kann man den Branntwein nicht entbehren. Auch das ist eine durch Thatsachen als falsch erwiesene, faule Ausrede. Wir nennen hier 6 deutsche Handelsfirmen, welche aus ihrem Geschäft den Branntwein prinzipiell fern halten. Es sind folgende Häuser: 1) J. K. Vietor und 2) Fr. M. Vietor Söhne in Bremen, 3) die Missions-Handlungs-Gesellschaft in Basel, 4) Chevalier u. Co. in Stuttgart, 5) Chr. Rottmann und 6) K. Müller in Hamburg. Daß einige dieser Firmen bereits mehr als 30 ja mehr als 40 Jahre in Westafrika thätig sein können, zeigt, daß ein Handel mit den dortigen Negern sehr wohl ohne Schnaps möglich ist; daß sie aber so lange bereits thätig sind, beweist, daß sie mit dem entsprechenden Nutzen arbeiten, obwohl sie um des Gewissens willen zum Heil und Wohl ihrer schwarzen Kunden Branntwein nicht verkaufen.

Unser Handel mit unseren Kolonien ist also, das steht außer allem Zweifel, in keinerlei Weise bedingt durch den Branntwein. Ja es sind der Stimmen viele laut geworden, welche sagen, daß der Schnapshandel den Ruin des legitimen Handels herbeiführt. Eine große Aktien-Gesellschaft hat aus dieser Ueberzeugung die praktische Konsequenz gezogen. Es ist die englische Royal-Niger-Company. Wir thun den Herren gewiß nicht Unrecht mit der Annahme, daß sie in ihren Maßnahmen sich in erster Linie nicht von humanitären, sondern von finanziellen Rücksichten leiten lassen. Nun ist man ja freilich in Deutschland gegen alles, was englischerseits gegen die Branntwein-Einfuhr nach Westafrika gesagt und gethan wird, sogleich mit dem Einwurf bei der Hand: die Engländer wollen nur die deutschen Spirituosen fern halten, um lauter englische Produkte einführen zu können. Aber das trifft hier nicht zu. Denn

die Royal-Niger-Company hat aus dem Zoll der eingeführten Spirituosen bedeutende Einnahmen; sie hätte also durch eine Begünstigung dieser Einfuhr nur Vorteil. Trotzdem ist es ihr Bestreben ihr Gebiet gegen den Branntwein abzuschließen. Ihr Gouverneur Sir George Goldin zitierte in einer am 27. Februar 1895 dem Native Races and Liquor Traffic United Committee erstatteten Mitteilung die vom verstorbenen Lord Aberdare im Juli 1890 an die Aktionäre der Royal-Niger-Company gehaltene Ansprache, worin folgende Stelle vorkommt: „Wir haben ohne Säumen uns dies internationale Uebereinkommen (die „Brüsseler Generalakte") zu nutze gemacht und heute Morgen ein Reglement aufgestellt, welches den Import von Spirituosen für Kauf oder Tausch in allen der Jurisdiktion der Company unterstellten, vom 7. Grad nördl. Br. gelegenen Gegenden absolut verbietet; d. h. für ca. $^{19}/_{20}$ der Länder, über welche die Company laut Vertrag Jurisdiktionsrechte hat. Wir hoffen zuversichtlich, der Tag sei nicht mehr fern, wo dieselbe Maßregel auch im letzten Zwanzigstel unserer Territorien durchgeführt werden kann." Und diese Maßnahmen haben die Leiter der Niger-Company getroffen, „geleitet von dem erleuchteten Selbstinteresse, welches es als ein Axiom annimmt, daß der dauernde Erfolg der Gesellschaft einen allgemeinen und fortschreitenden Handel nötig macht und daß dieser nicht auf Branntweinhandel gegründet sein kann." „Kein Geschäft, das vornehmlich auf Spiritushandel basiert, kann gesund und dauernd sein."

Ganz gewiß nicht. Denn der Schnapshandel ruiniert den Volkswohlstand. Er zerstört zum Schaden des ganzen Handels die Gebiete, aus welchen dieser seine Vorteile ziehen will. Der Branntweinhändler gleicht jenem Manne, der den Ast von dem Baume absägte, auf dem er selber saß. In den afrikanischen Schutzgebieten hat der Schnaps genau dieselben Folgen für den Handel wie bei uns hier im Mutterlande. Auch der dem Trunk verfallene Neger, ja schon überhaupt der Neger, der erst einmal den Branntwein kennen gelernt hat, hat nur noch dies eine Verlangen: Schnaps, Schnaps und wieder Schnaps! Er lebt nur seinem Laster und wenn er arbeitet, thut er es nur, um mit dem Verdienst seinen Schnapsdurst stillen zu können. Er denkt gar nicht daran, die Kulturerzeugnisse sich zu erwerben, welche von Europa zu ihm gebracht werden. Es ist ausgeschlossen, ihn im Laufe der Zeit dahin zu bewegen, sich ein nettes Heim zu gründen, es freundlich einzurichten, oder auf gute, anständige Kleidung zu halten. An dem allen liegt ihm nichts; wenn er nur seinen Schnaps bekommt, so hat er von der europäischen Kultur genug. Es ist Thatsache, daß fast alle, welche bei den europäischen Handelshäusern, die in den Kolonien Niederlassungen haben, Einkäufe machen, zunächst ihren Bedarf an Spirituosen und nur für den Rest ihrer Mittel Zeug und *andere nützliche* Sachen einhandeln. So liegt es auf der Hand, daß *der Branntweinhandel* dem legitimen Handel mit den guten Kulturartikeln, *wie Manufaktur-*, Eisenwaaren, Steinzeug u. dgl. erheblich

beschränkt. Ja es steht danach sogar zu erwarten, daß der Schnapshandel immer mehr den übrigen Handel zurückdrängt, und daß das apodiktische Wort: „Der Spirituosenhandel ist der Ruin des Handels“ einmal buchstäblich wahr wird, wenn dem „Greuel der Verwüstung“ nicht energisch gesteuert wird.

Capitän Lugard hat in einem Vortrage vor der „Königlichen geographischen Gesellschaft von England“ am 1. Juli 1895 die verheerende Wirkung des Branntweins geschildert: „Ich bedauere, sagen zu müssen, daß das edle Volk, die Yoruba, vielleicht daß edelste in Westafrika, mehr und mehr demoralisiert wird durch den Import ungezählter Gallonen billigsten und schädlichsten Sprits aus Hamburg und Liverpool. Dieser Import hat den legitimen Handel erwürgt; seit ihrer Verbindung mit dem englischen Handel stehen die Eingeborenen schlechter da als zuvor. Für seinen großen Export von Palmöl, Kautschuck, spanischem Pfeffer, Butter, Indigo und anderen Produkten sollte der Yoruba nun, nach so vielen Jahren, im Besitze einer Menge von Kleidungsstücken und anderen nützlichen europäischen Artikeln sein; statt dessen hinterläßt er seinen Nachkommen meist als einziges Erbstück leere Schnapsflaschen und eine geschwächte Konstitution.“

Wir schreiben dem Handel eine große Kulturaufgabe zu. Wir begrüßen ihn als einen Bundesgenossen der Mission in der Ausbreitung christlicher Zivilisation. Sollte aber nach wie vor, Jahr aus Jahr ein durch ihn ohne Unterbrechung der Giftstrom schlechtesten Fusels in unsere Kolonien geleitet werden, so erweist er sich jener hohen und hehren Aufgabe unwürdig, so bedeutet er für unsere Schutzgebiete nicht Heil, sondern Verderben, nicht Wohlthat, sondern Fluch. Er allein ist's dann, der aus unseren aussichtsvollen Kolonien dieselben Totenfelder gemacht hat, wie ein solches Lugard im Lande der Yoruba gefunden hat.

Wir haben schon oben den Schluß gezogen, daß der Handel mit dem Vertrieb von Spirituosen sich selbst schadet. Wir können denselben durch ein statistisches Ergebnis als zutreffend belegen. In der englischen Goldküstenkolonie wurden im Jahre 1882 Stahlwaren im Werte von 20 701 Pfd. Sterl. eingeführt, nach 11 Jahren, im Jahre 1893, aber nur noch für 12 440 Pfd. Sterl. Dem gegenüber ist der Wert der eingeführten Spirituosen in derselben Zeit von 66 950 Pfd. Sterl. auf 98 820 Pfd. Sterl. gestiegen.*) Es wächst der Branntweinhandel also in der That auf Kosten des legitimen Handels. Und das leuchtet ja ein, daß das Ende da nur das Aufhören des Handels überhaupt sein kann. Es hat demnach Herr A. Woermann völlig Recht, wenn er am 4. Februar 1885 im deutschen Reichstag es als seine persönliche Meinung ausgesprochen hat, „daß

*) Vgl. *Poisoning of Africa Papers.* — Nr. 3. Some westafrican statistics. *Seite 2.*

es ein Vorteil für den Handel wäre, wenn der Schnapshandel aufhören könnte."

Die Statistik, welche für unsere beiden „Schnaps-Kolonien" uns zu Gebote steht, umfaßt erst zu wenige Jahre, als daß es möglich wäre, ein abschließendes Urteil über den Einfluß des Branntweinhandels auf den übrigen Handel auf ihrem Grunde sich zu bilden. Immerhin aber legt sie die Befürchtung nahe, daß auch in unseren Schutzgebieten das Resultat, welches in der englischen Goldküstenkolonie sich herausgestellt hat, zu Tage treten wird. Denn aus unserer Tabelle I ergiebt sich, daß in Kamerun in den angezogenen 4 Jahren der Wert der eingeführten Spirituosen von 13 auf 15,10 Prozent vom Wert der Gesamteinfuhr gestiegen ist, während der Wert der Baumwollenwaren-Einfuhr nur von 27,81 auf 29,79 Prozent gestiegen ist. Bei beiden Einfuhrartikeln beträgt also die Steigerung rund 2 Prozent. Es ist aber gewiß ein Uebelstand, daß der Branntwein mit den Baumwollenwaren im gleichen Schritt und Tritt marschiert. Es wird nicht lange währen, das steht zu befürchten, so hat er die letzteren überflügelt, wie das in Togo bereits der Fall ist. Denn hier hat der Prozentsatz der Baumwollenwaren gegen 1891 im Jahre 1894 bereits etwas abgenommen, da sich 28,97 Prozent von 1891 und 27,59 Prozent in 1894 gegenüberstehen, während die Branntwein-Einfuhr in demselben Zeitraum in ihrem Verhältnis zur Gesamteinfuhr um 6,10 Prozent zugenommen hat.

Nach alle dem ist es Pflicht der Selbsterhaltung, daß der Handel selber energisch an der Ausrottung des Branntweinhandels mit arbeitet, der ihm „die Henne tötet, welche die goldenen Eier legen soll", und ihm selbst den Lebensnerv durchschneidet. Er ist es auch seiner Ehre schuldig, daß er gegen diesen Greuel auftritt. Denn er wäre gerichtet, wollte er fortfahren unsere Kolonien zu vergiften, und er wäre gebrandmarkt, erwiese er sich unzugänglich für alle Vorstellungen, die im Interesse derer ihm gemacht werden, von denen er Vorteil, Verdienst und Reichtum für sich erwartet. Noch dürfte es Zeit sein, aber es ist hohe Zeit, gar bald könnte es zu spät werden, daß der Handel den recht verstandenen eigenen Interessen und den elementarsten Forderungen christlicher Humanität Rechnung trägt und an die Abstellung eines Notstandes Hand anlegt, den er selbst und zwar er allein verschuldet hat. Wir stehen ja nicht allein mit dieser Forderung und Erwartung. Wir haben weite Kreise unseres Volkes auf unserer Seite. Auf dem im August 1895 in Basel abgehaltenen fünften „internationalen Congreß gegen den Misbrauch geistiger Getränke" sind zu gunsten der Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels Vorträge gehalten, deren Ziele durchaus gut geheißen sind. Damit ist seitens dieses internationalen Kongresses *eine Resulution* so zu sagen sanktioniert, welche der „Deutsche Verein *gegen den Misbrauch geistiger* Getränke" auf seiner Jahresversammlung *in Dresden bereits am* 28. Mai 1885 gefaßt hat. Sie lautet:

„So große Hoffnungen von weiten Kreisen unseres Volkes auf die deutschen Kolonialbestrebungen gesetzt werden, so peinlich hat das Bekanntwerden genauerer Daten über den deutschen Handel in Afrika berührt. Es hat sich ergeben, daß dieser Handel zu einem erheblichen Teile sich damit beschäftigt, die Eingeborenen mit Spirituosen, und zwar der schlechtesten Beschaffenheit, zu versehen. Alle Kenner der dortigen Verhältnisse bezeugen, daß durch den Schnapskonsum die Neger an Leib und Seele herabkommen und immer kulturunfähiger werden, somit auch die Bedingungen für einen fortschreitenden Handelsverkehr, besonders für den Import industrieller Erzeugnisse, immer ungünstiger sich gestalten müssen. Zu dieser materiellen Erwägung tritt die moralische, gewiß nicht minder wichtige und entscheidende, daß jener Handel der Ehre Deutschlands nicht würdig ist. Die Rücksicht auf die deutschen Handeltreibenden und auf die bisherigen Zustände an der afrikanischen Küste muß ihr Gegengewicht und ihre Beschränkung finden durch die Rücksicht auf die geistige und sittliche Schwäche, sowie die Erziehungsbedürftigkeit der Eingeborenen und auf das moralische Bewußtsein der deutschen Nation. Der Vorstand des „Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke", welcher jetzt 6000 Mitglieder aus allen Ständen und politischen Parteien zählt, erachtet sich für verpflichtet, diese Auffassung zu entschiedenem Ausdruck zu bringen, und spricht deshalb der Reichsregierung das Vertrauen aus, daß dieselbe die geeigneten Maßnahmen ergreifen werde, um auch in dieser Frage die Ehre des deutschen Namens zu wahren."

4. Gründe, welche zur Vertheidung des Branntweinhandels angeführt werden.

Wenn etwas vertheidigt werden soll, wird man stets Gründe finden. Auch für den afrikanischen Branntweinhandel hat man Gründe gesucht — und gefunden. Den einen, daß man im gesamten Verkehr und besonders im Handel mit den Negern des Schnapses nicht entraten könnte, haben wir oben bereits als keineswegs stichhaltig nachgewiesen. Wir wollen hier aber noch hinzufügen, daß es einsichtsvolle Neger giebt, welche in der Erkenntnis der ihrem Volke durch die Branntweinpest drohenden Gefahr den Schnaps, wer weiß wohin? wünschen. Erinnert sei hier nur an den edlen Khama, den König der Bamangwato, der durch sein energisches Vorgehen den Branntweinhandel auch jetzt noch von den Grenzen seines Landes fernzuhalten verstanden hat, wo er sich und sein Volk unter die englische Oberhoheit gestellt hat. Jüngst hat ein Heide in einem auf der Goldküste erscheinendem englischen Blatte sich dahin geäußert: „Der Gouverneur sollte einfach den Leichentrunk verbieten. Von dem Gouverneur, der das thäte, würde man noch lange reden als von einem Wohlthäter am Lande, und sagen: Gott schütze ihn!" *) Und im Togolande haben die Christen auf der Station We nach dem Bericht der „Norddeutschen Missionsgesellschaft" aus eigenem Antriebe beschlossen, „kein Christ solle Branntwein trinken, oder an solchen Festlichkeiten oder Arbeiten theilnehmen, wo Branntwein geschenkt werde." Man thut den Negern, auch denen in unseren Kolonien Unrecht, wenn man sagt, man könne mit ihnen nur handeln oder überhaupt Verkehr halten, wenn man ihnen Schnaps bietet.

*) Vgl. Evangel. Missions-Magazin 1895, Seite 507.

Man wird vergebens versuchen, damit das Verfahren zu entschuldigen, welches ein schweres Unrecht an den bedauernswerten schwarzen Menschenkindern ist, daß man durch Darbietung von Schnaps von ihnen zu erreichen strebt, was man gerade von ihnen erreichen will. So hat Herr Conradt, welcher vom Juli 1892 bis zum Dezember 1893 Leiter der jetzt aufgegebenen Station Bismarckburg war, den Branntwein angewendet. Er erzählt das selbst mit folgenden Worten*): „Am Palmwein betrank sich fast täglich die so einflußreiche Fetischpriesterin „Nunú", so daß ich, wenn ich mit ihr etwas zu verhandeln hatte, stets schon am Vormittag zu ihr gehen mußte, wollte ich sie, die schon so wie eine alte, häßliche Hexe aussah, in irgend einer Angelegenheit sprechen. Ich mußte ihr jedoch stets, wenn ich etwas erreichen wollte, etwas Schnaps mitbringen, welchen sie mit großer Kennermiene stets schluckweise kostete." Ein derartiges Verfahren, zumal von einem Beamten der Regierung geübt, ist schlechthin verwerflich. Auch in unseren afrikanischen Schutzgebieten ist der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" nicht giltig.

Ein anderer Grund zur Vertheidigung der Branntweineinfuhr ist der, daß der deutsche Schnaps weniger gefährlich sei als der Palmwein. Da wird in der Weise argumentiert: Die Neger haben schon ohne unsern Branntwein ein berauschendes Getränk. Es hat also nichts zu bedeuten, wenn wir ihnen noch unsern Schnaps dazu geben. Außerdem bedroht die Bereitung des Palmweins den Palmenbestand. Und schließlich ersehen wir aus Excessen, die von Negern im Palmweinrausch begangen sind,**) daß der Genuß von afrikanischem Palmwein nicht minder schädlich, vielleicht noch viel schädlicher ist, als der Genuß von europäischem Branntwein."***) Danach sollte man ja sogar auf den Gedanken kommen, als sei der Branntwein-Import in wirtschaftlicher und moralischer Beziehung ein Verdienst um unsere Schutzbefohlenen. Damit aber fällt diese ganze Beweisführung in sich zusammen; denn wer zu viel beweist, beweist nun einmal nichts. Außerdem aber ist es doch in der That eine törichte Rede zu sagen, es hat nichts auf sich, wenn wir den Negern zu ihrem Palmwein unsern Branntwein noch hinzugeben. Das heißt aber so viel, als wollte man, nachdem man einen an Lungenspitzen-Katarrh Erkrankten einer Erkältung ausgesetzt hätte, sich damit entschuldigen: was schadet es? Lungenspitzen-Katarrh hat er ja einmal; nun macht es auch nichts mehr aus, wenn er noch eine akute Lungenentzündung dazu bekommt!

*) Vgl. L. Conradt, Das Hinterland der deutschen Kolonie Togo. Petermann's Mitteilungen 1896, Seite 15.

**) Einen solchen Exceß berichtet der stellvertretende Kaiserliche Gouverneur von Kamerun aus dem Yaundelande im „Deutschen Kolonialblatte" 1896, Seite 156: „Mitte Dezember v. Js. wurden zwei Dahomearbeiter der Station Yaunde, welche im Dorfe des Häuptlings Bemisso, etwa 1½ Stunden nördlich der Station, Essen einkaufen wollten, von den Eingeborenen, welche sich, wie dort häufig, am *Palmwein berauscht hatten*, geschlachtet und bei Tanz und Spiel aufgegessen.

***) *Aus der Rede* des Herrn Kolonialdirektor Dr. Kayser im Reichstage am *15. März ds. Js.*

Was aber die Frage betrifft, ob der Palmwein oder der Branntwein schädlicher ist, so geben wir das eingehende, auch nach mancher anderen Beziehung hin schätzenswerte Urteil des Missionar Spieth in vollem Umfange wieder*) Es erschöpft die Frage und darf ohne Zweifel als maßgebend angesehen werden.

„Giebt es überall im Lande Palmwein? Oelpalmen, aus deren Saft der Palmwein bereitet wird, giebt es im ganzen Lande; natürlich nicht überall gleich viel. Wo aber Oelpalmen sind, da wird auch Palmwein gemacht. Die hauptsächlichste Palmweinbereitung fällt in die Monate Dezember bis März. In der sogenannten trockenen Zeit haben die Leute am besten Zeit, sie sind da nicht von ihrer Plantagenarbeit in Anspruch genommen. In den Monaten April bis November sind die Leute hier im Innern auf den Plantagen vollauf beschäftigt. Es können deshalb während dieser Zeit nur solche Palmwein bereiten, denen viele Arbeiter zur Verfügung stehen. In der eigentlichen Regenzeit, Juni und Juli, setzen die Palmen neue Früchte an und entfalten sich neue Blätter. Der Saft ist daher in dieser Regenzeit nahezu ungenießbar; er ist klebrig, läuft langsam ab und wird bald sauer. Dazu kommt der viele Regen, der den Saft verdirbt. In dieser Zeit wird auch von einzelnen Palmwein bereitet, doch sehr selten und nur mit Mühe ist er zu bekommen."

„Wie lange hält sich der Palmwein? Morgens und nachmittags wird der Palmwein eingesammelt. Der am Morgen gesammelte ist süßer als der am Nachmittag gesammelte, letzterer gährt rasch. Aber Morgen- und Abendwein hält sich nur bis zum Abend. Läßt man den einen oder den andern bis zum Morgen stehen, so ist er sauer und als sogenannter safi (Essig) schwer genießbar. Ich sage „schwer genießbar", es müßte richtiger heißen ungenießbar; denn wer nicht ein eigentlicher Säufer ist, trinkt den aχa safi, den Palmweinessig, nicht mehr. Ein anständiger Mann nimmt des Abends 1—2 Liter nach Haus und trinkt das mit seinen Freunden, selten allein. Soll irgend ein „Totenkostüm" abgehalten werden, dann kommt der aχa safi zu Ehren. Ist in einer Familie ein Trauerfall eingetreten, so werden eine Anzahl Palmen gefällt und angezapft. Der daraus abtropfende Saft wird aber nicht verkauft, sondern die Morgen- und Nachmittagssammlung wird in einen großen Topf gegossen. Täglich gießt man wieder frischen Palmwein hinzu und zwar 15 bis 20 Tage lang. Der frische Palmsaft erhält den älteren; um ihn haltbar zu machen, wird auch ein Quantum gestoßenen Pfeffers beigemengt. Ist ein genügendes Quantum gesammelt, dann wird der Tag der Totenfeierlichkeit anberaumt und die Fremden geladen. Bei allen Totenfesten wird bei uns hier und im ganzen uns bekannten Evhelande nur solcher aχa dodoe, aufgesparter Palmwein getrunken. Die Wirkung des aχa dodoe ist eine doppelte. Fürs erste berauscht er außerordentlich rasch und stark; fürs zweite ist er sehr gesundheitsschädlich. Allgemeines Unwohlsein, furchtbare Müdigkeit, Kopfschmerz und Appetitlosigkeit, Leibschmerz und Durchfall sind die unausbleiblichen Folgen. Bedenkt man, daß bei solchen heidnischen Festlichkeiten ungeheuer viele Menschen zusammen zu kommen pflegen, so läßt sich wohl begreifen, daß ein uneingeweihter Zuschauer, oder jemand, der nur Gelegenheit hat, die Folgen dieses Palmweingenusses zu beobachten, zu der Behauptung sich versteigen kann: Der Palmwein schade mehr als der Branntwein."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Vgl. „Die Vertheidigung des überseeischen Branntweinhandels im Reichstage." Vgl. „Weser-Zeitung" vom 8.—10. April 1896.

Die Moscheebauten im Sudan.

Von Herman Frobenius.

(Fortsetzung und Schluß.)

Haben wir bisher die Mandébauten begleitet bis in ihre geschmacklosen und wunderlichen Auswüchse im Comoe- und Senegal-Gebiet, so müssen wir nun wohl auch einen Blick auf die Fulbe werfen, jenes erste durch die mohammedanischen Berber (in Ghanata) berührte Volk, welches mit seinen Heerden allmählich (in Massen seit 1499) über den Sudan sich verbreitete und im Anfang dieses Jahrhunderts mit seiner Ueberwältigung der Haussastaaten den Anfang machte von den großen religiösen Umwälzungen im Sudan, welche unser Jahrhundert charakterisieren.

Von den Moscheen des zehnten Jahrhunderts in Ghanata können wir nichts berichten; es ist aber kaum anzunehmen, daß die Fulbe durch die Berber irgend eine an nördliche Bauten erinnernde Form überkommen hätten. So wie sie ihren Kugelhütten treu geblieben sind, selbst bei ihren weitesten Wanderungen bis in den Süden von Adamaua, wie sie die aus zusammengebogenen Zweigen und Strohdecke zusammengesetzte Nomaden-Behausung höchstens dort, wo sie ansässig wurden, zu größeren Dimensionen erweiterten und mit einer ringförmigen Lehmmauer ausstatteten, so haben sie auch ihre Moscheen in einer dieser Bauweise entsprechenden einfachen Art gehalten. Auf ganz anderem Standpunkt stehen natürlich die Bauten der Fulbe-Fürsten und ihrer Großen in den Haussaländern, wo ganz andere Einflüsse sich geltend machten, als im westlichen Sudan. Davon nachher. Die Moschee in Fouta-Djallon, dem centralen Gebiet der Fulbe-Mischlinge, der Toucouleurs, hat sich dem viereckigen Grundriß durchweg anbequemt; das ist aber das einzige, was von der sonst gebräuchlichen Form der Moscheen auf sie übergegangen ist. Denn über den 4 niedrigen Lehmmauern erhebt sich ein spitzes, pyramidisches Strohdach auf einer ringsumlaufenden höheren Säulenstellung, gestützt bei größeren Verhältnissen durch innere, Schiffe bildende, Reihen hölzerner Pfähle. Bisweilen scheint jedoch auch die runde Form beibehalten zu sein, wie in Dinguiray, dessen Moschee Lieut. Plat mit einem riesigen Champignon ohne Stiel vergleicht. Die Skizze (6) zeigt die Fulbe-Moschee zu Keniero, deren quadratischer, aus niederen Lehmmauern und hohem Strohdach gebildeter Baumbau inmitten eines runden eingezäunten Hofes steht, nach Péroz.

Jene in Fouta-Djallon ausgebildete Form der Moschee ist auch in das, der Toucouleur-Bewegung entsprungene Reich Wassulu übergegangen. Die Bauten, welche Samory in seinen zahlreichen Residenzen aufführte, zeigen alle dasselbe Bild, und die großartigste von ihnen, die Moschee in Bissandugu, ist nichts anderes als ein Quadrat von 40 m Seitenlänge, überdeckt mit einem riesigen Pyramiden-Dach

von 20 m Höhe, dessen ungeschickte Konstruktion einen ganzen Wald von Holz beanspruchte und durch 2 innere Säulenstellungen außer der ringsum laufenden Reihe von geschnitzten Pfeilern getragen wird. Die Wände sollen mit kunstreichen Gesimsen und ebenso die Außenkanten des Daches bis zur halbmondgekrönten Spitze mit architektonischem Schmuck verziert, im Osten endlich in einem Halbrund der Sitz des Marabuts angeschlossen sein. In diesen Bauwerken ist keine

Skizze 6.

Aehnlichkeit mehr zu entdecken mit den mohammedanischen Bauten an der Nordküste, sie sind durchaus eine Anpassung des einheimischen Baustils, welche sich am meisten in der Beibehaltung des zu riesigen Dimensionen entwickelten spitzen Strohdachs dokumentiert.

Es bleibt uns noch übrig, die Moscheebauten in den Haussa-Staaten zu betrachten. Von den drei verschiedenen Elementen der jetzigen Bevölkerung, welche im Laufe der Jahrhunderte nach einander diese Länder überfluteten, kann keine den Anspruch erheben, den bei den Moscheen angewandten rechteckigen Lehmbau erfunden und allgemein geübt zu haben. Die vor der Haussa-Einwanderung bereits ansässigen Stämme, von denen noch einige Reste sich rein erhalten haben, bauten ebenso, wie die Haussa und die Fulbe Rundhütten; nur daß die letzteren als Nomaden ihre kugeligen Gebäude lediglich aus Holz, Stroh und Matten errichteten, während die Urbewohner — wenn man sie gegenüber den nachweislich Eingewanderten so benennen darf — die Wände aus Erde aufführten Die größere Geschicklichkeit, welche sie hierbei beweisen, macht es wahrscheinlich, daß nicht die Haussa ihnen den Bau der Lehmhütten mit Kegeldach erst bekannt machten, sondern daß vielleicht sogar die Haussa es von den Unterworfenen lernten, ihre in Holz erbauten Wohnungen mit den dauerhafteren Lehmmauern zu vervollkommnen. In der Oase Asben, dem wahrscheinlichen Stammlande der Haussa, sind die Strohhütten zu Hause; im Gebiete der Gober treten zuerst die Bongohütten auf, welche für Bornu und die ganzen Haussa-Länder charakteristisch sind, also Kegelhütten mit Lehmwänden, wie sie auch von den Resten der *Urbevölkerung, den heidnischen* Korro, Kado, Yesko ꝛc. nicht anders

gebaut werden; und es scheint mir von Wichtigkeit, daß nach Rohlfs der Hüttenbau in der Richtung von Norden nach Süden sich vervollkommnet, also je weiter hinein in die von den Haussa unterworfenen Gebiete, je später von ihnen okkupiert, desto mehr ist von der Geschicklichkeit der Urbewohner erhalten geblieben.

Ganz unabhängig von diesen runden Lehmbauten mit Strohdach finden wir aber in den Haussa-Ländern viereckige Bauten mit flachem Dach und zwar auffallender Weise, entgegengesetzt jenen, zahlreicher und besser im Norden, zerstreuter und unvollkommener im Süden, sodaß dort, wo die vordringenden Haussa-Fulbe (im Hinterlande von Kamerun) auf das Gebiet der viereckigen Satteldachhäuser stoßen, nicht etwa die naheliegende Umwandlung in flachgedeckte viereckige Häuser Platz greift, sondern die runde Bongohütte den Unterworfenen aufgenötigt wird. Es ist hieraus ersichtlich, daß der flachgedeckte Bau — und zu diesem gehören die Moscheen — den Haussa trotz seiner vielfachen Anwendung doch etwas Fremdes und Nichtzusagendes geblieben ist. Finden wir doch sogar den Versuch, die Bongohütte zum Moscheebau auszugestalten, nemlich an der Nordgrenze des jüngsten Haussa-Staates, in Uba.

Es würde zu weit führen, die Herkunft und Entstehungsweise des Flach-Dach-Stils, der sich gerade in diesen Ländern zu bemerkenswerten Formen entwickelt hat, bis ins Einzelne zu untersuchen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß sich die Lehmbautechnik an den ausgedehnten und mächtige Dimensionen annehmenden Befestigungsanlagen bald entwickeln mußte, daß durch die Haussa-Länder sowohl von Sfonrhai als Bornu aus jedenfalls schon vor Jahrhunderten vielbegangene Handelsstraßen führten und daß wohl auch die Araber schon geraume Zeit ihre Thätigkeit bis hierher ausdehnten, daß also Kanuri- und Araberbauten in den Handelsstädten schon lange bestehen mögen. Der hauptsächlichste Einfluß möchte wohl den Arabern zukommen, denn die Flachdachbauten der Haussa-Staaten haben viel mehr konstruktive Verwandtschaft mit den Bauwerken der Nordküste als mit denen der Kanuri. Und so lassen auch die Moscheen nicht vermuten, daß sie etwa denen in Gogo oder Agades nachgeahmt seien, denn es fehlt ihnen das Hauptstück, welches jene charakterisiert, der Turmbau.

Es scheint zwar, als habe man früher einzelne Moscheen wohl mit Minarets ausgestattet, denn Clapperton spricht von einem Moscheebau in Saria, der einen Turm von 50 Fuß Höhe gehabt habe. Staudinger, welcher 59 Jahre später die Stadt besuchte, giebt zwar zu, daß er nicht alle Moscheebauten dort gesehen habe, behauptet aber, daß es zu seiner Zeit einen solchen mit Minaret nicht mehr gegeben habe. Es ist dieses Fehlen der Türme um so auffallender, als den Haussa der Bau von hohen mehrstöckigen Anlagen durchaus nicht ungewohnt ist. Innerhalb des 10 m hohen Mauergürtels von Kano fand Clapperton in der Residenz des Gouverneurs 3 bis 4 Stock hohe Türme und einen ebensolchen hat er in Bebedji gesehen; zwei-

stöckige Gebäude von bedeutender Höhe erwähnen aber alle Reisenden in Uebereinstimmung.

Um für die Herkunft des Moscheebaustils einigen Anhalt zu gewinnen, müssen wir einen Blick auf den Profanbau werfen; denn von diesem haben wir durch verschiedene Forscher Abbildungen bekommen, während sie von den Moscheen gänzlich fehlen. Dieses hat vielleicht seinen Grund darin, daß in den Haussa-Ländern nicht, wie im westlichen Sudan, der Moscheebau eine bedeutend höhere Stufe einnimmt, als der Profanbau, und sich im Wesentlichen in denselben Formen zu bewegen scheint, wie letzterer; daß also den Reisenden Nichts besonderes, wegen seiner Eigenart des Zeichnens werthes auffiel und daß sie mit ihren Schilderungen lieber bei den stattlichen und vielgestalteten Palastbauten der Fürsten verweilten, als bei den einfachen und eintönigen Cultus-Stätten. Bei Betrachtung der Skizzen von Barth, Flegel und Monteil überrascht uns der Eindruck des Monumentalen, des schwerlastenden, der diesen mächtigen schwach geböschten Mauerflächen, diesen hohen, stark den Eingang betonenden Thorbauten — nicht nur in den Stadtmauern, nein! in jedem Gehöft eines Vornehmen und in jeder Residenz eines Fürsten — innewohnt; es überrascht uns diese labyrinthartige Grundrißanordnung, welche aus den willkürlichsten Combinationen von ein- und zweistöckigen Wohnhäusern, hohen Hallenbauten, Korridoren und Höfen zu einem einzigen Gebäudekomplex sich ergiebt und nicht nur allen bei anderen afrikanischen Völkern beobachteten Anordnungen von Gehöften und fürstlichen Residenzen gänzlich fremd ist, sondern auch von der sonst üblichen Gebäudegruppierung der Haussa völlig abweicht. Nicht weniger fallen uns die Säulen auf, welche — aus Lehm um einen hölzernen Kern geformt — zur Stütze der weit gespannten Decken dienen; sie sind kurz und dick, nach oben verjüngt und lassen deutlich die rohe Nachahmung kapitälartiger Gliederung am oberen Ende erkennen. Das Alles sieht beinahe ägyptisch aus. Was aber dem Merkwürdigen die Krone aufsetzt, sind die Gewölbebauten, die wir hier finden und zwar in der Form von Kuppelgewölben zur Ueberdeckung großer Fest- oder Audienzsäle. Staudinger sah in Kano einen solchen, in dem Hunderte von Würdenträgern und Beamten der Nische des Sultans gegenüber Platz hatten niederzukauern, was immerhin einen Raum von mindestens 100 Quadratmeter voraussetzen läßt, und Clapperton beschreibt einen domartigen Saal in Sokoto, dessen Kuppel, aus 8 Bögen zusammengesetzt, an Stelle des Schlußsteins mit einem großen funkelnden Kupferbecken verziert war. Auf ungefähr ein Drittel der Höhe lief aber eine Gallerie ringsum, von einer Pfeilerstellung getragen und durch 3 Treppen zu ersteigen, von welcher man zu den seitlichen Zimmern des Obergeschosses gelangte. Ein Bau, dem man das Großartige nicht absprechen kann.

In dieser Bauweise macht sich die Absicht geltend, imposante, weite und hohe Räume herzustellen, das Aeußere der Gebäude aber *in großen schmucklosen Massen* zu gliedern. Die hochstrebenden fenster-

losen Untergeschosse, auf welchen die oberen Gemächer mehr vereinzelt und in kleineren Abmessungen aufgebaut sind, die pylonenartigen hochthürigen Eingangsbauten geben ein kastellartiges Aussehen und erinnern an die Kastellbauten der Berber in der Sahara, während die Form der Säulen und die Kuppelgewölbe an die mohammedanischen Bauten Egyptens anklingen. Und von beiden Typen mag etwas in diesen Baustil hineingebracht worden sein. Einen Fingerzeig giebt

Skizze 7.

uns Clapperton, indem er von dem Baumeister, der in Sokoto eine neue Moschee erbaute, erzählt, er sei der Sohn eines früher in Saria ansässigen Meisters gewesen, der in Egypten sich seine Kenntnis der maurischen Bauweise erworben und ihm seine Aufzeichnungen hinterlassen habe. Vielleicht läßt sich nun die von Clapperton erwähnte Moschee mit Minaret in derselben Stadt als eine Arbeit des dort wohnenden Vaters erklären, während der Sohn, den Wünschen der Machthaber entsprechend, sein Augenmerk mehr auf geräumige und kühn konstruierte saalartige Bauwerke richtete. Hochinteressant ist die Moschee, welche er zu Clappertons Zeit in Sokoto errichtete: ein Hallenbau, zwar mit horizontaler Decke, aber diese getragen durch 7 Arkadenreihen mit je 7 Oeffnungen, also ein 8schiffiger, wohl quadratisch gehaltener Bau (von 800 Fuß Seitenlänge). Auch ein kleiner Raum, bestimmt für die Abwaschungen, war hier noch vorhanden, aber offenbar kein größerer Hof mit der Moschee verbunden.

Auch Staudinger hat die Bekanntschaft eines Baumeisters gemacht, leider aber nichts über dessen Herkunft nnd die Quelle seiner Kenntnisse berichtet. In dieser Zeit hatte sich der Geschmack vollständig den Gewölbebauten zugewendet, welche allerdings, wie wir sahen, schon zu Clappertens Zeit bei den Palastbauten in ausgiebiger Weise zur Verwendung kamen. Staudinger hatte Gelegenheit, in Wurno, der Residenz des Sultans von Sokoto, den Bau einer Moschee zu beobachten, und auch die Constructionsweise des Gewölbes kennen zu lernen. Es waren nämlich über einem rechteckigen Grundriß gebogene Holzrippen mit dem unteren Schenkel in die Umfassungsmauern so *eingelassen*, daß zwischen ihren oberen Enden ein Abstand blieb. *Belattet und verflochten*, dann außen und innen mit Lehm geputzt, *gaben sie dem Gewölbe* seinen Halt; die Oeffnung im Scheitel wurde

wohl mit einer leichten horizontalen Decke geschlossen, wenn nicht wie bei den Kuppelsälen in Sokoto und Kano große Metallbecken daselbst angebracht wurden. Eine andere Moschee (in Saria) war in ähnlicher Weise, aber mit gedrückten Bogen überwölbt. Es ist ersichtlich, daß man durch Anwendung dieser Construktion die Säulenstellungen gänzlich vermied und viel leichter hohe und freie Räume herstellen konnte. Freilich entspricht auch die aus Holz und Lehm zusammengeklebte Wölbung der unsoliden Sorglosigkeit, welche die westmohammedanischen Gewölbebauten durchweg charakterisirt. Die erreichten Abmessungen sind aber jedenfalls bedeutende, giebt doch Monteil den Durchmesser der von ihm betretenen Audienzhalle in Kano auf 10—12 m, und die Scheitelhöhe auf 7—8 m an, und Clapperton schätzt die Höhe der oben beschriebenen Halle in Sokoto sogar auf 35—40 Fuß, also 11½—13 m.

So viel Gewicht die Herrscher der Haussa-Staaten und ihre Gouverneure auf die Herstellung würdiger Gotteshäuser legen, so sind sie doch offenbar hierbei nur für sich und ihre Würdenträger bedacht. Hatte doch z. B. das große Sokoto zu Clappertons Zeit einschließlich der neugebauten nur zwei Moscheen. Es ist dieses wohl erklärlich aus der Zusammensetzung der Bevölkerung. Die herrschenden, aber wenig zahlreichen Fulbe sorgen nur für sich, da sie wohl in ihren Augen die einzig wirklich Gläubigen sind. Für die große Masse der Haussa, der Kanuri und der Eingeborenen genügen Gebetplätze, also offene umzäunte Höfe. Wie ersichtlich sind hier also die beiden Theile der Moschee, der Hof und die Gebethalle, ganz geschieden worden, nachdem ihnen in Timbuktu bereits eine wesentlich neue Gruppirung und Bestimmung ertheilt worden war.

In vielgestaltigen Formen hat sich, wie wir sahen, der Moscheebau im Sudan entwickelt, getreu dem Vorgang in allen anderen mohammedanischen Ländern. Wo er durch fremde Baumeister ausgeführt wurde, brachten diese auch das vollkommenere Baumaterial, den gebrannten oder den ungebrannten Ziegel mit und bestrebten sich, auch die in ihrer Heimat gebräuchliche Art der Construktionen, der Raumeinteilung und der Verbindung der verschiedenen Gebäudeteile nach Möglichkeit zur Anwendung zu bringen. Die Ziegel gestatten ihnen, senkrechte Wandflächen herzustellen und die Decken durch Arkaden zu stützen (Timbuktu, Sokoto), sie erleichtern ihnen die Aufführung hoher, durch Treppen zu ersteigender Türme; neben einander kommen die überdeckten Raumanlagen, die Höfe und Türme, zur Ausführung und in der Gruppirung ist zunächst eine Anlehnung an die mauriſchen Moscheebauten zu erkennen. Wie Erscheinungen aus einer anderen Welt stehen noch heute diese ausgedehnten großen Bauten zwischen den Häusern und Rundhütten in Timbuktu, in Bornu, Wadai; wie mag dereinst die große Moschee Timbuktus als ein Weltwunder zwischen den Kugel- und Kegelhütten aus Stroh und Matten hervorgeschaut haben, nicht die kleinste Veranlassung des weitverbreiteten

Rufes von dem Reichtum und der Bedeutung der alten Handelsstadt, welcher Mulai Achmed, den Kaiser von Marokko, dazu verleitete, seine Kriegsschaaren den schwierigen Wüstenmarsch unternehmen zu lassen, um sich der reichen und schönen Stadt zu bemächtigen.

Kein Wunder, daß die großen Sudan-Herrscher solchen Prachtbau nachzuahmen sich bestrebten, daß sie vor allem den Turm nachzubilden und seine Höhe durch ihre Bauwerke zu übertreffen suchten. Wir sahen, wie sie mit ihren unvollkommenen Hilfsmitteln, ein niederes Haus auf's andere türmend, die Stufenpyramide in Gogo erzielten, wie sich aus dieser mit Beibehaltung des Constructionsprinzips, ein flachgedecktes Stockwerk auf's andere zu setzen, die Türme des westlichen Sudan entwickelten, und wie sie in der Hand der Bammana-Mandé zur überwuchernden Zierde der Moscheebauten sich gestalteten. Es ward mit Hilfe des ihnen bekannt gewordenen Ziegelsteins der Raumbau höher und stattlicher, der Turm ihm als Schmuckstück einverleibt und die Moschee der Mandé entwickelt, in welcher die Zwecke des Turms und des Hofes vergessen, letzterer vielfach ganz verschwunden ist. Man könnte diese Mandé-Moscheen vielfach eher für Nachahmungen christlicher Dorfkirchen, als für mohammedanische Kultusstätten halten.

Während im westlichen Sudan die Moschee der Mandé den eigentümlichen Reiz des durchaus vom Profanbauwerk Verschiedenen sich bewahrt hat — und dieses ist nur in der eigentümlichen Verbindung mit dem fantastisch gestalteten Turm begründet — und während sie unter den Flachdachgebäuden und Rundhütten in auffallender Weise hervortritt, scheint sie in den Haussa-Staaten hinter den Palast- und Saalbauten der Herrscher und Großen überall zurückzustehen. Es fehlt ihr der Turm und es mangelt ihr die Großräumigkeit, weil sie nur dem Gottesdienst der Fürsten dient. Der stattliche Kuppelbau wird wohl auch auf sie angewendet, aber erst, nachdem er bei den Profanbauten seine Entwickelung gefunden hat. Der zur Herrschaft gekommene Fulbe hat von dem Haussa gelernt, den Ausdruck der Macht und der Größe in stattlichen Palastanlagen zu suchen und er hat von ihm den fremden Baumeister und den fremden Baustil übernommen. Moscheen kannte der — vor dem Fulbe-Aufstand in der Mehrzahl noch heidnische — Haussa im Allgemeinen nicht, und so ist es natürlich, daß der Moscheebau sich langsam erst entwickelt.

Im westlichen wie im Central-Sudan finden wir aber im Allgemeinen den Flachdachbau angewandt und nur die Fulbe-Toucouleurs machen eine Ausnahme mit Beibehaltung des spitzen Strohdachs und Umformung des Kegels ihrer Hütten in eine vierseitige Pyramide. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese in mächtigen Dimensionen ausgeführten Bauten Samory's auch etwas Imposantes haben; sie übertreffen mit ihrer Höhe alle Türme der Mandé-Moscheen. Vergessen und weggefallen ist aber auch hier der Hof als integrirender Bestand-

teil und soweit wir die neueren Moscheebauten überblicken, sind sie nur überdeckte Raumbauten oder Hofanlagen, erstere meist für die Herrscher, letztere für die — unterworfene — Bevölkerung, eine charakteristische Gestaltung im Lande der Tyrannenherrschaft siegreicher Stämme über die dem Sklavenloos verfallene Urbevölkerung.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 28. April.)

Aus **Deutsch-Südwest-Afrika** klingt der Kriegsruf zu uns herüber. Nachdem in Kolonialkreisen längere Zeit die Frage lebhaft erörtert wurde, ob es zum Kampf mit Eingeborenen kommen würde, ist es vor einigen Tagen zu einem Zusammenstoß zwischen der Schutztruppe und dem räuberischen Stamm der Khauas-Hottentotten gekommen. Es sind in den Kämpfen zwei Offiziere und sechs Mann der Schutztruppe gefallen, ein Offizier ist verwundet worden. Die Hereros sollen noch Ruhe halten; ob dieser Zustand andauern wird, ist sehr zweifelhaft, sie sind sehr auffässig und halten die vom Landeshauptmann, Major Leutwein, gezogenen Grenzen nicht ein; seitdem Hendrik Witbooi, der sie in Schach hielt, besiegt worden ist, sind sie übermütig geworden. Die Hereros sollen in ihrer Gesamtheit leicht 10 000 Mann und mehr aufbringen können. Daher ist es verständlich, daß Major Leutwein auf eine Anfrage geantwortet hat, dieser Macht gegenüber sei die aus etwa 500 Mann bestehende Schutztruppe zu klein. Hoffentlich findet der Gesetzentwurf betreffs Ableistung der Wehrpflicht in den Schutzgebieten die Billigung des Reichstages, zur Zeit steht dem Landeshauptmann eine Art Landwehr von etwa 300 Mann zur Verfügung, bestehend aus ungefähr 130 Mann, die aus der Schutztruppe ausgeschieden und in Südwest-Afrika geblieben sind, und aus ausgebildeten Bastards. —

Der evang. Gemeinde-Kirchenrat zu Windhoek, wohin am Ende des verflossenen Jahres Pastor Siebe von der rheinischen Missionsgesellschaft als Geistlicher gesendet worden ist, bittet um Gaben, damit die Einrichtung des Kirchensystems ermöglicht werden könne; die Kosten belaufen sich auf wenigstens 100 000 Mk. — die Fracht vom Hafen bis Windhoek beträgt für den Centner 20 Mk., und alle Materialien außer den Steinen müssen aus Deutschland bezogen werden! Wir hoffen, daß die Bitte der aus 400 Seelen bestehenden ersten deutsch-evangelischen Gemeinde in einer deutschen Kolonie im Vaterlande aller Orten geneigtes Gehör finde; es wäre auch zu wünschen, daß aus den *für deutsche Gemeinden im* Ausland gesammelten Kollekten auch

Windhoek reichlich bedacht und daß von seiten des Reiches ein ansehnlicher Beitrag gestiftet würde, da die Garnison einen beträchtlichen Teil der Gemeinde bildet.

Endlich ist zwischen Swakopmund und Kapstadt eine direkte Verbindung durch den deutschen Dampfer „Leutwein" hergestellt; derselbe ist in jeder Hinsicht dem englischen Konkurrenz-Dampfer „Nautilus", der bisher allein den Verkehr zwischen Kapstadt und Walfischbai vermittelte, überlegen; man ist der Ansicht in Südwest-Afrika, daß dieses Dampferunternehmen erfolgreich sein wird.

Bei einer Kaiserfeierlichkeit in **Kamerun** hielt der Neger Abel vor den Buschleuten folgende, vom „Basler Missionsmagazin" wortgetreu übersetzte Rede: „Der Deutsche Kaiser ist der mächtigste und klügste Mann der Welt. Er sieht die Schätze im Innern der Erde und läßt sie heraufholen! Er läßt eiserne Fäden um die Welt spannen, und sobald er die Fäden berührt, fahren seine Worte in die Welt hinaus. Er hat Dampfschiffe, die auf trockenem Land herumfahren. Wenn ein Berg im Wege steht, so läßt der Kaiser ein Loch durch den Berg stoßen. Ist ein Fluß im Wege, so baut er eine Straße durch die Luft. Obgleich der Deutsche Kaiser reicher ist als alle anderen Menschen zusammen, so hat er doch nur eine Frau, und obgleich seine Frau die schönste von der Welt ist, so hat er doch nichts für sie bezahlen müssen."

Der bekannte Togoforscher Dr. Gruner kehrt nach Afrika zurück. Daran hat sich die Besorgnis geknüpft, die Reichsregierung habe im Hinterlande von Togo die deutschen Interessen nicht genügend wahrgenommen und es bedürfe noch einer neuen Unternehmung Dr. Gruners, um dieselben sicher zu stellen. Es ist aber außer Zweifel, daß die deutschen Interessen bei den französisch-englischen Verhandlungen genügend berücksichtigt worden sind, auch hat die Reichsregierung im vergangenen Spätherbst zwei Expeditionen in das Hinterland von Togo entsendet, um ihre Interessen auch praktisch wahrnehmen zu lassen. Dr. Gruner kehrt nach Afrika zurück, weil sein Urlaub abgelaufen ist, und er seinen Posten in Misahöhe wieder einnimmt.

Es ist sehr erfreulich, wenn in England eine starke Agitation gegen die sittlich Verderben bringende übermäßige Schnapseinfuhr in Afrika Platz greift; weniger angenehm für unser Volksbewußtsein ist es, daß in England allein Deutschland diese sittliche Verschuldung zugeschoben wird. Was soll man aber von der sittlichen Entrüstung Englands denken, wenn man hört, daß der Spiritushandel in den englischen Kolonien Westafrikas, der 1894 fünf Millionen Mark einbrachte, den deutschen Kaufleuten von ihren englischen Kollegen durch alle möglichen Drangsalierungen aus der Hand gewunden wurde und schwunghaft von ihnen fortgesetzt wird!

In **Deutsch-Ostafrika** hat es unter den Eingeborenen einen *außerordentlich günstigen* Eindruck gemacht, daß die Entschädigungen,

welche der Kongostaat in Sachen Lothaire-Stokes bezahlen mußte, zur Schadloshaltung der im deutschen Gebiet ansässigen Opfer Lothaires benutzt wurden. Zu diesen Opfern gehört auch die eingeborene Frau des Händlers Stokes. Nachdem sie eine Entschädigung erhalten hatte, schrieb sie an den Gouverneur von Wißmann: „An Seine Hoheit, den geliebten und geehrten Scheich, den bana mkubwa (Großen Herrn) den Kaiserlichen Gouverneur v. Wißmann. Es behüte ihn Gott, der Allerhöchste. Danach theilen wir Dir mit, daß wir uns sehr gefreut haben über das, was Du, unser Herr, für uns gethan hast. Vielen Dank unserm Herrn, der seine Pflicht als Sultan kennt. Dir, unserm Sultan und unserem Herrn, dem Sultan von Ulaya (Deutschland) danken wir sehr. Wir, seine Unterthanen, bitten sehr zu Gott für ihn, unsern Herrn. Es vergelte Dir Gott mit tausendfachem Heil. Geschrieben von Raschid bin Ali und bibi Limi (Wittwe von Stokes) am 11. Tage des Ramathan 1313.

Das „Deutsche Kolonialblatt" schreibt: „Der Sultan Machemba ist nach einem Berichte des Kaiserlichen Gouverneurs auf seine Aufforderung am 29. Februar nach Dar-es-Salaam gekommen, um persönlich nochmals seine Unterwerfung anzuzeigen und um Bestätigung des mit ihm abgeschlossenen Friedens zu bitten. Nach mehrtägigem Aufenthalt kehrte er wieder nach Luagalla mit dem Versprechen zurück, seinen Besuch von jetzt ab alljährlich wiederholen zu wollen. Diese Reise nach Dar-es-Salaam kann als erneuter Beweis dafür gelten, daß es Machemba mit seinen Friedensversicherungen durchaus ernst ist; die verschiedenartigen Eindrücke, welche er hier empfing und die sichtbar Eindruck auf ihn machten, in Verbindung mit der guten Aufnahme, die ihm auf Befehl des Kaiserlichen Gouverneurs zu Theil geworden sind, lassen sogar erhoffen, daß er fortan ein dauernder Freund der deutschen Regierung bleiben wird."

Der energische Stationschef von Lindi, Kapitän-Lieutenant z. D. Fromm hat kürzlich sechs freche Araber, welche Sklaven, für die sie Ueberfahrkarten gelöst hatten, nach Sansibar einschiffen wollten, festgenommen und zu 1½jähriger Kerkerstrafe verurteilt. Von den befreiten Sklaven wurden 22, meist Kinder der Lindi gegenüberliegenden Sklaven-Frei- und Zufluchtsstätte „Rosahöhe" auf der Plantage „Perrot" überwiesen, wo dieselben nebst zwei freigekauften Frauen Wohnung und Verpflegung erhielten.

Ueber entsetzliche Sklavengreuel auf Pemba in **Britisch-Ostafrika** bringt die englische „Zansibar-Gazette" vom 4. März einen Artikel, welcher englischen Edelmut und englische Energie in deutliches Licht stellt. Ist da ein Sklave seinem Herrn entlaufen, wird ihm wieder zugeführt und an einen Baum mit den Füßen geschmiedet, erhält täglich zwei Kokosnüsse, um nicht zu schnell zu verhungern und liegt allen Unbilden des Wetters ausgesetzt auf derselben Stelle 7 Monate. Endlich ergeht eine Anzeige, der Sklave und sein Herr werden nach Sansibar gebracht, der Herr wird zu 7 Jahren Kerker, zu einer

Geldstrafe von 5000 Rupies und Ausweisung aus Sansibar und Pemba verurteilt. Wahrhaft großartig erscheint die Justiz Englands, wie ungerecht erscheint da der Vorwurf, England drücke bei materiellem Vorteil, — die Nelkenkultur auf Pemba macht sich nur bei billiger Sklavenarbeit bezahlt — gegen Sklaverei und Grausamkeit ein Auge zu! Doch hat die Sache nach einer Zuschrift von Dr. Hans Meyer an die „Tägl. Rundschau" noch ein anderes Gesicht. Daß es ein englisches Kriegsschiff war, das den Sklaven seinem Herrn zuführte, wird verschwiegen; man hat sich damit einer direkten Verletzung der Brüsseler Akte von 1890 schuldig gemacht, wonach jeder sich an Bord eines Kriegsschiffes flüchtende Sklave unverzüglich frei werden soll. Es waren 3 Sklaven entlaufen und aufgegriffen worden, zwei hat der Herr sofort totpeitschen lassen; wo war die englische Justiz? Sollte erst nach 7 Monaten der englische Vicekonsul Kenntnis von der Grausamkeit erhalten haben, sollte er wirklich geglaubt haben, der Araber werde den Sklaven mit liebevollem Verzeihen aufnehmen? Schließlich ist der Verbrecher dem Sultan von Sansibar zur Einkerkerung übergeben worden, der dem reichen Stammesgenossen wohl bald Gelegenheit geben wird, nach Maskat zu entkommen. — Dr. Meyer schließt seine Zuschrift: „Wer länger in englischen Kolonien gelebt und sich näher darin umgesehen hat, dem ist ja die politische Heuchelei unserer britischen Vettern in ihren mannichfachen Formen etwas so Gewöhnliches geworden, daß er sich über eine neue derartige Erscheinung nicht weiter wundert. Aber bei uns daheim lohnt es sich doch, von Zeit zu Zeit wieder einmal auf einen neuen Fall angelsächsischer Verstellung hinzuweisen, namentlich wenn die englischen Blätter laut über deutsche Zuchtlosigkeit und Barbarei Zeter schreien, wie es in den letzten Monaten fast täglich geschieht."

Mit lebhaftem Interesse sind unsere Augen auf das Vorgehen des uns verbündeten Italien in **Erythrea** gerichtet. Viel Neues ist darüber nicht zu berichten. Der Major Salsa wandert zwischen den beiden Lagern hin und her, trotz der beiderseitigen Versicherungen, man wünsche lebhaft den Frieden, hat er denselben noch nicht zu stande bringen können. Vielleicht sind die Bemühungen nicht ernst gemeint; Italien ist zwar bei Adua besiegt, kann aber jederzeit mit größerem Nachdruck den Krieg fortsetzen, da es dem Dreibund trotz der Lockungen Frankreichs und Rußlands treu geblieben, somit die diplomatische Lage Europas sich nicht verschoben hat und Truppen für Afrika verfügbar sind. Wenn auch das Kabinet di Rudini andere Ansichten über den Wert der Schutzherrschaft über Abessinien hat als Crispi, so braucht und wird sich Italien doch nicht demütigenden Friedensbedingungen unterwerfen. Es ist zu fürchten, daß Frankreich den Negus Menelik zu unerhörten Forderungen aufreizt und ihn damit in sein Verderben treibt. Der Oberbefehlshaber *Baldissera hat es verstanden*, ohne Gefechte den Negus von dem Eintreten *in das eigentliche* Erythrea fern zu halten. Einen kleinen

Erfolg haben die italienischen Waffen in der Nähe von Kassala Anfang April errungen, indem in vierstündigem Kampf etwa 5000 Derwische, die eine Karawane angegriffen hatten, zurückgeschlagen wurden. Die Derwische haben sich über den Atbara zurückgezogen und es kann italienischerseits in Ruhe überlegt werden, ob man Kassala aufgeben will oder nicht; die Besatzung von 2500 Mann könnte an anderer Stelle gute Verwendung finden. Der vorsichtige Baldissera denkt an Ersatz von Adigrat, das der brave Prestinari mit geringer Macht, zu der sich Versprengte aus der Schlacht von Adua gefunden haben, noch immer hält. In Italien wünscht man vor Beginn irgend welcher Feindseligkeiten, daß die 2000 gefangenen Italiener ausgelöst werden möchten, da man nicht sicher ist, ob in dem zivilisierten Christen Menelik nicht plötzlich wieder der Barbar erwachen wird.

Während eben noch die Expedition nach **Dongola** die volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, eine Expedition, die wegen klimatischer Verhältnisse erst im September ein energisches Vorgehen erlaubt und damit den Mahdisten Zeit zur Vorbereitung und zur Entfachung eines neuen, religiösen Brandes im Sudan gelassen hat, sind den Engländern in **Süd-Afrika** neue Verwicklungen entstanden durch den Ausbruch eines Aufstandes im Matebele-Land. In wieweit England diesen Aufstand etwa zu erregen geholfen hat, ob er ihm jetzt gelegen kommt oder nicht, lassen wir dahin gestellt, die Zukunft bringt vielleicht Licht darüber. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß die Unruhen ausbrachen, als Sir Cecil Rhodes wieder auf der südafrikanischen Bildfläche erschien. In der Transvaal-Republik hält man die Zeit für sehr ernst, Präsident Krüger hat ein neues Schutzbündnis mit dem Oranje-Freistaat abgeschlossen und sammelt feurige Kohlen auf Englands Haupt durch fortgesetztes Anbieten von Hilfsmannschaften. In dem neu begründeten Rhodesia sieht es jedenfalls traurig aus, Herr Cecil Rhodes muß seine Erwerbung neu erobern, will er seinen Staat nicht wie ein Kartenhaus zusammenbrechen sehen. Das Land, dessen eingeborene Bevölkerung auf etwa 160 000 Seelen berechnet wird, ist von Weißen dünn bevölkert, die meisten Ansiedler haben sich nach Bulawayo geflüchtet, dessen Verteidigung durch diesen Zuwachs schwierig wird. Ueber die Ursache des Aufstandes sprach sich Missionar Helm, der vor einiger Zeit von Bulawayo in England eingetroffen ist, einem Vertreter des Reuterschen Büreaus gegenüber folgendermaßen aus: „Es ist sehr schwer, eine Ursache für den jetzigen Aufstand anzugeben. Ich glaube aber, daß die Viehfrage die Schuld trägt. Die Eingeborenen sind stets erbost darüber gewesen, daß die britische südafrikanische Gesellschaft ihnen ihr Vieh nimmt. Ende letzten Jahres wurde das Abkommen getroffen, daß die Gesellschaft 45 Prozent nehmen und das übrige Vieh den Eingeborenen lassen wolle. Außerdem mögen manche Weiße die Eingeborenen *grausam behandelt haben.* Daran hat die Gesellschaft keine Schuld.

Diese hat die besten Leute, die sie finden konnte, zu Kommissären für die Eingeborenen ernannt. Verging sich ein Beamter, so hat die Gesellschaft ihn strenge bestraft. Natürlich sind viele Fälle nicht an das Tageslicht gekommen. Ein Fall von Grausamkeit möge Erwähnung finden: Im letzten August oder September glaubte ein weißer Händler, daß einer seiner Leute ihn ermorden wollte. Beweise dafür hatte er nicht. Aber er holte sich einen anderen von seinen Leuten und prügelte ihn fast zu Tode. Dann schnitt er ihm ein Ohr ab und band ihn an den Wagen. Die Sache kam heraus, und der Weiße wurde strenge bestraft. Von sechs solchen Fällen wird selbstverständlich nur einer zur Strafe gezogen. Die Gefangennahme Dr. Jamesons mag auch das ihrige zu der Erhebung beigetragen haben. Mabele, Lobengulas Bruder, weilt jetzt wieder unter den Matabeles. Voriges Jahr verbannte ihn Dr. Jameson aus dem Lande, weil er im Geheimen die Indunas zum Rathe versammelt. Mabele besitzt noch immer viel Einfluß auf seine Landsleute. Wahrscheinlich hat er zum Aufstand geschürt." Es sind verschiedene Plänkeleien und Vorposten-Gefechte vorgefallen, um weitere Angriffe vorzunehmen, seien aber die dortigen Streitkräfte nicht genügend, dahin hat sich der Kriegsrat in Bulawayo entschieden. Es ist beschlossen worden, die Garnisonen des Kaplandes und Natals zu verstärken, um von dort Truppen in das Matabeleland entsenden zu können. H.

Vereinsnachrichten.

Am 16. April hat die diesjährige Hauptversammlung unseres Vereins stattgefunden, die in erfreulicher Weise zahlreich besucht war. Ihr vorauf ging eine Sitzung des Hauptvorstandes. Der Hauptgegenstand der Beratung in derselben war das Gesuch des Pastor Müller, ihn aus dem Amt eines Generalsekretairs des Evangelischen Afrika-Vereins zu entlassen. Er begründete dasselbe damit, daß einmal sein Pfarramt ihm nicht die Freiheit der Bewegung gestattet, welche zu einer energischen und Erfolg verheißenden Agitation für den Verein unentbehrlich ist. Zum andern aber mußte er geltend machen, daß er infolge geistiger und körperlicher Abspannung der Arbeit des doppelten Amtes nicht mehr gewachsen sei. Diese beiden Gründe mußte der Hauptvorstand als triftig anerkennen und das eingereichte Gesuch im Interesse des Vereins annehmen. Damit sah

sich der Hauptvorstand aber genötigt zur Wahl eines neuen Generalsekretairs zu schreiten. Dieselbe fiel auf den Pfarramtskandidaten Herrn Richard Harder, welcher schon ½ Jahr lang in der Erledigung der Vereinsgeschäfte dem seitherigen Generalsekretair zur Seite gestanden hatte und somit mit einer sehr erwünschten Vorbereitung am 1. Mai in sein neues Amt eintritt. Möchte es ihm vergönnt sein durch seine Arbeit im und für den Verein denselben allerorten im evangelischen Deutschland auszubreiten, daß bald ebenso viel Zehntausende mit uns zusammen stehen, als es Tausende sind.

In der Hauptversammlung wurde der unten mitgeteilte Geschäftsbericht erstattet und die Jahresrechnung abgenommen, für die dem Herrn Schatzmeister Entlastung erteilt wurde. Das Schlußresultat derselben lautet dahin, daß der Verein einen Kassenbestand in Höhe von rund 8000 Mk. hat. Der letzte Gegenstand der Tagesordnung war ein Referat des Generalsekretairs Pastor Müller über „die nächsten Aufgaben des Evangelischen Afrika-Vereins", auf das in dieser Nummer einzugehen der beschränkte Raum verbietet. Wir werden später darauf zurück kommen. Daß die Versammlung mit Interesse die Ausführungen verfolgt hatte, bewies die rege und lebhafte Debatte, welche sich daran anschloß. Es ergriffen nach einander das Wort die Herren Missions-Inspektor Merensky, Geh. Reg.-Rat Steinhausen, Afrikaforscher P. Staudinger und Pastor Diestelkamp. Alle sprachen die Ansicht aus, daß es eine der hervorragendsten Aufgaben unseres Vereins sei, dahin zu streben und dafür thätig zu sein, daß in unserm Vaterlande die Menschenwürde der Neger Afrikas allerseits Anerkennung fände. Dabei wurden auf der einen Seite die vorhandenen Schäden in unseren Kolonien mit einzelnen Beweisen belegt und anerkannt, auf der andern Seite wurde aber auch darauf hingewiesen, daß es auch an Lichtblicken nicht fehlt, wofür gleichfalls Beweise angeführt wurden.

Am Abend, nach Schluß der Hauptversammlung fand dann im großen Saale des Architektenhauses die öffentliche Versammlung statt. Die Referate hatten der Generalsekretair Pastor Müller über „der Branntwein in Togo und Kamerun" und Missions-Inspektor Merensky über „der Branntwein und die Bewohner Südafrikas." Die Versammlung war gut besucht; auch Herr Kolonialdirektor Dr. Kayser, sowie der zur Zeit hier weilende Landeshauptmann von Kamerun Herr von Puttkamer nahmen daran teil, woraus wir den wertvollen Schluß ziehen dürfen, daß die Vertreter unserer Regierung unseren auf die Bekämpfung des Branntweinhandels in unseren Kolonien und ganz Westafrika gerichteten Bestrebungen ihre Förderung nicht versagen werden. Auf den Inhalt der beiden Vorträge brauchen wir hier nicht einzugehen. Sie werden beide — der erste in erweiterter Form — in der „Afrika" zum Abdruck gelangen. Die Versammlung gab durch lebhaften Beifall ihre Zustimmung zu den Ausführungen zu erkennen, was auch dadurch zum Ausdruck kam,

daß eine Reihe der Anwesenden sogleich nach dem Schluß ihren Beitritt zum „Evangel. Afrika-Verein" erklärten. —

Am 9. April hat der Rheinische Verband unseres Vereins in Coblenz seine Jahresversammlung abgehalten, über die wir in der nächsten Nummer berichten werden. —er.

Zweiter Jahresbericht des Evangelischen Afrika-Vereins.

Im Auftrage des Hauptvorstandes in der Hauptversammlung am 16. April 1896 erstattet vom Generalsekretair Pastor Müller.

Die Hauptversammlung des vorigen Jahres hatte den Hauptvorstand ermächtigt, zur Begründung einer Zufluchtsstätte für befreite Sklaven die nötigen Schritte zu thun und die erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Die Vorbereitungen zur Gründung dieser „Freistätte" sind daraufhin mit allem Fleiß getroffen und soweit gefördert, daß dieselben ohne Aufenthalt nunmehr zu dem Ende geführt haben, daß das Werk noch in diesem Jahre ausgeführt werden kann. Zunächst mußte die Frage beantwortet werden, wo soll die „Freistätte" angelegt werden. Es handelte sich um die beiden Landschaften Usaramo und Usambara. Auf letztere ist die Wahl gefallen, besonders deshalb, weil sie vor jener den großen Vorzug hat, anerkanntermaßen gesunder zu sein. Es giebt dort, was in Usaramo nicht der Fall ist, fieberfreie Gegenden. Nun haben uns zwei Missionare der „Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika" (Berlin III), die Herren Becker und Langheinrich, den großen Liebesdienst erwiesen, eine Reise durch Usambara zu machen, um ein für unseren Zweck geeignetes Stück Land zu erwerben. Die Beschreibung ihrer Reise und die Gründe, welche sie für die Wahl des von uns angekauften Thales angeführt haben, sind in der „Afrika" veröffentlicht. An dieser Stelle seien nur noch einige Bemerkungen über die Beschaffenheit des Landes hinzugefügt, welche wir den Briefen der Missionare wörtlich entnehmen:

„Das angekaufte Land beträgt wohl 1 Quadratmeile, wenn nicht mehr. . . Der Wald ist meist prächtiger Urwald, hie und da mit Gruppen prächtiger Baumfarren. Unterholz gab es an manchen Stellen nicht. Die Kronen der Bäume hinderten das zu ihrem *Wachstum nötige* Licht. Das Wasser des Mkolo selbst ist etwas *dunkel, aber schmeckt* sonst frisch. Das Wasser aus den Nebenbächen, *die ich überschritt, ist* aber außerordentlich klar und frisch."

Der Andere schreibt: „Gesund ist die ganze Gegend, die reichlich Raum zu Ackerland bietet auf dem erworbenen Lande, fast mit Gewißheit."

Nachdem der Ankauf des Landes erledigt war, wurde auch die weitere Frage, wer die Gründung der Freistätte aufführen solle, in der befriedigendsten Weise gelöst. Die beiden zu den von Bodelschwingh'schen Anstalten bei Bielefeld gehörigen Häuser, das Brüderhaus „Nazareth" und die Diakonissen-Anstalt „Sarepta" haben sich bereit erklärt, uns das nötige Personal zu stellen. Die Diakonen Bokermann und Libusch, welche bisher auf den Missionsstationen Dar-es-Salâm und „Hoffnungshöhe" in Kisserawe gearbeitet haben, und auf letzterer schon in der Erziehung von befreiten Sklavenkindern thätig gewesen sind, werden unser Werk ausführen. Es liegt auf der Hand, daß die Personenfrage, die wichtigste von allen, nicht günstiger gelöst werden konnte.

Die beiden Diakonen, neben welchen 2 erfahrene Diakonissen für die Erziehung der Mädchen bestimmt sind, die auch beide bereits in Ostafrika sind, haben den Auftrag erhalten, im April nach ihrem neuen Arbeitsfelde zu ziehen und unversäumt mit der Anlage der Freistätte vorzugehen. Die Ausrüstung für dieselbe, soweit sie von hier hinaus gesandt werden muß, ist beschafft und zur See gegeben. Wir haben dafür zunächst im ganzen etwa 3000 Mk. ausgegeben. Das Werk ist nun begonnen. Wir können nur wünschen, daß jeder fernere Jahresbericht einen so günstigen Fortgang möchte berichten können, wie dieser die Mitteilung macht von einem nach jeder Beziehung hin verheißungsvollen Anfang.

Blicken wir nun auf das, was der Verein hier in der Heimat gethan hat, so müssen wir zunächst erwähnen, daß er sein zweites Flugblatt hat ausgehen lassen, um Mittel zur Linderung der Hungersnot in Ostafrika, welche durch wiederholte Heuschreckenplage eingetreten war, zu erhalten. Durch den Ertrag der Sammlung waren wir in der Lage der „Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika" und der „Leipziger Missionsgesellschaft", sowie auch der alten Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I) zu dem genannten Zwecke Mittel zu überweisen. Namentlich in den Gebieten der beiden Berliner Gesellschaften in Usambara und Nord-Transvaal haben wir dadurch etwas zur Linderung der Not thun können. Und allen den Freunden Afrikas Groß und Klein, welche uns dazu in den Stand gesetzt haben, sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlicher Dank ausgesprochen.

Ferner hat der Hauptvorstand im Blick auf die Verheerungen, welche die „Branntweinpest" unter den Völkern an der westafrikanischen Küste und nicht zum wenigsten unter denen unserer eigenen Schutzgebiete Kamerun und Togo anrichtet, sich dahin entschlossen, die Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels mit in das Arbeitsprogramm unsers Vereins ausdrücklich aufzunehmen. Denn wenn es *die Aufgabe des Evangel.* Afrika-Vereins ist, an der Hebung der

sozialen Lage der Eingeborenen unserer afrikanischen Kolonien mitzuarbeiten, so ist der Kampf gegen den Branntweinhandel, der den schließlichen Ruin der von ihm heimgesuchten Völker im Gefolge hat, eine seiner ersten Pflichten. Es hat daher der Hauptvorstand durch seinen Geschäftsausschuß die Aufforderung ergehen lassen zu einer Vereinigung zusammen zu treten, welche die Bekämpfung der Branntweinhandels zum Zwecke hat. Diese Vereinigung soll eine Kommission einsetzen, die in ihrem Namen und Auftrage handelt. Wir haben zunächst die Herren Dr. Christ-Basel, Missions-Inspektor Merensky, Pastor Müller-Groppendorf, J. K. Victor-Bremen und Missions-Inspektor D. theol. Zahn-Bremen in Vorschlag gebracht, in der Erwartung, daß weitere Mitglieder im Laufe der Zeit hinzutreten werden. Es gereicht dem Hauptvorstande zur größten Genugthuung, daß nicht nur die von ihm vorgeschlagene Vereinigung, sondern auch die Einsetzung der Kommission gesichert ist. Damit ist ein Anfang gemacht, um dem himmelschreienden Elend der Schnapsseuche, welche unsere Schutzgebiete verheert und unsere deutsche Ehre schändet, zu begegnen. Es wird alles darauf ankommen, daß die öffentliche Meinung dahin aufgeklärt wird, wie verderblich der Branntweinhandel für unsere Kolonien ist und es wird der größte Ruhm für den Evangel. Afrika-Verein sein, wenn seine Anregung und fortgesetzte Thätigkeit zu dem schließlichen Erfolge der Ausrottung der Branntweinpest führt.

Es ist unsern Mitgliedern aus dem vorigen Jahresberichte bekannt, daß wir einem Studenten der Medizin, welcher sich verpflichtet hat, als Arzt in unserem Dienste hinauszugehen, ein Stipendium gewähren. Wir dürfen zu unserer Freude berichten, daß er bereits sein Physikum und zwar „gut" bestanden hat.

Was schließlich die Ausbreitung unseres Vereins angeht, so sind wir auch hier in der Lage, Erfreuliches berichten zu können. Wir sind nicht stehen geblieben, sondern sind vorwärts gekommen. Die Zahl unserer Mitglieder hat sich gehoben und wo auch nur der Generalsekretair über die Ziele und Bestrebungen unseres Vereins zu sprechen Gelegenheit hatte, hat er willige Aufnahme und Teilnahme gefunden. Leider war es ihm, da er dem Rufe in ein Pfarramt glaubte folgen zu müssen, nur in sehr beschränkter Weise möglich die Agitation persönlich zu betreiben. Der Hauptvorstand hat ihm deshalb auch die nachgesuchte Entlastung aus seinem Amte im Verein gewährt und an seine Stelle einen anderen, durch keine weiteren Verpflichtungen behinderten Generalsekretair, den Herrn Pfarramtskandidaten Richard Harder gewählt, welcher bereits längere Zeit in der Führung der Vereinsgeschäfte seinem Vorgänger behilflich gewesen ist. Immerhin geben uns die Erfahrungen die gegründete Hoffnung, daß unser Verein im stetigen Wachsen bleiben wird, so *daß wir mit gutem*, fröhlichen Mut in die Zukunft schauen.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Allerhöchste Auszeichnungen: Orden, Staats-Medaillen etc.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

Kaufe

alle gut präparirten **naturhistorischen Objecte** aus

allen Teilen von Afrika:

Käfer, Schmetterlinge, Heuschrecken etc. etc., Vogelbälge, Vogeleier, Säugetiere, Schädel, Reptilien, Süsswasserfische in Sprit conserviert. **Landschneckenhäuser** sowie **Fluss- und Teichmuscheln besonders erwünscht.**

Auch gute **ethnographische Gegenstände**, speciell **Waffen, Götzen etc.** sind erwünscht.

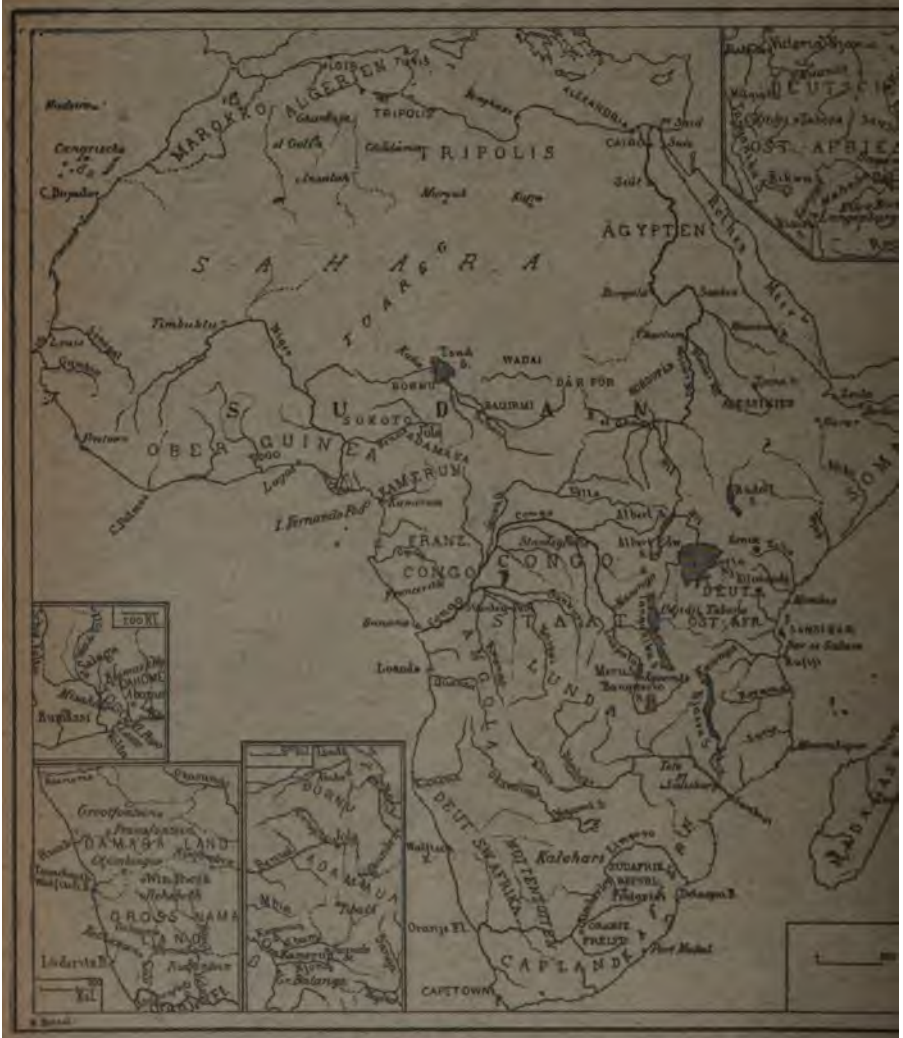
Sendungen sind erbeten an unterzeichnete Adresse, Zahlung erfolgt sofort nach Eingang.

Naturhistorisches Institut.

Dir. Hermann Rolle,

Berlin N. W., Emdener Strasse 4.

AFRIKA.


MAROKKO
ALGERIEN
TUNIS
TRIPOLIS
ÄGYPTEN
SAHARA
TOARGA
Timbuktu
Niger
Tsad S.
WADAI
BORNU
DÁR FÓR
BAGIRMI
SUDAN
SOKOTO
OBER GUINEA
TOGO
KAMERUN
Lagos
Kamerun
I. Fernando Poo
FRANZ. CONGO
CONGO FREISTAAT
DEUTSCH OST AFR.
ANGOLA
Loanda
DEUTSCH SÜDWEST AFRIKA
Kalahari
CAPLAND
CAPSTOWN
Oranje Fl.
Victoria Nyanza
Albert Nyanza
Albert See
Rudolf See
Nil
Rothes Meer
Mittelmeer
Atlantischer Ozean
Indischer Ozean
Madagaskar
Sambesi
Limpopo
Kongo
Benue
Tschadsee
Kamerun Gebirge
Togo
Lagos
Kano
Sokoto
Timbuktu
Niger
Tsad S.
Bornu
Wadai
Bagirmi
Dár Fór
Kordofan
Darfur
Nubien
Sennar
Abessinien
Somali
Galla
Zanzibar
Tanganjika See
Nyassa See
Rudolf See
Albert See
Albert Nyanza
Victoria Nyanza
Kongo
Loanda
Benguela
Mossamedes
Walfischbai
Kapstadt
Port Elizabeth
Oranje Fl.
Limpopo
Sambesi
Madagaskar
Mittelmeer
Rothes Meer
Atlantischer Ozean
Indischer Ozean
TOGO
DAHOMEY
Abomey
Porto Novo
Badagry
Lagos
Kamerun
Victoria
Buea
Mungo
Kamerun Gebirge
Rio del Rey
Calabar
Old Calabar
Bonny
Benue
Niger
Tschadsee
Kano
Sokoto
Timbuktu
Bornu
Wadai
Bagirmi
Dár Fór
Kordofan
Darfur
Nubien
Sennar
Abessinien
Somali
Galla
Zanzibar
Tanganjika See
Nyassa See
Rudolf See
Albert See
Albert Nyanza
Victoria Nyanza
Kongo
Loanda
Benguela
Mossamedes
Walfischbai
Kapstadt
Port Elizabeth
Oranje Fl.
Limpopo
Sambesi
Madagaskar
Mittelmeer
Rothes Meer
Atlantischer Ozean
Indischer Ozean
DAMARA LAND
GROSS NAMA QUA LAND
Groß Barmen
Windhuk
Rehoboth
Walfischbai
Lüderitzbucht
Kuibis
Keetmanshoop
Gibeon
Bethanien
Hornkranz
Gochas
Aminuis
Okahandja
Omaruru
Otjimbingue
Swakopmund
Tsaobis
Naukluft
Kubub
Rietfontein
Kalkfontein
Upingtonia
Grootfontein
Franzfontein
Otjikango
Otjosasu
Otjikoto
Tsumeb
Otavi
Otjikoto See
Otjosasu
Otjikango
Grootfontein
Franzfontein
Otavi
Tsumeb

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder. Altar- u. Leuchterkerzen. Hostien (1000 Stück 1,25 M.),** ferner **Talare, Baretts u. Käffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Allerhöchste Auszeichnungen: Orden, Staats-Medaillen etc.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

☞ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Richard Harder

Generalsekretair des Evangelischen Afrika-Vereins

Berlin W. 57

Bülowstraße 32 a.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an

den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit

Berlin W.

Behrenstraße 48.

Kaufe

alle gut präparirten **naturhistorischen Objecte** aus

allen Teilen von Afrika:

Käfer, Schmetterlinge, Heuschrecken etc. etc., Vogelbälge, Vogeleier, Säugetiere, Schädel, Reptilien, Süsswasserfische in Sprit conserviert. **Landschneckenhäuser** sowie **Fluss- und Teichmuscheln besonders erwünscht.**

Auch gute **ethnographische Gegenstände**, speciell **Waffen, Götzen etc.** sind erwünscht.

Sendungen sind erbeten an unterzeichnete Adresse, Zahlung erfolgt sofort nach Eingang.

Naturhistorisches Institut.

Dir. Hermann Rolle,

Berlin N. W., Emdener Strasse 4.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von

Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,

versendet ihren

ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte

(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Der Branntwein in Kamerun und Togo.

Von Gustav Müller.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Welches Quantum kann ein Mann durchschnittlich trinken, ohne betrunken zu werden? Der Eintritt der Betrunkenheit ist bei den Einzelnen verschieden. Manche sind nach der ersten Kalabasse (1 Liter) schon gut angeheitert, andere trinken 1½ Liter ohne das geringste im Kopfe zu spüren. Von vielen Eingeborenen wurde mir bezeugt, daß ein Mann durchschnittlich 1 bis 1½ Kalabassen Palmwein auf einmal trinken kann, ohne davon berauscht zu werden. Mit 1½ Kalabasse spreche einer zwar etwas „gern und viel", aber vollständig klar, habe einen sicheren Gang, lege sich jedoch mit Vorliebe auf die Matte und schlafe. Eigentliche Trinker mögen bis fünf Kalabassen hinunterstürzen, bevor sie betrunken sind. Diese mischen den Palmwein sehr häufig mit Schnaps. Die Neger hier in Ho unterscheiden mehrere Stufen der Betrunkenheit. Der erste Grad ist derjenige, da der Betreffende viel spricht, gern Streit anfängt; er taumelt, beschimpft die Leute ohne Ursache und wird dann am folgenden Morgen von den Häuptlingen vor Gericht gezogen und für 12 head und 1 Kalabasse Palmwein gestraft. Der zweite Grad ist, wenn der Betrunkene gar nichts mehr von sich selbst weiß, liegt und seinen Rausch ausschläft. Diesen Zustand trifft man hauptsächlich beim notorischen Trinker, der erst mit 5 Kalabassen befriedigt ist. Dieser Zustand steht noch unter demjenigen des Narren. Das fand der Dahomehkönig Adarosa folgendermaßen heraus. Er wollte wissen, welcher von den beiden, der Säufer oder der Narr, dümmer und unfähiger sei. Er sperrte zu dem Zweck einen Narren und einen Besoffenen in ein Zimmer ein und gab sodann Befehl, das Haus anzuzünden. Als das Haus in Flammen stand, ergriff der Narr die Flucht, der Betrunkene dagegen blieb liegen und verbrannte ganz. Da sagte der König: „Ja, es ist Wahrheit, der Betrunkene weiß nicht, was er thut, der Narr dagegen überlegt noch. Wenn der Narr deshalb etwas Böses thut, so muß er bestraft werden, schlägt er jemand, so muß er auch Schläge haben ꝛc. Wenn aber der Betrunkene ihm, dem König, eins ans Ohr schlüge, so würde er ihm vergeben, denn er wußte nicht, was er that." In diese Klasse gehören nur die eigentlichen Trunkenbolde azatsunolawo; diese Menschen trinken jede Art von Palmwein, ob sauer oder süß, ob wohlschmeckend oder stinkend."

Ueber die Wirkung beider Getränke bemerke ich, daß zwei Konko (Gläschen) Branntwein, von denen jedes 25 Pfennig kostet, einen Mann betrunken machen. Für 50 Pfennig Schnaps kann sich also einer einen Rausch antrinken. Den Gintrausch nennen die Hiesigen vodi, schmutzig, wüst. Mit dem Schnapsrausch ist der Betreffende gewöhnlich drei Tage lang behaftet, in denen er nichts arbeiten kann. Der Unterleib arbeitet nicht, im ganzen Körper fühlt er Schmerzen, namentlich ist der Kopf sehr in Mitleidenschaft gezogen. Häufig ist irgend eine schwere Krankheitsform, wie asra (starkes Fieber) ꝛc. die Folge davon."

„Der Palmweinrausch verliert sich bis zum andern Morgen; nachdem der Betreffende etwas gegessen, ist er wieder klar, der Schnapsrausch dagegen hält seine Opfer drei Tage lang!"

„Alle ohne Unterschied des Standes und der Stellung bezeugten mir einstimmig: Der Wein der Weißen richtet uns schwarze Leute zu Grunde. Die Gedanken eines Menschen, der Schnaps trinkt, sind nicht mehr „blibo", vollständig. Streit und unnützes Geschwätz geht von ihnen aus; ihre Arbeit ist nicht mehr ganz, denn ihre Plantagen liegen im Argen und was unausbleiblich ist, das sind die Schulden, sie werden amedsodsrowo, nichtsnutzige; ja, der Wein der Weißen macht uns schlechter!"

„In den Städten hier ist das ganze Jahr Branntwein zu haben, und Leute, die es vermögen, trinken jeden Morgen ein Gläschen; sie heißen das „Feuer in den Bauch legen." „In unserer Väter Zeit," so bezeugten mir einige ehrbare Männer von Ho, „mußte man bei Gerichtsverhandlungen und Urteilssprüchen nur

Palmwein geben, heute aber ist es anders. Will man jemand bei einem Häuptling verklagen, so muß man ihm je nach seinem Rang eine größere oder eine kleinere Anzahl Flaschen Schnaps als Klagesumme geben." „Aus dem Branntweintrinken," so bezeugt ein anderer, „kommt alles Böse: Ehebruch und Hurerei, Krankheit, Schulden und ein ehrloses Leben."

„Was brauchen wir weiter Zeugnis! Ja, es ist wahr, **der Branntwein hat das ganze öffentliche und Privatleben verpestet,** das Gerichtswesen und die Religion liegen vom Branntwein betaumelt und durchdrungen am Boden. Keine Klage wird angenommen ohne den „Wein der Weißen", kein Urteilsspruch wird gefällt, ohne daß es darin heißt: „ . . . und eine Kiste oder zwei Kisten Branntwein sind zu bezahlen." Merkwürdig ist es ferner, daß alle trowo (Geister) ohne Unterschied sich mit Vorliebe Branntwein opfern lassen. Bei den nächtlichen Spielen ferner wird viel „Wein der Weißen" getrunken. Auch bei Festlichkeiten, wie bei der Einweihung einer Trommel ꝛc. wird der Schnaps thatsächlich in Strömen getrunken und zwar insbesondere, seitdem er im deutschen Gebiet so billig zu haben ist. Dies bezeugt einer, der es gesehen und gehört hat."

Schließlich giebt es noch einen Grund, der als Rechtfertigung für den Branntweinhandel in Westafrika im allgemeinen und in unseren beiden damit so schwer heimgesuchten Kolonien im besonderen angeführt wird. Es wird darauf hingewiesen, daß bei diesem Handel „nicht blos der Spiritusbrenner beteiligt ist, nicht blos die Rhederei, die ganz außerordentliche Vorteile daraus zieht, sondern auch verschiedene andere Gewerbe und Industriearten, wie das Holzgewerbe, die Glasindustrie, das Papiergewerbe u. s. w." *) Die Rhederei wird jedenfalls bei einer Einschränkung, ja selbst bei einem endlichen Aufhören des Branntweinhandels durchaus keinen Schaden nehmen. Denn ein Sinken der Branntwein-Ausfuhr nach Togo und Kamerun wird naturgemäß ein Steigen der Ausfuhr der übrigen im Verkehr mit den Eingeborenen in Frage kommenden Handelsartikel zur Folge haben. Und es würde der Rhederei gewiß zur Befriedigung gereichen, nicht für den Transport des die Völker verderbenden „Reizmittels", sondern für den der „Kulturmittel" mit ihren Diensten in Anspruch genommen zu werden. Jedenfalls darf als sicher angenommen werden, daß die Rhederei durch Abnahme und schließliche Beseitigung des Schnapshandels nicht geschädigt wird.

Mit der Industrie aber verhält es sich genau wie mit der Landwirtschaft. Denn es ist das Neueste, was zur Vertheidigung ja sogar als Begründung für die Notwendigkeit der Branntwein-Ausfuhr nach Westafrika angeführt wird, daß die deutsche Landwirtschaft dieselbe nicht entbehren kann. Der Herr Kolonialdirektor sagt nämlich in der wiederholt zitierten Rede: „Wir können es uns nicht gefallen lassen, daß wir in unseren Schutzgebieten eine Maßregel treffen, die . . . unserer Landwirtschaft Abbruch schafft . . ." Wie sehr Deutschland an der Vergiftung seiner eigenen Schutzgebiete leider beteiligt ist, ist ja zahlenmäßig nachgewiesen.**) Wir sind nun allerdings nicht in der Lage zu prüfen, ob beide, deutsche Industrie und deutsche Landwirtschaft, wirklich finanziell in so bedeutendem Maße an dem

*) *Worte des* Herrn Kolonialdirektor Dr. Kayser in der angeführten Rede.

**) *Vergl. oben.* Seite 90.

Branntweinhandel mit Westafrika beteiligt sind, daß eine nennenswerte Schädigung der Einnahmen beider mit einer Einschränkung und einem schließlichen Aufhören desselben notwendig erfolgen muß. Indes wird dafür, daß dies der Fall sein wird, durchaus kein Beweis erbracht, so daß es gewiß nicht unbescheiden ist, wenn wir, bis dieser Beweis erbracht ist, unsere gegenteilige Behauptung zunächst auch ohne Beweis dahin aufstellen: sie werden einen finanziellen Verlust nicht davon haben. Vermutlich wird ein zahlenmäßiger, d. h. ein auf jeden Fall zwingender Beweis für eine der beiden Behauptungen überhaupt nicht beigebracht werden.

Indes kommt es hierauf in diesem Falle auch gar nicht an. Die Frage darf überhaupt gar nicht vom finanziellen Gesichtspunkte aus behandelt werden. Der Branntweinhandel in Togo u. Kamerun verdient, wie wir zur Genüge nachgewiesen haben, mit allem Fug und Recht als „Branntweinpest" charakterisiert und mit diesem Namen gebrandmarkt zu werden. So muß dem Uebel gewehrt, muß der Misstand beseitigt werden. Der Branntweinhandel führt unsere Schutzbefohlenen sicher in das Verderben, religiös und moralisch, physisch und wirtschaftlich; so ist er ein Unrecht an ihnen, das gegen das Mutterland, gegen Deutschland gen Himmel schreit; so darf auch nicht zugegeben werden, daß deutsche Industrie und deutsche Landwirtschaft im Dienste des Unrechts stehen. Es ist richtig und wahr: „Deutschland kann es nicht vertragen, ein so großes Unrecht zu thun." *)

Was man auch immer zur Rechtfertigung und Vertheidigung des Branntweinhandels herbeiziehen mag, nichts kann stichhaltig sein, so lange dies bestehen bleibt: er ist und bleibt ein Unrecht an unseren Kolonien und ihren Völkern. Deshalb ist es von vornherein falsch und verkehrt, um nicht einen härteren Ausdruck zu wählen, solche Gründe überhaupt noch zu suchen und anzuführen. Es kann sich nur noch um die Frage handeln:

5. Wie soll dem Uebel gesteuert werden?

Davon sehen wir hier ab, daß die evangelische Mission zu allererst zum Kampf gegen den „Dämon Branntwein" berufen ist. Daß sie mit allen ihren Kräften „die Axt an die Wurzel" des Giftbaumes legt und den in „Menschenaugen" anscheinend aussichtslosen Kampf gegen diesen ärgsten Feind der Ausbreitung des Christentums führt, darauf haben wir im Laufe der Ausführung des öfteren hinzuweisen Gelegenheit gehabt. Es soll hier nur ausdrücklich dem etwa möglichen Irrtum begegnet werden, als hätten wir zu der Waffe der Missionare in diesem Streite ein beschränktes Zutrauen. Das oben angeführte Wort des Missionars **) darf nicht anders als so verstanden werden, daß der Nachdruck auf dem Worte „scheint" liegt. Die Bekämpfung des Branntweinteufels **scheint** eine Unmöglichkeit zu sein vor Menschen-

*) Vergl. Zahn. Noch einmal: Der afrikanische Branntweinhandel. Seite 18.
**) *Siehe oben. Seite 94.*

augen. Denn wir blicken auch mit dem Glaubensauge auf den Kampfplatz und da allerdings sehen wir: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan", der als der Stärkere über den starken Gewappneten gekommen ist und werden auch durch die ganze, schreckliche Wirklichkeit der Branntweinpest keineswegs irre in dem: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" und dem andern: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum." Unsere evangelischen Missionare kämpfen keineswegs für eine auch nur in einem Punkt verlorene Sache, sondern für die Sache, welcher der schließliche Erfolg göttlich garantiert ist.

Handelte es sich hier ausschließlich um eine religiöse Frage, es würde keiner evangelischen Missionsgesellschaft in den Sinn kommen, öffentlich um Hilfe und Unterstützung zu rufen. Aber es stehen hier noch andere Dinge in Frage. Es handelt sich am letzten Ende um nichts weniger als um die Existenz der eingeborenen Völker unserer Schutzgebiete. So ist unsere Regierung nach zwei Seiten hin auf das lebhafteste an einer befriedigenden Lösung interessiert, die keine andere sein kann, als die Ausrottung der Branntweinpest. Die eine ist die wirtschaftliche: wer soll die Kosten aufbringen und ersetzen, welche durch die Erwerbung der Kolonien entstanden sind, wenn die Bewohner derselben nicht dazu imstande sind. Die andere ist die moralische: als Rechtfertigung für die Errichtung unserer Schutzherrschaft wird angeführt, daß wir ihren Völkern erst zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen wollen. Difficile est, satiram non scribere. Darf die Regierung es leiden, daß Togo und Kamerun nach allen Seiten hin ruiniert werden? — So ist die Regierung schlechthin darauf angewiesen, Mittel und Wege zu suchen, um den Schaden abzustellen.

Sie hat auch mancherlei gethan. Der Herr Kolonialdirektor Dr. Kayser hat in seiner mehrfach angezogenen Rede ausgeführt: „Ich darf daran erinnern, daß bereits in den Jahren 1885 und 1887, ehe noch eine internationale Verpflichtung für Deutschland bestand, wir bei Uebernahme der Schutzherrschaft in der Südsee alle Maßnahmen getroffen haben, um die Einfuhr von Branntwein in jene davon noch unberührten Gebiete und den Ausschank von Spirituosen daselbst zu verhindern. Es ist uns auch erfreulicherweise gelungen, die Branntweinpest von der Südsee fern zu halten. Meine Herren, das Gleiche gilt auch von Ostafrika. Wir haben dadurch, daß die Küstenbevölkerung in Ostafrika mohammedanisch ist, dort, als wir unser Protektorat einrichteten, eine Branntweineinfuhr nicht gehabt; gleich mit dem ersten Augenblick der Begründung deutscher Herrschaft ist dieser Zustand durch sehr strenge Verordnungen festgelegt worden, und es ist Vorsorge getroffen, daß die Eingeborenen des deutsch-*ostafrikanischen* Schutzgebietes vor dem Genuß von Spirituosen bewahrt bleiben. Nicht minder ist dasselbe in Südwestafrika der Fall.

„Südwestafrika war vor der deutschen Besitzergreifung geradezu ein ergiebiges Gebiet für die Branntweineinfuhr gewesen, welche erst durch die Bemühung der Barmer Missionare eingeschränkt worden ist. Seitens unserer Verwaltungsbeamten geschieht bis auf den heutigen Tag alles, um die Einfuhr von Spirituosen nach Südwestafrika möglichst zu verhindern, und ich darf hier auf das Zeugnis der Missionare bezug nehmen, welche sich mit diesem Zustande zufrieden erklärt haben und dem Landeshauptmann wegen seiner energischen Wahrnehmung dieser Interessen das höchste Lob spenden."

Was ist nun aber für Togo und Kamerun geschehen? und was kann bezw. muß geschehen, damit dieselben Zustände eintreten, deren sich die anderen Schutzgebiete bereits zu erfreuen haben?

In Kamerun besteht ein Staffeltarif. Es wurden zunächst für Spiritus unter 49 Grad 10 Pfg., für solche über 49 Grad 20 Pfg. pro Liter erhoben, während für alle sonstigen alkoholhaltigen Getränke in Flaschen 20 Pfg. und für dieselben in Gebinden 15 Pfg. Einfuhrzoll erhoben wurden. Seit 1891 aber ist dieser Zoll für jede einzelne Position auf das Doppelte erhöht. Außerdem ist eine jährliche Lizenzgebühr von 2000 Mk. zu entrichten.

In Togo war zunächst gleichfalls ein Staffeltarif eingeführt, und zwar war festgesetzt für Spiritus unter 40 Grad ein Zoll von 8 Pfg., über 40 bis 60 Grad von 20 Pfg. pro Liter. Mit dem Inkrafttreten der Bestimmungen der Brüsseler Generalakte wurde für sämtliche Spirituosen bis zu 50 % Alkoholgehalt der Zoll auf 12 Pfg. pro Liter erhöht. Man hat aber für dies Schutzgebiet den Staffeltarif aufgegeben. Denn in dem Vertrage mit England vom 24. Februar 1894, welcher mit dem 1. Mai desselben Jahres rechtsverbindlich wurde, ist für sämmtliche Spirituosen ohne Rücksicht auf den Stärkegehalt ein Zoll von 22 Pfg. pro Liter festgesetzt. Daneben muß eine Lizenzgebühr von 1000 Mark jährlich gezahlt werden. Augenscheinlich sind die Abgaben danach in Togo nicht so hoch wie in Kamerun, woraus es sich zu einem Teile erklärt, daß dort die Spirituoseneinfuhr verhältnismäßig ungleich höher ist als hier. —

Wenn wir uns die Zahlen der Tabelle 1*) vergegenwärtigen, so ersehen wir, daß nach der Statistik in beiden Kolonien der bis 1894 giltige Zoll nicht imstande gewesen ist, die Branntweineinfuhr zu verringern. Denn wir haben ja eine bedeutende Steigerung nachgewiesen. Was im einzelnen Kamerun betrifft, so gilt der Zoll von 1894 noch heute. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß in diesem Schutzgebiete, wo nicht eine Erhöhung des Einfuhrzolles festgesetzt wird, es bei der Steigerung der Branntweineinfuhr bleibt. — In Togo ist eine Aenderung dadurch eingetreten, daß man von dem Staffeltarif Abstand genommen hat, und einen Zoll von 22 Pfg. ohne Rücksicht auf den Stärkegrad erhebt. Diese Maßnahme wird die Einfuhr der Spiri-

*) Vgl. Seite 87.

tuosen zu beschränken ganz bestimmt nicht in der Lage sein. Denn es ist notorisch und auch der Regierung bekannt, daß seit jene Bestimmung in Giltigkeit ist, der Hauptsache nach Spiritus von 90 Grad zur Einfuhr gelangt, welcher erst an Ort und Stelle so weit verdünnt wird, daß er überhaupt genießbar wird. So ist es auch für Togo geboten, andere Maßnahmen zu ergreifen, Maßnahmen, die kräftig genug sind, die Spirituosen-Einfuhr wesentlich zu beschränken.

Aber, das ist die Frage, was soll geschehen? Als Prinzip ist anerkannt, daß eine einzelne Regierung nicht erfolgreich vorgehen kann. Nur auf internationalem Wege kann dieser Krebsschaden, an dem mit unseren beiden dortigen Kolonien die ganze westafrikanische Küste krankt, beseitigt werden. Dieser Weg ist ja auch beschritten durch die Bestimmungen der Brüsseler Generalakte, welche in Cap. VI die von den beteiligten Mächten vereinbarten „Maßnahmen zur Einschränkung des Spirituosenhandels" enthalten, wie auch durch den Vertrag zwischen Deutschland und England. Wenn wir die Bestimmungen dieser beiden Abkommen in's Auge fassen, so wird sich der Weg zeigen, der zum Ziele führt. Als solches kann, so hoch wir auch das Gesetz der persönlichen Freiheit und das Prinzip der evangelischen Freiheit auch für die afrikanischen Neger schätzen, kein anderes hingestellt werden, als die vollständige Verhinderung der Branntweineinfuhr. Denn das ist das betrübende Resultat dieser Untersuchung, daß der Schnaps die mit ihm heimgesuchten Neger rettungslos dem Ruin entgegentreibt. Sollen sie davor bewahrt bleiben, muß man, anders ist nicht zu helfen, sie vor dem Branntwein bewahren.

Nun lautet der Artikel 5 jenes **Vertrages zwischen Deutschland und England** dahin: das neue Zollsystem „wird für die Dauer von 2 Jahren eingeführt und soll darüber hinaus weiter in Kraft bleiben, bis einer der vertragschließenden Teile den gegenwärtigen Vertrag löst, nachdem er 6 Monate vorher die Kündigung ausgesprochen hat."

Danach hat es die deutsche Reichsregierung ganz in ihrer Hand, für Togo strengere Bestimmungen nachdrücklich zu erstreben. Augenblicklich würden hierauf gerichtete Bemühungen auf englischer Seite auch durchaus keinen Schwierigkeiten begegnen. Denn einmal hat der englische Kolonialminister Herr Chamberlain in der Angelegenheit der Bamangwato gezeigt, daß er die Gefahr der Branntweineinfuhr für die Völker Afrikas erkennt und ihr steuern will, da er die Wünsche des Königs Khama in dieser Beziehung erfüllt hat. Und der Premierminister Herr Marquis von Salisbury hat dem Native Races and liquor traffic united commitee die weitest gehenden Zusagen gegeben. Daher ist dringend zu wünschen, daß unsere *Regierung den* Vertrag vom 23. Februar 1894 am *nächsten Termin*, d. h. am 1. November ds. Js., kündigt. *Es müßten neue* Abmachungen vorgeschlagen werden, welche zunächst

auf das frühere Prinzip zurückkommen und den Staffeltarif wieder zur Geltung bringen, sodann aber einen weit höheren Einfuhrzoll festsetzen. Nach den Erfahrungen, die mit den jetzt giltigen Zöllen gemacht sind, die ihren Zweck, die Branntweineinfuhr zu beschränken, so völlig verfehlt haben, halten wir folgenden Tarif für das Mindestmaß, das gefordert werden muß: für Spirituosen aller Art bis 40% Alkoholgehalt 50 Pf. pro Liter.
" " " " von 40—60% " 75 " " "
" " " " über 60% " 100 " " "
Dieser Tarif wird, was überhaupt nicht mit einem Male erreicht werden kann, die Branntweineinfuhr zu verhindern nicht imstande sein. Aber das, was der erste Schritt auf dem Wege zur völligen Prohibition ist, wird er leisten können: er wird den Import einschränken.

In Kamerun müßte derselbe Tarif angeordnet werden. Auch hier wird anders nichts erreicht werden. Dabei ist es für diese Kolonie zu empfehlen, daß gemeinsam mit den beiden Nachbarn England und Frankreich vorgegangen wird, was augenblicklich ebenfalls Erfolg verspricht, da aller Wahrscheinlichkeit nach auch Frankreich zu einer Erhöhung des Zolles bereit sein wird, schon um aus diesen vermehrten Einnahmen die Kosten seines Dahomehfeldzuges einzubringen. Sollte aber hier ein gemeinsames Vorgehen nicht zu erreichen sein, so hat ja Deutschland 1891 bereits für sein Schutzgebiet allein eine Erhöhung des Einfuhrzolles vorgenommen und wird dasselbe auch jetzt wieder thun können.

Und noch müssen wir einen Wunsch zum Ausdruck bringen. Er bezieht sich auf die Verordnung für Togo vom 6. Sept. 1886, welche in § 3 folgende Bestimmung enthält: „Die Erlaubnis" (Branntwein oder Spiritus zum Zwecke des Verkaufes in das Schutzgebiet einzuführen) „kann zurückgenommen oder eingeschränkt werden, wenn und insoweit die eingeführten Getränke (§ 1) gesundheitsgefährliche Stoffe in erheblicher Menge enthalten." Es liegt der Verdacht nahe, daß in den eingeführten Getränken gesundheitsschädliche Stoffe überhaupt enthalten sind. Dieser Verdacht wird nicht beseitigt dadurch, daß die wiederholt angestellten amtlichen Untersuchungen ergeben haben, „daß irgend welche schädliche Substanzen in den für die westafrikanische Küste bestimmten aus Hamburg ausgeführten Spirituosen nicht enthalten sind." *) Denn diese Untersuchungen sind in Hamburg vorgenommen und es fehlt jede Garantie dafür, daß Proben von allem Schnaps vorgelegen haben, wie er in Togo und Kamerun unseren schutzbefohlenen Negern verkauft wird. Es ist deshalb dringend erwünscht und unseres Erachtens um des Ansehens unserer Regierung willen geboten, daß in jener Verfügung die ominösen Worte „in erheblicher Menge" gestrichen werden. Außerdem aber müssen Vorkehrungen getroffen

*) *Worte des Herrn Kolonialdirektor* Dr. Kayser in seiner angeführten Rede.

habe Branntwein erhalten können und bedauert die Eingeborenen, daß sie kein Bier brauen dürften. Sie sähen deshalb jämmerlich aus und seien voll Krätze. Er hofft deshalb, daß man dem schwarzen Tyrannen bald andere Sitten beibringen würde. Diese Auslassungen erregten aber einen Sturm des Unwillens unter den vielen Freunden der Enthaltsamkeit am Kap und in England, so daß Khama durch den ungerechtfertigten Angriff viele Freunde gewann. Bei einem Besuche in Kapstadt wurde er gefeiert und in England setzte er es durch, daß die Regierung ihm versprach, seine gegen die Branntweineinfuhr gerichteten strengen Gesetze sollten nicht angetastet werden. Auch sonst regt sich in Südafrika unter den Eingeborenen das Bewußtsein, daß der Branntwein sie mit der größten Gefahr bedrohe. Das beweisen viele Artikel in den von Eingeborenen redigierten Zeitungen. Ja, ein „Kaffer", James J. Bowula, hat ein Schriftchen gegen den Branntwein ausgehen lassen, welches in tiefernster, poetischer Weise dem Branntwein das Urteil spricht. Die Diener des Königs Tod streiten sich um die Ehre, ihrem Herrn am besten gedient zu haben, aber nicht Fieber, nicht Unfall, nicht Krieg, nicht Schwindsucht, oder Hungersnot erhalten den Preis, sondern dieser kommt dem Branntwein zu. Wir können es uns nicht versagen, den Schluß, der von Sup. Kropf übersetzten Schrift, hier mitzuteilen:

„Der König war im Begriff, seinen Diener Krieg zu krönen, da wurde er durch das heisere, hohle Lachen hinter sich gestört. Er zögerte. Da trat vor ihn hin einer seiner Diener in kräftigem Jugendalter und stierte ihn an. Es war ein Mensch, gekleidet in Lumpen, schmutzig, als ob er eben erst von einem Schmutzhaufen aufgestanden wäre, seine Augen stierten rot aus seinem Gesicht hervor, seine zitternde Hand hielt ein Glas. Wie ein reißendes unreines Tier, das die ganze Menschheit in Schande bringt, stand er da vor dem Könige. Er hielt sich fest am Throne seines Königs von wegen seines Schwankens; seine Kniee bebten, mit seiner rauhen Stimme sagte er: „Warte ein wenig, Herr König, hier steht der Mann von der Flasche, ein Nachkomme des reißenden Tieres, des Zauberers Tigermilch, des schwankenden Baumes, des übelriechenden Atems. Ich kann Dir beweisen, daß ich mehr erschlagen habe, als alle, die vor mir Deine Krone beanspruchten. Siehst Du jenes schöne Haus mit den Flügelthüren, und den hell erleuchteten Fenstern, wo die Leute Tag und Nacht hineingehen? Das ist die Herberge, des Soffs, wo ich meine Zauberkünste treibe. Hunderte von solchen Orten siehst Du auf den Eitelkeitsmärkten im ganzen Lande, an allen Straßenecken der Städte und Dörfer; in den Häusern, wo die Reichen sich versammeln; an den Wegen, wo die Wagen fahren, fehlt es nicht an solchen Herbergen. Wo ich hinkomme, da kommen auch die Leute. Sieh, wie die Leute dahin strömen, Scharen von Männern und Frauen, alte und junge. Dort geht ein junges Mädchen *hinein, schön von* Angesicht, gut gekleidet, aber zaghaften Schrittes, *verleitet von einem* jungen Manne; sieh, da tritt sie wieder heraus

mit losem Gürtel, sie hat ihre Schöne, ihre Ehre, ihre Menschenwürde eingebüßt, sie eilt in den Tod, ihr Untergang ist nahe. Wer kann solche Thaten thun, wie ich? Ich thue Wunder. Tausende und Abertausende treibe ich wie jenes Mädchen in ein frühes Grab, noch ehe sie das Leben genossen haben. Die starken, zähen Männer unterwerfe ich mir, sie werden alt und zitterig vor der Zeit und gehen auf ewig unter. Scheut sich der Jüngling, ist er zuerst noch furchtsam, ich fülle ihn mit dem Safte des Getreides. Auch die Kinder verachte ich nicht. Bei ihnen beginne ich damit, daß ich sie die Töpfe, Löffel und Flaschen auslecken lasse, dann verlangen sie nach größeren Mengen. Ich gewinne sie bald, weil sie sagen, es sei Speise und Nahrung. König, hast Du noch Zweifel, laß sie fahren; ich habe Dir am treuesten gedient. Gehe in die Gefängnisse, die Diebe, Mörder und andere Verbrecher werden Dir's sagen, daß sie meistenteils durch mich dorthin gebracht sind. Gehe in die Irrenhäuser, siehe, wie die Leute dort den wilden Thieren ähnlich sind, ihr Verstand ist gewichen, wie der Nebel; sie sind bloße Leichname, die sich noch bewegen; höre ihr Toben. Es ist mein Werk! An allen Wassern, bei allen Völkern bin ich bekannt. Der weiße Mann sandte die Tigermilch und ließ sie das Land durchziehen bis hin zu den Hottentotten, Buschleuten, Kaffern, Sulu, Baßuto, ja bis an das Ende der Erde. Haufenweis liegen sie da, die ich verwundet und getötet habe. Ich hole den Jüngling aus seines Vaters Hause und begrabe ihn im Diamantenfelde. Ich treibe der Mutter einzige Tochter in die Städte, damit sie dort sterbe, ohne ein Grab zu finden. Ich gehe in die Häuser und jage die Männer hinaus und stecke ihre Köpfe in den Schmutz, so werden ihre Frauen zu Witwen. Ich nehme die junge Frau und bringe sie dahin, wo ich herrsche, so muß der Mann für sich selber das Essen besorgen. Ich reiße den jungen Mann hinweg, der, die Bibel in der Hand, das Evangelium verkündet, und mache ihn zu einem Apostel des Verderbens. Die Lehrer kennen mich, ich nehme ihnen die Scham. Siehe die Tausende der Kinder Evas, die ich Dir, König, zum Opfer bringe! Mir, Deinem Diener Branntwein hast Du mehr zu verdanken, als allen Deinen anderen Dienern."

Hierauf machte der König sein Urteil bekannt: „Auch ich bin Eurer Meinung; Branntwein hat viele umgebracht und veranlaßt, daß viele den Dienst ihres Schöpfers aufgegeben haben. Komm her Branntwein, nimm die Krone, sie ist Dein; Du bist einer von denen, die Leib und Seele verderben, während andere nur den Leib antasten. Sie ist Dein, Du Hexenmeister, der Du leise auftrittst, ohne gehört zu werden. Du lässest die Leute lebendig sterben. Während sie miteinander spielen und tanzen, sterben sie dahin ohne Arzt und Gebet. Die Krone ist Dein, Du Raubtier, trage sie, sie gebührt Dir. Du stierst die Leute an, wie die Schlange die Maus; sie kommen hergelaufen in Deinen offenen Rachen, und wer sich Deinen Händen entwindet, der geht hinweg mit einem Stachel, der da bleibt. Nimm

hin die Krone, denn Du fängst mit der Seele an, sie zu töten. Nimm hin die Krone!"

Da schrie das ganze höllische Heer: „Es lebe der Branntwein!"

Dies ist ein Notschrei aus Afrika gegenüber der Gefahr, die ihm vom Branntwein droht.

Notschrei auf Notschrei dieser Art tönt zu uns herüber! Gott wolle den Völkern Europas, auch dem deutschen Volk die Ohren aufthun und das Gewissen wecken, damit die Stimme Afrikas endlich Gehör findet, und der Flut des Verderbens, welche es zu überschwemmen droht, ein Ziel gesetzt werde.

Vereinsnachrichten.

Im Jahresberichte (vgl. Heft 5 Seite 118) ist mitgeteilt, daß der Hauptvorstand unseres Vereins die Anregung gegeben hat, eine Vereinigung der beteiligten Vereine und Gesellschaften zu bilden, um der afrikanischen „Branntweinpest" entgegen zu arbeiten. Die Kommission, welche zur Ausführung der Bestrebungen dieser Vereinigung gebildet ist, ist am 16. Juni in Berlin zu einer grundlegenden Beratung über die von ihr zu verfolgende Thätigkeit zusammen gekommen. An der Konferenz nahmen teil Missions-Inspektor Merensky, Berlin, Pastor Müller, Groppendorf, Kaufmann J. K. Vietor, Bremen und Missions-Inspektor Dr. theol. Zahn, Bremen, während Dr. Christ, Basel brieflich seinem größten Bedauern Ausdruck gab, an der Beteiligung verhindert zu sein. Doch erklärte er ausdrücklich seine Zustimmung zu allen Beschlüssen, welche von der Konferenz würden gefaßt werden.

Die Beratungen konnten mit der erfreulichen Mitteilung eröffnet werden, daß die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften die Kommission ermächtigt haben, in ihrem Auftrage und Namen in die Arbeit zur Bekämpfung des afrikanischen und des überseeischen Branntweinhandels überhaupt einzutreten. Haben zwei von ihnen, nämlich die „Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden" (Berlin I) und die Missionsanstalt in Neuendettelsau" davon Abstand genommen, der Vereinigung beizutreten, so haben sie diese ihre Stellungnahme doch mit dem ausdrücklichen Wunsche übermittelt, daß es der Kommission an Erfolg in ihrer Thätigkeit nicht fehlen möge. In gleicher Weise ermutigte die Mitteilung des „Ausschusses der evangelischen Missionen" durch Dr. theol. Warneck, daß der Ausschuß gern mit der Kommission Hand in Hand das Uebel des Branntweinhandels bekämpfen wolle.

Die Konferenz war darüber einer Meinung, daß keine Zeit zu verlieren sei, sondern im Blick auf die im Jahre 1898 zu erwartende Revision des Cap. VI der Brüsseler Generalakte, welches die Maßnahmen betreffend die Spirituosen-Einfuhr in Afrika enthält, sogleich mit allem Eifer an's Werk gegangen werden müsse, um ein möglichst großes Heer um unsere Fahne zur Bekämpfung des Branntweinhandels zu sammeln. Zugleich aber herrschte darüber Einstimmigkeit, daß mit aller Entschiedenheit eine Aenderung der Zollkonvention zwischen Deutschland und England zu erstreben sei, welche sich auf die Besteuerung der Spirituosen in Togo und der Goldküste bezieht. Es haben bereits im März einige Handelsfirmen an das Auswärtige Amt in Berlin das Ersuchen gerichtet, zwecks Vereinbarung eines höheren Zolles jenen Vertrag zu kündigen. Jedoch hat diese Eingabe keinen Erfolg gehabt, nicht einmal den, daß die Absender eine Antwort erhalten hätten. Angesichts der Wichtigkeit, die der Aenderung dieses Vertrages beigemessen werden muß, hat die Konferenz beschlossen, sich mit einer Eingabe an den Fürsten Reichskanzler zu wenden und ihn unter Darlegung der augenblicklich herrschenden, zum großen Teil infolge jenes Vertrages eingetretenen Zustände zu bitten, zum 1. November dss. Js. denselben zu kündigen und andere Vereinbarungen mit England zu treffen.

Diese Eingabe soll auch dem „Deutschen Verein zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke", dem „Blauen Kreuz", dem „Afrika-Verein deutscher Katholiken" u. a. unterbreitet werden mit der Aufforderung, der Vereinigung zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels überhaupt beizutreten, oder doch wenigstens ihre Zustimmung zu diesem Gesuch zu erklären. Auf diese Weise hofft die Kommission als Vertreterin vieler Tausende nicht erfolglos ihre Bitte auszusprechen.

Um ferner in weiteren Kreisen über die Größe des Uebels „Branntweinpest" auch in unseren Kolonien aufzuklären und dadurch Freunde und Anhänger unserer Bestrebungen zu gewinnen, hat die Konferenz den Beschluß gefaßt, wenn irgend thunlich einen Separat-Abdruck des Aufsatzes „Der Branntweinhandel in Kamerun und Togo" („Afrika" Nr. 5 u. 6) der „Deutschen Kolonialzeitung" beizulegen.

Als ein dringendes Bedürfnis wurde sodann allseitig anerkannt, eine vollständige, genaue Statistik zu erhalten über die Gesamt-Einfuhr von Spirituosen nach Afrika. Denn bisher ist nur zweierlei genau bekannt, einmal die Ausfuhr aus Hamburg und die Einfuhr in Kamerun und Togo. Schon die englischen Zahlen sind nicht vollständig und aus Frankreich, Holland und Amerika sind Angaben bisher überhaupt nicht zu gewinnen gewesen. Daher kommt es, daß das Bild des Schadens, den der Branntwein anrichtet, so düster es jetzt schon ist, doch noch nicht die ganze traurige Wirklichkeit darstellt. Es soll daher der zum Sekretair der Kommission bestellte Pastor Müller, Groppendorf auf die Beschaffung einer vollständigen Statistik sein *ganz besonderes Augenmerk* richten.

hin die Krone, denn Du fängst mit der Seele an, sie zu töten. Nimm hin die Krone!"

Da schrie das ganze höllische Heer: „Es lebe der Branntwein!"

Dies ist ein Notschrei aus Afrika gegenüber der Gefahr, die ihm vom Branntwein droht.

Notschrei auf Notschrei dieser Art tönt zu uns herüber! Gott wolle den Völkern Europas, auch dem deutschen Volk die Ohren aufthun und das Gewissen wecken, damit die Stimme Afrikas endlich Gehör findet, und der Flut des Verderbens, welche es zu überschwemmen droht, ein Ziel gesetzt werde.

Vereinsnachrichten.

Im Jahresberichte (vgl. Heft 5 Seite 118) ist mitgeteilt, daß der Hauptvorstand unseres Vereins die Anregung gegeben hat, eine Vereinigung der beteiligten Vereine und Gesellschaften zu bilden, um der afrikanischen „Branntweinpest" entgegen zu arbeiten. Die Kommission, welche zur Ausführung der Bestrebungen dieser Vereinigung gebildet ist, ist am 16. Juni in Berlin zu einer grundlegenden Beratung über die von ihr zu verfolgende Thätigkeit zusammen gekommen. An der Konferenz nahmen teil Missions-Inspektor Merensky, Berlin, Pastor Müller, Groppendorf, Kaufmann J. K. Vietor, Bremen und Missions-Inspektor Dr. theol. Zahn, Bremen, während Dr. Christ, Basel brieflich seinem größten Bedauern Ausdruck gab, an der Beteiligung verhindert zu sein. Doch erklärte er ausdrücklich seine Zustimmung zu allen Beschlüssen, welche von der Konferenz würden gefaßt werden.

Die Beratungen konnten mit der erfreulichen Mitteilung eröffnet werden, daß die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften die Kommission ermächtigt haben, in ihrem Auftrage und Namen in die Arbeit zur Bekämpfung des afrikanischen und des überseeischen Branntweinhandels überhaupt einzutreten. Haben zwei von ihnen, nämlich die „Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden" (Berlin I) und die Missionsanstalt in Neuendettelsau" davon Abstand genommen, der Vereinigung beizutreten, so haben sie diese ihre Stellungnahme doch mit dem ausdrücklichen Wunsche übermittelt, daß es der Kommission an Erfolg in ihrer Thätigkeit nicht fehlen möge. In gleicher Weise ermutigte die Mitteilung des „Ausschusses der evangelischen Missionen" durch Dr. theol. Warneck, daß der Ausschuß gern mit der Kommission Hand in Hand das Uebel des Branntweinhandels bekämpfen wolle.

Die Konferenz war darüber einer Meinung, daß keine Zeit zu verlieren sei, sondern im Blick auf die im Jahre 1898 zu erwartende Revision des Cap. VI der Brüsseler Generalakte, welches die Maßnahmen betreffend die Spirituosen-Einfuhr in Afrika enthält, sogleich mit allem Eifer an's Werk gegangen werden müsse, um ein möglichst großes Heer um unsere Fahne zur Bekämpfung des Branntweinhandels zu sammeln. Zugleich aber herrschte darüber Einstimmigkeit, daß mit aller Entschiedenheit eine Aenderung der Zollkonvention zwischen Deutschland und England zu erstreben sei, welche sich auf die Besteuerung der Spirituosen in Togo und der Goldküste bezieht. Es haben bereits im März einige Handelsfirmen an das Auswärtige Amt in Berlin das Ersuchen gerichtet, zwecks Vereinbarung eines höheren Zolles jenen Vertrag zu kündigen. Jedoch hat diese Eingabe keinen Erfolg gehabt, nicht einmal den, daß die Absender eine Antwort erhalten hätten. Angesichts der Wichtigkeit, die der Aenderung dieses Vertrages beigemessen werden muß, hat die Konferenz beschlossen, sich mit einer Eingabe an den Fürsten Reichskanzler zu wenden und ihn unter Darlegung der augenblicklich herrschenden, zum großen Teil infolge jenes Vertrages eingetretenen Zustände zu bitten, zum 1. November dss. Js. denselben zu kündigen und andere Vereinbarungen mit England zu treffen.

Diese Eingabe soll auch dem „Deutschen Verein zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke", dem „Blauen Kreuz", dem „Afrika-Verein deutscher Katholiken" u. a. unterbreitet werden mit der Aufforderung, der Vereinigung zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels überhaupt beizutreten, oder doch wenigstens ihre Zustimmung zu diesem Gesuch zu erklären. Auf diese Weise hofft die Kommission als Vertreterin vieler Tausende nicht erfolglos ihre Bitte auszusprechen.

Um ferner in weiteren Kreisen über die Größe des Uebels „Branntweinpest" auch in unseren Kolonien aufzuklären und dadurch Freunde und Anhänger unserer Bestrebungen zu gewinnen, hat die Konferenz den Beschluß gefaßt, wenn irgend thunlich einen Separat-Abdruck des Aufsatzes „Der Branntweinhandel in Kamerun und Togo" („Afrika" Nr. 5 u. 6) der „Deutschen Kolonialzeitung" beizulegen.

Als ein dringendes Bedürfnis wurde sodann allseitig anerkannt, eine vollständige, genaue Statistik zu erhalten über die Gesamt-Einfuhr von Spirituosen nach Afrika. Denn bisher ist nur zweierlei genau bekannt, einmal die Ausfuhr aus Hamburg und die Einfuhr in Kamerun und Togo. Schon die englischen Zahlen sind nicht vollständig und aus Frankreich, Holland und Amerika sind Angaben bisher überhaupt nicht zu gewinnen gewesen. Daher kommt es, daß das Bild des Schadens, den der Branntwein anrichtet, so düster es jetzt schon ist, doch noch nicht die ganze traurige Wirklichkeit darstellt. Es soll daher der zum Sekretair der Kommission bestellte Pastor Müller, Groppendorf auf die Beschaffung einer vollständigen Statistik sein *ganz besonderes Augenmerk* richten.

Schließlich wurde es als durchaus wünschenswerth betont, daß auch in Frankreich Schritte veranlaßt werden, um die dortige Regierung zur Erhöhung der Spirituosen-Zölle in ihren westafrikanischen Kolonien zu bewegen. Da die Konferenz direkt eine solche Anregung zu geben nicht wohl in der Lage ist, so wurde der Schriftführer, der seitens des „Internationalen Komitees zur Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels“ in London zum Mitglied für Deutschland gewählt ist, beauftragt bei dem Londoner Central-Vorstand zu beantragen, daß er den Vertreter des Internationalen Komitees in Frankreich auffordert, an die Französische Regierung mit einem solchen Gesuch heranzutreten.

Damit waren die Beratungen der Konferenz abgeschlossen — möchte die damit angefangene Thätigkeit der Kommission einen stetigen Erfolg haben. —er.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 26. Juni.)

Der Gouverneur von **Deutsch-Ostafrika,** Herr v. Wißmann, der sich zur Erholung jetzt im Harz aufhält, hat vor seiner Abreise aus Afrika ein Rundschreiben an die Stationen und Bezirksämter gerichtet; der erste Punkt desselben empfiehlt den Stationschefs die Bildung einer Art irregulärer Truppe. Dieselbe macht sich nötig, da die Besatzung der Stationen des Innern auf das geringst mögliche Maß beschränkt werden soll, um ein möglichst großes Expeditionskorps zur Verfügung zu haben. Major v. Wißmann zweifelt nicht, daß es dem Geschick der Stationschefs gelingen wird, in der Nähe ihrer Stationen geeignete Leute für eine derartige Truppe zu finden, wie er sie selbst früher mit großem Erfolg in noch ganz unberührten Teilen Afrikas gebildet hat. Der Eintritt in diese Truppe, die zu bestimmten Zeiten zu Uebungen eingezogen wird, soll durchaus freiwillig sein, wie jedem Mann auch der Austritt jederzeit frei steht. Waffen und event. Uniformen liefern die Stationen, eine Bezahlung erfolgt nicht. Es ist dahin zu streben, den Dienst in dieser Truppe durch Festlichkeiten bei der Entlassung so angenehm und durch geeignete Auszeichnungen so ehrenvoll als möglich erscheinen zu lassen. Die Angehörigen dieser Truppe sollen mit ihren Familien freie ärztliche Behandlung haben, möglichst sollen sie in der Nähe der Stationen zur Ansiedelung bewogen werden, damit man an den Zuverlässigsten unter ihnen eine geeignete Besatzung im Fall der Not habe. Anführer dieser Truppe soll ein Offizier oder Unteroffizier, wenn dies

nicht ausführbar, ein Chargierter der regulären Truppe sein. Ferner ordnet der Gouverneur die Organisation einer Trägertruppe an; dieselbe soll zu keinen Uebungen herangezogen werden, aber in möglichst enger Verbindung mit der Station stehen; die Träger sollen in vier Klassen zerfallen (1. für Instrumente, Apotheken, Präparate, Sammlungen, Waffen der Europäer; 2. für Artilleriematerial; 3. für Zelte und Lagereinrichtung; 4. für alles übrige) und auf dem Marsch mit Karabinern bewaffnet sein; über den eingeborenen Führern dieser Truppe sollen Zahlmeister, Lazarethgehülfen, oder andere geeignete Europäer als Führer der gesamten Trägertruppe stehen.

Im April ist der Häuptling Mbaruk bin Raschid, der sich gegen die Engländer aufgelehnt hatte und einen zehnmonatlichen Krieg mit denselben führte, dessen Kosten sich auf mehrere Millionen Franken belaufen sollen, mit seiner etwa 1600 Köpfe starken Bande auf deutsches Gebiet übergetreten, hat in Moa eine Zusammenkunft mit Major von Wißmann gehabt, vor demselben seine Waffen gestreckt und sich mit seinen Leuten zur Ansiedelung im deutschen Schutzgebiet bereit finden lassen. Diese Ansiedelung soll in dem fruchtbaren Süd-Usaramo, fern von der britischen Grenze, stattfinden. Der Gouverneur giebt sich der Hoffnung hin, „daß es gelungen ist, die Angelegenheit in einer unserm Ansehen entsprechenden Weise zu erledigen," und setzt mit Bestimmtheit voraus, daß Mbaruk nicht auf deutsches Gebiet übergetreten ist, um sich zu neuem Kampf mit den Engländern zu erholen, sondern, daß er ein treuer Unterthan bleiben und „daß unsere Kolonie von dem in vieler Beziehung wünschenswerten Bevölkerungszuwachs Nutzen und Vorteil ziehen wird."

Vor seiner Abreise aus Ostafrika hat der Gouverneur von Wißmann noch einen Gouvernementsbefehl betreffend das Gerichtsverfahren gegen Eingeborene ergehen lassen. Er schließt sich direkt an die veröffentlichte Kaiserliche Verordnung vom 25. Februar d. J. und die Verfügung vom 27. Februar an und verfügt, daß in allen Fällen, worin in dem von einem europäischen Beamten geleiteten Gerichtsverfahren gegen Eingeborene, ohne Unterschied, ob es sich um einen Civil- oder Strafprozeß handelt, zur Herbeiführung von Geständnissen und Aussagen andere Mittel als die nach den deutschen Prozeßordnungen zugelassenen Maßnahmen angewendet oder außerordentliche, insbesondere bloße Verdachtsstrafen verhängt worden sind, in Gemäßheit der §§ 343 und 345 St.-G.-B. unnachsichtlich vorgegangen werden muß. Geständnisse von Angeklagten oder Aussagen von Zeugen dürfen nicht durch unzulässige Maßnahmen, wie Körperstrafen erpreßt und Strafen nur verhängt werden, wenn der Richter von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist. Auf den bloßen Verdacht hin sind Strafen ausgeschlossen. Außerordentliche Strafen sind sowohl solche, die bezüglich des Strafgrundes, als auch solche, die bezüglich der Art und Weise der Vollstreckung weder in den Gesetzen und Verordnungen, noch nach der für das Gerichtsverfahren zulässigen Uebung *vorgesehen sind.*

Im neuesten Hefte der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" veröffentlicht der frühere Gouverneur Freiherr v. Scheele eine eingehende Schilderung von Uhehe in Deutsch-Ostafrika, wobei er zu dem Schlusse kommt, daß ohne Zweifel auch dieser Teil unserer Kolonie ein wertvolles Besitztum für die Zukunft sei. Wir hätten dort namentlich in den Thälern des Randgebirges große Flächen, auf welchen Kolonialprodukte unter den günstigsten klimatischen und Bodenverhältnissen angebaut werden könnten, und die große Hochebene habe fruchtbaren Raum für eine nach Millionen zählende eingeborene Einwohnerschaft, die Ackerbau und Viehzucht treiben kann. Die erste und einzige Bedingung für eine schnelle und fruchtbringende Entwickelung sei die Schaffung billiger Absatzwege. Vielleicht gelinge es, im Rufidji und Ulanga eine billige Wasserstraße bis an die Grenze des Landes zu gewinnen und von hier aus mit Eisenbahnen weiter vorzudringen; wenn nicht, so müßte letztere von der Küste aus beginnen. Dies werde zugleich die sicherste Eroberung und Beruhigung des Landes sein, und mit der Pacificirung werde in ungeahnter Progression die Bevölkerung und die Produktionskraft zunehmen. Sollten dann Versuche, die jedenfalls angestellt werden müssen, beweisen, daß auf dem gesunden Hochlande auch die Ansiedelung deutscher Ackerbauer und Viehzüchter möglich sei, so werde das Land Uhehe als Consument und Produzent eine wirtschaftliche Bedeutung erlangen, deren Grenzen heute noch nicht zu ermessen sind.

Der Oberstlieutenant von Trotha wird, sobald er von einem Zuge in das Innere zur Küste zurückgekehrt ist, zum Vicegouverneur ernannt werden, so berichten die „Münch. Neuest. Nachr." und die Geschäfte des Gouverneurs, welche jetzt Finanzdirektor v. Bennigsen wahrnimmt, übernehmen.

Aus **Deutsch-Südwest-Afrika** berichtet der Landeshauptmann Major Leutwein über das von uns schon gemeldete Gefecht bei Gobabis am 5. April. Etwa 150 Hottentotten griffen an, später 2—300 Ovambandyer; der Verlust der Hottentotten betrug 12 Tote, darunter Kapitän Eduard Lambert, die andern Gegner verloren etwa 100 Mann; deutscherseits fielen Lieutenant Lampe, die Unteroffiziere Bannach und Sufath, die Reiter Erner, Jendjes und der Kriegsfreiwillige Schmidt. Major Leutwein schreibt: „Das Gefecht bei Gobabis ist als eine hervorragend tapfere That zu bezeichnen, der das Schutzgebiet geradezu seine augenblickliche Rettung verdankt. Wäre das Gefecht verloren gegangen, würde ich für die Treue der übrigen Hereros mit Ausschluß des Oberhäuptlings nicht mehr haben einstehen können. Nunmehr darf ich bestimmt hoffen, den mir aufgezwungenen Krieg lokalisieren zu können. Ich glaube daher für den siegreichen Ausgang des Gefechts dem Hauptmann von Estorff, seinen Offizieren und Mannschaften nicht Dank genug zollen zu können. Sie haben sich um das Schutzgebiet ein großes Verdienst erworben."

Am 20. Mai hat den Zeitungen zufolge nach einem beim „Auswärtigen Amt" von ihm eingegangenen Telegramm der Major Leut-

wein den Kahimena und den ganzen Khausasstamm gefangen, während Nikodemus sich freiwillig gestellt hat. Damit ist der Krieg beendet, und Major Leutwein hat wiederum den größten Ruhm erworben.

Es hat sich eine Anzahl Deutscher im Schutzgebiet zusammengethan und 400 Meter Schienen für eine Lokalbahn zur Ueberwindung des Dünensandes bei Swakopmund bestellt; gelingt das Werk, so hofft man den Weg auf 2 Kilometer verlängern zu können bis zur Grenze des festen Gebietes, von wo der Transport durch Ochsenwagen weitergeführt wird. Die „Kreuz-Zeitung" bemerkt hierzu: „Was bei diesem ja an und für sich wenig bedeutenden Unternehmen so angenehm berührt, ist, daß die Deutschen draußen beginnen, sich selbst zu helfen und aufhören, verlangend nach der Initiative der Gesellschaften zu blicken."

Aus **Klein-Popo** kommt die Trauernachricht, daß der Reichsschullehrer Karl Köbele daselbst gestorben ist. Die Todesursache ist noch unbekannt. Der Verstorbene war ein Schwiegersohn des Missionars Christaller.

In **Kamerun** soll der Abgeordnete Graf Douglas einen Landcomplex erworben haben, um dort Plantagen anzulegen.

Wir erwähnen ein Gerücht, wonach Deutschland für die Gefälligkeit, daß es einer englischen Besitzergreifung des Sudan zustimmte, die Walfischbai erhalten sollte.

In **Erythrea** ruhen die Waffen, die Truppen haben den Rückmarsch angetreten, um in der befestigten Mareb-Belusa-Linie eine abwartende Stellung einzunehmen; von den italienischen Truppen ist ein großer Theil in die Heimat befördert worden. Ein Nachspiel des Krieges ist der Prozeß gegen den General Baratieri, welcher von dem Kriegsgericht freigesprochen ist. Wir freuen uns von Herzen über dieses verständige Urteil, das sich nicht von der Volksleidenschaft hat beeinflussen lassen; ein Verbrechen hat der Mann gewiß nicht begangen und Fehler oder das Zusammentreffen widriger Umstände, welche die von ihm gewagte Schlacht verloren gehen ließen, gehören eigentlich nicht vor ein Kriegsgericht.

Die **englisch-ägyptische Expedition** hat unter Führung des Oberbefehlshabers Kitchener die Derwische bei Firkeh geschlagen. Es ist dies das erste Mal, daß ägyptische Truppen die Derwische geschlagen haben, die moralische Wirkung ist darum unberechenbar. Die Zahl der gefallenen Derwische soll 900, die der Gefangenen 500 betragen.

In **Süd-Afrika** ist der Matebele-Aufstand noch nicht, wie die der jeweilig politischen Lage sich außerordentlich geschickt anschmiegende Presse behauptete, erloschen. Es kommen wieder Nachrichten von Aufständen im Maschonaland, nördlich von Bulawayo! Auch im Matoko-Distrikt haben sich die Eingeborenen empört und Greuelthaten verübt.

Das milde Urteil des Transvaalgerichtshofes, wonach *auch die Kerkerstrafe der ursprünglich* zum Tode verurteilten Johannes-

burger Verschwörer in Geldstrafe umgewandelt wurde, wird in England kühl und als selbstverständlicher Tribut aufgenommen.

Der bekannte Afrika-Reisende Friedrich Gerhard Rohlfs, kurze Zeit, Mitte der achtziger Jahre, deutscher General-Konsul in Sansibar, ist am 2. Juni in Rüngsdorf gestorben. H.

Behandlung eines Sklaven in Deutsch-Ostafrika.

Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die afrikanischen Hausklaven allen Grund haben mit ihrem Loose zufrieden zu sein, da sie von ihren Herren durchaus milde behandelt werden. Ohne Zweifel giebt es viele Herren, welche im eigenen Interesse mit ihren Sklaven, die ja ihr Eigentum sind, menschlich umgehen. Doch giebt es auch Ausnahmen; und es wird Ausnahmen geben, so lange es Sklaven giebt in unseren Schutzgebieten. Deshalb ist es nicht damit gethan, daß Sklavenraub und Sklavenhandel verboten wird — die Sklaverei als solche muß abgeschafft werden. Wir bringen hier aus dem „westfälischen Sonntagsblatt für Stadt und Land" einen Teil eines Briefes des in diesem Jahre nach Deutsch-Ostafrika entsandten Missionars Röhl, welcher einem Häuflein von Kindern hier in der Heimat das traurige Geschick eines Sklavenjungen in Tanga erzählt:

„Als ich in Tanga ankam und in unser kleines Krankenhaus ging, fiel mir besonders ein Junge auf, ein Massaikind. Derselbe sah sehr elend aus und war sehr mager. Ich ging zu ihm und begrüßte ihn. Da sah ich denn, daß sein rechter Fuß krank war; und das war so gekommen: Er war in Tanga Sklavenkind und bekam eine Wunde am Bein, wie sie die Schwarzen hier sehr oft bekommen. Da ging er zum Onkel Missionar Krämer, als der noch lebte, und holte sich von ihm Daua, das ist Arznei, und ließ sich seine Wunde verbinden. Wie dies sein Herr erfuhr, wurde er sehr zornig, schlug den armen Jungen und ließ ihn fesseln, damit er nicht wieder zum Onkel Krämer gehen sollte. Infolgedessen wurde die Wunde sehr, sehr böse, und von den Stricken, mit denen der arme Nanika — so heißt der Junge — gebunden war, bekam er noch mehr Wunden. Speise erhielt er auch sehr wenig, so daß er fast verhungerte. Schließlich, als das Bein so schlimm geworden war, *daß Nanika gar nicht* mehr gehen konnte, warf ihn sein Herr aus *dem Hause auf die* Landstraße. Dort blieb er halb tot vor Hunger *und vor Schmerzen* liegen. So fanden ihn die Brüder. Natürlich

trugen sie ihn in ihr Krankenhaus, verbanden ihm seine Wunden und pflegten ihn. Aber das Bein wurde nicht besser. — So fand ich den armen Nanika vor. Da kam das Osterfest heran. Bei der Gelegenheit kam der Onkel Doktor aus Tanga zu uns auf die Station in die Kirche. Nach dem Gottesdienst zeigten wir ihm unsern Missionsknaben, und da sagte er, das Bein müßte abgeschnitten werden, sonst würde der Junge sterben, und er sagte auch, daß er selbst das umsonst machen wolle. Seht, das war doch nett von dem Onkel Doktor! Sonst kostet hier ein solcher Beinabschnitt viele hundert Mark. Wir sagten nun unserm armen Nanika, daß ihm sein krankes Bein bis zum Knie abgeschnitten werden sollte, und daß er dann wieder gesund werden würde. Aber er wollte das gar nicht glauben und wollte es auch nicht gerne leiden. Da versprachen wir ihm ein neues Bein aus Holz aus Europa. Das war ihm ganz was neues, das konnte er erst recht nicht glauben. 2 Tage nach Ostern kam der Onkel Doktor und schnitt ihm seinen Fuß bis zum Knie ab, wobei ich und Bruder Gerdes halfen. Nach der Operation blieb ich an seinem Bette. Ach, da war der arme Junge sehr traurig; er schrie immer: „wo ist mein Bein? Wo ist mein Bein?“ Ich tröstete ihn, daß er ja ein neues, viel besseres Bein, als das alte kranke war, bekommen sollte, daß er denn ganz gesund werden würde und auch wieder gehen könnte. So wurde er allmählich ruhig, richtete sich auf und legte sein Köpfchen auf meinen Schoß. Da sah er durch die offene Thüre, wie draußen ein Knabe, der auf der Station wohnt, vorbeigeht, sofort ruft er ihn: „Mambo, Mambo!“ Der kommt denn auch. Aber nun fängt Nanika von neuem an zu weinen und zu schreien: „Wo ist mein Bein?“ Ich schickte darum Mambo wieder hinaus, und da beruhigte sich Nanika denn auch bald wieder, nur durfte ich nicht von ihm fortgehen. Als es aber um 12 Uhr läutete, sagte er ganz von selbst, ich sollte zum Essen gehen und nachher gleich wiederkommen.“

Litterarisches.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission, von dem Missionar selbst geschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und herausgegeben von E. Pfitzner, Konsistorialrat in Stolberg a. H. und D. Wangemann, weiland Missionsdirektor in Berlin. Dritte Auflage. Berlin NO 43, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft Preis geb. 2,25 Mark, brosch. 1,75 Mark.

In diesem Lebensbild erscheint die dritte Auflage eines Werkes auf dem Büchermarkt, *das des allgemeinsten Interesses würdig ist.* Wilhelm Posselt, aus dessen Feder *bis auf kleinere Nachträge und Ergänzungen* die frische, fesselnde Darstellung geflossen ist,

wurde gegen Ende des Jahres 1839 im Alter von 24 Jahren, nachdem er im Missionsseminar zu Berlin ausgebildet war, als Missionar nach Südafrika zu den Kaffern entsandt. 46 Jahre ist er dort bis zu seinem Tode thätig gewesen. Von einer Station zur andern gesandt, durch den Ausbruch der gefährlichen Kriege unter den rohen Wilden, wenn er kaum Fuß gefaßt, wieder vertrieben, hat Posselt bei den verschiedensten Stämmen der Kaffern sich seiner Missionsarbeit mit gleicher Treue und Hingebung gewidmet; das Hauptfeld seiner segensreichen Thätigkeit aber liegt in der Republik Natal, wo er neben den Sulukaffern zugleich einer deutschen Gemeine die geistige Nahrung spendete. Beide Gemeinen gewannen ihn als Freund und Vater so lieb, daß sie ihn für unersetzlich hielten und seinen Tod lange beweinten. — Man weiß nicht, was man bei der Lektüre des Werkes an dem Verfasser mehr bewundern soll, die Kraft und Stärke seines unerschütterlichen Gottvertrauens, oder die Anschaulichkeit und den Schwung seiner Schilderungen. In ein paar kräftigen, kurzen Zügen versteht er es, ein klares Bild der Völkerschaften, Sitten und Gebräuche zu entwerfen; besonders vollendet und fesselnd ist die Erzählung der durch den Krieg der Engländer mit den Kaffern hervorgerufenen Flucht von der Indwe und der Reise über das Drakengebirge (cfr. Cap. 7 ff.). Zuweilen mischt sich ein köstlicher, gesunder Humor in die Darstellung, wenn der Verfasser von seinen vergeblichen Versuchen spricht, sich in dem edlen Schneiderhandwerk zu vervollkommnen, oder seine negativen Erfolge als Nimrod schildert.

Neben dem heiligen Ernst, mit dem Posselt seinen Beruf auffaßte, fand sich in ihm ein stets heiterer Sinn, der ihn bis zu seiner letzten Stunde nicht verlassen und ihm den Namen des „allzeit fröhlichen Posselt" eingetragen hat.

Wer sich erbauen will und Freude hat an gediegenen Naturschilderungen und wahren, ungeschminkten Sittenbildern, dem sei das Werk herzlich empfohlen.

R.—

Ebenfalls im Verlage der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9, sind folgende Missionsschriftchen erschienen, welche insgesamt den Freunden des Missionswerkes empfohlen werden können:

Von **A. Merensky: Ruth Mampatsche; Dalana, der Sulukaffer; Wie die Menschenfresser auf Tongoa Christen wurden; Die Heuschrecken in Afrika; Die Menschenfresserei in Afrika; Eine neue Missionsstation im Innern von Deutsch-Ostafrika. — Das Evangelium unter den Wilden des Feuerlandes.**

Von **D. R. Grundemann: Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission. II. Die Missionsgesellschaften. III. Leben und Wirken des Missionars in Südafrika.**

Von **Pastor Sauberzweig-Schmidt: He Schewasse,** eine Hütte Gottes unter den Bawenda; — **Georgenholtz** im Lande der Bawenda.

Von **L. Grieſemann: Uganda.**

Von **Sup. H. Petrich: Missionsvater Wangemann,** Sein Leben und Wirken der Missionsgemeinde zur Belehrung und Erbauung in der Kürze erzählt.

Von **Pastor Gareis: Korea.**

Von **Pastor Nemus: Soll ich Mission treiben? Ja oder Nein?**

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonieen und Schutzgebieten. Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. 88 S. gr. 8° mit 7 Illustrationen und 3 Kartenskizzen. Preis elegant broschiert in Kalblederpapier 80 Pf. Verlag der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O. 43, Friedenstraße 9.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1 25 M.)**, ferner **Talare, Baretts u. Bäffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12**, Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewähretes Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

☛ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Branntwein und die Eingeborenen Süd-Afrikas	135
Vereinsnachrichten	142
Afrikanische Nachrichten	144
Behandlung eines Sklaven in Deutsch-Ostafrika	148
Litterarisches	149

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Evrard in Neuhaldensleben.

Der Branntwein und die Eingeborenen Süd-Afrikas.

Von A. Merensky.*)

Niemand kann leugnen, daß die Völker Afrikas durch das Eingreifen der Europäer in ihre Geschicke während der letzten Jahrzehnte viele Wohlthaten empfangen haben. Der Sklavenhandel und die Sklavenausfuhr sind fast abgeschafft, Verkehrswege im Lande sind hergestellt, nicht wenige Raubstämme, oder raublustige Häuptlinge sind genötigt worden, mit ihren Nachbaren Frieden zu halten und dem Vordringen des Mohammedanismus konnte an vielen Punkten gewehrt werden. Aber der Wert aller dieser Wohlthaten ist in Frage gestellt, ja, wird vollständig aufgehoben, durch den Unsegen, den die Einfuhr von Branntwein im dunklen Erdteil verbreitet. Wie oft hört man über die sittliche Verkommenheit der Bewohner der Westküste schelten, und vergißt dabei, daß zum großen Teil die Europäer sie verschuldet haben. Wie oft klagt man, daß die christliche Negerrepublik Liberia sich nicht gedeihlich entwickeln will, verschweigt aber, daß die Branntweineinfuhr daran hauptsächlich Schuld trägt. Bekennt doch ein englischer Kaufmann, Mr. Barnett, daß er allein dort wöchentlich 4000 Liter einführt und verkauft. In fast noch größeren Mengen findet das flüssige Feuer in der Nähe der Nigermündungen, auch in Kamerun, Eingang in das Land.

Der englische Reisende Thompson schreibt: „Wenn man durch manche Dörfer der Kru-Küste reist, so glaubt man in einer Hölle zu sein, die mit vertierten, menschlichen Wesen bevölkert ist, deren Strafe darin besteht, daß sie einen unaufhörlichen Durst nach starkem Getränk haben," und der berühmte Sir Richard Burton giebt folgendes Zeugnis ab: „Es ist meine aufrichtigste Ueberzeugung, daß, wenn der Sklavenhandel mit all seinen Schrecken wieder aufleben, und Afrika dabei den weißen Mann mit seinem Pulver und Branntwein los werden könnte, es durch diesen Tausch an Glück gewinnen würde." Man hat mit Unrecht die Branntweineinfuhr dadurch entschuldigen wollen, daß die Afrikaner schon seit alten Zeiten berauschende Getränke selbst herstellen; denn es liegt doch auf der Hand, daß wenn dies ein Uebel ist, man solches Uebel nicht noch vermehren darf. Und weiter bedrohen alle diese Getränke, welche diese Leute sich durch eigene Arbeit herstellen, den Volkswohlstand bei weitem nicht in solchem Maße, wie Branntwein, der von außen eingeführt wird. Wenn die Buschleute der Kalahari-Wüste sich an Honigbier berauschen, so sorgen die Bienen dafür, daß dies nicht ohne Maß geschehen kann, und daß das Getränk nichts kostet. Wenn der Kaffer sein Bier

*) Der Verfasser hielt diesen Vortrag in der vom Evangelischen Afrika-Verein am 16. April d. Js. im „Architektenhause" zu Berlin veranstalteten öffentlichen Versammlung.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Richard Harder
Generalsekretair des Evangelischen Afrika-Vereins
Berlin W. 57
Bülowstraße 32 a.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- ꝛc. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Zur Deportationsfrage.

Von R. Harder.

Auf der letzten Generalversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in Berlin wurde der Beschluß gefaßt, in Erwägungen einzutreten, ob die Reichsregierung zu ersuchen sei, der Frage der Deportation von Verbrechern in unsere Kolonien und der damit verbundenen Anlage von Strafkolonien, oder Strafanstalten in Kolonien näher zu treten. Der von verschiedenen Seiten erhobene Widerspruch ließ diese vorsichtige Fassung des Beschlusses entstehen. Immerhin ist es bezeichnend, daß eine so hervorragende Gesellschaft den in den letzten Jahren sich erhebenden Stimmen für die Deportation sich nicht verschließen kann. Es giebt Männer genug, hervorragend durch Lebensstellung und Einsicht, welche entschiedenste Gegner der Deportationsfrage sind und jede Verhandlung über dieselbe als zwecklos, ja unsittlich von der Hand weisen. Letzteren vermag ich mich nicht anzuschließen. Die für die Deportation angeführten Gründe scheinen mir so schwerwiegend zu sein, daß sie dringend eine Erwägung verdienen; daß diese Erwägung einen Platz in der „Afrika" findet und ihren Lesern von Interesse sein dürfte, ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich um das Wohl unserer Kolonien in Afrika und ihrer eingeborenen Bevölkerung, der die Bestrebungen des Evangelischen Afrika-Vereins dienen wollen, handelt, denn es kann uns nicht gleichgültig sein, welcherlei Art von Persönlichkeiten wir ihnen als Nachbarn geben, und welchen Einflüssen wir sie aussetzen. Vorläufig ist ja die Deportation in unsere Kolonien noch ausgeschlossen, da dieselbe keine Stelle als Strafart im Reichs-Strafgesetzbuch einnimmt, und es wird noch viel Wasser im afrikanischen Sande versiegen müssen, ehe sie in dasselbe eingeführt werden kann.

Der gewiß großen Zahl unserer Leser, welche sich mit der in Rede stehenden Frage beschäftigt haben, vermag ich nichts Neues zu bringen. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, dieselbe in neues und besseres Licht, als sie von berufenen Männern gebracht ist, zu stellen, oder sie lösen zu wollen, vielmehr sollen diese Zeilen nur als eine Anregung zur eignen Beschäftigung mit derselben dienen. In diesem Sinne bitte ich meine wenigen Bemerkungen aufzufassen; ich referiere nach den lesens- und beherzigenswerten Broschüren von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck: „Fort mit den Zuchthäusern," Breslau 1894, „Neu-Deutschland und seine Pioniere," Breslau 1896, und dem Aufsatz von dem Regierungsrat Dr. Freund in den Preußischen Jahrbüchern 1895 Seite 502—537: „Ueber Strafkolonisation und Einrichtung überseeischer Strafanstalten."

Der Notstand, welcher den Anstoß gegeben hat, nach dem Mittel der Deportation von Verbrechern zu blicken, ist hier nur kurz zu berühren: es ist die Last, welche dem Staat durch die Zuchthäuser und Gefängnisse aufgelegt ist, die sich von Jahr zu Jahr in erschreckender

Weise mehrt. Weitaus die meisten sind durch die Not auf die Bahn des Verbrechens getrieben, für Jahre schließt sich die Zuchthauspforte hinter ihnen. Die Anstalt übernimmt die Sorge für ihren Lebensunterhalt und raubt ihnen die Energie, die nur im Kampf um das tägliche Brot entsteht und gestählt wird; gebrochen steht der entlassene Sträfling und mittellos dem harten Kampfe gegenüber, dem er nicht gewachsen ist; dazu kommt die Abneigung der Arbeitgeber und Arbeitsgenossen gegen den geächteten Sträfling, so daß das erschreckende Resultat ist: 75 % der Entlassenen werden rückfällig und ziehen den Frieden hinter den Zuchthausmauern einem Leben in einer Welt vor, die sie als untaugliche Glieder wie Aussätzige von sich stößt. Sehen wir ganz ab von den ungeheuren Ausgaben für den Bau und die Unterhaltung von Zuchthäusern und Gefängnissen, wie sie unser humanes Jahrhundert einrichtet, wie viel Kraft geht physisch und moralisch in ihnen zu Grunde und wird dem Nationalwohlstand entzogen, wie pflanzt sich durch die verlassen und mittellos zurückbleibenden Familien der Verbrecher das Elend fort und nimmt immer gewaltigere Ausdehnung an! Da ist es doch sittlich nicht nur berechtigt, sondern notwendig, auszuschauen nach Mitteln, diese Kraft, die in den Zuchthäusern unrettbar verloren geht, unserem Vaterlande zu erhalten, indem man den Verbrecher durch thatkräftige Hilfe bessert und auf einen neuen Lebensweg stellt, der ihm bisher verschlossen ist.*) Schon im Jahre 1879 hat D. Fabri in seiner geistvollen Schrift: „Bedarf Deutschland der Kolonien?" unter die Punkte, welche zur Bejahung dieser Frage treiben, auch das Bedürfnis derselben als Deportationsorte für Verbrecher angeführt, und seit wir wirklich eine Kolonialmacht geworden sind, ist dieser Wunsch immer lauter und dringender geäußert worden.

Aus zwei Wurzeln wachsen, soweit ich sehe, die gegen die Anlegung von Strafkolonien gemachten Bedenken hervor: einmal ist es die Fürsorge für die Verbrecher, zweitens die Sorge um das Wohl unserer mit Verbrechern zu besiedelnden Kolonie. Sibirien, das sich die Phantasie als starrend in Schnee und Eis ausmalt, die glühende Sonne, niederbrennend auf Cayenne, unglückliche Menschen, zusammengepreßt wie auf einem Sklavenschiff, mit Ketten beladene Arbeitssklaven in dunkeln Bergwerken — das alles taucht vor den entsetzten Blicken des humanen Europäers auf und läßt die unmenschliche Grausamkeit der Deportation am Ende des 19. Jahrhunderts als einen Rückschritt in die Barbarei des rohen Mittelalters erscheinen. Im Verbrecher soll man noch den Menschen ehren! Ganz gewiß, aber man vergißt, daß solch ein Mensch, der sich an seinen Mitmenschen vergangen, das Recht freier Bewegung und Arbeit verloren hat; die Obrigkeit hat durchaus das sittliche Recht, diese Menschen dahin zu weisen, wo sie in harter Arbeit gebessert und wieder zu nützlichen

*) *Beiläufig sei auf die Konkurrenz, die durch die billige Zuchthausarbeit den kleinen Handwerkern bereitet wird, hingewiesen.*

Gliedern der Gesellschaft gemacht werden können. Der Akt der Deportation kann gewiß bei aller Strenge, die notwendig ist, so gestaltet werden, daß er den humanen Geist unserer Zeit nicht mehr beleidigt. Humaner ist es doch ganz gewiß, unser Vaterland von diesen verlorenen Elementen zu befreien, als Jahr aus Jahr ein aus den geöffneten Zuchthausthoren immer neue Verbrecherschaaren auf die Menschheit loszulassen.

Schwerwiegender erscheint das zweite Bedenken: Frommt die Deportation unseren Kolonien? Wehe uns, daß wir die Hand nach überseeischem Besitz ausgestreckt haben, wenn wir ihn nun mit Verbrechern durchseuchen wollen, lassen sich zahlreiche Stimmen hören! Sollen die Eingeborenen auf die Höhe unserer Kultur gehoben werden, müssen wir in ihr Land nur die sittlich besten Elemente schicken! Ich will gleich sagen, daß man wohl nur an Deutsch-Südwest-Afrika als Deportationsland denken kann, denn Arbeiter — und nur Arbeit, harte Arbeit, kann den Sträfling bessern — in Tropenländer zu schicken, wo dem Weißen die Arbeit unmöglich ist, wäre allerdings unmenschlich. Nun hat man mit besonderer Freude diese Besitzergreifung begrüßt, weil es als ein Land zur Aufnahme des Auswandererstroms, der sonst in der neuen Welt verloren ging, erschien. Der Strom ist aber ausgeblieben, am 1. Januar 1895 bestand die weiße Bevölkerung Deutsch-Südwest-Afrikas aus 1200 Seelen, unter denen 600 zur Schutztruppe gehörten, die Einwanderung ist gleich Null geblieben! Ein Weideland für riesige Rindviehheerden kann uns nichts nutzen, dahin wandert der deutsche Bauer nicht aus; Südwestafrika erscheint auch bestimmt zum Kulturland, wenn ihm nur die nötige Bewässerung zugeführt wird. Da sind riesige Arbeiten zu vollführen, Brunnenanlagen, Thalsperren, Schienenlegung und vieles andere, Arbeiten, die der jüngere Bauernsohn, den man als das sittlich beste Element für unsere Kolonien bezeichnet hat, nicht ausführt, er will als freier Mann auf seiner Scholle sitzen, aber zu ihrer Erschließung fehlen dem einzelnen die Mittel. Da streckt gleichsam die Kolonie flehend ihre Arme aus nach der Hülfe des Staates, der in seinen Zuchthäusern die erforderlichen Kräfte brach liegen hat. Der Kolonie wird geholfen, dem Vaterland wird geholfen durch Abschieben unbrauchbarer Elemente und dnrch Aufhebung der für viele drückenden Konkurrenz der Zuchthausarbeit. Wird auch den Verbrechern geholfen? Denn sie lediglich als „Kulturdünger" zu behandeln, sie hart arbeiten zu lassen und dann andere auf der eroberten Scholle anzusiedeln, wäre unsittlich, es wären dann nur die Zuchthäuser in die Kolonie verlegt und wirklich gebessert wäre nichts; geholfen werden kann den Verbrechern nur, wenn man es den Bewährten unter ihnen möglich macht, aus dem Proletariat aufzusteigen in die Stufe gesicherter Besitzer, die mit neu belebter Energie, fern vom Druck der heimischen Verhältnisse und ohne wegen ihres Verbrechens von ihren Mitmenschen gemieden *zu werden, als freie* und nützliche Glieder der Kolonie und *dem Vaterlande dienen.* Es wäre mit der Erreichung dieses Zieles

burger Verschwörer in Geldstrafe umgewandelt wurde, wird in England kühl und als selbstverständlicher Tribut aufgenommen.

Der bekannte Afrika-Reisende Friedrich Gerhard Rohlfs, kurze Zeit, Mitte der achtziger Jahre, deutscher General-Konsul in Sansibar, ist am 2. Juni in Rüngsdorf gestorben. H.

Behandlung eines Sklaven in Deutsch-Ostafrika.

Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die afrikanischen Haussklaven allen Grund haben mit ihrem Loose zufrieden zu sein, da sie von ihren Herren durchaus milde behandelt werden. Ohne Zweifel giebt es viele Herren, welche im eigenen Interesse mit ihren Sklaven, die ja ihr Eigentum sind, menschlich umgehen. Doch giebt es auch Ausnahmen; und es wird Ausnahmen geben, so lange es Sklaven giebt in unseren Schutzgebieten. Deshalb ist es nicht damit gethan, daß Sklavenraub und Sklavenhandel verboten wird — die Sklaverei als solche muß abgeschafft werden. Wir bringen hier aus dem „westfälischen Sonntagsblatt für Stadt und Land" einen Teil eines Briefes des in diesem Jahre nach Deutsch-Ostafrika entsandten Missionars Röhl, welcher einem Häuflein von Kindern hier in der Heimat das traurige Geschick eines Sklavenjungen in Tanga erzählt:

„Als ich in Tanga ankam und in unser kleines Krankenhaus ging, fiel mir besonders ein Junge auf, ein Massaikind. Derselbe sah sehr elend aus und war sehr mager. Ich ging zu ihm und begrüßte ihn. Da sah ich denn, daß sein rechter Fuß krank war; und das war so gekommen: Er war in Tanga Sklavenkind und bekam eine Wunde am Bein, wie sie die Schwarzen hier sehr oft bekommen. Da ging er zum Onkel Missionar Krämer, als der noch lebte, und holte sich von ihm Daua, das ist Arznei, und ließ sich seine Wunde verbinden. Wie dies sein Herr erfuhr, wurde er sehr zornig, schlug den armen Jungen und ließ ihn fesseln, damit er nicht wieder zum Onkel Krämer gehen sollte. Infolgedessen wurde die Wunde sehr, sehr böse, und von den Stricken, mit denen der arme Nanika — so heißt der Junge — gebunden war, bekam er noch mehr Wunden. Speise erhielt er auch sehr wenig, so daß er fast verhungerte. Schließlich, als das Bein so schlimm geworden war, *daß Nanika gar nicht mehr gehen konnte, warf ihn sein Herr aus dem Hause auf die Landstraße.* Dort blieb er halb tot vor Hunger *und vor Schmerzen liegen.* So fanden ihn die Brüder. Natürlich

trugen sie ihn in ihr Krankenhaus, verbanden ihm seine Wunden und pflegten ihn. Aber das Bein wurde nicht besser. — So fand ich den armen Nanika vor. Da kam das Osterfest heran. Bei der Gelegenheit kam der Onkel Doktor aus Tanga zu uns auf die Station in die Kirche. Nach dem Gottesdienst zeigten wir ihm unsern Missionsknaben, und da sagte er, das Bein müßte abgeschnitten werden, sonst würde der Junge sterben, und er sagte auch, daß er selbst das umsonst machen wolle. Seht, das war doch nett von dem Onkel Doktor! Sonst kostet hier ein solcher Beinabschnitt viele hundert Mark. Wir sagten nun unserm armen Nanika, daß ihm sein krankes Bein bis zum Knie abgeschnitten werden sollte, und daß er dann wieder gesund werden würde. Aber er wollte das gar nicht glauben und wollte es auch nicht gerne leiden. Da versprachen wir ihm ein neues Bein aus Holz aus Europa. Das war ihm ganz was neues, das konnte er erst recht nicht glauben. 2 Tage nach Ostern kam der Onkel Doktor und schnitt ihm seinen Fuß bis zum Knie ab, wobei ich und Bruder Gerdes halfen. Nach der Operation blieb ich an seinem Bette. Ach, da war der arme Junge sehr traurig; er schrie immer: „wo ist mein Bein? Wo ist mein Bein?" Ich tröstete ihn, daß er ja ein neues, viel besseres Bein, als das alte kranke war, bekommen sollte, daß er denn ganz gesund werden würde und auch wieder gehen könnte. So wurde er allmählich ruhig, richtete sich auf und legte sein Köpfchen auf meinen Schoß. Da sah er durch die offene Thüre, wie draußen ein Knabe, der auf der Station wohnt, vorbeigeht, sofort ruft er ihn: „Mambo, Mambo!" Der kommt denn auch. Aber nun fängt Nanika von neuem an zu weinen und zu schreien: „Wo ist mein Bein?" Ich schickte darum Mambo wieder hinaus, und da beruhigte sich Nanika denn auch bald wieder, nur durfte ich nicht von ihm fortgehen. Als es aber um 12 Uhr läutete, sagte er ganz von selbst, ich sollte zum Essen gehen und nachher gleich wiederkommen."

Litterarisches.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission, von dem Missionar selbst geschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und herausgegeben von E. Pfitzner, Konsistorialrat in Stolberg a. H. und D. Wangemann, weiland Missionsdirektor in Berlin. Dritte Auflage. Berlin NO 43, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft Preis geb. 2,25 Mark, brosch. 1,75 Mark.

In diesem Lebensbild erscheint die dritte Auflage eines Werkes auf dem Büchermarkt, das des allgemeinsten Interesses würdig ist. Wilhelm Posselt, aus dessen Feder bis auf kleinere Nachträge und Ergänzungen die frische, fesselnde Darstellung geflossen ist.

wurde gegen Ende des Jahres 1839 im Alter von 24 Jahren, nachdem er im Missionsseminar zu Berlin ausgebildet war, als Missionar nach Südafrika zu den Kaffern entsandt. 46 Jahre ist er dort bis zu seinem Tode thätig gewesen. Von einer Station zur andern gesandt, durch den Ausbruch der gefährlichen Kriege unter den rohen Wilden, wenn er kaum Fuß gefaßt, wieder vertrieben, hat Posselt bei den verschiedensten Stämmen der Kaffern sich seiner Missionsarbeit mit gleicher Treue und Hingebung gewidmet; das Hauptfeld seiner segensreichen Thätigkeit aber liegt in der Republik Natal, wo er neben den Sulukaffern zugleich einer deutschen Gemeine die geistige Nahrung spendete. Beide Gemeinen gewannen ihn als Freund und Vater so lieb, daß sie ihn für unersetzlich hielten und seinen Tod lange beweinten. — Man weiß nicht, was man bei der Lektüre des Werkes an dem Verfasser mehr bewundern soll, die Kraft und Stärke seines unerschütterlichen Gottvertrauens, oder die Anschaulichkeit und den Schwung seiner Schilderungen. In ein paar kräftigen, kurzen Zügen versteht er es, ein klares Bild der Völkerschaften, Sitten und Gebräuche zu entwerfen; besonders vollendet und fesselnd ist die Erzählung der durch den Krieg der Engländer mit den Kaffern hervorgerufenen Flucht von der Indwe und der Reise über das Drakengebirge (cfr. Cap. 7 ff.). Zuweilen mischt sich ein köstlicher, gesunder Humor in die Darstellung, wenn der Verfasser von seinen vergeblichen Versuchen spricht, sich in dem edlen Schneiderhandwerk zu vervollkommnen, oder seine negativen Erfolge als Nimrod schildert.

Neben dem heiligen Ernst, mit dem Posselt seinen Beruf auffaßte, fand sich in ihm ein stets heiterer Sinn, der ihn bis zu seiner letzten Stunde nicht verlassen und ihm den Namen des „allzeit fröhlichen Posselt" eingetragen hat.

Wer sich erbauen will und Freude hat an gediegenen Naturschilderungen und wahren, ungeschminkten Sittenbildern, dem sei das Werk herzlich empfohlen.

R.—

Ebenfalls im Verlage der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9, sind folgende Missionsschriftchen erschienen, welche insgesamt den Freunden des Missionswerkes empfohlen werden können:

Von **A. Merensky: Ruth Mampatsche; Dalana, der Sulukaffer; Wie die Menschenfresser auf Tongoa Christen wurden; Die Heuschrecken in Afrika; Die Menschenfresserei in Afrika; Eine neue Missionsstation im Innern von Deutsch-Ostafrika. — Das Evangelium unter den Wilden des Feuerlandes.**

Von **D. R. Grundemann: Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission. II. Die Missionsgesellschaften. III. Leben und Wirken des Missionars in Südafrika.**

Von **Pastor Sauberzweig-Schmidt: He Schewasse,** eine Hütte Gottes unter den Bawenda; — **Georgenholtz** im Lande der Bawenda.

Von **L. Griesemann: Uganda.**

Von **Sup. H. Petrich: Missionsvater Wangemann,** Sein Leben und Wirken der Missionsgemeinde zur Belehrung und Erbauung in der Kürze erzählt.

Von **Pastor Gareis: Korea.**

Von **Pastor Remus: Soll ich Mission treiben? Ja oder Nein?**

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonieen und Schutzgebieten. Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. 88 S. gr. 8° mit 7 Illustrationen und 3 Kartenskizzen. Preis elegant broschiert in Kalblederpapier 80 Pf. Verlag der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O. 43, Friedenstraße 9.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder. Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.)**, ferner **Talare, Baretts u. Bäffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

☞ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

hin die Krone, denn Du fängst mit der Seele an, sie zu töten. Nimm hin die Krone!"

Da schrie das ganze höllische Heer: „Es lebe der Branntwein!"

Dies ist ein Notschrei aus Afrika gegenüber der Gefahr, die ihm vom Branntwein droht.

Notschrei auf Notschrei dieser Art tönt zu uns herüber! Gott wolle den Völkern Europas, auch dem deutschen Volk die Ohren aufthun und das Gewissen wecken, damit die Stimme Afrikas endlich Gehör findet, und der Flut des Verderbens, welche es zu überschwemmen droht, ein Ziel gesetzt werde.

Vereinsnachrichten.

Im Jahresberichte (vgl. Heft 5 Seite 118) ist mitgeteilt, daß der Hauptvorstand unseres Vereins die Anregung gegeben hat, eine Vereinigung der beteiligten Vereine und Gesellschaften zu bilden, um der afrikanischen „Branntweinpest" entgegen zu arbeiten. Die Kommission, welche zur Ausführung der Bestrebungen dieser Vereinigung gebildet ist, ist am 16. Juni in Berlin zu einer grundlegenden Beratung über die von ihr zu verfolgende Thätigkeit zusammen gekommen. An der Konferenz nahmen teil Missions-Inspektor Merensky, Berlin, Pastor Müller, Groppendorf, Kaufmann J. K. Vietor, Bremen und Missions-Inspektor Dr. theol. Zahn, Bremen, während Dr. Christ, Basel brieflich seinem größten Bedauern Ausdruck gab, an der Beteiligung verhindert zu sein. Doch erklärte er ausdrücklich seine Zustimmung zu allen Beschlüssen, welche von der Konferenz würden gefaßt werden.

Die Beratungen konnten mit der erfreulichen Mitteilung eröffnet werden, daß die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften die Kommission ermächtigt haben, in ihrem Auftrage und Namen in die Arbeit zur Bekämpfung des afrikanischen und des überseeischen Branntweinhandels überhaupt einzutreten. Haben zwei von ihnen, nämlich die „Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden" (Berlin I) und die Missionsanstalt in Neuendettelsau" davon Abstand genommen, der Vereinigung beizutreten, so haben sie diese ihre Stellungnahme doch mit dem ausdrücklichen Wunsche übermittelt, daß es der Kommission an Erfolg in ihrer Thätigkeit nicht fehlen möge. In gleicher Weise ermutigte die Mitteilung des „Ausschusses der evangelischen Missionen" durch Dr. theol. Warneck, daß der Ausschuß gern mit der Kommission Hand in Hand das Uebel des Branntweinhandels bekämpfen wolle.

Die Konferenz war darüber einer Meinung, daß keine Zeit zu verlieren sei, sondern im Blick auf die im Jahre 1898 zu erwartende Revision des Cap. VI der Brüsseler Generalakte, welches die Maßnahmen betreffend die Spirituosen-Einfuhr in Afrika enthält, sogleich mit allem Eifer an's Werk gegangen werden müsse, um ein möglichst großes Heer um unsere Fahne zur Bekämpfung des Branntweinhandels zu sammeln. Zugleich aber herrschte darüber Einstimmigkeit, daß mit aller Entschiedenheit eine Aenderung der Zollkonvention zwischen Deutschland und England zu erstreben sei, welche sich auf die Besteuerung der Spirituosen in Togo und der Goldküste bezieht. Es haben bereits im März einige Handelsfirmen an das Auswärtige Amt in Berlin das Ersuchen gerichtet, zwecks Vereinbarung eines höheren Zolles jenen Vertrag zu kündigen. Jedoch hat diese Eingabe keinen Erfolg gehabt, nicht einmal den, daß die Absender eine Antwort erhalten hätten. Angesichts der Wichtigkeit, die der Aenderung dieses Vertrages beigemessen werden muß, hat die Konferenz beschlossen, sich mit einer Eingabe an den Fürsten Reichskanzler zu wenden und ihn unter Darlegung der augenblicklich herrschenden, zum großen Teil infolge jenes Vertrages eingetretenen Zustände zu bitten, zum 1. November dss. Js. denselben zu kündigen und andere Vereinbarungen mit England zu treffen.

Diese Eingabe soll auch dem „Deutschen Verein zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke", dem „Blauen Kreuz", dem „Afrika-Verein deutscher Katholiken" u. a. unterbreitet werden mit der Aufforderung, der Vereinigung zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels überhaupt beizutreten, oder doch wenigstens ihre Zustimmung zu diesem Gesuch zu erklären. Auf diese Weise hofft die Kommission als Vertreterin vieler Tausende nicht erfolglos ihre Bitte auszusprechen.

Um ferner in weiteren Kreisen über die Größe des Uebels „Branntweinpest" auch in unseren Kolonien aufzuklären und dadurch Freunde und Anhänger unserer Bestrebungen zu gewinnen, hat die Konferenz den Beschluß gefaßt, wenn irgend thunlich einen Separat-Abdruck des Aufsatzes „Der Branntweinhandel in Kamerun und Togo" („Afrika" Nr. 5 u. 6) der „Deutschen Kolonialzeitung" beizulegen.

Als ein dringendes Bedürfnis wurde sodann allseitig anerkannt, eine vollständige, genaue Statistik zu erhalten über die Gesamt-Einfuhr von Spirituosen nach Afrika. Denn bisher ist nur zweierlei genau bekannt, einmal die Ausfuhr aus Hamburg und die Einfuhr in Kamerun und Togo. Schon die englischen Zahlen sind nicht vollständig und aus Frankreich, Holland und Amerika sind Angaben bisher überhaupt nicht zu gewinnen gewesen. Daher kommt es, daß das Bild des Schadens, den der Branntwein anrichtet, so düster es jetzt schon ist, doch noch nicht die ganze traurige Wirklichkeit darstellt. Es soll daher der zum Sekretair der Kommission bestellte Pastor Müller, Groppendorf *auf die Beschaffung* einer vollständigen Statistik sein *ganz besonderes Augenmerk* richten.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Richard Harder
Generalsekretair des Evangelischen Afrika-Vereins
Berlin W. 57
Bülowstraße 52 a.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins
Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- ꝛc. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Zur Deportationsfrage.

Von R. Harder.

Auf der letzten Generalversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in Berlin wurde der Beschluß gefaßt, in Erwägungen einzutreten, ob die Reichsregierung zu ersuchen sei, der Frage der Deportation von Verbrechern in unsere Kolonien und der damit verbundenen Anlage von Strafkolonien, oder Strafanstalten in Kolonien näher zu treten. Der von verschiedenen Seiten erhobene Widerspruch ließ diese vorsichtige Fassung des Beschlusses entstehen. Immerhin ist es bezeichnend, daß eine so hervorragende Gesellschaft den in den letzten Jahren sich erhebenden Stimmen für die Deportation sich nicht verschließen kann. Es giebt Männer genug, hervorragend durch Lebensstellung und Einsicht, welche entschiedenste Gegner der Deportationsfrage sind und jede Verhandlung über dieselbe als zwecklos, ja unsittlich von der Hand weisen. Letzteren vermag ich mich nicht anzuschließen. Die für die Deportation angeführten Gründe scheinen mir so schwerwiegend zu sein, daß sie dringend eine Erwägung verdienen; daß diese Erwägung einen Platz in der „Afrika" findet und ihren Lesern von Interesse sein dürfte, ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich um das Wohl unserer Kolonien in Afrika und ihrer eingeborenen Bevölkerung, der die Bestrebungen des Evangelischen Afrika-Vereins dienen wollen, handelt, denn es kann uns nicht gleichgültig sein, welcherlei Art von Persönlichkeiten wir ihnen als Nachbarn geben, und welchen Einflüssen wir sie aussetzen. Vorläufig ist ja die Deportation in unsere Kolonien noch ausgeschlossen, da dieselbe keine Stelle als Strafart im Reichs-Strafgesetzbuch einnimmt, und es wird noch viel Wasser im afrikanischen Sande versiegen müssen, ehe sie in dasselbe eingeführt werden kann.

Der gewiß großen Zahl unserer Leser, welche sich mit der in Rede stehenden Frage beschäftigt haben, vermag ich nichts Neues zu bringen. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, dieselbe in neues und besseres Licht, als sie von berufenen Männern gebracht ist, zu stellen, oder sie lösen zu wollen, vielmehr sollen diese Zeilen nur als eine Anregung zur eignen Beschäftigung mit derselben dienen. In diesem Sinne bitte ich meine wenigen Bemerkungen aufzufassen; ich referiere nach den lesens- und beherzigenswerten Broschüren von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck: „Fort mit den Zuchthäusern," Breslau 1894, „Neu-Deutschland und seine Pioniere," Breslau 1896, und dem Aufsatz von dem Regierungsrat Dr. Freund in den Preußischen Jahrbüchern 1895 Seite 502—537: „Ueber Strafkolonisation und Einrichtung überseeischer Strafanstalten."

Der Notstand, welcher den Anstoß gegeben hat, nach dem Mittel der Deportation von Verbrechern zu blicken, ist hier nur kurz zu berühren: es ist die Last, welche dem Staat durch die Zuchthäuser und Gefängnisse aufgelegt ist, die sich von Jahr zu Jahr in erschreckender

Im neuesten Hefte der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ veröffentlicht der frühere Gouverneur Freiherr v. Scheele eine eingehende Schilderung von Uhehe in Deutsch-Ostafrika, wobei er zu dem Schlusse kommt, daß ohne Zweifel auch dieser Teil unserer Kolonie ein wertvolles Besitztum für die Zukunft sei. Wir hätten dort namentlich in den Thälern des Randgebirges große Flächen, auf welchen Kolonialprodukte unter den günstigsten klimatischen und Bodenverhältnissen angebaut werden könnten, und die große Hochebene habe fruchtbaren Raum für eine nach Millionen zählende eingeborene Einwohnerschaft, die Ackerbau und Viehzucht treiben kann. Die erste und einzige Bedingung für eine schnelle und fruchtbringende Entwickelung sei die Schaffung billiger Absatzwege. Vielleicht gelinge es, im Rufidji und Ulanga eine billige Wasserstraße bis an die Grenze des Landes zu gewinnen und von hier aus mit Eisenbahnen weiter vorzudringen; wenn nicht, so müßte letztere von der Küste aus beginnen. Dies werde zugleich die sicherste Eroberung und Beruhigung des Landes sein, und mit der Pacificirung werde in ungeahnter Progression die Bevölkerung und die Produktionskraft zunehmen. Sollten dann Versuche, die jedenfalls angestellt werden müssen, beweisen, daß auf dem gesunden Hochlande auch die Ansiedelung deutscher Ackerbauer und Viehzüchter möglich sei, so werde das Land Uhehe als Consument und Produzent eine wirtschaftliche Bedeutung erlangen, deren Grenzen heute noch nicht zu ermessen sind.

Der Oberstlieutenant von Trotha wird, sobald er von einem Zuge in das Innere zur Küste zurückgekehrt ist, zum Vicegouverneur ernannt werden, so berichten die „Münch. Neuest. Nachr.“ und die Geschäfte des Gouverneurs, welche jetzt Finanzdirektor v. Bennigsen wahrnimmt, übernehmen.

Aus **Deutsch-Südwest-Afrika** berichtet der Landeshauptmann Major Leutwein über das von uns schon gemeldete Gefecht bei Gobabis am 5. April. Etwa 150 Hottentotten griffen an, später 2—300 Ovambandyer; der Verlust der Hottentotten betrug 12 Tote, darunter Kapitän Eduard Lambert, die andern Gegner verloren etwa 100 Mann; deutscherseits fielen Lieutenant Lampe, die Unteroffiziere Bannach und Sufath, die Reiter Exner, Jendjes und der Kriegsfreiwillige Schmidt. Major Leutwein schreibt: „Das Gefecht bei Gobabis ist als eine hervorragend tapfere That zu bezeichnen, der das Schutzgebiet geradezu seine augenblickliche Rettung verdankt. Wäre das Gefecht verloren gegangen, würde ich für die Treue der übrigen Hereros mit Ausschluß des Oberhäuptlings nicht mehr haben einstehen können. Nunmehr darf ich bestimmt hoffen, den mir aufgezwungenen Krieg lokalisieren zu können. Ich glaube daher für den siegreichen Ausgang des Gefechts dem Hauptmann von Estorff, seinen Offizieren und Mannschaften nicht Dank genug zollen zu können. *Sie haben sich* um das Schutzgebiet ein großes Verdienst erworben.“

Am 20. Mai hat den Zeitungen zufolge nach einem beim „Auswärtigen Amt“ *von ihm* eingegangenen Telegramm der Major Leut-

wein den Kahimena und den ganzen Khausasstamm gefangen, während Nikodemus sich freiwillig gestellt hat. Damit ist der Krieg beendet, und Major Leutwein hat wiederum den größten Ruhm erworben.

Es hat sich eine Anzahl Deutscher im Schutzgebiet zusammengethan und 400 Meter Schienen für eine Lokalbahn zur Ueberwindung des Dünensandes bei Swakopmund bestellt; gelingt das Werk, so hofft man den Weg auf 2 Kilometer verlängern zu können bis zur Grenze des festen Gebietes, von wo der Transport durch Ochsenwagen weitergeführt wird. Die „Kreuz-Zeitung" bemerkt hierzu: „Was bei diesem ja an und für sich wenig bedeutenden Unternehmen so angenehm berührt, ist, daß die Deutschen draußen beginnen, sich selbst zu helfen und aufhören, verlangend nach der Initiative der Gesellschaften zu blicken."

Aus **Klein-Popo** kommt die Trauernachricht, daß der Reichsschullehrer Karl Köbele daselbst gestorben ist. Die Todesursache ist noch unbekannt. Der Verstorbene war ein Schwiegersohn des Missionars Christaller.

In **Kamerun** soll der Abgeordnete Graf Douglas einen Landcomplex erworben haben, um dort Plantagen anzulegen.

Wir erwähnen ein Gerücht, wonach Deutschland für die Gefälligkeit, daß es einer englischen Besitzergreifung des Sudan zustimmte, die Walfischbai erhalten sollte.

In **Erythrea** ruhen die Waffen, die Truppen haben den Rückmarsch angetreten, um in der befestigten Mareb-Belusa-Linie eine abwartende Stellung einzunehmen; von den italienischen Truppen ist ein großer Theil in die Heimat befördert worden. Ein Nachspiel des Krieges ist der Prozeß gegen den General Baratieri, welcher von dem Kriegsgericht freigesprochen ist. Wir freuen uns von Herzen über dieses verständige Urteil, das sich nicht von der Volksleidenschaft hat beeinflussen lassen; ein Verbrechen hat der Mann gewiß nicht begangen und Fehler oder das Zusammentreffen widriger Umstände, welche die von ihm gewagte Schlacht verloren gehen ließen, gehören eigentlich nicht vor ein Kriegsgericht.

Die **englisch-ägyptische Expedition** hat unter Führung des Oberbefehlshabers Kitchener die Derwische bei Firkeh geschlagen. Es ist dies das erste Mal, daß ägyptische Truppen die Derwische geschlagen haben, die moralische Wirkung ist darum unberechenbar. Die Zahl der gefallenen Derwische soll 900, die der Gefangenen 500 betragen.

In **Süd-Afrika** ist der Matebele-Aufstand noch nicht, wie die der jeweilig politischen Lage sich außerordentlich geschickt anschmiegende Presse behauptete, erloschen. Es kommen wieder Nachrichten von Aufständen im Maschonaland, nördlich von Bulawayo! Auch im Matoko-Distrikt haben sich die Eingeborenen empört und Greuelthaten verübt.

Das milde Urteil des Transvaalgerichtshofes, wonach *auch die Kerkerstrafe der ursprünglich* zum Tode verurteilten Johannes-

burger Verschwörer in Geldstrafe umgewandelt wurde, wird in England kühl und als selbstverständlicher Tribut aufgenommen.

Der bekannte Afrika-Reisende Friedrich Gerhard Rohlfs, kurze Zeit, Mitte der achtziger Jahre, deutscher General-Konsul in Sansibar, ist am 2. Juni in Rüngsdorf gestorben. H.

Behandlung eines Sklaven in Deutsch-Ostafrika.

Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die afrikanischen Hausssklaven allen Grund haben mit ihrem Loose zufrieden zu sein, da sie von ihren Herren durchaus milde behandelt werden. Ohne Zweifel giebt es viele Herren, welche im eigenen Interesse mit ihren Sklaven, die ja ihr Eigentum sind, menschlich umgehen. Doch giebt es auch Ausnahmen; und es wird Ausnahmen geben, so lange es Sklaven giebt in unseren Schutzgebieten. Deshalb ist es nicht damit gethan, daß Sklavenraub und Sklavenhandel verboten wird — die Sklaverei als solche muß abgeschafft werden. Wir bringen hier aus dem „westfälischen Sonntagsblatt für Stadt und Land" einen Teil eines Briefes des in diesem Jahre nach Deutsch-Ostafrika entsandten Missionars Röhl, welcher einem Häuflein von Kindern hier in der Heimat das traurige Geschick eines Sklavenjungen in Tanga erzählt:

„Als ich in Tanga ankam und in unser kleines Krankenhaus ging, fiel mir besonders ein Junge auf, ein Massaikind. Derselbe sah sehr elend aus und war sehr mager. Ich ging zu ihm und begrüßte ihn. Da sah ich denn, daß sein rechter Fuß krank war; und das war so gekommen: Er war in Tanga Sklavenkind und bekam eine Wunde am Bein, wie sie die Schwarzen hier sehr oft bekommen. Da ging er zum Onkel Missionar Krämer, als der noch lebte, und holte sich von ihm Daua, das ist Arznei, und ließ sich seine Wunde verbinden. Wie dies sein Herr erfuhr, wurde er sehr zornig, schlug den armen Jungen und ließ ihn fesseln, damit er nicht wieder zum Onkel Krämer gehen sollte. Infolgedessen wurde die Wunde sehr, sehr böse, und von den Stricken, mit denen der arme Nanika — so heißt der Junge — gebunden war, bekam er noch mehr Wunden. Speise erhielt er auch sehr wenig, so daß er fast verhungerte. Schließlich, als das Bein so schlimm geworden war, *daß Nanika gar nicht* mehr gehen konnte, warf ihn sein Herr aus *dem Hause auf die* Landstraße. Dort blieb er halb tot vor Hunger *und vor Schmerzen* liegen. So fanden ihn die Brüder. Natürlich

trugen sie ihn in ihr Krankenhaus, verbanden ihm seine Wunden und pflegten ihn. Aber das Bein wurde nicht besser. — So fand ich den armen Nanika vor. Da kam das Osterfest heran. Bei der Gelegenheit kam der Onkel Doktor aus Tanga zu uns auf die Station in die Kirche. Nach dem Gottesdienst zeigten wir ihm unsern Missionsknaben, und da sagte er, das Bein müßte abgeschnitten werden, sonst würde der Junge sterben, und er sagte auch, daß er selbst das umsonst machen wolle. Seht, das war doch nett von dem Onkel Doktor! Sonst kostet hier ein solcher Beinabschnitt viele hundert Mark. Wir sagten nun unserm armen Nanika, daß ihm sein krankes Bein bis zum Knie abgeschnitten werden sollte, und daß er dann wieder gesund werden würde. Aber er wollte das gar nicht glauben und wollte es auch nicht gerne leiden. Da versprachen wir ihm ein neues Bein aus Holz aus Europa. Das war ihm ganz was neues, das konnte er erst recht nicht glauben. 2 Tage nach Ostern kam der Onkel Doktor und schnitt ihm seinen Fuß bis zum Knie ab, wobei ich und Bruder Gerdes halfen. Nach der Operation blieb ich an seinem Bette. Ach, da war der arme Junge sehr traurig; er schrie immer: „wo ist mein Bein? Wo ist mein Bein?“ Ich tröstete ihn, daß er ja ein neues, viel besseres Bein, als das alte kranke war, bekommen sollte, daß er denn ganz gesund werden würde und auch wieder gehen könnte. So wurde er allmählich ruhig, richtete sich auf und legte sein Köpfchen auf meinen Schoß. Da sah er durch die offene Thüre, wie draußen ein Knabe, der auf der Station wohnt, vorbeigeht, sofort ruft er ihn: „Mambo, Mambo!“ Der kommt denn auch. Aber nun fängt Nanika von neuem an zu weinen und zu schreien: „Wo ist mein Bein?“ Ich schickte darum Mambo wieder hinaus, und da beruhigte sich Nanika denn auch bald wieder, nur durfte ich nicht von ihm fortgehen. Als es aber um 12 Uhr läutete, sagte er ganz von selbst, ich sollte zum Essen gehen und nachher gleich wiederkommen.“

Litterarisches.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission, von dem Missionar selbst geschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und herausgegeben von E. Pfitzner, Konsistorialrat in Stolberg a. H. und D. Wangemann, weiland Missionsdirektor in Berlin. Dritte Auflage. Berlin NO 43, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft Preis geb. 2,25 Mark, brosch. 1,75 Mark.

In diesem Lebensbild erscheint die dritte Auflage eines Werkes auf dem Büchermarkt, *das des allgemeinsten Interesses* würdig ist. Wilhelm Posselt, aus dessen Feder *bis auf kleinere Nachträge und Ergänzungen* die frische, fesselnde Darstellung geflossen ist,

wurde gegen Ende des Jahres 1839 im Alter von 24 Jahren, nachdem er im Missionsseminar zu Berlin ausgebildet war, als Missionar nach Südafrika zu den Kaffern entsandt. 46 Jahre ist er dort bis zu seinem Tode thätig gewesen. Von einer Station zur andern gesandt, durch den Ausbruch der gefährlichen Kriege unter den rohen Wilden, wenn er kaum Fuß gefaßt, wieder vertrieben, hat Posselt bei den verschiedensten Stämmen der Kaffern sich seiner Missionsarbeit mit gleicher Treue und Hingebung gewidmet; das Hauptfeld seiner segensreichen Thätigkeit aber liegt in der Republik Natal, wo er neben den Sulukaffern zugleich einer deutschen Gemeine die geistige Nahrung spendete. Beide Gemeinen gewannen ihn als Freund und Vater so lieb, daß sie ihn für unersetzlich hielten und seinen Tod lange beweinten. — Man weiß nicht, was man bei der Lektüre des Werkes an dem Verfasser mehr bewundern soll, die Kraft und Stärke seines unerschütterlichen Gottvertrauens, oder die Anschaulichkeit und den Schwung seiner Schilderungen. In ein paar kräftigen, kurzen Zügen versteht er es, ein klares Bild der Völkerschaften, Sitten und Gebräuche zu entwerfen; besonders vollendet und fesselnd ist die Erzählung der durch den Krieg der Engländer mit den Kaffern hervorgerufenen Flucht von der Induwe und der Reise über das Drakengebirge (cfr. Cap. 7 ff.). Zuweilen mischt sich ein köstlicher, gesunder Humor in die Darstellung, wenn der Verfasser von seinen vergeblichen Versuchen spricht, sich in dem edlen Schneiderhandwerk zu vervollkommnen, oder seine negativen Erfolge als Nimrod schildert.

Neben dem heiligen Ernst, mit dem Posselt seinen Beruf auffaßte, fand sich in ihm ein stets heiterer Sinn, der ihn bis zu seiner letzten Stunde nicht verlassen und ihm den Namen des „allzeit fröhlichen Posselt" eingetragen hat.

Wer sich erbauen will und Freude hat an gediegenen Naturschilderungen und wahren, ungeschminkten Sittenbildern, dem sei das Werk herzlich empfohlen.

R.—

Ebenfalls im Verlage der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9, sind folgende Missionsschriftchen erschienen, welche insgesamt den Freunden des Missionswerkes empfohlen werden können:

Von **A. Merensky: Ruth Mampatsche; Dalana, der Sulukaffer; Wie die Menschenfresser auf Tongoa Christen wurden; Die Heuschrecken in Afrika; Die Menschenfresserei in Afrika; Eine neue Missionsstation im Innern von Deutsch-Ostafrika. — Das Evangelium unter den Wilden des Feuerlandes.**

Von **D. R. Grundemann: Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission. II. Die Missionsgesellschaften. III. Leben und Wirken des Missionars in Südafrika.**

Von **Pastor Sauberzweig-Schmidt: He Schewasse,** eine Hütte Gottes unter den Bawenda; — **Georgenholtz** im Lande der Bawenda.

Von **L. Grieſemann: Uganda.**

Von **Sup. H. Petrich: Missionsvater Wangemann,** Sein Leben und Wirken der Missionsgemeinde zur Belehrung und Erbauung in der Kürze erzählt.

Von **Pastor Gareis: Korea.**

Von **Pastor Remus: Soll ich Mission treiben? Ja oder Nein?**

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonieen und Schutzgebieten. Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. 88 S. gr. 8° mit 7 Illustrationen und 3 Kartenskizzen. Preis elegant broschiert in Kalblederpapier 80 Pf. Verlag der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O. 43, Friedenstraße 9.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder. Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1 25 M.)**, ferner **Talare, Baretts u. Bäffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

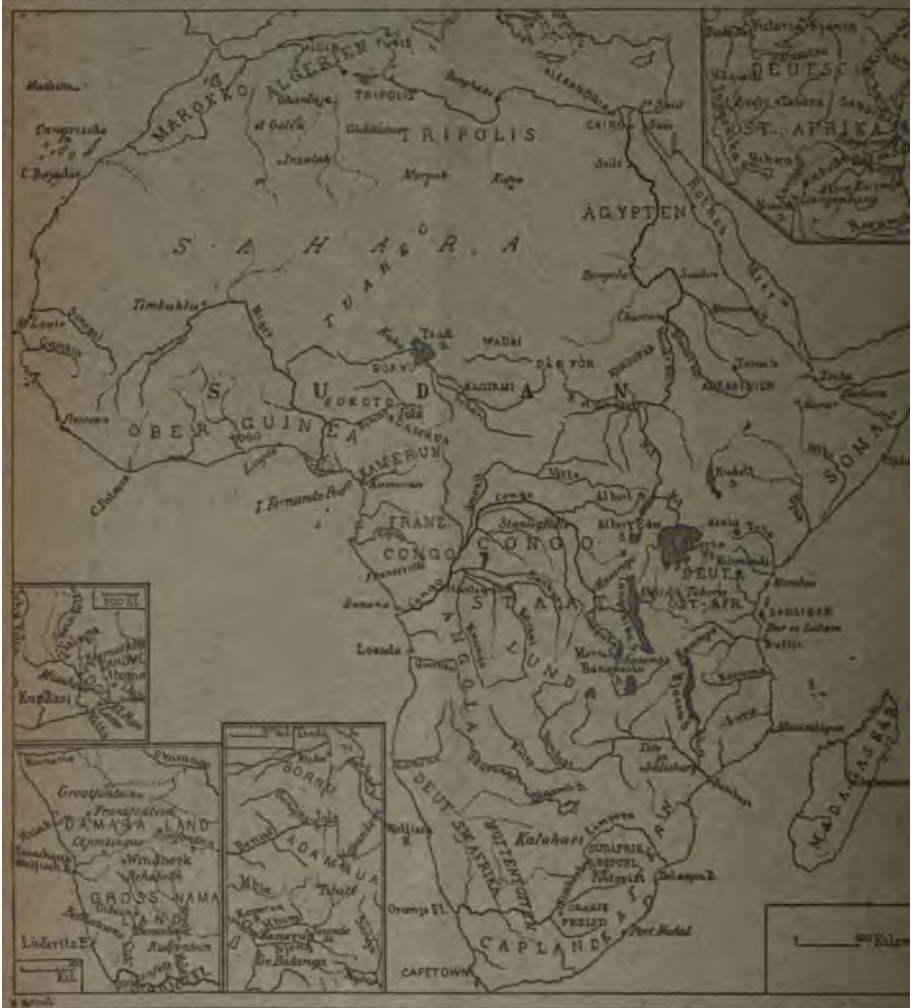
alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

☞ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Branntwein und die Eingeborenen Süd-Afrikas	135
Vereinsnachrichten	142
Afrikanische Nachrichten	144
Behandlung eines Sklaven in Deutsch-Ostafrika	148
Litterarisches	149

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 8.

August 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Richard Harder
Generalsekretair des Evangelischen Afrika-Vereins
Berlin W. 57
Bülowstraße 32 a.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins
Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- ꝛc. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Zur Deportationsfrage.

Von R. Harder.

Auf der letzten Generalversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in Berlin wurde der Beschluß gefaßt, in Erwägungen einzutreten, ob die Reichsregierung zu ersuchen sei, der Frage der Deportation von Verbrechern in unsere Kolonien und der damit verbundenen Anlage von Strafkolonien, oder Strafanstalten in Kolonien näher zu treten. Der von verschiedenen Seiten erhobene Widerspruch ließ diese vorsichtige Fassung des Beschlusses entstehen. Immerhin ist es bezeichnend, daß eine so hervorragende Gesellschaft den in den letzten Jahren sich erhebenden Stimmen für die Deportation sich nicht verschließen kann. Es giebt Männer genug, hervorragend durch Lebensstellung und Einsicht, welche entschiedenste Gegner der Deportationsfrage sind und jede Verhandlung über dieselbe als zwecklos, ja unsittlich von der Hand weisen. Letzteren vermag ich mich nicht anzuschließen. Die für die Deportation angeführten Gründe scheinen mir so schwerwiegend zu sein, daß sie dringend eine Erwägung verdienen; daß diese Erwägung einen Platz in der „Afrika" findet und ihren Lesern von Interesse sein dürfte, ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich um das Wohl unserer Kolonien in Afrika und ihrer eingeborenen Bevölkerung, der die Bestrebungen des Evangelischen Afrika-Vereins dienen wollen, handelt, denn es kann uns nicht gleichgültig sein, welcherlei Art von Persönlichkeiten wir ihnen als Nachbarn geben, und welchen Einflüssen wir sie aussetzen. Vorläufig ist ja die Deportation in unsere Kolonien noch ausgeschlossen, da dieselbe keine Stelle als Strafart im Reichs-Strafgesetzbuch einnimmt, und es wird noch viel Wasser im afrikanischen Sande versiegen müssen, ehe sie in dasselbe eingeführt werden kann.

Der gewiß großen Zahl unserer Leser, welche sich mit der in Rede stehenden Frage beschäftigt haben, vermag ich nichts Neues zu bringen. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, dieselbe in neues und besseres Licht, als sie von berufenen Männern gebracht ist, zu stellen, oder sie lösen zu wollen, vielmehr sollen diese Zeilen nur als eine Anregung zur eignen Beschäftigung mit derselben dienen. In diesem Sinne bitte ich meine wenigen Bemerkungen aufzufassen; ich referiere nach den lesens- und beherzigenswerten Broschüren von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck: „Fort mit den Zuchthäusern," Breslau 1894, „Neu-Deutschland und seine Pioniere," Breslau 1896, und dem Aufsatz von dem Regierungsrat Dr. Freund in den Preußischen Jahrbüchern 1895 Seite 502—537: „Ueber Strafkolonisation und Einrichtung überseeischer Strafanstalten."

Der Notstand, welcher den Anstoß gegeben hat, nach dem Mittel der Deportation von Verbrechern zu blicken, ist hier nur kurz zu berühren: es ist die Last, welche dem Staat durch die Zuchthäuser und Gefängnisse aufgelegt ist, die sich von Jahr zu Jahr in erschreckender

Weise mehrt. Weitaus die meisten sind durch die Not auf die Bahn des Verbrechens getrieben, für Jahre schließt sich die Zuchthauspforte hinter ihnen. Die Anstalt übernimmt die Sorge für ihren Lebensunterhalt und raubt ihnen die Energie, die nur im Kampf um das tägliche Brot entsteht und gestählt wird; gebrochen steht der entlassene Sträfling und mittellos dem harten Kampfe gegenüber, dem er nicht gewachsen ist; dazu kommt die Abneigung der Arbeitgeber und Arbeitsgenossen gegen den geächteten Sträfling, so daß das erschreckende Resultat ist: 75 % der Entlassenen werden rückfällig und ziehen den Frieden hinter den Zuchthausmauern einem Leben in einer Welt vor, die sie als untaugliche Glieder wie Aussätzige von sich stößt. Sehen wir ganz ab von den ungeheuren Ausgaben für den Bau und die Unterhaltung von Zuchthäusern und Gefängnissen, wie sie unser humanes Jahrhundert einrichtet, wie viel Kraft geht physisch und moralisch in ihnen zu Grunde und wird dem Nationalwohlstand entzogen, wie pflanzt sich durch die verlassen und mittellos zurückbleibenden Familien der Verbrecher das Elend fort und nimmt immer gewaltigere Ausdehnung an! Da ist es doch sittlich nicht nur berechtigt, sondern notwendig, auszuschauen nach Mitteln, diese Kraft, die in den Zuchthäusern unrettbar verloren geht, unserem Vaterlande zu erhalten, indem man den Verbrecher durch thatkräftige Hilfe bessert und auf einen neuen Lebensweg stellt, der ihm bisher verschlossen ist.*) Schon im Jahre 1879 hat D. Fabri in seiner geistvollen Schrift: „Bedarf Deutschland der Kolonien?" unter die Punkte, welche zur Bejahung dieser Frage treiben, auch das Bedürfnis derselben als Deportationsorte für Verbrecher angeführt, und seit wir wirklich eine Kolonialmacht geworden sind, ist dieser Wunsch immer lauter und dringender geäußert worden.

Aus zwei Wurzeln wachsen, soweit ich sehe, die gegen die Anlegung von Strafkolonien gemachten Bedenken hervor: einmal ist es die Fürsorge für die Verbrecher, zweitens die Sorge um das Wohl unserer mit Verbrechern zu besiedelnden Kolonie. Sibirien, das sich die Phantasie als starrend in Schnee und Eis ausmalt, die glühende Sonne, niederbrennend auf Cayenne, unglückliche Menschen, zusammengepreßt wie auf einem Sklavenschiff, mit Ketten beladene Arbeitssklaven in dunkeln Bergwerken — das alles taucht vor den entsetzten Blicken des humanen Europäers auf und läßt die unmenschliche Grausamkeit der Deportation am Ende des 19. Jahrhunderts als einen Rückschritt in die Barbarei des rohen Mittelalters erscheinen. Im Verbrecher soll man noch den Menschen ehren! Ganz gewiß, aber man vergißt, daß solch ein Mensch, der sich an seinen Mitmenschen vergangen, das Recht freier Bewegung und Arbeit verloren hat; die Obrigkeit hat durchaus das sittliche Recht, diese Menschen dahin zu weisen, wo sie in harter Arbeit gebessert und wieder zu nützlichen

*) *Beiläufig sei auf die Konkurrenz, die durch die billige Zuchthausarbeit den kleinen Handwerkern bereitet wird, hingewiesen.*

Gliedern der Gesellschaft gemacht werden können. Der Akt der Deportation kann gewiß bei aller Strenge, die notwendig ist, so gestaltet werden, daß er den humanen Geist unserer Zeit nicht mehr beleidigt. Humaner ist es doch ganz gewiß, unser Vaterland von diesen verlorenen Elementen zu befreien, als Jahr aus Jahr ein aus den geöffneten Zuchthausthoren immer neue Verbrecherschaaren auf die Menschheit loszulassen.

Schwerwiegender erscheint das zweite Bedenken: Frommt die Deportation unseren Kolonien? Wehe uns, daß wir die Hand nach überseeischem Besitz ausgestreckt haben, wenn wir ihn nun mit Verbrechern durchseuchen wollen, lassen sich zahlreiche Stimmen hören! Sollen die Eingeborenen auf die Höhe unserer Kultur gehoben werden, müssen wir in ihr Land nur die sittlich besten Elemente schicken! Ich will gleich sagen, daß man wohl nur an Deutsch-Südwest-Afrika als Deportationsland denken kann, denn Arbeiter — und nur Arbeit, harte Arbeit, kann den Sträfling bessern — in Tropenländer zu schicken, wo dem Weißen die Arbeit unmöglich ist, wäre allerdings unmenschlich. Nun hat man mit besonderer Freude diese Besitzergreifung begrüßt, weil es als ein Land zur Aufnahme des Auswandererstroms, der sonst in der neuen Welt verloren ging, erschien. Der Strom ist aber ausgeblieben, am 1. Januar 1895 bestand die weiße Bevölkerung Deutsch-Südwest-Afrikas aus 1200 Seelen, unter denen 600 zur Schutztruppe gehörten, die Einwanderung ist gleich Null geblieben! Ein Weideland für riesige Rindviehheerden kann uns nichts nutzen, dahin wandert der deutsche Bauer nicht aus; Südwestafrika erscheint auch bestimmt zum Kulturland, wenn ihm nur die nötige Bewässerung zugeführt wird. Da sind riesige Arbeiten zu vollführen, Brunnenanlagen, Thalsperren, Schienenlegung und vieles andere, Arbeiten, die der jüngere Bauernsohn, den man als das sittlich beste Element für unsere Kolonien bezeichnet hat, nicht ausführt, er will als freier Mann auf seiner Scholle sitzen, aber zu ihrer Erschließung fehlen dem einzelnen die Mittel. Da streckt gleichsam die Kolonie flehend ihre Arme aus nach der Hülfe des Staates, der in seinen Zuchthäusern die erforderlichen Kräfte brach liegen hat. Der Kolonie wird geholfen, dem Vaterland wird geholfen durch Abschieben unbrauchbarer Elemente und dnrch Aufhebung der für viele drückenden Konkurrenz der Zuchthausarbeit. Wird auch den Verbrechern geholfen? Denn sie lediglich als „Kulturdünger" zu behandeln, sie hart arbeiten zu lassen und dann andere auf der eroberten Scholle anzusiedeln, wäre unsittlich, es wären dann nur die Zuchthäuser in die Kolonie verlegt und wirklich gebessert wäre nichts; geholfen werden kann den Verbrechern nur, wenn man es den Bewährten unter ihnen möglich macht, aus dem Proletariat aufzusteigen in die Stufe gesicherter Besitzer, die mit neu belebter Energie, fern vom Druck der heimischen Verhältnisse und ohne wegen ihres Verbrechens von ihren Mitmenschen gemieden *zu werden, als freie* und nützliche Glieder der Kolonie und *dem Vaterlande dienen.* Es wäre mit der Erreichung dieses Zieles

eine soziale Eroberung von unschätzbarem Wert gemacht, selbst wenn die Deportation nicht viel billiger wäre als unser Zuchthaussystem, wie Dr. Bruck nachgewiesen, sondern viel, viel teurer! Ist das Ziel zu erreichen? Werden durch Ansiedelung von Verbrechern nicht die Eingeborenen eminent sittlich geschädigt? Das sind Fragen, die nur die große Lehrmeisterin, die Geschichte, beantworten kann, uns Deutschen fehlt die Erfahrung, wir müssen uns an die große Kolonialmacht England halten.

Mit dem Hinweis auf Englands Deportationsthätigkeit werden viele Gegner der Deportation sehr einverstanden sein, sie werden auf das Jahr 1857 deuten, in welchem England die Deportationsstrafe abschaffte, und hieraus einfach das Scheitern dieser Maßregel folgern. Interessant ist es, an dieser Stelle die Verhandlungen zu erwähnen, welche der deutschen Besitzergreifung Deutsch-Südwest-Afrikas vorausgingen; in ihrem Verlauf forderte England von Deutschland die Versicherung, keine Strafkolonien in jenen Gebieten anzulegen, erfreulicher Weise hat Bismarck dieses unbillige Verlangen einfach zurückgewiesen. Aus welchem Grunde wurde diese Forderung gestellt? Aus Humanität? Kaum glaublich! Weil England für seine Nachbargebiete von entwichenen Sträflingen Gefahren befürchtete? Eine lächerliche Furcht, da in dem weiten und wüsten Lande dem aus der Kolonie oder Strafanstalt mittellos Entweichenden sicherer Tod vor Augen steht. Eine andere Erwägung scheint vielmehr diese Forderung unserer Nachbarn diktiert zu haben: Ein Vergleich zwischen Deutsch-Südwest-Afrika und der Ostküste von Australien, wie sie einige Jahre nach der Entdeckung durch Cook vor den Augen der ersten im Jahre 1787 aus England abgegangenen Straferpedition in seiner Dürre und Wasserarmut dalag. Entsteht in Südwest-Afrika ein deutsches Neu-Süd-Wales, dann ist der englischen Präponderanz in Süd-Afrika eine mächtige Konkurrenz bereitet. Und was Neu-Süd-Wales geworden ist, das ist es durch Verbrecher geworden, das unterliegt keinem Zweifel. Es liegt ein gewaltiges, bewunderungswürdiges Stück Kulturarbeit darin: Sidney die Verbrecherkolonie und Sidney die Stadt, deren Handel nur von den drei englischen Städten London, Liverpole und Hull übertroffen wird. Ich will hier nicht referieren über die praktischen englischen Maßnahmen bei der Ansiedelung der Verbrecher, ich will ja nur anregen zur Selbstbeschäftigung mit der Frage. Eins nur will ich hervorheben: Von 1787 bis 1837 sind 78 000 Verbrecher nach Australien deportiert; als die freie Einwanderung begonnen hatte, hatten die Verbrecher und ihre Nachkommen mehr Aecker, Häuser und Schiffe, mehr Geld in Handelsunternehmungen, der überseeische Kredit begünstigte sie in auffallendem Maße. Die Armuts- und Trunksuchtsstatistik wieß günstige Resultate auf, die öffentliche Sicherheit war eine große. Daß Schattenbilder nicht fehlen, ist klar. Räubereien, Diebereien und anderes kamen vor, aber *immer überwiegt* bei weitem die moralische Rettung tausender von einzelnen *und Familien; die* Schaffung eines zufriedenen Bürgerstandes ist eine be-

wundernswerte soziale Leistung. Warum wurde aber die Deportation aufgegeben? Dem Verbrecher gelang die Gründung einer Existenz wie sie dem fleißigsten Arbeiter nicht möglich ist, da war es nicht zu verwundern, daß die freie Einwanderung sich Eintritt in Australien erzwang. Nun überwog der Kaufmannsgeist die Humanität, reservierte Kronländer wurden verschleudert und statt für die Ansiedlung von Verbrechern zu sorgen, teilte man sie als Arbeiter freien Leuten zu. Da ist es natürlich genug, daß aus der Kolonie selbst die Forderung an das Mutterland erging, es nun genug sein zu lassen mit der Importation von Verbrechern, eine Entwickelung, die in unserer afrikanischen Kolonie vielleicht auch eintreten und zur Schließung der Strafkolonie dienen würde. Damit wäre die Politik der Deportation doch ganz gewiß nicht gescheitert, sondern hätte ihr segensreiches Ziel, die Urbarmachung und Erschließung der Kolonie unter Begründung tausender gesicherter Existenzen erreicht.

Ich will schließen. Ueber die technische Seite der Ausführung ist hier nicht zu reden, über die Art der Strafkolonien oder Strafanstalten, oder Organisation, Beschäftigung, Strafen, Landzuteilung und vieles andere — das liegt alles noch im weiten Felde. Nur eins möchte ich noch kurz erwähnen: die Gefahren, die von den Sträflingen den Eingeborenen drohen, scheinen mir nicht groß zu sein. Unser Schutzgebiet ist dünn bevölkert. Man könnte zuerst Strafanstalten anlegen, von denen man die Eingeborenen durch geeignete Mittel fern hält. Mit diesen treten erst die entlassenen, noch unter Kontrolle stehenden Angesiedelten in Berührung. Daß eine sittliche Gefahr von Leuten ausgehen soll, die Reue gezeigt und denen man durch bewährtes Vertrauen die Thatkraft geweckt hat, die im Ringen um eine gesicherte Existenz begriffen sind, will mir nicht einleuchten, zumal wenn man auf die von ehemaligen Sträflingen in Neu-Süd-Wales bewiesene Tüchtigkeit blickt.

Doch genug, es wäre mir eine große Freude, wenn ich einige Leser anregte, ihre Gedanken über die Deportationsfrage zu äußern, es ist viel darüber zu sagen, sie ist von den verschiedensten Seiten zu beleuchten — am dankenswertesten aber wäre es, wenn gehandelt und ein Versuch gemacht werden könnte!

Vereinsnachrichten.

Am 16. September 1895 hat der Hauptvorstand den Beschluß gefaßt, zur Drucklegung eines „Deutschen Wortführers für die Bantu-Dialekte Otjihérero, Oshidónga und Oshikuánjama in Südwest-Afrika“ des Missionar Brincker eine Beihilfe von 400 Mk. zu be-

willigen. Es ist das Verdienst des Direktors des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, Herrn Geheimrath Prof. Dr. Sachau, daß diese wertvolle Arbeit des derzeitigen hervorragendsten Kenners der Bantu-Dialekte noch jetzt zu seinen Lebzeiten gedruckt und somit dauernd erhalten wird.

Es liegt uns nunmehr der erste Druckbogen vor, der neben dem Titelblatt ein Vorwort und das Wörter-Verzeichnis von Aas (cadaver) bis Abweg umfaßt, so daß wir den Mitgliedern des Vereins und unsern sonstigen Lesern über den Zweck und die Anlage dieses wertvollen Werkes einige Mitteilungen zu machen in der Lage sind.

Das Wörterbuch ist auf jeder Seite in 4 Spalten eingeteilt, die der Reihe nach von links nach rechts zuerst die deutschen Worte und dann deren Uebersetzung in Otjihérero, Oshidónga und Oshikuánjama enthalten. Zur Erleichterung des Gebrauchs und zur Präzisierung des betreffenden deutschen Begriffes ist in Klammer häufig der betreffende lateinische Ausdruck hinzugefügt. Damit glaubt der Verfasser nebenbei auch einige Belege für eine Ureinheit der Sprachen beizubringen.

Unter Benutzung dieses Wortführers und der 1886 bezw. 1891 herausgegebenen beiden Werke des Verfassers „Wörterbuch und kurzgefaßte Grammatik des Otjihérero" und „Lehrbuch des Oshikuánjama in Verbindung mit Oshidónga" wird es denjenigen, „welche mit den Eingeborenen in deren eigenen Sprache verkehren wollen, und nicht, wie es leider viel geschieht, in einem wunderlichen Jargon von allerhand möglichen und unmöglichen Spracherfindungen, wobei das Bastard-Holländische gerade nicht verbessert, eine Rolle spielt" möglich sein „mit den Bantustämmen innerhalb des 16. bis 22. Grades südlicher Breite und von der Küste bis zum 22. Grad östl. Länge zu verkehren", wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt. Ein Blick auf die Karte genügt, um hiernach die Bedeutung des Werkes zu würdigen.

Als Anhang sollen dem Wortführer, wie das Titelblatt angiebt, „Thesen und Hypothesen über Art und Wesen der Clicks in den Dialekten der Kafir-Bantu und Hottentotten" hinzugefügt werden.

Bei der Durchsicht der Wort-Reihen fällt die große Zahl von Bogen, Haken, Häkchen und Strichelchen auf, welche die richtige Aussprache der einzelnen Worte ermöglichen und erleichtern sollen. Welcher Fleiß und welche Mühe tritt dadurch auch für den Laien zu Tage! Der Verfasser sagt darüber: „Was die Schreibweise der Laute dieser drei Dialekte betrifft, so glaubt Verfasser sagen zu können, daß er keine Mühe gespart hat, dieselben, wie ein gesundes norddeutsches Ohr sie eben hören kann, durch entsprechende Laute deutscher Zunge zu geben."

Nachdem der Anfang nun vorliegt, wird die Vollendung hoffentlich in nicht zu ferner Zeit glücklich erreicht werden. Das ganze Werk wird auch der Verlagshandlung von R. L. Friedrichs u. Comp. in Elberfeld, die den Druck ausführt, wegen der mit der Herstellung *verbundenen, nicht* geringen technischen Schwierigkeiten zur Ehre gereichen.

Die von unserem Verein angeregte „Vereinigung zur Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels“ setzt sich nunmehr aus folgenden Gesellschaften und Vereinen zusammen, zu denen hoffentlich immer noch mehr hinzukommen:

1) Der evangelische Afrika-Verein.
2) Das Missionsdepartement der Brüdergemeine.
3) Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel.
4) Die evang.-lutherische Missionsgesellschaft zu Leipzig.
5) Die Rheinische (Barmer) Mission.
6) Die norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft.
7) Der Goßner'sche Missionsverein.
8) Die Hermannsburger Mission.
9) Die Schleswig-Holsteinische evang.-lutherische Missionsgesellschaft.
10) Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.
11) Das deutsche blaue Kreuz.
12) Der Verein für evangelische Mission in Kamerun.

Außerdem hat sich der Afrika-Verein deutscher Katholiken bereit erklärt, nicht blos der Petition an den Reichskanzler (vgl. Heft 7 Seite 143) beizutreten, sondern auch „weitere Schritte der Vereinigung zu unterstützen und jede Förderung zu teil werden zu lassen“.

Bekämpfung der Branntweinpest.

Daß trotz aller Beschönigungen der Branntweinhandel ein großes Hindernis für die Thätigkeit der Missionare ist, zeigt die folgende Notiz, die wir den „Blättern für die Freunde der evang. Mission in Kamerun“ vom April 1896 entnehmen:

„Die Christen halten sich zwar vom Genuß des Branntweins im ganzen frei, doch unterliegt mancher der schweren Versuchung. Schwieriger freilich ist es, das Verbot auch des Branntweinhandels bei den Christen durchzuführen, obwohl sie die Notwendigkeit einzusehen scheinen. Welch eine Schmach, daß dem Missionar das Gift des Branntweins auf seinen Pfaden voraneilt und den Vorsprung abgewinnt. So sah Missionar Autenrieth auf seiner Reise in Nordosten von Kamerun (Mai 1894) in Njanga am Ufer des Mabombe, einem verhältnismäßig unbedeutenden Handelsplatz neben den zum Transport des Palmöls bestimmten Fässern eine ansehnliche Anzahl großer Schnapsfässer. Und wenngleich die anwesenden Dualla-Händler von der Küste sich zu einer Ansprache des Missionars einfanden, konnte er doch wohl bemerken, wie hinten

herum einer dem andern ein Gläschen Schnaps kredenzte. Wann wird man endlich in den maßgebenden Kreisen einsehen, daß man die ganze Zukunft der Kolonie auf's Spiel setzt mit dieser überhandnehmenden Pest."

Auf welchem Wege man in Afrika der Branntweinpest wirksam entgegentreten und die Eingeborenen dahin bewegen kann, dem Schnapsgenuß zu entsagen und fern zu bleiben, darüber spricht sich ein Missionar aus, der im Hinterlande unserer Togo-Kolonie stationiert ist. Sein Brief ist uns von befreundeter Seite gütigst zur Verfügung gestellt.

„Seit ich nun hier bin, habe ich mich entschlossen, ebenfalls Temperenzler zu werden. Schwer wird es mir gar nicht, da ich ja schon vorher so gut wie keine Spirituosen trank. Auch könnte ich es fast nicht verantworten, der Mission das hohe Porto (für 1 Flasche mehr als 1 Franks NB. nur Porto!!) aufzuladen. Ferner finde ich, daß es von höchstem erzieherischen Wert ist, allem Alkoholgenuß zu entsagen, denn sogar bis hierher (ca. 95 Stunden von der Küste) bringen die Händler dieses schreckliche Gift. Bislang waren die Leute hier gewohnt, so oft sie hier erschienen, Lasten hatten, arbeiteten, irgend einen kleinen Dienst leisteten, als Entgeld ein Gläschen Schnaps zu empfangen. Auch bei uns versuchten sie es. Als ich z. B. das Grasdach meines Hauses reparieren ließ, wollten sie absolut ihr gewohntes Gläschen, und bei hundert anderen Gelegenheiten ebenfalls. Jedesmal setzte ich ihnen klar und deutlich auseinander, daß sie von mir nie und nimmer Branntwein erhalten würden; das zerrüttete Leib und Seele, und das brennende und ihnen wohlthuende Gefühl im Hals sei in einigen Minuten verrauscht; hingegen habe doch ein Stück Zeug für sie bleibenden Wert, zumal sie ja fast nackt gingen ꝛc. ꝛc. Wie sie selbst sähen, tränke ich ja auch keinen Alkohol und befände mich recht wohl dabei. Seit einiger Zeit fragt hier niemand mehr nach Branntwein, aber wehe mir, wenn sie mich beim Trinken ertappten und fänden, daß ich sie belüge! Das Mißtrauen wäre sofort da. — Ich bin der festen Ueberzeugung, daß das Verbot des Alkoholtrinkens und -Handels in unseren Gemeinden solange wertlos ist, solange wir uns nicht entschließen, dem Bier- und Weingenuß zu entsagen. Die Leute sagen eben einfach, Bier und Wein enthalten ja auch Sprit, und wir würden diese Getränke auch dem Rum, Gin ꝛc. vorziehen; sie sind aber für uns zu teuer. Ach, so manche von uns glauben, ohne diese „Stärkungsmittel" im Tropenklima nicht ausharren zu können. Jeder Versuch wird aufs klarste darthun, daß man sich ohne diese „Kraft- und Belebungsmittel" auch im ungesunden Tropenklima wohl fühlt und gesund und munter bleiben kann. Und wie viele sind schlaff und matt trotz dieser so viel gepriesenen Erhaltungs*mittel! Auf alle* Fälle ist der besser daran, der dieselben hier nicht *braucht.*"

Der **Volksraad von Transvaal** hat jüngst einen Gesetzentwurf angenommen, welcher den Verkauf von Branntwein an Schwarze vollkommen verbietet. Die Zustände, namentlich in den Goldminen, erheischten dringend eine solche Maßregel. Man kann nur hoffen und wünschen, daß der erste Raad den Entwurf gleichfalls annimmt. Wie arg die Zustände am „Rand" in der letzten Zeit geworden waren, geht aus dem Briefe eines Herrn H. de C. hervor, den das „Journal des débats politiques et littéraires" am 25. April cr. veröffentlicht hat. Wir teilen denselben auch aus dem Grunde mit, weil er ein schlagender Beweis für die Verheerung der afrikanischen Völker durch den Branntweinhandel ist. Ob die Qualität der französischen nach Transvaal exportierten Schnapssorten in Wirklichkeit so viel besser ist als die der deutschen, können wir freilich nicht untersuchen. Wir wissen nur, daß die Klagen über die Minderwertigkeit des nach Afrika geschleppten Schnapses deutschen Ursprungs von allen Seiten laut werden. Doch scheint uns dies, so unangenehm es ist, nicht die Hauptsache zu sein. Die finden wir in dem Umstande, daß nach diesem Briefe Deutschland auch für Südafrika den größten Teil der Spirituosen liefert und also auch für diesen Teil des schwarzen Kontinents und seiner Bewohner zum Fluch wird. Der Brief lautet in der Uebersetzung:

Johannesburg, den 29. März 1896.

Die schwarzen Arbeiter; die Trunksucht.

Vor einigen Tagen hatten wir in unseren Minen einen entsetzlichen Tumult. Mehrere Hundert schwarze Arbeiter revoltierten gegen ihre Vorgesetzten, und die Minenverwaltung vermochte den Aufstand nur durch Waffengewalt zu unterdrücken. Seinen Grund hatte dies beklagenswerte Ereignis nicht in einer Streitigkeit, wie sie hier unter den Kaffern der verschiedensten Stämme an der Tagesordnung sind, sondern der Grund dafür war viel ernsterer Natur, und deshalb erlaube ich mir, mich darüber ausführlich zu äußern. Er enthüllt ein tief eingewurzeltes Uebel, eine der bösesten offenen Wunden unserer Industrie. Ich möchte von der Trunksucht sprechen; denn die Arbeiter hatten sich empört, weil man das Einschmuggeln von Spirituosen in unserm Gebiet verbieten wollte.

Auf der ganzen Linie des Rand und hauptsächlich in der nächsten Umgebung von Johannesburg, giebt es unzählige Budiken, die sich zumeist in den Händen polnischer und deutscher Juden befinden. Sie heißen Kantinen, in welchen unter den verschiedensten Namen Getränke gemeinster Sorte verkauft werden. Der Alkohol, aus dem das Gebräu hergestellt wird, kommt zum größten Teil von der Delagoa-Bai; denn ein alter Vertrag zwischen Portugal und der Südafrikanischen Republik ermöglicht die Einfuhr von Schnaps, der aus der Kolonie Mosambik stammt, in weitestem Umfange. Indes wird der Sinn dieses Vertrages auf das schmählichste gebrochen, denn der größte Teil der eingeführten Spirituosen ist deutschen Ursprungs und die Kaufleute in Mosambik begnügen sich damit, falsche Etikette auf deren Behälter zu kleben, welche die Zollfreiheit des Inhalts zur Folge haben.

Der Schutz, welchen die Zollbehörde Transvaals diesen Spirituosen gewährt, und die so überaus günstigen Verkaufsbedingungen, welche er ihnen verschafft, sollten natürlich auf ihre Güte Einfluß haben. Weil es möglich ist, sie viel billiger auf den Markt zu bringen als die konkurrierenden französischen und englischen Produkte, so hätte die fast vollständige Ausrottung aller Spirituosen verdächtigen Charakters die selbstverständliche Folge sein sollen. Aber davon ist keine Rede. Die Vorteile, welche sich aus der garantierten Begünstigung der Spirituosen

aus Mosambik ergeben, genügen den damit handelnden Kaufleuten nicht. Im Gegenteil benutzen sie die ihnen durch's Gesetz gegebene günstige Lage dazu, den Rand mit den ekelhaftesten Waaren zu überschwemmen.

Sie können sich von der Beschaffenheit der in den Kantinen Transvaals zum Verkauf kommenden Getränke keinen Begriff machen. Ihr allerstärkster Weingeist und fürchterlichster Absinth ist Zuckerwasser und unschuldige Mandelmilch gegenüber den Schnapssorten des Rand. Denn es ist nicht blos der Alkohol, der zu diesen Mischungen verwandt wird, unrein und mit schädlichen Stoffen behaftet, sondern es ist auch eine entsetzliche Thatsache, daß die Kantinenwirte demselben noch Vitriol hinzusetzen, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß der Likör, je mehr er nach Schwefelsäure schmeckt, dem Geschmack der Neger um so mehr zusagt. Das Wort Schwefelsäure findet sich auf allen Seiten des Berichts, den der Dr. Loewy, einer unserer tüchtigsten Hygieniker, soeben veröffentlicht hat. Es ist abscheulich!

Man kann sich daher ein Bild von den Verheerungen machen, welche dies unreine Getränk unter den Kaffer-Arbeitern angerichtet hat. Der Arbeiter, welcher anfängt zu trinken, ist für die Industrie verloren. Halb verrückt, mit verdorbenem Magen und wüstem Kopf verläßt er nach einigen Tagen die Arbeitsstätte; man kann ihn aus der Arbeiterliste streichen. Verbietet man ihm aus Klugheitsrücksichten den Besuch der Kantine, so läuft er von seinem Arbeitsplatze fort und der Kaufmann, der Vater seiner Kunden, steckt ihm das tötliche Gift heimlich zu. Denn er hängt mit bestialischer Leidenschaft an diesem Alkohol. Hat er ihn einmal gekostet, so verlangt er immer wieder danach. Versucht man es, ihm denselben zu entziehen, will man die Schurken, welche ihn zu grunde richten, vom Eingang der Miene fortjagen, so lehnt er sich auf, läßt er Peitschenhiebe über sich ergehen und trotzt mit stierem Blick selbst dem Revolver der Polizisten.

Die in solchem Maße ausgebreitete und bestialische Trunksucht bedeutet für die Minen-Industrie eine wahre Kalamität. Vor einigen Wochen berichtete der Vorsitzende der Versammlung der Aktionaire der Firma Meyer und Charlton, daß bei einem Bestand von 950 Arbeitern, die in der Mine beschäftigt sind, ungefähr ein Drittel infolge ihrer Völlerei beständig krank, und zwar gefährlich krank waren. Den Freunden der Statistik möchte ich folgende Berechnung vorlegen.

Nehmen wir an, daß das von Herrn Albu für die Firma Meyer und Charlton angegebene Verhältnis, das in Wahrheit noch hinter dem eigentlichen Thatbestand zurückbleibt, für den gesamten Betrieb zutrifft. Es arbeiten gegenwärtig 40 bis 50 Tausend schwarze Arbeiter am Rand. Jeder erhält monatlich ungefähr 75 Fr. Lohn und verursacht der Gesellschaft, welche ihn beschäftigt, im ganzen eine jährliche Ausgabe von 300 Fr. an Unterhaltungs-, Wohnungskosten u. dgl. Die kranken Arbeiter erhalten ihren vollen Lohn weiter, und die Thatsache, daß sie krank sind, erhöht die Unterhaltungskosten zu Lasten des Betriebes bedeutend. Auf dieser Grundlage kann man leicht eine Berechnung des unnütz ausgegebenen Geldes aufstellen:

15000 nicht beschäftigte Arbeiter à 75 Fr. monatlich oder 900 Fr. jährlich	13500000 Fr.
Dazu 300 Fr. pro Kopf für Unterhaltungs-, Wohnungs-Kosten u. dgl.	4500000 Fr.
Summa	18000000 Fr.

Das macht also eine Summe von 18 Millionen Fr., welche die Gesellschaften vollständig auf das Verlustkonto schreiben müssen, weil dieser Ausgabe keinerlei Arbeitsleistung entspricht. 18 Millionen, welche den Aktionären zu gute kommen sollten, thatsächlich aber den Interessen einer Bande von schmarotzenden und schurkischen Kaufleuten geopfert werden.

Die Frage ist viel zu wichtig, als daß sich die Transvaal-Regierung nicht damit beschäftigen müßte. Hier liegt eine öffentliche Gefahr vor, die beseitigt werden muß. Und ein Eingreifen ihrerseits ist nicht allein deshalb nötig, weil *das Interesse der Minen-Gesellschaften* leidet, sondern auch und zwar hauptsächlich *deshalb, weil die Gesundheit* und das Leben der Arbeiter in Frage steht. Die

Schwarzen sind Kinder und nicht imstande sich selber zu regieren. Ihnen gegenüber hat der Staat die Pflichten eines Vormunds. Er muß sie sowohl gegen andere als auch gegen ihre eigenen Laster schützen. Er kann das auch thun, ohne irgendwie Gefahr zu laufen. In einem Lande freilich, wo das allgemeine Stimmrecht zu Recht besteht, wo der Schankwirt als einflußreicher Wahlmann eine Macht bedeutet, ist die Gesetzgebung in bezug auf die geistigen Getränke schwierig. Aber dies ist in Transvaal nicht der Fall. Die Schankstätten üben daselbst keinerlei Einfluß auf die Politik aus; die Schänkenbesitzer, die Kantinenwirte des Rand, die öffentlichen Giftmischer haben, um sich gegen gerechte Strenge des Gesetzes zu schützen, nicht die Waffe des Stimmzettels.

Man hat schon Maßregeln zu ergreifen versucht. Der zweite Volksraad hat in seiner letzten Session ein Gesetz beschlossen, welches den Spirituosen-Verkauf regelt. Darin heißt es, daß der Verkäufer bei strenger Strafe jedem schwarzen Arbeiter, der keine Verzehrungs-Erlaubnis seitens des Aufsehers der Mine vorzeigen kann, den Zutritt zu seiner Wirtschaft zu verwehren hat. Das ist bis zu einem gewissen Grade eine gute Maßnahme. Aber sie ist nach meiner Ansicht nicht durchgreifend genug und läßt sich nur schwer durchführen. Sie hindert den Betrug nicht, sie verbietet den Verkäufern nicht, heimlich den Schwarzen Schnaps zu verschaffen; auch werden die festgesetzten Strafen, die nur Geldstrafen sind und sein können, den Kaufmann niemals abschrecken; denn seine Vorteile sind viel zu groß. Man muß durchgreifende Mittel anwenden. Das Uebel besteht nicht etwa in dem Verkauf der Spirituosen, in der größeren oder geringeren Leichtigkeit, die dem Schwarzen geboten ist, sich damit zu versorgen; nein es besteht eben in der Thatsache selbst, daß der Schwarze sich damit versorgen *kann*. Diese Möglichkeit muß man ihm nehmen, indem man den Verkäufer entfernt. Das den Verkauf von Alkohol betreffende Gesetz in Transvaal muß in einem Satz ausgedrückt sein und lauten: „Auf dem ganzen Minengebiet ist der Branntwein-Verkauf an Schwarze verboten. Innerhalb $^1/_2$ Jahres nach Veröffentlichung dieses Gesetzes werden die bisher für Kantinen und Schänken erteilten Konzessionen zurückgezogen."

Man wird mir entgegnen: Durch diese neue Sachlage wird der französische Handel, der nach Transvaal Alkohol und Liköre exportiert, leiden, indem man ihm den Markt verschließt. Aber das ist ein Irrtum. Die einzigen Spirituosen, welche durch die Einrichtung eines derartigen Gesetzes betroffen werdeen, sind die deutschen, welche auf dem Wege über Delagoa-Bai eingeführt werden. Wir bringen nur Produkte guter Qualität nach Transvaal; sie werden in Privathäusern, in den Hotels, Restaurants, Gasthäusern und Kaffees ersten Ranges verbraucht. Unsere Ausfuhr wird durch das Gesetz nicht berührt werden. Denn unsere Händler haben nichts zu schaffen mit der für die Neger bestimmten schlechten Waare, dem schwefelsäurehaltigen Schnaps, dem Kognak der Kantinenwirte; wir unterhalten keine Giftmischerbude.

H. de C.

Ein strenges aber durchaus gerechtes Urteil

ist von dem Kaiserlichen Gericht in Tanga über einen Beamten der „Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft" gefällt worden. Derselbe namens Friedrich Schröder, war als Leiter der Plantage Lewa angestellt. Von Anfang an war seine harte und grausame Behandlung der schwarzen Arbeiter notorisch. Die Folge davon war einerseits, daß auf Lewa fortwährend Arbeitermangel herrschte, andererseits daß der *jetzige Gouverneur* v. Wißmann sich, als er zur Be-

kämpfung des Araberaufstandes nach Afrika kam, genötigt sah, den Ausweisungsbefehl gegen Schröder zu erlassen, den er aber später wieder zurücknahm. Unter dem Gouvernement v. Sodens häuften sich hernach die Klagen gegen Schröder in einer solchen Weise, daß ein erneuter Ausweisungsbefehl gegen ihn nur durch seine Zurückberufung seitens der „Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft" verhindert wurde. Im Jahre 1893 kehrte Schröder auf die Erlaubnis des Gouverneurs, Oberst v. Schele nach Ostafrika zurück, der ihm aber sofortige Ausweisung in sichere Aussicht stellte, wenn er auch nur der geringsten Verfehlung sich schuldig machen würde. Längere Zeit hindurch hat sich Schröder darauf augenscheinlich im Zaum gehalten, da keinerlei Klagen über ihn laut geworden sind. Indes ist er nun doch wieder in seinen alten Fehler zurückgefallen, der seine Bestrafung mit dem höchsten zulässigen Strafmaße von 15 Jahren Zuchthaus zur Folge gehabt hat.

In der „Essener Volkszeitung" macht ein Mitarbeiter Schröders einige Mitteilung über die brutale Behandlung, welche der Verbrecher den Arbeitern angedeihen ließ, so daß man sich in der That fragen muß, wie es möglich gewesen ist, daß die „Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft", welche aus Erfahrung wußte, welches Geistes Kind der Verurteilte war, ihn in ihren Diensten in Ostafrika verwenden konnte. Hatte sie in der Heimath keine Beschäftigung für ihn, so mußte sie auf seine Mitarbeit verzichten. Da sie das nicht gethan hat, haftet an ihr der Vorwurf, daß sie nicht in genügender Weise auf das Wohl und Wehe der von ihr beschäftigten Eingeborenen Bedacht genommen hat. Es ist haarsträubend, was die „Essener Volkszeitung" schreibt. Man lese:

„Eines Tages wünschte Schröder von einem Jumbo-Häuptling eine Partie Hühner, und da derselbe die geforderte Anzahl nicht lieferte, schoß Schröder ihm eine Ladung Schrot in den Rücken. Einen gonacesischen Dobi (Wäscher) schlug er windelweich und band ihn, an Händen und Füßen geknebelt, an eine Fahnenstange, wo er ihn einen Tag in brennender Sonne hungern ließ. Den Boy des Herrn v. Frankenberg, der, wenn ich nicht sehr irre, sich weigerte, etwas gegen seinen Herrn auszusagen, soll er durchgeprügelt und fünf Tage in Ketten gelegt haben, ohne ihm Speise und Trank verabreichen zu lassen. Ich war persönlich zugegen, als er einen mit einem Bananenstamm beladenen Schwarzen, der in einem Bogen um Schröder herum auswich, mit einem besenstieldicken, zähen Knüttel — seine gewöhnliche Waffe — in den Rücken schlug, daß der kräftige Mensch auf der Stelle zusammenbrach. Eines Tages baute ich mit Schröder eine Pantherfalle; die Arbeiter hatten vielleicht während unserer Abwesenheit etwas gefaulenzt. Beim Erscheinen Schröders konnten alle noch entweichen bis auf einen unglücklichen Bajanen, der noch in der Nähe beschäftigt war, und an diesem kühlte nun Schröder in der gemeinsten Art seine Wut. Ich lief heran und suchte Schröder durch Worte zu beruhigen; doch als dies nicht half, ergriff ich ein in der Nähe liegendes Beil und ging hiermit Schröder zu Leibe. Jetzt erst ging Schröder zurück, und ich behaupte noch heute, auf diese Weise ein Menschenleben gerettet zu haben. Ein in der Nähe von Lewa gelegenes Magazin war des Nachts geplündert worden. Einige Tage danach kamen Schwarze, um Garn und Band zu kaufen; einer dieser *Leute hatte unglücklicher* Weise ein etwas verschmiztes Gesicht, und Schröder, der *bereits ärgerlich war, nahm* an, der Mann könne der Dieb sein, und schlug ohne *irgend einen Beweis*, seinen Stock (kimbo) auf dem Schädel des Negers in Stücke.

Auf dessen Geheul eilte ich herbei und konnte mich persönlich überzeugen, daß der Schädel des Negers nur noch eine blutende Wunde war. Diese Schandthat verübte Schröder in Gegenwart von zwei Zeugen (Europäern).

Auch die Europäer hatten schwer unter Schröder zu leiden. Die wenigsten Herren hatten „Kontrakt"; sobald sie nun mittellos waren — und das war gewöhnlich der Fall —, behandelte Schröder sie wie Gefangene und Verbrecher. „Mich selbst" (so fährt der Gewährsmann fort) „bedrohte Schröder mehrmals mit Freiheitsentziehung und Einsperrung, später drohte er mir sogar, falls ich nicht binnen 24 Stunden einen Brief nach Berlin abgehen ließe, der einige der oben erwähnten Schandthaten widerriefe, mich „wie einen tollen Hund am Wege niederzuschießen". Auf Anraten sämtlicher, damals auf Lewa anwesenden Europäer (John Schröder, Petersen, Lieutenant v. Voß und Bröckmann) verließ ich mit deren Hülfe nachts Lewa und brachte die Sache in Pangani und Bagamoyo zur Anzeige. Zu dieser Zeit habe ich dem damals in Sansibar weilenden Geheimrath Kayser auf Wunsch von Excellenz v. Soden und Vicegouverneur Sonnenschein ausführlich unter Angabe von Zeugen über Schröders Schandthaten auf Lewa berichtet." — Gegen kaiserliche Beamte war Schröder die Höflichkeit selbst, so lange er ihnen persönlich gegenüber stand, — hinter ihrem Rücken trieb er indessen die ärgsten Intriguen. Hierfür ein Beispiel: „Schröder hatte einen Offizier einer gemeinen Handlung beschuldigt. Der Offizier fordert Genugthuung, und wie Schröder nichts von sich hören läßt, geht der Offizier mit zwei Sekundanten nach Lewa herauf. Wie Schröder die Herren kommen sieht, flüchtet er durch Feld und Wald nach Tanga und später nach Pangani. Die Herren treffen auch nach einigen Tagen in Pangani ein, von wo Schröder nicht weiter konnte. Der beleidigte Offizier ist dann mit einer Nilpferdpeitsche in Schröders Wohnung gedrungen und hat denselben nach allen Regeln der Kunst durchgebläut. Am anderen Morgen ist Schröder dann in aller Stille nach Lewa heimgezogen und hat erst nach Wochen den Offizier wegen Hausfriedensbruchs verklagt! — Oftmals wurde Schröder furchtbar vom bösen Gewissen geplagt. Er fürchtete stets die Nacht. Unter seinem Bette lagen große Quantitäten Pulver und Petroleum, womit er sich „in die Luft sprengen" würde, wenn die schwarzen Teufel kämen, erzählte er mir oftmals. Wenn sich nachts etwas im oder am Hause regte, hatte er keine Ruhe, bis ich alles untersucht hatte, während er mit gespannter Büchse hinter vergittertem Fenster lauerte. Eine gräßliche Nacht, die ich mit Schröder durchlebte, werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen. Ich schlief mit Schröder unter demselben Dache, als ich plötzlich durch lautes Hilferufen geweckt wurde. Ich eilte an Schröders Bett. Seine Lampe brannte wie gewöhnlich, vor dem Bette standen geladene Büchsen, ein Revolver lag neben ihm im Bett. Schröder sah aus wie der Tod, und seine Augen waren weit aus den Höhlen getreten. Das Bett lag wüst durcheinander, und Schröder war wie in Schweiß gebadet. Wie ich ihn anredete, umklammerte er meinen Arm und bat mich, bei ihm zu bleiben, da sonst die schwarzen Teufel ihn holen würden. Gegen Morgen erholte er sich und erzählte mir dann seinen Traum, nämlich: daß ihn eine Anzahl schwarzer Teufel ergriffen hätte, ihm glühende Plätteisen unter die Füße gebunden, und er dann in einem großen, glühenden Kessel mit noch verschiedenen anderen Herren hätte Schlittschuh laufen müssen."

Bei solchem Thatbestande konnte allerdings das Urteil des Kaiserl. Gerichts nicht anders ausfallen. Schröder soll, wie die Zeitungen berichten, dagegen appelliert haben — der Erfolg dieses Schrittes wird abzuwarten sein. —

Wir können nur hoffen, daß dies Urteil den Erfolg haben wird, diejenigen Leute, welche keinerlei Gefühl dafür haben, daß die Eingeborenen als Menschen menschlich, d. h. gerecht behandelt zu werden berechtigten Anspruch haben, durch dies aufgestellte Warnungsbeispiel in Schranken zu halten. Jedenfalls haben wir auf's Neue den deutlichsten *Beweis dafür, wie notwendig* die Thätigkeit des evangelischen

Afrika-Vereins ist, welche eine allgemeine menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten zum Ziele hat. Es scheint ja leider, als sollte die nächste Zukunft noch einen weitern Beweis dafür liefern, da verschiedene Zeitungen einen alle bisherigen überbietenden Kolonial-Skandal für den Herbst dss. Js. in Aussicht stellen. Sollte sich alles das bewahrheiten, was darüber bis jetzt verlautet, so sollte man allerdings fast wünschen, wir hätten keine Kolonien. Da wir sie nun aber haben, so muß das deutsche Volk endlich mannhaft sich erheben und durch seine öffentliche Meinung derlei Schandthaten unmöglich machen. Wir appellieren darum auch heute wieder an alle evangelischen Kreise unsers Volkes, sich um die Fahne des Evangelischen Afrika-Vereins zu schaaren, damit er in immer wirksamerer Weise seine Stimme für die Menschenrechte unserer afrikanischen Schutzbefohlenen erheben kann.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 25. Juli.)

Der „Staats-Anzeiger" veröffentlicht die nachstehende Kaiserliche Verordnung vom 16. Juli 1896, betreffend die Unterstellung der Schutztruppen: Ich bestimme auf Ihren Vortrag folgendes: Die in den afrikanischen Schutzgebieten zur Verwendung gelangenden Schutztruppen werden dem Reichskanzler unterstellt. In weiterer Folge unterstehen sie dem betreffenden Gouverneur oder Landeshauptmann und demnächst dem Kommandeur. Ob und inwieweit diese Unterstellung unter den Gouverneur bezw. Landeshauptmann eintretenden Falles auf deren Stellvertreter überzugehen hat, bestimmt der Reichskanzler. Sie haben hiernach die weiteren Vorschriften über Neuorganisation der Schutztruppen zu erlassen. An Bord M. Y. „Hohenzollern", den 16. Juli 1896. Wilhelm J. R. Fürst zu Hohenlohe. An den Reichskanzler.

Für **Deutsch-Ostafrika** ist eine Zentralbahn geplant worden. Das zur Leitung der Vorarbeiten eingesetzte Komitee hat seinen Bericht im Druck erscheinen lassen. Es soll die Küste mit dem Seengebiet verbunden werden, als erster Bauabschnitt ist die Strecke von Dar-es-Salaam nach Ukami unter Anschluß von Bagamoyo in Aussicht genommen. Major von Wißmann hat sich an der Wahl der geeigneten Linie in hervorragender Weise beteiligt. Das Komitee meint, daß es im Sinne unserer Kolonialpolitik und im allgemeinen Interesse liege, die Kosten nicht aus Reichsmitteln zu bestreiten, *sondern mit der* Durchführung des Unternehmens eine solide Privat*gesellschaft zu betrauen.* Man hat die noch nicht erprobten Seil- und *Schwebebahnsysteme* verworfen und sich für eine Erdbahn mit 0,75 m

Spurweite entschieden. Die Baukosten sind auf 11 850 000 Mark, die Bauzeit, einschließlich einer einjährigen Vorbereitungszeit, auf vier Jahre berechnet. Für je einen Zug täglich in jeder Richtung sind die Betriebskosten auf 716 000 M., für zwei Züge auf 890 000 M. jährlich veranschlagt, die man durch die Einnahmen in kürzester Zeit mindestens zu decken hofft. Man nimmt an, daß durch die Bahn eine wesentliche Erhöhung der Ein- und Ausfuhrzölle stattfinden wird. Ferner wird durch eine Plantagen-Gesellschaft in West-Usambara, die vorwiegend Kaffee anbauen wird, die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas einen erheblichen Fortschritt nehmen. Das Areal der Gesellschaft umfaßt 20 000 Morgen. Bis zum Eintritt der kleinen Regenzeit sollen 50 000 Kaffeebäume gepflanzt sein, die Anpflanzung von 500 000 Bäumen ist auf der ganzen Plantage zunächst in Aussicht genommen. Das Plantagenland liegt sehr günstig: 100 km von der Küste und 30 km von der geplanten Eisenbahnstation Korogwe entfernt.

Drei Araber sind von dem Kaiserl. Bezirksamt in Bagamoyo wegen Sklavenraubes, begangen an 5 Sklaven jugendlichen Alters, zum Tode verurteilt worden. Die Strafe des einen wurde in fünfjährige Kettenhaft umgewandelt, weil er sich dem Vorhaben seiner Genossen, bei der Verfolgung durch den Gouvernements-Dampfzollkreuzer die Geraubten über Bord zu werfen, widersetzte. Die Urteile sind bestätigt worden.

Nach einem Bericht aus **Deutsch-Südwestafrika** des Landeshauptmanns, Major Leutwein, sind die Khauas-Hottentotten so stark mitgenommen, daß sie nur noch 40 waffenfähige Männer besitzen sollen. Die gefangenen Weiber und Kinder hat der Major nach Windhoek geschickt, wohin er die Reste des Stammes verpflanzen will. Der auf den Kopf des entwichenen Häuptlings Kahimena gesetzte Preis ist von 1000 auf 3000 M. erhöht worden. Major Leutwein hat beschlossen, sich gegen Nikodemus, der sich am Aufstand beteiligt hat und dessen nachherige Loyalitätsbezeugungen keinen Glauben verdienen, zu wenden.*) Als einen unschätzbaren Vorteil des allerdings verlustreichen Feldzuges bezeichnet der Landeshauptmann die gemeinsame Feuertaufe der Schutztruppe, der Leute Samuels und Witbooi und die empfindliche Züchtigung eines Teils der hochmütigen Hereros.

Erfreuliches aus Windhoek meldet der rheinische Missionar Pastor Siebe. Die von ihm sonntäglich abgehaltenen Gottesdienste werden von den Offizieren und Mannschaften der Truppe gut besucht, die beiden Majors Leutwein und Müller fehlen nie. Ueber den sittlichen Ernst, der die „Herren an der Spitze", die beiden vorgenannten und den Assessor von Lindequist, auszeichnet, spricht sich Pastor Siebe mit großer Freude aus. An jedem Donnerstag hält er auf seiner Veranda einen Abend für Soldaten ab, die sich recht zahlreich beteiligen; es werden patriotische oder Volkslieder gesungen, dann hält der Pastor

*) *Nach einer neuen Nachricht aus Kapstadt sind Kahimena und Nikodemus ergriffen und kriegsgerichtlich erschossen worden.*

einen populären Vortrag oder legt ein Bibelwort aus. Gaben für den Kirchenbau in Windhoek sind am besten zu richten an Herrn Pastor Kriele im Missionshaus zu Barmen.

Ende Juli werden zwei katholische Priester nach Windhoek gehen, die ihre Sorge zunächst den etwa 40 katholischen Soldaten der Schutztruppe und den wenigen weißen Katholiken zuwenden sollen; soweit ist es ja ganz in der Ordnung und man kann sich darüber freuen; die Priester sollen demnächst aber in das Hinterland vordringen, das nach der „Köln. Volkszeitung" der katholischen Kirche „bisher, nicht zum letzten durch die Eifersucht der Protestanten, verschlossen geblieben war" — das ist weniger erfreulich; ein neues Zeichen für katholische Gehässigkeit und ihr Eindringen in Gebiete, in denen eine evangelische Missionsgesellschaft seit Jahrzehnten in Segen wirkt und in denen nun Unfriede und Streit angerichtet wird, wenn die Eingeborenen sich nicht wie früher den Katholiken gegenüber durchaus abweisend verhalten.

Nach **Südafrika** hat die englische Regierung nun endlich Truppen geschickt, allerdings nur in Stärke von einem Bataillon zu 1000 Mann als Ersatz für die aus Natal nach dem Kriegsschauplatz Matabele-Land abgerückten Truppen. Einem Gerücht zufolge soll das Fort Salisbury gefallen sein; dann hat dort, wohin zahlreiche Ansiedler mit ihren Familien sich flüchteten, eine grauenhafte Metzelei stattgefunden. Am 20. Juli tobte bei Bulawayo ein heftiger Kampf, den Matabele wurde nach einem Verlust von 60 Toten ihre Stellung abgerungen und der Kral verbrannt. Die englischen Verluste betrugen einen Toten und elf Verwundete.

In den letzten Tagen hat der Prozeß Jameson in London stattgefunden; Dr. Jameson ist zu 15 Monaten Gefängnis ohne Zwangsarbeit verurteilt worden.

In Transvaal ist vom Volksraad zu Prätoria das Gesetz betreffend das Verbot des Verkaufs alkoholischer Getränke an Eingeborene definitiv angenommen.

In **Nordafrika** ist nach dem Sieg der englisch-egyptischen Waffen bei Firkeh, den wir in der vorigen Nummer meldeten, und den energischen Vorbereitungen für den weiteren Feldzug anzunehmen, daß das Ziel desselben, die Besetzung Dongolas, in kürzester Zeit erfolgen wird. Dann muß die englisch-egyptische Regierung wohl über ihre weiteren Pläne Farbe bekennen.

Wie wenig sicher die Sahara-Straßen sind, zeigt die meuchlerische Ermordung des Marquis de Morès am 8. Juni durch räuberische Tuareks. Der 36jährige Franzose, der in Tunis begeisterte Reden über das Thema: „Das Mittelmeer seinen Anwohnern!" mit Seitenhieben auf England gehalten hatte und sich auf dem Weg nach Zinder befand, hatte auf Vorspiegelung der Tuareks seine Eskorte und seine tunesischen Kameele entlassen und sich seinen neuen Freunden anvertraut, die ihn ermordeten und ausplünderten.

In **Sansibar** hat die Mbaruk-Angelegenheit das englische *Ansehen mächtig* geschädigt. Der Verhaftung eines Verwandten

Mbaruks, die vom englischen Konsul verfügt wurde, widersetzten sich fanatisierte Volkshaufen, nachdem der Araber klugerweise nicht zu dem Premier-Minister des Sultans, Matthews, zu dem er zitiert war, sondern zu dem französischen Konsul, dessen Schutzbefohlener er ist, gegangen war. Der französische Konsul ließ sein Haus durch Kawassen bewachen und verbot jedem englischen Soldaten den Zutritt, aber noch den ganzen Juni über waren an 100 bewaffnete Araber in einer benachbarten Moschee versammelt für den Fall, daß eine Verhaftung erzwungen werden sollte.

In **Westafrika** wurde von der Royal-Niger-Company der räuberische Stamm der Igara, der sich häufig schon an Engländern vergriffen nnd in den Gebieten seiner Nachbarn Sklavenjagden veranstaltet hatte, empfindlich gezüchtigt und zur Unterwerfung gezwungen. Die Igara verfügten über eine Macht von 7000 Mann. Hoffentlich hat diese Niederlage besseren Erfolg als die Verträge von 1840 und 41 zwischen den Engländern und dem Igara-König, der sich zur Aufhebung der Sklaverei verpflichteet, aber nie daran dachte, seinen Vertrag zu halteu.

Die vom Auswärtigen Amte eingelegte Berufung in der Angelegenheit Wehlan ist verworfen worden. Es bleibt also bei dem Urteilspruch: Fünfhundert Mark Geldstrafe und Versetzung in ein anderes Amt mit gleichem Range. Dem Vernehmen nach hat aber das Auswärtige Amt auf eine weitere Verwendung des Assessor Wehlan verzichtet; derselbe ist also von der preußischen Justizbehörde bei der er zur Disposition stand, zu beschäftigen. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß ein Mann, der nicht ganz makellos geblieben, im Kolonialdienst des Reiches keine Stelle mehr findet.

Der Afrika-Verein Deutscher Katholiken hat beschlossen, 75 000 Mark an die Missionen in den Deutschen Schutzgebieten zu verteilen.

In Amerika hat sich eine Philafrican Liberators-Leage gebildet, die ähnlich dem Evang. Afrika-Verein Sklavenfreistätten gründen will; doch soll nicht auf den Unterricht im Christentum Wert gelegt, vielmehr sollen die Sklaven zu Arbeitern und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden. Ob dies Werk, das in Amerika Anklang gefunden hat, auf dem Grunde der reinen Humanität gedeihen wird? Unter den Kimbundu in Angola soll die erste Freistätte entstehen. H.

Litterarisches.

P. Steiner, Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. Basel. Verlag der Missionshandlung. — 30 Pfg.

Die *großen Verluste, welche* in der jüngsten Zeit die Basler Missionsgesellschaft *in ihrem Gebiete auf der* Goldküste zu beklagen hat — in der Zeit vom

24. August 1895 bis 4. Mai ds. Js. sind daselbst 10 ihrer Brüder dahin gerafft — sind wohl danach angethan, die Augen mit besonderer Teilnahme auf dies Missionsfeld zu richten. Deshalb empfehlen wir diese Schrift, die aus diesem Grunde leider eine recht zeitgemäße genannt werden muß, warm und wünschen, daß durch sie die alten „Freunde und Mitverbundenen" der so schwer heimgesuchten Missionsgesellschaft in ihrer Treue gestärkt und viele neue ihr hinzugewonnen werden. Was wir hier lesen, ist ein deutlicher Belag für das Psalmwort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." —er.

A. Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner, ausgewählt und verdeutscht. — Berlin. Verlag der Bücherfreunde. Schall und Grund.

Jeder wahre Freund der Afrikaner wird mit uns dem Verfasser, dem um die Bearbeitung der afrikanischen Sprachen so hoch verdienten Herausgeber der „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen", es herzlich danken, daß er durch diese Sammlung uns einen Einblick in das eigenartige Geistes- und Gemütsleben der Bewohner des schwarzen Erdteiles bietet. Deutlicher kann es nicht bewiesen werden, daß die Neger, auch die Neger unserer Schutzgebiete, thatsächlich Menschen sind, die zwar auf einem niedrigeren Niveau stehen wie wir, aber wohl dazu beanlagt sind, von uns gehoben und gefördert zu werden. Hoffentlich läßt der Verfasser es nicht bei dieser einen Sammlung bewenden, sondern giebt uns aus seinem reichen Vorrate noch weitere Geschichten und Lieder. Er wird den Völkern Afrikas keinen besseren Dienst zu leisten imstande sein. —er.

C. Falkenhorst. Kolonial-Erzählungen für jung und alt. Jung-Deutschland in Afrika. — Band 4. **Der Kaffeepflanzer in Mrgoro.** — Band 5. **Der Fürst des Mondlandes.** — Band 6. **Die Tabakbauer von Usambara.** — Illustrirt von Rud. Hellgrewe. — Dresden-Leipzig. Verlag von Alexander Köhler.

Was wir über die ersten 3 Bändchen dieser Kolonial-Erzählungen „Jung-Deutschland in Afrika" gesagt haben (vgl. „Afrika" 1894, 203 f.) gilt auch von den 3 jetzt vorliegenden. Spannend geschrieben teilen sie eine Fülle von Kenntnissen mit, die durchaus geeignet sind, eine richtige Vorstellung von Land und Leuten in Ostafrika, dem Schauplatz dieser neuen Erzählungen, zu geben. Wir empfehlen daher auch diese Bändchen dringend zur Anschaffung in Volks- und Schüler-Bibliotheken. Sie können in der That Liebe, keine törichte Schwärmerei, für unsere Kolonien in dem Herzen der Jugend erwecken.

Preis für jeden Band geheftet Mk. 1.20, eleg. kart. Mk. 1.50, in Doppelbänden Mk. 3.00. —er.

Gustav Meinecke. — Aus dem Lande der Suaheli. — Teil I. Reisebriefe u. Zuckeruntersuchungen am Pangani — Vegetationsbilder von Dr. Otto Warburg. (Mit 40 Illustrationen und einer Karte im Text) — Berlin SW. 1895. — Deutscher Kolonialverlag. (G. Meinecke.)

Evangelisches Missionsmagazin. — Im Auftrage des Basler Missions-Komitees herausgegeben von **P. Steiner** in Basel. Preis 5 Mark — Nr. 1: Bilder aus Japan. — Die Rheinische Mission im deutschen Schutzgebiet von Neu-Guinea — Meine Heimkehr aus dem Heidenland durch's Heilige Land Von Miss. Jans. — Missionszeitung. — Bücheranzeige.

Der evangelische Heidenbote. — Im Auftrage der Missions-Komites herausgegeben von Sekretär **F. Würz.** Preis für Deutschland: Kreuzband frco. 1,40 M. — — Beide zu bestellen bei der „Missionsbuchhandlung, Leopoldshöhe (Baden)."

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder. Altar- u. Leuchterkerzen Hostien (1000 Stück 1 25 M.)**, ferner **Talare, Baretts u. Bäffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

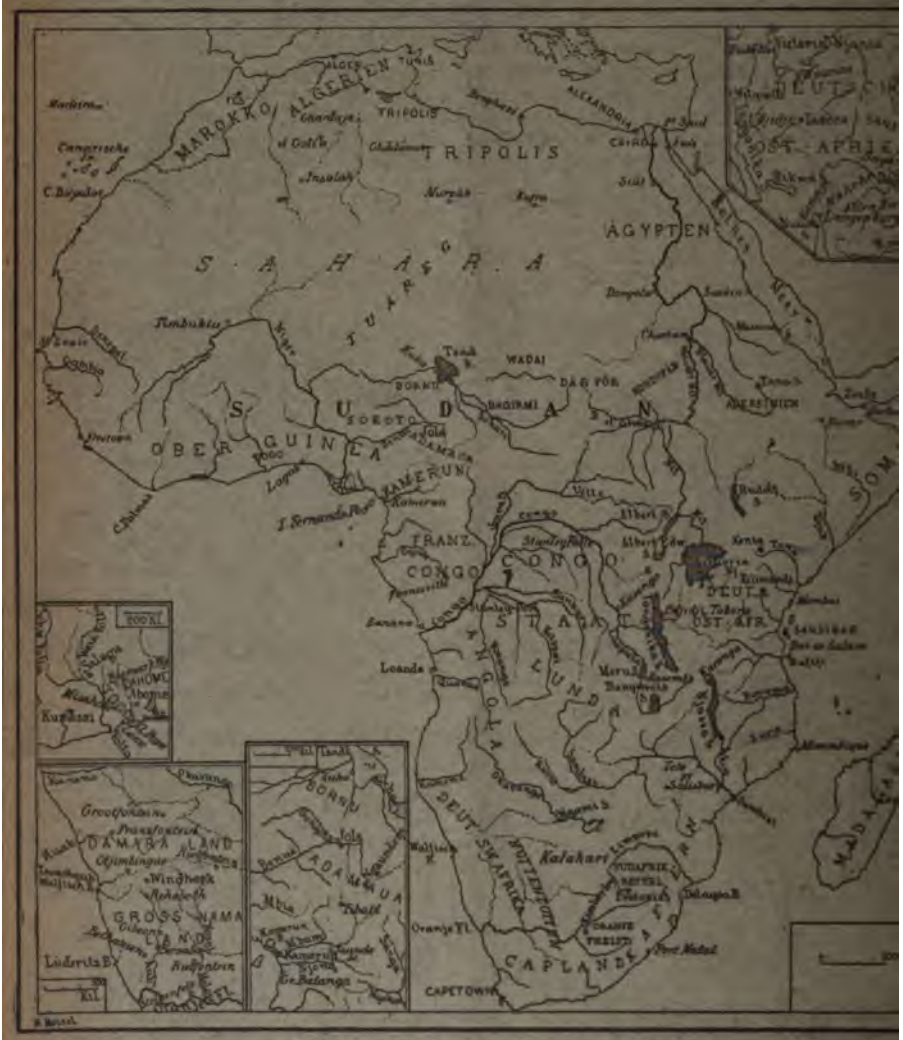
alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zur Deportationsfrage	151
Vereinsnachrichten	155
Bekämpfung der Branntweinpest	157
Ein strenges aber durchaus gerechtes Urteil	161
Afrikanische Nachrichten	164
Litterarisches	167

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 9.

September 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Geheimer Regierungsrat H. Steinhausen
Berlin W. 57
Potsdamerstraße 73.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: **Herr Major z. D. Meinecke in Crefeld.**)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- ꝛc. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten")
kostenlos.
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Die Eingabe an den Reichskanzler,

in welcher die Kommission für Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels um Erhöhung des Einfuhrzolles auf Spirituosen in Kamerun und Togo bittet (vgl. Seite 143), hat folgenden Wortlaut:

Groppendorf (Post Hakenstedt Bez. Magdeburg),
den 14. August 1896.

Euere Durchlaucht bittet die unterzeichnete Kommission im Interesse der beiden westafrikanischen Kolonien Kamerun und Togo für die folgenden Ausführungen um ein geneigtes Gehör.

Es wird verdientermaßen in den Kreisen des Vaterlandes, welche an der Verbreitung christlicher Kultur in unseren Kolonien ein Interesse haben, allgemein anerkannt, daß die hohe Reichsregierung mit allen ihren Kräften bestrebt ist, nicht blos die Zivilisation der Schutzgebiete des Deutschen Reiches zu fördern, sondern auch der mühevollen und opferreichen Thätigkeit der christlichen Mission hilfreich zu sein. Indes kann es dem aufmerksamen Beobachter der Entwickelung unserer Kolonien nicht entgehen, daß die beiden westafrikanischen Schutzgebiete, Kamerun und Togo, in großer Gefahr stehen, trotz aller Bemühungen des Segens der christlichen Religion und damit auch der wahren Kultur nie teilhaftig zu werden. Verursacht wird diese Gefahr durch den Branntweinhandel, der in den letzten Jahren immer größere Dimensionen angenommen hat. Nach der in dem „Deutschen Kolonialblatt" veröffentlichten Statistik ist die Spirituosen-Einfuhr in Kamerun vom Jahre 1892, wo ihr Wert 12,30 % vom Werte der Gesamteinfuhr betrug, bis zum Jahre 1894 auf 15 % vom Wert der Gesamteinfuhr gestiegen, während für Togo dieselben Jahre eine Steigerung von 23,85 % auf 30 % ergeben. Wohl mag von den Massen eingeführten Branntweins einiges den Weg in das weitere Innere finden, — das meiste bleibt in der Küstengegend und richtet hier beklagenswerten Schaden an.

Jeder Kenner unsers Volkslebens weiß, welche Gefahr der Schnapskonsum für unser Volk bedeutet. Wir erfreuen uns des großen Segens ein christliches Volk, und dadurch im Besitze von religiösen und sittlichen Kräften zu sein, die uns zum Maßhalten im Genuß befähigen. Welch ein Schade muß da für die heidnischen, gegen den Schnapsgenuß notorisch durchaus nicht widerstandsfähigen Völker unserer Schutzgebiete erwachsen, wenn sie nicht gegen das drohende Verderben geschützt werden! Es läßt sich bereits nachweisen, daß durch den Spirituosengenuß die Arbeitslust, die Arbeitsfähigkeit und die Arbeitskraft der Eingeborenen in Abnahme begriffen ist; und die Missionsgesellschaften stehen vor der betrübenden Thatsache, daß die übergroße Branntweineinfuhr ihrer Thätigkeit entgegen wirkt.

Wir berufen uns dafür auf der einen Seite auf das Zeugnis eines Kaufmanns, der seine persönliche Erfahrung in Folgendem aus*spricht:*

„Vor 12 Jahren, als ich zum ersten Male nach Afrika kam, „waren die Eingeborenen von Klein-Popo an der ganzen Küste als „tüchtige Bootsfahrer bekannt; es war eine Freude mit den Leuten „zu arbeiten. Jede Faktorei hatte 1 oder 2 eigene Bootsbesatzungen, „die ihre Pflicht in vortrefflicher Weise erfüllten. Mochte die „Brandung noch so sehr toben, die Leute arbeiteten doch und „brachten fast regelmäßig auch bei der schlimmsten See die Waaren „trocken und gut an das Land. — Und heute? Ganz Klein-Popo „stellt keine 3 gute zuverlässige Bootsmannschaften mehr. Sobald „die See etwas schlecht ist, verweigern die Leute die Arbeit. Wenn „etwas viel Arbeit ist, und wenn sie genug verdient zu haben „glauben, dann laufen sie davon. Woher diese Veränderung? „Die Antwort kann nur lauten: sie ist durch den unglücklichen „Schnaps herbeigeführt. Ich könnte an den Fingern eine ganze „Reihe von Leuten herzählen, die als Kommis und Arbeiter in „meinen Diensten sich anfangs vorzüglich hielten, dann aber, als „sie zu regelmäßigem Verdienst und verhältnismäßigem Wohlstand „kamen, das Trinken anfingen, schließlich entlassen werden mußten „und zum großen Teile jämmerlich verdorben und gestorben sind."

Für die Hinderung des Missionswerkes aber auf der anderen Seite durch den Branntweinhandel, möchten wir uns auf die Klage des Inspektor Oehler von der in Kamerun thätigen Basler Missionsgesellschaft beziehen, welcher er in seinem letzten Jahresbericht mit folgenden Worten Ausdruck giebt:

„Sehr schmerzlich ist die immer weitere Ausdehnung des „Schnapshandels in Kamerun. „Der Schnaps," schreibt ein „Bruder, „dieses unheilvolle Zerstörungsmittel alles Fortschritts „und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, „und der mächtigste Götze im Lande ist bereits der Schnaps. „Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht „weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst. „Die Empfänglichkeit der Kamerun-Bevölkerung für Christentum „und Kultur würde zu schönen Hoffnungen für das Land berech„tigen, aber es ist leider zu fürchten, daß seine Bewohner in dem„selben Maße als der Branntweinhandel gedeiht, moralisch, physisch „und wirtschaftlich zu grunde gerichtet werden. Unseren Christen „muten wir zu, sich vom Branntwein und Branntweinhandel unbe„rührt zu halten. Sie scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. „Bis jetzt haben sie sich im ganzen standhaft gehalten und gehen „auch gegen die Uebertreter des Branntwein-Verbotes mit Zucht„maßregeln vor ohne Ansehen der Person. Aber der Kampf ist „schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in das unglück„liche Land ergießt, für die Neger starke Versuchungen und denen, „die darin erliegen, Verderben bringend."

Sicherlich kann ein gewichtigeres Zeugnis für die Schädlichkeit des *Branntweinhandels* nicht beigebracht werden als dies, daß durch

ihn die Arbeitskraft der Neger, von der das Gedeihen unserer Kolonien abhängt, gelähmt, und der Eingang der Mission erschwert, ja zum guten Teil unmöglich gemacht wird. Steht aber dies beides fest, so ist damit gegeben, daß dies Hindernis der Ausbreitung christlicher Kultur in unseren Kolonien beseitigt werden muß, und daß alle wahrhaften Freunde der Eingeborenen sich zu der Bitte an die hohe Reichsregierung zusammen schließen müssen, im Interesse unserer Schutzbefohlenen Maßnahmen zu treffen, welche die Branntweineinfuhr allmählich immer mehr beschränken, bis es möglich wird, sie zu inhibieren. Aus diesem Grunde haben sich die folgenden Vereine und Gesellschaften zu einer Vereinigung zusammen geschlossen, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, den überseeischen Branntweinhandel und namentlich die Branntweineinfuhr in unsere deutschen Kolonien zu bekämpfen.

1) Der evangelische Afrika-Verein zu Berlin; 2) Das Missions-Departement der Brüdergemeine; 3) Die evangel. Missions-Gesellschaft zu Basel; 4) Die evangel.-lutherische Missions-Gesellschaft zu Leipzig; 5) Die Rheinische Mission zu Barmen; 6) Die norddeutsche Missions-Gesellschaft zu Bremen; 7) Der Goßner'sche Missions-Verein; 8) Die Hermannsburger Mission; 9) Die schleswig-holsteinische evangelisch-lutherische Missions-Gesellschaft zu Breclum; 10) Der Verein für evangel. Mission in Kamerun zu Stuttgart; 11) Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke; 12) Das deutsche blaue Kreuz.

Im Namen dieser gesamten Vereinigung, giebt sich die von ihr eingesetzte unterzeichnete Kommission die Ehre, an Ew. Durchlaucht mit dieser Eingabe sich zu wenden, mit der wir auch im Namen des Afrika-Vereis deutscher Katholiken zu sprechen ausdrücklich ermächtigt sind.

So erlauben wir uns denn nunmehr Ew. Durchlaucht folgende Bitten auszusprechen:

1) für Togo den dort giltigen Vertrag mit England am 1. November c. zu kündigen und eine neue Konvention mit der englischen Regierung abzuschließen, durch welche nicht nur ein wesentlich höherer Einfuhrzoll auf Spirituosen aller Art festgesetzt, sondern auch auf das früher in diesem Schutzgebiet giltig gewesene Prinzip des Staffeltarifs, welches in Kamerun noch jetzt zu Recht besteht, zurück gegriffen wird. Dabei gestatten wir uns zu bemerken, daß wir zu dem letzteren Gesuch uns durch die Thatsache veranlaßt sehen, daß zur Zeit nach Togo zum größten Teile reiner, also 96%iger Alkohol exportiert wird, welcher erst an Ort und Stelle zu Trink-Branntwein zubereitet wird;
2) für Kamerun den Einfuhrzoll auf Spirituosen wesentlich zu erhöhen;
3) in die zwischen dem Deutschen Reiche und England bestehende *Zollkonvention auch* die französische Regierung hineinzuziehen.

damit die gesamte Westküste Afrikas gegen die unheilvolle Ueberschwemmung mit Spirituosen je mehr und mehr geschützt wird. Eine solche Maßnahme scheint uns um so wünschenswerter zu sein, als eine wirksame Bekämpfung der „Branntwein-Pest" ohne Zweifel nur auf internationalem Wege möglich ist.

Indem wir Ew. Durchlaucht noch den beiliegenden Aufsatz: „Der Branntweinhandel in Kamerun und Togo"*) zu überreichen uns erlauben, sehen wir der geneigten Berücksichtigung unserer Bitten, die uns die Liebe zu der eingeborenen Bevölkerung Afrika's, besonders aber unserer beiden Kolonien, abnötigt, zuversichtlich entgegen.

Ew. Durchlaucht gehorsamst ergebene

gez.: Dr. Christ, Vice-Präses der Basler Missionsgeschaft.
A. Merensky, Missions-Inspektor, Berlin.
Johannes Schröder, Bremen, i. A. des deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke.
J. K. Vietor, Bremen, Kaufmann.
F. M. Zahn, Dr. th., Missions-Inspektor, Bremen.
Pastor Gustav Müller, Schriftführer, Groppendorf.

Eine Mobilmachung von Wuga und Umgegend.

Die beiden Diakonen Bokermann und Liebusch, welche dazu berufen sind, unsere Sklavenfreistätte anzulegen, weilen zur Zeit in Wuga. Sie haben dort bei den Missionaren von Berlin III., Gleiß und Langheinrich freundliche Aufnahme gefunden und werden von ihnen in dem Erlernen der Landessprache gefördert. Leider haben sie auch deren Pflege in Anspruch nehmen müssen, da sie beide vom Fieber heimgesucht worden sind. In dieser Zeit ihres Unwohlseins haben sie eine Mobilmachung von Wuga und Umgegend erlebt, welche Diakon Liebusch in seinem letzten Briefe vom Juli beschreibt:

Ich lag, da ich Fieber hatte auf der Kitanda (Bett). Da kam der Küchenjunge Kibuana, ein frischer kleiner Kerl von vielleicht 15 Jahren zu mir in's Zimmer und rief Kondo! Kondo! (Krieg! Krieg!) Schon längere Zeit hindurch war mir ein besonders starker Trommelton aufgefallen, der von Wuga herüberschallte. Bald erklangen ähnliche Töne, nur leiser, von kleineren Trommeln aus allen umliegenden Ortschaften. Ich erhob mich und trat aus der Thür. Ueberall

*) *Separatabdruck* aus der „Afrika" 1896. Heft 5 und 6.

wurde es lebendig und sah man die Leute in den Thälern wie Ameisen umherwimmeln, besonders in Wuga, wohin alle zusammen strebten. Der Jumbe von Wuga war gerade zum Schauri (Beratung) beim Bezirkshauptmann nach Tanga bestellt. Mit großem Gefolge und besonders mit vielen Flinten, weil es Sitte ist beim Einzuge dem Häuptling Salut zu schießen, war er hinabgezogen und er war noch nicht zurück.

Als eine genügende Schaar, mit allen nur erdenklichen Kriegsinstrumenten bewaffnet, zusammen war, rückte sie nach der Ebene ab. Die meisten hatten nach der Landessitte neben ihrem Messer, das sie beständig im Gürtel tragen, Spieße, Bogen und Pfeile; andere hatten krumme arabische, oder breite indische Schwerter, zum Teil schöne Prunkstücke mit Griffen von Ebenholz, die mit Elfenbein ausgelegt sind; wieder andere trugen nur ihre Buschmesser, die ungefähr die Form eines Eselkinnbackens haben; noch andere endlich besaßen Flinten, Feuerstein- und auch Perkussions-Gewehre, jedoch hatten die meisten von ihnen nichts hineinzuthun; dem einen fehlte Pulver, dem andern Blei und vielen gar beides. Sie sahen aber doch stolz und kriegerisch aus.

Auf die erste große Schaar folgten viele kleinere und Nachzügler von allen Seiten. Nach einigen Stunden war alles verschwunden. Wir fürchteten wohl einen Einfall der räuberischen Massai, die noch zur Zeit der deutschen Herrschaft Raubzüge gemacht haben, um Vieh zu stehlen; doch schien hier in der Nähe der Militairstation Masinde so etwas doch höchst unwahrscheinlich.

Gegen Abend kehrten die Leute zurück. Jeder, der angekommen war, hatte gefragt: was ist los? wo ist der Feind? Aber niemand wußte darüber rechte Auskunft zu geben. Bald hieß es, er ist in der Ebene, bald, er ist in den Bergen. Als aber auch von dort Leute kamen, die sagten, es sei alles ruhig, da begannen sie sich unter einander Vorwürfe zu machen über den Alarm; denn keiner wollte damit den Anfang gemacht haben. Jeder behauptete, er habe die Kriegstrommel aus dem nächsten Orte gehört. Schließlich kehrte jeder wieder friedlich in seine Hütte zurück.

Ich hatte mich des Fiebers wegen gleich wieder hingelegt. Aber die Leute konnten unsere Ruhe nicht begreifen und machten uns später böse Vorwürfe, daß wir nicht sogleich zu den Waffen gegriffen hätten. Das Ganze machte besonders mit seinem friedlichen Schluß einen überaus komischen Eindruck. Freilich im Ernstfalle wäre ein Ueberfall für ein armes Dorf recht tragisch gewesen. Aber dergleichen Räubereien werden wenigstens hier bei uns unter der deutschen Herrschaft wohl nicht mehr vorkommen.

Vereinsnachrichten.

Der Generalsekretair Richard Harder hat sich genötigt gesehen, für Ende August seine Entlassung aus dem Dienst des Evangelischen Afrika-Vereins zu nehmen. Infolge dessen hat der Vortragende Rat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, Geheimer Regierungsrat Steinhausen, Berlin, Potsdamerstraße 73, Mitglied des Hauptvorstandes, die Geschäftsführung des Vereins übernommen. — Die Schriftleitung der „Afrika“ bleibt in Groppendorf bei Hakenstedt, wo auch die Ausgabe der Zeitschrift erfolgt.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 31. August.)

Im Blick auf die unausbleibliche Gebietsteilung im Hinterlande von **Togo** hat die Nachricht des „Deutschen Kolonialblattes“ von der Gründung einer Regierungsstation in Sansanne-Mangu durch den Premierlieutenant von Carnap ganz besondere Wichtigkeit. Sie bedeutet eine Ausbreitung des deutschen Einflusses nach dem Innern zu, welche bei den längst erwarteten und herbeigesehnten Verhandlungen mit Frankreich und England über die Grenzfestsetzungen unseren berechtigten Ansprüchen den gehörigen Nachdruck verleihen wird. Der weit vorgeschobene Posten ist durch einen regelmäßigen Botendienst unter Vermittelung des Sultans von Yendi mit der am Volta gelegenen Station Kete-Kratschi verbunden. Zum Leiter der neuen Station ist Dr. Gruner berufen.

Noch augenfälliger als durch diese Stationsanlage hat es sich bei einer Reise des Landeshauptmanns Köhler von der Küste über Misahöhe nach Kpandu gezeigt, daß die deutsche Herrschaft bei der Bevölkerung von unserer Togo-Kolonie fest gegründet ist. Nach dem im „Deutsch. Kolonialblatt“ vorliegenden ausführlichen Bericht glich diese Reise einem Triumphzuge, da überall die Häuptlinge all ihre Männer aufgeboten hatten, um den Landeshauptmann würdig zu begrüßen und ihm Feste darzubringen. Ein besonderer Erfolg dieser Reise ist es, daß der Landeshauptmann dem deutschen Handel in Kpandu Eingang verschafft hat. Er hatte bereits vor Misahöhe sich überzeugen können, daß derselbe immer weiter ins Innere vordringt. Denn in einem noch nicht gar lange bestehenden Marktplatz Agome-Palime, der in erfreulichem Aufblühen begriffen ist, ist bereits eine Bremer *Faktorei mit gutem* Erfolg in Betrieb und andere Faktoreien sind in *der Anlage begriffen*, oder sollen doch bald gegründet werden. Und

nun hat der Häuptling Dagadu auf Veranlassung des Landeshauptmanns in Kpandu drei deutschen Firmen Baugrundstücke zu Faktoreien zur Verfügung gestellt. So wird in absehbarer Zeit deutscher Handel auch hier, in immer größerer Entfernung von der Küste seine Thätigkeit beginnen und an seinem Theile mit an der Verbreitung deutscher Kultur und Zivilisation unter den Naturvölkern unseres Schutzgebietes arbeiten — wenn er nur seine ganze Wirksamkeit nicht dadurch illusorisch macht, daß er den „Wein der Weißen", den Schnaps, mitbringt und diesem „Zerstörungsmittel aller Kultur und alles Fortschritts" hier ein neues Absatzgebiet verschafft.

Wie sehr wir im eigenen Interesse alle Ursache haben, dem Schnapskonsum unserer Schutzbefohlenen zu wehren und die Schnaps-Einfuhr in unsere Kolonien zu verhindern, zeigt die jüngste Geschichte von **Deutsch-Südwestafrika.** In dem Bericht des Landeshauptmanns Leutwein „über die Beendigung der Kämpfe gegen die Khauas-Hottentotten" lesen wir nämlich, nachdem vorher die Rede davon war, daß besondere Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die Hereros in Omaruru an einer Empörung zu verhindern, folgenden Passus: „Zu einem vollständigen Ausbruch kam dagegen jetzt schon die aufrührerische Bewegung in Otjimbingue, vor allem hervorgerufen durch die Aufreizungen eines Engländers, namens Wallace, welcher außerdem den Eingeborenen in verbotener Weise Spirituosen geliefert hatte. Einige 30 Hereros rotteten sich in angetrunkenem Zustande zusammen, suchten das Haus eines Weißen zu stürmen und setzten der herbeieilenden Militairpatrouille Widerstand entgegen. Daneben wurde auch Missionar Meyer etwas belästigt." Wurde nun auch durch den Premierlieutenant Schmidt auf gütlichem Wege die Ruhe wiederhergestellt, so zeigt doch dieser Vorgang, daß der Schnaps für unsere Kolonien eine stete Gefahr ist.

Im übrigen hat der glücklich beendete Feldzug die Regierungsart des Major Leutwein auf's glänzendste gerechtfertigt. Hendrik Witbooi ist treu geblieben und Samuel, der Oberhäuptling, hat gleichfalls keinen Augenblick geschwankt. Mit Recht kann der Landeshauptmann schreiben: „Dem frivolen Friedensbruch von Seiten unserer Gegner stand die immer wieder bewiesene und von keinem Eingeborenen mehr bezweifelte Friedensliebe auf unserer Seite gegenüber."

Während im Innern der Aufstand niedergeschlagen wurde, ist an der Küste dieses Schutzgebietes der Anfang gemacht zu einem Friedenswerke, das hoffentlich nunmehr ohne Säumen in Angriff genommen wird. Im amtlichen Auftrage hat der Marine-Hafenbaumeister Mönch die Landungsverhältnisse in Tsoakhaubmund untersucht, um die Grundlage für eine Hafenanlage zu gewinnen, die bei dem unaufhaltsamen Anwachsen des Verkehrs zwischen Mutterland und Kolonie unentbehrlich sind. Auf Grund seiner Untersuchungen, deren Bericht im „Deutsch. Kolonialblatt" vorliegt, ist er zu dem Schluß gekommen, daß auf jeden Fall Tsoakhaubmund vor

der englischen Walfischbai den Vorzug verdient. Er faßt seine Ausführungen in folgenden Sätzen kurz zusammen:

„1. Tsoakhaubmund ist für die Anlage eines Hafens nicht allein durch die Beschaffenheit der Küste, sondern auch namentlich durch das Vorhandensein von Wasser und Viehfutter in der Nähe besonders begünstigt.

2. Die örtlichen Verhältnisse verbieten die Erbauung einer eisernen Landebrücke und weisen auf eine Mole unter Verwendung des vorhandenen Steinmaterials hin.

3. Die Mole in einer den jetzigen Bedürfnissen entsprechenden Länge kann mit verhältnismäßig geringen Kosten erbaut werden, ohne die Möglichkeit einer späteren Erweiterung zu verlieren. —"

Sehr interessiert ist Deutschland an dem Ausgang des gerichtlichen Verfahrens gegen den Kapitain des Kongo-Freistaates Lothaire wegen der Hinrichtung des Elfenbeinhändlers Stokes. Deshalb zunächst sehr interessiert, weil in den Verhandlungen vor dem Appellhofe des Kongostaates von dem Vertheidiger Lothaire's, dem früheren Minister Graux, nach den Zeitungsberichen unerhörte Beschuldigungen gegen Deutschland ausgesprochen sind, die unsere Ehre empfindlich kränken. Wir lassen hier den Inhalt des betreffenden Passus der Vertheidigungsrede nach der „Kreuz-Zeitung" folgen, die ihn dem „Berl. Tagebl." entnommen hat:

„Stokes war nur ein mächtiger, von Deutschland protegierter Händler. Wir wissen das von der deutschen Reichskanzlei selbst. Der Bericht derselben macht sogar glauben, daß Lothaire aus Konkurrenzneid den angesehenen Europäer ermordet habe." (Heiterkeit.) Der Verkauf von Pulver und Waffen sei die einzige Einnahmequelle des deutschen Protektorats; das hätten die Zeugen ja ausgesagt. Am Tage, wo die Araber vertrieben oder unterworfen worden seien, hätte der Waffen- und Munitionshandel mit Stokes aufgehört. Demnach hätte also Stokes ein Interesse daran gehabt, die Araber gegen den Kongostaat zu unterstützen. Er, Graux, wolle die große Nation durchaus nicht dafür verantwortlich machen, aber alle diejenigen, welche an der Spitze des deutschen Reiches stehen, möchten ihre Augen nach dieser Richtung hin richten. Weiterhin bringt der Vertheidiger dem König Leopold wegen dessen Antisklavereiunternehmens Huldigungen dar und fügt hinzu: Stokes habe die größten Anstrengungen gemacht, um dieses zivilisatorische Werk zu nichte zu machen. Sodann erinnert Graux an die blutigen Kämpfe der Kongotruppen gegen die Araber. Stokes wäre Mitschuldiger der arabischen Häuptlinge gewesen. Daß er ihnen Pulver und Waffen geliefert, diese Thatsache sei eingestanden worden, und bewiesen sei auch, daß Lothaire, nachdem er Kibonghe besiegt hatte, von Romaliza — er wisse nicht, ob auch dieser von Deutschland protektioniert sei, (Heiterkeit) — angegriffen wurde. In der Schlacht *fielen zwei belgische* Offiziere, die ihren Tod durch auf deutschem *Gebiet gekaufte Munition* erlitten. Dann protestiert Graux äußerst

heftig gegen die Einmischung der fremden Mächte in das Kongo-Unternehmen."

Wie soll man diese Angriffe des Vertheidigers nennen, die vollständig grundlos sind, nachdem amtlich festgestellt ist, daß ein Verkauf von Pulver und Waffen durch die Deutschen nicht stattgefunden hat! Jedenfalls wird, da gerichtlich keine Schritte gethan werden können, unsere Diplomatie sich derlei Unverschämtheiten energisch verbitten.

Außerdem aber hat die Hinrichtung von Stokes im Westen von **Deutsch-Ostafrika** eine uns sehr unangenehme Frucht gezeitigt. Die ersten Nachrichten darüber brachte der Missionar der „Church Missionary Society" Hubbard, welcher am Südende des Viktoria-Njansa stationiert ist und zur Erholung in England weilt. Inzwischen sind seine Mitteilungen auch andererseits bestätigt. Danach forderte Ruoma, ein mächtiger Häuptling in der deutschen Interessensphäre, als sich die Nachricht von der Hinrichtung des Stokes im Lande verbreitete, die benachbarten Sultane, darunter den bekannten Lukonge, auf, fernerhin keinen Tribut mehr an die Deutschen zu bezahlen, sondern sich mit ihm zu vereinigen, um ihren Tribut den Belgiern zu entrichten, die ihre Macht durch die Hinrichtung des „großen Meisters Stokes" gezeigt hätten und die im Begriffe wären, die Deutschen aus dem Lande zu vertreiben, Lukonge griff sofort Ukerewe an, die Hauptstation des Stokes am See, die seit seinem Tode von den „Weißen Vätern" erworben worden war, wobei 51 katholische Christen niedergemetzelt wurden und die Station verbrannt wurde. Zwei deutsche Expeditionen wurden darauf ausgeschickt, eine gegen jeden Sultan (also Ruoma und Lukonge). Das Ende war, daß Lukonge verbannt, sein Land einem anderen Häuptlinge gegeben und Ruoma getötet wurde. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Hinrichtung von Mr. Stokes das Ansehen der Weißen in Zentral-Afrika stark erschüttert hat, da die Leute nicht imstande sind, zu begreifen, warum ein Weißer einen anderen töten sollte.

In **Sansibar** haben die Engländer den Sultanats-Palast bombardiert und in Trümmer geschossen. Sie sind dazu durch die infolge Todes des Sultans eingetretenen Thronstreitigkeiten veranlaßt worden. Said Kalid nämlich, der Onkel des Sultans Said Hamed ben Szueni, hatte bereits 1893 als der Sultanats-Thron erledigt war, vergeblich versucht sich der Herrschaft zu bemächtigen. Jetzt ließ er sich, sobald des Sultans Tod, an dem er nicht unschuldig zu sein scheint, bekannt wurde, sogleich zum Sultan ausrufen und besetzte den Palast. Er weigerte sich entschieden, sich den Engländern zu übergeben. Indes floh er, nachdem das Bombardement $^3/_4$ Stunden gedauert hatte aus dem Palast und suchte im deutschen Konsulate Rettung, wo er gesichert ist, da dasselbe das Recht der Exterritorialität *besitzt und er sich dort also auf* deutschem Gebiete befindet. Der deutsche

Konsul ist auch ausdrücklich angewiesen, die englischerseits verlangte Auslieferung zu versagen. Die Engländer haben nun einen anderen nahen Verwandten des ermordeten Sultans namens Said ben Hamud zum Sultan eingesetzt, der ihnen Gewähr für eine Regierung in ihrem Sinne zu bieten scheint. Hoffentlich veranlassen sie ihren neuen Sultan sehr bald zu energischen Schritten gegen den Sklavenhandel, der bekanntlich in Sansibar noch immer im Schwange geht, wodurch unsere Kolonie in Mitleidenschaft gezogen wird. Denn es liegt auf der Hand, daß, so lange der Menschenhandel noch einen Absatz auf den vor der Küste liegenden Inseln findet, trotz der Wachsamkeit unserer Regiernng die heimliche Ausfuhr von Sklaven auf den arabischen Dhaus nicht aufhört.

In **Südafrika** scheint der Aufstand der Matabele nunmehr endlich seinem Ende nahe zu sein. Freilich ist dies nicht durch Waffengewalt, sondern durch Unterhandlungen angebahnt. Wir lesen darüber folgendes in der „Köln. Ztg.“:

„Ueber die neuesten Vorgänge in Rhodesia liegt heute eine ausführlichere Reuter-Depesche vor, die ihrerseits „Buluwayo Chronicle“ als Quelle angiebt. Cecil Rhodes, heißt es da, begab sich mit nur drei Begleitern, er selbst unbewaffnet, in die Matoppo-Berge. Sie trafen hier mit einer Anzahl von Matabele-Häuptlingen zusammen, die gleichfalls unbewaffnet waren; nur einige von ihnen trugen Streitärte. Die Häuptlinge beklagten sich, bevor sie ihre Uebergabe erklärten, über die schlechte Behandlung. die ihnen von der einheimischen Bevölkerung zuteil geworden wäre. Secombo brachte insbesondere eine Klage gegen einen der einheimischen Beamten vor, sagte auch, daß der ganze Rat des Matabelestammes dringend die Verbannung eines hervorragenden Regierungsmitgliedes wünsche, und erklärte endlich, daß weder Rhodes noch Jameson etwas von den Dingen erfahren hätten, die im Matabelelande sich zugetragen hätten. Wenn Rhodes bleiben und für sie sorgen wolle, so würden sie nicht weiter kämpfen. Rhodes, der ihr Vertrauen dadurch gewonnen hatte, daß er unbewaffnet ihr Lager betreten hatte, sagte in seiner Antwort, daß die Einrichtung einer Polizei von Eingeborenen ein Fehler gewesen sei und daß sie abgeschafft sei. Das „hervorragende Regierungsmitglied“ sei nicht mehr im Dienste der Compagnie. Zum Schlusse fragte er, ob sie für Krieg oder Frieden seien. Secombo legte eine Flinte und einen Assegai vor Rhodes auf die Erde nieder, indem er dadurch andeutete, daß er und seine Genossen den Frieden wünschten. Rhodes hielt ihnen in ernsten Worten die Ermordung unschuldiger Frauen und Kinder vor. Der Krieg, sagte er, sei in rechter Weise geführt worden, aber die Niedermetzelung von Frauen und Kindern sei niederträchtig. Secombo versprach, sein Volk in wenigen Tagen aus den Bergen herauszuführen. — In einer amtlichen Mitteilung verkündet Earl Grey, daß die Uebergabe der Rebellen als bedingungslos *erfolgt* angesehen werden könne (is believed to be practically unconditional). Die Wahl dieses Ausdrucks läßt durchblicken, daß der

Wortlaut der Vereinbarung selber noch nicht bekannt ist, aber es darf ohne weiteres angenommen werden, daß das wichtigste von allem, nämlich die Herausgabe der Waffen, gesichert ist. Dies als selbstverständlich vorausgesetzt, ist der ganze Vorgang als ein großer Erfolg zu bezeichnen. Die Matoppoberge, die sich bis in die Nähe von Buluwayo hinziehen, bildeten eine Art von natürlichem Bollwerke, von dem aus nicht blos die Hauptstadt dauernd bedroht, sondern auch die wichtigsten Handelsstraßen des Landes vollkommen beherrscht werden konnten. Rechnet man hinzu, daß die Rebellenstämme, die sich in diesen Bergen festgesetzt hatten, die kriegerischsten von allen waren, so wird man sagen dürfen, daß, wenn ihre Unterwerfung wirklich aufrichtig ist, damit dem Aufstande das Rückgrat gebrochen ist. Cecil Rhodes hat sich, das ist nicht zu verkennen, in der Anbahnung dieses glücklichen Ergebnisses ein großes persönliches Verdienst erworben."

Dieser Aufstand der Matabele hat viele Opfer gekostet. An 400 weiße Ansiedler sind während desselben der Grausamkeit und der Rache der Schwarzen zum Opfer gefallen. Hoffentlich bringen die Untersuchungen der von der britischen Regierung zu diesem Zweck eingesetzten Kommission die Gründe an das Tageslicht, welche den Aufstand hervorgerufen haben. Indes kann man sich schon jetzt nicht wundern, daß er ausgebrochen ist, wenn man den Privatbrief aus Buluwayo liest, der der „Voss. Zeitung" zur Verfügung gestellt ist. Wo die Schwarzen nicht als Menschen, sondern als rechtlose Geschöpfe nnd als willenlose Werkzeuge sinnlicher Lust betrachtet und behandelt werden, da kann ein Auflehnen und eine Empörung nicht ausbleiben, da darf sich aber auch der Weiße nicht beschweren, wenn die Rache des Schwarzen, die er heraufbeschworen hat, über ihn hereinbricht. In diesem Briefe, datiert Buluwayo den 5. Juni, heißt es:

„. . . Man scheint sich in Europa jetzt sehr für Afrika zu interessieren, und alle Zeitungen sollen voll Berichte sein über hiesige Zustände. Vor ein paar Jahren war es doch noch ganz anders; wir konnten uns hier nach Herzenslust herumschlagen, und in Europa krähte weder Hund noch Hahn danach. Da du meine Ansicht über den Ausbruch des Aufstandes wissen möchtest, will ich versuchen, dir die Sache klar zu machen. 1. Die Amandabele sind eine blutdürstige Nation, deren Lebensfrage es ist, zu töten; die jungen Leute werden von der Nation nicht als Männer anerkannt, bis nicht ihre Assagai vom Menschenblute gerötet sind, und da die Nationen sich zwei Jahre ruhig verhalten haben, war ja eigentlich ein Aufstand vorauszusehen. 2. Nachdem die Chartered Company das Land besetzt hatte, wurden den Eingeborenen etwa 50 pCt. ihres Rindviehes abgenommen, wenn ich sage 50 pCt., so ist das eben meine persönliche Ansicht, vielleicht war es mehr oder weniger. Im Dezember 1895 und Januar ds. Js. nahm die Company wieder 40 pCt. des Rindviehs und sagte den Matabele, der Rest sollte nun ihr Eigentum sein. Natürlich waren die Eingeborenen unzufrieden und glaubten auch wohl der

Versicherung nicht, und mögen erwartet haben, daß der weiße Mann nach einem Jahr wieder anfangen würde zu plündern. Das Beutemachen der Company mag dir nach deutschen Begriffen komisch vorkommen, ich muß aber die Company hierin entschieden vertheidigen. Es ist ganz verfehlt, diese schwarzen Teufel nachsichtig zu behandeln, nur die rücksichtsloseste Strenge kann diese Bestien im Zaume halten. Der weiße Mann hatte leider den Fehler, nicht stark genug, zu sein, das erbeutete Vieh zu behaupten und die Amandebele müssen auch dieser Ansicht gewesen sein, und das mag teilweise den Aufstand verursacht haben. Nebenbei gesagt, ich habe auch meinen Anteil von dem Vieh bekommen. 3. Die Company bestrafte Verbrechen der Eingeborenen nach den Gesetzen der Kapkolonie; nun sind diese Gesetze ja recht gut und schön für anständige Leute, aber doch nicht strenge genug für schwarze Tiere. Was macht sich so ein Heide daraus, wenn er mal eingesperrt wird und etwas auf den Rücken bekommt, Ehrgefühl hat doch so ein schwitzender, stinkriger, grinsender Teufel nicht. Unter ihrem eigenen König Ben Gula kannte der Matabele nur eine Form von Strafe, und das war der Tod. Glaube mir, der alte Ben Gula kannte seine Pappenheimer und wußte mit ihnen umzuspringen! Die Gesetze der Company waren zu milde, und die Amandebele glaubten darin eine Schwäche des weißen Mannes zu sehen — dies hat auch wohl viel zum Aufstande beigetragen. 4. Bis Dezember 1895 waren 500 berittene Grenzpolizisten über den bewohnten Teil des Matabelelandes stationiert. Dr. Jameson nahm seine Leute hinweg und machte den bekannten Einfall in das Transvaal, das Resultat wurde unter den Amandebele bekannt und gab ihnen Courage, ihre mörderischen Absichten auszuführen. 5. Wie nun die Rinderpest ausbrach, hätte die Company die Häuptlinge zu einer Versammlung einladen und den Leuten erklären sollen, daß, um die Verbreituug der Pest zu verhindern, es das einzige Mittel sei, das Vieh in den angesteckten Gegenden zu töten. Statt dessen wurde viel Vieh der Amandebele erschossen ohne vorherige Warnung. Diese Handlung der Company mag auch wohl den Ausbruch der Revolution beschleunigt haben. 6. Wir Weißen zwangen die Amandebele für uns zu arbeiten gegen eine monatliche Bezahlung von 10 Mk.; dies gefiel den faulen Halunken auch nicht, die doch bisher nur der Jagd und von Raubzügen der benachbarten Völkerstämme lebten, auch gaben wir den Sklaven dieser Tyrannen die Freiheit. 7. Die Amandabelemädchen, wenn jung, sind verführerisch schön und elegant gebaut und haben ein sehr einnehmendes Wesen, obgleich etwas scheu und stolz. Viele Weiße in Buluwayo und fast jeder weiße Mann, der außerhalb der Stadt ein einsames Leben führte, nahm sich nun so einige Mädchen zu Frauen. Diese Mädchen gaben sich auch dem weißen Sieger willig hin und höhnten den schwarzen Mann als „Hunde der Weißen“ und wollten in vielen *Fällen absolut nichts* mehr mit den Männern ihrer eigenen Rasse zu *thun haben.* Solche Verachtung der Weiber hat diese kriegerischen

Männer unaussprechlich gereizt. Ich gehöre zu den „Scouts" und hoffe noch imstande zu sein, der Regierung gute Dienste zu leisten."

Hiernach scheint jetzt schon festzustehen, daß die Chartered Company selbst an dem Ausbruch des Aufstandes nicht unschuldig ist. Dadurch hat sie aufs neue sich sehr blos gestellt, nachdem ihre Beziehungen zum „Jameson-Ritt" außer aller Frage stehen. Wie sehr sie durch ihre ersten Beamten, besonders durch Cecil Rhodes daran beteiligt gewesen ist, zeigt das Urteil, welches ein zur Untersuchung der Frage, ob die Kapkolonie in die Vorbereitungen zum Einfall Jamesons in Transvaal verwickelt gewesen ist, eingesetztes Komitee dem Kapparlament unterbreitet hat, u. welches nach der „Frankf. Ztg." folgendermaßen lautet:

„1. Das Komitee ist der Ansicht, daß kein Mitglied der kapkolonialen Regierung, ausgenommen der damalige Premierminister Herr Cecil Rhodes, auf den wir hernach zurückkommen werden, Teil hatte am Komplott gegen die Südafrikanische Republik oder auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte. 2. Das Komitee fühlt sich befriedigt, feststellen zu können, daß außer einem untergeordneten Beamten, der erst kürzlich in den Regierungsdienst getreten ist, kein Angestellter der kapkolonialen Behörden der Pflichtverletzung geziehen werden kann. 3. Nach sorgsamer Untersuchung hat sich als sicher herausgestellt, daß kein Beamter des Zolldepartemens sich bei der ungesetzlichen Einführung von Waffen und Munition für Kriegszwecke in Transvaal bestechen ließ. Wenngleich zu jener Zeit größere Quantitäten Waffen, Munition and Ausrüstungsgegenstände durch die kapkolonialen Eisenbahnen nach Transvaal in ungesetzlicher Art und Weise transportiert worden, so trifft hierbei keinen Angestellten der Eisenbahnen irgend ein Vorwuf. 4. Das Komitee ist überzeugt, daß vor dem Einfalle die Schuppen und Vorratshäuser der de Beers Consolidated Mines in Kimberley benutzt wurden, um Waffen und Munition, die für den Einfall, resp. den Johannesburger Aufstand bestimmt waren, zu verbergen und weiterzubefördern, und auch, daß elf Männer von Kimberley nach Johannesburg gesandt und nachher in ihren Stellungen bei genannter Gesellschaft belassen wurden. Der Beweis ist deutlich erbracht und läßt in diesem Punkt keine Entschuldigungen zu. Die Direktoren am Orte erklären auf das Bestimmteste, daß sie von der ganzen Affaire nichts gewußt haben und man kann ihnen nur Nachlässigkeit zur Last legen, die allerdings, wenn man die lange Zeit, während welcher genannte Transactionen stattfanden, eine sehr ausgeprägte gewesen sein muß. Es ist nicht denkbar, daß ein solches Handeln erlaubt gewesen wäre ohne Kenntniß des Präsidenten und obersten Hauptes der Gesellschaft, ohne Cecil Rhodes. 5. Was die Chartered Company anbelangt, so findet das Komitee, daß die besten Beamten in Kapstadt von dem geplanten Complott etwas wußten, oder wissen konnten. Zwei der Direktoren Herr Beit und Herr Cecil Rhodes waren im Verein mit dem Administrator Dr. Jameson und Dr. Harris dem südafrikanischen Sekretär der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft

thätig als Urheber und Vollführer der ganzen Bewegung und sie waren vom ersten bis zum letzten Augenblick auf dem Laufenden über alles was geschah. Herr Rhodes besuchte Kapstadt am Montag (27. Januar) nicht, fand es auch nicht ratsam, seinen Kollegen im Ministerium von dem Einfall Mitteilungen zu machen. Die einzige von Kapstadt abgesandte Botschaft, um Jameson anzuhalten, war die des englischen Oberkommissärs, um 12 Uhr Mittags des 30. Dezember, die ebenso wie diejenige des britischen Agenten in Pretoria unbeachtet blieben. 6. Zum Schlusse drückt das Komitee sein tiefes Bedauern darüber aus, daß Herr Rhodes nicht persönlich gegenwärtig war, um dem Komitee seine eigene Version der Vorgänge zu geben, über welche zu berichten, seine Aufgabe ist. Wir werden hierdurch und durch die aus unserem gesammelten Material erhaltenen Beweise immer mehr zur Ueberzeugung gedrängt, daß der Anteil, den er an den Vorbereitungen, welche zum Einfall führten, nahm, sich nicht in Einklang bringen läßt mit seinen Pflichten als Premierminister der Kapkolonie."

Verschiedenes.

Hungersnot auf den Berliner Missions-Stationen in Süd-Afrika. Wir halten es für unsere Pflicht, unsere lieben Freunde auf die unseren südafrikanischen Missionsstationen drohende Hungersnot, mit der dringenden Bitte um Gaben barmherziger Liebe, aufmerksam zu machen. Seit Monaten bringen die Tagebücher unserer Missionare geradezu erschütternde Nachrichten über die Verheerung, welche durch die Dürre und zumeist durch die furchtbare Heuschreckenplage auf fast allen unseren Missionsplätzen Süd-Afrikas, nach Gottes wunderbarer Fügung, angerichtet ist. Wir beugen uns unter des HErrn Hand, daß Er unsere lieben Brüder und Schwestern, die etwa 28000 Getauften, die Heiden, welche in der Nähe der Station wohnen und von dem Schall des Wortes erreicht werden, in der drohenden Not väterlich versorgen wird. Die Sorge hat er uns verboten, aber die Fürsorge hat er uns befohlen. Darum dürfen wir nicht einen Augenblick zögern, den lieben Missionsfreunden in der Heimat auch auf diesem Wege die dringende Bitte auszusprechen, uns mit besonderen Gaben der Liebe zu unterstützen. Wir heben hervor, daß Nord-Transvaal außerdem schwer heimgesucht ist durch die Rinderpest, über deren Ausdehnung uns noch die genauen Nachrichten fehlen. Der Missionar Schlömann aus Malokon, Nord-Transvaal, schreibt über die gegenwärtige Not folgendes: „Wir leben in schwerer Zeit. Die Lebensmittel sind in kurzer Zeit um die Hälfte und mehr in die Höhe gegangen, weil die Heuschrecken und die Dürre eine völlige Mißernte herbeigeführt haben. Und wenn nun auch unser Vieh von der Rinderpest hingerafft wird! Da wird auch mancher Missionar in eine sehr schwierige Lage kommen. Aber noch schlimmer als uns geht es in vielen Gegenden den armen Schwarzen, z. B. bei Blauberg und Pasompe. Schon jetzt, in der Erntezeit, leiden diese Leute wirklich Hungersnot. In der Zukunft, d. h. sechs Monate später, wird der Hungertyphus zahlreiche Opfer fordern. — Gestern kam ein ganzer Zug Männer, Frauen und Kinder von Pasompe, ausgehungert und kraftlos, hier an, um hier Korn zu suchen, wie einst Jakobs Söhne in Aegypten. Sie werden enttäuscht nach Hause zurückkehren. *Darf ich die Bitte aussprechen*, mir für diese Leute eine Gabe zu spenden? Das *wäre ein wirkliches* Werk der Barmherzigkeit!"

Von den Gaben der Liebe, welche uns infolge früherer Aufforderung durch die Missionsberichte zugegangen sind, haben wir kaum so viel übrig, um dem schweren Notstand an einer Station vorübergehend abzuhelfen. Für die weitere Hilfe und Fürbitte sind wir auf besondere Gaben der werten Christenheit angewiesen. Lasset uns Gutes thun allenthalben, zumeist aber an des Glaubens Genossen! Alle herzlichst erbetenen Missionsliebesgaben bitte ich unter unserer Adresse zu schicken: Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden (Berlin I).

Berlin, Missionshaus, Georgenkirchstr. 70.

M. Gensichen, Missionsdirektor.

Sklavenhandel in Marokko. Während Europa bestrebt ist, den Sklavenhandel selbst im Innersten von Afrika zu unterdrücken, hat es nie die geringste Anstrengung gemacht, demselben entgegen zu treten, wo er ihm am nächsten vor Augen liegt. In Marokko ist der Sklavenhandel frei, gesetzlich erlaubt, die Sklavenmärkte werden offen abgehalten, wie andere Märkte. Es ist bekannt, daß auch in der Türkei und in Nordafrika von Aegypten bis nach Algerien hin, dieses eingeschlossen, Sklaven gekauft und verkauft werden; aber der Sklavenhandel ist hier doch gesetzlich verboten und der Handel muß im Geheimen betrieben werden, während er in Marokko das Tageslicht nicht zu scheuen braucht. Ein Engländer Namens G. Herbert Philipps ist soeben von einer Reise nach Marokko zurückgekehrt. Er hat nicht nur die Küstenstädte besucht, und die großen Städte Fes, Mekines und Marokko, sondern ist bis zum Wadi Sus vorgedrungen und bis zum Gebiete des räuberischen Stammes der Beni Hassan. In Fes wohnte Mr. Philipps einem Sklavenmarkte bei. Es waren auf demselben acht Frauen und zwei Mädchen zum Verkauf gestellt, alle Eingeborene aus dem Sudan, die die lange Reise durch die Wüste Sahara hatten durchmachen müssen, ehe sie Marokko erreichten. Der Verkauf war auktionsmäßig, einer bot mehr als der andere und dem Meistbietenden wurde die „Waare" zugeschlagen. Zuerst wurde eine etwa 22jährige Frau verauktioniert, die einen Preis von etwa 200 Mark erzielte; darauf kam ein zehnjähriges Mädchen an die Reihe, das für 220 Mark losgeschlagen wurde. Mr. Philipps wurde von dem Handel so angeekelt, daß er demselben nicht mehr zusehen konnte, sondern den Ort der Menschen-Auktion verließ, nachdem die beiden Opfer ihre Herren gefunden hatten. „Kreuz-Zeitung."

Mit dem Dampfer „Teneriffe" sind diese Woche mehrere amerikanische **presbyterianische Missionare** von Britisch-Westafrika und dem Congo in Liverpool eingetroffen. Einer derselben ist Dr. Snyder. Dieser ist 4 Jahre lang im Kongogebiet thätig gewesen. Er ist über 1000 englische Meilen weit in das Innere des Landes gedrungen. Er behauptet, einen neuen See entdeckt zu haben. Auf seiner Reise hielt er sich stets an den Kongo, bis er einen Luabo genannten Ort erreichte. Nach dreitägiger Reise von da stieß Dr. Snyder auf einen großen See, dessen Dasein bisher völlig unbekannt gewesen ist. Seinen Ausfluß konnte Dr. Snyder nicht entdecken, obgleich er eine ziemlich lange Zeit an dem See weilte. Der See muß groß sein, da man das gegenüberliegende Ufer mit dem bloßen Auge nicht entdecken konnte. Dr. Snyder hat viele Gegenden besucht, wo noch kein Weißer seinen Fuß hingesetzt hat. Er war auf der Reise von seiner Frau begleitet. Diese starb auf dem Rückwege in Leopoldville. Der amerikanische Missionar hat viele seltene Käfer und andere Insekten mitgebracht. Viele davon sind in Europa unbekannt. Ein Käfer ist 18 Zoll lang. Luabo am oberen Kongo hat mehrere Tausend Einwohner. Zur Zeit, wo Dr. Snyder am oberen Kongo war, kamen mehrere kleine Aufstände der Eingeborenen gegen die belgische Herrschaft vor. Dr. Snyder mußte mehrere Tage sein Haus in Luabo verbarrikadieren.

Eine neue Durchquerung Afrikas von Ost nach West. Als im vorigen Jahre aus Ibea (Imperial British East Africa) die gänzliche Vernichtung einer Karawane gemeldet wurde, hieß es, daß einige Franzosen dem Tode entgangen seien. Von der Anwesenheit einer französischen Expedition in Britisch-Ostafrika war nichts bekannt gewesen, und die Nachricht sollte sich auf eine Jagd-

gesellschaft beziehen. In Wahrheit aber handelt es sich um eine vom französisch Ministerium des öffentlichen Unterrichtes ausgesandte Expedition unter Her Versepuy, deren besondere Aufgaben nicht angegeben werden. Außer dem Ha nahmen an derselben noch Baron de Romans und Herr Sporck Theil, der letz als Zeichner. Die Expedition verließ Sansibar am 6. Juli 1895 mit ei Karawane von 150 Mann, betrat das deutsche Gebiet, besuchte die Umgebung d Dschipe-Sees, bereiste den nördlichen Abhang des Kilimandscharo und trat englisches Gebiet über. Die Absicht der Reisenden, bis zum Kenia-Gebirge u dem Rudolf-See vorzudringen, konnte nicht ausgeführt werden, weil die feindli Haltung der Wakamba und Massai sie daran hinderte. Am 26. November 18 wurde im Thale von Kedong, 40 Kilometer von Kikuju entfernt, eine Karaw von den Eingeborenen vollständig niedergemetzelt. Am folgenden Tage versuch die Herren Versepuy und de Romans, gestützt auf 60 Flinten, den Durchgang erzwingen. Sie wurden von den Massai angegriffen, wobei ein Schottländ Namens Dick, an der Seite Versepuys und de Romans getödtet wurde. D letzteren verdankten ihre Rettung einzig ihren schnellfeuernden Gewehren. D Massai zogen sich zurück, nachdem sie 85 Mann tot auf dem Schlachtfel hatten liegen lassen und die Expedition konnte nach Kikuju zurückkehren. Ein Tage darauf baten die Massai um Frieden. Von ihrem Ziele Kenia und R dolph-See abgelenkt, drang die Expedition Versepuy nun gegen den Viktoria-S vor, überschritt am 19. Januar 1896 den Nil und erreichte Mengo, die Hau stadt von Uganda. Der Zweck der Expedition war nun, den Lauf des Ka zu erforschen. Sie drang zum Albert-Edward-See vor und wurde, nachdem Katwe (Fort George), das an diesem See liegt, verlassen hatte, von feindsel Eingeborenen angegriffen. In dem sich entspinnenden heftigen Kampfe wurd 167 Eingeborene getödtet. Welchen Weg die Expedition darauf eingeschlagen h ist noch nicht bekannt, jedenfalls aber hat auch sie den großen Aequatorialwal durchzogen. Die Expedition, deren Mitglieder gesund in San Thome eingetro sind, hat fast genau ein Jahr für die Reise von der Ostküste nach der Westkü gebraucht. Leider hat auch diese „friedliche" Expedition viele Menschenleben kostet, in den beiden Hauptkämpfen allein 252 Mann. Der Führer der Expedi ist inzwischen in Frankreich angekommen. Er ist vom Fieber so sehr geschwäch daß man nicht ohne Besorgnis ist, ob er nicht ein Opfer seiner Strapazen wird."

Theodor Christaller, Reichsschul-Oberlehrer in Kamerun †

Neuesten Meldungen aus Kamerun zufolge ist der Oberlehrer Th. Christall daselbst gestorben. Im Jahre 1887 errichtete er im Auftrage des Auswärtig Amtes die erste deutsche Schule in den Kolonieen zu Bona-Mandone in Kamer Später wurde noch eine zweite Regierungsschule zu Bona-Ebela errichtet. T Christaller war wiederholt in Deutschland auf Urlaub, so zuletzt bis gegen En des vorigen Jahres. Er hat auch eine Dualla-Fibel herausgegeben und ei Grammatik der Dualla-Sprache, das einzige Buch in deutscher Sprache zur Er lernung dieser Hauptsprache Kameruns. So hat ein tragisches Geschick in nic mehr als einem halben Jahre drei Mitglieder der Christaller'schen Familie dah gerafft, die mit Afrika und den deutschen Kolonieen verbunden waren. Wen Tage vor Weihnachten des vorigen Jahres starb in Stuttgart plötzlich noch i mitten großer Pläne für die Zukunft der frühere Missionar und Erforsch afrikanischer Sprachen J. G. Christaller. Nicht viele Monate später erlag Togo dem Klima der Lehrer an der Regierungsschule zu Aneho (Klein Pop Koebele, nachdem er sich kurz vorher mit der jüngsten Tochter Christallers v heirathet hatte. Der jetzt verstorbene Oberlehrer Christaller war ein Sohn d Sprachforschers.

---

*) Inzwischen ist bereits die Nachricht von seinem Tode eingetroffen.

Von den Gaben der Liebe, welche uns infolge früherer Aufforderung durch die Missionsberichte zugegangen sind, haben wir kaum so viel übrig, um dem schweren Notstand an einer Station vorübergehend abzuhelfen. Für die weitere Hilfe und Fürbitte sind wir auf besondere Gaben der werten Christenheit angewiesen. Lasset uns Gutes thun allenthalben, zumeist aber an des Glaubens Genossen! Alle herzlichst erbetenen Missionsliebesgaben bitte ich unter unserer Adresse zu schicken: Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden (Berlin I).

Berlin, Missionshaus, Georgenkirchstr. 70.

M. Gensichen, Missionsdirektor.

Sklavenhandel in Marokko. Während Europa bestrebt ist, den Sklavenhandel selbst im Innersten von Afrika zu unterdrücken, hat es nie die geringste Anstrengung gemacht, demselben entgegen zu treten, wo er ihm am nächsten vor Augen liegt. In Marokko ist der Sklavenhandel frei, gesetzlich erlaubt, die Sklavenmärkte werden offen abgehalten, wie andere Märkte. Es ist bekannt, daß auch in der Türkei und in Nordafrika von Aegypten bis nach Algerien hin, dieses eingeschlossen, Sklaven gekauft und verkauft werden; aber der Sklavenhandel ist hier doch gesetzlich verboten und der Handel muß im Geheimen betrieben werden, während er in Marokko das Tageslicht nicht zu scheuen braucht. Ein Engländer Namens G. Herbert Philipps ist soeben von einer Reise nach Marokko zurückgekehrt. Er hat nicht nur die Küstenstädte besucht, und die großen Städte Fes, Mekines und Marokko, sondern ist bis zum Wadi Sus vorgedrungen und bis zum Gebiete des räuberischen Stammes der Beni Hassan. In Fes wohnte Mr. Philipps einem Sklavenmarkte bei. Es waren auf demselben acht Frauen und zwei Mädchen zum Verkauf gestellt, alle Eingeborene aus dem Sudan, die die lange Reise durch die Wüste Sahara hatten durchmachen müssen, ehe sie Maroko erreichten. Der Verkauf war auktionsmäßig, einer bot mehr als der andere und dem Meistbietenden wurde die „Waare" zugeschlagen. Zuerst wurde eine etwa 22jährige Frau verauktioniert, die einen Preis von etwa 200 Mark erzielte; darauf kam ein zehnjähriges Mädchen an die Reihe, das für 220 Mark losgeschlagen wurde. Mr. Philipps wurde von dem Handel so angeekelt, daß er demselben nicht mehr zusehen konnte, sondern den Ort der Menschen-Auktion verließ, nachdem die beiden Opfer ihre Herren gefunden hatten. „Kreuz-Zeitung."

Mit dem Dampfer „Teneriffe" sind diese Woche mehrere amerikanische **presbyterianische Missionare** von Britisch-Westafrika und dem Congo in Liverpool eingetroffen. Einer derselben ist Dr. Snyder. Dieser ist 4 Jahre lang im Kongogebiet thätig gewesen. Er ist über 1000 englische Meilen weit in das Innere des Landes gedrungen. Er behauptet, einen neuen See entdeckt zu haben. Auf seiner Reise hielt er sich stets an den Kongo, bis er einen Luabo genannten Ort erreichte. Nach dreitägiger Reise von da stieß Dr. Snyder auf einen großen See, dessen Dasein bisher völlig unbekannt gewesen ist. Seinen Ausfluß konnte Dr. Synder nicht entdecken, obgleich er eine ziemlich lange Zeit an dem See weilte. Der See muß groß sein, da man das gegenüberliegende Ufer mit dem bloßen Auge nicht entdecken konnte. Dr. Snyder hat viele Gegenden besucht, wo noch kein Weißer seinen Fuß hingesetzt hat. Er war auf der Reise von seiner Frau begleitet. Diese starb auf dem Rückwege in Leopoldville. Der amerikanische Missionar hat viele seltene Käfer und andere Insekten mitgebracht. Viele davon sind in Europa unbekannt. Ein Käfer ist 18 Zoll lang. Luabo am oberen Kongo hat mehrere Tausend Einwohner. Zur Zeit, wo Dr. Snyder am oberen Kongo war, kamen mehrere kleine Aufstände der Eingeborenen gegen die belgische Herrschaft vor. Dr. Snyder mußte mehrere Tage sein Haus in Luabo verbarrikadieren.

Eine neue Durchquerung Afrikas von Ost nach West. Als im vorigen Jahre aus Zbea (Imperial British East Africa) die gänzliche Vernichtung einer Karawane gemeldet wurde, hieß es, daß einige Franzosen dem Tode entgangen seien. Von der Anwesenheit einer französischen Expedition in Britisch-Ostafrika war nichts bekannt gewesen, und die Nachricht sollte sich auf eine Jagd-

gesellschaft beziehen. In Wahrheit aber handelt es sich um eine vom französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichtes ausgesandte Expedition unter Herrn Versepuy, deren besondere Aufgaben nicht angegeben werden. Außer dem Leiter nahmen an derselben noch Baron de Romans und Herr Sporck Theil, der letztere als Zeichner. Die Expedition verließ Sansibar am 6. Juli 1895 mit einer Karawane von 150 Mann, betrat das deutsche Gebiet, besuchte die Umgebung des Dschipe-Sees, bereiste den nördlichen Abhang des Kilimandscharo und trat auf englisches Gebiet über. Die Absicht der Reisenden, bis zum Kenia-Gebirge und dem Rudolf-See vorzudringen, konnte nicht ausgeführt werden, weil die feindliche Haltung der Wakamba und Massai sie daran hinderte. Am 26. November 1895 wurde im Thale von Kedong, 40 Kilometer von Kikuju entfernt, eine Karawane von den Eingeborenen vollständig niedergemetzelt. Am folgenden Tage versuchten die Herren Versepuy und de Romans, gestützt auf 60 Flinten, den Durchgang zu erzwingen. Sie wurden von den Massai angegriffen, wobei ein Schottländer, Namens Dick, an der Seite Versepuys und de Romans getödtet wurde. Die letzteren verdankten ihre Rettung einzig ihren schnellfeuernden Gewehren. Die Massai zogen sich zurück, nachdem sie 85 Mann tot auf dem Schlachtfelde hatten liegen lassen und die Expedition konnte nach Kikuju zurückkehren. Einige Tage darauf baten die Massai um Frieden. Von ihrem Ziele Kenia und Rudolph-See abgelenkt, drang die Expedition Versepuy nun gegen den Viktoria-See vor, überschritt am 19. Januar 1896 den Nil und erreichte Mengo, die Hauptstadt von Uganda. Der Zweck der Expedition war nun, den Lauf des Kongo zu erforschen. Sie drang zum Albert-Edward-See vor und wurde, nachdem sie Katwe (Fort George), das an diesem See liegt, verlassen hatte, von feindseligen Eingeborenen angegriffen. In dem sich entspinnenden heftigen Kampfe wurden 167 Eingeborene getödtet. Welchen Weg die Expedition darauf eingeschlagen hat, ist noch nicht bekannt, jedenfalls aber hat auch sie den großen Aequatorialwald durchzogen. Die Expedition, deren Mitglieder gesund in San Thome eingetroffen sind, hat fast genau ein Jahr für die Reise von der Ostküste nach der Westküste gebraucht. Leider hat auch diese „friedliche" Expedition viele Menschenleben gekostet, in den beiden Hauptkämpfen allein 252 Mann. Der Führer der Expedition ist inzwischen in Frankreich angekommen. Er ist vom Fieber so sehr geschwächt, daß man nicht ohne Besorgnis ist, ob er nicht ein Opfer seiner Strapazen wird.*)

Theodor Christaller, Reichsschul-Oberlehrer in Kamerun †. Neuesten Meldungen aus Kamerun zufolge ist der Oberlehrer Th. Christaller daselbst gestorben. Im Jahre 1887 errichtete er im Auftrage des Auswärtigen Amtes die erste deutsche Schule in den Kolonieen zu Bona-Mandone in Kamerun. Später wurde noch eine zweite Regierungsschule zu Bona-Ebela errichtet. Th. Christaller war wiederholt in Deutschland auf Urlaub, so zuletzt bis gegen Ende des vorigen Jahres. Er hat auch eine Dualla-Fibel herausgegeben und eine Grammatik der Dualla-Sprache, das einzige Buch in deutscher Sprache zur Erlernung dieser Hauptsprache Kameruns. So hat ein tragisches Geschick in wenig mehr als einem halben Jahre drei Mitglieder der Christaller'schen Familie dahin gerafft, die mit Afrika und den deutschen Kolonieen verbunden waren. Wenige Tage vor Weihnachten des vorigen Jahres starb in Stuttgart plötzlich noch inmitten großer Pläne für die Zukunft der frühere Missionar und Erforscher afrikanischer Sprachen J. G. Christaller. Nicht viele Monate später erlag in Togo dem Klima der Lehrer an der Regierungsschule zu Aneho (Klein Popo), Roebele, nachdem er sich kurz vorher mit der jüngsten Tochter Christallers verheirathet hatte. Der jetzt verstorbene Oberlehrer Christaller war ein Sohn des Sprachforschers.

*) Inzwischen ist bereits die Nachricht von seinem Tode eingetroffen.

Dankenswerte Verfügungen.

(Nach dem „Deutschen Kolonialblatt".)

1) Die Prozesse Leist und Wehlan haben auf Grund einer kaiserlichen Verordnung eine Verfügung des Reichskanzlers hervorgerufen, welche geeignet ist, solche Vorkommnisse, wie jene beiden Beamten sie sich haben zu schulden kommen lassen, zu verhüten. Sollten sie dennoch sich wiederholen, so wird man auf grund dieser Verfügung den Missethätern leichter beikommen können, als bisher. Aus dem Inhalt derselben, den wir unten anführen, heben wir besonders hervor, daß die Anwendung der Prügelstrafe bei Frauen schlechthin verboten und das Recht, die Todesstrafe endgiltig zu verhängen, prinzipiell dem Gouverneur bezw. Landeshauptmann vorbehalten ist. Damit sehen wir 2 Forderungen erfüllt, welche wir im Namen des Evangelischen Afrika-Vereins wiederholt gestellt haben. Die „Verfügung des Reichskanzlers wegen Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und der Disziplinargewalt gegenüber den Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten von Ostafrika, Kamerun und Togo" ist datiert vom 22. April 1896. Es wird die Strafgerichtsbarkeit und das Strafverfahren über die farbige Bevölkerung vom Gouverneur ausgeübt. In den Bezirksämtern tritt an dessen Stelle der Bezirksamtmann. Die zulässigen Strafen sind: körperliche Züchtigung (Prügelstrafe, Rutenstrafe), Geldstrafen, Gefängnis mit Zwangsarbeit, Kettenhaft, Todesstrafe. Gegen Araber und Inder sowie gegen Frauen irgend welchen Alters ist die Anwendung körperlicher Züchtigung ausgeschlossen. Gegen männliche Personen unter 16 Jahren darf nur auf Rutenstrafe erkannt werden. Bei jedem Vollzug der Prügelstrafe darf die Zahl von 25 Schlägen, bei dem Vollzug der Rutenstrafe, die mit einer leichten Rute oder Gerte vollstreckt wird, die Zahl von 20 Schlägen nicht überschritten werden. Vor der Vollstreckung, der ein Europäer beiwohnen muß, ist der zu Bestrafende auf seinen körperlichen Zustand zu untersuchen. Die Verhängung der Todesstrafe steht einzig und allein dem Gouverneur zu. In Fällen, wo der Bezirksamtmann auf solche erkannt hat, ist sofort dem Gouverneur unter Einsendung des Aktenmaterials Bericht zu erstatten. Kann auf den im Innern belegenen Stationen oder bei den dort befindlichen amtlichen Expeditionen, auf denen an Stelle des Bezirksamtmanss der Stationsvorsteher bezw. Expeditionsführer tritt, im Falle eines Aufruhrs oder in einem sonstigen Notstande aus zwingenden Gründen dies Verfahren nicht eingehalten werden, erscheint vielmehr eine sofortige Vollstreckung der Todesstrafe an einem Eingeborenen erforderlich, so ist von dem Stationsvorsteher bezw. Expeditionsführer gegen den Angeschuldigten thunlichst unter Hinzuziehung von mindestens 2 Beisitzern ein summarisches Verfahren einzuleiten und das über die *stattgefundenen* Verhandlungen aufzunehmende Pro-

tokoll, sowie das gefällte Urteil nebst Gründen nachträglich dem Gouverneur mit Bericht einzureichen. Zu Strafverhandlungen soll der Wali oder Jumbe hinzugezogen werden. Bei schweren Verbrechen hat der Bezirksamtmann mehrere angesehene Eingeborene hinzuzuziehen. Eingeborene, welche in einem Dienstverhältnis oder Arbeitsvertragsverhältnis stehen, können auf Antrag der Dienst- oder Arbeitgeber wegen fortgesetzter Pflichtverletzung und Trägheit, wegen Widersetzlichkeit oder unbegründeten Verlassens ihrer Dienst- oder Arbeitsstellen, sowie wegen sonstiger erheblicher Verletzungen des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses disziplinarisch von dem mit Ausübung der Strafgerichtsbarkeit betrauten Beamten mit körperlicher Züchtigung und in Verbindung mit dieser Strafe oder allein mit Kettenhaft nicht über 14 Tage bestraft werden.

Diese Verfügung ist eine Ergänzung zu einer bereits am 27. Februar erlassenen, welche lautet: „In dem Gerichtsverfahren über Eingeborene sind zur Herbeiführung von Geständnissen und Aussagen andere als die in den deutschen Prozeßordnungen zugelassenen Maßnahmen untersagt. Ingleichen ist die Verhängung von außerordentlichen Strafen, insbesondere von Verdachtsstrafen verboten." Bekanntlich hat der Umstand, daß eine Bestimmung dieses Inhaltes fehlte, es veranlaßt, daß Wehlan so unverhältnismäßig gelinde bestraft werden konnte.

2) Runderlaß an sämtliche Gouvernements und Landeshauptmannschaften, betreffend **Einhaltung der Sonntagsruhe.** — Seitens hiesiger Missionskreise ist angeregt worden, daß in unseren Schutzgebieten strengere Bestimmungen wegen Einhaltung der Sonntagsruhe erlassen werden sollten. Zur Begründung wurde insbesondere auch angeführt, daß es namentlich an solchen Orten, wo Missionsniederlassungen bestehen, das Missionswerk störe, wenn im Gegensatz zu der bei den Angehörigen und Zöglingen der Mission üblichen Sonntagsfeier und Sonntagsruhe lärmende Arbeiten für das Gouvernement oder Private vorgenommen werden.

Es ist anzunehmen, daß ein einfacher Hinweis auf Vorstehendes genügen wird, um die Bezirksamtleute, Stationsvorsteher und sonstige mit der Verwaltung betraute Beamte des dortigen Schutzgebietes zu veranlassen, an Sonn- und Feiertagen auf eine Unterlassung solcher Arbeiten hinzuwirken, welche nicht aus zwingenden Gründen unaufschiebbar sind.

3) Eine Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika verbietet die **Anwerbung von Arbeitern** in Deutsch-Ostafrika zum Zwecke der Ausfuhr derselben nach fremden Gebieten.

4) Zur Regelung des **Trägerwesens** besteht in Deutsch-Ostafrika die Vorschrift, daß jeder Karawanenführer zu seiner Reise in's Innere oder aus dem Innern einer Erlaubnis des betreffenden Bezirksamtmanns oder Stationschefs bedarf. Diese Erlaubnis wird *unter Aufnahme* einer Reiseroute, einer namentlichen Aufzählung der *mitgeführten* Träger schriftlich ausgestellt. Auf jeder berührten

Innen- oder Küstenstation hat der Karawanenführer sich beim Chef zu melden und dieser das Vorhandensein der Träger oder den Verbleib der fehlenden zu kontrolieren, sowie eventuelle Klagen entgegenzunehmen. Die vom Hauptmagazin ausgehenden Karawanen werden in gleicher Weise mit genauer Trägerliste abgefertigt.

Durch diese Vorschrift soll dem Uebelstande vorgebeugt werden, daß unter dem Karawanen-Personal Sklaven mitgeführt werden, was bekanntlich bis in die jüngste Zeit hinein vielfach geschehen ist.

Litterarisches.

Die Wißmann-Expedition von **M. Prager, Kapitän.** Leipzig. Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber). 1896. Preis?

Der Verfasser, der die Werft erbaut hat, auf der der jetzt auf dem Njassa stationierte, seine Aufgabe zur Zierde und Ehre der deutschen Flagge in hervorragendem Maße erfüllende Dampfer „Hermann und Wißmann" montiert ist, läßt uns einen interessanten Blick thun in die schier unsäglichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis der Dampfer auf den Njassa anlangte. In der That, daß das Werk so schnell und so glücklich zu Ende geführt ist, ist ein neuer Beweis deutschen Fleißes, deutscher Tüchtigkeit und deutscher Ausdauer. Kapitän Prager braucht gewiß nicht mit dem Dank zufrieden zu sein, den das Bewußtsein giebt, „in jeder Lage getreu seine so schwere Pflicht gethan zu haben," keiner der seine Beschreibung liest, wird die Anerkennung für das, was er geleistet hat, ihm versagen. Der interessante und zum Teil spannende Inhalt des Buches hilft über seine oft mangelhafte Form hinweg. —er.

Im gleichen Verlage erschien:

Dr. F. C. Andreas. Die Babi's in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigener Anschauung dargestellt. — Preis 1 Mk.

Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus von Petrus Venerabilis. In's Deutsche übersetzt von **Joh. Thomä.** — Preis 2 Mk.

Wohltmann, Prof. Dr. F., Bonn-Poppelsdorf. **„Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft."** Drei Reiseberichte. Mit 12 Voll-Illustrationen, 2 geographischen Karten und 2 Plänen. Berlin. F. Telge, Verlagsbuchhandlung für Landwirtschaft. 1896. Preis elegant broschiert 2 Mk.

Auf grund einer Studienreise, die er zu Anfang dss. Jahres nach Kamerun gemacht hat, nachdem er bereits früher, 1888/89 dort gewesen war, legt der Verfasser in dieser gut ausgestatteten Broschüre seine Ansichten über die Rentabilität des Plantagenbaues in diesem Schutzgebiete dar. Das Klima und der Boden berechtigen, wie die bisher angestellten Versuche das vollauf bestätigen, nach des Verfassers Ausführungen zu den größten Hoffnungen. Außerdem aber führt er einen anderen gewichtigen Grund an für die Notwendigkeit, den Plantagenbau in größerem Umfange als bisher in Angriff zu nehmen. Nach seinen Beobachtungen „ist der Handel zur Zeit im Kamerungebiete in Stagnation oder gar im Rückgang begriffen. Die Gummigewinnung ist erheblich zurückgegangen, der Elfenbeinhandel hat gleichfalls seine reichsten Tage hinter sich, und nur Palmkerne, Palmöl und Ebenholz haben noch ihre frühere Bedeutung erhalten und werden dieses auch in

Zukunft thun. Wenn aber nicht andere Exportartikel für die aufgeführten Ausfälle eintreten, dann wird die Kolonie zurückgehen. Ein kleiner Fortschritt des Handels kann zwar noch erzielt werden, wenn das Hinterland in geeigneter Weise aufgeschlossen und durch Verkehrswege mit der Küste verbunden wird, ehe die Engländer und Franzosen alle Produkte über die Grenze in ihren Bereich abgelenkt haben; aber das kostet viel Geschick, Energie und Geld, woran es uns in unseren Kolonien nur zu oft fehlt, und obendrein auch Zeit. Viel schneller und sicherer kommen wir zur Hebung Kameruns, wenn der Plantagenbau am Gebirge auf's eifrigste gefördert wird. Im Plantagenbau liegt die Zukunft Kameruns."

Wer überhaupt mit unseren Kolonien sich beschäftigt und ein Urteil über ihren Wert für unser Vaterland gewinnen will, muß von den in der Schrift gegebenen 3 Reiseberichten Kenntnis nehmen. Der Verfasser hat sich durch die Veröffentlichung derselben ein großes Verdienst um Kamerun erworben. —er.

Evangelischer Missions-Kalender. 1897. Achtzehnter Jahrgang. Basel. In Kommission bei der Missionsbuchhandlung. Preis?

Der Kalender neben anderen auch mit einem farbigen Bilde, die Auferweckung des Jünglings zu Nain darstellend, ausgestattet, giebt in Verbindung mit dem Kalendarium in großen Zügen einen Ueberblick über die ganze deutsche evangelische Missionsthätigkeit und im einzelnen eine Darstellung der Basler Missionsgesellschaft mit ihrer Einrichtung in der Heimat, mit ihren Arbeitsgebieten und mit ihrer Geschichte. Der zweite Teil enthält: Vor dem Stadtthor zu Nain. Fünfzig Jahre Missionsarbeit in China. Bilder aus Kamerun. Ein paar Bilder aus Sumatra. Worte vom verstorbenen Pfarrer Deggeler aus seinen Ansprachen beim Basler Missionsfest. Chronik der Basler Mission. —er.

Aus dem Verlag der Missionsverwaltung in Herrnhut:

In fernen Heidenlanden. Missionserzählungen für die Jugend von H. G. Schneider. Nro. 1. Jonas Walden. (Suriname.) Nro. 2. Gaba Makolwa's Traum. Nro. 3. Heidenmission und Christenmission. Nro. 4. Prinz Pamiok und sein Vater. Preis je 10 Pfg.

Diese Missionserzählungen gehören wie der Verfasser im Vorwort zu Nro. 1 ausdrücklich hervorhebt, „grundsätzlich nicht zu den sogenannten gemachten und erdachten Geschichten, sondern sie haben sich in Wirklichkeit zugetragen; es sind wahre Geschichten. Der Verfasser befindet sich in der Lage, für jede einzelne seine Quellen und Gewährsmänner nachweisen zu können". In einer Fußnote giebt er sie auch an. Wir wünschen diesen Geschichten viele Leser; denn wir sind gewiß, daß nicht blos die Jungen, sondern auch die Alten an ihnen sich erfreuen werden. —er.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit über 300 Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhans.** Erscheint in 15 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zum Preise von je 1,60 Mk. — Gotha. Justus Perthes.

Neunte Lieferung. Inhalt: Nro. 11. Schutzgebiete Kamerun und Togo, Blatt 1. Nro. 15. Südwestafrikanisches Schutzgebiet, Blatt 4. — Wirtschaftliche Grundzüge des Südwestafrikanischen Schutzgebietes und des Schutzgebietes der Marschall-Inseln.

Zehnte Lieferung. Inhalt: Nro. 9. Verbreitung des Deutschtums in Süd-Amerika. — Nro. 13. Schutzgebiete Kamerun und Togo, Blatt 3.

Besprechung folgt in der nächsten Nummer.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1.25 M.)**, ferner **Talare, Baretts u. Bäffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.

MAROKKO
ALGERIEN
TUNIS
TRIPOLIS
TRIPOLIS
AGYPTEN
SAHARA
Timbuktu
WADAI
BORNU
SUDAN
SOKOTO
OBER GUINEA
KAMERUN
FRANZ. CONGO
CONGO
DEUTSCH OST-AFR.
ANGOLA
Loanda
DEUTSCH SÜDWEST AFRIKA
Kalahari
CAPLAND
CAPETOWN
MADAGASKAR
DAMARA LAND
GROSS NAMA LAND
Windhoek
Lüderitz B.
Kubango
ADAMAUA
Kamerun
Togo
Kuka
Tschadsee
Benuë
Niger
Nil
Sambesi
Zambesi
Limpopo
Oranje Fl.
Victoria Nyanza
Albert Nyanza
Tanganyika See
Nyassa See
Rudolf See
Tschad See
Kongo
Kunene
Kubango
Kuando
Kassai
Kuilu
Ogowe
Gabun
Rovuma
Sambesi
Limpopo
Oranje Fl.

AFRIKA.

Nr. 10.

Oktober 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Geheimer Regierungsrat H. Steinhausen
Berlin W. 57
Potsdamerstraße 73.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- 2c. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Eine Erholungsstation (Sanatorium) für Europäer in der deutsch-ostafrikanischen Schweiz (Usambara).

Den Lesern der „Afrika“ ist bekannt, daß der Evangelische Afrika-Verein sich entschlossen hat, eine Freistätte für befreite Sklaven in den Bergen Usambaras anzulegen. Die Bedenken, welche gegen solche Anlage im Innern Afrika's geltend zu machen sind, sind uns nicht unbekannt und haben die vollste Würdigung gefunden. Wenn wir sie dennoch haben zurücktreten lassen, so ist dabei zunächst die Erwägung maßgebend gewesen, daß es galt, ein Gelände ausfindig zu machen, in welchem die Ansiedelung befreiter Sklaven, d. h. eines der eingeborenen Bevölkerung nach Sprache und Gewohnheit oft fremd gegenüberstehenden Elementes, mit Rücksicht auf die schon vorhandene Besiedelung noch möglich ist. Dann aber mußte es auch darauf ankommen, eine Gegend aufzusuchen, in welcher die mit der Leitung des Unternehmens betrauten Europäer möglichst dauernd bleiben können, ohne alle paar Jahre zu kostspieligen Erholungsreisen nach Europa genötigt zu sein. Nach den Erfahrungen, welche die uns befreundeten evangelischen Missionen mit den in Usambara angelegten Stationen gemacht haben, und den Nachrichten, welche uns selbst von dort zugingen, schien uns dieses Gebirgsland die gewünschten Eigenschaften zu bieten. „Mein Schlaf ist,“ schreibt uns ein Freund, „vielfach nicht besonders gut, aber ich fühle mich trotzdem Tags über immer sehr frisch. Ich weiß ja, daß das Gnade ist, aber zum Teil liegt es auch an der gesunden kräftigen Luft. Auch die Sonnenhitze ist, obwohl sie schärfer ist, als in der Heimat, doch nur ganz selten drückend, eben weil die Luft so frisch ist. Auch Bruder N., der sonst gegen Hitze sehr empfindlich ist, leidet hier nicht darunter.“ — „Wir fühlen uns,“ schreibt ein anderer von sich und seinem Kameraden, „beide recht frisch trotz der vielen Außen-Arbeit in heißer Sonne.“ — Es handelte sich um die Bauarbeiten bei Anlegung einer neuen Station.

So wurde denn das Mkolothal erworben, von welchem den Lesern der „Afrika“ u. a. bereits im vorigen Jahre berichtet werden konnte. Daß wir in dieser Hinsicht keinen Fehlgriff gethan, ergiebt ein anderer Bericht: „Du willst unsere Meinung hören in betreff der Sklaven-Kolonie: Gesund ist die ganze Gegend, die reichlich Raum zu Ackerbau bietet auf dem erworbenen Lande, fast mit Gewißheit, denn sie liegt etwa in gleicher Höhe wie wir, und wenn auch der Oberlauf des Mkolo Sümpfe zeigt, auf zwei Seiten um uns liegen hier Sümpfe, dennoch sind wir trotz der angestrengtesten täglichen Bauarbeit in der Erde, auf derselben und auf luftigen Gerüsten über derselben *niemals krank gewesen.*“

Wir gedachten hiernach mit guter Zuversicht in diesem Gelände, welches die in der Berliner Kolonial-Ausstellung aufgehängte kleine Karte als „Gebiet des Evangelischen Afrika-Vereins" bezeichnet, die erste Sklavenfreistätte zu errichten. Bevor indessen die Vertreter des Vereins, die Diakonen Bokermann und Liebusch, welche auf der evangelischen Missionsstation Wuga, freundliche Aufnahme gefunden hatten, um sich von dem Fieber, der Folge eines längeren Küstenaufenthalts, zu erholen und die Regenzeit abzuwarten, unseren Auftrag ausführen konnten, trat an uns die Bitte heran, mit unserem Unternehmen ein Sanatorium zu verbinden. Den äußeren Anlaß zu dieser Bitte boten die vielfachen Ablösungen, zu welchen eine befreundete Mission infolge von Fiebererkrankungen ihrer Missionare und Angestellten gezwungen war. Es liegt nach den auf den Stationen Usambaras obwaltenden Gesundheitsverhältnissen die Wahrscheinlichkeit nahe, daß die Ablösungen erheblich vermindert werden können, wenn den Leuten, welche an der Küste oder im Tieflande, wo Fieberanfälle häufiger sind, arbeiten, die Möglichkeit gegeben wird, sich in dem schönen Gebirgslande Usambaras zu erholen. Die Erfahrungen, welche in dieser Hinsicht vorliegen, sind ja noch geringe. Immerhin sei neben jenen Berichten unserer Freunde die Thatsache erwähnt, daß Bokermann und Liebusch sich nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalte schon wieder ganz kräftig fühlen und anscheinend fieberfrei sind. Ersterer schrieb uns schon am 21. Juli d. Js.: „Was unser Befinden betrifft, so geht es uns jetzt ziemlich gut, seit vierzehn Tage sind wir beide ohne Fieber."

Soll mit der Sklavenfreistätte eine Erholungsstation verbunden werden, so muß die Anlage in einer Gegend ihren Platz finden, welche von den Erholungsuchenden ohne anstrengende Tagemärsche erreicht werden kann. Diese Erkenntnis hat es uns ratsam erscheinen lassen, die beabsichtigte Besiedelung des Mkolothales zwar nicht aufzugeben, aber zu vertagen und für unsere erste Station die südlich belegenere Wugirelandschaft in Aussicht zu nehmen, welche durch die im Bau begriffene Usambara-Bahn (über Korogwe) erheblich leichter zugänglich ist. Daß hier für den gedachten Zweck geeignetes Gelände von hinreichendem Umfange vorhanden ist, hat eine Kundschaftsreise unseres bewährten Beraters, des Missionars Lang-Heinrich aus Wuga, ergeben. Eine wegen der Eigentumsverhältnisse jener Landschaft aus Afrika an uns gelangte telegraphische Anfrage haben wir auf grund hier gepflogener Verhandlungen, nach welchen in den Besitzverhältnissen, schon mit Rücksicht auf das freundschaftliche Entgegenkommen der Vertreter der beteiligten Behörden und Gesellschaften, kein ernstliches Hindernis zu erwarten ist, mit dem Telegramm „Wugire bedenkenlos" beantwortet.

Dieses Telegramm ist unseren Freunden in Afrika das Signal zum Aufbruch geworden. Es hat unbeschreiblich Freude hervorgerufen: „In diesen Tagen ist viel Jubel und Freude hier auf der Station eingekehrt", schreibt Bokermann am 14. August aus Wuga,

„vorgestern trafen nämlich die Träger von Tanga hier ein, die uns die lang ersehnte Entscheidung der Platzfrage in Gestalt einer Depesche mitbrachten. Unsere Herzen sind voll von Lob und Dank, daß der treue Gott uns nun so klar und deutlich den Weg gezeigt hat." Und Liebusch vergleicht sich scherzend mit einem Schiffer, dessen Segel nach langer Windstille eine frische Brise schwellt.

Mittlerweile ist auch bereits ein Bauplan zur Kenntnisnahme aus Afrika eingegangen, welchen sogar ein sachverständiges Mitglied des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten als „eine tadellose Leistung" bezeichnen konnte. Die Ausrüstungsstücke von dem Ambos und Blasebalg für die Schmiede bis zur Kaffeemühle und dem Plätteisen sind auch bereits in Tanga angelangt und warten ihrer Bestimmung.

So blicken wir denn mit unseren lieben Diakonen im fernen Afrika vertrauensvoll in die Zukunft. Nachdem uns durch unseren Freund, den verehrten Herrn Pastor v. Bodelschwingh eine erste Gabe von 5000 Mark zur Verfügung gestellt ist, geben wir uns der Hoffnung hin, daß unser Werk auch anderweit im deutschen Vaterlande Freunde, Förderung und Unterstützung finden wird. Unsere Leser aber bitten wir, für unsere Sache zu werben und nicht müde zu werden. Die Ausrüstung hat uns schon etwa 3000 Mk. gekostet, jenes so freudig begrüßte Telegramm 26 Mk. Was wird der Bau kosten? Auch steht Weihnachten vor der Thür. Da dürfen unsere lieben Diakonen im fernen Afrika auch nicht leer ausgehen. Wer hilft uns? Möge jene Gabe Anlaß geben zu freudiger Nacheiferung. Gilt es doch eine Stätte der Erholung zu schaffen vor allem für unsere deutschen Brüder ohne Unterschied des Glaubens und des Berufes, ein Werk der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe zur Ehre Gottes und zum Wohle unseres Vaterlandes. Hermann Steinhausen.

Die Sklavenfrage in Ostafrika.

1. In dem neuesten Heft der „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten" veröffentlicht der Kaiserliche Bezirksamtmann Freiherr v. Eberstein einen Aufsatz „Ueber die Rechtsanschauungen der Küstenbewohner des Bezirkes Kilwa". In demselben spricht er auch über das Recht der Sklaven. Wir teilen den betreffenden Abschnitt wörtlich mit:

„Sklaven sind entweder:

1) Kriegsgefangene.
2) Geraubte.
3) Aerzte (wachawi). Ein mchawi, der einem Manne Medizin machte, an der dieser starb, wird dafür vom Vater oder nächsten Verwandten desselben zu seinem Sklaven gemacht.
4) Solche, die von ihren Häuptlingen an andere als Sklaven gegeben wurden. Ein Häuptling, der vor einem andern fliehen mußte, gab vor seinem Abzug seinem Beschützer (5 bis 6) seiner Leute als Sklaven.
5) Solche Leute, die fremde Frauen ihren Männern abwendig machten und bei sich behielten. Dieselben wurden dafür mit Geld bestraft, das sie nebst der Frau an die betreffenden Männer abtreten mußten. War nun ein Verführer zahlungsunfähig, so wurde er entweder Sklave des Mannes, dessen Frau er verführt hatte, oder auch Sklave desjenigen, der auf seine Bitte hin für ihn zahlte.
6) Solche Leute, die bei Hungersnot sich zu einem wohlhabenden Manne begaben und sich ihm als Sklaven ergaben, damit sie von ihm Nahrung und Kleider bekommen und so dem Hungertode entgehen.
7) Solche, die im Lande von Sklaven gezeugt wurden. Dieselben heißen wazalia (Einzahl mzalia) d. i. „Geborene". Im Gegensatz zu diesen heißt ein aus dem Innern gebrachter Sklave mjono (Mehrzahl wajono).

Die Sklaven werden ihrer Stellung nach in folgende Gruppen geteilt:

a) Watuma wa schauri (ratgebende Sklaven), das sind solche die wegen Treue und Anhänglichkeit und guten Verstandes von ihren Herren über andere Sklaven zu eigenen Freunden und Ratgebern erhoben werden und durch deren Einfluß der Herr seine anderen Sklaven beherrscht.

b) Hausſklaven, das sind solche, die die häuslichen Dienste verrichten.

c) Nakora (Aufseher), das sind Sklaven, die die übrigen Sklaven bei der Arbeit beaufsichtigen.

d) Schambasklaven, die die Schambas ihrer Herren bebauen.

e) Watumishi (Einzahl mtumishi), die von ihrem Herrn stets als Boten verwendet werden.

f) Suria, eine Sklavin, die der Herr zur Mitfrau macht, ohne daß er sie vom Sklavenstand befreit. Ein Herr darf sich höchstens 4 surias halten.

g) Kijakasi ist eine junge Sklavin; kitwana ein junger Sklave; mjakasi ist eine ältere Sklavin; mtwona ein alter Sklave; mjòli ist ein Mitsklave.

h) Freigelassene heißen sarih, d. i. Freigelassener, hurru d. i. *Freier, oder auch* hadimu, d. i. Diener, lauter arabische Ausdrücke.

Der Herr hatte das Recht, seine Sklaven wegen Faulheit, Ungehorsam oder Vergehen mit Hieben oder Gefängnis (Anbinden an die Sklavengabel, kongua) zu bestrafen. Getötet wurde der Sklave nur dann, wenn er mit der Frau des eigenen Herrn Ehebruch trieb; häufig wurde ihm aber auch diese Strafe seitens seines Herrn erlassen. Trieb der Sklave Ehebruch mit der Frau eines andern freien Mannes, so wurde er hiermit Sklave desselben.

Wenn keine Strafe bei abtrünnigen Sklaven half, so verkaufte der Herr desselben ihn an einen andern.

Hat ein Sklave etwas gestohlen, oder einem andern eine Körperverletzung beigebracht, oder ist er zu einer Geldstrafe seitens der Regierung verurteilt worden, so hat der Herr desselben das Gestohlene, wenn es nicht mehr beim Sklaven vorhanden ist, zurückzuerstatten, die Medizin und ärztliche Behandlung des Verletzten zu bezahlen und die Geldstrafe selber zu büßen. Ist der Sklave bei seinem Herrn nicht beliebt, so verkauft dieser ihn und bezahlt das Nötige aus dessen Erlös.

Die ratgebenden Sklaven, die Hausklaven und die Boten bekommen für ihren Dienst alles, was sie an Nahrung, Kleidung, Wohnung und ärztlicher Hilfe brauchen.

Die Schambasklaven haben 5 Tage in der Woche für ihren Herrn und zwei Tage (Donnerstags und Freitags) für sich zu arbeiten. Einige wohnen auf der Schamba ihrer Herren, andere wohnen aber für sich. Letztere müssen sich aber des Morgens zur Arbeit einfinden. Für ärztliche Hilfe hat der Herr für seine Schambasklaven zu sorgen, für Kleidung aber beide, Herr wie Sklave, zu gleichen Teilen. Für ihr Essen haben sie nur am Donnerstag und Freitag, sonst aber hat ihr Herr dafür zu sorgen.

Die suria bekommt alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalt bedarf, und wird mit der ersten Geburt oder Fehlgeburt frei.

Ein Sklave der nicht bei seinem Herrn sondern für sich arbeiten will, muß dafür eine jährliche Abgabe (taja) mit gewöhnlich 10 Rupien wenn männlich, und 6 Rupien wenn weiblich, an denselben entrichten.

Wird ein Sklave seitens seines Herrn zu hart gestraft, ungerecht behandelt, vernachlässigt nnd so weiter, so beschwert er sich bei den Aeltesten, welche den Herrn desselben vernehmen. Im Wiederholungsfalle oder wenn er den Aeltesten nicht Gehör schenkt, wird er von ihnen gezwungen den Sklaven zu verkaufen.

Der Unfreie hat kein eigenes Vermögen; alles, was er besitzt, gehört seinem Herrn. Der Unfreie kann auch Sklaven halten, aber sie gehören alle seinem Herrn. Der Unfreie genießt nur während seines Lebens den Nutzen seines Vermögens und seiner Sklaven.

Nur der Freigelassene hat eigenes Vermögen und eigene Sklaven. Stirbt ein Sklave, so fallen sein Vermögen nnd seine Sklaven seinem Herrn zu. Der Sohn des Verstorbenen hat keinen Anteil am Nachlaß *seines Vaters. Ist der* Sohn des Verstorbenen ein verständiger

Zukunft thun. Wenn aber nicht andere Exportartikel für die aufgeführten Ausfälle eintreten, dann wird die Kolonie zurückgehen. Ein kleiner Fortschritt des Handels kann zwar noch erzielt werden, wenn das Hinterland in geeigneter Weise aufgeschlossen und durch Verkehrswege mit der Küste verbunden wird, ehe die Engländer und Franzosen alle Produkte über die Grenze in ihren Bereich abgelenkt haben; aber das kostet viel Geschick, Energie und Geld, woran es uns in unseren Kolonien nur zu oft fehlt, und obendrein auch Zeit. Viel schneller und sicherer kommen wir zur Hebung Kameruns, wenn der Plantagenbau am Gebirge auf's eifrigste gefördert wird. Im Plantagenbau liegt die Zukunft Kameruns."

Wer überhaupt mit unseren Kolonien sich beschäftigt und ein Urteil über ihren Wert für unser Vaterland gewinnen will, muß von den in der Schrift gegebenen 3 Reiseberichten Kenntnis nehmen. Der Verfasser hat sich durch die Veröffentlichung derselben ein großes Verdienst um Kamerun erworben. —er.

Evangelischer Missions-Kalender. 1897. Achtzehnter Jahrgang. Basel. In Kommission bei der Missionsbuchhandlung. Preis?

Der Kalender neben anderen auch mit einem farbigen Bilde, die Auferweckung des Jünglings zu Nain darstellend, ausgestattet, giebt in Verbindung mit dem Kalendarium in großen Zügen einen Ueberblick über die ganze deutsche evangelische Missionsthätigkeit und im einzelnen eine Darstellung der Basler Missionsgesellschaft mit ihrer Einrichtung in der Heimat, mit ihren Arbeitsgebieten und mit ihrer Geschichte. Der zweite Teil enthält: Vor dem Stadtthor zu Nain. Fünfzig Jahre Missionsarbeit in China. Bilder aus Kamerun. Ein paar Bilder aus Sumatra. Worte vom verstorbenen Pfarrer Deggeler aus seinen Ansprachen beim Basler Missionsfest. Chronik der Basler Mission. —er.

Aus dem Verlag der Missionsverwaltung in Herrnhut:

In fernen Heidenlanden. Missionserzählungen für die Jugend von H. G. Schneider. Nro. 1. Jonas Walden. (Suriname.) Nro. 2. Gaba Makolwa's Traum. Nro. 3. Heidenmission und Christenmission. Nro. 4. Prinz Pamiok und sein Vater. Preis je 10 Pfg.

Diese Missionserzählungen gehören wie der Verfasser im Vorwort zu Nro. 1 ausdrücklich hervorhebt, „grundsätzlich nicht zu den sogenannten gemachten und erdachten Geschichten, sondern sie haben sich in Wirklichkeit zugetragen; es sind wahre Geschichten. Der Verfasser befindet sich in der Lage, für jede einzelne seine Quellen und Gewährsmänner nachweisen zu können". In einer Fußnote giebt er sie auch an. Wir wünschen diesen Geschichten viele Leser; denn wir sind gewiß, daß nicht blos die Jungen, sondern auch die Alten an ihnen sich erfreuen werden. —er.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit über 300 Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhans.** Erscheint in 15 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zum Preise von je 1,60 Mk. — Gotha. Justus Perthes.

Neunte Lieferung. Inhalt: Nro. 11. Schutzgebiete Kamerun und Togo, Blatt 1. Nro. 15. Südwestafrikanisches Schutzgebiet, Blatt 4. — Wirtschaftliche Grundzüge des Südwestafrikanischen Schutzgebietes und des Schutzgebietes der Marschall-Inseln.

Zehnte Lieferung. Inhalt: Nro. 9. Verbreitung des Deutschtums in Süd-Amerika. — Nro. 13. Schutzgebiete Kamerun und Togo, Blatt 3.

Besprechung folgt in der nächsten Nummer.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

— errichtet 1680 —

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.)**, ferner **Talare, Baretts u. Käffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc. zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

☛ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

meldet, „gelungen, 3 Stunden von Kuirenga eine Station anzulegen. Der Oberhäuptling der Wahehe ist mit wenigen Anhängern entflohen, so daß bewaffneter Widerstand der Bevölkerung nicht mehr zu erwarten steht."

Außerdem haben die Wawemba, die auf englischem Gebiete ansässig sind, einen Raubzug über die Grenze weg in unser Schutzgebiet an dem Tanganika unternommen. Das haben sie früher alle Jahre gethan. Doch hatten sie, seit der jetzige Gouverneur Major von Wißmann ihnen im Jahre 1893 eine empfindliche Schlappe beigebracht hatte, es unterlassen. Jetzt hat Kompagnieführer Ramsay die Räuber verjagt. Ob die Engländer den Einfall hätten verhüten können, ist zum mindesten zweifelhaft. Jedenfalls ist es eine erfreuliche Thatsache, daß in Udjidji am Tanganika eine Militairstation angelegt ist. Sie wird ein Schutz sein gegen solche Raubzüge. Diese Station hat auch in anderer Beziehung für unsere Kolonie eine große Bedeutung. Am Tanganika trifft unsere Grenze mit denen Englands und des Kongostaates zusammen. Es sind nun seit längerer Zeit Klagen laut geworden, Dr. Stuhlmann hat sie ausgesprochen und unsere Beamten, vor allem aber der Gouverneur Major von Wißmann haben sie bestätigt, daß die Beamten des Kongostaates sich mannigfache Grenzverletzungen und andere Uebergriffe gegen deutsche Händler haben zu schulden kommen lassen. Mit Gewalt haben sie Elfenbein und Gummi dem Verkehr entrissen. Solchen Ungehörigkeiten wird die Nähe der neuen Militairstation sicherlich ein Ziel setzen. Schließlich wird dieselbe auch ein Gegengewicht sein gegen die englischen Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, den Handel vom deutschen Gebiete fernzuhalten, bezw. abzulenken.

In dieser letzgenannten Aufgabe wird die Militairstation eine wesentliche Unterstützung finden, wenn das Projekt, einen Dampfer nach dem Tanganika zu schaffen, zur Ausführung gelangt. Wir entnehmen darüber der „Deutschen Kolonialzeitung" folgende Notiz:

„Zwei neue koloniale Unternehmungen sollen in Vorbereitung begriffen sein. Es handelt sich, der „Staatsb.-Ztg." zufolge, um die Erfüllung langjähriger Wünsche Wißmanns und der besten unserer „Afrikaner", dahingehend, wie schon nach dem Njassa, so auch nach dem Tanganika und dem Viktoria-Njansa je ein deutsches Dampfboot zu bringen. Zweimal hat bekanntlich schon die Absicht vorgelegen, nach dem Viktoria-Njansa einen Dampfer zu führen. Aber der „Hermann von Wißmann", der in erster Linie dafür bestimmt war, kam aus hier nicht näher zu erörternden Gründen nach dem Njassa und der Peters'sche Dampfer, den die Antisklaverei-Gesellschaft an seinen Bestimmungsort, den Viktoria-Njansa, bringen lassen wollte, blieb in Bagamoyo liegen, wo er anrostete. Nun sind aber von den von der genannten Gesellschaft gesammelten Geldern noch verschiedene Tausende übrig. Der Fürst von Wied, der Vorsitzende des Antisklaverei-Komitees, hat ein großes Interesse für den Plan, den Viktoriasee von einem deutschen Dampfer befahren zu lassen. Er hofft durch Sammlungen in engeren und weiteren kolonialen Kreisen das noch fehlende Geld zu gewinnen, um einen Aluminiumdampfer bauen lassen zu können, der die deutsche Flagge auf dem Viktoriasee *tragen soll*. Auch für den Tanganika-Dampfer ist die pekuniäre Grundlage schon *vorhanden. Es ist dies* eine Stiftung von 20000 Mk., die Frau v. Wißmann, *geb. Langen, für diesen* Dampfer gewidmet hat, der ebenfalls aus Aluminium

hergestellt werden soll. Das zum Bau des Dampfers noch fehlende Geld hofft Frau v. Wißmann, deren Namen der Dampfer führen wird, von Freunden der kolonialen Sache zu erhalten. Für die Ueberführung des Wieb'schen Dampfers ist der bekannte „Afrikaner" Kompagniechef Langheld in Aussicht genommen, während den Wißmann-Dampfer Lieutenant Schloifer zum Tanganika bringen soll. Er wird dabei die Route Schire-Njaßa-Tanganika einschlagen. Da nun die Entfernung vom Tanganika zum Viktoriasee weit geringer ist als die von Bagomoyo, beziehungsweise Dar-es-Salâm zum Viktoria-Njanßa, und der Transport zum Tanganika nicht allzu große Schwierigkeiten bietet, ist man dem Plane näher getreten, beide Dampfer zusammen bis zum Tanganika überzuführen und den Wieb'schen Dampfer dann auf dem Wißmann'schen nach der Nordspitze des Tanganika zu expedieren. Von hier würde dann der Landtransport beginnen."

Eine im Entstehen begriffene Irangi-Gesellschaft hat den Premier-Lieutenant Werther, der auf seinem Marsche vom Viktoria-Njanßa nach der Küste die Gegend, nach der die Gesellschaft ihren Namen tragen soll, durchzogen hat, mit der Leitung einer Expedition beauftragt, welche die Aufgabe hat jenes Gebiet daraufhin zu untersuchen, ob daselbst Bergbau betrieben werden kann. Der „Dresdener Anzeiger" teilt den wesentlichen Inhalt der dieser Gesellschaft erteilten Konzession, wie folgt, mit:

„Der Gesellschaft wird nach § 1 auf die Dauer von fünf Jahren das alleinige Recht zur geologischen und bergmännischen Erforschung des Gebietes zwischen 34° 30' und 36° 30' östlicher Länge von Greenwich und 3° 10' und 5° 10' südlicher Breite eingeräumt. Diese Frist wird auf weitere fünf Jahre verlängert, falls die Gesellschaft sich vor Ablauf des vierten Jahres bereit erklärt, ihre Unternehmungen fortzusetzen und nachweist, daß ihr zu diesem Zwecke ein Betrag von 250000 Mark zur Verfügung steht. Das im § 1 verliehene Recht umschließt auch die alleinige Schürfberechtigung für die Gesellschaft und sichert derselben alle Rechte des Finders. Die Gesellschaft muß, nachdem sie fündig geworden und die Fündigkeit amtlich festgestellt worden ist, innerhalb 5 Jahren mit dem ordentlichen bergmännischen Betriebe an der Fundstelle begonnen haben, widrigenfalls ihr Recht zu Gunsten der Regierung verfällt. Die Gesellschaft hat das Recht, an jeder amtlich festgestellten Fundstelle das umliegende Land im Umfange von 5 qkm., und zwar in einer Länge, die 20 km. nicht übersteigen darf, zu erwerben, und zwar entweder durch Verträge mit den Eingeborenen oder, falls das Land herrenlos ist, durch vorläufige Inbesitznahme, beides in Gemäßheit der Bestimmungen der Landesverordnung vom 26. November 1895. Nach Erfüllung dieser Bedingungen wird die Genehmigung des Gouverneurs zum Eigentumserwerbe ertheilt werden. Sobald mit dem ordentlichen bergmännischen Betriebe, welcher mit der Ausrichtung anfängt, an mindestens einer Fundstelle innerhalb der durch § 4 vorgeschriebenen Zeit von fünf Jahren begonnen und der Betrieb ordnungsgemäß fortgesetzt wird, verbleibt der Gesellschaft innerhalb dieses Bezirkes von 5 qkm. das immerwährende ausschließliche Recht des bergmännischen Betriebes; anderenfalls fällt der Bezirk an die Regierung zurück. — Die Gesellschaft oder deren Rechtsnachfolger haben der Regierung von der Gesammtförderung von Gold, Edelsteinen, Erzen und sonstigen nutzbaren Mineralien aus den von ihr betriebenen Gruben 2,5 Prozent vom Verkaufswerte am Orte der Förderung und außerdem eine Feldesabgabe zu bezahlen, welche bei der Gewinnung von Gold und Edelsteinen für jedes in Betrieb genommene Feld 15 Mark für den Monat und für jedes nicht in Betrieb genommene Feld nach Anordnung der Regierung 1 Mk. bis 5 Mk. für den Monat beträgt. Die Festsetzung einer angemessenen Feldesgröße und Feldesabgabe bei den übrigen Mineralien bleibt vorbehalten. Die Gesellschaft hat innerhalb der ersten fünf Jahre nach Fündigwerden für die auf Grund der Fundstelle erworbenen, aber nicht in Betrieb genommenen Felder keine Feldesabgabe zu zahlen. Die Größe eines Gold- oder Edelsteinfeldes wird auf 10000 qkm festgestellt. Die Regelung der Abmessung des Feldes bleibt

vorbehalten. — Der Gesellschaft wird schließlich das Recht eingeräumt, unter Innehaltung der Vorschriften der Landesverordnung vom 26. November 1895 innerhalb der Kolonie eine Bodenfläche von 100 qkm zu erwerben, und zwar entweder durch Verträge mit den Eingeborenen oder durch vorläufige Inbesitznahme des herrenlosen Landes. Ausgeschlossen ist der Bezirk, in welchem der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft das Recht der Occupation zusteht. Der Erwerb darf in zehn getrennten Parzellen erfolgen, von denen die einzelne nicht unter 5 und nicht über 20 qkm. umfassen soll. Die genaue Grenzangabe der Parzellen unter Nachweis der Verträge, bezw. der vorläufigen Inbesitznahme hat innerhalb der Konzessionsdauer stattzufinden. Der Erwerb gewährt ein Erbpachtsrecht von hundert Jahren vom Ablaufe der Konzession an gerechnet. Innerhalb fünf Jahren nach Ablauf der Konzession muß die Gesellschaft begonnen haben, mindestens eine der Parzellen in Kultur zu nehmen, widrigenfalls zehn von der Regierung auszuwählende Quadratkilometer Bodenfläche an diese zurückfallen. Unter gleicher Strafe muß in je weiteren fünf Jahren eine fernere Parzelle in Kultur genommen werden. Für alles in Kultur genommene Land muß die Gesellschaft eine Jahrespacht von 2 Mk. für den Hektar bei Kaffeeland und von 1 Mk. pro Hektar für alles übrige Land bezahlen.

Auf **Sansibar** herrscht infolge des Thronwechsels große Unzufriedenheit. Die Bewohner der Insel, besonders die Araber, sehen nach wie vor den von den Engländern verjagten Said Khalid als den legitimen Thronfolger an. Der tiefste Grund zu dieser Ansicht mag wohl darin zu suchen sein, daß die englische Herrschaft überhaupt nicht gern ertragen wird, und daß deshalb die Maßnahmen derselben auf jeden Fall verurteilt werden. Außerdem kommt aber noch hinzu, daß das 40 Minuten lange Bombardement viele Menschenleben — man sagt 500 — gekostet und natürlich auch sonst großen Schaden angerichtet hat, zumal sogleich nach demselben in der Stadt sehr stark geplündert ist. Auf der anderen Seite sind aber auch die Engländer selbst höchst unzufrieden. Sie können es nicht begreifen, wie der flüchtende Said Khalid im deutschen Konsulate hat Aufnahme finden können. Und daß er nun gar auf die Dauer geschützt werden soll, da er nach Deutsch-Ostafrika hinüber in Sicherheit gebracht worden ist, daß verstehen sie erst nicht. Genährt wird dabei ihre Mißstimmung noch dadurch, daß die Bevölkerung aus ihrer Sympathie mit Deutschland, das den in ihren Augen rechtmäßigen Thronerben den Händen der Engländer entzieht, keinen Hehl macht. Indes wird den Engländern nichts weiter übrig bleiben, als sich mit Würde in das Unvermeidliche zu fügen.

An einer andern Stelle des „schwarzen Erdteils" haben die Engländer dagegen einen Erfolg zu verzeichnen. Die britisch-ägyptische Sudan-Expedition gegen den Mahdi hat Dongola besetzt. Bisher haben die Truppen des Khalifen fortgesetzt zurückweichen müssen, wenngleich freilich die Siegesnachrichten der Engländer *kaum* in ihrem ganzen Umfange der Wirklichkeit entsprechen. Das *beweist die Botschaft* von dem „großen Sieg bei Firkat", der darin *bestand, daß die harmlose* Einwohnerschaft eines Dorfes niedergemacht

wurde. Wie kritisch überhaupt die Nachrichten aus dem Mahdi-Reiche aufgenommen werden müssen, zeigt auch der Umstand, daß die Meldung von dem Tode des Khalifen durch die Zeitungen die Runde machen konnte, die sich keineswegs bestätigt hat. So wird auch alles, was von der immer weiter um sich greifenden Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Khalifen unter seinen Anhängern berichtet wird, mit großer Vorsicht aufzunehmen sein. Das aber muß anerkannt werden, daß der bisherige Verlauf der Sudan-Expedition das Urteil Slatin Paschas bestätigt hat, wonach augenblicklich der geeignete Zeitpunkt zum entscheidenden Schlage gegen das Mahdi-Reich gekommen ist.

Wir haben schon vor langer Zeit (1894 Seite 129) auf die Bedeutung eines gemeinsamens Vorgehens der Engländer und der Belgier hingewiesen, durch das die Zerstörung des Schreckensreiches im Sudan erreicht werden könne. Es hat trotz aller Abläugnungen doch den Anschein, als ob eine gemeinschaftliche Aktion beider im Werke sei. Der bekannte Baron Dhanis, der zum Oberbefehlshaber der **kongostaatlichen** Nilarmee ernannt ist, hat nämlich mit ausdrücklicher Zustimmung der englischen Regierung und des Gouverneurs der englischen Kolonie in Lagos 480 Haussa angeworben und seine Agenten setzen die Werbungen fort. Er steht mit einer bedeutenden Macht an der Nordgrenze des Kongostaates und ist bereits gegen die Derwische vorgegangen. Denn der in Brüssel erscheinende „Soir" hat einen Zusammenstoß der Kongotruppen eben unter der Führung des Majors Dhanis mit den Derwischen gemeldet, in welchem letztere geschlagen sind. Nähere Nachrichten stehen aus, nur enthält die Nachricht noch dies, daß mehrere Europäer gefallen sind.

Die Freunde Afrikas wünschen selbstverständlich, daß des Mahdi Reich und Macht so bald als möglich zertrümmert wird. Doch hat die hohe Politik weniger humane als selbstsüchtige Interessen. Daher wird schon jetzt das Vordringen Englands den Nil aufwärts mit Eifersucht verfolgt. Durch sein Protektorat in Aegypten ist der Suez-Kanal im Grunde genommen in seiner Hand. Wenn es nun auf dem Nil einen bequemen Zugang findet zu seinen Besitzungen in Zentral-Afrika und es auf diesem Wege bis zu dem Viktoria-Njanßa gelangen kann; wenn es ihm außerdem noch gelingen sollte, — es scheint, als wenn wieder diesbezügliche Unterhandlungen mit dem Kongofreistaat gepflogen würden — von der Kapkolonie her eine Verbindung mit Uganda herzustellen: durch diese gewaltige Linie vom Kap bis zum Suez-Kanal würde ja Englands Macht in Afrika eine unberechenbare Ausdehnung gewinnen. Auch sonst würde seine Stellung im Völkerkonzert dadurch eine ganz bedeutende Stärkung erhalten. So kommt es, daß Frankreich und Rußland sich schon jetzt alle Mühe geben, dem Vordringen Englands im Sudan Steine in den Weg zu legen. Der Einfluß der augenblicklich brennenden orientalischen Sonderheit der armenischen Frage, die wir hier

nicht näher berühren können, liegt auf der Hand. Wieder ein neuer Beweis für die Bedeutung der afrikanischen Verhältnisse für die europäische Politik. Wenn nur nicht Afrikas Völker immer die Märtyrer derselben wären und es nicht auch in diesem Falle allem Anscheine nach wieder werden sollten!

Was haben die Eingeborenen Afrikas schon alles leiden müssen! Auch in der neuesten Zeit sind wir wieder von tiefstem Mitgefühl ergriffen mit den Opfern europäischer Grausamkeit und Bestialität. Die Feder sträubt sich alle die Scheußlichkeiten niederzuschreiben, welche Beamte des Kongofreistaates verübt haben, um sich zu bereichern. Nachdem der Engländer Alfred Parminter die furchtbaren Zustände an das Licht gebracht hat, hat sich eine Stimme nach der anderen erhoben, welche seine Angaben vollauf bestätigt. Wir geben hier nach der „Köln. Ztg." die Mitteilungen der Missionare des „schwedischen Missionsbund" wieder, der seit 1881 am Kongo thätig ist und dort 3 Stationen unterhält:

„Ein Missionar berichtet zuerst von der Zwangsarbeit, zu der die Eingeborenen herangezogen werden, um Kautschuk zu sammeln, und wie die Eingeborenen derjenigen Ortschaften, die hierauf nicht eingehen wollen, niedergeschossen und die Ortschaften selbst niedergebrannt werden. Auf seinen Reisen fand der betreffende Missionar nicht weniger denn 45 gänzlich eingeäscherte Ortschaften sowie zahlreiche andere, die teilweise verbrannt waren. Wenn das französische Kongo, bemerkt der Missionar, sich bis zum Aequator hinauf erstreckte, würden die Eingeborenen zu Tausenden überlaufen, statt zu ihren Unterdrückern zurückzukehren. Er hätte außer den genannten eingeäscherten auch 28 übergebene Ortschaften gesehen, in denen die Eingeborenen die Zwangsarbeit unerträglich fanden. Schauderhaft ist, was der Missionar über eine gewisse Controle berichtet, die von dem Kommissar ausgeübt wird. Den Soldaten nämlich, die gegen eine Ortschaft gesandt werden, wird aufgegeben, denjenigen, die erschossen werden, die rechte Hand abzuhauen und die Hände, die dann erst geräuchert werden, damit sie nicht verfaulen, zum Kommissar zu bringen, um zu zeigen, daß die Patronen nicht vergeblich verschossen worden sind. Die ausgestellten Wachtposten haben dieselbe Pflicht. Der Missionar sah oftmals, wie Soldaten mit geräucherten Händen an der Missionsstation vorbeikamen. Ferner berichtet der Missionar, daß im Fluß Mantumba zahlreiche Leichen schwimmen, denen die rechte Hand fehlt; ebenso fand er auch an den Wegen und Ufern handlose Leichen. Ein Korporal prahlte damit, daß er von einer Ortschaft, die bekriegt wurde, 160 Hände mitgebracht hätte. Der Missionar selbst hat gesehen, wie Männer getödtet und ihnen die Hände abgehauen wurden. Einem kleinen Kinde, das noch an der Brust der toten Mutter lebte, begannen die Soldaten die linke Hand abzuschneiden; als sie ihren Irrtum merkten, schnitten sie die rechte Hand ab. Der Kommissar hat den Soldaten abgekürzte Dienstzeit versprochen, wenn sie ihm recht viele Hände zuführten, und die Offiziere erzählten, daß sie für jede Hand drei Messingdrähte bezahlten. Die dienstthuenden Wachtsoldaten leben wie kleine Räuberkönige und nehmen alles von Wert, was sie wünschen. Sie bestimmen das Eigentumsrecht über Palmen, Plantagen, Zuckerrohr u. s. w. Ueber die Eingeborenen halten sie strenge Aufsicht, und nimmt einer von ihnen, vom Hunger getrieben, von seinem eigenen Garten etwas, so wird er von den Soldaten festgenommen und ihm eine harte Strafe auferlegt. Um die Eingeborenen außerdem ordentlich in Schrecken zu halten, schießen die Soldaten dann und wann einige nieder und erklären dann vor dem Kommissar, daß sie Kautschuk gesammelt hätten. Hierfür könnten unzählige Beweise aufgeführt werden. Auf die Vorstellungen des Missionars entgegnete der Kommissar: „Wir thun, was uns beliebt. Es bedeutet gar nichts, und wenn ihr zwanzig Missionare seid, englische, deutsche und französische!" Zum

Schluß betont der Missionar, daß die Bevölkerung des Landes infolge dieser Schreckensherrschaft schnell und unbarmherzig ausgerottet wird; daß das Land von seinen Erzeugnissen entblößt wird und Hungersnoth droht, daß die Bevölkerung durch Zwangsarbeit und grausame Behandlung zu Sklaven gemacht wird, statt von der Sklaverei befreit zu werden, daß infolge des Zwanges und der ungerechten Behandlung Handel, Industrie und Landwirthschaft unterdrückt statt befördert werden und die Kulturarbeit unmöglich gemacht wird."

Angesichts solcher Thatsachen, von denen man leider nicht glauben kann, daß die kongostaatliche Regierung sie jetzt erst zum ersten Male erfahren hat, da schon vor Jahresfrist Nachrichten verbreitet wurden, die Schlimmes ahnen ließen, hat die Kongo-Regierung sich zu Maßnahmen zur Sicherung und zum Schutze der Eingeborenen entschlossen. In unserer Presse wird deren Inhalt kurz folgendermaßen angegeben:

Es ist eine Kommission eingesetzt worden, welche den Auftrag hat, den Behörden Akte von Gewaltthätigkeiten, denen Eingeborene zum Opfer fallen sollten, zur Kenntniß zu bringen und Maßregeln zu veranlassen, um die materielle und moralische Lage der Eingeborenen zu verbessern, um dem Sklavenhandel vorzubeugen, der Menschenfresserei ein Ende zu machen und um die Verbote des Handels mit geistigen Getränken wirksamer zu machen. Die Kommission besteht aus katholischen und protestantischen Missionaren. Zum Vorsitzenden wurde der apostolische Vikar van Roule gewählt, zum Sekretär George Grenfell von der „Baptist Missionary Society Corporation". Ferner gehören der Kommission Dr. Sims und Mr. Bentley an: die drei Letztgenannten sind Engländer. Ferner wurden die Instruktionen veröffentlicht, welche den Agenten des Kongostaates erteilt sind bezüglich ihrer Beziehungen zu den Eingeborenen. Diese Instruktionen sind sehr bestimmt und machen die europäischen Agenten für jede schlechte Behandlung verantwortlich, welche von den ihnen Untergebenen den Eingeborenen zugefügt werden sollte. Es wird ferner ein neuer Inspektor des Kongostaates ernannt mit dem Auftrage, die Aufsicht im Gebiete des oberen Kongo zu führen. Er hat insbesondere den Auftrag, die Ausführung der oben erwähnten Instruktionen zu überwachen. Neue Bestimmungen zu dem Strafgesetzbuch bestrafen die Menschenfresserei, die Verstümmelung von Leichnamen und den Vergiftungsversuch. —

Wir haben leider gar kein Recht uns dem Kongostaat gegenüber auf's hohe Pferd zu setzen; wenn auch erfreulicherweise in unsern Schutzgebieten die Grausamkeiten und Scheußlichkeiten nicht in solchem Umfange stattgefunden haben, so sind sie doch vorgekommen.

Verschiedenes.

Parade in Südwestafrika. Als Gegenstück zu der glänzenden Kaiserparade in Breslau sei hier eine einfache, wenig glanzvolle, aber ebenso achtenswerte Parade in Südwestafrika erzählt. Der Erzähler ist ein Magdeburger, der sich, nach der „Magdb. Zeitung", als Freiwilliger in Südwestafrika bethätigt und in Briefen an seine Angehörigen verschiedentlich über sein dortiges Leben plaudert; so kürzlich über eine Parade bei Okahandja vor Major Leutwein. „Um 11 Uhr," schreibt er, „stiegen auf sämtlichen Häusern bis zum einfachsten Pontok der Eingeborenen die schwarz-weiß-roten Flaggen auf. Ein lustiger Reitermarsch ertönte von der Feste. Nicht lange und es hieß: „Stillgestanden! Nicht Euch! Das

Gewehr über! Achtung, präsentiert das Gewehr! Augen links!" Die Offiziere senkten die Säbel zum Gruß. Major Müller sprengte zwei Reitern entgegen, und mit fröhlichem „Guten Morgen, Reiter!" begrüßte der eine von diesen, Major Leutwein, uns, was mit einem kräftigen „Guten Morgen, Herr Major!" von der Truppe beantwortet wurde. Dem Major folgte ein Trompeterkorps von 10 Mann unter den Klängen „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen" und darauf die Soldaten, die den Feldzug gegen die Hottentotten mitgemacht hatten, schwarze bärtige Gesellen auf kleinen abgemagerten Gäulen, denen man die durchgemachten Strapazen des Krieges wohl ansah. Trotzdem saß alles fest und tadellos im Sattel, das Gewehr aufrecht und auf das rechte Knie gestützt. Ich habe vor einigen Jahren in Deutschland in einer großen Parade gestanden. Wenn ich aber meine Gefühle bei diesem prächtigen Kriegsspiel mit den jetzt empfundenen vergleichen soll, so ging mir angesichts dieser unansehnlichen schmutzigen Reiterschaar mein Herz doch weiter auf, als bei jenem prächtigen Schauspiel, zumal wenn ich bedachte, mit welcher Tapferkeit und Todesverachtung dieser nur einige Hunderte zählende kleine Reitertrupp angesichts der ihnen im Falle einer Gefangenschaft bevorstehenden scheußlichen Martern und entsetzlichen Todesart stets gegen eine erdrückende Uebermacht in drei offenen Schlachten den Sieg errungen hatte. An der Spitze des ganzen Trupps ritt Hauptmann v. Estorff, den die alten Soldaten, deren erklärter Liebling er infolge seiner Tapferkeit und Kaltblütigkeit ist, den alten Römer nennen und der sich in dem Witbooikriege schon ganz besonders hervorgethan hat, in welchem er auch am rechten Knie verwundet wurde. Dann kam Assessor von Lindequist mit der ersten, Hauptmann von Sack mit der zweiten und Hauptmann von Burgsdorff mit der dritten Kompagnie. Die Freiwilligen und Buren führte Lieutenant Lewinsky, der erst mit unserem Schiff hier angekommen ist. Der fünfte Trupp war Hendrik Witbooi mit seinen Truppen, der alles scharf beobachtete. Er und sein Unterkapitän ritten an der Spitze der kleinen gelben Kerle mit großen Schlapphüten und den bekannten weißen Hutverzierungen. Ihre Pferde waren fast durchweg sehr gut. Diesem folgte Samuel Herero, lachend die ganze Hand militärisch grüßend an seinen Hut legend, seine Leute, große schlanke Kerle, schöne Figuren und mit roten Hutverzierungen. Der siebente Trupp waren die Kokeidshottentotten, im Aeußeren ähnlich den Witboois, aber mit orangefarbigen Huttüchern. Sämtliche Hottentotten und Hereros trugen am linken Arm schwarz-weiß-rote Feldbinden. Den Schluß bildete Lieutenant Hermann von der Kolonialgesellschaft mit den Geschützen. Nach dem Vorbeimarsch defilierten wir im Parademarsch bei Major Leutwein vorbei, worauf er die neuangekommenen Soldaten in einer schneidigen und kernigen Rede in Afrika begrüßte, die mit einem freudig aufgenommenen Hoch auf den Kaiser schloß. Am 4. war Ruhetag, und am 5. früh verabschiedete sich Major Leutwein von den Kriegsfreiwilligen und den nach Deutschland zu entlassenden Reservisten in einer sehr schönen Rede. Dann trat er an jeden Einzelnen heran, gab ihm die Hand und hatte für jeden ein anerkennendes, des Betreffenden Thätigkeit in den Gefechten oder seine Verwundungen betreffendes Wort der Anerkennung und Ermunterung. Erstaunlich war, daß er bei dieser persönlichen Verabschiedung den Namen fast jedes Reiters kannte. Am Abend des 5. war von 6 Uhr ab Konzert bei der 1. Kompagnie und um 9 Uhr großer Zapfenstreich. Jedoch noch lange nach diesem loderten die hohen Wachtfeuer lustig zum Sternenhimmel, und frohe, übermütige Biwakschwänke und heiteres Lachen hallte durch das weite Lager."

Die Wamuera, das Volk der Diebe. Auf einem Marsch von Lindi an den Umbenkurrufluß hat der Kompagnieführer Fromm die Wamuera kennen gelernt, von denen er in seinem Bericht („Deutsch. Kolonialblatt" Nro. 18) sagt: „Die Wamuera sind recht eigentlich das Volk der Diebe. Ackerbau betreiben sie nur wenig; sie wohnen in kleinen elenden Hütten und suchen sich möglichst versteckt zu halten. Die jungen Leute werden durch „Fundi" im Stehlen ausgebildet und lernen hauptsächlich, wie sie unter der Hauswand hindurch sich in's Haus *einschleichen können, um* unbemerkt die darin befindlichen Gegenstände zu stehlen. *Die besten Diebe gehen* in die Küstenplätze, die weniger gewandten bleiben auf *den Schamben.* Die Wamuera werden von der übrigen Bevölkerung auf das

tiefste gehaßt und verachtet, deswegen leben sie scheu und zurückgezogen, meiden die bewohnten Plätze und haben eine unbezwingliche Furcht vor Europäern und Askaris."

Der Tod eines Regenmachers in Togo. Im „Monatsblatt der Norddeutschen Mission" (Nro. 9 Seite 66 f.) erzählt Missionar Seeger in Amedschovhe: „Vor etlichen Monaten, als aus Mangel an Regen die Reispflanzen nur geringen Ertrag versprachen, saß ich eines Tages beim König von Vhane. Er behauptete der Regen bleibe aus, weil er uns des Bauens wegen nicht erwünscht sei. Doch ließ er sich belehren, daß dem nicht so sei, da auch unsere Gärten des Regens sehr bedürften. Dann sagte er mir, in Logba sei ein Regenmacher, wenn ich dem schreibe, werde es sicherlich regnen. Ich sagte ihm, ich werde das nicht thun, sondern ich halte den Regenmacher für einen elenden Schuft. Der sehe, daß alles verderbe und gebe doch keinen Regen. Wenn er nur darauf warte, daß ich ihm schreibe, so sei das eine höchst straffällige Versündigung am ganzen Volke. Indessen würde er wohl bald Regen geben, wenn er nur könnte. Aber das stehe nun einmal nicht in der Menschen Vermögen.

Bald darauf hörte ich, der Regenmacher habe sich erhängt. Als ich nach den Einzelheiten fragte, erfuhr ich Folgendes: Die Logbaleute waren böse auf den Regenmacher, einen sonst ganz anständigen Mann, der seine Kunst von seinen Vorfahren überkommen hatte, daß er keinen Regen gebe. Da trug es sich zu, daß ein Soldat aus Misahöhe durch Logba kam. Den hielten etliche an und schickten ihn hinauf nach Logba Tota, damit er dem Regenmacher drohe, falls er nicht schleunigst Regen gebe, werde er ihn nach Misahöhe mitnehmen. Als er oben ankam, war der Regenmacher auf dem Felde. Man schickte Boten nach ihm und endlich erschien er, und der Soldat wurde bald handgemein mit ihm und schlug den Regenmacher empfindlich. Seine Angehörigen und Mitbürger standen dabei und schauten zu, ohne sich in's Mittel zu legen. Das mußte den Mann tief kränken, und als sie ihm nachher auf seine Frage, warum sie ruhig zugesehen hätten, als er so mißhandelt worden sei, keine Antwort gaben, merkte er wohl, daß es um sein Ansehen geschehen sei. Sei es aus Furcht, daß er nach Misahöhe geholt werde (was er mit Grund nicht zu befürchten gehabt hätte), sei es, daß er seines Ansehens beraubt auch seines Lebens überdrüssig wurde, vielleicht auch aus beiden Gründen ging er auf seine Plantage und erhängte sich. Als das bekannt wurde, veranstaltete man zwar eine große Totenfeierlichkeit und hielt dann Rat darüber, wem der Selbstmord aufzubürden sei. Man kam dann zu dem Resultat, daß der Soldat daran schuld sei, daß man ihn aber in seiner Stellung als Soldat nicht belangen könne, und es sei darum eben nichts zu machen.

Ein solcher Fall wäre noch vor einigen Jahren nicht möglich gewesen. Man würde einen öffentlichen Diener des Heidentums nicht auf diese Weise preisgegeben haben."

Kindesmord in der englischen Goldküsten-Kolonie. Der in Liverpool von Westafrika eingetroffene Postdampfer „Calabar" bringt die folgende Nachricht: „In Axim, in der Goldküsten-Kolonie, gab am 27. August der Häuptling der Attuaboe, James Eskine, vor dem Distrikts-Kommissar Dowell die folgende eidliche Erklärung ab: „Nach der Sitte der Eingeborenen wird jedes zehnte Kind einer Familie lebendig begraben, erwürgt oder ertränkt. Die Mutter wird in eine Hütte gesetzt, die an beiden Seiten offen ist. Sobald das Kind geboren ist, wird es ihr fortgenommen und getötet. Tausende von Kindern sind in dieser Weise ums Leben gebracht worden." Wegen des mächtigen Einflusses der Fetisch-Priester und des Aberglaubens der Eingeborenen ist es den Behörden niemals möglich gewesen, Kunde über die Mörder zu erlangen. Nur die strengsten Gesetze können nach der Ueberzeugung des Häuptlings gegen diese Massen-Kindermorde helfen.

Kulturelle Fortschritte im Herzen Afrikas. Der Missionar E. H. Hubbard von Church Missionary Society, welcher in Nassa am Südende des Viktoria Nyanza stationirt war, ist nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Zentralafrika soeben nach London zurückgekehrt und hat einem Vertreter von Reuters Agentur *interessante Mitteilungen* über Uganda gemacht. Uganda entwickelt sich sehr

schnell. Mengo, die Hauptstadt, ist von schönen, für Wagen fahrbaren Wegen umgeben. Die Regierung hat dem Könige Muanga ein Brougham geschenkt, das aber noch nicht angekommen ist, andere Arten von Wagen sind von der Regierung für die Regierungsbeamten bestellt worden. Zweiräder werden in diesem Jahre in Menge erwartet. Bauten werden überall vorgenommen, die Häuptlinge erbauen für sich selbst zweistöckige Stein- und Ziegelhäuser mit Thüren und Fenstern, ein bemerkenswerther Gegensatz zu ihren früheren Grashütten. Ein Häuptling hat ein Haus mit 50 Zimmern erbaut. An Stelle marodierender Banden sieht man jetzt auf den Straßen Trupps friedlicher einheimischer Arbeiter. Allen voran schreitet der Premierminister — der Katikiro-Apollo — der fast ganz europäische Gewohnheiten annimmt. Er besitzt ein Bureau, das mit Tischen, Stühlen, Bücherschränken und Schreibutensilien und manchen anderen Dingen versehen ist, die man kaum in Zentralafrika anzutreffen erwartet. In Kampala ist eine starke Truppenmacht stationiert und in Mengo besteht eine hinlängliche Polizeitruppe, welche die Straßen der Stadt bei Tage und bei Nacht abpatrouliert.

Vereinsnachrichten.

1. In Ergänzung der auf Seite 189 ff. gegebenen Mitteilungen sei erwähnt, daß die beiden Diakonen Bokermann und Liebusch „so frisch, als ob sie eben aus Deutschland kämen", am 17. August in Begleitung von Missionar Lang-Heinrich von Wuga nach Wugire aufgebrochen sind, um alsbald mit dem Aufbau der Sklavenfreistätte zu beginnen. Vor dem Beginn der Regenzeit hoffen sie noch je ein Haus für männliche und weibliche Pfleglinge, jedes für 30 Personen berechnet, herstellen zu können. Auch wollen sie noch die Beschaffung des Baumaterials für das Erholungshaus in Angriff nehmen, um nach Ablauf der Regenzeit dasselbe aufzubauen. Der **Guha-Wald,** in dem unsere Station gegründet werden soll, ist ein etwa 1120 Meter hoch gelegener Höhenzug. „Er hat schönen Waldbestand und Wasser in der Nähe." Von dem zukünftigen Endpunkte der Usambara-Eisenbahn Korogwe aus, werden auch geschwächte Erholungsbedürftige das Sanatorium in einem Tage zu erreichen vermögen.

2. Der **Rheinische Verband** unsers Vereins hat in der jüngsten Zeit zwei Flugblätter (Nro. 4 und 5) ausgehen lassen. Im vierten Flugblatt, das mit drei Bildern und einer Kartenskizze geschmückt ist, werden die praktischen Ziele, die unser Verein verfolgt, mit Berücksichtigung der besonderen Aufgaben, die der Rheinische Verband zu lösen bestrebt ist, auf's neue dargelegt. Durch Hinweis auf die Fürsorge für die Schulen, auf die nun in Angriff genommene Sklavenfreistätte, auf die Notwendigkeit, Missionsärzte auszusenden,

sucht das Flugblatt die alten Freunde in der Treue zu erhalten und zu ihnen neue hinzuzugewinnen. — Das fünfte Flugblatt, mit 2 Bildern, enthält einen „Aufruf für Windhoek", wo es gilt ein Pfarrhaus, Kirche und Schule zu bauen und damit der in steter Zunahme befindlichen evangelischen Kirchengemeine einen festen Mittelpunkt zu geben, um den sie sich sammeln kann. — Beide Flugblätter sind in beliebiger Menge zu beziehen durch den Schriftführer des Rheinischen Verbandes, Herrn Divisionspfarrer Fabarius in Koblenz.

Litterarisches.

Rudolf Fitzner. Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. — Berlin. Hermann Paetel. Brosch. 5 Mk. Gebunden 6 Mark.

Das „Kolonial-Handbuch" füllt in unserer kolonialen Litteratur eine längst empfundene Lücke aus. Der Verfasser wird bei allen Kennern unserer Kolonien ungeteilte Anerkennung finden für seine gediegene und zuverlässige Arbeit. Sein Buch wird auch allen denen höchst willkommen sein, welche, ohne spezielle Kolonial-Studien machen zu wollen oder zu können, doch die in unserer Zeit notwendige Bekanntschaft mit unseren überseeischen Besitzungen sich aneignen wollen. Um einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Werkes zu geben, teilen wir hier kurz Folgendes aus dem Inhalt mit. Nach einer Einleitung, in der die Personalien der Kolonial-Abteilung im Auswärtigen Amte, des Kolonialrates und der deutschen Kolonialgesellschaft angegeben sind, werden der Reihe nach die Schutzgebiete behandelt: Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie, die Marschall-Inseln. Von jedem einzelnen Gebiete erfahren wir seine allgemeine Lage und seine Grenzen, indem die betreffenden Verträge mit den in Frage kommenden Nachbarkolonialstaaten mitgeteilt werden. Es folgt eine „allgemeine Landeskunde", die uns schildert die Oberflächengestalt, das Klima, die Gesundheitsverhältnisse, die Vegetation, die Tierwelt. Ein weiteres Kapitel lehrt uns die „Bevölkerung" kennen und giebt die Zahl der schon ansässigen Europäer, Deutsche und Fremde nach Stand und Gewerbe und nach ihrem Wohnsitz an. Darauf folgt in einem neuen Kapitel „Die Produktion des Landes", worunter die Landeserzeugnisse, der Ackerbau, die Plantagen, die Viehzucht, die nutzbaren Mineralien, die heimische Industrie und Jagd und Fischerei besprochen werden. Das folgende Kapitel lehrt uns Handel und Verkehr kennen, danach wird das Postwesen besprochen. Die Mission und die Verwaltung machen den Schluß des, könnte man sagen, allgemeinen Teiles. Im besonderen Teile werden dann die einzelnen „Ortschaften und Stationen" eingehend behandelt und gerade hier tritt die peinliche, bis in's kleinste gehende Akkuratesse des Verfassers in helles Licht. Damit ist freilich gegeben, daß in Einzelheiten, besonders in Personenfragen bereits Aenderungen eingetreten sind. Doch wird, m. E., die Brauchbarkeit des Buches dadurch nicht beeinträchtigt. Außerdem hat der Verfasser die Veränderungen, die ihm während des Druckes bekannt geworden sind in einem Nachtrage „Veränderungen in den Personalien" noch angegeben. Immerhin, so dankenswert auch

die persönlichen Angaben sind, dürfte es für den Zweck des Kolonial-Handbuches völlig ausreichen, wenn bei den „Ortschaften und Stationen" nur angegeben wird, was dort vorhanden ist. Ob der Stationschef ein Offizier mit diesem oder jenem Namen, der Missionsleiter so oder so heißt, darauf kommt es nicht an, weil der Wechsel ein gar zu großer ist. Z. B. um eins anzuführen, stimmen die Personal-Angaben bei den Stationen der evangel. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika augenblicklich schon zum größten Teile nicht und das ist ein Beispiel für viele. Indes, wie gesagt, beeinträchtigt dieser kleine Uebelstand den Wert des Buches nicht wesentlich. Er ist auch in der 2. Auflage, die gewiß bald notwendig wird, leicht abzustellen. — Noch hebe ich hervor, daß den Abhandlungen der einzelnen Schutzgebiete durchaus brauchbare Karten beigeheftet sind, die allerdings der Buchbinder nicht recht praktisch angebracht hat, und daß ein ausführliches Orts- und Namenregister den Gebrauch des Werkes als Nachschlagebuch wesentlich erleichtern. —er.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit über 300 Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhens.** Erscheint in 15 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zum Preise von je 1,60 Mark. — Gotha. Justus Perthes.

Es liegen uns jetzt die 9. und 10. Lieferung vor, deren allgemeinen Inhalt wir schon in der vorigen Nummer (Seite 188) angegeben haben. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit den beiden Blättern zu, welche von den Schutzgebieten Kamerun und Togo, die in 4 Blättern zur Darstellung gelangen sollen, um an ihnen zu zeigen, was in dem Atlas alles geboten wird. Ueber die peinliche Sauberkeit und künstlerische Vollendung der Karten, die in der „Afrika" wiederholt anerkannt ist, soll nur dies eine gesagt sein, daß es in der That eine Lust ist, sie zu studieren. Freilich die Fülle des Gebotenen, die den Raum auf's Aeußerste auszunutzen gebieterisch fordert, möchte fast den Eindruck der Ueberfüllung hervorrufen. Indes geben uns die Karten einen so genauen Einblick in die dargestellten Gebiete, daß wir ein deutliches Bild bis in's Einzelne gewinnen, was eben nur durch die gewählte Anordnung ermöglicht ist. So finden wir neben der Uebersichtskarte, die im Maßstabe von 1 : 2000000 gehalten ist, folgende Nebenkarten: 1) Kamerun, nördliches Küstengebiet (1 : 1000000); 2) ethnographische und 3) wirtschaftliche Skizze von Kamerun (beide 1 : 12000000); 4) Pflanzungen im Bimbia-Distrikt (1 : 200000); 5) Regierungssitz am Kamerunfluß; 6) Regierungsstation Ediä; 7) Viktoria und Umgebung. (5—7 im Maßstab 1 : 25000). Alle diese 7 Nebenkarten, zu denen sich noch 8) gesellt, der Neckarkreis, zum Vergleich im Maßstab der Hauptkarte, befinden sich auf einem einzigen Blatte (Karte Nro. 11). Das andere Blatt, Karte Nro. 13) giebt nur 1 Nebenkarte die Yaunde-Station im Maßstab 1 : 50000. —er.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.),** ferner **Talare, Baretts u. Käffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

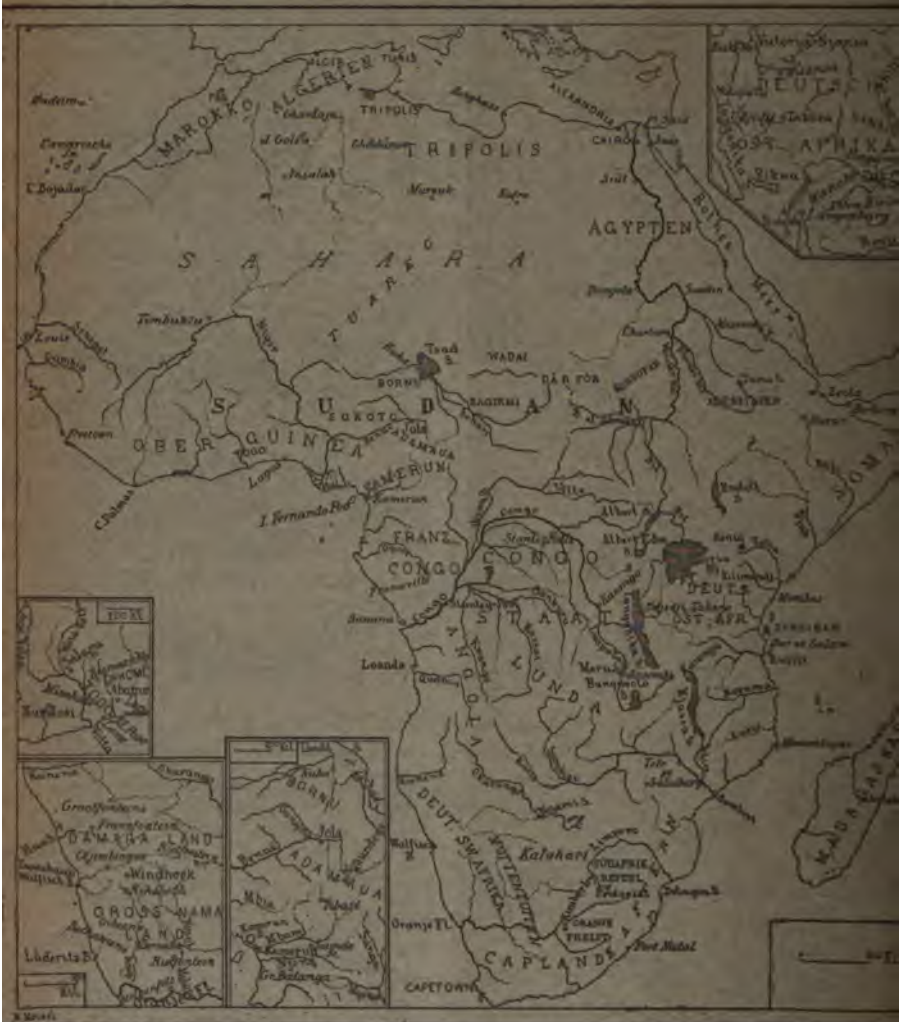
alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.


MAROKKO
ALGERIEN
TRIPOLIS
AGYPTEN
SAHARA
TUAREG
Timbuktu
Niger
Tsad
WADAI
BORNU
DÁR FÚR
SUDAN
SOKOTO
OBER GUINEA
KAMERUN
I. Fernando Poo
FRANZ. CONGO
CONGO
DEUTSCH OST-AFR.
Leopoldville
Leopoldville
Leopoldville

wurde. Wie kritisch überhaupt die Nachrichten aus dem Mahdi-Reiche aufgenommen werden müssen, zeigt auch der Umstand, daß die Meldung von dem Tode des Khalifen durch die Zeitungen die Runde machen konnte, die sich keineswegs bestätigt hat. So wird auch alles, was von der immer weiter um sich greifenden Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Khalifen unter seinen Anhängern berichtet wird, mit großer Vorsicht aufzunehmen sein. Das aber muß anerkannt werden, daß der bisherige Verlauf der Sudan-Expedition das Urteil Slatin Paschas bestätigt hat, wonach augenblicklich der geeignete Zeitpunkt zum entscheidenden Schlage gegen das Mahdi-Reich gekommen ist.

Wir haben schon vor langer Zeit (1894 Seite 129) auf die Bedeutung eines gemeinsamens Vorgehens der Engländer und der Belgier hingewiesen, durch das die Zerstörung des Schreckensreiches im Sudan erreicht werden könne. Es hat trotz aller Abläugnungen doch den Anschein, als ob eine gemeinschaftliche Aktion beider im Werke sei. Der bekannte Baron Dhanis, der zum Oberbefehlshaber der **kongostaatlichen** Nilarmee ernannt ist, hat nämlich mit ausdrücklicher Zustimmung der englischen Regierung und des Gouverneurs der englischen Kolonie in Lagos 480 Haussa angeworben und seine Agenten setzen die Werbungen fort. Er steht mit einer bedeutenden Macht an der Nordgrenze des Kongostaates und ist bereits gegen die Derwische vorgegangen. Denn der in Brüssel erscheinende „Soir" hat einen Zusammenstoß der Kongotruppen eben unter der Führung des Majors Dhanis mit den Derwischen gemeldet, in welchem letztere geschlagen sind. Nähere Nachrichten stehen aus, nur enthält die Nachricht noch dies, daß mehrere Europäer gefallen sind.

Die Freunde Afrikas wünschen selbstverständlich, daß des Mahdi Reich und Macht so bald als möglich zertrümmert wird. Doch hat die hohe Politik weniger humane als selbstsüchtige Interessen. Daher wird schon jetzt das Vordringen Englands den Nil aufwärts mit Eifersucht verfolgt. Durch sein Protektorat in Aegypten ist der Suez-Kanal im Grunde genommen in seiner Hand. Wenn es nun auf dem Nil einen bequemen Zugang findet zu seinen Besitzungen in Zentral-Afrika und es auf diesem Wege bis zu dem Viktoria-Njanßa gelangen kann; wenn es ihm außerdem noch gelingen sollte, — es scheint, als wenn wieder diesbezügliche Unterhandlungen mit dem Kongofreistaat gepflogen würden — von der Kapkolonie her eine Verbindung mit Uganda herzustellen: durch diese gewaltige Linie vom Kap bis zum Suez-Kanal würde ja Englands Macht in Afrika eine unberechenbare Ausdehnung gewinnen. Auch sonst würde seine Stellung im Völkerkonzert dadurch eine ganz bedeutende Stärkung erhalten. So kommt es, daß Frankreich und Rußland sich schon jetzt alle Mühe geben, dem Vordringen Englands im Sudan Steine in den Weg zu legen. Der Einfluß der augenblicklich brennenden orientalischen und insonderheit der armenischen Frage, die wir hier

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Geheimer Regierungsrat H. Steinhausen
Berlin W. 57
Potsdamerstraße 73.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- ꝛc. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Bruder Lang-Heinrich, Gleiß, Liebusch und ich in der Kapelle, um noch gemeinschaftlich das heilige Abendmahl zu genießen. Nach der Feier verbrachten wir noch ein Stündchen im lieblichen Beisammensein. Am Morgen des 17. hatte sich schon eine große Schaar Träger auf der Station versammelt, die unsere Lasten in das Wugiregebiet tragen wollten. Wir nahmen 28 von ihnen an, schickten sie dann wieder fort, damit sie sich für die Reise mit Lebensmitteln versorgten. Mittags 12 Uhr war wieder alles zur Stelle, und nachdem alles zur Reise geordnet war, konnten wir um 2 Uhr aufbrechen. Doch vorher bliesen wir zusammen noch einige Reiselieder. Bruder Gleiß hatte uns auf's reichlichste mit Viktualien aus der Küche versorgt. Bruder Lang-Heinrich begleitete uns, um uns in den von ihm erforschten Südzipfel Usambara's zu führen.

Der Aufbruch und der Anstieg zum Pandaberg ging von seiten der Träger mit viel Geschrei und Gejohle vor sich. Auf der Höhe angekommen begrüßte uns Bruder Gleiß nochmals durch das Blasen des schönen Reiseliedes: „So nimm denn meine Hände nnd führe mich," welches wir mit: „Wenn ich Ihn nur habe" beantworteten. Wir warfen dann noch einen Blick auf die so lieblich auf dem Ngasi-Hügel gelegene Missionsstation; nach gegenseitigem Hüteschwenken setzten wir unseren Marsch fort. Unser Weg führte uns durch schöne Bananenanlagen, über sanfte Hügel bis an den sehr steilen Aufstieg bei Guilo. Da die Träger vorher eine kleine Ruhepause machten, so stiegen wir voraus und erwarteten sie auf der Höhe des Berges. Da ihnen dieser steile Berg große Anstrengung verursacht hatte, so waren einige unter ihnen mutlos geworden und hatten auch andere mit dazu hingerissen, so daß die Mehrheit erklärte, sie würden die

Gewehr über! Achtung, präsentiert das Gewehr! Augen links!" Die Offiziere senkten die Säbel zum Gruß. Major Müller sprengte zwei Reitern entgegen, und mit fröhlichem „Guten Morgen, Reiter!" begrüßte der eine von diesen, Major Leutwein, uns, was mit einem kräftigen „Guten Morgen, Herr Major!" von der Truppe beantwortet wurde. Dem Major folgte ein Trompeterkorps von 10 Mann unter den Klängen „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen" und darauf die Soldaten, die den Feldzug gegen die Hottentotten mitgemacht hatten, schwarze bärtige Gesellen auf kleinen abgemagerten Gäulen, denen man die durchgemachten Strapazen des Krieges wohl ansah. Trotzdem saß alles fest und tadellos im Sattel, das Gewehr aufrecht und auf das rechte Knie gestützt. Ich habe vor einigen Jahren in Deutschland in einer großen Parade gestanden. Wenn ich aber meine Gefühle bei diesem prächtigen Kriegsspiel mit den jetzt empfundenen vergleichen soll, so ging mir angesichts dieser unansehnlichen schmutzigen Reiterschaar mein Herz doch weiter auf, als bei jenem prächtigen Schauspiel, zumal wenn ich bedachte, mit welcher Tapferkeit und Todesverachtung dieser nur einige Hunderte zählende kleine Reitertrupp angesichts der ihnen im Falle einer Gefangenschaft bevorstehenden scheußlichen Martern und entsetzlichen Todesart stets gegen eine erdrückende Uebermacht in drei offenen Schlachten den Sieg errungen hatte. An der Spitze des ganzen Trupps ritt Hauptmann v. Estorff, den die alten Soldaten, deren erklärter Liebling er infolge seiner Tapferkeit und Kaltblütigkeit ist, den alten Römer nennen und der sich in dem Witbooikriege schon ganz besonders hervorgethan hat, in welchem er auch am rechten Knie verwundet wurde. Dann kam Assessor von Lindequist mit der ersten, Hauptmann von Sack mit der zweiten und Hauptmann von Burgsdorff mit der dritten Kompagnie. Die Freiwilligen und Buren führte Lieutenant Lewinsky, der erst mit unserem Schiff hier angekommen ist. Der fünfte Trupp war Hendrik Witbooi mit seinen Truppen, der alles scharf beobachtete. Er und sein Unterkapitän ritten an der Spitze der kleinen gelben Kerle mit großen Schlapphüten und den bekannten weißen Hutverzierungen. Ihre Pferde waren fast durchweg sehr gut. Diesem folgte Samuel Herero, lachend die ganze Hand militärisch grüßend an seinen Hut legend, seine Leute, große schlanke Kerle, schöne Figuren und mit roten Hutverzierungen. Der siebente Trupp waren die Kokeidshottentotten, im Aeußeren ähnlich den Witboois, aber mit orangefarbigen Huttüchern. Sämtliche Hottentotten und Hereros trugen am linken Arm schwarz-weiß-rote Feldbinden. Den Schluß bildete Lieutenant Hermann von der Kolonialgesellschaft mit den Geschützen. Nach dem Vorbeimarsch defilierten wir im Parademarsch bei Major Leutwein vorbei, worauf er die neuangekommenen Soldaten in einer schneidigen und kernigen Rede in Afrika begrüßte, die mit einem freudig aufgenommenen Hoch auf den Kaiser schloß. Am 4. war Ruhetag, und am 5. früh verabschiedete sich Major Leutwein von den Kriegsfreiwilligen und den nach Deutschland zu entlassenden Reservisten in einer sehr schönen Rede. Dann trat er an jeden Einzelnen heran, gab ihm die Hand und hatte für jeden ein anerkennendes, das Betreffenden Thätigkeit in den Gefechten oder seine Verwundungen betreffendes Wort der Anerkennung und Ermunterung. Erstaunlich war, daß er bei dieser persönlichen Verabschiedung den Namen fast jedes Reiters kannte. Am Abend des 5. war von 6 Uhr ab Konzert bei der 1. Kompagnie und um 9 Uhr großer Zapfenstreich. Jedoch noch lange nach diesem loderten die hohen Wachtfeuer lustig zum Sternenhimmel, und frohe, übermütige Biwakschwänke und heiteres Lachen hallte durch das weite Lager."

Die Wamuera, das Volk der Diebe. Auf einem Marsch von Lindi an den Umbenkurrufluß hat der Kompagnieführer Fromm die Wamuera kennen gelernt, von denen er in seinem Bericht („Deutsch. Kolonialblatt" Nro. 18) sagt: „Die Wamuera sind recht eigentlich das Volk der Diebe. Ackerbau betreiben sie nur wenig; sie wohnen in kleinen elenden Hütten und suchen sich möglichst versteckt zu halten. Die jungen Leute werden durch „Fundi" im Stehlen ausgebildet und lernen hauptsächlich, wie sie unter der Hauswand hindurch sich in's Haus *einschleichen können*, um unbemerkt die darin befindlichen Gegenstände zu stehlen. *Die besten Diebe* gehen in die Küstenplätze, die weniger gewandten bleiben auf *den Schamben*. Die Wamuera werden von der übrigen Bevölkerung auf das

tiefste gehaßt und verachtet, deswegen leben sie scheu und zurückgezogen, meiden die bewohnten Plätze und haben eine unbezwingliche Furcht vor Europäern und Askaris."

Der Tod eines Regenmachers in Togo. Im „Monatsblatt der Norddeutschen Mission" (Nro. 9 Seite 66 f.) erzählt Missionar Seeger in Amedschovhe: „Vor etlichen Monaten, als aus Mangel an Regen die Reispflanzen nur geringen Ertrag versprachen, saß ich eines Tages beim König von Vhane. Er behauptete der Regen bleibe aus, weil er uns des Bauens wegen nicht erwünscht sei. Doch ließ er sich belehren, daß dem nicht so sei, da auch unsere Gärten des Regens sehr bedürften. Dann sagte er mir, in Logba sei ein Regenmacher, wenn ich dem schreibe, werde es sicherlich regnen. Ich sagte ihm, ich werde das nicht thun, sondern ich halte den Regenmacher für einen elenden Schuft. Der sehe, daß alles verderbe und gebe doch keinen Regen. Wenn er nur darauf warte, daß ich ihm schreibe, so sei das eine höchst straffällige Versündigung am ganzen Volke. Indessen würde er wohl bald Regen geben, wenn er nur könnte. Aber das stehe nun einmal nicht in der Menschen Vermögen.

Bald darauf hörte ich, der Regenmacher habe sich erhängt. Als ich nach den Einzelheiten fragte, erfuhr ich Folgendes: Die Logbaleute waren böse auf den Regenmacher, einen sonst ganz anständigen Mann, der seine Kunst von seinen Vorfahren überkommen hatte, daß er keinen Regen gebe. Da trug es sich zu, daß ein Soldat aus Misahöhe durch Logba kam. Den hielten etliche an und schickten ihn hinauf nach Logba Tota, damit er dem Regenmacher drohe, falls er nicht schleunigst Regen gebe, werde er ihn nach Misahöhe mitnehmen. Als er oben ankam, war der Regenmacher auf dem Felde. Man schickte Boten nach ihm und endlich erschien er, und der Soldat wurde bald handgemein mit ihm und schlug den Regenmacher empfindlich. Seine Angehörigen und Mitbürger standen dabei und schauten zu, ohne sich in's Mittel zu legen. Das mußte den Mann tief kränken, und als sie ihm nachher auf seine Frage, warum sie ruhig zugesehen hätten, als er so mißhandelt worden sei, keine Antwort gaben, merkte er wohl, daß es um sein Ansehen geschehen sei. Sei es aus Furcht, daß er nach Misahöhe geholt werde (was er mit Grund nicht zu befürchten gehabt hätte), sei es, daß er seines Ansehens beraubt auch seines Lebens überdrüssig wurde, vielleicht auch aus beiden Gründen ging er auf seine Plantage und erhängte sich. Als das bekannt wurde, veranstaltete man zwar eine große Totenfeierlichkeit und hielt dann Rat darüber, wem der Selbstmord aufzubürden sei. Man kam dann zu dem Resultat, daß der Soldat daran schuld sei, daß man ihn aber in seiner Stellung als Soldat nicht belangen könne, und es sei darum eben nichts zu machen.

Ein solcher Fall wäre noch vor einigen Jahren nicht möglich gewesen. Man würde einen öffentlichen Diener des Heidentums nicht auf diese Weise preisgegeben haben."

Kindesmord in der englischen Goldküsten-Kolonie. Der in Liverpool von Westafrika eingetroffene Postdampfer „Calabar" bringt die folgende Nachricht: „In Arim, in der Goldküsten-Kolonie, gab am 27. August der Häuptling der Attuaboe, James Eskine, vor dem Distrikts-Kommissar Dowell die folgende eidliche Erklärung ab: „Nach der Sitte der Eingeborenen wird jedes zehnte Kind einer Familie lebendig begraben, erwürgt oder ertränkt. Die Mutter wird in eine Hütte gesetzt, die an beiden Seiten offen ist. Sobald das Kind geboren ist, wird es ihr fortgenommen und getötet. Tausende von Kindern sind in dieser Weise ums Leben gebracht worden." Wegen des mächtigen Einflusses der Fetisch-Priester und des Aberglaubens der Eingeborenen ist es den Behörden niemals möglich gewesen, Kunde über die Mörder zu erlangen. Nur die strengsten Gesetze können nach der Ueberzeugung des Häuptlings gegen diese Massen-Kindermorde helfen.

Kulturelle Fortschritte im Herzen Afrikas. Der Missionar E. H. Hubbard von Church Missionary Society, welcher in Nassa am Südende des Viktoria Nyanßa stationirt war, ist nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Zentralafrika soeben nach London zurückgekehrt und hat einem Vertreter von Reuters *Agentur interessante Mitteilungen* über Uganda gemacht. Uganda entwickelt sich sehr

schnell. Mengo, die Hauptstadt, ist von schönen, für Wagen fahrbaren Wegen umgeben. Die Regierung hat dem Könige Muanga ein Brougham geschenkt, das aber noch nicht angekommen ist, andere Arten von Wagen sind von der Regierung für die Regierungsbeamten bestellt worden. Zweiräder werden in diesem Jahre in Menge erwartet. Bauten werden überall vorgenommen, die Häuptlinge erbauen für sich selbst zweistöckige Stein- und Ziegelhäuser mit Thüren und Fenstern, ein bemerkenswerther Gegensatz zu ihren früheren Grashütten. Ein Häuptling hat ein Haus mit 50 Zimmern erbaut. An Stelle marodierender Banden sieht man jetzt auf den Straßen Trupps friedlicher einheimischer Arbeiter. Allen voran schreitet der Premierminister — der Katikiro-Apollo — der fast ganz europäische Gewohnheiten annimmt. Er besitzt ein Bureau, das mit Tischen, Stühlen, Bücherschränken und Schreibutensilien und manchen anderen Dingen versehen ist, die man kaum in Zentralafrika anzutreffen erwartet. In Kampala ist eine starke Truppenmacht stationiert und in Mengo besteht eine hinlängliche Polizeitruppe, welche die Straßen der Stadt bei Tage und bei Nacht abpatroulliert.

Vereinsnachrichten.

1. In Ergänzung der auf Seite 189 ff. gegebenen Mitteilungen sei erwähnt, daß die beiden Diakonen Bokermann und Liebusch „so frisch, als ob sie eben aus Deutschland kämen", am 17. August in Begleitung von Missionar Lang-Heinrich von Wuga nach Wugire aufgebrochen sind, um alsbald mit dem Aufbau der Sklavenfreistätte zu beginnen. Vor dem Beginn der Regenzeit hoffen sie noch je ein Haus für männliche und weibliche Pfleglinge, jedes für 30 Personen berechnet, herstellen zu können. Auch wollen sie noch die Beschaffung des Baumaterials für das Erholungshaus in Angriff nehmen, um nach Ablauf der Regenzeit dasselbe aufzubauen. Der **Guha-Wald,** in dem unsere Station gegründet werden soll, ist ein etwa 1120 Meter hoch gelegener Höhenzug. „Er hat schönen Waldbestand und Wasser in der Nähe." Von dem zukünftigen Endpunkte der Usambara-Eisenbahn Korogwe aus, werden auch geschwächte Erholungsbedürftige das Sanatorium in einem Tage zu erreichen vermögen.

2. Der **Rheinische Verband** unsers Vereins hat in der jüngsten Zeit zwei Flugblätter (Nro. 4 und 5) ausgehen lassen. Im vierten Flugblatt, das mit drei Bildern und einer Kartenskizze geschmückt ist, werden die praktischen Ziele, die unser Verein verfolgt, mit Berücksichtigung der besonderen Aufgaben, die der Rheinische *Verband zu* lösen bestrebt ist, auf's neue dargelegt. Durch Hinweis *auf die Fürsorge* für die Schulen, auf die nun in Angriff genommene *Sklavenfreistätte*, auf die Notwendigkeit, Missionsärzte auszusenden,

sucht das Flugblatt die alten Freunde in der Treue zu erhalten und zu ihnen neue hinzuzugewinnen. — Das fünfte Flugblatt, mit 2 Bildern, enthält einen „Aufruf für Windhoek", wo es gilt ein Pfarrhaus, Kirche und Schule zu bauen und damit der in steter Zunahme befindlichen evangelischen Kirchengemeine einen festen Mittelpunkt zu geben, um den sie sich sammeln kann. — Beide Flugblätter sind in beliebiger Menge zu beziehen durch den Schriftführer des Rheinischen Verbandes, Herrn Divisionspfarrer Fabarius in Koblenz.

Litterarisches.

Rudolf Fitzner. Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. — Berlin. Hermann Paetel. Brosch. 5 Mk. Gebunden 6 Mark.

Das „Kolonial-Handbuch" füllt in unserer kolonialen Litteratur eine längst empfundene Lücke aus. Der Verfasser wird bei allen Kennern unserer Kolonien ungeteilte Anerkennung finden für seine gediegene und zuverlässige Arbeit. Sein Buch wird auch allen denen höchst willkommen sein, welche, ohne spezielle Kolonial-Studien machen zu wollen oder zu können, doch die in unserer Zeit notwendige Bekanntschaft mit unseren überseeischen Besitzungen sich aneignen wollen. Um einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Werkes zu geben, teilen wir hier kurz Folgendes aus dem Inhalt mit. Nach einer Einleitung, in der die Personalien der Kolonial-Abteilung im Auswärtigen Amte, des Kolonialrates und der deutschen Kolonialgesellschaft angegeben sind, werden der Reihe nach die Schutzgebiete behandelt: Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie, die Marschall-Inseln. Von jedem einzelnen Gebiete erfahren wir seine allgemeine Lage und seine Grenzen, indem die betreffenden Verträge mit den in Frage kommenden Nachbarkolonialstaaten mitgeteilt werden. Es folgt eine „allgemeine Landeskunde", die uns schildert die Oberflächengestalt, das Klima, die Gesundheitsverhältnisse, die Vegetation, die Tierwelt. Ein weiteres Kapitel lehrt uns die „Bevölkerung" kennen und giebt die Zahl der schon ansässigen Europäer, Deutsche und Fremde nach Stand und Gewerbe und nach ihrem Wohnsitz an. Darauf folgt in einem neuen Kapitel „Die Produktion des Landes", worunter die Landeserzeugnisse, der Ackerbau, die Plantagen, die Viehzucht, die nutzbaren Mineralien, die heimische Industrie und Jagd und Fischerei besprochen werden. Das folgende Kapitel lehrt uns Handel und Verkehr kennen, danach wird das Postwesen besprochen. Die Mission und die Verwaltung machen den Schluß des, könnte man sagen, allgemeinen Teiles. Im besonderen Teile werden dann die einzelnen „Ortschaften und Stationen" eingehend behandelt und gerade hier tritt die peinliche, bis in's kleinste gehende Akkuratesse des Verfassers in helles Licht. Damit ist freilich gegeben, daß in Einzelheiten, besonders in Personenfragen bereits Aenderungen eingetreten sind. Doch wird, m. E., die Brauchbarkeit des Buches dadurch nicht beeinträchtigt. Außerdem hat der Verfasser die Veränderungen, die ihm während des Druckes bekannt geworden sind in einem Nachtrage „Veränderungen in den *Personalien*" noch angegeben. Immerhin, so dankenswert auch

die persönlichen Angaben sind, dürfte es für den Zweck des Kolonial-Handbuches völlig ausreichen, wenn bei den „Ortschaften und Stationen" nur angegeben wird, was dort vorhanden ist. Ob der Stationschef ein Offizier mit diesem oder jenem Namen, der Missionsleiter so oder so heißt, darauf kommt es nicht an, weil der Wechsel ein gar zu großer ist. Z. B. um eins anzuführen, stimmen die Personal-Angaben bei den Stationen der evangel. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika augenblicklich schon zum größten Teile nicht und das ist ein Beispiel für viele. Indes, wie gesagt, beeinträchtigt dieser kleine Uebelstand den Wert des Buches nicht wesentlich. Er ist auch in der 2. Auflage, die gewiß bald notwendig wird, leicht abzustellen. — Noch hebe ich hervor, daß den Abhandlungen der einzelnen Schutzgebiete durchaus brauchbare Karten beigeheftet sind, die allerdings der Buchbinder nicht recht praktisch angebracht hat, und daß ein ausführliches Orts- und Namenregister den Gebrauch des Werkes als Nachschlagebuch wesentlich erleichtern. —er.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit über 300 Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhens.** Erscheint in 15 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zum Preise von je 1,60 Mark. — Gotha. Justus Perthes.

Es liegen uns jetzt die 9. und 10. Lieferung vor, deren allgemeinen Inhalt wir schon in der vorigen Nummer (Seite 188) angegeben haben. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit den beiden Blättern zu, welche von den Schutzgebieten Kamerun und Togo, die in 4 Blättern zur Darstellung gelangen sollen, um an ihnen zu zeigen, was in dem Atlas alles geboten wird. Ueber die peinliche Sauberkeit und künstlerische Vollendung der Karten, die in der „Afrika" wiederholt anerkannt ist, soll nur dies eine gesagt sein, daß es in der That eine Lust ist, sie zu studieren. Freilich die Fülle des Gebotenen, die den Raum auf's Aeußerste auszunutzen gebieterisch fordert, möchte fast den Eindruck der Ueberfüllung hervorrufen. Indes geben uns die Karten einen so genauen Einblick in die dargestellten Gebiete, daß wir ein deutliches Bild bis in's Einzelne gewinnen, was eben nur durch die gewählte Anordnung ermöglicht ist. So finden wir neben der Uebersichtskarte, die im Maßstabe von 1 : 2000000 gehalten ist, folgende Nebenkarten: 1) Kamerun, nördliches Küstengebiet (1 : 1000000); 2) ethnographische und 3) wirtschaftliche Skizze von Kamerun (beide 1 : 12000000); 4) Pflanzungen im Bimbia-Distrikt (1 : 200000); 5) Regierungssitz am Kamerunfluß; 6) Regierungsstation Ediä; 7) Viktoria und Umgebung. (5—7 im Maßstab 1 : 25000). Alle diese 7 Nebenkarten, zu denen sich noch 8) gesellt, der Neckarkreis, zum Vergleich im Maßstab der Hauptkarte, befinden sich auf einem einzigen Blatte (Karte Nro. 11). Das andere Blatt, Karte Nro. 13) giebt nur 1 Nebenkarte die Yaunde-Station im Maßstab 1 : 50000. —er.

F. W. Jul. Assmann

Kunstanstalt für Kirchen-Paramente u. -Ornamente und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- u. Taufgeräte, Kron- u. Wandleuchter, Altäre, Kanzeln u. Taufsteine etc., Altarbilder, Altar- u. Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.),** ferner **Talare, Baretts u. Käffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebenzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW 12,** Schützenstraße 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW 61, Johannistisch 6** entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 150 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel,** 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

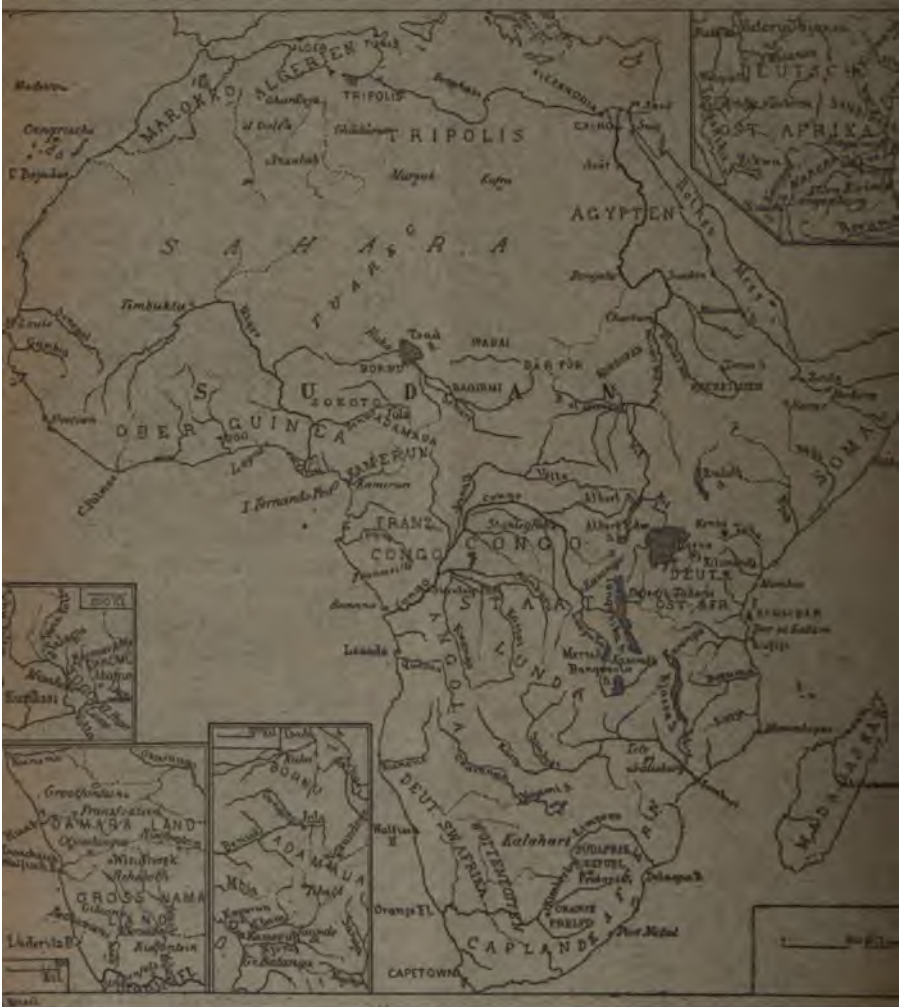
sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc. zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

☞ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Eine Erholungsstation (Sanatorium) für Europäer in der deutsch-ostafrikanischen Schweiz (Usambara)	189
Die Sklavenfrage in Ostafrika	191
Afrikanische Nachrichten	197
Vereinsnachrichten	206
Litterarisches	207

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Evraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 11.

November 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

ELAPIENG

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Geheimer Regierungsrat H. Steinhausen
Berlin W. 57
Potsdamerstraße 73.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Veit
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- 2c. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Die Erholungsstation und die Sklavenfreistätte des Evangel. Afrika-Vereins in Usambara.

Zur Ergänzung unserer Notiz in Nro. 10 der „Afrika" lassen wir heute den von dem Diakon Bokermann unserem Schriftführer erstatteten Reisebericht folgen:

Station des Evangel. Afrika-Vereins auf Lutindi bei Muapa, den 9. September 1896.

„Am 13. August traf das langersehnte Telegramm bei uns (Missions-Station Wuga) ein, welches uns den Aufbruch zur Gründung einer Sklavenfreistätte, verbunden mit einer Erholungsstation für Europäer, erlaubte. Den 17. August setzten wir als Tag der Abreise an. Die Tage vorher waren nun reichlich ausgefüllt mit Verpacken in Lasten und Versorgungen zur Reise und zu dem Wohnen in den Zelten. Am 16., Sonntag, Abends 8 Uhr versammelten wir uns, Bruder Lang-Heinrich, Gleiß, Liebusch und ich in der Kapelle, um noch gemeinschaftlich das heilige Abendmahl zu genießen. Nach der Feier verbrachten wir noch ein Stündchen im lieblichen Beisammensein. Am Morgen des 17. hatte sich schon eine große Schaar Träger auf der Station versammelt, die unsere Lasten in das Wugiregebiet tragen wollten. Wir nahmen 28 von ihnen an, schickten sie dann wieder fort, damit sie sich für die Reise mit Lebensmitteln versorgten. Mittags 12 Uhr war wieder alles zur Stelle, und nachdem alles zur Reise geordnet war, konnten wir um 2 Uhr aufbrechen. Doch vorher bliesen wir zusammen noch einige Reiselieder. Bruder Gleiß hatte uns auf's reichlichste mit Viktualien aus der Küche versorgt. Bruder Lang-Heinrich begleitete uns, um uns in den von ihm erforschten Südzipfel Usambara's zu führen.

Der Aufbruch und der Anstieg zum Pandaberg ging von seiten der Träger mit viel Geschrei und Gejohle vor sich. Auf der Höhe angekommen begrüßte uns Bruder Gleiß nochmals durch das Blasen des schönen Reiseliedes: „So nimm denn meine Hände nnd führe mich," welches wir mit: „Wenn ich Ihn nur habe" beantworteten. Wir warfen dann noch einen Blick auf die so lieblich auf dem Ngasi-Hügel gelegene Missionsstation; nach gegenseitigem Hüteschwenken setzten wir unseren Marsch fort. Unser Weg führte uns durch schöne Bananenanlagen, über sanfte Hügel bis an den sehr steilen Aufstieg bei Guilo. Da die Träger vorher eine kleine Ruhepause machten, so stiegen wir voraus und erwarteten sie auf der Höhe des Berges. Da ihnen dieser steile Berg große Anstrengung verursacht hatte, so waren einige unter ihnen mutlos geworden und hatten auch andere mit dazu hingerissen, so daß die Mehrheit erklärte, sie würden die

Lasten nicht weiter tragen können. Diese Schwierigkeit ward aber bald wieder beigelegt, sie ergriffen alle fröhlich und vergnügt ihre Lasten und zogen munter singend ihre Straße weiter. Um 1/26 Uhr erreichten wir die verlassene wissenschaftliche Station Muapa, die jetzt nach Kuai, Zentral-Usambara, verlegt ist. In den offenen primitiven Gebäuden bezogen wir unsere Nachtquartiere.

Nach unserem Abendessen, das aus Reis bestand, suchten wir unsere Träger in den verschiedenen Hütten auf. Ueberall hatte sich ein kleiner Kreis plaudernd und singend ums Feuer gesetzt, die uns in ihre Mitte aufnahmen. Nach einer kurzen Andacht suchten wir alle unsere Lagerstätten auf.

Am 18. Morgens 1/27 Uhr setzten wir unsern Marsch fort. Die Träger hatten sich an ihre Lasten schon gewöhnt, denn wir hörten keinen Ton der Klage mehr. Wir überschritten einige Zuflüsse des Wuruni mit herrlicher Vegetation. Unsere Aufmerksamkeit zog besbesonders ein romantischer Wasserfall des Pondeflusses auf sich, der zu beiden Seiten des Falles einen mächtigen wilden Bananenbaum als Verschönerung besaß; fast sah es aus, als wenn von Menschenhand die Zierbäume dort angebracht seien, aber das war dort in stillen Urwald wohl kaum denkbar. Auf dem Abhange eines Ausläufers vom Wugaberge hatten wir einen herrlichen Blick auf die kleinen Flußthäler und die beiden auf runden Hügeln liegenden Dörfer Malalo und Seepe. Durch den Gesang der Träger hatten sich namentlich von dem ersten Dorfe eine große Schaar von Einwohnern versammelt, die uns neugierig nachschauten. Dann kamen wir durch das Wuruniflußthal ebenfalls mit herrlicher Vegetation und vielen verschiedenen Baum-, Erd- und Schmarotzerfarren. Am jenseitigen Wuruniufer ging es wieder steil bergan, dann am südlichen Abhange des Vingaberges entlang. Von da aus sahen wir den Wuruni wohl über 100 Meter sich von Fels zu Fels in die Tiefe stürzen. Da die Träger rasteten, so benutzen wir die Zeit zum Aufstieg eines vorgelagerten Kopfes des Vingaberges, der uns eine herrliche Aussicht bot; nach Südwest sahen wir die Kette des Lunduberges, welche sich bis nach Wuga hinzieht. Nach Süden die weite tiefe Ebene. Nach Südost den ganzen Südzipfel Usambaras. Wir mußten auch wieder staunen, wie bevölkert dieses Land ist, denn von dem Platze aus konnten wir 29 größere und kleinere Orte sehen. Als sich die Träger uns wieder näherten, ging es weiter über einige steile Höhenzüge bis zu dem Dorfe Ngasi, welches ganz versteckt in einer großen Bananenschamba lag. Auf unser Blasen hin zeigte sich der Häuptling des Dorfes mit einigen seiner Beamten. Er begrüßte uns aufs herzlichste. Dann wandte er sich an Bruder Lang-Heinrich und sagte: „Du bist ein Mschambala, aber jene beiden (Bruder Liebusch und ich) sind Wagungu.“ (Europäer). Er bezog dies wohl auf unseren wenig *schwungvollen* Kischambalagruß. Nachdem wir einem Träger seine *verwundete Zehe* verbunden und uns etwas ausgeruht hatten, ging es *wieder weiter am* Bergesabhang entlang, dann durch mehrere kleine

Flußthäler und prachtvollen Wald. Der Regen hatte die schmalen Steige schwer passierbar gemacht, so daß es uns, besonders den Trägern, viele Anstrengungen kostete, die Höhe zu erklimmen. Der schwerste Anstieg war der auf den Msasahügel. Da die Träger durch die glatten Wege sehr ermündet waren, so beschlossen wir, in dem Dorfe Msasa zu übernachten. In diesem Dorfe bekamen wir drei Hütten zur Verfügung gestellt, zwei für die Träger und eine für uns. Da der Häuptling des Dorfes nicht da war, so brachten die Aeltesten des Ortes Speise, welche in Ugali (sehr steifer Maisbrei) und gekochten Bananen bestand.

Am 19. August morgens 1/2 7 Uhr rüsteten wir uns nach einer kurzen Morgenandacht mit den Trägern zum Weitermarsche. Von Msasa aus hatten wir des Morgens einen herrlichen Blick auf das Dorf Mulungui mit noch kleineren Nebenorten, die in der Morgensonne deutlich zu sehen waren, obschon uns ein weites und tiefes Thal von ihnen trennte. Ersteres liegt auf der Spitze eines hohen Berges. Unser Weg führte uns auf einem sanften Hügel entlang mit grünen Grashalden. Leider wurde uns die schöne Aussicht durch den plötzlich eintretenden Nebel ganz verdeckt. Nach 2 1/2 stündigem Marsch erreichten wir Mnama. Hier beschlossen wir, unser vorläufiges Lager aufzuschlagen und von da aus die Untersuchungsgänge in die Umgegend zu machen. Nachdem wir etwas geruht hatten, fanden wir zwei ortskundige Führer, die uns in der ganzen Gegend herumzuführen versprachen. Die Träger zurücklassend zogen wir drei, die beiden Führer und einige freiwillige Begleiter von Mnama aus nach Nordosten. Nach 1/2 stündigem Marsch gelangten wir in den von Bruder Lang-Heinrich bezeichneten Guha-Wald. Wir waren alle einig, daß sich der Platz für eine Sklavenfreistätte wohl vorzüglich eignen würde, denn überall war fruchtbarer Boden mit mächtigem Waldbestand. In nächster Nähe rauschte der Mabululufluß als starker Bergstrom im Baumfarrenhain dahin. Da nun aber ein Platz gesucht werden mußte, wo die Erholungsstation mit der Sklavenstation verbunden werden kann, so mußten wir den Guha-Wald wieder fallen lassen; für die Erholungsstation lag dieser Hügel zu niedrig und zu sehr im Urwald eingeengt mit ganz geringer Aussicht. Wir setzten deshalb unseren Weg fort nach Tamota zu. Der Abstieg war ein sehr anstrengender und beschwerlicher Felspfad.

Aus einer Waldlichtung tretend erblickten wir ungefähr 300 Meter vor uns auf demselben Pfade eine Frau mit gefülltem Wasserkruge auf dem Kopfe in eiligem Laufe dem Dorfe Tamota zu fliehen. Da ihr der schwere Wassertopf am eiligen Entfliehen hinderlich war, so warf sie ihn kurz entschlossen in's Gebüsch, so daß er in Scherben zerbrach. Unser freundliches Zurufen half nichts, in der ersten Hütte des Dorfes suchte sie Schutz vor den drei weißen Leuten. Am Eingange des Dorfes hatten sich die ganzen Einwohner versammelt, die uns sehr freundlich begrüßten, besonders freuten sie sich, als sie *Bruder Lang-Heinrich* wiedererkannten. Wir schritten durch das Dorf

und setzten uns mit den Eingeborenen desselben am Felsabhange nach der Ebene in's weiche Gras. Nachdem wir uns an dem herrlichen Blicke in die Ebene, nach den Mabalatibergen und der schroffen Maschindëikette erquickt hatten, stimmte Bruder Lang-Heinrich das Lied an: „Isa atikunda“ (Jesus liebt mich). Wir staunten sehr, wie besonders die Jungen die Melodie und auch die Worte noch wußten, waren doch schon über 2 Monate seit Bruder Lang-Heinrichs Anwesenheit verflossen. Auf dem Dorfplatze bliesen wir noch einige Lieder, welche eine Schaar Hunde, zum großen Ergötzen der Eingeborenen, mit ihrem jämmerlichen Geheul begleiteten. Dann verabschiedeten wir uns von ihnen und stiegen an der rechten Seite den Tamotaberg hinan. Auf der Höhe haben wir noch viel geblasen, denn von der gegenüberliegenden Maschindëikette tönte ein langes, mehrstimmiges Echo zurück. Der verlängerte Höhenzug würde sich auch sehr gut für beide Stationen eignen, aber wir fanden in der Nähe kein Wasser. Wir zogen weiter an Balangai und Kiselwa vorbei, überschritten wieder den Mabululufluß und die südlichste Spitze des Guha-Waldes. Wir machten eine kleine Pause; danach sagte Bruder Lang-Heinrich zu dem Führer: „Jetzt zeig uns mal einen Hügel oder Berg mit Aussicht und nahem Wasser.“ Darauf gab einer der Führer die geistreiche Antwort: „Höre mal, was ich Dir sage, alle unsere Flüsse fließen den Berg hinunter, keiner fließt hinauf.“ — Da wir alle schon ziemlich müde waren von dem Suchen und Herumkriechen im Urwald, so beschlossen wir für den Tag von weiterem Suchen abzusehen, wollten nur noch einen hohen Berg besteigen, um eine Uebersicht der Mabalatiberge zu bekommen, in denen sich das Quellgebiet des Mabululuflusses befindet. Wir stiegen auf die Höhe bei Kunga und fanden dort einen herrlichen Ueberblick über die ganzen Mabalatiberge. Danach begaben wir uns auf den Heimweg nach Mnama, welches wir um $5^1/_2$ Uhr erreichten. Gleich nach unserem Eintreffen fand die Begrüßung des Jumben (Häuptling) mit seinen Dorfältesten statt, als Gastgeschenk brachte er uns eine fette Ziege, gekochten Mais (Pule genannt) und Ugali von Bananenmehl. Die Ziege wurde dann gleich geschlachtet, am Feuer gebraten und verzehrt. Die Träger saßen am Abend nach der schönen Fleischmahlzeit noch lange plaudernd am Feuer zusammen.

Am anderen Morgen, den 20. August, brachen wir wieder auf, nachdem wir den Herrn um seinen Schutz auf dem Wege und den rechten Platz für die Station gebeten hatten. Unser Führer vom Tage zuvor und 6 Träger mit Buschmessern, Beilen und Aexten begleiteten uns. Gleich nach unserem Abmarsch von Mnama zogen dicke Nebel und Regenwolken herauf, so daß wir kaum hofften an dem Tage viel erforschen zu können. Der Regen wurde so stark, daß wir bald gänzlich durchnäßt waren, aber trotzdem ging es munter vorwärts. Zuerst überschritten wir den Mabululufluß, der von dem Regen schon stark angeschwollen war, dann ging's in die Mabalatiberge. Der Urwald war stellenweise schwer zu passieren, so daß die

Leute mit den Buschmessern reichlich Arbeit hatten, um unser Durchkommen zu ermöglichen. Unser Führer Chumbo war ein stets vergnügter Geselle und erheiterte mit seinen Späßen oft die ganze Gesellschaft, wenn sie in dem Regen etwas mutlos werden wollten. Da durch den starken Regen der Boden, die Baumwurzeln und umgestürzten Baumstämme sehr glatt geworden waren, so lagen wir drei Wagungu oft auf dem Rücken. Solche Scene brachte stets etwas Heiterkeit in die kleine Forschungs-Expedition. Dann ruft aber jeder Mschambaa sein „Nai“ als ein Zeichen des Mitleids, welches der Betroffene jedem einzelnen mit „Nm“ oder „ha“ beantworten muß. Auch hing dann und wann einer in Gebüsch und Dornen so fest, daß ihn ein anderer befreien mußte. Dazu ging der Regen in Strömen vom Himmel, aber es hieß stets: „Vorwärts.“ Die Begleiter sangen und jodelten ihre Wechselgesänge mit bewundernswerter Ausdauer. Auf einer Höhe angelangt, hörten wir zu unserer großen Freude wieder das bekannte Rauschen des Mabululufluſſes. Leider hatten wir durch den starken Regen und Nebel keine weitere Aussicht auf die umliegenden Berge. Wir stiegen nun hinunter zu dem Flusse, um seinen Oberlauf und womöglich seine Quelle aufzusuchen. Derselbe bot uns einen herrlichen Anblick. Das Wasser rollte von einem Felsblock zum anderen, die Ufer desselben waren mit mächtigen Schlinggewächsen und Baumfarren eingefaßt. Da das Wasser schon viel geringer war, wie an der vorhergehenden Stelle, so wußten wir, daß wir der Quelle näher waren. Es ging nun in der Nähe des rechten Ufers wieder etwas bergan, dann teilte sich der Fluß nach Süden und Norden zu; wir entschlossen uns, ihn nach der ersteren Richtung hin zu verfolgen. Wir krochen weiter durch Gebüsch und Lianen, auch gab es noch manchen umgestürzten Riesenbaum zu überklettern. Unseren Begleitern wurde das kreuz- und querlaufen im Urwalde bei dem schlechten Wetter doch etwas komisch, es war besonders an ihrem Gesange zu merken, der nicht mehr so melodisch klang wie am frühen Morgen. Da auch wir schon ziemliche Müdigkeit verspürten, so beschlossen wir, das nächste Dorf aufzusuchen, um unsere nassen Kleider etwas trocknen zu können. Dieser Beschluß wurde von seiten unserer Träger mit großer Freude begrüßt. Unser Führer hatte nun bald einen Pfad nach dem Dorfe Kunga entdeckt, und ging es nun im Laufschritt den Berg hinunter. Im Dorfe angelangt fanden wir Unterkunft im Mbueni, zu deutsch Junggesellenheim. In Usambara ist es Sitte, daß sämtliche Unverheiratete eines Dorfes in einer extra dazu bestimmten Hütte beisammen wohnen. In diesem Junggesellenheim war es äußerst gemütlich. In der Mitte brannte ein schönes Feuer, um welches wir uns im Kreise niederließen. Es wurde viel geraucht, geplaudert und gesungen. Sehr interessierten sie unsere Hörner, auf denen wir ihnen eine ganze Reihe von Liedern vorblasen mußten. Wir warteten bis 3 Uhr nachmittags; als der Regen auch da noch nicht nachlassen wollte, traten wir den Heimweg nach Mnama wieder an. Wir hatten zwar keinen bestimmten Platz

für unsere Station aussuchen können, aber es war uns allen klar, daß wir auf einem der Hügel im Quellgebiet des Mabululu einen geeigneten Platz für dieselbe finden würden. Wir zogen deshalb frohen Mutes in Mnama wieder ein, dankbar daß der treue Herr uns so vieles trotz des schlechten Wetters hatte sehen und finden lassen.

Am folgenden Tage, dem 21. August, siedelten wir mit sämtlichen Trägern und den Lasten nach Kunga über. Nachdem wir daselbst unser Zelt aufgeschlagen hatten, fand sich ein Mann aus Kunga bereit, uns die Quelle des Mabululusses zu zeigen. Wie bewaffneten wieder wie Tags zuvor einige Leute mit Buschmessern. Wir trafen nach $^3/_4$ Stunden den Mabululufluß von Südwest kommend. Wir verfolgten ihn weiter aufwärts, stiegen dann auf die linke Hügelkette. Auf der Höhe angelangt, entdeckten wir durch einige kleine Laublichtungen einen herrlichen Blick auf die Maschindëi-Gebirgskette; auch war die Aussicht in die Ebene ziemlich frei. Nach weiterer Untersuchung des Hügels fanden wir einen äußerst günstigen Platz für die Sklavenfreistätte, der aber ebenso passend ist für eine Erholungsstation. Dieser Berg heißt Lutindi, ungefähr 1300 Meter hoch gelegen.

Es war uns dreien sofort klar, daß dieser Lutindiberg der geeignetste Hügel ist, wo sich beide Stationen vereinigen lassen. Wie waren wir so froh, wie waren unsere Herzen voll Lob und Dank, daß Gott der Herr unsere Schritte zu diesem schönen Berge gelenkt hatte. Wir zogen denn unsere Hörner hervor und bliesen: „Nun danket Alle Gott", welches in dem schönen Urwald von verschiedenen Seiten wohlklingend zurückhallte. Es ging dann mit Sang und Klang den Hügel hinunter. Selbst die Wugaträger waren sehr froh und stimmten das Lied an: „Lobt froh den Herrn." In Kunga wurde es bei den Trägern und den Dorfbewohnern mit großer Freude begrüßt, daß wir endlich einen Platz gefunden hatten. Letztere freuten sich besonders darüber, daß sich Wagungu in ihrer Nähe niederlassen wollen, bei denen sie viel Pesa zu vedienen hoffen. Am Abend begrüßte uns der Häuptling im Zelt und brachte als Gastgeschenk ein Schaf und Speise, welche in Pule (gekochter Mais) und Ugali von Bananenmehl bestand. Dies Gastgeschenke geben ist ja eine schöne Sitte bei den Waschambaa; sie erwarten aber vom Europäer, daß das Gegengeschenk den Wert des ersteren bei weitem übersteigt.

Am kommenden Morgen stellten sich auf unser Hornsignal 45 Arbeiter ein. Nachdem wir einige Verse gesungen und den Herrn um seinen Beistand angefleht hatten, ging es munter an die Arbeit. Wir begannen mit dem Schlagen eines Weges zu dem Lutindiberge, welches wir um 5 Uhr nachmittags beendigten. Wir waren froh und dankbar, daß der liebe Gott uns die erste Arbeit zum Aufbau der Station hatte gelingen lassen.

Die Deutsch-Ostafrikanische Zentralbahn.*)

Von Philipp Horbach.

Nachdem der Bau einer Deutsch-Ostafrikanischen Zentralbahn festbeschlossene Sache ist, wird eine Orientierung über den Stand der Sache willkommen sein. Das Nachstehende stützt sich ganz und gar auf authentische Quellen, die mir von beteiligter Seite zur Benutzung freundlichst zur Verfügung gestellt wurden.

Am 11. März 1895 wurde in Berlin zwischen der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Deutschen Bank eine Vereinbarung bezüglich der Vorarbeiten für eine Deutsch-Ostafrikanische Zentralbahn getroffen. Es fand zunächst in der Eröffnungssitzung am 17. April 1895 die Konstituierung des Komitee's statt, das sich aus folgenden Herren zusammensetzte: als Vertreter des Auswärtigen Amtes: der Direktor der Kolonial-Abteilung, Wirkl. Geh. Legationsrat, Herr Dr. Kayser. Als Delegirte der Kolonial-Abteilung: Prinz Arenberg, Geh. Legationsrat Hellwig, Geh. Kommerzienrat Dr. Oechelhäuser, Vorsitzender. Als Delegierte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft: Finanz-Assessor a. D. Klüpfel, Kommerzienrat Lucas, Karl von der Heydt. Als Delegierte des Bankier-Konsortiums: Geh. Ober-Regierungsrat z. D. Bormann, Ober-Regierungsrat Magnus, Dr. G. Siemens, stellvertretender Vorsitzender. Zur Disposition des Komitee's: Schlobach, Premier-Lieutenant der Eisenbahn-Brigade. Als Geschäftsführer: Rechtsanwalt Dr. Zander.

Es begannen darauf unter Teilnahme des Herrn Gouverneurs Dr. v. Wißmann in der nächsten Sitzung am 22. Juni 1895 die Beratungen über die Wahl der geeignetsten Linie für die Zentralbahn. Wenn auch die Mehrzahl der Komitee-Mitglieder sich von vornherein mit dem Herrn Gouverneur der Ansicht zuneigte, daß die Zentralbahn in Dar-es-Salâm ihren Ausgang nehmen und in der Richtung der alten Karawanenstraße über Tabora zum Tanganika und Viktoria-Njanßa geführt werden müsse, so wurde doch die Entscheidung hierüber noch ausgesetzt. Dagegen fand folgender Antrag einstimmige Annahme: „In kürzester Frist geeignete Sachverständige nach Afrika zu entsenden, um die Rekognoszierungsarbeiten für die Eisenbahn von Dar-es-Salâm, event. über Bagamoyo, nach Ukami und weiter in das Innere zu beginnen und die Ergebnisse dieser

*) Ohne in eine außerhalb des Rahmens der „Afrika" liegende Untersuchung über die Rentabilität und wirtschaftliche Zweckmäßigkeit der projektierten Zentralbahn einzutreten, bringen wir dies Referat über den bisherigen Verlauf der Angelegenheit, das *gewiß um so mehr* Interesse finden wird, als unsers Wissens *eine so ausführliche* Darlegung bisher noch nicht vorliegt. D. Schriftltg.

Rekognoszierung dem Komitee thunlichst bald zugänglich zu machen, spätestens aber, sobald die Rekognoszierungsarbeiten bis zur Explorierung von Ukami gediehen sind." Herr Geh. Regierungsrat Bormann wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses betraut; derselbe reiste am 19. Oktober 1895 ab und traf am 13. November in Dar-es-Salâm ein. Die spezielle Untersuchung und Veranschlagung der Linie von der Küste bis in's Innere führte Herr Premierlieutenant Schlobach aus. Am 16. Dezember 1895 reisten Herr Geheimrat Bormann und am 10. Februar 1896 Herr Premierlieutenant Schlobach von Dar-es-Salâm ab und trafen (ersterer unterwegs durch Krankheit aufgehalten) am 15. März, letzterer am 18. März in Berlin wieder ein. Bereits unterm 19. Juni 1896 reichte das Komitee dem Herrn Reichskanzler einen sehr umfangreichen Bericht ein, in welchem dasselbe die Ergebnisse jener Vorarbeiten niederlegte. Diesen Bericht nebst dessen 13 Anlagen mit Karten benutze ich hier als Quelle dieser Darlegung.

Ursprünglich bestanden drei Projekte für die Deutsch-Ostafrikanische Hauptbahn: eine Süd-, eine Mittel- und eine Nordlinie. Das erste Projekt einer Südbahn, im Jahre 1894 von dem früheren Gouverneur, Freiherrn v. Scheele, aufgestellt, war für eine Eisenbahn von Dar-es-Salâm nach dem Nordende des Njassasees. Eine solche Bahn wäre aber offenbar nur dem südlichsten Teile der Kolonie zu gute gekommen und hätte schließlich vielleicht mehr den englischen und portugiesischen Interessen am Schire und Sambesi, als den deutschen Interessen gedient. Nach dem dritten Projekt einer Nordbahn, welches Herr Karl von der Heydt unterm 4. Juli 1895 aufgestellt hatte, sollte die Nordlinie von Tanga ausgehen, die im Bau begriffene Usambara-Eisenbahn fortsetzen und den Viktoria-Njanza an seinem Südost-Ufer beim Speke-Golf erreichen; von da sollte ein Dampfer zum Westufer des Sees fahren, und von dort die Bahn bis zum Tanganika weitergehen. Gegen diese Nordlinie sprach aber zunächst schon das geographische Moment; denn die Mitte des Schutzgebietes soll erschlossen, aber keine Bahn am Nordrand gebaut werden, die der englischen Konkurrenzbahn Mombassa-Uganda parallel laufen und in Tanga nur etwa 16 Meilen von Mombassa, der englischen Endstation, die See erreichen würde. Außerdem hatte dieses Nordbahn-Projekt noch viele andere sehr triftige Momente gegen sich. Während der 3 Monate zwischen der Rückkehr der Herren Bormann und Schlobach am 15. und 18. März 1896 und der Einreichung des Komitee-Berichtes an den Herrn Reichskanzler unterm 19. Juni 1896 entschied sich das Komitee auf Grund der Kenntnisnahme des von Bormann und Schlobach beschafften umfangreichen Materials, unter Verwerfung der Süd- und Nordlinie, endgiltig für das zweite Projekt einer Mittellinie — Zentralbahn-Projekt — welches den Namen des Herrn Geheimrats Dr. Oechelhäuser trägt. Für dieses Projekt hatten sich bereits in einer am 5. März 1891 zur Beratung über die Eisenbahnfrage für Deutsch-Ostafrika die bedeu-

tendsten Afrikaforscher und Techniker ausgesprochen, wie auch Gouverneur Dr. v. Wißmann in der Komiteesitzung vom 22. Juni 1895 sein motiviertes Votum für dieses Oechelhäuser'sche Projekt abgab und durch Protokoll, d. d. Dar-es-Salâm, 15. November 1895 — 2 Tage nach Ankunft Bormanns daselbst — noch einmal sein volles Einverständnis mit der Mittellinie aussprach; auch die Mehrzahl der Komiteemitglieder neigte sich in der gedachten Sitzung vom 22. Juni 1895 von vornherein dem Oechelhäuser'schen Projekte zu. So hat denn nun das Komitee in dem bereits erwähnten Bericht an den Reichskanzler vom 19. Juni 1896 der Regierung diese mittlere, von Dar-es-Salâm ausgehende, im großen und ganzen der alten Karawanenstraße folgende Linie über Tabora nach dem Tanganika und Viktoria-Njanßa für die Anlage der Zentralbahn empfohlen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Regierung diese Mittellinie definitiv festsetzen und demnächst eine auf dieselbe gegründete Vorlage dem Reichstage machen wird. Dieser letztere Umstand, von so großer Bedeutung, mag es rechtfertigen, daß an dieser Stelle eine nähere Darlegung über das Zentralbahnprojekt gegeben wird.

Die spezielle Begründung des Zentralbahnprojektes hat Herr Geheimrat Dr. Oechelhäuser in zwei, dem Komiteebericht an den Reichskanzler als Anlagen beigegebenen Denkschriften vom 12. Oktober 1894 und vom 6. August 1895 niedergelegt; auch der Gouverneur Dr. v. Wißmann giebt in einem, dem genannten Bericht ebenfalls anliegenden amtlichen „Gutachten, betreffend Ausgang und Richtung der Erschließungsbahn für Deutsch-Ost-Afrika", d. d. Dar-es-Salâm, 30. Oktober 1895, eine Begründung des Zentralbahnprojektes, unter ausdrücklicher Verwerfung jeder anderen Linie (doch solle die von Tanga ausgehende Usambara-Bahn als selbständige Eisenbahn bis Korogwe fortgeführt werden). Die spezielle Begründung des Zentralbahnprojektes Oechelhäusers gipfelt — wie dieser in dem Komiteebericht vom 19. Juni 1896 sagt — darin, daß diese Linie sich nicht am Nordrand unseres Schutzgebietes bewegt, sondern dessen geographische Mitte aufschließt, also ihre Anziehungskraft nach beiden Seiten und noch über die Seen hinaus in das englische Gebiet und den Kongostaat geltend machen wird; daß sie fast durchweg friedliche, stark bevölkerte und fruchtbare Gegenden durchzieht; daß von dieser Linie aus der allgemeine Landesschutz, die Förderung des Missionswesens und aller kulturellen Aufgaben, sowie die Unterdrückung des Sklavenhandels die beste Stütze finden werden; endlich daß sie für die Finanzen des Reichs vor jeder anderen Linie den Vorzug verdient, indem sie durch ihre zentrale Anziehungskraft die Ausfuhr der wichtigen abgabenpflichtigen Exportartikel nach unseren Häfen steigere, der Ausfuhr über die Landesgrenzen entgegenwirken, auch am wirksamsten die Einfuhr von Erzeugnissen deutschen Gewerbefleißes in's Innere der großen Kolonie fördern wird.

Was nun diese aus geographischen und wirtschaftlichen Gründen

gewählte Mittellinie im Ganzen betrifft, so ergiebt deren nähere Beschreibung, daß sie keinen irgendwie erheblichen technischen Schwierigkeiten begegnet. Die 4 Bauabschnitte der Zentralbahn werden folgende Längen haben:

1. Von Dar-es-Salam, einschließlich Abzweigung nach Bagamoyo, bis Mrogoro (Ukami) .	291	Kilometer.
2. Von Mrogoro bis Tabora	777	„
3. Von Tabora bis zum Tanganika	425	„
4. Von Tabora bis zum Viktoria-Njanßa . .	280	„
Summa	1773	Kilometer.

Der erste Bauabschnitt teilt sich in die 258 Kilometer betragende Hauptlinie Dar-es-Salam — Mpiyi — Mrogoro und in die 33 Kilometer lange Zweiglinie Mpiyi—Bagamoyo. Für die Abzweigung der Nebenlinie von Mpiyi nach Bagamoyo waren lediglich kaufmännische, politische und nationale Gesichtspunkte maßgebend, nachdem die Untersuchungen ergeben haben, daß das Ueberschwemmungsgebiet des unteren Kingani es verbietet, hier die Ueberbrückung desselben zu bewerkstelligen und Bagamoyo in die Hauptlinie aufzunehmen. Es ist ja allerdings sehr zu bedauern, daß Sansibar, ein so wichtiger und kapitalkräftiger Stapelplatz des internationalen Handels, den schönen Häfen unserer deutsch-ostafrikanischen Küste vorgelagert und gleichsam den wirtschaftlichen Schlüssel unseres Schutzgebietes bildend, demselben nicht hat einverleibt werden können. Aber um so berechtigter ist nunmehr das Bestreben, den Ein- und Ausfuhrhandel unseres Schutzgebietes durch unsere eigenen Häfen zu vermitteln, insbesondere Dar-es-Salâm, das im wahren Sinne des Wortes die Hauptstadt der Kolonie werden wird, mit seinem vortrefflichen Hafen zu einem Stapelplatz ersten Ranges zu erheben und so die Vermittelung Sansibars immer mehr entbehrlich zu machen. Die großartigen Vorteile einer Erschließung unseres großen Schutzgebietes durch die Zentralbahn werden hoffentlich bald die Bedeutung Dar-es-Salâms derjenigen Sansibars gleichkommen, womöglich dieselbe überflügeln lassen. Immerhin aber wäre es ein schwerer Fehler, Bagamoyo, den bisherigen Hauptstapelplatz des Verkehres mit Sansibar und des Karawanenhandels, von der Eisenbahnverbindung auszuschließen und den ganzen Verkehr nach Dar-es-Salâm abzulenken. Von der Bedeutung als Handelsplatz abgesehen, hat Bagamoyo auch deshalb natürlichen Anspruch auf einen Eisenbahnanschluß, weil es die größte Stadt unserer ostafrikanischen Besitzung ist.

Was nun den Endpunkt der ersten, in Dar-es-Salâm und Bagamoyo beginnenden, von Mpiyi ab vereinigten Baustrecke betrifft, so wurde als deren bester Endpunkt Mrogoro in Ukami ermittelt. In Mrogoro, dem Hauptort der gleichnamigen Landschaft, 258 Kilometer von Dar-es-Salâm entfernt, am Fuße des Uluguru-Gebirges im Gerengeri-Gebiete gelegen, residiert Kingo mkubwa (d. h. der Große), der Häuptling des stark bevölkerten Landes. Schlobach,

zählte im Jahre 1895 bei Kingo ca. 400 dicht bei einander gruppierte Hütten und taxiert die Bewohnerzahl auf ca. 2000 Seelen. Mrogoro ist nach afrikanischen Verhältnissen als Negerstadt zu bezeichnen. Auf dem Wege von Osten nach Westen, in der Richtung der Zentralbahn, ist Kingo der erste, stets mit zahlreichem Gefolge auftretende afrikanische Große, dem der Reisende begegnet. Während in der östlichen nach der Küste zu gelegenen Landschaft Usaramo in vielen kleinen, zerstreuten Ansiedelungen ohnmächtige Jumben, Dorfälteste im patriarchalischen Verhältnisse mit ihrer Sippe leben, begegnen wir hier bei Kingo einer organisierten Macht. Sein Befehl reicht weit über den Gerengeri und fast bis zum Kingani, und ihm wird unbedingt Folge geleistet.

Kingo ist stets ein Freund der Deutschen gewesen und es kann auf seine Unterstützung bezüglich des Eisenbahnbaues mit Sicherheit gerechnet werden. Drei Kilometer östlich von Mrogoro liegt eine katholische Missionsstation der französischen Gesellschaft des Heiligen Geistes.

Da größere Ortschaften von der Bahnlinie zwischen den beiden Endpunkten nicht berührt werden, so sind nur 3 Stationen mit erweiterten Bahnhofsanlagen in Aussicht genommen: 1. der Ausgangspunkt, Dar-es-Salâm; 2. die Mafisi-Fähre, d. i. die Stelle, wo die Bahn über den Kinganifluß führt, die noch zu bauende 35 Meter lange und 120 000 Mark kostende Kingani-Brücke, bei Kilometer 130, in der Mitte des 258 Kilometer langen ersten Bauabschnittes; 3. der Endpunkt, Mrogoro. Außerdem sollen noch 13 kleinere Haltestellen an denjenigen Orten eingerichtet werden, wo vorhandene Flußläufe oder sonstige Umstände die Errichtung von Wasserstationen zweckmäßig erscheinen lassen. Die 13 Wasserstationen, bezw. Haltestellen, welche nach den Eintragungen in den Lageplan und in das Längenprofil vorgesehen sind, haben einen durchschnittlichen Abstand von je 17 Kilometer von einander (3 + 13 = 16 Stationen = 15 × 17 Kilometer = 255 Kilometer; die Strecke beträgt 258 Kilometer). Diese 16 Bahnhöfe bezw. Haltestellen + die Beamten-Wohnungen in Dar-es-Salâm, Kingani und Mrogoro + die Betriebs-Verwaltungs-Gebäude in Dar-es-Salâm werden 880 000 + 180 000 + 150 000 Mark = 1 210 000 Mark kosten. Außerdem muß natürlich auch in Bagamoyo ein größerer Bahnhof errichtet werden. Da eine Fahrgeschwindigkeit von 20 Kilometer pro Stunde vorgesehen ist, so wird die 258 Kilometer lange Strecke Dar-es-Salâm—Mrogoro in etwa 13 Stunden, einschließlich Aufenthalt auf den Stationen in etwa 16 Stunden durchfahren werden.

Da die von Dar-es-Salâm bis Mrogoro geführte Bahn das ganze fruchtbare Ukami vollständigt aufschließt, so stellt sie auch ein in sich selbständiges wirtschaftliches Unternehmen dar, ganz abgesehen von ihrer weittragenden Bedeutung als erstes Glied der großen Zentralbahn.

Der zweite Bauabschnitt erstreckt sich in einer Länge von 777 Kilometer von Mrogoro bis Tabora. Die Hauptlinie geht von

da als die 425 Kilometer lange dritte Baustrecke in westlicher Richtung weiter bis Kawele (Udschidschi) am Tanganika-See, während der vierte Bauabschnitt als 280 Kilometer lange Linie von Tabora in nördlicher Richtung bis Mulehsi an der südlichen Ausbuchtung des Viktoria-Nyanza geht.

Auf der zweiten Baustrecke Mrogoro-Tabora soll die Bahn das 225 Kilometer von Mrogoro entfernte, an der Grenze von Usagara und Ugogo gelegene Mpuapua berühren, eine im August 1876 von der englischen Kirchenmissionsgesellschaft (Church Missionary Society) als Stützpunkt für die weite Reise nach Uganda angelegte Station mit der 1883 gegründeten Nebenstation Kisokwe. In Tabora ist eine katholische Niederlassung der französischen „Schwestern von Afrika".

Auf der dritten Baustrecke Tabora-Tanganika bleibt die Bahnlinie in geringer Entfernung südlich von Urambo, der Stadt des ehemaligen missionsfreundlichen und mächtigen Unjamwesi-Häuptlings Mirambo. Hier wurde 1879 zur Erleichterung des Weges nach dem Tanganika von der Londoner Missionsgesellschaft (London Miss. Society) eine Station angelegt. Kawele (Udschidschi), die am östlichen Gestade des Tanganika gelegene Endstation der Zentralbahn, ist die Stadt, wo Stanley 1871 den verschollenen Livingstone in größten Nöten traf und es ihm ermöglichte, noch ein weiteres Jahr für Afrika zu arbeiten.

Auf der vierten Baustrecke Tabora—Viktoria-Njanßa mündet die Zentralbahn in Mulehsi an der südlichen Ausbuchtung des Sees. In geringer Entfernung westlich von Mulehsi liegt die 1888 von den aus Uganda vertriebenen Missionaren der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft bei dem freundlichen Häuptling Makolo gegründete Station Usambiro, wo Bischof Parker und Missionar Blackburn 1888 und Alexander Mackay 1890 starben.

Was nun das Bausystem der Zentralbahn betrifft, so wurden sowohl die Seilbahn als die Schwebebahn geprüft, aber man hat die Anwendung dieser Systeme bald aufgegeben. Es kam somit nur noch die Erdbahn in Frage, und es fanden bezüglich des zu wählenden Erdbahnsystems zunächst Besichtigungen des deutschen Militär-Feldbahnsystems mit 60 Centimeter Spurweite statt; doch wurde diese Spurweite als allzu gering für die Hauptbahn befunden. Da aber von einer Anwendung des europäischen Normalspursystems von 1,435 Meter unter den dortigen Verhältnissen, der großen Kostspieligkeit halber, keine Rede sein konnte, die Schmalspurbahn also unbedingt zu adoptieren war, so drehte sich nunmehr die Erörterung um die Frage, ob eine Spurweite von 0,75 oder 1,00 Meter zu wählen sei. Man entschied sich, auf Grund des Resultats der am 2. April 1896 stattgehabten Sachverständigen-Beratungen, der 75 Centimeter Spurweite den Vorzug zu geben.

Es erhielten nunmehr die Herren Bormann und Schlobach den *Auftrag, die Bau-* und Betriebskosten der Bahn auf der Grundlage

des bewährten Erdbahn-Systems und der 75 Centimeter Spurweite für die erste Baustrecke Dar-es-Salam—Mrogoro, einschließlich der Abzweigung Mpiyi—Bagamoyo, zu veranschlagen. Der Baukosten- wie der Betriebskosten-Anschlag beruhen auf der Annahme, daß sich zunächst täglich in jeder Richtung ein Zug bewegt. Derselbe würde imstande sein, schon das 100- bis 200-fache der jetzigen, durch den Karawanenverkehr nach der Küste geschafften Lasten zu transportieren.

Der von Herrn Bormann unterm 6. Juni 1896 aufgestellte Baukosten-Anschlag, in welchen 4 Prozent Bauzinsen, Erneuerungen, Abnutzungen, Betriebsausfälle während der Bauzeit und Reservestellungen, sowie unvorherzusehende Ausgaben eingesetzt sind, schließt für die 258 + 33 = 291 Kilometer betragende erste Baustrecke Dar-es-Salam—Mrogoro, einschließlich der Abzweigung Mpiyi—Bagamoyo, mit 11 850 000 Mark ab. In diesem Betrag sind für die Abzweigung nach Bagamoyo 1 100 000 Mark vorgesehen. Hiernach stellen sich die Gesamt-Baukosten für 1 Kilometer der Hauptlinie Dar-es-Salâm—Mrogoro im Durchschnitte auf 41 667 Mark, und diejenigen für 1 Kilometer der Zweiglinie Mpiyi—Bagamoyo im Durchschnitte auf 33 000 Mark.*) Der Baukosten-Anschlag sieht für die Bauzeit 4 Jahre vor, wobei etwa 1 Jahr für Vorbereitung und Abrechnung einbegriffen ist; der eigentliche Bau wird nur $2^1/_2$, höchstens 3 Jahre beanspruchen, speziell derjenige der Zweiglinie nach Bagamoyo nur ca. 6 Monate. Es muß alles Denkbare aufgeboten werden, um die Engländer keinen Korsprung mit ihrer Bahn von Mombassa nach Uganda gewinnen zu lassen.

Es ist oben schon gesagt worden, der Betriebskosten-Anschlag beruhe auf der Annahme, daß sich zunächst täglich in jeder Richtung ein Zug bewege. Die Betriebskosten betragen, nach dem ebenfalls von Herrn Bormann unterm 6. Juni 1896 aufgestellten Anschlag, einschließlich Zentralverwaltung, jährlich 716 000 Mark oder pro Tag 1962 Mark oder pro Zug-Kilometer 3,16 Mark. Sie erhöhen sich bei einem Verkehr von zwei Zügen täglich auf 890 000 Mark im Jahr oder 2438 Mark pro Tag, vermindern sich jedoch im Verhältnis zu den beförderten Nutzlasten auf 1,95 Mark pro Zug-Kilometer. Es ist vielleicht von Interesse, aus dem Betriebskosten-Anschlag noch einiges über die Jahres-Gehälter der Beamten der Zentralbahn zu erfahren: allgemeine Verwaltung für alle Dienstzweige: der Betriebsdirektor erhält 24 000 Mark, der Maschinenmeister 18 000, der Streckenbaumeister 15 000, jeder der 2 Techniker 8000, der Sekretär 8000, der Dolmetscher 6000, der Rechnungsbeamte 6000, jeder der 2 Hülfsschreiber 4000, der Bureaudiener 3000; Streckenverdienst: jeder der 8 Bahnmeister 5000, jeder

*) Erwähnt seien im einzelnen die Arbeitslöhne: nach dem Bericht Schlobach's vom 23. Mai 1896 wird an der Küste für leichtere Arbeit ein Tagelohn von 20 Pesa = ca. 36 Pfg. bezahlt. Mehr als 80 Pfg. pro Tag incl. Verpflegung *werden jedoch auch* bei Erdarbeiten ꝛc. nicht gerechnet zu *werden brauchen.*

der 40 ständigen Arbeiter 1200; Bahnhofs-Verwaltung: jeder der 16 Bahnhofs-Verwalter 4000; Zugbegleitung: jeder der 3 Zugbegleiter 3000; Bedienung der Lokomotiven: jeder der 4 Lokomotivführer 4000; Werkstättendienst: der Werkmeister 8000, jeder der 10 Handwerker (Schmiede, Schlosser, Dreher, Holzarbeiter) 4000 Mark u. s. w. An Kohlen sind pro Jahr 905 200 Kilogramm zu 4 Pfg. = 36 208 Mark vorgesehen, sodaß jede einmalige Fahrt über die ganze Strecke täglich nicht ganz 50 Mark an Kohlen kostet. Für Beleuchtung sind pro Jahr 1029 Mark angesetzt.

Bezüglich der Rentabilität der Zentralbahn berechnet der Komitee-Bericht für den ersten Bauabschnitt Folgendes: Nach der Betriebskostenberechnung entfallen, bei täglicher Ablassung eines gemischten Güter- und Personenzuges nach jeder Richtung auf den Tag an Unkosten 1962 Mark und auf den Zug-Kilometer 3,16 Mark. Um diese Kosten zu decken, müssen also die Einnahmen mindestens den gleichen Betrag abwerfen, welcher aber schon erreicht wird, wenn mit jedem Zug 1 Person zum Satz von 10 Pfennig (etwa der deutsche Satz der ersten Klasse), 5 Personen zum Satz von 2 Pfennig (den Normalsatz der vierten Klasse auf den preußischen Staatsbahnen) und 100 Doppelzentner Güter zum Durchschnittssatz von 3 Pfennig pro Kilometer (etwa das Dreifache der deutschen Stückgütertarife) über die ganze Bahnlänge Dar-es-Salam—Mrogoro befördert werden. Um eine Verzinsung der Bahn von z. B. 3 Prozent zu erzielen, brauchen die Einnahme pro Tag nur um 946 Mark zu steigen. Die Kosten des jetzigen Karawanenverkehrs im Bereich der künftigen Zentralbahn werden auf etwa 6 Millionen Mark jährlich veranschlagt. Es ergiebt sich — wie der Bericht ausrechnet — an den jetzigen Trägerlöhnen der Karawanen ein Frachtsatz für 100 Kilogramm von etwa 15 Pfennig pro Kilometer, oder wenig unter dem 15 fachen des durchschnittlichen Frachtsatzes für Stückgüter in Deutschland. Bei solchen enormen Unterschieden zwischen Karawanen- und Eisenbahnbeförderung werden die Eisenbahn-Einnahmen für Personen- und Güterverkehr nach nicht langer Zeit ohne allen Zweifel einen Betrag erreichen, welcher die Betriebskosten decken und eine Dividende von mindestens 5% abwerfen wird.

Die vorstehend dargelegte Berechnung der Baukosten, der Betriebskosten und der Rentabilität bezieht sich nur auf den Bauabschnitt Dar-es-Salam—Mrogoro; für den zweiten, dritten und vierten Bauabschnitt liegt eine solche Berechnung nicht vor, da dieselbe einer späteren Zeit vorbehalten werden muß.

Der Komitee-Bericht stellt zum Schluß den Antrag: „Daß mit möglichster Beschleunigung, sei es auf Reichskosten, sei es mit Reichshülfe, eine Bahn von Dar-es-Salâm nach Ukami, unter Anschluß Bagamoyos, als erster Bauabschnitt einer die Küste mit den Seegebieten des Viktoria-Njanßa und Tanganika verbindenden Deutsch-Ostafrikanischen Zentralbahn, in Angriff genommen werde."

Damit verbindet das Komitee den Hinweis, wie sehr es bezüglich der der Usambara-Eisenbahn zu gewährenden Reichshilfe auf Beschleunigung ankommt, damit diese Eisenbahn ihre Linie Tanga-Muhesa ohne Arbeitsunterbrechung zunächst bis Korogwe weiterführen und diese fruchtbaren Gebiete vollständig erschließen könne.

Nach der Meinung des Komitees liegt es im Sinne unserer Kolonialpolitik und im allgemeinen Interesse, die Durchführung des großen Unternehmens der Deutsch-Ostafrikanischen Zentralbahn nicht auf Reichskosten zu übernehmen, sondern einer soliden Privat-Eisenbahngesellschaft anzuvertrauen und derselben solche Beihilfe zu gewähren, daß das deutsche Großkapital immer mehr in den Dienst der kolonialen Sache hineingezogen werde.

Vereinsnachrichten.

Unter dem 14. Oktober ist von der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes eine Antwort auf die an den Reichskanzler gerichtete Eingabe der „Kommission zur Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels“ (vgl. Seite 160 ff.) eingegangen. Aus der ausführlichen Antwort, auf die wir später noch zurückkommen werden, teilen wir hier zunächst nur mit, „daß die Kaiserliche Regierung gern bemüht ist, in internationale Verhandlungen über eine weitere Einschränkung des übermäßigen Spirituosenverbrauchs in Westafrika durch gemeinsame Erhöhung der Einfuhrzölle zu treten“.

„Zu einem für uns befriedigenden Ergebnis können diese Verhandlungen, wie bereits einer auswärtigen Regierung amtlich mitgeteilt worden ist, jedoch erst dann führen, wenn die Sicherheit dafür geboten wird, daß durch ein Zusammenwirken sämtlicher beteiligter Kolonialmächte bei Unterdrückung der Spirituoseneinfuhr im übrigen dem Handel und Verkehr aller Nationen gleicher Spielraum gewährt wird, eine einseitige Schädigung der bedeutenden Handels- und landwirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches ausgeschlossen bleibt.“

Afrikanische Nachrichten.*)

(Abgeschlossen am 31. Oktober.)

Der Wirkliche Geheime Legationsrat, Ministerialdirektor Herr **Dr. Kayser,** ist von der Leitung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes zurückgetreten. Sie hat seit dem 1. April 1890 in seinen Händen gelegen. Es wird ihm mit Grund niemand abstreiten können, daß die Entwickelung unserer Kolonien in diesen $5^1/_2$ Jahren eine aufsteigende gewesen ist, wie es denn auch sein Verdienst ist, daß die „Aera Caprivi" für unsere Kolonialpolitik nicht noch ungünstiger verlaufen ist, als wir das zu beklagen noch heute nicht aufhören können. Wir wollen es nicht unterlassen anzuerkennen, daß der bisherige Herr Kolonialdirektor, dem es in erster Linie um die wirtschaftliche Hebung unserer Kolonien zu thun war, für die Arbeiten der Mission ein reges Interesse bekundet und wie wir wissen, den beteiligten Gesellschaften seinen Rat oft erteilt und ihren Unternehmungen seine Förderung nie vorenthalten hat. Auch den Bestrebungen unsers Vereins hat er wohlwollend gegenüber gestanden und sowohl unsere Bemühungen zur Erreichung einer menschenwürdigen Behandlung der Eingeborenen und allseitigen Anerkennung ihrer Menschenrechte überhaupt durchaus gebilligt, als auch die Gründung unserer Sklavenfreistätte begünstigt. Freilich hat er in der Beurteilung der Branntweinpest und der Notwendigkeit ihrer Bekämpfung am 13. März cr. im Reichstage eine bei weitem andere Stellung eingenommen, als wir sie vertreten. Das liegt aber darin begründet, daß ihm die wirtschaftlichen Interessen obenan standen. Und hier liegt das Eine, was wir an seinem Regime auszusetzen haben, daß er eben die wirtschaftlichen Interessen nicht in allen Stücken und absolut dem höheren sittlichen Gesichtspunkte unterordnete. Es auszuführen, wie sich dieser Mangel auch in anderer Beziehung gezeigt hat, unterlassen wir, weil es uns fern liegt, an der Amtsführung des Herrn Dr. Kayser jetzt Kritik zu üben, sondern es uns eine einfache Pflicht der Dankbarkeit zu sein scheint, aus Veranlassung seines Abschieds lediglich die Verdienste hervorzuheben, die er in seiner schwierigen, ja oft wirklich dornenvollen Stellung um unsere Kolonien und damit um unser Vaterland sich erworben hat.

Die letzte Arbeit Dr. Kaysers in seinem Amte als Kolonialdirektor war die Leitung der Verhandlungen des Kolonialrates, der vom 19. Oktober an getagt hat. Wir werden über dieselben in der nächsten Nummer berichten.

Berufen zum Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes ist das bisherige Mitglied der ägyptischen Schuldenkommission

*) *Aus Mangel* an Raum beschränken wir uns für dies Mal auf unsere *deutschen Schutzgebiete*, und gedenken das Uebrige in der nächsten Nummer nachzuholen. Die Schriftleitung.

Freiherr **v. Richthofen,** dem gleichzeitig der Charakter als Wirklicher Geheimer Legationsrat beigelegt worden ist.

In **Deutsch-Ostafrika** hat der Bergassessor Bornhardt nordwestlich vom Njassa Steinkohle in mächtigen Lagerstätten entdeckt. Die Fundstätte liegt, wie wir einem Aufsatz der „Kolonial-Zeitung" vom 31. Oktober entnehmen 9° 32′ 20″ südlicher Breiter und circa 33° 44′ östl. Länge. Der Ort „ist nur 40 km. von der Stelle entfernt, wo der Songwe in den Njassa mündet. Das Land zwischen dem See und der Fundstelle ist eben und steht in blühender Kultur. So wird die Beschaffung von Arbeitern und von Lebensmitteln keine Schwierigkeiten machen. Der Songwefluß ist in seinem unteren Laufe für flacher gehende Boote schiffbar, ebenso der ihm ziemlich parallel laufende Kiwira. So wird man hoffen dürfen, daß circa 20—30 km. Feldbahn genügen werden, um die Kohle an das Wasser bringen und auf leichte Art verladen zu können." Besonders günstig ist der Umstand, daß die Kohle zu Tage liegt und ihr Abbau also keine Schwierigkeiten bereiten wird. Da ein Mangel an Brennholz für die den Njassa befahrenden Dampfer in sicherer Aussicht stand, so ist die Entdeckung dieses mächtigen Steinkohlenlager bester Qualität für unsere Kolonie ein „äußerst glückliches Ereignis".

Der Kommandeur der Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika, Oberstlieutenant v. Trotha berichtet im „Deutschen Kolonialblatt" vom 15. Oktober über seine Expedition vom Muanga am Viktoria Njanßa. Sie ist, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, so doch bis zum Tage des Berichts ohne Blutvergießen verlaufen, da es Herr v. Trotha überall durch ruhiges Schauri mit den Leuten gelang, Essen für seine Karawane zu bekommen. — Oberstlieutenant v. Trotha spricht sich dahin aus: „ich wollte überhaupt meinen Stolz darin setzen, ohne Streit meine Reise zu beendigen" und er hat es bewiesen, daß das möglich ist.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** setzt der Landeshauptmann Major Leutwein seine Bemühungen die Eingeborenen zum Militärdienst heranzuziehen fort. Die allgemeinen Gesichtspunkte, die er in dieser Beziehung für die Distriktschefs aufgestellt hat, sind höchst beachtenswert. Er sieht die Hauptaufgabe der leitenden Persönlichkeiten darin, daß sie sich das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen, da auf ihrem Verhältnis zu diesen ihre Stellung zur deutschen Schutzherrschaft beruhe.

Es gilt für alle unsere Schutzgebiete, wenn der Landeshauptmann in einem Rundschreiben an die Bezirkshauptleute vom 23. Juli cr. (vgl. „Deutsches Kolonialblatt" Nro. 20) sagt:

„Ich komme hiernach zum Schluß, daß die fernere Entwickelung der in Frage stehenden Einrichtung (Heranziehung der Eingeborenen zum Militärdienst) in erster Linie von dem Vertrauen abhängt, *welches die Distriktschefs nebst* Untergebenen den eingeborenen Distrikts-

angehörigen einzuflößen verstehen. Besonders viel lassen in den bezüglichen Bemühungen zuweilen Unteroffiziere und Mannschaften zu wünschen übrig. Aus je kleineren Verhältnissen die letzteren von Hause kommen, um so mehr scheinen sie geneigt, hier den Herrn zu spielen. An Stelle von christlicher Geduld und wohldurchdachter Erziehungsmethode pflegen bei ihnen Schroffheit und Rohheit zu treten. Solches schreckt den Eingeborenen ab, während sie für ein gerecht gehandhabtes Strafsystem, welches neben dem Wohlwollen durchaus unentbehrlich ist, volles Verständnis zeigen."

„Einige der Herren Distriktschefs drücken die Befürchtung aus, daß ausgebildete Eingeborene bei Kriegsausbruch zu den Stammesgenossen übergehen und dann mit den bei uns erhaltenen Fertigkeiten (möglicherweise auch Waffen) uns selbst gefährlich werden könnten. Diese Befürchtung ist nicht ungerechtfertigt. Auch die Engländer haben neuerdings in Matabeleland eine derartige Erfahrung gemacht. Dort sind sämtliche eingeborene Polizisten mit Waffen und Munition zu den Aufständischen übergegangen. Indessen würde ich in einem solchen Falle den betreffenden Distriktschef von Schuld nicht freisprechen können, sondern ihm sagen müssen, daß er statt wirklicher Erfolge nur Scheinerfolge erzielt und sich mit solchen begnügt hat."

„Schließlich gebe ich dem Wunsche Ausdruck, daß das Schutzgebiet nie in die Lage kommen möge, Aufstände von Eingeborenen ohne die Mithilfe von solchen bekämpfen zu müssen. Das alte Vaterland würde so viel Soldaten schicken können, als im Schutzgebiet überhaupt nur zu ernähren sind: wir würden gewiß stets siegen aber in dem weiten, zum Teil noch unbekannten Lande den Gegner nicht besiegen. Daß eine derartige Möglichkeit nicht eintritt, dafür zu sorgen, ist daher nicht nur unsere Pflicht, sondern es gebietet solches schon der einfachste Selbstunterhaltungstrieb. Ich ersuche sämtliche Herren Offiziere der Schutztruppe, auch in dieser Richtung auf ihre Untergebenen einzuwirken und ihnen namentlich immer wieder klar zu machen, daß wir die Eingeborenen notwendig brauchen ja ohne sie hier zunächst nicht bestehen können und es den höchsten Grad von Kurzsichtigkeit bedeuten würde, wenn wir sie insgesamt zu Haß und Feindschaft gegen uns erziehen würden."

Litterarisches.

Dr. Alfred Zimmermann, Die europäischen Kolonien. Schilderung ihrer Entstehung, Entwickelung, Erfolge und Aussichten. Erster Band: **Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens**, in ihrer Entwickelung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einer Karte in Steindruck: *Uebersicht* des portugiesischen und spanischen Kolonialbesitzes gegen Mitte *des 16. Jahrhunderts.* Preis geh. 10 Mk. E. S. Mittler u. Sohn, *Königl. Hofbuchhandlung*, Berlin SW 12, Kochstraße 68—71.

Nicht lange ist es her, daß der Verfasser den Kolonialfreunden unsers Vaterlandes seine „Kolonialgeschichtlichen Studien“*) darbot und schon tritt er mit dem ersten Bande eines umfangreich angelegten Werkes an die Oeffentlichkeit. Er will „mit Hilfe des an vielen Stellen verstreuten Stoffes und an der Hand der Vorarbeiten der Forscher verschiedener Nationen . . . für den Bedarf des praktischen Politikers eine zusammenhängende Darstellung der kolonialpolitischen Entwicklung der wichtigsten Staaten entwerfen“. Portugal's und Spanien's koloniale Erfahrungen sind zuerst dargestellt, da diese Staaten „die Vorbilder aller anderen Völker auf diesem Gebiete gewesen“ sind. Folgen sollen der Reihe nach die Beschreibung der Kolonialpolitik Englands, Frankreichs, Hollands und Deutschlands.

Einfach und klar ist die Schilderung der geschichtlichen Entwickelung und doch fesselt nicht blos der interessante Stoff die Aufmerksamkeit des Lesers. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand so vollständig, daß er ihn in eine gerade durch ihre Schlichtheit anziehende Form zu gießen vermochte. Nüchtern und doch nicht trocken ist seine Darstellung, so daß das Studium des vorliegenden Bandes nicht ermüdet, sondern erfrischt. Wertvoll erscheinen besonders die zusammenfassenden Urteile, die der Verfasser am Schlusse der einzelnen Abschnitte seines Buches giebt, wertvoll wegen der Gesichtspunkte, die er für die Entwickelung der Kolonialpolitik aufgefunden hat.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß der Verfasser sich ein wirkliches Verdienst mit diesem Werke erwirbt um die Vertiefung und Läuterung der bei uns herrschenden kolonialen Anschauungen. Möchte er es ungehindert zum Abschluß bringen und zu seiner Genugthuung für die große aufgewandte Mühe und Arbeit es eine weite Verbreitung finden sehen! —er.

Julius Richter, Pfarrer in Rheinsberg (Mark). **Mission und Kolonialpolitik.** Vortrag, gehalten in Berlin auf der 12. Jahresversammlung der Brandenburger Missionskonferenz. Berlin NO 43. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. Friedenstraße 9. Preis 25 Pfg.

In Nro. 3 des laufenden Jahrgangs (Seite 45 ff.) waren wir, durch die Güte des Verfassers in der Lage einen Auszug aus dem nunmehr im vollen Wortlaut vorliegenden Vortrage mitzuteilen. Wir empfehlen denselben, der durchaus unsers Vereins prinzipielle Stellung in der behandelten Frage zum Ausdruck bringt, angelegentlich. —er.

K. Kühnle, ehemaliger Lehrer am Missionshaus. **Die Arbeitsstätten der Basler Mission in Indien, China, Goldküste und Kamerun.** Mit Uebersichtskarte und Stationsbildern. Zweite, ergänzte Auflage. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis ?

Die im Titel angegebenen Arbeitsgebiete werden der Reihe nach unter folgenden Rubriken behandelt: A. das Land; B. die Bevölkerung; C. die Mission; D. die Basler Missionsstationen. Beigegeben sind am Schlusse 8 Tabellen, welche die Gesamtentwicklung der Basler Mission auf ihren Arbeitsgebieten von 1834 bis 1894, die Entwicklung derselben auf den einzelnen Gebieten und den gegenwärtigen Stand derselben auf den letzteren (am 1. Januar 1896) zur Darstellung bringen. Ein ausführliches Namen- und Sachregister macht das Buch, das sich durch eine knappe, auf Thatsachen sich beschränkende Darstellung auszeichnet, zum handlichen Gebrauch recht geeignet. —er.

---

*) Oldenburg *und Leipzig* 1895. Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-*Buchdruckerei (A. Schwartz).*

Von Kyebi nach Kumase. Eine Reise in's Hinterland der Goldküste. Ausgeführt von den Missionaren Karl Buck und Dav. Huppenbauer. Basel. Dritte Auflage. Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis 30 Pfg.

Infolge der neulichen Einnahme Kumase's durch die Engländer und der dadurch ermöglichten Wiederaufnahme der Missionsarbeit daselbst nimmt dieses Büchlein augenblicklich ein besonderes Interesse in Anspruch. —er.

Allgemeine Missions-Zeitschrift. Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde. — In Verbindung mit D. Zahn-Bremen und D. Grundemann herausgegeben von **D. Warneck.** — 23. Jahrgang. Nr. 1: Der Anteil des evangel Deutschlands an an dem Werke der Weltchristianisierung. Vom Herausgeber. — Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission. Von P. Ed. Kriete. — Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China. Von P. F. Hartmann — Missionsrundschau. Von D. Grundemann — Ein neuer Missionsatlas. — Beiblatt: Die Wandlungen im Volke der Kols nach fünfzigjähriger Missionsarbeit. Von F. Hahn. — Neueste Nachrichten über Miß Taylas Tibetische Pionier-Mission. — Eine Evangelisationsarbeit durch einen Laien in Fukien (China) — — Verlag von Martin Warneck, Berlin W., Linkstraße 4. — Jährlich 12 Hefte. — Preis 7,50 M.

Briefkasten.*)

Herrn F. W. J. A. in L. — Sie fragen nach den Adressen der deutschen evangel. Missionsgesellschaften:

1) Das Missionsdepartement der Brüdergemeine in Berthelsdorf bei Herrnhut.
2) Die evangel. luth. Missions-Gesellschaft zu Leipzig. Carolinenstraße 19.
3) Die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden (Berlin I). Berlin NO. Georgenkirchstraße 70.
4) Die Rheinische Mission zu Barmen.
5) Der Goßnersche Missionsverein (Berlin II). Friedenau, Handyeristr. 19, 20.
6) Die Hermannsburger Mission in Hermannsburg.
7) Die Schleswig-Holsteinische evangel.-luth. Missionsgesellschaft zu Breklum.
8) Die Neukirchener Missionsanstalt in Neukirchen bei Mörs.
9) Die Missionsanstalt in Neuendettelsau.
10) Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika zu Berlin W. Passauerstraße 40.
11) Evangel. Missionsgesellschaft in Basel. [Adresse aus Deutschland: Leopoldshöhe (Baden)].
12) Der Allgem. evang.-protestant. Missionsverein (Pred. Dr. Arndt) in Berlin.

---

*) Die Schriftleitung ist jeder Zeit bereit, so weit sie das vermag, einschlägige Fragen an dieser Stelle zu beantworten. Es wäre ihr lieb, wollten die Leser der „Afrika" von dem Briefkasten ausgiebigen Gebrauch machen.

Werkstätten für kirchliche Kunst

von

F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid
Westfalen

und

Berlin SW. 12
Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc.

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

AFRIKA.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Erholungsstation u. die Sklavenfreistätte des Evang. Afrika-Vereins ꝛc.	209
Die Deutsch-Ostafrikanische Zentralbahn	215
Vereinsnachrichten	223
Afrikanische Nachrichten	224
Litterarisches	226
Briefkasten	228

Nachdruck der in der „Afrika“ enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 12.

Dezember 1896.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Dritter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 3.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Zur gefälligen Beachtung!

Die Adresse des Evangelischen Afrika-Vereins ist jetzt:

Geheimer Regierungsrat H. Steinhausen
Berlin W. 57
Potsdamerstraße 73.

Alle Geld- und Wertsendungen für den Verein sind zu adressieren an
den Schatzmeister des Evangelischen Afrika-Vereins

Herrn Geheimen Kommerzienrat E. Vett
Berlin W.
Behrenstraße 48.

(Die Adresse des Schatzmeisters des „Rheinischen Verbandes" ist: Herr Major a. D. Meinecke in Crefeld.)

Freundliche Bitte an alle Leser der „Afrika".

Es bietet sich Gelegenheit abgestempelte **Briefmarken,** auch unsere gewöhnlichen 10-, 5-, 3- 2c. Pfennig-Briefmarken, zu verkaufen. Wenn sie in großen Mengen zusammen gebracht werden, kann eine erfreuliche Einnahme durch sie erzielt werden. Ich bitte deshalb die geehrten Leserinnen und Leser der „Afrika" herzlich, daß sie sich der kleinen Mühe unterziehen, von allen ihnen zugehenden Postsachen die Marken auszuschneiden und mir dieselben zuzusenden. Der Erlös soll für unsere Sklavenfreistätte verwendet werden. Ueber den Ertrag dieser Sammlung werde ich in der „Afrika" quittieren.

Groppendorf bei Hakenstedt, den 1. August 1896.

Pastor **Gustav Müller,** Schriftleiter der „Afrika".

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Ein Kaufmann über den Branntweinhandel in Westafrika.

Dem „Deutschen Kolonialblatte“ war im Laufe des Jahres ein Jahresbericht über die Deutschen Kolonien beigegeben, der erfreulicher Weise ein überaus zufrieden stellendes Gesamtbild der Entwickelung unserer Schutzgebiete darstellt.

Man hat nach Durchlesung des Berichtes das Gefühl, daß nun die ersten Schwierigkeiten der Kolonial-Politik glücklich überwunden sind. Die Gebiete erkennen sämtlich die Deutsche Regierung an und ihr Einfluß ist im beständigen Wachsen begriffen. Ueberall herrscht Ruhe und Frieden und überall fördern die Behörden durch Wegebau und Anlagen von Stationen den Handel nach Kräften. Kaufleute und Gesellschaften haben sich in allen Kolonien gefunden, welche den Plantagenbau in der Hand genommen haben, und denselben wenn auch einstweilen nur in kleinem Maßstabe betreiben, und die Regierung unterstützt durch Anlage von Versuchsgärten diese Bestrebungen.

Man kann heute schon sagen, daß der Kaffee in Ost-Afrika und Togo, die Kakaobohne in Kamerun sehr gut wächst. Es wird nur noch weniger Jahre bedürfen, und man wird den Beweis antreten können, in welchem Maße sich die jetzt zuerst tragenden Pflanzungen dann auch bezahlen. Sowie diese Frage befriedigend — oder wie es heute aussieht, sehr günstig — beantwortet sein wird, werden sich unsere Kolonien nach aller Wahrscheinlichkeit in einer Weise entwickeln, wie selbst die Kolonialfreunde es kaum je erwartet haben.

Bei dem sonst sehr ausführlichen Regierungsbericht ist dem Kenner der Verhältnisse nur eins sehr auffallend, nämlich die Nichterwähnung der Branntweinfrage. Nur bei Besprechung der Marschall-Inseln wird kurz bemerkt:

„Daß unter den Eingeborenen des Schutzgebietes Ruhe und Frieden „herrscht, ist nicht so sehr einer plötzlichen Aenderung des Charakters „der Eingeborenen zu verdanken, als vielmehr einer Reihe von „Verwaltungsmaßregeln, unter denen das Verbot des Verkaufs „von Waffen und Spirituosen an Eingeborene in erster Linie zu „zählen ist.“

Und doch steht diese Frage augenblicklich im Vordergrunde des Interesses, wenigstens für die Kolonien, in denen sie bis jetzt noch keine gesetzliche Regelung erfahren hat.

Die Regierung thut, das muß wohl jeder, der die Verhältnisse kennt, dankbar anerkennen, alles, was nur in ihren Kräften steht, um die Entwickelung der Kolonien zu fördern. Nur diesem Punkte legt sie offenbar noch nicht die Wichtigkeit bei, die ihm gebühret. Es *läßt sich nicht leugnen*, daß eine Regelung der Branntweinfrage

in Westafrika bei der Kleinheit der einzelnen Kolonien auf ganz andere Schwierigkeiten stößt, wie z. B. in Ostafrika, wo die Deutsche Regierung allein einen großen Besitz hat. Außerdem hat so lange afrikanischer Handel existiert, eine große Spirituosen-Einfuhr stattgefunden und die Eingeborenen sind in großem Maße an den Genuß von Rum und Gin gewöhnt. Wenn dies früher schon bedauerlich war, so haben sich die Verhältnisse jetzt noch ganz bedeutend verschlechtert. Heute können sich die Leute ganz andere Quantitäten Spirituosen kaufen, und kaufen sie auch, wie in früherer Zeit.

Denn die Preise für Spiritus sind in Europa sehr zurückgegangen. Die so viel größere Konkurrenz hat die Verkaufspreise sehr bedeutend herabgedrückt und schließlich erlaubt die momentane Zollgesetzgebung in Togo die Einfuhr des reinen Alkohol, der — mit Wasser an der Küste verdünnt — natürlich mit viel geringeren Kosten in der Kolonie eingeführt werden kann, wie nur 30—50 % Rum. Zugleich verdienen die Neger jetzt viel mehr wie früher. Der Handel hat sich in den letzten 10 Jahren verdoppelt und viele Eingeborene finden lohnende Beschäftigung in den Faktoreien. Eine große Zahl Dampfer läuft regelmäßig die Küste an und die Expedition derselben wird jetzt in ganz anderer Weise beschleunigt wie früher mit den Segelschiffen. Für jede Fahrt an das Schiff bekommt die Bootsmannschaft 3—5 M., so daß eine fleißige Besatzung leicht in einigen Tagen mehrere 100 Mark verdienen kann. Für die Regierung und Private gehen Expeditionen ins Innere und viele Leute finden in letzter Zeit auch auf den Plantagen Arbeit.

Infolge dessen sind die Verwüstungen, die der Branntwein jetzt schon an der Küste anrichtet, sehr schlimm.

Vor 12 Jahren, als ich zuerst nach Afrika kam, waren die Eingeborenen von Klein-Popo an der ganzen Küste als tüchtige Bootsfahrer bekannt, und es war eine Freude mit den Leuten zu arbeiten. Jede Faktorei hatte ein oder 2 eigene Bootsbesatzungen, die ihre Pflicht in vortrefflichster Weise erfüllten. Mochte die Brandung noch so sehr toben, die Leute arbeiteten doch und brachten fast regelmäßig auch bei der schlimmsten See die Waare trocken und gut an Land. Und heute? Ganz Klein-Popo stellte keine drei gute, zuverlässige Bootsmannschaften mehr. Sowie die See etwas schlecht ist, verweigern die Leute die Arbeit. Wenn etwas viel Arbeit ist und wenn sie genug verdient zu haben glauben, dann laufen sie davon. Woher diese Veränderung? Die Antwort kann nur lauten durch den unglückseligen Schnaps. Ich könnte an den Fingern eine ganze Reihe Leute herzählen, die als Kommis und als Arbeiter in meinen Diensten sich anfangs vorzüglich hielten, dann aber, als sie zu regelmäßigem Verdienst und verhältnismäßigem Wohlstand kamen, das Trinken anfingen, schließlich entlassen werden mußten und zum großen Teil elend und jämmerlich verdorben und gestorben sind.

Ich erinnere mich, daß ich einmal eine Reise mit einem sehr intelligenten und tüchtigen Eingeborenen machte. Wir fuhren in

einem Boot von Klein-Popo ins Innere. Als wir bei einem Dorfe vorbeikamen, erzählte mir mein Freund, daß dort noch eine ganze Reihe sehr alter Leute lebten; er glaube, es seien verschiedene darunter, die bereits über 100 Jahre alt seien; er könne den Leuten nach ihren Erzählungen ungefähr das Alter nachrechnen. In Klein-Popo gäbe es sehr wenig alte Männer; es sei gar kein Verhältnis gegen früher; die Leute tränken alle zu viel. Es sei so weit gekommen, daß die Sklaven von den Plantagen beim Erntefest nicht einmal mehr das übliche, dort gebraute Bier annähmen, sondern statt dessen Schnaps verlangten. Er zog dann einen Vergleich zwischen jetzt und früher und beklagte sich bitter, wie wenig heut zu Tage die Leute noch Respekt vor den grauen Haaren der Alten hätten, wie wenig die Häuptlinge Autorität besäßen und wie überhaupt die Leute so viel ruchloser und schlechter geworden seien.

Sein Bruder und er — beide sehr einflußreiche Leute — hätten einmal die Leute aus ihrem Stadtviertel gerufen, verständig mit ihnen gesprochen und ihnen vorgestellt, daß sie sich selbst zu grunde richteten, wenn sie weiter so tränken wie bisher. Sie schlügen nun vor, daß sie sich gegenseitig ein Gesetz auferlegen wollten, daß jeder, der in ihrem Viertel betrunken angetroffen werde, mit einer Tracht Prügel bestraft werden solle. Die Leute wären sämtlich auf diese Bedingung eingegangen und mancher hätte seine Strafe bekommen. Nach einiger Zeit wären die Leute aber gekommen und hätten gemeint, das Abkommen sei doch zu hart, sie wollten es wieder aufheben. Sie seien aber fest geblieben und hätten fortgefahren, die Leute zu bestrafen. Die Folge sei dann aber gewesen, daß die Leute einer nach dem andern, sowie sich Gelegenheit geboten hätte, fortgezogen sei, und sie selbst hätten die Bestrafung aufgegeben, damit ihr Viertel nicht allmählig ganz veröde.

Das sind einige Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung, die mir gerade während des Schreibens einfielen, und wie viele Zeugen giebt es nicht, besonders unter den Missionaren die Aehnliches und noch viel Schlimmeres berichten können!

Kürzlich wurde in einem Bericht über das Niger Protektorat erwähnt, die Truppe bestehe aus 16 Offizieren und 450 Mann. Dieselben seien Mohammedaner und sehr nüchtern und die mangelnde Trunksucht — so hieß es wörtlich —, müsse ausdrücklich hervorgehoben werden, weil diese Gegend (hinter Lagos) „flooded with gin“ sei.

Heute ist es in Deutschland leider noch viel zu wenig bekannt, wie viel Unheil jetzt schon durch den Schnapshandel angerichtet wird. Es mag sein, daß eine kleine Reihe von Kaufleuten sich durch diesen Handel ziemlich schnell und ziemlich mühelos bereichert. Aber zugleich muß auch auf das Allerbestimmteste betont werden, daß das Interesse dieser Kaufleute dem Interesse der Eingeborenen und der Kolonien, und dem Interesse der deutschen Industrie und des Deutschen Reiches diametral entgegengesetzt ist.

Unsere westafrikanischen Kolonien sind heute eine große, fast ununterbrochene Wildnis, Urwald und Savanne. Ueberall sind die Pioniere am Werk um die Ertragfähigkeit des Bodens zu prüfen, und, wie vorher erwähnt, die Aussichten sind sehr vielversprechende. Wenn sich wirklich diese Aussichten in einigen Jahren erfüllen, wenn wie zu erwarten steht, sich reichlich Menschen und Kapital finden, welche die günstigen Verhältnisse ausnutzen möchten, wer soll dann als Arbeiter dienen, wenn mit der weiteren Erschließung des Inneren, wenn mit Verbesserung der Verkehrswege, vielleicht gar auf Eisenbahnen, zugleich eine riesige Anschwellung der Spirituoseneinfuhr stattfindet, durch welche die Eingeborenen körperlich und sittlich verkommen und zu grunde gehen!

Die Regierung hat sich unbestreitbar durch Verhinderung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels ein großes Verdienst erworben. Die Folge wird sein, daß die außerordentlich fruchtbaren Negerstämme, da sie jetzt nicht mehr durch Fehden und Kriege dezimiert werden, sich ganz bedeutend vermehren. Was nützt aber unseren Kolonien die Vermehrung der Menschen, wenn die Regierung nicht ihre ganzen Kräfte daran setzt, diese vor den Versuchungen des moralischen Verderbens zu bewahren? Nur gesunde, arbeitsame und nüchterne Eingeborene unserer Kolonien können die erworbenen Länder zu dem machen helfen, was von unseren Kolonialfreunden angestrebt wird: Stätten, wo deutsche Arbeitskraft und deutsches Kapital ersprießliche Verwendung finden, ohne dem engeren Vaterland verloren zu gehen.

Ferner stehe ich keinen Augenblick an zu behaupten, daß heute schon die große Spirituosen-Einfuhr eine erhebliche Schädigung der deutschen Industrie darstellt.

Ein Trinker arbeitet doch nur so viel, wie er gerade nötig hat, um seiner Leidenschaft fröhnen zu können. Er wird nicht darauf bedacht sein, sich nett in Kleidung zu halten, sich ein hübsches Haus zu bauen und es gemütlich einzurichten. Bedürfnisse hat ein solcher Mann nicht, oder er befriedigt sie wenigstens nicht. Wenn die Regierung durch hohe Zölle und durch ein späteres Einfuhrverbot — es sind ja für die beabsichtigte Brüsseler Konferenz im Jahre 98 gemeinsame Maßnahmen sämtlicher Staaten beschlossen — die Spirituosen-Einfuhr einschränkt oder verhindert, dann wird ganz sicher die Einfuhr nach Afrika sich dem Wert und der Quantität nach nicht vermindern, sondern im Gegenteil im Laufe weniger Jahre wird die Einfuhr von Eisenwaren, Manufakturen, Steinzeug etc. einen solchen Umfang annehmen, wie man es heute nicht zu denken wagt.

Man kann nämlich nicht sagen, daß der unverdorbene Neger faul ist. Er arbeitet, da ihn die Not nicht treibt, vielleicht gemütlicher, — ja auch bedeutend billiger — wie die Leute bei uns. Aber er arbeitet doch freiwillig und genug, um sein tägliches Brot zu verdienen. Er erlaubt sich auch gerne einen bescheidenen Luxus in Wohnung, Kleidung und Nahrung, wenn es ihm seine Mittel

nur eben gestatten. Ich habe häufiger auf meinen Reisen im Innern Gelegenheit gehabt, morgens um 6 Uhr durch ein Dorf zu gehen und bin immer erstaunt gewesen, wie emsig diese „faulen Neger" sämtlich einer Hantierung nachgingen. Es bedeutet eine enorme Arbeitsleistung, wenn z. B. seit einer ganzen Reihe von Jahren die Einfuhr von Palmkernen in Hamburg jährlich um ca. 10 Millionen Kilo zunimmt. Diese Palmkerne, kaum so groß wie eine Haselnuß, müssen einzeln mit einem Stein oder scharfen Instrument aufgeschagen, von den anhaftenden Schalen befreit und fast ausschließlich auf dem Kopf an die Küste transportiert werden. Da kann man doch nicht von Faulheit reden.

Faul und unzuverlässig sind allerdings die Neger an der Küste, die nur zur Arbeit kommen, um sich einige Pfennige zu verdienen, um wieder Schnaps kaufen zu können. Solche Leute kann man aber doch unmöglich unverdorben nennen.

In England sind diese Mißstände viel bekannter wie bei uns und einflußreiche Kreise haben die englische Regierung veranlaßt, in einigen Kolonien z. B. in Lagos und im Niger Protektorat die Spirituosenzölle bedeutend zu erhöhen, um der immer mehr um sich greifenden Trunksucht zu steuern. Es ist von Herzen zu hoffen, daß auch unsere Regierung, die durch die Spirituosen-Einfuhr-Verbote in Ostafrika und Neuguinea bewiesen hat, daß sie die Schädlichkeit der Spirituosen-Einfuhr richtig erkannt hat, dem englischen Beispiel folgt und auch in Westafrika, wenn irgend möglich gemeinsam mit den benachbarten Kolonien, energische Maßnahmen zur Bekämpfung der übermäßigen Schnapseinfuhr trifft. —

Im Anschluß an den vorstehenden Aufsatz teilen wir eine Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung" mit, die nach mehr als einer Seite hin das ganze Interesse aller beanspruchen darf, welche in der Branntweinpest eine große Gefahr für die afrikanischen Völker erkennen.

Transvaal. Johannesburg, den 16. August. Eine bittere Enttäuschung bereitete den Rhodes'schen Agitatoren das Verbot des Ausschanks geistiger Getränke an die Eingeborenen. Präsident Krüger war nicht grundsätzlich, aber aus einigen gewichtigen Gründen gegen das Verbot im vollen Umfange, oder wenigstens gegen dessen überstürzte Einführung. Auf grund dessen wurde die Sache zu einer Lebensfrage der Goldindustrie aufgebauscht. In der Erwartung, daß die Total Prohibition im Volksraad nicht durchgehen werde, machten die „innern Feinde" die Sache zu einer Frage, an der sich zeigen werde, ob die Regierung es mit den Ausländern wohl meine, ob sie geneigt sei, Reformen zu gewähren oder die Ausländer zur Verzweiflung zu treiben, ob sie Krieg oder Frieden haben wollen. Dies alles hing nach den Erklärungen der Rhodesischen Organe von der Annahme oder Ablehnung dieser Vorlage ab, und ihr Verdruß war groß, als Präsident Krüger und der Volksraad die Vorlage gelten

Unsere westafrikanischen Kolonien sind heute eine große, fast ununterbrochene Wildnis, Urwald und Savanne. Ueberall sind die Pioniere am Werk um die Ertragfähigkeit des Bodens zu prüfen, und, wie vorher erwähnt, die Aussichten sind sehr vielversprechende. Wenn sich wirklich diese Aussichten in einigen Jahren erfüllen, wenn wie zu erwarten steht, sich reichlich Menschen und Kapital finden, welche die günstigen Verhältnisse ausnutzen möchten, wer soll dann als Arbeiter dienen, wenn mit der weiteren Erschließung des Inneren, wenn mit Verbesserung der Verkehrswege, vielleicht gar auf Eisenbahnen, zugleich eine riesige Anschwellung der Spirituoseneinfuhr stattfindet, durch welche die Eingeborenen körperlich und sittlich verkommen und zu grunde gehen!

Die Regierung hat sich unbestreitbar durch Verhinderung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels ein großes Verdienst erworben. Die Folge wird sein, daß die außerordentlich fruchtbaren Negerstämme, da sie jetzt nicht mehr durch Fehden und Kriege dezimiert werden, sich ganz bedeutend vermehren. Was nützt aber unseren Kolonien die Vermehrung der Menschen, wenn die Regierung nicht ihre ganzen Kräfte daran setzt, diese vor den Versuchungen des moralischen Verderbens zu bewahren? Nur gesunde, arbeitsame und nüchterne Eingeborene unserer Kolonien können die erworbenen Länder zu dem machen helfen, was von unseren Kolonialfreunden angestrebt wird: Stätten, wo deutsche Arbeitskraft und deutsches Kapital ersprießliche Verwendung finden, ohne dem engeren Vaterland verloren zu gehen.

Ferner stehe ich keinen Augenblick an zu behaupten, daß heute schon die große Spirituosen-Einfuhr eine erhebliche Schädigung der deutschen Industrie darstellt.

Ein Trinker arbeitet doch nur so viel, wie er gerade nötig hat, um seiner Leidenschaft fröhnen zu können. Er wird nicht darauf bedacht sein, sich nett in Kleidung zu halten, sich ein hübsches Haus zu bauen und es gemütlich einzurichten. Bedürfnisse hat ein solcher Mann nicht, oder er befriedigt sie wenigstens nicht. Wenn die Regierung durch hohe Zölle und durch ein späteres Einfuhrverbot — es sind ja für die beabsichtigte Brüsseler Konferenz im Jahre 98 gemeinsame Maßnahmen sämtlicher Staaten beschlossen — die Spirituosen-Einfuhr einschränkt oder verhindert, dann wird ganz sicher die Einfuhr nach Afrika sich dem Wert und der Quantität nach nicht vermindern, sondern im Gegenteil im Laufe weniger Jahre wird die Einfuhr von Eisenwaren, Manufakturen, Steinzeug etc. einen solchen Umfang annehmen, wie man es heute nicht zu denken wagt.

Man kann nämlich nicht sagen, daß der unverdorbene Neger faul ist. Er arbeitet, da ihn die Not nicht treibt, vielleicht gemütlicher, — ja auch bedeutend billiger — wie die Leute bei uns. Aber er arbeitet doch freiwillig und genug, um sein tägliches Brot *zu verdienen.* Er erlaubt sich auch gerne einen bescheidenen Luxus *in Wohnung, Kleidung* und Nahrung, wenn es ihm seine Mittel

nur eben gestatten. Ich habe häufiger auf meinen Reisen im Innern Gelegenheit gehabt, morgens um 6 Uhr durch ein Dorf zu gehen und bin immer erstaunt gewesen, wie emsig diese „faulen Neger" sämtlich einer Hantierung nachgingen. Es bedeutet eine enorme Arbeitsleistung, wenn z. B. seit einer ganzen Reihe von Jahren die Einfuhr von Palmkernen in Hamburg jährlich um ca. 10 Millionen Kilo zunimmt. Diese Palmkerne, kaum so groß wie eine Haselnuß, müssen einzeln mit einem Stein oder scharfen Instrument aufgeschagen, von den anhaftenden Schalen befreit und fast ausschließlich auf dem Kopf an die Küste transportiert werden. Da kann man doch nicht von Faulheit reden.

Faul und unzuverlässig sind allerdings die Neger an der Küste, die nur zur Arbeit kommen, um sich einige Pfennige zu verdienen, um wieder Schnaps kaufen zu können. Solche Leute kann man aber doch unmöglich unverdorben nennen.

In England sind diese Mißstände viel bekannter wie bei uns und einflußreiche Kreise haben die englische Regierung veranlaßt, in einigen Kolonien z. B. in Lagos und im Niger Protektorat die Spirituosenzölle bedeutend zu erhöhen, um der immer mehr um sich greifenden Trunksucht zu steuern. Es ist von Herzen zu hoffen, daß auch unsere Regierung, die durch die Spirituosen-Einfuhr-Verbote in Ostafrika und Neuguinea bewiesen hat, daß sie die Schädlichkeit der Spirituosen-Einfuhr richtig erkannt hat, dem englischen Beispiel folgt und auch in Westafrika, wenn irgend möglich gemeinsam mit den benachbarten Kolonien, energische Maßnahmen zur Bekämpfung der übermäßigen Schnapseinfuhr trifft. —

Im Anschluß an den vorstehenden Aufsatz teilen wir eine Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung" mit, die nach mehr als einer Seite hin das ganze Interesse aller beanspruchen darf, welche in der Branntweinpest eine große Gefahr für die afrikanischen Völker erkennen.

Transvaal. Johannesburg, den 16. August. Eine bittere Enttäuschung bereitete den Rhodes'schen Agitatoren das Verbot des Ausschanks geistiger Getränke an die Eingeborenen. Präsident Krüger war nicht grundsätzlich, aber aus einigen gewichtigen Gründen gegen das Verbot im vollen Umfange, oder wenigstens gegen dessen überstürzte Einführung. Auf grund dessen wurde die Sache zu einer Lebensfrage der Goldindustrie aufgebauscht. In der Erwartung, daß die Total Prohibition im Volksraad nicht durchgehen werde, machten die „innern Feinde" die Sache zu einer Frage, an der sich zeigen werde, ob die Regierung es mit den Ausländern wohl meine, ob sie geneigt sei, Reformen zu gewähren oder die Ausländer zur Verzweiflung zu treiben, ob sie Krieg oder Frieden haben wollen. Dies alles hing nach den Erklärungen der Rhodesischen Organe von der Annahme oder Ablehnung dieser Vorlage ab, und ihr Verdruß war groß, als Präsident Krüger und der Volksraad die Vorlage gelten

ließen. War doch ihrer eigenen Aussage nach der gute Wille der Regierung damit erwiesen! In den Kreisen der Industrie läßt man aber der Haltung der Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren und erblickt in dem Gesetze den ersten Schritt zu einer Reorganisation der eingeborenen (Kaffern-) Arbeit und damit zu einer neuen Aera im Goldbergbau. Inwieweit diese Erwartungen berechtigt sind, wird die Zukunft lehren. Unstreitig ist es, daß die am Rand herrschende Kantinenwirtschaft einen verderblichen Einfluß auf die schwarzen Arbeiter geübt hat; die Arbeiter wurden arbeitsunlustig und in regelmäßiger Folge arbeitsunfähig, und dies benachteiligte den Betrieb. Außerdem erblickte man in den Kantinen die Ursache zu den überhandnehmenden Golddiebstählen, die bereits auf 200000 L. im Jahr geschätzt werden. Die Kaffern selbst vergeudeten dort durchschnittlich ein Drittel ihres Lohnes, wenn nicht mehr, ersparten auf diese Weise wenig und waren unzufrieden. Jetzt ist die Versuchung aus ihrem Wege geräumt, und dies bedeutet nicht nur eine Verbesserung ihrer Lage, sondern auch eine Besserung ihrer Arbeitsleistung. Vielfach sagt man allerdings: besser manchmal betrunkene als gar keine Kaffern! Man glaubt nämlich, daß die Schwarzen die Minen verlassen werden, wenn sie des Schnapsgenusses beraubt sind, und daß eine Arbeiternot eintreten werde, daß man mit einem Worte ein kleines Uebel geheilt und ein größeres eingetauscht habe. Diese Befürchtung ist aber kaum stichhaltig; denn die besten Arbeiter, die Sulus, hielten sich fast insgesamt von den Kantinen fern; sie werden bleiben, und wenn andere Schwarze wegen des Schankverbots die Arbeit verlassen, so sind es die minderwertigen Kräfte, die man froh ist los zu werden. Dürre und Heuschreckenfraß haben in ganz Südafrika eine solche Mißernte verursacht, daß die Eingeborenen überall Not leiden; der Hunger treibt sie, Arbeit bei den Weißen zu suchen, und wenn nicht entsprechende Maßregeln getroffen worden wären, so wäre heute der Rand mit schwarzen Arbeitern überschwemmt. Zu allem kommt jetzt noch die Rinderpest. Diese treibt die Eingeborenen noch mehr nach dem Arbeitsmarkte und das Angebot übersteigt überall die Nachfrage. Man fürchtet darum nicht nur die Folgen des Schankverbotes nicht, sondern glaubt den Zeitpunkt gekommen, die viel zu hohen Löhne der eingeborenen Arbeiter — Mk. 2,50 für den Arbeitstag von 6 Stunden nebst Rast- und Schlafstelle — auf 2 Mk. herabzusetzen. Die längste Zeit war in dieser Frage keine Einigung zu erzielen. Der gemeinsame Ausschuß der Minenkammern und des Vereins der Bergwerkverwalter hat sich aber nunmehr dafür entschieden, und die Herabsetzung der Löhne wird voraussichtlich am 1. Oktober eintreten. Dies bedeutet für jede Mine, da die schwarze Arbeit den Hauptposten der Ausgaben bildet, eine große Ersparnis, für den ganzen Rand an 400,000 L. jährlich, was den Reinertrag *und damit die* Dividenden wesentlich erhöhen muß. Die Haupt*bedeutung der billigeren* Löhne liegt in der Möglichkeit des Abbaues

der goldärmeren Flötze, die den größten Theil des Landes durchziehen, und gerade deswegen glaubt man vor einer neuen Aera der Goldindustrie zu stehen — eine Erwartung, die sich hoffentlich bewahrheiten wird.

Eine herzliche Bitte zu gunsten der „Afrika".

Mit dem vorliegenden Hefte schließt die „Afrika" ihren 3. Jahrgang ab. Wir können mit Befriedigung feststellen, daß im verflossenen Jahre ihr Leserkreis sich wieder erweitert hat. Sie hat neben ihrer Bestimmung, das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins zu sein, eine ganz besondere Aufgabe. Diese besteht darin, die gesamte deutsche Kolonialpolitik mit allen ihren verschiedenen Erscheinungen und Bethätigungen am sittlichen Maßstabe des evangelischen Christentums zu messen, und danach zu beurteilen. So weit das der Raum gestattete, ist es bisher geschehen. Doch ist es unumgänglich, daß es in ausgedehnterem Maße geschieht.

Um dies zu ermöglichen, ist die Schriftleitung ermächtigt, im nächsten Jahre die einzelnen Nummern, so weit es nötig ist, bis auf 2 Bogen, d. h. 32 Seiten zu erweitern. Es soll aber trotzdem der jährliche Bezugspreis nicht erhöht werden, wiewohl auf der Hand liegt, daß sich die Kosten der Zeitschrift dadurch erheblich vermehren werden. Wir bitten deshalb die verehrten Leser der „Afrika" herzlich, uns ihre freundliche Hilfe nicht zu versagen, sondern uns thatkräftig zu unterstützen, damit unserem Blatte neue Leser gewonnen werden und unsere Vereinskasse durch die Mehrausgabe für das Blatt keinen Ausfall erleidet. Wenn jeder nur einen neuen Leser uns zuführt, so bleiben wir davor bewahrt.

Doch hat die Verbreitung der „Afrika" noch eine andere, ungleich weitere Bedeutung. Es gilt in unserm Volke eine richtige Erkenntnis der großen Aufgaben zu verbreiten, welche unserm Vaterlande durch die Besitzergreifung überseeischer Länder zugefallen sind. Gewiß sollen diese Länder wirtschaftlich erschlossen und Quellen zur Vermehrung unseres Volkswohlstandes werden. Gewiß wünscht jeder Freund unseres Vaterlandes, daß die koloniale Wirtschaftspolitik in reichstem Maße finanziellen Erfolg hat. Indes wird ein dauernder Erfolg nur dann eintreten, wenn alle Beteiligten, seien es Regierung oder Privatunternehmer, die Hebung, oder, wie man so gern sagt, die Erziehung der eingeborenen Völker, die anerkanntermaßen keineswegs auf dem Aussterbeetat stehen, als ihr Hauptziel im Auge behalten. Wie *weit aber* sind wir, von einzelnen Ausnahmen abge-

sehen, noch davon entfernt, daß dies Ziel als das Endziel anerkannt wird. Es entspricht leider der Anschauung weiter Kreise, wenn ein Afrika-Reisender, der bei uns in der Heimat eine angesehene Stellung hat, sich dahin äußert: der Neger könne nur durch Schnaps, Prügel und Tabak erzogen werden. Es sei auch unerläßliche Bedingung, nur deutsch mit ihm zu reden und ein grober Fehler, wenn man die Sprache der Neger sich aneignen wolle, um sich ihm verständlich machen zu können.

Je mehr die „Afrika" verbreitet wird, um so mehr wird sie zu der Ausrottung derartiger Anschauungen, die ein Hohn sind auf die Humanität und Civilisation, geschweige denn auf die christliche Kultur, beitragen können. Wir bedürfen in Deutschland einer öffentlichen Meinung, welche entschieden ebenso für eine kraftvolle Kolonialpolitik im allgemeinen wie ganz besonders für eine gerechte und wohlwollende Behandlung der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten eintritt.

Deshalb wiederholen wir die Bitte noch einmal, daß doch alle verehrten Leser und Leserinnen für's kommende Jahr uns je einen neuen Leser zuführen möchten. Die Schriftleitung.

Afrikanische Nachrichten.

(Abgeschlossen am 30. November.)

Der Gouverneur von **Deutsch-Ostafrika**, Major Dr. von Wißmann wird nicht nach Ostafrika zurückkehren. Seine Gesundheitsverhältnisse legen ihm die Pflicht auf, längere Zeit in Deutschland zu bleiben und sich vollständig zu kräftigen. Doch ist er nicht etwa leidend, sondern nur nicht stark genug, um das afrikanische Klima ertragen zu können. Zu seinem Nachfolger ist der Oberst Liebert vom 12. Grenadier-Regiment zu Frankfurt a. O. ausersehen. Der neue Gouverneur ist in seinem künftigen Arbeitsfelde nicht fremd, da er bereits im Auftrage des Auswärtigen Amtes Deutsch-Ostafrika besucht hat. Es ist anzunehmen, daß seine Amtsführung eine Fortsetzung der seines Vorgängers sein wird, so daß der Kolonie zu der getroffenen Wahl nur Glück gewünscht werden kann. Möchte es ihm vergönnt sein in einer langen Amtsführung die gedeihliche Entwickelung des Schutzgebietes zu fördern!

Nächst dem Wechsel im Gouvernement nimmt die Ermordung der beiden Missionare Karl Segebrok und Ewald Ovir von der evang.-lutherischen Missionsgesellschaft zu Leipzig das Haupt*interesse in Anspruch*. Sie waren damit beauftragt, am Meruberge *eine neue Station* anzulegen. Auf ihrer Reise dahin sind sie in der

Nacht vom 19. zum 20. Oktober von Eingeborenen überfallen und ermordet worden. Noch stehen nähere Nachrichten aus; nur verlautet, daß der Stationschef Hauptmann Johannes sogleich eine Expedition zur Bestrafung der Mörder unternommen hat.

Im Hinterlande von Dar-es-Salâm hat ein früherer Deckoffizier Wißmanns, namens Janke, Gold gefunden. Auf grund von Studien, die er in Südafrika gemacht hatte, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß auch in Ostafrika Gold vorkommen müsse. Ein kleines Syndikat, das sich in Dar-es-Salâm bildete, sandte ihn aus, um seine Theorie an der Wirklichkeit zu prüfen. Als vorläufiges Resultat brachte Janke 2 Centner sehr reichhaltigen Golderzes von seinem Ausfluge mit. Doch darf man an diese Entdeckung noch keine hochgespannten Hoffnungen knüpfen.

Aus **Deutsch-Südwestafrika** kommen noch immer Klagen über die Notlage. So schreibt Missionar Papst aus Rietfontein, wie wir der „Deutsch. Tageszeitung" entnehmen:

„Noch niemals seit den 19 Jahren meines Hierseins bot das Land einen traurigen Anblick. Die Stationen stehen leer. Der Hunger treibt die armen Menschen von Ort zu Ort; aber nirgends ist für sie ein rechtes Auskommen zu finden, dazu kommt die schreckliche Rinderpest, die hier im Osten ausgebrochen ist und bereits Tausende von Rindern weggerafft hat. Unter den Buschleuten herrscht Raub und Mord. Unsere Station fand ich ebenfalls leer. Die Heuschrecken hatten alles kahl gefressen; selbst die Rinde an den Bäumen schonten sie nicht. Alle Fruchtbäume in den Gärten standen entblößt von Früchten und Blättern. In den Gemeinden des Klein-Namaqualandes ist die Dürre jetzt gottlob durch kräftige Regen beendigt, so daß die Felder haben bestellt werden können. Dagegen ist die Dürre und Not im südlichen Teile des Groß-Namalandes jetzt erst recht groß geworden, so daß auch neuerdings die einkommenden Gaben dorthin gesandt werden mußten."

Es sei gleich hier angefügt, daß die Rinderpest in Südafrika immer weiter um sich greift und daß infolge davon die Gefahr der Hungersnot immer näher rückt. So schreibt Dr. Holub dem „Neuen Wiener Tagblatt":

„Hochgeehrter Herr Redakteur! Die in meinem Berichte vom 6. d. M. über die südafrikanische Seuche ausgesprochenen Befürchtungen rücksichtlich der Folgen des sich erstaunlich rasch ausbreitenden Uebels auf die Verhältnisse in jenen Gegenden haben sich leider schon bestätigt. Unter zweien der wohlhabendsten der Betschuanastämme herrscht bereits Hungersnot. Berichte von den Hauptstädten der Ba-Kuena und Ba-N'quaketse aus Mo-Lopolole und Kanja melden: „Die Haustiere sind krepiert, und was nicht krepierte, ist niedergeschossen worden; ringsum in den Wäldern ist auch alles Wild krepiert. Bei uns herrschen bereits Dysenterie und Hungertyphus, welchen Krankheiten täglich so viele Menschen zum Opfer fallen, daß es einen Stein erbarmen könnte . . . Der König der südlich

an die Ba-N'quaketse angrenzenden Ba-Rolong, Mo-N'tsiva, ist soeben gestorben; er verdient es, daß wir seiner demnächst ausführlicher gedenken." Ferner heißt es in diesem Schreiben: Khame, der Herrscher des umfangreichen Gebietes der im Norden an die Ba-Kuena angrenzenden Ost-Ba-Mangwato, hat soeben in den Augen aller, mit den Schwarzen es wohlmeinenden Engländer einen großen Triumph gefeiert. Ich habe dieses edelsten der schwarzen Monarchen in Südafrika wiederholt in meinen Vorträgen gedacht und erwähnt, daß ihm schon bei Lebzeiten ein Denkmal gebühren würde; ich habe mich auch seiner angenommen, als er von Sir Cecil Rhodes 1894 und 1895 so hart bedrängt wurde. Khame machte bekanntlich einen Besuch direkt in London und suchte dort um Schutz bei der englischen Krone nach. Dieser Schutz wurde ihm auch gewährt, namentlich in puncto der Wahrung gewisser seiner Rechte, von denen wohl das beste ist, daß er die Europäer an seine Unterthanen keinen Branntwein verkaufen läßt. Infolge einer Mißernte und anderer Umstände verbot Khame, in dessen Gebiet seit seinem in den Siebzigerjahren erfolgten Regierungsantritte kein von seinen Schwarzen begangener Diebstahl vorgekommen ist, seinen Leuten auch die Erzeugung des Kafirbieres, das die Leute aus dem Korn ihrer Riesengerste (Mo-Belle) produzierten. Ungeachtet des Umstandes nun, daß die vom Sambesi herabkommende furchtbare Seuche auch in Khame's Gebiete einbrach und die Haustiere alle dahinraffte, hatten seine Leute dank jener weisen Maßregel, wenn nun auch auf Schmalkost angewiesen, doch wenigstens am Hungertyphus noch nicht zu leiden, da ihre Getreidevorräte, die eben in den letzten Jahren nicht zur Bierbereitung verwendet worden waren, nennenswerte Restbestände zeigen."

In **Südwestafrika** richten sich aller Hoffnungen und Wünsche auf den Bau einer Eisenbahn, durch welche der Dünenstrich überwunden und der Verkehr des Binnenlandes, der bisher nur unter schier unerträglichen Strapazen für Menschen und Tiere vermittelt wird, mit der Küste erleichtert werden würde. Einstweilen haben die Kaufleute von Tsoakhaubmund eine große Hilfe durch die Lokomotive, den „Dampfochsen" des Lieutenant Troost. Die Lokomotive bringt die Waren bis zu einem Ort, wo die Frachtfahrer genügend Gras und Wasser für ihr Vieh finden und der so beschwerliche Weg nach der wasserlosen Küste wird vermieden. Der Personen- und Postverkehr von Tsoakhaubmund nach Windhoek ist ebenfalls neu geregelt worden. An Stelle der Ochsenwagen treten leichte zweirädrige Karren nach der Art der deutschen Karriolposten, welche mit sechs Pferden bespannt sind und auf großen über fünf Fuß hohen Rädern laufen. Hierdurch wird die sonst übliche Fahrzeit von 10 bis 11 Tagen auf 7 Tage reduziert. Die Postverwaltung ist somit in die Lage versetzt, im Monat regelmäßig zwei Posten nach und von der Küste zu expedieren. Gleichzeitig ist ein gedeckter Vordersitz so eingerichtet, daß 1 bis 2 Personen außer dem Postillion Platz haben

und so gleichzeitig ein geregelter Personenverkehr von Tsoakhaubmund nach Groß-Windhoek resp. Zwischenstationen entsteht.

Nach dem „Deutsch. Kolonialblatt" hat der Kaiserliche Gouverneur von **Kamerun** v. Puttkamer berichtet, daß der Lieutenant Dominik auf dem Sannaga oberhalb Ngilla bisher unbekannte Stromschnellen gefunden hat, welche die Schiffbarkeit des Stromes in Frage zu stellen geeignet sind.

Auf die englischen Ansprüche in der **Transvaal-Republik** wirft folgender Artikel der „Köln. Volks-Zeitung" ein interessantes Licht: Johannesburg und seine Bevölkerung. Bekanntlich wird in englischen Blättern seit einigen Jahren behauptet, Johannesburg im Transvaal sei der Bevölkerung nach thatsächlich eine englische Stadt, weshalb es eine große Ungerechtigkeit der Transvaal-Regierung sein sollte, daß sie dieser englischen Bevölkerung ihre „Rechte" vorenthalte. Zu diesen „Rechten" wurde namentlich die Alleinherrschaft des Englischen in dieser Stadt gerechnet. Die am Platze wohnenden Nichtengländer traten dieser großmannssüchtigen Behauptung stets entgegen; als nun nach dem Jameson'schen Räuberzuge wieder Ruhe in Johannesburg eingezogen war, beschloß die Johannesburger Ortsbehörde, allem Zweifel durch eine regelrechte Zählung ein Ende zu machen. Am 15. Juli wurde durch eine große Anzahl vertrauenswürdiger Volkszähler von jeder damals anwesenden Person Rasse, Nationalität, Konfession, Geschlecht, Alter und Beruf aufgenommen. Soeben ist nun, wie man unterm 24. Oktober dem „Amsterdamer Handelsblad" schreibt, das Ergebnis der Zählung bekannt geworden. Johannesburg hatte am 15. Juli auf einem Flächenraume von etwa 28 englischen Quadratmeilen (Kreis mit drei Meilen Radius und dem Markt als Mittelpunkt) rund 100 000 Einwohner, wovon die Hälfte Weiße. Von letzteren war ein Drittel rein englischen Ursprungs, ein zweites Drittel stammte aus englischen Kolonien und bestand hauptsächlich aus Holländisch sprechenden Afrikanern; das letzte Drittel setzte sich zusammen aus Transvaalern, Oranjestaatlern, Russen, Deutschen, Holländern usw. Abgesehen von der Unbegründetheit der englischen Ansprüche auf die Alleinherrschaft in der Stadt ergab die Volkszählung auch noch andere bemerkenswerte Einzelheiten. Von den ungefähr 20 000 männlichen Weißen der Goldstadt über 15 und unter 30 Jahren hatten kaum 900 eine rechtmäßige Gattin bei sich. Zwischen 30 und 40 Jahren gab es verheirathete 4550 Männer und 2443 Frauen, ein Zeichen, daß ein großer Teil der Männer die Gattin anderwärts wohnen hat. Dieses Verhältnis wird sich, wenn es auch gegen früher schon einen großen Fortschritt bedeutet, so lange erhalten, als das Leben in Johannesburg so teuer und für Frauen unangenehm bleibt. Beinahe die Hälfte der Johannesburger Bevölkerung ist protestantisch; dann giebt es 4800 Katholiken und

6250 Israeliten. Dem Beruf nach giebt es in Johannesburg u. a. 68 Redakteure und Korrespondenten, 87 Musikanten, 32 Jockeys, 108 Handelsreisende, 108 Uhrmacher, 7 Pianostimmer, 1030 ohne Beruf, 5484 Schüler, 3 Briefmarkensammler, 387 Stadtreiniger, 518 Eisenbahnbeamte usw.

Wie berechtigt das im Transvaal beschlossene Verbot des Verkaufes berauschender Getränke an die Eingeborenen ist, mag man aus der Berechnung ersehen, daß von den in den Randminen arbeitenden 102 000 Eingeborenen stets 1/4 infolge übermäßigen Alkoholgenusses arbeitsunfähig war. Die Schwarzen haben diese Verordnung bisher mit Gleichmut aufgenommen, wahrscheinlich gewährt ihnen die Hoffnung, daß dann der Hinterthürenhandel gewissenloser Schankwirte in Flor kommen werde, einigen Trost. Es steht zu hoffen, daß mit dem Inkrafttreten des Spiritusgesetzes — 1. Januar 1897 — auch die Zahl der von Schwarzen im Zustand der Trunkenheit begangenen Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe und die persönliche Sicherheit der Weißen sich vermindern werden. Wer die Kriminalstatistik der Stadt Johannesburg durchgeht, muß mit Schrecken wahrnehmen, wie stark vertreten in der Liste der Vergehen die schwarze Rasse ist, allein bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß 80 pCt. der Angeklagten ihre Vergehen im Zustand sinnloser Betrunkenheit begangen haben. Die südafrikanische Republik ist der erste und bis jetzt der einzige Staat in Südafrika, dessen Regierung ein derartiges Gesetz für die Eingeborenen in seinen Codex aufgenommen hat. — Ein weiterer Schritt zur Hebung der Goldindustrie ist von Seiten der Mineninteressenten selbst gethan worden, indem sie in einer Versammlung der Mitglieder der Minenkammer und der Minendirektoren beschlossen, die bisher verhältnismäßig hohen Tagelöhne der Kaffern zu reduzieren und gleichzeitig die Arbeitszeit zu normieren. Jeder Eingeborene erhält fortab täglich nicht mehr als 2 Mark nebst freier Beköstigung, welch' letztere vornehmlich in Mais besteht. Für Untergrundarbeit beträgt die Arbeitszeit 9, für an der Erdoberfläche arbeitende Schwarze 10 Stunden. Präsident Krüger hat schon vor einigen Jahren vielfach vor höhen Löhnen für die Eingeborenen gewarnt. Da es möglich ist, daß die Eingeborenen der Lohnreduktions-Verordnung, die in einigen Wochen in Kraft treten soll, Opposition zu machen versuchen werden, so hat die Regierung in Pretoria beschlossen, am entscheidenden Tage eine Polizeitruppe von 1200 Mann am Rand zu konzentrieren, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. — Auch die Sonntagsgesetz-Frage ist nun erledigt worden. Eine Vorlage im Volksraad bezweckte nämlich eine Verschärfung des Sonntagsruhe-Gesetzes, wodurch die Minen, die an Sonntagen hätten schließen müssen, stark in Mitleidenschaft gezogen worden wären. Man hat berechnet, daß dadurch ein Siebentel der Jahresförderung verloren gewesen wäre. Hätten z. B. im abgelaufenen Jahre 1895, in welchem rund 2 280 000 Unzen Gold gehoben wurden, die Arbeiten an den 52 Sonntagen

suspendirt werden müssen, so wären dadurch 324 792 Unzen oder Lstr. 1 100 000 verloren gewesen. Diese letztere Summe ist aber gleich den im vergangenen Jahre von allen Randminen zusammen ausgezahlten Dividenden. Man wird hieraus ersehen, daß es für den Volksraad keine leichte Aufgabe war, hier das Richtige zu treffen, umsomehr als die zäh an ihrem calvinistischen Glauben haltenden Buren meistens gegen die Gestattung der Sonntagsarbeit waren. Aber „Oom Paul" fand, wie so oft schon in weit schwierigeren Situationen, auch hier einen Weg, um seine gläubigen Buren und zugleich die Minen-Industriellen zu befriedigen. Es stellte sich nämlich heraus, daß nicht vollständige Sonntagsarbeit gewünscht werde, sondern nur, daß die Mühlen und die Pumpen im Gange erhalten werden und die Cyanidbehälter stets neue Füllung bekommen. Diese Arbeiten, oder mehr Ueberwachungen verlangen aber nur 4 pCt. der gewöhnlichen Arbeiterzahl, so daß die restierenden 96 pCt. ihren freien Sonntag haben und kein Arbeiter mehr als einen Sonntag im Monat beschäftigt ist.

Aus **Portugiesisch-Afrika** wird über eine unerhörte Rohheit, die gegen den deutschen Konsul, Grafen M. v. Pfeil, verübt worden ist, berichtet. Als Graf Pfeil am 17. Oktober sich zusammen mit dem französischen Konsul auf dem Perron der Eisenbahnstation Komati-Poort (Grenzstation zwischen der Bahn nach Transvaal) befand, um den nach Prätoria gehenden Zug zu erwarten, wurde er plötzlich und ohne jegliche vorherige Provokation von einem portugiesischen Beamten von hinten gefaßt und zu Boden geworfen. Der so feige Angegriffene wandte sich darauf an den Stations-Chef Cordoza, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als auch seinerseits dem Grafen einen Stoß zu versetzen, worauf dieser, entrüstet ob solch schnöder Behandlung, seinen Stock erhob und dem Stationschef einen Schlag quer über den Kopf versetzte. Dies war das Zeichen für alle anwesenden Portugiesen — unter ihnen befanden sich mehrere Polizisten — sich mit Waffen aller Art auf die beiden wehrlosen Konsuln und deren wenige Begleiter zu werfen. Graf Pfeil schlug sich zum Bureau des Stations-Chefs durch, wobei er mit der flachen Seite eines Säbels einen Hieb über die Stirne und einen zweiten über das linke Auge erhielt. Das Handgemenge nahm erst sein Ende, als der neue Eisenbahndirektor, Herr Albers, erschien. Es war auch jemand zum Sekretär des portugiesischen Gouverneurs gelaufen, allein derselbe langte zu spät auf der Station an. Gouverneur Eca sprach, als ihm die Affaire zu Ohren kam, noch spät nachts auf dem kaiserlichen deutschen Konsulat zu Lourenço Marques vor, fand aber den Grafen nicht zu Hause, weshalb er andern Tags früh nochmals im Konsulat erschien. Er drückte dem Grafen sein Bedauern über das Vorgefallene aus und sagte, daß der Stationschef von Komati Poort, sowie alle beteiligten Polizisten (schöne Polizisten das!) in Haft gesetzt worden seien. Graf Pfeil *soll sich hinsichtlich* dieser letzteren Maßnahmen befriedigt aus-

gedrückt haben. Den Portugiesen wird hoffentlich eine gehörige Lektion nicht erspart bleiben. Der Vorfall ist um so unerklärlicher, als die Beziehungen zwischen den Portugiesen und den Deutschen in Portugiesisch-Ostafrika stets nur gute waren. Die Hauptschuld dürfte wie gewöhnlich wieder auf das mangelhafte Beamtentum zurückzuführen sein. Es sei noch erwähnt, daß sich erst vor wenigen Wochen in Lourenço Marques ein ähnlicher Fall ereignete, indem vom Lande her (wahrscheinlich von der Festung) auf ein im Hafen liegendes Vergnügungsboot gefeuert und dabei ein Frau von Middelbeeg (Transvaal) lebensgefährlich verletzt wurde. Eine eigentliche Untersuchung ist in diesem Falle noch gar nicht eingeleitet worden. (Frkf. Ztg.)

Die Engländer beeilen sich sehr ihre Uganda-Bahn fertig zu stellen. Nach der „African Review" sind 40 Meilen derselben von Mombas aus jetzt fertig. Die Behörden hoffen, bis zum 1. Januar 100 Meilen fertig zu stellen. Von da an denkt man monatlich 25 Meilen bauen zu können.

Auf Interesse haben die Mitteilungen Anspruch, welche der General Sir. Herbert Kitchener über die Lage in **Sudan** einem Vertreter des „Reuter'schen Bureaus" gegenüber gemacht hat. Er sagte unter u. a.: In der Provinz Dongola geht alles friedlich zu. Die Einwohner graben eine Menge Brunnen und immer mehr Land tritt unter Anbau. In den ersten beiden Jahren werden die Finanzen voraussichtlich einige Schwierigkeiten bereiten, dann wird sich Dongola aber gut bezahlt machen. Wir waren erstaunt, daß die Derwische sich nicht in Dongola zur Wehr setzten. Es ist das erste Mal, daß sie den Mut sinken ließen und sich Hals über Kopf zum Rückzug wandten, als sie sahen, daß die ägyptische Armee sie verfolge. Bis jetzt hatten die Derwische stets angegriffen. Die Annahme, daß die Macht des Khalifen gebrochen sei, ist völlig irrig. Die Folgen des Falles von Dongola zu bemessen, ist die Zeit noch nicht gekommen. Es ist merkwürdig, daß wir während des ganzen Feldzuges die reichlichste Kunde über die Bewegungen der Derwische hatten, während diese niemals wußten, wo unsere Armee war. Das kam daher, weil die Bewohner auf unserer Seite waren. Die Grenze bei Dongola ist jetzt sehr stark. Ich glaube daher nicht, daß die Derwische zum Angriff vorgehen werden. Die Garnison kann ihn allein aushalten. Der nächste Derwischposten ist in Abu Hamed bei Berber. Metemmeh ist auch stark befestigt worden. Ehe die Derwische uns angreifen, müssen sie durch die Wüste. Deshalb können sie, außer gelegentlichen Raubzügen, nicht viel unternehmen. Jenseits von Merani sind Wasserfälle auf einer Strecke von 100 engl. Meilen und das Land ist Wüste. Was unseren Vormarsch auf Omdurman anbetrifft, so hängt viel davon ab, welchen Eindruck die Einnahme Dongolas auf die Derwische gemacht hat. Davon wissen wir noch *nichts. Wenn die* Derwische aus Omdurman vertrieben worden sind, *werden sie sich wahrscheinlich* in ihr eigenes Land, Kordofan, Bahr-

el-Ghazal oder Darfur, zurückziehen. Uganda werden sie wohl nicht näher kommen, als in der Bahr-el-Ghazal-Provinz.

Italien hat nun endlich einen, natürlich nicht günstigen, aber immerhin durchaus annehmbaren Frieden mit **Abessinien** geschlossen, dessen Inhalt wir angeben: Artikel I bestimmt das Aufhören des Kriegszustandes; er besagt, daß zwischen den beiden Ländern ewiger Friede und ewige Freundschaft bestehen wird. Artikel II bestimmt die Abschaffung des Vertrages von Utschalli, Artike III die Anerkennung der vollkommenen Unabhängigkeit Aethiopiens. Artikel IV setzt fest: Da die beiden Parteien sich über die endgiltige Festsetzung der Grenzen nicht geeinigt haben, wegen dieser Meinungsverschiedenheit aber die Friedensverhandlungen nicht unterbrochen zu sehen wünschen, wird vereinbart, daß innerhalb eines Jahres, vom Tage des Vertragsabschlusses an gerechnet, Sondergesandte der beiden Regierungen die Grenze auf dem Wege freundschaftlicher Uebereinkunft festsetzen werden. Inzwischen soll der status quo und die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna in Geltung bleiben. Artikel V besagt: Bis zur endgiltigen Grenzfestsetzung verpflichtet sich die italienische Regierung, keine Gebietsabtretung an eine andere Macht vorzunehmen, und, wenn sie freiwillig einen Gebietsteil aufgeben wollte, so würde dieser unter die äthiopische Herrschaft zurückfallen. Artikel VI vereinbart, daß zur Hebung der kommerziellen und industriellen Beziehungen eine weitere Uebereinkunft abgeschlossen werden könne. Artikel VII bestimmt, daß der gegenwärtige Vertrag durch die vertragschließenden Parteien den Mächten mitgeteit werden wird; dem Artikel VIII zufolge soll der Vertrag binnen einem Monate nach dem Datum seiner Unterzeichnung ratifiziert werden. — Das Uebereinkommen betreffend die Freilassung der Gefangenen enthält die nachfolgenden Festsetzungen: 1) Infolge des Friedensschlusses werden die Gefangenen für frei erklärt; Negus Menelik wird alle Gefangenen nach Harrar senden, um sie von da nach Zeila weitergehen zu lasien, sobald die telegraphische Ratifikation des Vertrages eingegangen ist. 2) Das italienische „Rote Kreuz" darf seine Abteilung den Gefangenen bis Gildessa entgegenschicken. 3) Da der italienische Bevollmächtigte bereitwillig die hohen Ausgaben anerkannt hat, welche die äthiopische Regierung für den Unterhalt und die Zusammenziehung der Gefangenen hatte, ist es billig, sie der äthiopischen Regierung zurückzuerstatten; der Kaiser erklärt keine bestimmte Summe festzusetzen, indem er sich völlig auf den Billigkeitssinn der italienischen Regierung verlasse.

Litterarisches.

Deutscher Kolonialkalender. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von G. Meinecke, Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung. 9. Jahrgang. Berlin 1897. Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke).

Der deutsche Kolonialkalender ist ein unentbehrliches Handbüchlein für alle diejenigen, welche sich mit Kolonialpolitik beschäftigen oder an dem Gange der Kolonialentwicklung ein Interesse haben. Er bringt die Personalien der Kolonial-Reichsbeamten in der Heimat und in den Kolonien, eine Aufzählung der einzelnen kolonialen Erwerbsgesellschaften, der Agitationsgesellschaften (vornehmlich der Deutschen Kolonialgesellschaft mit ihren Abteilungen), der evangelischen und katholischen Missionen, die Postbestimmungen für die Kolonien und im Anhang ein sehr reichhaltiges statistisches Material, die Abgrenzungen des Schutzgebiets, Ein- und Ausfuhr, Etat, die Aussichten für den Ansiedler und Stellungsuchenden in den Kolonien. Besonders erwähnenswert ist die Arbeit über die Kolonial-Ausstellung, da der Kalender sich immer mehr zu einem Adreßbuch für die Bedürfnisse der Europäer in den Tropen entwickelt. Das Buch ist in diesem Jahre mit dem Bildnis des Kaiserlichen Landeshauptmanns in Südwest-Afrika, Herrn Major Leutwein geschmückt.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung". Neunter Jahrgang. Heft 1 und 2. Preis Mk. 6,00 complet. Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag.

In der bekannten Zeitschrift wird die wichtige Frage der ostafrikanischen Zentralbahn von zwei Seiten behandelt; eine Arbeit macht sich die Anschauungen des Komitees für die Erbauung einer ostafrikanischen Zentralbahn zu eigen, während die des Grafen H. von Schweinitz auf das nachdrücklichste vor jeder Zentralbahn warnt, dagegen den Bau einer Bahn empfiehlt, welche die Küste mit einer innerhalb der wahrscheinlichen Rentabilitätsgrenze des Plantagenbaues liegenden und zum Plantagenbau geeigneten Landschaft verbindet. Im besonderen wünscht er die Fortführung der Usambara-Eisenbahn nach Korogwe, während er die Untersuchung und die praktische Inangriffnahme der anderen Landesteile, im besonderen Usagara's, noch nicht für so weit gediehen hält, um schon jetzt den Bau einer zweiten Bahn empfehlen zu können. Der Leiter der Plantage Bibundi, H. Nackow, wendet sich in kräftigen Worten gegen allerlei Erscheinungen, welche er unserer Kolonialbewegung für schädlich hält, besonders die Opposition im Parlament. Unser alter „Afrikaner" P. Reichard giebt über die Diplomatie der Afrikaner schätzbare Winke, während Dr. Scharlach zum Zwecke der Beschaffung von Geldmitteln für unsere Kolonien und der schnelleren Entwickelung zur Ausgabe von Anteilscheinen für Kolonialgesellschaften im Betrage von Mk. 10 rät. Eine längere Arbeit „Allerlei Gedanken über Siedelung in den Tropen" behandelt die äußerst wichtige Frage auf Grund der Untersuchungen des in London abgehaltenen Geographentages und stellt einige allgemein giltige Sätze auf. Dieser Jahrgang ist wie die vorhergehenden für jeden, welcher sich ernsthafter mit der Kolonialbewegung befaßt, ein unentbehrliches Hilfsmittel. Wir werden besonders auf den Artikel des Leiters der Plantage Bibundi noch zurückkommen, da uns eine eingehende Besprechung in diesem Hefte nicht mehr möglich ist.

Inhalt.

I. Den Evangelischen Afrika-Verein Betreffendes.

Seite

In das neue Jahr 3
Bericht über die Generalversammlung, 16. April 1896 114
Generalversammlung des Rheinischen Verbandes 116
Zweiter Jahresbericht des Evangelischen Afrika-Vereins 116
Ein Dank an den Evangelischen Afrika-Verein aus Nord-Transvaal . . . 128
Vereinigung zur Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels . 142, 157
Aenderung in der Geschäftsführung des Evangelischen Afrika-Vereins . . 174
Flugblätter (Nr. 4 und 5) des Rheinischen Verbandes 206
Erholungsstation für Europäer u. Sklavenfreistätte in Usambara 189, 206, 209
Eine herzliche Bitte in Bezug auf die „Afrika" 235

II. Gegen den Branntweinhandel.

Der Branntwein in Kamerun und Togo I, II 87, 119
Der Branntwein und die Eingeborenen Südafrikas 135
Verbreitung des Branntweins in Kamerun 157
Wirksame Bekämpfung des Schnapsgenusses 158
Der Branntwein in Transvaal 159, 233
Eingabe an den Reichskanzler seitens der Kommission zur Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels 169
Antwort auf die Eingabe an den Reichskanzler 223
Ein Kaufmann über den Branntweinhandel in Togo 229

III. Koloniales.

Zum Prozeß gegen den Assessor Wehlan 32
Mission und Kolonialpolitik 45
Die Kolonialdebatte im Reichstage 67
Zur Deportationsfrage 151
Ein strenges aber durchaus gerechtes Urteil 161
Die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn 215

IV. Historisches. Kulturhistorisches. Ethnologisches.

Der Islam in Deutsch-Ostafrika 6
Ein Opferfest bei Merere 19
Sitten und Gebräuche der Adeli-Neger 63
Die Moscheenbauten in Sudan I, II 70, 102
Behandlung eines Sklaven in Deutsch-Ostafrika 148
Eine Mobilmachung von Wuga und Umgegend 172
Dankenswerte Verfügungen 185
Die Sklavenfrage in Ostafrika 191

V. Afrikanische Nachrichten.

Seite

Deutsch-Ostafrika 13, 35, 59, 82, 85, 110, 133, 144, 164, 177, 197, 225, 236
Deutsch-Südwest-Afrika . 15, 38, 62, 83, 109, 131, 146, 165, 175, 225, 237
Kamerun 15, 34, 36, 82, 110, 147, 239
Togo 14, 147, 174
Britisch-Ostafrika 16, 85, 111, 166, 177, 200, 239
Zentral-Afrika 39
Südafrika 113, 133, 147, 166, 178, 237
Transvaal 16, 40, 62, 82, 147, 181, 239
Mosambik 38, 241
Madagaskar 17, 60
Kongostaat 18, 111, 133, 176, 201
Westafrika 167
Asante 18, 39
Marokko 63
Aegypten 81, 113, 147, 166, 242
Abessinien und Erythrea 18, 79, 112, 134, 147 243
Verschiedenes 181, 203
Wechsel im Direktorium der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes . 224

VI. Litterarisches.

Dr. Andreas, die Babi's in Persien 187
v. Bruchhausen, die Italiener in Afrika 42
Buck, von Kyebi nach Kumase 228
v. Bülow, Deutsch-Südwestafrika 43
Evangelischer Heidenbote 168
Evangelisches Missions-Magazin 168
Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonieen und Schutzgebieten 150
Evangelischer Missionskalender 188
Falkenhorst, Jung-Deutschland in Afrika 169
Fitzner, deutsches Kolonial-Handbuch 207
v. François, Nama und Damara 44
D. Grundmann, neuer Missionsatlas 40
Kühnle, die Arbeitsstätten der Basler Mission 227
Langhans, deutscher Kolonialatlas 188, 208
Meinecke, aus dem Lande der Suaheli 85
Meinecke, deutsche Kolonial-Kalender 1897 244
Meinecke, Koloniales Jahrbuch 244
Missionsfreund, ein populäres Missionsblatt 44
Dr. Passarge, Adamaua I, II 21, 55
Pfitzner, Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar 149
Prager, die Wißmann-Expedition 187
Richter, Mission und Kolonialpolitik 227
Schneider, in fernen Heidenlanden 188
Seidel, Geschichten und Lieder der Suaheli 168
Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan 84
Steiner, Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste 167
Thomä, zwei Bücher gegen den Mohammedanismus von Petrus Venerabilis 187
Traktate der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft . 150
D. Warneck, allgemeine Missions-Zeitschrift 228
Dr. Wohltmann, der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft . . 187
Dr. Zimmermann, die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens 226

VII. Briefkasten 228

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid
Westfalen
und
Berlin SW. 12
Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc.

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvorstehungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen Ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Hausbaugasse 7.

G. Herbert,

Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten
für
Ornate, Paramente und Ornamente,
sowie
alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.
zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.
Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.
Telephon: Amt IV. 1255.

STANFORD UNIVERSITY
Stanford
SEP 6 - 1923

Afrika.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Superintendent **Merensky** und **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

1897.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf bei Hakenstedt (Bz. Magdeburg).

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.** — **Geld- und Wertsendungen** sind zu adressieren an den Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins Geheimer Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika" quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird."

Für das Jahr 1897 gingen ein: Freiherr Dr. von Blomberg, Dziekanka, 4 Mk. — Generallieutenant z. D. von Carnap-Quernheimb, Cassel, 3 Mk. — Pastor Guidon, Prilup, 3 Mk. — Prediger E. Handmann, Sendorf, 6 Mk. — Dr. med. Kalliefe, Gramsdorf, 2 Mk. — Pastor em. Schniofsky, Berlin, 3 Mk. — Frl. von Studnitz, Breslau, 3 Mk. — Pastor em. Hoffbauer, Dessau, 2 Mk. — Frau Pastor Deimert, Ringsdorf, 2 Mk. — Oberstlieutenant a. D. Frobenius, Charlottenburg, 3 Mk. — Frau Consistorialrat Frobenius, Merseburg, 3 Mk. — Wilhelm Freiherr von Pechmann, München, 5 Mk. — Frl. Barbe Rattey in Schönbeck, M.-Strelitz, 3 Mk. — Rentner Steiniger, Erfurt, 2 Mk. — Geheimrat Poel, Erfurt, 3 Mk. — Diakonus Bösner, Erfurt, 3 Mk. — Senior Dr. Bärwinkel, Erfurt, 3 Mk. — Pfarrer Friedmann, Dittlofsroda, Post Gräfendorf, 2 Mk. 50 Pfg.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Afrika.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Superintendent **Merensky** und **D. Grundemann**

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

1897.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Ausgabestelle und verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf bei Hakenstedt (Bz. Magdeburg).

Die Bedeutung christlicher Humanität für unsere Kolonialwirtschaft.

Von Gustav Müller.

Seit das deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist, sollte füglich endlich der Streit um die Frage, ob es für unser Vaterland nützlich oder schädlich ist, überseeische Besitzungen zu haben, begraben werden. Die Geschichte hat ihn dadurch zu einem Streit um des Kaisers Bart gemacht, daß sie uns ausgedehnte und, was die Hauptsache ist, entwickelungsfähige Kolonien gegeben hat. Damit hat sie allen, denen an der Größe und am Ruhm des Vaterlandes und des deutschen Namens gelegen ist, ganz gleich ob sie von Hause aus Kolonialfreunde oder -gegner sind, die Aufgabe gestellt, in edlem Wettstreit alle ihre Kräfte anzuspannen, damit die Kolonien nach jeder Beziehung die Wohlfahrt des Mutterlandes fördern. Dazu gehört gewiß ihre wirtschaftliche Erschließung, welche sowohl bestimmt ist, den Volkswohlstand zu heben, als auch den Strom deutscher Auswanderung in Gebiete zu lenken, wo die Söhne des deutschen Volkes mit ihrer leiblichen, geistigen und sittlichen Kraft dem Vaterlande erhalten bleiben. Mit dieser wirtschaftlichen Erschließung ist gegeben, daß die Erzeugnisse der deutschen, überhaupt der europäischen Kultur in unsere Kolonien gebracht werden. Anders kann sie nicht in Angriff genommen und noch weniger durchgeführt werden. Das hat zur Folge, daß die wirtschaftliche Thätigkeit, mag sie vom Handel oder vom Plantagenbau oder wovon sonst ausgehen, unter der eingeborenen Bevölkerung einen vollständigen Wechsel im gesamten Leben herbeiführt. Es bedeutet z. B. offenbar eine große Veränderung, daß in Deutsch-Ostafrika mehr und mehr der Geldverkehr eingeführt wird und in Usambara die Eingeborenen zumeist für Geld und nicht mehr, wie früher ausschließlich, für Zeug und dgl. Geldeswert arbeiten. Solche Umgestaltung des gesamten Lebens bedeutet aber für die davon betroffenen Völker eine ernste Krisis, in der es sich um nichts geringeres handelt wie um ihren Fortbestand oder um ihren Untergang. Die Indianer Amerikas sind der klassische Beleg dafür. Und wenngleich die ursprüngliche Lebenskraft der afrikanischen Völker sie vor der Ausrottung bewahren wird, so ist doch auch für sie die Krisis ernst genug. Wir sehen an den vielen Aufständen der Stämme in Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika, wie schwer es ihnen wird, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Je weiter wir in die Gebiete eindringen, je mehr wir, um sie wirtschaftlich zu erschließen, ihre Bewohner einschnüren und in ihrem Territorialbesitz beschränken, um so größer wird der Widerstand, den sie uns entgegen setzen.

Die Geschichte der europäischen Kolonialmächte lehrt uns bis in die neueste Zeit hinein, daß die Naturvölker keineswegs bereit sind,

die Opfer europäischer Ausbeutung zu werden. Wo nur die wirtschaftliche Erschließung und das Jagen nach den Schätzen des Landes die Kolonialwirtschaft beherrscht, da säet die Kolonialpolitik Wind und erntet dafür zu seiner Zeit Sturm. Wir sollten aus den Erfahrungen, die Spanien jetzt auf Kuba macht, und die England in Südafrika, wie neuerdings wieder, so schon wiederholt gemacht hat, die Lehre ziehen, daß eine weise Kolonialwirtschaft nicht von dem Prinzip der Selbstsucht beherrscht werden darf. Diese trägt stets den Keim des Todes in sich und überliefert alle Verhältnisse, in denen sie regiert, dem Verderben.

Es wird deshalb darauf ankommen, Mittel und Wege zu finden, welche den Völkern unserer Kolonien die oben erwähnte, unleugbar vorhandene Krisis überwinden hilft, und welche geeignet sind, sie auch willig zu machen, den Reichthum ihres Landes zu ihrem eigenen und unserm Vorteil in unsere Hände zu legen. Mit einem Worte es kommt vor allem darauf an, sie mit unserer Schutzherrschaft voll und ganz auszusöhnen. Es genügt nicht, daß sie notgedrungen sich darunter beugen; sondern freiwillige Unterthanen müssen sie werden.

Es giebt einen Standpunkt, von dem aus solche Ueberlegungen lächerlich sind; für seine Vertreter ist die in Rede stehende Frage eine reine Machtfrage. Wir finden ihn neuerdings denkbar schroff ausgesprochen in „Stanley“*) von Paul Reichard, der schon früher**), aber nicht so zugespitzt, in gleichem Sinne sich geäußert hatte. Wir lesen in dem genannten Buche auf Seite 150 u. f., wo Reichard von den Verträgen spricht, welche Stanley im Kongogebiete abgeschlossen hatte:

> „Formell hatten die betreffenden Häuptlinge dem Komitee“ (d. i. Comité d'Etudes du Haut Congo, woraus zunächst die „Association internationale du Congo“ und schließlich der „Etat indépendant du Congo“ wurde) „ihre Souveränitätsrechte abgetreten. Es ist klar, daß kaum ein einziger unter ihnen eine Ahnung von der Bedeutung eines solchen Vertrages hatte, als er nach vielem Widerstreben und abergläubischen Besorgnissen mühsam ein Kreuz auf das Papier kritzelte. Darauf kam es aber nicht an, ob sich der wilde Häuptling thatsächlich seiner Herrschaft begeben hatte, denn derartige Verträge werden nur abgeschlossen, um anderen Kolonialmächten gegenüber Rechte geltend machen zu können. Von gewissen Seiten wurden alle möglichen Einwände gegen die Rechtmäßigkeit derartiger Verträge erhoben. Man sprach von internationalem Recht, von allgemeinen Menschenrechten, was auch auf die Wilden Anwendung finden solle. Man wollte bestreiten, daß jemand ein Recht zustehe, den Wilden Land wegzunehmen; das seien Gewaltakte und dergleichen Dinge. Die guten Leute, die das sagten und noch heute giebt es solche, die derartige Anschauungen haben, übersahen ganz, daß hier gewaltigere Verhältnisse in Frage kommen, wie solche im Grunde genommen nichtige Rechtsfragen. Hier ist ein Kampf entbrannt zwischen zwei Rassen auf Leben und Tod,

*) Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. 24. Band. Stanley. Von Paul Reichard. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1897.

**) *Vgl.* Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische *und wirtschaftliche Entwickelung* dargestellt von Paul Reichard. Leipzig 1892. *Verlag und Druck von* Otto Spamer. Seite 9 u. f.

und das Recht, welches dem Eroberer und dem Eindringling zur Seite steht, ist das der Selbsterhaltung und des Stärkeren, ein Recht das sich in der ganzen Natur überall überwältigend selbst verkündigt, ein Recht, auf das sich das ganze Leben aufbaut. — Noch mehr als das, der Wilde begeht ein Unrecht, wenn er uns den Eintritt nach Afrika verwehren will. Er ist nicht imstande, die ungeheueren von ihm bewohnten Gebiete auszubeuten und darf den Platz anderen, die es können, nicht wehren. Würden die Rothäute Amerikas ein Recht gehabt haben, das Eindringen der Weißen zu hindern, und ist es von diesen ein Unrecht gewesen, Amerika für sich zu erobern? Die Rothäute waren nicht mehr wert, als daß sie vertilgt wurden, und wenn der Neger die Zivilisation nicht vertragen kann und untergeht, ist auch er nicht mehr wert; nimmt er sie an, um so besser für ihn".

Diese Anschauung hat freilich kein Verständnis für den Fluch, den die Selbstsucht wie ihren Schatten im Gefolge hat. Und doch liegt es klar am Tage, was aus den beiden ersten Kolonialmächten Portugal und Spanien geworden ist, die eine andere Kolonialpolitik als die von Reichard empfohlene nie befolgt haben. Wie über sie, würde die Weltgeschichte auch über das deutsche Reich das verdammende Gericht halten, wollte es die Begründung der Fabel: „denn ich bin groß und du bist klein" zur Norm seiner Kolonialwirtschaft machen.

Es giebt allerdings ein Recht, Kolonien zu besitzen. Dies Recht ist aber wahrlich nicht das Recht des Stärkeren, sondern beruht auf der Anerkennung und der Uebernahme der Verpflichtung, die betreffenden Völker über sich selbst hinaus auf eine möglichst hohe Stufe der Kultur zu heben. Thatsächlich ist nirgends dieser sittliche Gesichtspunkt bei der Erwerbung von Kolonien maßgebend gewesen, auch bei dem deutschen Reiche nicht. Doch gewinnt sie in Wahrheit ihre Berechtigung nur durch die Anerkennug und Durchführung jener Verpflichtung.

Worauf beruht die Zukunft aller unserer Kolonien? Auf dem Plantagenbau? wer soll aber auf den Plantagen arbeiten? — auf dem Handel? wer soll aber die Erzeugnisse Afrika's zum Verkauf stellen und die europäischen Produkte dafür eintauschen? — auf Kohlen- und Metallbergwerken? wer soll aber die kostbaren Schätze zu Tage fördern? Immer wieder, und wenn wir noch viele andere Seiten in betracht zögen, lautet die Antwort, daß die eingeborene Bevölkerung die Zukunft unserer Kolonien bedeutet. Darum ist es das nächste Ziel, das zu erstreben ist, die schutzbefohlenen Völkerschaften zu willigen Unterthanen unserer Herrschaft zu machen. Daß dazu Anfänge gemacht sind, haben wir oft und mit Freuden anerkannt. Und daß diese Bemühungen für beide Teile zum Heile ausschlagen werden, unterliegt keinem Zweifel. Es ist als eine Frucht derselben anzusehen, daß der Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika den letzten Aufstand nicht allein mit seinen deutschen Truppen niederzuwerfen brauchte, sondern daß ihm einheimische Häuptlinge treu zur Seite standen.

Es wäre auf das tiefste zu beklagen, sollte unsere Kolonialpolitik *nicht auf diesem* Wege fortfahren, ja sollte sie nicht immer

mehr den Gesichtspunkt, die Eingeborenen zu fördern zu dem allein maßgebenden machen. Das würde einen unendlichen Rückschritt, die dunkelste Reaktion bedeuten. Es werden freilich immer wieder Stimmen laut, welche gegen die Anwendung und die Durchführung dieses Prinzips entschieden Widerspruch erheben. Und doch bedeutet, das glauben wir nachgewiesen zu haben, die christliche Humanität mit ihren Forderungen und Zielen für unsere Kolonialwirtschaft sowohl die sittliche Berechtigung für den Besitz von Kolonien, d. h. also nichts geringeres als die Grundlage, auf der sie beruht, als auch die Gewißheit der Dauer des Besitzes, d. h. ihren Bestand, als auch schließlich die Gewähr für die gedeihliche Entwickelung der Schutzgebiete, d. h. ihre Rentabilität.

Jüngst hat ein Kolonialpraktiker, der Leiter der Plantage Bibundi in Kamerun, H. Rackow, im „Kolonialen Jahrbuch“ *) einen Artikel „der Hemmschuh unserer Kolonialwirtschaft“ veröffentlicht. In demselben beklagt er sich bitter, daß neben anderen Gründen auch bestimmte humanitäre Bestrebungen die gedeihliche Entwickelung der Kolonien aufhalten. Er hat freilich in seinen Ausführungen nicht klar gesagt, inwiefern der Sturm der Entrüstung, der durch unser Volk ging, als die Thaten Wehlan's und Leist's hier bekannt wurden, einen „Hemmschuh unser Kolonialwirtschaft“ bedeutet hat. Doch darf seine Anschauung, nach der die bekannten Scheußlichkeiten nichts weiter „als das dem Assessor Wehlan seinerzeit vorgeworfene versehentliche Köpfeabschneiden“ bedeutet, nicht unwidersprochen bleiben. Wir weisen eine derartige Beurteilung des Wehlan'schen Gebahrens mit aller Entschiedenheit zurück. Und wenn er die Ansicht ausspricht, es habe das „liebe Publikum“ „durch sein wüstes Geschrei es dahin gebracht, daß der Angeklagte — d. i. Leist — lediglich im Sinne der öffentlichen, aber künstlich geleiteten Meinung gemaßregelt wurde“, so entspricht sie durchaus nicht der Wirklichkeit. Die öffentliche Meinung war in diesem Falle so ganz und gar nicht künstlich geleitet, daß die gesamte deutsche Presse vom äußersten rechten bis zum äußersten linken Flügel sich in einer einzig dastehenden Einstimmigkeit mit Entrüstung über ihn aussprach. Wenn die Bewegung, welche aus Anlaß dieser Fälle durch unser Volk ging, auf Herrn Rackow den Eindruck macht, daß er sagt: „Während man früher zunächst darauf bedacht war, wie man bei Gründung europäischer Niederlassungen den Europäer gegen den wilden Afrikaner schütze, scheint sich in der heutigen Kolonialpolitik alles darum zu drehen, wie der Wilde gegen den kultivierten Europäer zu schützen sei“, so geben wir ihm allerdings insofern Recht, als es in der That nicht nur den elementaren Forderungen der Sittlichkeit, sondern auch der Ehre des deutschen Namens entspricht, daß die Neger nicht der Willkür der „kultivierten Europäer“ nach Art der Leist, Wehlan, Schröder und Genossen preisgegeben werden. Daß

*) *Koloniales* Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der *Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis*. Herausgegeben von Gustav Meinecke. *IX. Jahrg., Heft 1, 2, Seite 31—48.*

unsere Kolonialpolitik damit nicht darauf verzichtet, darauf bedacht zu sein, wie sie „den Europäer gegen den wilden Afrikaner schütze“ sowohl in bezug auf sein Leben als auch in bezug auf seine kolnialwirtschaftlichen Interessen, sollte Herr Rackow als langjähriger „Kameruner“ doch wissen und anerkennen. Oder sind nicht die Expeditionen der dortigen Schutztruppe bis in die neueste Zeit hinein dem europäischen Handel zu gute unternommen, oder doch wenigstens zu gute gekommen? Die Kolonialwirtschaft hat selbstverständlich das Gedeihen und noch mehr die Rentabilität ihrer Unternehmungen im Auge. Daß sie es nicht vergesse, daß es Menschen, wenn auch keine weißen, sondern schwarze, sind, auf deren Arbeitslust und Arbeiskraft, auf deren Wohlergehen das Gedeihen ihrer Anlagen beruht, dafür zu sorgen ist die Aufgabe der christlichen Humanität.

Es ist nötig Herrn Rackow gegenüber diese ihre Aufgabe auch in bezug auf seine Aeußerungen über die Prügelstrafe festzuhalten. Er beklagt es, daß die Verordnung des Reichskanzlers vom 22. April 1896 wegen Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und der Disziplinargewalt gegenüber den Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten von Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo die Anwendung der Prügelstrafe auf Weiber schlechterdings verbietet. Er beruft sich auf seine persönliche Erfahrung, daß nach Bekanntmachung jener Verordnung die auf seiner Plantage beschäftigten „als gemeine Meuterer zum Tode verurteilten und zur lebenslänglichen Strafarbeit begnadigten sogenannten Dahomeweiber“ nicht mehr arbeiteten, und der Gouverneur diese Sträflinge eben aus Anlaß dieser Verordnung außer Landes brachte. Doch legen wir dieser Erfahrung keinen großen Wert bei; denn es ist bei den in Rede stehenden Weibern gar nicht der Versuch gemacht, die angeführte Verordnung voll und ganz in Anwendung zu bringen, Da der mit der Ausübung der Strafgerichtsbarkeit betraute Beamte nach § 7 die Arbeitnehmer, wie viel mehr die Strafarbeiterinnen, wegen Trägheit, Widersetzlichkeit mit Kettenhaft bis zu 14 Tagen bestrafen darf, muß die Verordnung als streng genug und deshalb für geeignet gehalten werden, faule Arbeiter immer zur Arbeit zu zwingen. Jedenfalls halten wir das absolute Verbot, die Prügelstrafe auf Weiber anzuwenden, für durchaus notwenig. Denn körperlich gezüchtigt zu werden, ist auch des schwarzen Weibes unwürdig. Wir wiederholen Merensky's Urteil vom März 1894 als eben die Thaten Leist's bei uns bekannt geworden waren.*)

> „Die Ereignisse in Kamerun haben . . . die Aufmerksamkeit noch auf eine andere Angelegenheit gelenkt, auf das Auspeitschen von Weibern nämlich, das ihre Männer in eine Meuterei trieb, die ihrer ganzen Natur nach eine That der Verzweiflung genannt werden muß. Obwohl der amtliche Bericht die Meuterei der Leute auf eine andere Ursache zurückführt, nämlich auf Unzufriedenheit mit ihrer Bezahlung, so weiß jeder Kundige, daß Klagen über Löhnung und Nichtzahlen des Lohnes die Schwarzen wohl dazu treiben, dem Dienst zu entlaufen, oder widersetzlich zu werden, niemals

*) Afrika 1894, Seite 35 f.

aber zu blutiger Meuterei. Die Weiber wurden, wie es heißt, vor der Front einer Kompagnie ausgepeitscht, in der ihre Männer standen, die sich dann dafür zu rächen suchten. Wie diese That ohne andere wilde Instinkte, nur aus Rache für die den Weibern angethane Schmach verübt wurde, geht daraus hervor, daß die Meuterer den kranken Unteroffizier Meinecke, von dem sie überrascht wurden, als sie die Munitionskammer erbrachen, der aber an jener Exekution unschuldig war, nicht töteten, sondern fortschickten. Nicht einmal arabische Sklavenhändler sollen es wagen, Frauen vor den Augen ihrer Männer peitschen zu lassen. Wir protestieren dagegen, daß von Beamten des deutschen Reiches „freigekaufte" Weiber, „Gouvernementsweiber" werden sie in einem Berichte genannt, wie Sklavinnen behandelt werden, ja wir protestieren gegen jedes Auspeitschen von Weibern, also dagegen, daß die Prügelstrafe an Weibern in Afrika vollzogen wird. In keiner englischen Kolonie würde ein Gouverneur es wagen dürfen, ein Weib peitschen zu lassen. Als vor Jahren einige Deutsche in der Natalkolonie an einen englischen Magistrat das Ansinnen stellten, er sollte ein paar Suluweiber hauen lassen, erhielt er die Antwort: „Was denken Sie? Wenn ich das thäte, würde sich ganz England wider mich erheben!" Man betrachtet eben in Deutschland die Schwarzen noch zu wenig als Menschen. Den Deutschen, der sein Weib schlagen ließe, ohne die Schmach zu rächen, würde man für ehrlos erklären, vom Schwarzen aber verlangt man, daß er die gleiche Schmach ruhig erduldet".

Herr Rackow ist ferner sehr böse darüber, daß hier in der Heimat von einer „Branntweinpest" in Afrika geredet wird. Diese Behauptung, sagt er, rief in Kamerun „genau dieselbe Verblüffung hervor, wie wenn jemand die Behauptung aufstellte, in Deutschland nehme das Laster des Opiumrauchens überhand". Er glaubt als „alter Afrikaner", der „den Verhältnissen bedeutend näher steht", darauf hinweisen zu sollen, „daß die von Europa nach Afrika ausgeführte Menge an Spirituosen eine so große Kleinigkeit darstellt, daß, nach Köpfen berechnet, noch nicht ein Fingerhut voll pro Tag auf den einzelnen Konsumenten entfällt, und somit wohl die Frage nahe liegt, wo eigentlich die Branntweinpest herkommen soll. Wenn ich hier von Konsumenten spreche, so meine ich eben nur die Einwohner des dunkeln Erdteils, welche hier in Frage kommen, nämlich die Bewohner eines schmalen Küstengürtels, über welchen der Branntwein nicht hinaus kommt." Es ist schade, daß das rosige Licht, in dem Herrn Rackow der Branntweinhandel in Kamerun erscheint, unsern Augen vollständig verborgen ist. Ohne hier des Näheren auf diese Frage einzugehen, verweisen wir ihn nur auf die beiden Thatsachen, 1) daß für die „Bewohner des schmalen Küstenstriches, über welchen der Branntwein nicht hinaus kommt", deren Zahl denn doch mit 100 000 eher zu hoch als zu niedrig gegriffen ist, im Jahre 1895 im ganzen 1 402 856 Liter Spirituosen, außer Bier, Wein und Champagner, eingeführt sind; und daß der Wert dieser Spirituosen 14 % vom Wert der Gesamteinfuhr ausmacht, wogegen der Wert der eingeführten Baumwollenwaaren nur 23,16 % beträgt. — 2) machen wir ihn darauf aufmerksam, daß im Jahre 1895 der Wert der Gesamteinfuhr gegen das Jahr 1894 um 1 039 222 Mk. abgenommen hat, und daß, während die eingeführten Baumwollenwaaren daran mit 614 467 Mk. beteiligt sind, die Spirituosen dabei nur mit 167 840 Mk.

in Frage kommen. Gegen die Anerkennung der Thatsache, daß in West-Afrika, Kamerun nicht ausgenommen, die Branntweinpest vorhanden ist, wird sich Herr Rackow angesichts dieser Zahlen nicht wehren können. Ob er allerdings die Notwendigkeit, sie aus der Welt zu schaffen, zugiebt, erscheint so lange zweifelhaft, als er es für wünschenswert erklärt, daß der Neger „Gelegenheit findet, auch teilweise sein Geld, d. h. seine Produkte, in deutschem Branntwein anzulegen", damit er nur ja nicht „mehr baumwollene Schundwaare englischer Abstammung gegen seine Landesprodukte" eintauscht. Hier haben wir einen eklatanten Beleg für unsere Behauptung, daß die Kolonialwirtschaft ausschließlich die Rentabilität ihrer Anlagen im Auge behält. Es ist die schließliche Konsequenz davon, daß die Neger unserer Schutzgebiete lieber einen großen Teil ihres Geldes in deutschem Branntwein anlegen, d. h. zu Säufern werden und verkommen mögen, als daß sie ihre Baarschaft für englische Baumwollenwaren hingeben! Da hat die christliche Humanität geradezu die Aufgabe, **das Gewissen der Kolonialwirtschaft** nicht blos zu schärfen, sondern sogar zu vertreten, damit sie nicht in bedenklichen sittlichen Irrtümern gefangen bleibt. Wenn Herr Rackow meint: „Das Bedenkliche bei der Agitation gegen den Schnapshandel in den Kolonien ist ferner, daß dabei die Auffassung mit unterläuft, der Schnapsverkäufer müsse nun ein elender Sünder, so etwas wie der Auswurf der Menschheit sein", so ist uns diese Auffassung in der ausgedehnten Litteratur, die wir über den afrikanischen Branntweinhandel kennen, nirgends begegnet. Aber das ist allerdings unsere Meinung, daß der verderbliche, Leib, Seele und Geist der Neger zugrunderichtende Schnapshandel als ehrlos gebrandmarkt zu werden verdient; denn die Flut des durch ihn angerichteten Verderbens ist zu groß.*)

Schließlich glaubt Herr Rackow auch der Mission eins anhängen zu müssen. Er klagt sie an, daß sie so wenig Erfolg habe und daß er, wenn sie Erfolg habe, sehr zweifelhafter Natur sei. „Ich habe wenigstens", schreibt er, „trotz langjähriger Praxis, zwischen den sich hier Christen nennenden Negern und den ungetauften keinen andern Unterschied herausfinden können, als daß sich erstere nicht mehr wie jene mit sogenanntem Handelsrum, die Flasche zu 50 Pfg., begnügen, sondern sich einbilden, daß es nun Kognak, die Flasche zu 5 Mk., sein müsse, wie sie mancher Europäer hierselbst trinkt, also der rechtschaffene Christ zu beanspruchen habe. Auch dadurch noch unterscheidet sich der heidnische Neger von dem sich Christ nennenden, daß er, wenn auch unter Schwierigkeiten, sich doch auch ab und zu zur Thätigkeit bewegen läßt, während jener bei der Zumutung, zu arbeiten, ein Gesicht schneidet, als zweifele er an dem normalen Ver-

*) Eingehend ist die Branntweinfrage behandelt in dem Artikel: „Der Branntwein in Kamerun und Togo". „Afrika" 1895, Seite 87 ff. u. 119 ff. — Im Separatabdruck, gegen Einsendung von 13 Pfg. postfrei, zu beziehen durch die Schriftleitung. —

stande des Europäers, der solchen Gedanken laut werden läßt." Diese Angriffe auf die Mission sind keineswegs neu. Sie treffen sie aber nicht, wenngleich sie noch so oft wiederholt werden. Herr Rackow redet von den Bewohnern der Küste. Wer weiß, ob alle sich Christen nennenden Neger, die ihm begegnet sind, wirklich Christen waren, und wenn ja, ob sie nicht längst um ihres unchristlichen Lebenswandels willen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sind. Daß Herr Rackow auch andere Christen als diese von ihm beschriebenen Karrikatur-Christen an der Küste kennen gelernt hat, sagt er nicht. So ist ihm zu raten, daß er sich die Mühe nicht verdrießen läßt, eine Missionsstation hinter dem von ihm gekennzeichneten Küstensaum aufzusuchen, damit er auch andere Christen, wirkliche Gläubige aus den Heiden, kennen lernt. Dann wird er, wenn er wieder über die schwarzen Christen in Kamerun schreibt, etwa sagen: zwischen den Christen an der Küste und im Innern ist ein großer Unterschied; an den letzteren kann man doch sehen, wozu das Christentum die Heiden machen kann. Er wird dann gewiß auch nicht mehr mit süßsaurer Miene an sein Missionsscherflein denken, das er alle Jahre darbringt, sondern sich freuen, an seinem Teile dazu zu helfen, daß der Same der Wiedergeburt unter die heidnische Bevölkerung Kameruns reichlich ausgesäet werden kann. Darauf daß unsere schutzbefohlenen Völker das Christentum annehmen, beruht ihre künftige Entwickelung. Die Kolonialwirtschaft kann sie wohl zum Plantagenbau u. a. Fertigkeiten anlernen, wird sie aber nie zu Charakteren heranbilden, wird auch nicht das gesamte Volkstum zu erneuern vermögen. Das Christentum, freilich nicht das Rackow'sche, das „auf dem Grundsatz beruht: bete und arbeite", sondern das der Bibel wird das zu Wege bringen. Und wenn bisher „das Häuflein der Gläubigen ein Häuflein ist und bleibt und nicht zum Haufen anwachsen will", so ist doch und bleibt der christliche Glaube der Sieg „der die Welt überwunden hat". — Danach muß schließlich gesagt werden, daß die christliche Humanität, und zwar die Mission ausdrücklich einbegriffen, für die Kolonialwirtschaft auch die Bedeutung hat, daß sie an der Erneuerung der Völker arbeitet, von welcher jene den größten Nutzen zu erwarten hat.

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft ohne die christliche Humanität entbehren der inneren Kraft. Letztere ist für unser ganzes koloniales Leben unersetzlich. Sie bedeutet sein Rückgrat und seine Lebenskraft. Möge sie immer mehr Boden gewinnen im Vaterlande, daß ihre Stimme immer gewichtiger wird, und möge sie alle Maßnahmen der Kolonialpolitik und Unternehmungen der Kolonialwirtschaft mit ihrem Lebensodem durchdringen zum Heile der Eingeborenen unserer Kolonien und zum Ruhm des deutschen Namens!

Vereinsnachrichten.

1) Die Sklavenfreistätte in Süd-Usambara.

Die neuesten durch Diakon Liebusch gegebenen Nachrichten bestätigen einen erfreulichen Fortschritt der Arbeiten. Vier „Häuser" (im afrikanischen Sinne zu verstehen) sind fertig. Diakon Bokermann ist nach Tanga gewandert, um von dort aus über Dar-es-Salâm nach Kissarawe zu reisen, wo er die Diakonisse Lina Dieckmann und vierzehn befreite Sklavenkinder (Knaben und Mädchen), welche die ersten Bewohner der Sklavenfreistätte werden sollen, abholt. Seine Reise von Lutindi nach Tanga war in der Ebene infolge der gewaltigen Ueberschwemmungen eine sehr beschwerliche. Durch diese Ueberschwemmungen ist auch die Usambara-Eisenbahn teilweise zerstört worden. Doch darf man hoffen, daß die Beschädigung bald wieder beseitigt und die Bahn, deren Bedeutung für Deutsch-Ostafrika keinem Zweifel unterliegt, in der beabsichtigten Weise fertig gestellt werden wird.

2) Wie bekannt (vgl. „Afrika" 1896. S. 189 ff. u. 209 ff.) soll neben der Sklavenfreistätte eine Erholungsstation für Europäer angelegt werden. Um die Mittel für diese Gründung zu beschaffen, hat sich unter dem Protektorat Ihrer Hoheit der Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen ein Komitee gebildet, welches den folgenden Aufruf erlassen hat:

Sanatorium in Deutsch-Ostafrika.

Seit Deutschland in Afrika Kolonien besitzt, hat das Tropenklima schon manches Opfer gefordert. Gar manche rüstige Manneskraft, welche, begeistert für ihren Beruf, in den schwarzen Erdteil hinauszog, und auf deren Arbeit das Vaterland für Jahre rechnen zu können glaubte, ist bald dahingerafft durch das tötliche Fieber. Es ist deshalb schon oft der Gedanke angeregt worden, in **Deutsch-Ostafrika, unserem größten und wichtigsten Kolonial-Lande,** eine Station zu gründen, wo der Europäer in anmutiger Umgebung Erholung finden kann, ohne seine Berufsarbeit durch die langwierigen und kostspieligen Heimatsreisen auf längere Zeit unterbrechen zu müssen.

Endlich soll dieser Plan verwirklicht werden. Auf dem Lutindi-Hügel bei Tamota, in dem herrlichen Gebirgslande Süd-Usambaras, etwa 1200 Meter über dem Meeresspiegel, in 5—7 Stunden von Korogwe, der künftigen Station der zum großen Teil bereits vollendeten Usambara-Eisenbahn erreichbar, soll

ein Sanatorium für Europäer

errichtet werden, welches, in einem kühleren, fieberfreien Höhenklima belegen, auf einen weiten Urwald herniederschaut und seine gastlichen Pforten allen öffnet, die im Dienste ihrer Berufsarbeit, mag sie der Kolonialverwaltung, einem wirtschaftlichen Unternehmen, der Wissenschaft oder der Mission gelten, in ihrer Gesundheit geschädigt wurde und der Erholung bedürfen.

Zwei im Krankendienst seit Jahren in Afrika bewährte Pfleger haben die Stätte der Erholungsstation erkundet und die vorbereitenden Arbeiten, von den Eingeborenen unterstützt, in Angriff genommen. Sie rühmen das herrliche Klima und die landschaftliche Schönheit der Umgebung und erwarten mit Sehnsucht die Ermächtigung, den Bau des Sanatoriums selbst in Angriff nehmen zu dürfen. Da gilt es zunächst, Gaben der Nächstenliebe zu sammeln und Mittel zu beschaffen,

um das Unternehmen finanziell zu ermöglichen. Es handelt sich um ein ebenso patriotisches wie wohlthätiges Werk, welches der freudigen Unterstützung aller Vaterlandsfreunde gewiß sein muß.

Wir richten deshalb an alle, welche diese Zeilen lesen, die dringende Bitte, uns bei diesem Werke helfend zur Seite zu stehen. Zur Förderung desselben soll unter dem Protektorat Ihrer Hoheit der Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen,

am **Donnerstag, den 28. Januar 1897,** nachmittags von **3 bis 8 Uhr**

in den Sälen des **„Kaiserhofs", Berlin,** (Eingang Mauerstraße) ein

Promenaden-Konzert mit Verkauf

stattfinden, zu welchem wir hierdurch freundlichst einladen. Unter den zum Verkauf gestellten Gegenständen befinden sich Originalsachen aus Afrika.

Eintrittskarten zu 3 Mark sind am Eingange zu haben.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Dezember.)

Das allgemeine Interesse wird durch das neue Mißgeschick in Anspruch genommen, welches **Italien** in seinen afrikanischen Kolonien ereilt hat. Es hat den Anschein, als wenn es sich nach seinen Mißerfolgen in Erithrea der Kolonisierung der Benadir-Küste mit neuem Mute zuwenden wolle. Seit 1891 von England in seiner Besitzergreifung anerkannt, ist es am 26. Juli dieses Jahres in den Beginn des Vertrages mit dem Sultan von Sansibar eingetreten, welcher auf 50 Jahre gegen eine jährliche Entschädigung von 300 000 L. alle Hoheitsrechte samt den Handelsplätzen Barawa, Merka, Mogadishu und Warscheik an Italien überträgt. In den Genuß dieser Rechte trat vom 25. Juli d. J. die neugebildete „Societá Anonima dei Benadir" mit der Absicht, die Kolonie zum Baumwollenbau zu benutzen, während die italienische Kriegsflotte schon seit einiger Zeit sich mit Erforschung der Küstenverhältnisse beschäftigte und der Anbringung von Seezeichen vorarbeitete.

Im November ward — nach früheren unbedeutenden Versuchen — eine erste große Expedition in Angriff genommen. Der Kommandant der „Staffetta", Maffei war bereits im Beginn des Monats in Mogadischu — dem kommerziellen und politischen Mittelpunkt der Benadir-Küste, dessen etwa 8500 Einwohner Weberei und Ackerbau treiben —, um von hier aus eine Expedition nach Mergue — einem unbekannten 76 Kilometer entfernten Ort — zu machen, und dessen angebotene Unterwerfung perfekt zu machen. Am 8. November war er zurück, äußerte sich aber in seinen Briefen bereits sehr besorgt um

das Schicksal der inneren Station Lugh (wahrscheinlich Logh am Juba), welches er von den Amhara bedroht erachtete.

Am 25. November unternahm der italienische Generalkonsul Antonio Cecchi mit Maffei, dem Kommandanten des „Volturno", Mongiardini, dem Zolldirektor und 7 Offizieren, sowie 6 Unteroffizieren und Soldaten, also mit 16 Weißen eine Expedition zur Erforschung des Flusses Webi-Schebehli, welcher hier der Küste parallel läuft. Er war von der Regierung beauftragt, die Verwaltung der Benadir-Stationen an die genannte Gesellschaft zu übergeben und über die voraussichtlich wichtigen Gründe, welche sein Vordringen nach dem Schebehli-Flusse bestimmten, erklärte die Regierung (3. Dez.) nicht unterrichtet zu sein. Mit seinen berittenen europäischen Begleitern und 70 bewaffneten Askaris übernachtete Cecchi nach fünfstündigem Marsche in Sofoli etwa 20 Kilometer von Mogadischu. Gegen 1 Uhr nachts ward ein Angriff von Somalis auf das Lager abgeschlagen, bei dem mit Tagesanbruch angetretenen Rückzug zur Küste drängten jene aber energisch nach; ein Teil der Askaris fiel, ein anderer floh, die sämtlichen Europäer wurden bis auf 1 verwundeten Korporal und 2 Soldaten, denen es sich zu retten gelang, niedergemacht. Italienische Truppen (von den Kriegsschiffen), welche am 26. vorrückten, fanden die 14 Leichen; eine am 27. abgesandte verstärkte Truppe versuchte eine Bestrafung der schuldigen Stämme.

Trotz dieser tief schmerzlichen Niederlage und des Verlustes des um die italienischen Kolonien verdientesten Mannes — Cecchi — ist wohl nicht anzunehmen, daß man die Benadir-Küste aufgeben, wohl aber, daß die Regierung zunächst jede Unterstützung einer Besitzergreifung des Binnenlandes verweigern wird.

Das Interesse **Rußlands** für Abessinien, welches unleugbar in letzter Zeit zu Tage trat und bei dem Friedensschluß mit Italien zur Geltung kam, fängt an, in seinen Zielen sich offener zu enthüllen. Die Nachricht, daß Rußland sich einen Hafen am Rothen Meer von Menelik habe abtreten lassen, ließ auf Assab schließen — und dies war möglich auf Grund des Artikels V des Friedensvertrages, denn Italien, das im unbestreitbaren Besitz von Assab war, konnte dies danach nur an Menelik, dieser wieder an Rußland abtreten. Dieser Nachricht auf dem Fuße folgte die Landung des russischen Kreuzers „Saporostetz" bei Raheita, also dicht an der Grenze des französischen Obock-Gebietes, woselbst russische Truppen die Flagge hißten und geodätische Vermessungen vornahmen. Französischerseits wird behauptet, daß das Protektorat Italiens über Raheita nicht anerkannt und dies Sultanat seit einem Jahre von Abessinien besetzt sei. Nach gleicher Quelle würde Rußland als ein entsprechendes Pfand für den freien Durchgang durchs Rote Meer allerdings eher zu einer Besitzergreifung an der östlichen — arabischen — Küste Veranlassung haben. Vielleicht ja beides! Es scheint aber nun auch *Rußland als afrikanische* Kolonialmacht auftreten zu wollen und die

Nähe der von Frankreich in Djibuti (bei Obock) errichteten großen Kohlenlager ließe für eine Station in Naheita eine wertvolle Hilfe des Bundesgenossen ausnutzen.

England hat die für **Egypten** durch den Staatsschulden-Konflikt herbeigeführte Verlegenheit zu seinem Vorteil auszubeuten verstanden, indem es dem Khedive ein englisches Darlehen von 500 000 L. aufnötigte behufs Rückzahlung der für den Dongola-Feldzug verwendeten Summe an die Verwaltung der Staatsschuldenkasse. Das schafft einen Präzedenzfall und verpflichtet Egypten, für die Fortsetzung des Feldzuges neue englische Anleihen zu machen, welche dessen Stellung im Nil-Reiche natürlich für weit hinaus festigen. Eine Weiterführung des Krieges mit dem Mahdi wird sich aber in kurzer Zeit als eine Notwendigkeit erweisen, da die ersten Erfolge aus den durch Natur und Befestigung gesicherten Grenzen heraustreten und einen außerordentlich gefährdeten Außenposten in Dongola schaffen ließen. Die schönmalenden englischen Berichte können darüber nicht täuschen.

In **Britisch-Zentralafrika** verfolgt der dortige Kommissar H. H. Johnston den Plan, ein „Afrika of the Hindous" zu schaffen und hat zur Anwerbung von Einwanderern eine Reise nach Indien unternommen. Auch in seinem Bericht über das Jahr April 95/96 hebt er anerkennend hervor, daß die Zahl der Inder, welche sich für die dortige Gegend vorzüglich bewähren — sie wohnen meist in Zomba unweit der Hauptstadt Blantyre — schon im Berichtsjahre erheblich zugenommen habe. Diese Heranziehung der Inder erscheint kaum notwendig und vorteilhaft, wenn — wie der Bericht sagt — die Bevölkerungszahl an sich schon so stark zunimmt (Einwanderung von den Hochplateaus des östlichen Nyassa) und wenn jetzt schon große Mengen der Eingeborenen sich in den Kaffee-Plantagen auf dem Schire-Plateau als Arbeiter verdingen. Es verdient betont zu werden, daß bereits einige Plantagen sich im Besitz von Eingeborenen befinden und daß die Arbeiter für den ihnen zur Seite stehenden Schutz der Regierung anfangen Verständnis zu zeigen. Sicherlich beweist diese ein großes Verständnis für die notwendigsten Lebensbedingungen für eine gedeihliche Entwickelung des Landes, indem sie dem Wegebau ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet (gute Verbindungen der Handelsplätze unter einander und mit den Plantagen) und auch den Bau einer Eisenbahn von Quelimane nach Blantyre in Verbindung mit der portugiesischen Regierung in's Auge faßt. Die Vorarbeiten für die Eisenbahnverbindung von Blantyre und Chiromo sind durch die „African Lakes Corporation" bereits beendigt und mit der Herstellung dieser Bahnlinie wird eine Schienenstraße bis zum Njaßa-See angebahnt, während im Norden das deutsche Ost-Afrika durch die Linie Mombas-Viktoria-See umklammert wird, eine ernste Mahnung, mit dem Bau der ostafrikanischen deutschen Zentralbahn schleunigst vorzugehen. Am eifrigsten wissen die Engländer uns überall mit den

Telegraphenlinien zuvorzukommen; und so ist auch in Zentral-Afrika Major Forbes beschäftigt eine solche Linie zwischen Blantyre und dem Tanganjika-See zu erbauen.

Auf dem Njassa soll nächstdem auch ein dritter großer Dampfer durch die vorgenannte Gesellschaft ausgesetzt werden.

Diesen Fortschritten und fortschrittlichen Plänen gegenüber steht ein bedauerlich schlechter Gesundheitszustand, dessen Schuld von Johnston allerdings zum Teil auf die gefährlichen Anmarsch-Gebiete des feuchten Sambesi-Thales geschoben wird, andererseits aber doch auch dem überhandnehmenden Alkoholgenuß (in Gestalt von Whisky) zugesprochen werden muß. Man sieht, wie überall dieser Todfeind Afrikas sich einfrißt und die Verwaltung kann von der Verantwortung hierfür nicht freigesprochen werden. Wenig menschlich scheint sie auch bei der Bestrafung von feindselig auftretenden Stämmen vorzugehen. So schildert Dr. Croß in „The Free Church of Scotland monthly" die Bestrafung des Awemba-Häuptlings Mlopi, der auf Anstiften der Araber die Missionsstation im Süden des Tanganjika-Sees bedroht hatte: „Mlopis Dorf bot den traurigsten Anblick, den ich je in Afrika gehabt habe; 200 Leichen lagen umher und die Luft war schwarz von Aasgeiern. Mlopis kopfloser Körper war mit den Füßen an einem Galgen aufgehängt." Johnston selbst hatte die militärische Exekution geleitet. Wenn die Engländer derartige brutale Gräuelscenen als ein unvermeidliches Mittel ihrer Kultivation der Eingeborenen ansehen, so sollten sie mit ihrem Verdammungsurteil zurückhalten, wenn es sich um viel geringere Gewaltthaten in den Kolonien anderer Nationen handelt.

Das ungenügende Ergebnis, mit dem Rhodes in kurzsichtiger Politik den Matebele-Aufstand beendigt hat, hat offenbar die Angoni-Sulu ermutigt zu dem Angriff, welchen sie am 8. Oktober unter Tschikusi gegen die englischen Stationen am oberen Shire richteten. Am 20. Oktober sind drei Abteilungen unter englischen Offizieren gegen Tschikusis Gebiet aufgebrochen; jedoch fehlen noch die Nachrichten über ihre Erfolge.

Von den Zuständen in **Uganda** macht der kürzlich von dort zurückgekehrte Missionar G. L. Pilkington eine außerordentlich günstige Schilderung. Seit Beginn der englischen Herrschaft sei zwischen Katholiken und Protestanten Frieden eingekehrt und den Missionaren strömen die Täuflinge in Schaaren zu, so daß jährlich 2000 Erwachsene von den 27 englischen Missionaren getauft, 6000 regelmäßig unterrichtet werden. Die katholische Mission, welche jetzt einen Bischof Guillermain hat, zählt 10 000 Getaufte und im Umkreise von 160 Kilometer um Mengo existieren bereits 200 Kirchen für Eingeborene; die Hauptkirche in der Hauptstadt soll 3000 Menschen fassen und 50 000 sollen bereits des Lesens kundig sein. Etwas höher greift noch „the Free Church" die Zahlen, indem sie jährlich 3000 Täuflinge und die Größe der neuen Kirche auf dem Namirembe-Hügel *mit 4000 bemißt.*

Das Protektorat ist durch Parlamentsbeschluß vom 6. Juli auch über Unjoro und Usoga ausgedehnt worden.

Aus **Deutsch-Ost-Afrika** ist über die Ermordung der beiden Missionare Karl Segebrok und Ewald Ovir nach einem Briefe des Hauptmann Johannes näheres zu berichten. Die beiden Herren waren am 13. Oktober mit 70 Trägern — Madschame-Leuten — nach dem Meru aufgebrochen und hatten am 15. bei dem Häuptling Matunda gute Aufnahme gefunden. Ueber den Ankauf eines Grundstücks zum Bau einer neuen Missionsstation bereits handelseinig, zahlten sie am 19. in dem Lager des Hauptmann Johannes, das sich nur 1 Kilometer von ihrer Lagerstelle befand — dieser war im Begriff, von seiner Frau begleitet, eine Expedition nach Westen zu unternehmen — das Kaufgeld und begaben sich wieder in ihr Lager zurück. Kurz vor 12 Uhr nachts erschien Matunda im Lager des Hauptmanns und brachte die Nachricht, daß die Aruscha-Leute einen Angriff beabsichtigten. Johannes ist der Ansicht, daß sie sich einer europäischen Niederlassung widersetzen wollten in der Furcht, dann zur Arbeit herangezogen zu werden. Wirklich erfolgte dieser Angriff kurze Zeit danach gleichzeitig auf das Militärlager und auf die Missionare, welche letzteren ermordet wurden, während Johannes die Angreifer zurückschlug. Hauptmann Johannes hat in der Folge bereits eine erfolgreiche Straferpedition gegen die räuberischen Stämme der Landschaften Meru und Groß-Arusha unternommen.

Ferner ist über die Gründung von zwei sehr wichtigen Stationen zu berichten (Deutsches Kolonial-Blatt Nr. 24). Eine große Gefahr für den südlichen Teil unserer Kolonie bildet der große Sulu-Stamm der Wahehe, welche, kriegerisch und räuberisch, außerdem gut organisiert, mit stetigen Einfällen in die unterworfenen Gebiete drohen. Mit dem nördlichst vorgeschobenen Quawa von Kuirenga war im Dezember 1895 ein Frieden abgeschlossen und von der Anlage einer Station Abstand genommen worden. Diese erschien aber nun doch notwendig, da der Quawa nicht Ruhe hielt und unter anderen die von der Station Kilossa im August ihm gesandten Boten gefangen zurückhielt. Die Expedition, welche nun der Kompagnieführer Prince mit 8 Europäern und 170 Soldaten im September unternommen hat, ist Dank seiner hierbei bewiesenen großen Umsicht vollständig geglückt. Er fand das Land vollständig in Kriegszustand, vermochte aber durch rasch ausgeführte energische Vorstöße die gewaltige Uebermacht des Gegners in ihren befestigten Lagern zu zertrümmern, nachdem die friedlichen Verhandlungen resultatlos verliefen, und erreichte einen besonders hervorzuhebenden Vorteil durch rechtzeige Vorbeugungsmaßregeln; er hinderte nämlich den Quawa, mit den Wahehe nach Süden durchzubrechen und sich mit den am rechten Ufer des Rjaßa sitzenden Magwangwara des Mharuli zu vereinigen. Hierdurch sind jedenfalls blutige Kriege mit diesem großen Stamm (Mafiti-Wahehe) vermieden worden. In Kuirenga legte Prince eine Station **Iringa** an und findet in den zurückkehrenden, von dem Quawa unterjochten und

tyrannisierten Eingeborenen (Wassagira) seine Verbündeten, indem er den Nicht-Wahehe stammesverwandte Chefs einsetzt. Es ist hier endlich auf eine ruhige Entwickelung der Verhältnisse zu hoffen.

Die zweite wichtige Station ist **Udjidji** am Tanganjika, welche der Kompagnieführer Ramsay im Sommer gründete. Durch die Mißwirtschaft des Arabers Rumalisa, welcher seine Sklavenhorden zum Menschenraub benutzte, und durch das erfolgreiche Bestreben der Belgier, nach Rumalisas Vertreibung den ganzen, vordem über Tabora zur Ostküste gehenden Handel zum Kongo zu leiten, sind die Verhältnisse am Tanganjika außerordentlich heruntergegangen und es war die höchste Zeit, eine Verwaltungsstelle mit Garnison hier zu errichten, wenn es gelingen soll, den alten Handel in Udjidji wieder zu beleben. Auch in anderer Art haben die Belgier einen bemerkenswerten übergreifenden Einfluß geübt, indem sie einen Usurpator, Kianamsango, der vom Kivu-See einwanderte und sich zum Muëssi von Urundi erklärte, unterstützten gegen die eingeborenen Fürsten und deren mehrere hinrichteten. Ramsay hat auf einem nach Norden unternommenen Zuge das Land von diesem Tyrannen befreit und den eingeborenen Muëssi wieder eingesetzt. Von großem Werte für die Gegend ist der Salzhandel. Solches wird in vorzüglicher Qualität aus Salzquellen am Rutschugi (Nebenfluß des Malagarassi) gewonnen und versorgt fast ganz Manyema und das gesamte Gebiet vom Tanganjika bis Tabora und Uniamwesi. Es wird durch den für den Staat erhobenen Zoll, den Ramsay eingerichtet hat, eine bedeutende Einnahmequelle — namentlich bei Anleitung zu rationeller Ausbeute — ergeben. Zu erwähnen bleibt noch die Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung (monatlich zweimal) mit Tabora.

Erfreulicherweise scheinen sich die deutschen Kapitalisten neuerdings vertrauensvoller und reger an der Erschließung der Kolonie zu beteiligen. Für den von v. Wißmann in Anregung gebrachten Dampfer für den Tanganjika sind bereits beträchtliche Summen gezeichnet worden. Der Plan geht dahin, einen zweiten Dampfer gleich mit diesem nach dem Tanganjika zu bringen, und sobald letzterer schwimmt, ihn zur Nordspitze des Sees auf ihm zu transportieren, von hier aus zu Lande nach dem Viktoria-See. Auch die Ausnutzung der schiffbaren Strecken unserer Küstenflüsse wird jetzt ins Auge gefaßt und es soll für den Rufidschi seitens der Regierung ein Heckraddampfer beschafft werden.

Für Herstellung von Landwegen macht sich besonders Hauptmann Johannes verdient, in dessen Gebiet überall gebahnte Wege hergestellt werden; neue Versuche mit Ochsenwagen (mit dem indischen Wasserbüffel) sind durch die Deutsche Kolonialgesellschaft in Aussicht genommen, über den Bau der Zentraleisenbahn und die Weiterführung der Usambara-Linie wird der Reichstag hoffentlich günstig entscheiden.

Auch dem Plantagenbau wird ein lebhafteres Interesse zugewandt, *wie aus dem* schnellen Inslebentreten der neuen Sig-

Pflanzungsgesellschaft (40 Kilometer von Tanga, 18 von der Usambara-Eisenbahn) zu entnehmen ist. So ist überall in Ostafrika ein überaus günstiger Fortschritt zu verzeichnen.

In **Portugiesisch-Afrika** scheint eine große Erregung gegen Deutschland zu herrschen. Auf das Attentat gegen den Konsul in Lourenço Marques am 17. Oktober folgte am 8. Dezember ebendort ein Angriff auf das deutsche Konsulat, sowie auf den holländischen Konsul und das englische Konsulat.

In Angola glaubte man der Esser'schen Expedition mit Mißtrauen begegnen zu müssen, der Gouverneur ließ die Tiger-Bai militärisch besetzen und ein Kriegsschiff ward nach Loanda beordert, um die Bewegungen der Deutschen zu beobachten. Man glaubt diese Vorgänge auf englische Anregungen zurückführen zu müssen, welche vielleicht in Lourenço Marques auch einen Vorwand mit Freude begrüßen, um dort eine größere Zahl Kriegsschiffe zu vereinigen. Eine gewaltsame Beschlagnahme des für Transvaal so wichtigen, von England längst begehrten Hafens liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Demgegenüber wird es einen günstigen Eindruck machen, daß zur Zeit auch zwei deutsche Schiffe dort zusammengetroffen sind. Für die dem deutschen Konsulat zugefügten Beleidigungen hat die portugiesische Regierung sich zu voller Genugthuung bereit erklärt.

Die Regierung von **Transvaal** bemüht sich, auf jede Weise den Burenstaat in sich zu festigen und zu stärken für spätere unliebsame Vorgänge. Zunächst will man sich das Gesindel vom Halse halten und beseitigen, welches durch die Goldminen angezogen wird. Das am 1. Januar ins Leben tretende Ausländergesetz läßt nur solche Einwanderer zu, welche über genügende Subsistenzmittel verfügen oder sich durch Arbeit erwerben. Durch die Verpflichtung zu periodischer Erneuerung des notwendigen Wohnungs-Passes wird eine fortwährende Kontrolle ermöglicht und die Ausweisung aller den Bedingungen nicht genügender früherer Einwanderer vorbereitet. Nächstdem hat der Präsident die Verbreitung des in London erscheinenden „South African Critic" auf 6 Monate untersagt, weil das Blatt für Frieden und Ordnung im Lande gefährlich sei. Auch ist der Cyanid-Prozeß dahin entschieden, daß die Patente, welche einer einzigen Gesellschaft die Vorteile der Goldextraktion durch Cyanid sicherten, als ungesetzlich erworben, aufgehoben wurden. Zur energischen Verteidigung des Landes gegen feindliche Unternehmungen wurde die Sicherung der Hauptstadt Pretoria durch eine Kette von Forts in die Wege geleitet, die Grenzpunkte telegraphisch mit einander verbunden und Kriegsmaterial beschafft. Die hieraus entstehenden Unkosten wurden durch die Einnahmen völlig gedeckt, welche sich im *dritten Vierteljahr* 1895 auf 1 499 345 L. gegen 956 795 L. im *gleichen Zeitraume* 1894 stellten, während die Ausgaben auf *1 450 648 L. gegen* 65 200 L. sich beliefen.

Da man mit den englischen Dampfergesellschaften während der letzten Mißhelligkeiten mit England bezw. der Chartered-Compagnie schlechte Erfahrungen machte, hat der Volksraad die Regierung ermächtigt, auf eine anderweitige gut organisierte regelmäßige Dampferverbindung mit Europa hinzuwirken und man wünscht das Zusammenwirken deutscher und französischer Dampfer-Gesellschaften. Auch eine erweiterte diplomatische Vertretung Transvaals in den europäischen Staaten ist ins Auge gefaßt worden. Die Klugheit und Mäßigung, mit welcher die Republik ihre Entwickelung und ihre Selbständigkeit anstrebt, verdient volle Sympathie.

Im Bereiche der **Kap-Kolonie** bahnt sich unter dem fühlbaren Druck der Not infolge der Rinderpest, der Dürre, der Heuschrecken 2c. eine vollständige Umwandlung der Landwirtschaft an. Die meisten Farmer begnügten sich bisher damit, nur soviel von ihrem Boden zu bebauen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten; der Rest lag brach und unbenutzt. An eine Ausnutzung der namentlich für Obst- und Bienenzucht sehr vorteilhaften örtlichen Verhältnisse, soviel sie ihnen anempfohlen wurde, dachte Niemand. Man denkt jetzt ernstlich daran, planmäßig vorzugehen, um Obstzucht, Weinbau und Spirituosen-Fabrikation aufzubringen und soll die Kap-Regierung eine größere Anzahl tüchtiger Farmer nach dem Ausland senden, um empfehlenswerte Neuerungen zu studieren.

Die zur Zeit wichtigste Frage für **Deutsch-Südwest-Afrika** ist die, ob es gelingen wird, die Rinderpest, welche über ganz Südafrika in grauenvoller Weise sich ausgebreitet hat, von den Grenzen des Schutzgebietes fern zu halten. Bisher lauten alle Nachrichten günstig. Der Landeshauptmann hat nicht nur durch Organisierung von Grenzbewachungsstationen, sondern auch durch Belehrung der Eingeborenen über die ihnen drohende Gefahr Alles aufgeboten, um einem Eindringen der Seuche entgegenzutreten. In der Kap-Kolonie scheint man auch energische Mittel zu ergreifen und am gefährdetsten ist das nördliche Gebiet durch die Nähe des Landes am Ngami-See, welches ganz verseucht ist. Es macht sich bei dieser Gelegenheit aber die Notwendigkeit doppelt fühlbar, daß für verbesserte Kommunikationsmittel, am besten eine, den Dünengürtel durchbrechende Eisenbahn gesorgt wird. Denn da man bisher lediglich auf die Ochsenwagen angewiesen ist, würde jede Verbindung des Innern mit der Küste aufhören, wenn die Rinderpest dieses einzigen Beförderungsmittels des Schutzgebiet beraubte. Zumal in diesem Jahre, wo im Süden durch die entsetzliche Dürre ein drückender Notstand eingerissen und zu bekämpfen ist, würde dem Lande mit der Rinderpest der völlige Ruin drohen. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß die Reichsregierung eine Summe von 650 000 Mark für Ankauf von Maultieren in Argentinien bestimmt hat, welche, für den Transportdienst bestimmt, Anfang des neuen Jahres im Schutzgebiet eintreffen *sollen. Trotzdem wird* dem Bau einer Eisenbahn mit großer Sehn-

sucht entgegengesehen und es scheint auch eine solche von Lüderitzbucht (woselbst eine Kohlenstation errichtet werden soll) bis Gubub (100 Kilometer) wohl ausführbar und rentabel zu sein. Wenn man bedenkt, welche enormen Kosten zur Zeit die Transporte mit Ochsenwagen machen, erscheint es allerdings nicht unvorteilhaft, dem Gedanken näher zu treten.

Von großer Bedeutung kann die Entdeckung der „Augusta-Viktoria-Bai" 30 Kilometer südlich der Kunene-Mündung für den Norden des Schutzgebietes werden, wenn sie sich als brauchbarer Hafen erweist. Der auf festem Felsgrunde binnen einiger Stunden zu erreichende Kunene hat gutes Trinkwasser und bietet eine bequeme Fahrstraße ins Binnenland. Man vermutet sogar an seinem deutschen (linken) Ufer Goldminen.

Der bergmännischen Untersuchung des Schutzgebietes ist nunmehr auch die „South African Territorier" Gesellschaft näher getreten, indem sie ihren Vertreter, Oberst Allen und 7 Prospektors dorthin geschickt hat, nachdem ihre Gerechtsame die Bestätigung der Regierung erhalten haben.

In **Kamerun** hat die Expedition Zintgraff's zu dem Resultat geführt, daß er sich zu den Bali begeben hat, um dort Arbeiter für eine anzulegende Kakao-Plantage zu werben, daß er unter Zurücksendung seiner Begleiter (Esser und Hösch) zunächst im Innern blieb, zur Anleitung eine Kolanuß-Plantage anlegte, und hierauf mit 250 Arbeitern zur Küste zurückkehrte. Dort hat er bereits am Kamerunberge die nötigen Kakaobäume gesät und Dr. Esser in der Zwischenzeit bereits ein Kapital von $1^1/_4$ Million Mark für die Plantage zusammengebracht. Bedenkt man, daß St. Thomé bei einer 10 mal kleineren Ausdehnung als das Kameruner für Kakaobau gleich günstige Gelände eine jährliche Ausfuhr von 15 Millionen Mark hat, so verspricht die neue Plantage große Vorteile.

Im Hinterlande von **Togo** ist Dr. Grunner, auf dem Wege zu der von Lieutenant von Carnap in Sansanne-Mangu neuerrichteten Station bei dem Sultan von Jendi auf Widerstand gestoßen, sodaß er sich genötigt sah, 80 Mann der Polizeitruppe heranzuziehen. Da weitere Nachrichten nicht eingelaufen sind, scheint dies ohne weitere Mißhelligkeiten gewirkt zu haben. Englische (farbige) Händler und Agenten sollen sich in jenem neutralen Gebiet umhertreiben. Dem dringenden Wunsche, nach dem Vorgange Englands und Frankreichs auch an der deutschen Guineaküste eine Werft (Landungsbrücke) herzustellen, hat die Kolonial-Abteilung ihre kräftige Unterstützung zugesagt. —

Die **Franzosen** betreiben mit gewohnter Energie die weitere Okkupation des westlichen Sudan. In der Hauptstadt von Mossi, Wagodugu, einem überaus wichtigen Stützpunkt für weitere Unternehmungen, haben sie eine mit einem Residenten und 50 Mann besetzte Station begründet und werden wohl versuchen, von hier aus

in Gurma festen Fuß zufassen. Anderseits hat die englische „Royal-Niger-Comp." in Liverpool am 14. November 1896 eine bedeutende Verstärkung ihrer Truppen — 19 Offiziere — eingeschifft, zu der an der Goldküste noch 400 Haussa-Soldaten stoßen werden, so daß in nächster Zeit die Kräfte im Niger-Gebiet auf 800—900 Mann kommen. Die Ziele der mit diesen Truppen zu unternehmenden Expedition sind noch in Schleier gehüllt; die „Times" deuten an, daß man die Obergewalt von Sokoto wohl stützen, die mit Sklavenhandel und Räubereien sich abgebenden ihm untergebenen Sultane aber züchtigen eventl. durch bessere Elemente ersetzen wolle. Das würde auf eine Protektorats-Erzwingung über die Fulbe-Staaten hinauslaufen, mit denen bisher nur Handelsverträge bestehen. Die französische Regierung hat alle Vorsichtsmaßregeln angeordnet, um die französischen Besitzungen am Niger gegen etwaige Uebergriffe zu sichern. Es erscheint sehr an der Zeit, daß Deutschland auf eine, seine gerechten Ansprüche berücksichtigende, Ordnung der Verhältnisse im West-Sudan ernstlich dringe.

Aus **Marrokko** wird eine neue blutige That berichtet. Der Kaufmann Eduard Häßner wurde in der Nacht vom 16. zum 17. Dezember auf dem Heimwege von seinem Bruder Otto H. in Tanger ermordet. Der Verdacht lenkt sich auf vagabondierende Spanier. Da es sich in diesem Falle um einen Mann von bestem Leumund handelt, wird eine abschreckende Sühne zu verlangen sein. Die in Tanger beglaubigten Gesandten gehen mit dem Plane um, eine internationale Schutzmannschaft dort zu einzurichten, da die Polizeieinrichtungen unverantwortlich schlecht sind.

Geographische Nachrichten.

Die französische Expedition des Lieutenant Hourst, welche am 21. Januar 1896 von Timbuktu abreiste, hat am 30. Oktober glücklich die Niger-Mündung bei Akussa erreicht, womit die erste Befahrung dieses Stromes durchgeführt und seine Festlegung durchweg erfolgt ist.

Hourst hat auch eine Aufnahme der beiden Seen gemacht, welche kürzlich im Westen von Timbuktu entdeckt wurden und — wunderbar genug bei der immensen Ausdehnung wenigstens des nördlichen lac Faguibine — bisher noch von keinem Reisenden erkundet wurden. Eine Karte im Maßstabe 1 : 100 000 ist von P. Vuillot hergestellt worden. Der See Faguibine, dessen nördlichster Punkt mit 16° 55′ n. Br. bezeichnet wird, erstreckt sich von 5° 36′ bis 6° 28′ w. Br. von Paris.

Die Expedition des Dr. Esser und Victor Hösch, welche am 1. September 1896 von Mossamedes aufbrach und in 6 Wochen über Port Alexander, Chellogebirge, Humbe, Kitere und den Kunene hinunter wieder zur Küste gelangte, hat 30 Kilometer südlich der Mündung des Kunene eine 3 Kilometer breite Bucht, von ihr „Augusta-Viktoria-Bai" genannt, entdeckt, welche dem Anschein nach günstige Verhältnisse für eine Hafenanlage bietet. Zwischen Bai und Mündung liegt ein flaches Felsplateau, welches allem Anschein nach der Fluß früher östlich umschrieb, um in die Bai zu münden.

Lieutenant Merker hat am 7. Juni 1896 zwischen Kilimandjaro und Meru-Berg zwei neue Seen Nyoro Lkatende und Ndoroto melo entdeckt (ersterer 12—15, letzterer 4—5 Kilometer lang).

Der Amerikaner Donaldson Smith hat von Berbera aus eine Expedition nach dem Rudolph- und dem Stephanie-See unternommen und ist nach Lamu zur Küste zurückgekehrt.

Georg Kolb (Baier) hat nach seinem ersten 1894 bereits unternommenen Versuch, den Kenia zu ersteigen, im Jahre 1896 sein Ziel erreicht und die bestiegene Spitze: „Viktoria-Spitze" getauft.

Kompagnie-Führer Herrmann in Bukoba hat in den Landschaften Kjamtuara und Bugabu in Felsen gelegene unterirdisch oft zu weiten Hallen erweiterte Höhlen entdeckt, welche den Eingeborenen in Kriegszeiten als Verstecke dienten. Die berichteten Eigentümlichkeiten deuten auf vulkanischen Ursprung.

Professor D. G. Elliot, Vorsteher des „Kolumbischen Museums" in Chicago, ist nach Amerika zurückgekehrt, nachdem er die Expeditionen in Somali-Land von Berbera aus glücklich durchgeführt hat. Eine wichtige Entdeckung sind die Funde von Werkzeugen aus der älteren Steinzeit, welche den in den jüngsten Erdschichten des nordwestlichen Europa (Somme-Thal) gefundenen durchaus gleich sein sollen.

Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien.

Von Gustav Müller.

I. Deutsch-Ostafrika.

1. Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III),*)

die älteste der vier in dieser Kolonie thätigen deutschen evangelischen Missionsgesellschaften hat einen äußerst günstigen Fortgang genommen.

*) *Quelle:* Nachrichten aus der afrikanischen Mission.

Das zeigt sich schon in ihrem äußeren Bestande, da sie bereits sieben Stationen unterhält, nämlich 2 Küstenstationen in den beiden Hauptstädten der Kolonie Dar-es-Salâm und Tanga und 5 Innenstationen, von denen 3, Hohenfriedeberg, Bethel und Wuga in Usambara, 2, Kisserawe und Maneromango in Usaramo liegen. Die erfreuliche Entwickelung der Gesellschaft ist aber auch darin zu sehen, daß sie bereits die stattliche Anzahl von 79 Taufen an Eingeborenen hat vollziehen können. Am Schluß des Jahres 1895 zählte die schwarze Gemeinde auf dem gesamten, wie oben gezeigt, aus 2 räumlich weit getrennten Teilen bestehenden Arbeitsfelde 60 Kommunikanten und 7 Nicht-Abendmahlsberechtigte. Die weitaus meisten dieser jungen Christen gehören zu den Waschambaa, während von den Wasaramo erst ein Erstling getauft geworden ist.

Es ist ein Ereignis für das Volk der Waschambaa, daß das Christentum bei ihnen Wurzeln gefaßt hat. Mit aller Macht haben sie sich dagegen aufgelehnt. Ihre Religion ist, wie fast alle heidnischen Religionen, Volksreligion. Wer sie aufgiebt, nicht mehr den Geistern dient, nicht mehr an den Opfern des Volkes teilnimmt, scheidet damit aus der Volksgemeinschaft aus. Daher der Widerstand der Eltern und der ganzen Familie, wenn ein junger Bursche den Entschluß kund giebt, sich taufen zu lassen; daher die häufig beobachtete Weigerung, den getauften jungen Männern die ihnen längst verlobte Braut zur Frau zu geben; daher der unveränderliche Entschluß eines Mannes, von seiner Frau sich zu trennen, wenn sie Christin werden will; daher das Totenopfer des Vaters für den getauften Sohn; daher das Verlangen, erst wieder am Volksopfer teil zu nehmen, ehe der Mschamba-Christ ein Mädchen seines Volkes zur Frau erhalten kann. Nach alledem ist's offenbar, daß sich dem Evangelium noch auf längere Zeit hinaus große Schwierigkeiten in den Weg stellen werden und ist zu erwarten, daß die, erfreulicherweise dennoch anwachsende Christenschaar manche Not und Anfechtung zu ertragen haben wird, wie sie das bisher bereits erfahren hat.

Doch birgt diese schwierige Lage den großen Vorteil in ihrem Schoße, daß die Christen durch sie genötigt werden, nicht nur fest an die Missionare sich anschließen, sondern auch unter einander eine enge Gemeinde zu bilden. Aeußerlich tritt das darin zu Tage, daß in der Nähe von Hohenfriedeberg, der ältesten Innenstation ein Christendörflein entsteht, in dem die christlichen Familien sich ansiedeln. Indes giebt es auch immerhin Christen, welche in ihrem Heimatsdorfe bei ihren Eltern wohnen dürfen.

In Bethel und Wuga ist es zu einer Gemeindebildung noch nicht gekommen, doch ist das Hindernis an beiden Orten im wesentlichen dasselbe, wie in Hohenfriedeberg.

Die Arbeit unter den Wasaramo steht noch in den Anfängen. In Kisserawe auf der „Hoffnungshöhe" haben zwar bereits eine ganze Reihe von Taufen stattgefunden. Die Täuflinge waren aber

Die Expedition des Dr. Esser und Victor Hösch, welche am 1. September 1896 von Mossamedes aufbrach und in 6 Wochen über Port Alexander, Chellogebirge, Humbe, Kitere und den Kunene hinunter wieder zur Küste gelangte, hat 30 Kilometer südlich der Mündung des Kunene eine 3 Kilometer breite Bucht, von ihr „Augusta-Viktoria-Bai" genannt, entdeckt, welche dem Anschein nach günstige Verhältnisse für eine Hafenanlage bietet. Zwischen Bai und Mündung liegt ein flaches Felsplateau, welches allem Anschein nach der Fluß früher östlich umschrieb, um in die Bai zu münden.

Lieutenant Merker hat am 7. Juni 1896 zwischen Kilimandjaro und Meru-Berg zwei neue Seen Nyoro Lkatende und Ndoroto melo entdeckt (ersterer 12—15, letzterer 4—5 Kilometer lang).

Der Amerikaner Donaldson Smith hat von Berbera aus eine Expedition nach dem Rudolph- und dem Stephanie-See unternommen und ist nach Lamu zur Küste zurückgekehrt.

Georg Kolb (Baier) hat nach seinem ersten 1894 bereits unternommenen Versuch, den Kenia zu ersteigen, im Jahre 1896 sein Ziel erreicht und die bestiegene Spitze: „Viktoria-Spitze" getauft.

Kompagnie-Führer Herrmann in Bukoba hat in den Landschaften Kjamtuara und Bugabu in Felsen gelegene unterirdisch oft zu weiten Hallen erweiterte Höhlen entdeckt, welche den Eingeborenen in Kriegszeiten als Verstecke dienten. Die berichteten Eigentümlichkeiten deuten auf vulkanischen Ursprung.

Professor D. G. Elliot, Vorsteher des „Kolumbischen Museums" in Chicago, ist nach Amerika zurückgekehrt, nachdem er die Expeditionen in Somali-Land von Berbera aus glücklich durchgeführt hat. Eine wichtige Entdeckung sind die Funde von Werkzeugen aus der älteren Steinzeit, welche den in den jüngsten Erdschichten des nordwestlichen Europa (Somme-Thal) gefundenen durchaus gleich sein sollen.

Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien.

Von Gustav Müller.

I. Deutsch-Ostafrika.

1. Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III),*)

die älteste der vier in dieser Kolonie thätigen deutschen evangelischen Missionsgesellschaften hat einen äußerst günstigen Fortgang genommen.

*) Quelle: Nachrichten aus der afrikanischen Mission.

so reichlich in Anspruch, daß Missionar Krämer sich genötigt sah, ein eigenes bescheidenes Häuschen zu diesem Zwecke zu bauen.

Lange Zeit hat die Missionsgesellschaft in Afrika gearbeitet, ohne daß der Tod unter ihren Boten eine Lücke riß. Im Jahre 1894 hat sie den ersten Arbeiter, den Missionar Göttmann verloren, dem noch in demselben Jahre der Diakon Klein und im vorigen Jahre Missionar Krämer gefolgt sind.

2. Die evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig.*)

Sie hat ihre Arbeit in Deutsch-Ostafrika erst im Jahre 1893 übernommen. So kann sie von der eigentlichen Frucht ihrer Thätigkeit, von an Heiden vollzogenen Taufen, noch nicht berichten. Sie unterhält 3 Stationen Madschame, Mamba und Moschi.

Voraussetzung evangelischer Missionsarbeit ist, daß die Boten des Wortes Gottes die Sprache des Volkes sich aneignen, unter dem zu arbeiten sie ausgesandt sind. Was hat die evangelische Mission nicht schon für die Erforschung der Sprachen der Heidenvölker geleistet! Sie hat unbestritten den Löwenanteil daran. Auf dem immerhin beschränkten Gebiete der Leipziger Missionare am Kilimandscharo treten ihnen in sprachlicher Beziehung ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Diese liegen schon darin, daß die Eingeborenen alle Laute so dumpf und abgeschliffen aussprechen.

„Ein reines a oder o begegnet einem wunderselten, beständig sind wir im Zweifel, wie wir ein Wort zu schreiben haben, ob mit a oder o, mit o oder a, mit e oder i: am liebsten thäten wir es manchmal mit 3 Selbstlauten zugleich, um die wunderliche Klangmischung anzumerken. Aus dieser Undeutlichkeit der Aussprache erklärt es sich auch, daß der Name unsers Missionsgrundstückes beim Kauf am 16. November 1893 als „Kwarango" verstanden wurde, während er in Wirklichkeit „Nkarungo" heißt. Bequemlichkeit hat auch das ihrige dazu beigetragen, die Sprache abzuschleifen. Diese Leute haben stets Zeit, und doch nehmen sie sich oft keine, ikumi-„10" richtig auszusprechen: die einen sagen iku, die anderen gar nur ku. Ein anderes Beispiel: für irisha mbe le (=warte erst malnachher) kann man je nach dem Grade der Faulheit des Betreffenden entweder rishámbele, shámbele oder ámbele hören."

Eine weitere Schwierigkeit bietet die, wenn auch noch ungeschriebene Grammatik, die keine Ausdrücke für „denn", „obgleich", „weil", „vielleicht", „etwa" und vor allen keinen Relativsatz kennt. Und doch haben die Missionare ein bis in's kleinste ausgeführtes Sprachsystem vor sich, das zu bewundern sie nicht umhin können. Haben sie doch sogar die Entdeckung gemacht, daß den Wadschagga die irrealen Bedingungssätze geläufig sind, wofür Missionar Ovir als Beispiel einen Satz aus dem Gespräche mit einem alten Mann anführt: „Würdet ihr Europäer früher hierher gekommen sein, dann wäre ich nicht so alt geworden." Dazu kommt dann noch der große Uebelstand, daß die Sprache für die evangelische Verkündigung erst hergerichtet werden muß. Für jedes laufende und kriechende

*) Quelle: Evangelisch-lutherisches Missions-Blatt.

Tier, die Käfer ausgenommen, für die Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser und Blumen hat das Volk Namen, aber die höheren Begriffe fehlen völlig.

„Was sollen wir mit einem Gottesnamen anfangen, der zugleich die Sonne (iruwa) bedeutet; was mit einem Worte für Sünde, welches einfach „Versehen" heißt und auf jede kleine Gedankenlosigkeit angewandt wird, und wie sollen wir den Leuten begreiflich machen, daß Gott heilig ist, wenn sie kein Wort für „heilig sein" haben, sondern nur ein einziges Wort für „weiß", „helle aussehen" und eins für „schön" und „gut" zugleich? Und „wollen", „wünschen", „dürfen", „mögen", „brauchen", „lieben" muß sich alles durch ein Wort, igunda, ausdrücken lassen.

Indes alle diese Schwierigkeiten müssen mehr oder weniger alle Missionare überwinden, welche in einem heidnischen Volke die ersten Boten des Evangeliums sind. Die besondere Schwierigkeit, mit der die Leipziger Missionare am Kilimandscharo zu kämpfen haben, ist die Verschiedenheit der Mundarten in den einzelnen Landschaften. Diese ist so groß, daß sie die Vorarbeiten der englischen Missionare, die vor ihnen in Moschi gearbeitet haben, in Madschame nur mittelbar verwerten konnten und die Uebersetzung des Matthäus-Evangeliums in Kimoschi eben in Madschame durchaus nicht zu gebrauchen ist. Es liegt auf der Hand, ein wie großes Hindernis für die Mission diese sprachliche Zerrissenheit bedeutet.

Um so mehr ist anzuerkennen, daß trotzdem sowohl mit der Verkündigung des Evangeliums als auch mit der Einrichtung von Schulen, ohne die kaum eine Missionsstation auf dem weiten Missionsfelde gefunden werden wird, der Anfang gemacht worden ist. Freilich kann eine Schule nur mit ziemlicher Mühe und vieler Geduld ins Leben gerufen werden. In Mamba stellte sich, vom Häuptling gesandt, in den ersten Tagen nur ein einziger Schüler ein. Nach einigen Tagen kommen mehrere Jungen, mit denen ein regelmäßiger Unterricht begonnen werden soll. Auf die Frage, ob sie Lust hätten zu lernen, antwortet einer: „Ja, wenn wir Geld dafür bekommen" und der andere: „Ich muß Gras schneiden!" Zwei fanden sich denn auch wirklich am folgenden Tage zum Unterrichte ein und bewiesen großen Eifer, der zwei Tage lang andauerte. Am dritten Tage aber kamen sie nur, um die Milch zu bringen, die der Missionar täglich von den Eltern des einen Knaben bekam, um dann sofort zu verschwinden. Indes sind diese Anfänge überwunden und wird nunmehr regelmäßiger Unterricht erteilt. Von Mamba aus ist sogar noch in dem $1^1/_2$ Stunde entfernten Mwika eine Schule eingerichtet. Unterrichtet wird in Lesen, Schreiben, biblischer Geschichte, Geographie und Singen, woran die Freude besonders groß ist.

Es ist den Wadschagga zu gönnen, daß sie durch die Predigt des Evangeliums von ihrem „ziemlich ausgebildeten Götzendienst" loskommen und den wahren Gott anbeten lernen; denn der Hauptsache nach besteht ihre Religion im Geisterdienst. Freilich wissen sie, *daß ein Gott, ein höchstes, gütiges Wesen über der Welt und den Menschen regiert.* Irua, Iruwa (Madschamedialekt), Rua, Eruwa

(Moschidialekt) hat die ersten Menschen geschaffen, hat den Himmel gebaut und die Sterne darein gesäet, hat die Berge und die Länder der Erde gegeben und sie mit allerlei Pflanzen bedeckt und läßt diese fort und fort wachsen, wenngleich der Mensch das Korn in die Erde gelegt hat. Irua wird verehrt; von ihm erwartet man Schutz für die Gefahren des Lebens; zu ihm betet man am Morgen: „O Gott, hilf mir!“ oder „O Gott, du hast mich behütet, ich habe geruht und die Nacht zugebracht; behüte mich auch heute und gieb mir Nahrung, o König!“ „Bei wichtigen Anlässen, wie bei Geburt eines Kindes u. a. flehen sie wohl des Himmels Segen herab. Handelt es sich um ernste Fragen und große Ereignisse, so ist mit dem Gebete gewöhnlich die Darbringung eines Opfers verbunden. Man opfert Wimbi, Wimbi-Bier und Ziegen (Fleischstückchen). Irua verdient es ja so reichlich, daß der Dschagga ihn ehrt, denn er liebt Kirima (Dschaggaland) und seine Bewohner.“ Indes beherrscht nicht der gütige Irua das religiöse Leben der Wadschagga, da sie sich vor ihm nicht zu fürchten haben. Dagegen die bösen Warumu müssen sie fürchten, müssen sie sich günstig stimmen und vom Schadenstiften fern halten.

Die Warumu sind die Seelen der Verstorbenen, die im Dunkel unter der Erde wohnen. Zu ihnen geht jeder Dschagga, wenn er stirbt. „Sein ganzes Leben ist durch die Beziehung zu der Warumu beeinflußt.“

„Diese Schatten führen ein trauriges Dasein dort unter der Erde, wo keine Blumen blühen und keine Vögel zwitschern. Sie freien nicht, sie graben nicht, sie scherzen nicht, sie sind stumm und kalt. Wollen sie essen, so giebt es für sie nur Erde zur Sättigung. Mitleidige Herzen suchen die ungemütliche Lage derselben dadurch etwas zu mildern, daß sie die Kolokatienwurzel in die Wohnplätze der Warumu versetzen und den Geistern unartikulierte Laute zuschreiben. — Aber ist das Leben der Warumu auch freudlos, so sind's doch unsterbliche, mächtige Geister und der hinfällige Mensch hat alle Ursache, sie zu fürchten und ihren Zorn nicht auf sich zu laden. Denn mit den Warumu ist nicht zu spaßen, sie besitzen Gewalt über Leib und Leben des Erdenbewohners. Sind sie einem gram, so senden sie ihm Unglück und Ungemach, Krankheit und schließlich selbst den Tod. Darum gilt es mit Fleiß, die Warumu sich günstig und gnädig zu stimmen. Sind sie dir gewogen, so hast du davon großen Nutzen. Schützen die Geister Leben und Eigentum eines Mannes, so ist es beschützt. Seht, dort steht mitten in einer Pflanzung ein Stecken, auf welchen die mit roten Strichen bemalte apfelförmige, milchsaftreiche Doppelfrucht eines bestimmten Baumes samt Zaubermitteln aufgebunden ist. Was soll das bedeuten? Das ist der Schutz gegen Diebstahl. Wehe, wenn ein Frecher trotz der warnenden Zauberei Feldfrüchte stiehlt! Die Warumu werden auf grund der bereiteten Mittel ihm den Körper schwellen machen, und er muß infolge davon sterben.“

Opfer und Gebet sollen die Warumu günstig stimmen und Wimbikorn, und daraus gebrautes Bier sowie Ziegen, davon man Fleischstückchen auf grüne Blätter legt, werden ihnen dargebracht, zumal wenn sie Krankheit und Unglücksfälle gesandt haben. Dabei spielt der Mwanga (Zauberer und Heilkünstler) eine große Rolle.

„Ist einer krank, dann wird der Arzt und Zauberer befragt, der sich gern einfindet, da es für ihn kein gewinnloses Geschäft ist, hier Rat zu erteilen, ein Stück *Fleisch oder wenigstens* etwas Bier ist ihm als Lohn sicher. Neulich führte

mich mein Weg in eine Hütte, bei der ich zufällig gerade Nschomi, einen Zauberdoktor, antraf, der über die Krankheit eines Kindes Bescheid sagen sollte. Er hockte auf der Erde, ihm gegenüber der Vater des Kindes; zwischen beiden war ein Ziegenfell ausgebreitet, auf das der Zauberer eine Anzahl runder Steinchen, die er in einem Horn bei sich führte, hinstreute. Unter fortwährendem Sortieren der Steinchen und Deuten des Geisterspruches erzählte er dem besorgten Vater, er müsse dem Geist seines verstorbenen Bruders eine Drazäne in den Weg stecken und einen Opfertrank — ein wenig Bier auf den Weg gegossen — spenden, dann würde das Kind gesund werden, verzaubert wäre es nicht. — Dies beides geschieht am Morgen oder am Abend, und in sehr schweren Krankheitsfällen in der Nacht."

So sehen wir die Leipziger Brüder wacker an der Vorbereitungsarbeit, deren Erfolg nicht ausbleiben wird. Leider haben sie jüngst, wie bekannt, einen sehr empfindlichen Schlag erlitten. Die beiden Missionare Ovir und Segebrock waren nach dem Meru gezogen, um eine vierte Station anzulegen. Da wurden sie ahnungslos in der Nacht des 19. Oktober von Aruscha-Kriegern überfallen und ermordet. Damit ist die Gründung der neuen Station hinausgeschoben. Möchte doch bald die Friedensbotschaft dort erschallen, damit „die Saat der Mohren" aufgehen kann!

Wir wenden uns nun zu der deutschen evangelischen Mission an der Westgrenze unserer Kolonie im Kondelande am Njaßa, wo als getreue Nachbarn die Sendboten der „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" (Berlin I) und der Brüdergemeine an der Arbeit stehen. Der Kapitän Berndt, welcher während der Abwesenheit des inzwischen verstorbenen Baron von Eltz in Langenburg kommandierte, hat im Januar 1896 die Stationen der beiden Missionen besucht und berichtet darüber:

„Ich begab mich über die Berliner Stationen Ikombe, Wangemannshöh und Manow bis zu der nördlichsten dieser Stationen, Muakarerei, und von da nach den Stationen der Brüdergemeine Rungue, Rutenganio und Ipiana. Auf sämtlichen Stationen fanden sich die umwohnenden Häuptlinge willig ein, und wo ein solcher infolge schlechten Gewissens nicht erschienen war, genügte die Sendung einiger Soldaten, um das Kommen zu veranlassen. Mit freundlichst gewährter Hilfe bei der Verdolmetschung seitens der Missionare hielt ich dann Gerichtssitzung ab und schlichtete Streitigkeiten, von welchen allerdings eine Unmenge vorlag. Es war bei den ganzen Verhandlungen das segensreiche Wirken der Missionare recht bemerkbar; wie auch das zahlreiche Erscheinen der Häuptlinge, von denen sich verschiedene bisher keinem Stationsbeamten gestellt hatten, sondern bei solchen Gelegenheiten einfach ausgerückt waren, auf diesen guten Einfluß zurückzuführen ist. Es gelang mir denn auch, die größeren und meisten Sachen auf gütlichem Wege zu erledigen, und fügten sich die Leute fast immer willig meinen Entscheidungen, welche meistens in Bezahlungen und Herausgabe von Rindern und Weibern, unter Androhung schwererer Strafen im Wiederholungsfalle bestanden. Wo einzelne Weigerungen waren, genügte die Festsetzung der Uebelthäter auf der Wache für eine Nacht, um meine Anordnungen zur Ausführung zu bringen. Somit ist der Zug recht erfolgreich und befriedigend gewesen. Bezüglich der verschiedenen Missionsstationen möchte ich noch bemerken, daß sie meist recht gut und schön gebaut sind, wie auch die Einrichtung und das Leben, infolge dessen daß nunmehr *in fast jeder* Station deutsche Hausfrauen sind, sehr nett und heimisch ist.

Einige der Stationen können als wahre Sanatorien bezeichnet werden, während bei anderen die Zukunft noch entscheiden muß."

Die beiden Missionen haben in demselben Jahre 1891 hier ihre Arbeit begonnen und ihre Missionare stehen in brüderlichem Einvernehmen. Sie haben eine Grenze ihrer Arbeitsgebiete vereinbart. „Die Mbaka stromaufwärts und in ihrem Quellgebiet soll sie und die Suma (ein Nebenbach der Mbaka im Quellgebiete letzterer) . . . die Grenze bilden. Das Gebiet der Safua, welches . . . ein gutes Stück nördlich von Muakareri und Rungue liegt, soll wegen seiner Lage und Zugehörigkeit zu Mererе der Brüdermission überlassen werden, während man die Frage nach Besetzung des Buanji-Gebietes, östlich von den Safua, offen lassen will bis zur Klärung der getrübten politischen Verhältnisse." *)

Nach diesen beide Missionen betreffenden Bemerkungen geben wir eine Uebersicht über ihre Entwickelung.

Der Branntwein in unseren Kolonien.

1. Im „Deutschen Kolonialblatt" No. 17 und No. 24 vorigen Jahres liegt die amtliche „Statistik der im Kalenderjahre 1895 in Kamerun und Togo ein- bezw. von dort ausgeführten Waaren" vor. So ist es nunmehr möglich, die Entwickelung des Branntweinhandels in diesen beiden am meisten darunter leidenden deutschen Kolonien zu prüfen Um einen Vergleich mit dem Zustand im Jahre 1894 anstellen zu können, wiederholen wir aus dem vorigen Jahrgang (Seite 87) die betreffenden Angaben.

1. Einfuhr nach Kamerun.

Jahr	Wert der Gesamt-Einfuhr in Mark	Wert der Spirituosen-Einfuhr in Mark	Prozentsatz der Spirituosen-Einfuhr	Spirituosen-Einfuhr in Litern	Wert der Baumwollenwaaren-Einfuhr in Mark	Prozentsatz der Baumwollenwaaren-Einfuhr
1894	6 497 414	981 061	15,10	1 681 294	1 925 316	29,79
1895	5 658 192	813 221	14,00	1 402 856	1 310 849	23,16

2. Einfuhr nach Togo.

1894	2 240 642	676 013	30,10	1 092 756	608 413	27,59
1895	2 353 332	661 048	26,00	1 134 482	628 962	26,82

*) Missionsblatt der Brüdergemeine 1896, S. 116.

mich mein Weg in eine Hütte, bei der ich zufällig gerade Nschomi, einen Zauberdoktor, antraf, der über die Krankheit eines Kindes Bescheid sagen sollte. Er hockte auf der Erde, ihm gegenüber der Vater des Kindes; zwischen beiden war ein Ziegenfell ausgebreitet, auf das der Zauberer eine Anzahl runder Steinchen, die er in einem Horn bei sich führte, hinstreute. Unter fortwährendem Sortieren der Steinchen und Deuten des Geisterspruches erzählte er dem besorgten Vater, er müsse dem Geist seines verstorbenen Bruders eine Drazäne in den Weg stecken und einen Opfertrank — ein wenig Bier auf den Weg gegossen — spenden, dann würde das Kind gesund werden, verzaubert wäre es nicht. — Dies beides geschieht am Morgen oder am Abend, und in sehr schweren Krankheitsfällen in der Nacht."

So sehen wir die Leipziger Brüder wacker an der Vorbereitungsarbeit, deren Erfolg nicht ausbleiben wird. Leider haben sie jüngst, wie bekannt, einen sehr empfindlichen Schlag erlitten. Die beiden Missionare Ovir und Segebrock waren nach dem Meru gezogen, um eine vierte Station anzulegen. Da wurden sie ahnungslos in der Nacht des 19. Oktober von Aruscha-Kriegern überfallen und ermordet. Damit ist die Gründung der neuen Station hinausgeschoben. Möchte doch bald die Friedensbotschaft dort erschallen, damit „die Saat der Mohren" aufgehen kann!

Wir wenden uns nun zu der deutschen evangelischen Mission an der Westgrenze unserer Kolonie im Kondelande am Njaßa, wo als getreue Nachbarn die Sendboten der „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" (Berlin I) und der Brüdergemeine an der Arbeit stehen. Der Kapitän Berndt, welcher während der Abwesenheit des inzwischen verstorbenen Baron von Eltz in Langenburg kommandierte, hat im Januar 1896 die Stationen der beiden Missionen besucht und berichtet darüber:

„Ich begab mich über die Berliner Stationen Ikombe, Wangemannshöh und Manow bis zu der nördlichsten dieser Stationen, Muakarerei, und von da nach den Stationen der Brüdergemeine Rungue, Rutenganio und Ipiana. Auf sämtlichen Stationen fanden sich die umwohnenden Häuptlinge willig ein, und wo ein solcher infolge schlechten Gewissens nicht erschienen war, genügte die Sendung einiger Soldaten, um das Kommen zu veranlassen. Mit freundlichst gewährter Hilfe bei der Verdolmetschung seitens der Missionare hielt ich dann Gerichtssitzung ab und schlichtete Streitigkeiten, von welchen allerdings eine Unmenge vorlag. Es war bei den ganzen Verhandlungen das segensreiche Wirken der Missionare recht bemerkbar; wie auch das zahlreiche Erscheinen der Häuptlinge, von denen sich verschiedene bisher keinem Stationsbeamten gestellt hatten, sondern bei solchen Gelegenheiten einfach ausgerückt waren, auf diesen guten Einfluß zurückzuführen ist. Es gelang mir denn auch, die größeren und meisten Sachen auf gütlichem Wege zu erledigen, und fügten sich die Leute fast immer willig meinen Entscheidungen, welche meistens in Bezahlungen und Herausgabe von Rindern und Weibern, unter Androhung schwererer Strafen im Wiederholungsfalle bestanden. Wo einzelne Weigerungen waren, genügte die Festsetzung der Uebelthäter auf der Wache für eine Nacht, um meine Anordnungen zur Ausführung zu bringen. Somit ist der Zug recht erfolgreich und befriedigend gewesen. Bezüglich der verschiedenen Missionsstationen möchte ich noch bemerken, daß sie meist recht gut und schön gebaut sind, wie auch die Einrichtung und das Leben, infolge dessen daß nunmehr *auf fast jeder* Station deutsche Hausfrauen sind, sehr nett und heimisch ist.

Einige der Stationen können als wahre Sanatorien bezeichnet werden, während bei anderen die Zukunft noch entscheiden muß."

Die beiden Missionen haben in demselben Jahre 1891 hier ihre Arbeit begonnen und ihre Missionare stehen in brüderlichem Einvernehmen. Sie haben eine Grenze ihrer Arbeitsgebiete vereinbart. „Die Mbaka stromaufwärts und in ihrem Quellgebiet soll sie und die Suma (ein Nebenbach der Mbaka im Quellgebiete letzterer) . . . die Grenze bilden. Das Gebiet der Safua, welches . . . ein gutes Stück nördlich von Muakareri und Rungue liegt, soll wegen seiner Lage und Zugehörigkeit zu Mererе der Brüdermission überlassen werden, während man die Frage nach Besetzung des Buanji-Gebietes, östlich von den Safua, offen lassen will bis zur Klärung der getrübten politischen Verhältnisse." *)

Nach diesen beide Missionen betreffenden Bemerkungen geben wir eine Uebersicht über ihre Entwickelung.

Der Branntwein in unseren Kolonien.

1. Im „Deutschen Kolonialblatt" No. 17 und No. 24 vorigen Jahres liegt die amtliche „Statistik der im Kalenderjahre 1895 in Kamerun und Togo ein- bezw. von dort ausgeführten Waaren" vor. So ist es nunmehr möglich, die Entwickelung des Branntweinhandels in diesen beiden am meisten darunter leidenden deutschen Kolonien zu prüfen Um einen Vergleich mit dem Zustand im Jahre 1894 anstellen zu können, wiederholen wir aus dem vorigen Jahrgang (Seite 87) die betreffenden Angaben.

1. Einfuhr nach Kamerun.

Jahr	Wert der Gesamt-Einfuhr in Mark	Wert der Spirituosen-Einfuhr in Mark	Prozentsatz der Spirituosen-Einfuhr	Spirituosen-Einfuhr in Litern	Wert der Baumwollenwaaren-Einfuhr in Mark	Prozentsatz der Baumwollenwaaren-Einfuhr
1894	6 497 414	981 061	15,10	1 681 294	1 925 316	29,79
1895	5 658 192	813 221	14,00	1 402 856	1 310 849	23,16

2. Einfuhr nach Togo.

1894	2 240 642	676 013	30,10	1 092 756	608 413	27,59
1895	2 353 332	661 048	26,00	1 134 482	628 962	26,82

*) Missionsblatt der Brüdergemeine 1896, S. 116.

Wie ersichtlich, hat die Einfuhr nach Kamerun um 839222 Mark abgenommen. Daß zu diesem Ausfall auch die Branntwein-Einfuhr beigetragen hat, ist erfreulich, so sehr wir diesen Rückgang der Gesammt-Einfuhr auch bedauern. Indes ist es überaus beklagenswert, daß der Ausfall nicht in erster Linie die Spirituosen-, sondern die Baumwollenwaaren-Einfuhr betrifft. Während jene nur um 167840 Mark gefallen ist, ist diese um 614467 Mark gesunken. Wir müssen daher konstatieren, daß sich das Verhältnis des Branntweinhandels zu dem des Handels mit Baumwollen-Waaren in 1895 sehr erheblich zu ungunsten des letzteren verschoben hat. In 1894 standen sich als Prozentsätze 15,10 und 29,79 gegenüber, d. h. der Wert der eingeführten Baumwollenwaaren war annähernd doppelt so groß als der der eingeführten Spirituosen, im letzten Jahre war er nur etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ mal so groß. Daher wird durch die amtliche Statistik leider die Befürchtung gemehrt, daß in Kamerun der Branntweinhandel auf kosten des legitimen Handels erstarkt. Denn wir sehen ja, wie er gegenüber dem Baumwollenwaaren-Handel unverhältnismäßig minimal an dem Ausfall des Wertes der Gesamteinfuhr beteiligt ist.

Was nun Togo betrifft, so wissen wir bereits, daß diese Kolonie am schlimmsten von der Branntweinpest betroffen ist. Die neue Statistik zeigt, daß sich der Zustand nicht gebessert hat. Zwar ist der Prozentsatz der Spirituosen-Einfuhr um 2,10 und der der Baumwollenwaaren-Einfuhr nur um 0,77 gefallen. Indes stehen wir noch immer vor der leidigen Thatsache, daß diese gegen jene zurückbleibt. Wollte man nun annehmen, daß, weil ja der Prozentsatz gefallen ist, wie das bei gleichzeitiger Zunahme des Wertes der Gesamteinfuhr und Abnahme des Wertes der Spirituosen-Einfuhr selbstverständlich ist, auch die letztere zurückgegangen sei, so würde man sich täuschen. Denn thatsächlich hat sie zugenommen. Der Wert hat sich zwar um 14965 Mark vermindert, die Menge aber um 41726 Liter vermehrt.

So ist für beide Kolonien das Ergebnis traurig und deprimiert den aufrichtigen Freund ihrer Bewohner. Wenn doch die Bemühungen, die von den verschiedenen Seiten und in den verschiedenen Ländern angewandt werden, um einen ausreichend hoch bemessenen Prohibitivzoll auf Spirituosen für ganz Westafrika zu erreichen, den wünschenswerthen Erfolg hätten! —er.

---

2. Deutsch-Südwestafrika. In den „Mäßigkeits-Blättern" (1895 No. 11 und 12) befindet sich folgende Notiz von Dr. Christ-Basel, dem Mitglied der „Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels": „In der „Deutschen Kolonial-Zeitung" (No. 43, 24. Okt. 1896 S. 346) berichtet ein Kriegsfreiwilliger über die Unterdrückung des Aufstandes der Herero und Hottentotten durch die Aktion bei Gobabis und die Erstürmung des

befestigten Lagers der Schwarzen. Infolge dieses Sieges wurden zwei Häuptlinge, der gefangene Kahimena und der freiwillig sich stellende Nikodemus, hingerichtet. Groß war der Anblick nicht, denn auch ihnen war, wie allen zum Tode Verurteilten, der letzte Wunsch gestattet, der sich, wie ihr ganzes Bestreben im Leben, auf Schnaps richtete, und so schimpften sie auf dem Wege, bis sie an die Bäume gebunden wurden."

So lautete der Bericht des Kriegsfreiwilligen über diese Exekution. Wir stellen die bescheidene Frage: Wäre es nicht eines zivilisierten christlichen Kulturstaates würdiger, überwundene Feinde in einer anderen Weise auf den Tod vorzubereiten als durch Schnaps. Wenn man diese Leute als zurechnungsfähige und verantwortliche Seelen behandelt und demgemäß wegen eines Aufstandes am Leben straft, ist man ihnen dann andererseits nicht schuldig, ihre Menschenwürde zu achten und sie nicht betrunken in den Tod zu schicken? Wann wird endlich der finstere Aberglaube schwinden, daß schwarze Leute nur mit Schnaps, selbst noch bei ihrer Hinrichtung, zu behandeln seien?"

Bücherbesprechungen.

F. J. von Bülow, Premierlieutenant a. D. **Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's.** Schilderungen von Land und Leuten. Zweite Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und zwei Karten. Berlin 1897. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 6 Mk., gebunden 7 Mk.

Es ist die beste Empfehlung dieses Buches, daß es nach knapp einem Jahre bereits in 2. Auflage erscheint. Wir können nur wiederholen, was die „Afrika" (1895, S. 43) über die erste Auflage gesagt hat: Es gewährt einen hohen Genuß, diese einfachen und klaren Schilderungen zu lesen, und von neuem das Lesen dieses Buches angelegentlich empfehlen, durch das ein Geist der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe weht und hinter dessen Worten ein ganzer Mann steht.

Paul Reichard. Stanley. 24. Band der Sammlung von Biographieen: **Geisteshelden.** Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Berlin. Ernst Hofmann u. Co. 1897. — Geheftet 2,40 Mark; Leinenband 3,20 Mark; Halbfranzbank 3,80 Mark.

Eine schwierige Aufgabe das Leben eines Zeitgenossen zu beschreiben! Die Aufgabe des lebenden Stanley Biograph zu werden, vergrößert die Schwierigkeit noch. Doch hat der Verfasser es verstanden, diese zu heben. Er verteilt die Licht- und Schattenseiten des Charakters dieses bedeutenden Mannes, so daß wir von seiner Persönlichkeit ein klares Bild erhalten. Zugleich zeigt er uns, wie in ungewöhnlicher Weise die Verhältnisse den großen Afrikareisenden begünstigt haben, die er in seinem weiten Blick stets mit Energie und Geschick ausnutzte.

Nach zwei einleitenden Kapiteln, in denen er „Stanleys Abstammung und Vorleben" und eine gedrängte Uebersicht über „die Erforschung Afrikas seit dem Jahre 1788 bis zu Stanleys Auftreten" giebt, geht der Verfasser zur Beschreibung der Reisen und Thaten seines Helden über. Er schildert uns zunächst „Stanleys Reise zur Auffindung Livingstones", wobei er freilich über Livingstone kaum ein ganz gerechtes Urteil fällt, danach „Stanleys Kongoreise", an die sich in dem 5. Kapitel „Stanley und der Kongostaat" die Darstellung der Gründung dieses Freistaates, der bedeutendsten Leistung Stanleys anschließt. Mit dem folgenden Kapitel „Stanleys Expedition zur Errettung Emin Paschas" schließt die Beschreibung der Thätigkeit seines Helden ab, da sie sein letztes Werk ist. Es ist am wenigsten dazu geeignet, für den Mann zu begeistern. Nachdem darauf der Verfasser im 7. Kapitel das Verhältnis des wissenschaftlich nicht gebildeten Stanley zur Wissenschaft, der er so viel geleistet, aber persönlich nie hold war, beleuchtet hat, schließt der Verfasser seine Arbeit mit einer zusammenfassenden Charakteristik des Reisenden „Stanley als Mensch".

Die Darstellung selbst ist an einigen Stellen schwungvoll, während an anderen der Eindruck sich aufdrängt, daß der Verfasser, schnell arbeitend, nicht genügend Muße gefunden hat, an den Stil die letzte säubernde und feilende Hand zu legen. Indes ist das ganze Buch aus einem Guß und lebendig geschrieben, so daß man es gern liest. Leider hat aber der Verfasser auf Seite 150 Ideen über die Berechtigung der Kulturmächte zur Aneignung überseeischer Länder entwickelt, denen wir durchaus nicht beistimmen können und deren Verbreitung in den kolonialen Kreisen unseres Volkes für schädlich, um nicht mehr zu sagen, halten müssen. Wir verweisen auf unsere diesbezüglichen Ausführungen auf Seite 4 u. f. So sehr wir daher wünschen möchten, daß dies in so vielen Stücken anerkennenswerte Lebensbild Stanleys bekannt und gelesen wird, müssen wir doch entschieden raten, den nebenher laufenden Urteilen und Anschauungen des Verfassers sich nicht ohne weiteres anzueignen. —er.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** Mit 11 lithograph. Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Text. Leipzig 1896. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Vollständig in 17 Lieferungen. Preis à 1,50 Mark, Lieferung 17—2 Mark.

Es liegen uns die beiden ersten Lieferungen dieses Werkes vor, die uns bereits einen Einblick in die bis in's kleinste gehende Genauigkeit des Bearbeiters, unter dessen Hand das ursprüngliche Werk des verstorbenen Dr. Ploß ein ganz neues geworden ist, gewährt. Mit einer peinlichen Sorgfalt sind alle einschlägigen Beiträge und Notizen über das Weib gesammelt, so daß schwerlich eins übergangen ist und mit gleicher Sorgfalt sind sie alle verarbeitet, so daß trotz der vielen Zitate die Einheitlichkeit der Darstellung durchaus gewahrt ist. Wir werden jeweilig bei dem Abschluß gewisser Abschnitte des Werkes eine eingehendere Besprechung bringen. —er.

J. L. de Lanessan, Principes de Colonisation. Paris 1897. Ancienne Librairie Germer Baillère et Cie. Félix Alcan, éditeur. — 6 fr. — Besprechung folgt.

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann
Lüdenscheid
Westfalen
und
Berlin SW. 12
Schützenstrasse 46/47.
→»»»»» Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung. «««««←
Errichtet 1680
empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:
Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner
Talare, Baretts und **Bäffchen** etc.
☛ Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen. ☚
☛ **Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge** ☚
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.
Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.
Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.
Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.
Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7.
G. Herbert,
Gegründet im Jahre 1826.
Berlin S.W.,
Alte Jakobstraße 5
empfiehlt seine
Handlung und Werkstätten
für
Ornate, Paramente und Ornamente,
sowie
alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.
zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.
☛ Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei. ☚
Telephon: Amt IV. 1255.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika"** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika": die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Die Behandlung der Neger

hat der Herausgeber der „Neuen Deutschen Rundschau“*) Franz Giesebrecht zum Gegenstand einer Rundfrage bei den bekanntesten und hervorragendsten Afrikaforschern u.s.w. gemacht. In einem Sammelwerke gedenkt er die ihm zugegangenen Antworten im vollen Wortlaute zu veröffentlichen. Im ersten Hefte des laufenden Jahrganges seiner Zeitschrift giebt er aber bereits eine ziemliche Reihe von Exzerpten aus den ihm vorliegenden Darlegungen. Wir haben beim Lesen derselben ein großes Gefühl der Genugthuung und Befriedigung gehabt. Denn die Mehrzahl der mitgetheilten Ausführungen spricht sich mit großer Entschiedenheit für eine gerechte, menschenwürdige Behandlung der Neger aus. Wir geben von diesen nur die Antworten des Landeshauptmanns von Deutsch-Südwest-Afrika, Major Leutwein, und des Professor Schweinfurth wieder.

Der erstere spricht sich in einem Schreiben vom 30. Oktober 1896 folgendermaßen aus:

„Die in Ihrem Schreiben vom 10. September ds. Js. angeregte Frage der Behandlung von Eingeborenen bedürfte eigentlich einer so umfassenden Antwort, daß es fast nicht möglich scheint, dieselbe im Rahmen eines einfachen Briefes zu geben. Außerdem aber gilt das, was ich auf grund meiner Erfahrungen aus Süd-West-Afrika sage, vielleicht nicht für unsere übrigen Kolonien, wie überhaupt die ganze Lösung dieser Frage mehr Sache des Gefühls, als der theoretischen Abhandlung sein kann. Menschenkenntnis und Fähigkeit, mit Menschen umzugehen, müssen in jedem einzelnen Falle das Richtige einzugeben vermögen. Ueberhaupt sind diese Eigenschaften die wichtigsten für einen Kolonialbeamten und wird ohne sie für einen solchen eine nutzbringende Thätigkeit nahezu ausgeschlossen sein.

Im allgemeinen dürfen wir vorliegend die richtigsten Erziehungs-Grundsätze finden, wenn wir auf die Kinderstube zurückgreifen. Die Eingeborenen sind und bleiben ihr Leben lang mehr oder weniger große Kinder. Gerade wie diese verlangen sie in der Behandlung eine weise Paarung von Strenge und Milde, von festem Zugreifen und von ausgedehnter Nachsicht. Vor allen Dingen wollen dieselben niemals die Gerechtigkeit vermissen, für welche sie unterschiedslos ein sehr feines Gefühl haben. Ferner spielt das Wort „Geduld“, zehnfach unterstrichen, im Verkehr mit Eingeborenen eine sehr große Rolle. Gerade an letzterer lassen es Neulinge auf afrikanischem Boden häufig fehlen und begehen daher, beim besten Willen, ebenso häufig Mißgriffe.

Endlich dürfen vorliegend auch die durchaus verschiedenen Charakteranlagen der Eingeborenen selbst nicht außer betracht gelassen werden.

Wenn wir z. B. im großen und ganzen mit Offizieren als Kolonialbeamten bis jetzt gute Erfahrungen gemacht haben, so liegt die Erklärung in der Thatsache, daß deren Beruf auch in der Heimat eine erzieherische Thätigkeit verlangt. Dieselben bedürfen daher, sollen ihre Leistungen von Erfolg begleitet sein, bereits derjenigen Eigenschaften, welche ich oben für Kolonialbeamte als unerläßlich bezeichnet habe. Ich hoffe, durch diese Behauptung mir nicht den Vorwurf, pro domo zu reden, zugezogen zu haben. Nur der Vollständigkeit halber hielt ich sie für angezeigt.

Selbstredend ist in keiner Weise ausgeschlossen, daß von Angehörigen anderer Stände das gleiche, oder noch besseres geleistet wird, wenn eben nur die erforderlichen Charakter-Eigenschaften vorhanden sind.

---

*) Berlin, S. Fischer, Verlag. Preis des Heftes 1,50 Mark. Vierteljährlich 4,50 Mark.

Mehr zur Sache zu sagen, bin ich nicht imstande, da, wie schon oben bemerkt, vorliegende Frage nach meiner Ansicht theoretisch eigentlich überhaupt nicht zu beantworten ist. Man kann sowohl in der Strenge wie in der Milde zu weit gehen. Die Entscheidung darüber, nach welcher Richtung solches geschehen ist, dürfte schwerlich an dem heimatlichen grünen Tische zu finden sein.

Die beste Lösung der vorliegend gestellten Frage wird daher gegeben sein, wenn es gelingt, die richtigen Leute in die Kolonien zu senden. Diesen aber muß man gegebenen Falles dann das Vertrauen schenken, daß sie das Richtige getroffen haben."

Professor Schweinfurth aber schreibt in einem Briefe vom 2. Juli 1896:

„Da die Neger kein Begriff mehr sind, weder historisch, noch geographisch, noch rasselich, so ist es schwer, allgemeine Gesichtspunkte (speziell gestellte Fragen für einzelne Fälle ließen sich leichter beantworten) aufzustellen für die Behandlung, die seitens Weißer sich bei einem so großen und buntscheckig vielgearteten Teil der Menschheit empfehlen ließen. Ich verweise auf die Verschiedenheit der Neger von Ost und West, Abessinier und Somal, Kaffern ꝛc. In welcher Veranlassung der Weiße den Farbigen gegenübertritt, die Verschiedenheit seiner Stellung ꝛc. vermehren die Vielseitigkeit dieser Gesichtspunkte. Ich möchte Sie im allgemeinen darauf verweisen, was Missionssuperintendent Merensky gesagt hat, namentlich in seiner vom deutschen Kolonialverein preisgekrönten Schrift (vor 10 Jahren) über die Erziehung des Negers zur Arbeit; dort finden sich goldene Worte und wohl zu beherzigende Grundsätze entwickelt, die ich nicht genug anzupreisen weiß."

In gleichem, oder doch ähnlichen Sinne sprechen sich die meisten der Herren aus, deren Ansicht in dem genannten Hefte mitgeteilt ist. Das beweist, daß die Anschauung, welche wir vertreten, von den sachkundigen Männer geteilt wird. Daraus ergiebt sich für uns die erfreuliche Aussicht, daß die öffentliche Meinung unsere Forderungen immer mehr zu den ihrigen machen wird.

Nur eine der veröffentlichten Antworten vertritt den Standpunkt, gegen den wir wiederholt unsere Stimme erhoben haben. Der „seit 1878 in Zentralafrika, meist am Kongo, thätige Major in der Kongoarmee August Boshart" nämlich spricht sich in einer solchen Weise über die Behandlung der Neger aus, daß wir seine Ausführungen niedriger hängen zu sollen glauben, da sie auch den elementarsten Forderungen der Humanität Hohn sprechen. Sie lauten:

„Zur Frage der Behandlung des Negers, der allein hier in betracht kommen kann, will ich mich äußern von dem Standpunkte ausgehend, daß wir nicht nach Afrika ziehen, um dort philantropischen Schwindel zu treiben; sondern lediglich zu dem Zwecke, um neue Absatzgebiete zu schaffen für unseren Handel und unsere Industrie, welche sich gelähmt fühlen in den engen Grenzen der alten Welt, strotzend von Händen ohne Arbeit und der Ueberproduktion ohne Absatz.

Wie die verschiedenen Völkerstämme der weißen Hautfarbe bezüglich ihrer physischen und moralischen Eigenschaften nicht über einen Leisten geschlagen werden können, so ist das selbstverständlich auch bei der schwarzen Rasse der Fall. Drei Eigenschaften jedoch sind allen Negerstämmen ohne Ausnahme gemein:

Kulturunfähigkeit, Grausamkeit und namenlose Faulheit.

Es fehlt ja nicht an Stimmen, die da behaupten, daß von seiten der Europäer bis jetzts nichts geschehen sei, um die Schwarzen der Kultur zugänglich zu machen; wer aber mit den Thatsachen auch nur oberflächlich vertraut ist, dem muß die Unhaltbarkeit dieses Vorwurfs auf den ersten Blick einleuchten.

Schon im Altertum, umgeben von den ersten Kulturvölkern der Erde hat *der Neger von ihnen* nichts angenommen, nichts gelernt. Während die Aegypter *die ältesten Lehrer der* Welt waren, und an der Nordküste Afrikas durch Handel

und Krieg mächtige Reiche entstanden, sind die Negervölker nie in der Weltgeschichte auch nur mit einiger Bedeutung hervorgetreten. Seit Jahrhunderten sind Vertreter der verschiedensten europäischen Nationen an allen Küsten des schwarzen Erdtheils ansässig; sie haben Faktoreien errichtet, Meiereien und Werkstätten angelegt — nie hat ein Neger den ernstlichen Versuch gemacht, sich dem zivilisierten Menschen zu nähern. Man hat den Neger-Freistaat „Liberia" gegründet und große Hoffnungen auf das Gedeihen desselben gesetzt. Die gehegten und berechtigten Erwartungen haben sich in keiner Weise erfüllt — das Resultat ist gleich Null. Die Spitzen des Staates sind lächerlicher Popanz, die Bevölkerung die unbrauchbarste der ganzen afrikanischen Westküste.

Die Natur hat dem Schwarzen ein so ausgedehntes und ergiebiges Arbeitsfeld zugeteilt, wie kaum einem anderen Volke des Erdballes. Ein warmes fruchtbares Klima, die schönsten Ströme, die größten Seen, die dichtesten Wälder, zahlreiche Minerallager, fruchtbare Ebenen, die höchsten Gebirge; und sie hat ihm vollauf die Zeit gewährt, all diese Reichtümer zu verwerten; aber in seiner bodenlosen Faulheit hat er das alles verschmäht und ist in seinem Urzustand zurückgeblieben — heute genau so, wie vor 4000 Jahren. Vom weißen Mann hat er nichts angenommen, als dessen schlechteste Eigenschaften. Vom Spanier den Hochmut und die Dummheit, vom Engländer den Schnaps und vom Portugiesen die Päderastie.

Wer den Schwarzen als großes Kind behandelt wissen will, der hat wohl noch keinen anderen, als den Küstenneger zu Gesicht bekommen, der durch Jahrhunderte lange Verfolgungen der Sklavenjäger scheu und feige geworden ist. Seine Unterwürfigkeit und Schmeichelei ist fast immer Verstellung, um durch sie einen Vorteil zu erringen, den er eben auf andere Weise nicht zu erreichen vermag. Im Innern Afrikas, wo er vermeint, der stärkere zu sein, da ist der Neger arrogant, grausam, hinterlistig und unduldsam. Es wäre doch mehr als naiv, seine Menschenopfer bei den Totenfeierlichkeiten von Häuptlingen, Siegesfesten und desgl., die ausgesuchten Grausamkeiten bei den Massenschlächtereien, das Mästen und Schlachten von Sklaven und Kriegsgefangenen, den erlaubten Kindsmord, die im großen betriebene Giftmischerei, als unschuldige Vergnügungen großer Kinder zu erklären. Durch sie werden Jahr aus, Jahr ein ungleich mehr Verheerungen unter der schwarzen Bevölkerung angerichtet, als es jemals der Fall war durch die Sklavenjagden der Araber und Portugiesen.

Der Neger ist ein blutdürstiges, grausames Raubtier, das nur durch das Auge und die Peitsche des Bändigers in Respekt gehalten werden kann; durch Bibelverteilungen ist bei ihm noch nie und nirgends etwas erreicht worden.*)

Wollen wir aber die Schwarzen zur Arbeit erziehen, so hätte man sich nicht so beeilen müssen, die Sklaverei aufzuheben. Sie ist wohl überhaupt nur eingeführt worden, weil der Neger auf andere Weise zur Arbeit nicht zu haben war; daran hat sich bis heute nichts geändert, und deshalb ist die Abschaffung der Sklaverei viel zu früh und unvermittelt erfolgt.

Darüber — glaube ich — herrscht unter den Kennern Afrikas keine Meinungsverschiedenheit, daß der Neger nur durch Zwangsmittel zur Arbeit gebracht werden kann; wie aber dieser Zwang ohne Sklaverei oder ein dieser ganz ähnliches Verhältnis, das dem Kinde lediglich einen anderen Namen gäbe, ausgeübt werden soll, das ist wohl schwer erfindlich.

In kleinem Maßstabe kann man — wenigstens in den Küstengegenden — dadurch ein Auskunftsmittel schaffen, daß alle Strafen, welche über den Neger verhängt werden, Arbeitsstrafen sind, oder wenigstens mit solchen verbunden werden. Auch die Steuern könnten da, wo solche eingeführt sind, in Arbeitsleistung umgewandelt werden.

Schließlich ließe sich auch nach und nach der Versuch machen, die ganze Negerbevölkerung in ähnlicher Weise heranzuziehen, wie in Europa jedermann zur Ableistung der Wehrpflicht angehalten wird. Daß es in letzterem Falle oft

*) Vom Referenten gesperrt.

genug Unzuträglichkeiten absetzen würde, die in ihren Nachwirkungen der früheren Sklaverei nichts nachgeben dürften, ist wohl als sicher anzunehmen.

Das aber schlage man sich ein für allemal aus dem Kopfe, den Neger ohne Zwang zur Arbeit bestimmen zu können.

Dem ewigen Naturgesetz, welchem sich die ganze Schöpfung fügen muß, folgt auch die Ausbreitung der Rassen auf dem Erdball. Wo auf ihren großen Wanderzügen Völkerstämme von ungleicher physischer oder geistiger Kraft auf einander plotzen, hat stets der schwächere, abgelebtere weichen müssen; nur auf diese Weise konnte das Menschengeschlecht überhaupt zu einer höheren Entwickelung gelangen.

Nicht durch die Sklavenjagden und die fortgesetzten Verfolgungen durch die Weißen geht die schwarze Rasse ihrem Untergange entgegen; sondern weil sie sich gegen die Zivilisation — die allein ihre Rettung sein könnte — stemmt, ist ihr Verhängnis unabwendbar. Wir können diese Thatsache bedauern, aber nicht ändern. Eine sentimentale Auffassung der Frage wäre ganz unangebracht; wir müssen uns im Gegentheil sagen, daß so durchaus unproduktive Völkerschaften, wie es die schwarzen Stämme sind, keine Existenzberechtigung haben.

Die Logik der Thatsachen fordert, daß nicht 100 Millionen Menschen ein Terrain in Anspruch nehmen dürfen, auf welchem mindestens 500 Millionen arbeitsamer, kultivierter Menschen ausreichend ihren Lebensunterhalt finden können.

Es ist umsonst, wenn eine gut gemeinte, aber zwecklose Philanthropie die Rechte der schwarzen Rasse im Namen der Humanität vertheidigen möchte.

Endlich nach langem Zögern, ist der Weiße gekommen, um seinen Fleiß, sein Wissen, seine Ausdauer und Energie auf den schwarzen Kontinent zu tragen und dergestalt dessen Herr zu werden. Er hat Städte gebaut, Häfen geschaffen, Ströme und Seen mit Schiffen belebt; allenthalben wird nach Metallen gesucht, Straßen werden gebaut, Schienenstränge und Telegraphenlinien gezogen, und endlich wird auch der Tag kommen, wo es seinem kühnen Geist und seiner Energie gelungen sein wird, quer durch den Kontinent einen Verkehrsweg herzustellen, welcher den atlantischen mit dem indischen Ocean verbindet.

An diesem großen, welthistorischen Tage läutet dem Schwarzen die Totenglocke."

Wir können, obwohl unter den sämtlichen mitgeteilten Gutachten diese Anschauung völlig vereinzelt dasteht und sie schon dadurch gerichtet erscheint, doch wenigstens folgende kurze Bemerkungen nicht unterdrücken.

Wir sind gewiß auch der Meinung, daß die Gründung von Liberia, als selbständiger Staat, ein Mißgriff gewesen ist. Doch sehen wir den Fehler bei den Gründern dieser Republik und nicht bei ihren Bürgern. Es ist in der That verkehrt, diesen Staat als Beweis für die „Kulturunfähigkeit" der Negerstämme anzuführen und von seinem Zustande aus den Schluß zu machen, daß der Neger überhaupt nicht auf eine höhere Stufe der Kultur und Bildung erhoben werden könne. Die allerneueste Geschichte Afrikas widerlegt diese Auffassung. Was für eine großartige Entwickelung hat im Laufe des letzten Jahrzehntes Uganda genommen! Dies eine Beispiel genügt, um das Märchen der „Kulturunfähigkeit" der schwarzen Rasse zu widerlegen. Das „durch Bibelverteilung und Segenssprüche bei ihm (d. h. dem Neger) noch nie und nirgends etwas erreicht worden" ist, darin stimmen wir vollkommen mit Herrn Boshart überein. Aber wir bitten ihn, uns einen Missionar namhaft zu machen, der dadurch etwas zu erreichen *sucht. Er wird keinen* nennen können, weil es keinen solchen *giebt. Daß aber die* Thätigkeit der Missionare unter den Negern

den Erfolg hat, daß sie ihnen zu selbständigem Lesen die Bibel in die Hand geben können, ja daß bei ihnen das Verlangen rege wird, sie zu besitzen, bezeugt am besten die Bildungsfähigkeit der afrikanischen Völker. Wir wollen noch eine Thatsache aus der allerneuesten Zeit reden lassen. Bei den Baßuto in Südafrika erscheint, von Missionar Trümpelmann herausgegeben, seit dem Oktober des Jahres 1895 eine Zeitung „Baßuto-Freund". In derselben werden Artikel christlicher Baßuto veröffentlicht. Das beweist doch sicherlich ein angeregtes geistiges Leben und ganz zweifellos die Kulturfähigkeit der schwarzen Rasse.

Außerdem geht daraus und aus vielen anderen Beispielen hervor, daß die Neger vom weißen Manne doch auch noch etwas anderes annehmen, als nur seine schlechten Eigenschaften. Es schreit ja zum Himmel, daß die Europäer die Küstenbevölkerung Afrikas so in den Grund verdorben haben. Ist aber damit wirklich bewiesen, daß die Neger für das Gute unzugänglich sind? Haben wir nicht an dem edlen König der Bamangwato, Khame, der mit aller Energie sein Volk vor dem Verderben durch den Schnaps zu bewahren sucht, den besten Beleg dafür, daß die unverdorbenen Neger für das Höhere sehr wohl empfänglich sind, ja daß sie ein lebendiges Verlangen danach tragen?

Wir müssen auch dem Satze, daß der Neger unverbesserlich faul ist, ganz entschieden widersprechen. Wir führen nur ein Beispiel an. In Hamburg sind im Jahre 1895 von West-Afrika insgesammt 1 084 803 Kilogramm Palmkerne in einem Werte von 19 529 970 Mark eingeführt. Das bedeutet eine ganz beträchtliche Arbeitsleistung über das persönliche Bedürfnis der Eingeborenen hinaus!*) Deshalb entbehrt die Behauptung, als sei die einzige Möglichkeit den Neger zur Arbeit zu bewegen, die Sklaverei, durchaus der realen Unterlage, — ganz abgesehen davon, daß die Sklaverei an sich schlechthin verwerflich ist. Schon aus diesem Grunde allein, ohne auf die höheren, dabei in betracht kommenden Gesichtspunkte hinzuweisen, ist es auch eine absolut unberechtigte Redeweise, den Negervölkern die Existenzberechtigung abzusprechen.

Es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, die angeführten Greuel, furchtbare Verirrungen der Menschen, „als unschuldige Vergnügungen großer Kinder zu erklären". Aber wir fragen, werden wir einem das Recht zugestehen, den Europäer „ein blutdürstiges, grausames Raubtier" zu nennen, weil zur Zeit der Inquisition Martern ersonnen sind, welche auch von den, daß wir den Ausdruck gebrauchen, wildesten Völkern kaum je angewendet sind? Wir protestieren mit Entrüstung dagegen, daß der Neger „ein blutdürstiges, grausames Raubtier" genannt wird. —

*) Der „Jahresbericht über die Entwickelung" der Schutzgebiete, der während des Druckes dieses Referates in meine Hände gelangt ist, zeigt auf's deutlichste, das der Neger sehr wohl „kulturfähig" ist, daß er auch arbeitet. Ich werde darauf zurückkommen. —er.

Aber es ist ja nach der Ansicht von Herrn Boshart umsonst, die Rechte der schwarzen Rasse im Namen der Humanität zu vertheidigen. Er sieht im Geiste schon den letzten Neger dahinsterben. Das sagt er freilich nicht, wer den Eisenbahnzug bedienen soll, der den atlantischen mit dem indischen Ozean verbinden wird. Darüber läßt er uns auch im Dunkel, was diese große Eisenbahn in Afrika soll, wenn die schwarze Rasse ausgestorben und also der größte Teil des Kontinents eine menschenleere, öde Wildnis geworden ist. Denn wer soll da wohnen, wenn der prophezeite „große, welthistorische Tag" dem Schwarzen die Totenglocke geläutet hat? — Aber davon ist keine Rede, daß der Neger vom Erdboden verschwinden wird. Ueberall, wo nur friedliche Zustände herbeigeführt sind, wachsen die afrikanischen Völkerschaften gewaltig an.

Darum beruht die Zukunft des schwarzen Erdteils auf der Entwickelung seiner Bewohner und darum jagt die Humanität, mit der Mission an der Spitze, mit nichten einer Utopie nach, sondern wird sie in der Bewahrung und sittlichen Neugeburt der afrikanischen Völker mehr und mehr ihren herrlichen Lohn finden.

Gustav Müller.

Zur Deportationsfrage.*)

Sehr verehrter Herr Pastor!

Sie wünschen eine kleine Abhandlung über die Deportationsfrage für Ihre Zeitschrift, namentlich in Rücksicht auf den in Nr. 8 des vorigen Jahrgangs erschienenen Aufsatz. Sie wollen gern auch andere Ansichten zur Geltung kommen lassen, um die wichtige Frage zu klären, und ich muß dieser Absicht volle Anerkennung zollen, aber einen Aufsatz schreiben, nein, das kann ich nicht! —

Da kommt erstens die Ihnen gewiß abgedroschen klingende Entschuldigung, daß ich augenblicklich keine Zeit dazu habe, weil andere Arbeiten vorliegen.

Nun gut, lassen Sie diese Entschuldigung nicht gelten! Dann muß ich Ihnen aber erklären, daß die Mühe doch größer ist, als es

*) Wir hatten einen unserer bekanntesten „Afrikaner" gebeten, über diesen Gegenstand sich namentlich von dem Gesichtspunkte der Interessen der Eingeborenen aus auszusprechen. Ist auch unsere Bitte nicht im vollen Umfange erfüllt worden, so darf der vorliegende Brief doch Anspruch auf Beachtung erheben, da er eine ganze Reihe wichtiger Gesichtspunkte geltend macht. — — Alle, welche sich eingehend mit der in Rede stehenden Frage beschäftigen wollen, machen wir übrigens auf den in der „allgemeinen Missionszeitschrift" veröffentlichten Aufsatz: „Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien?" von E. A. Fabrius aufmerksam. Die Arbeit ist als Separatabdruck erschienen im Verlage von Martin Warneck, Berlin W., Linkestr. 4. Die Schriftleitung.

den Anschein hat; denn man müßte doch erst noch neueres statistisches Material zusammentragen u. s. w.; denn auf alte längst widerlegte Beispiele für den angeblichen Nutzen der Deportation zurückzukommen, werden Sie mir kaum zumuten.

Schwierig ist die Frage gewiß zu beantworten; so lehnte man beispielsweise im Kolonialrat, wo sie bereits lange vor der letzten Generalversammlung der Kolonialgesellschaft angeschnitten wurde, einfach ab, der Sache vorläufig näher zu treten, aus Besorgnis, daß es doch in mancher Beziehung beunruhigend für die Entwickelung unserer Kolonien sein könnte, wenn man gerade an der vorgenannten Stelle die Frage einer Deportation u. s. w. nach unseren Schutzgebieten erörtern würde. Vor allem meinte man mit Recht, die Sachlage sei nicht genügend geklärt.

Da Sie nun aber Wert auf meine Ansicht legen, so will ich wenigstens in der Kürze einige Punkte berühren. Sicher wird die Frage dadurch nicht gelöst werden, aber mancher Leser wird doch vielleicht nun die Sache auch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachten.

Es liegen mir augenblicklich die Verträge mit unseren Nachbaren in den Kolonien nicht vor, um nachsehen zu können, ob wir etwa mit einer oder der anderen fremden Regierung Abmachungen getroffen haben, worin wir uns verpflichten, keine Sträflinge anzusiedeln. Ich nehme mir keine Mühe, jetzt darüber nachzuforschen; denn das würde, obgleich es curae anteriores sind, doch am Prinzip der Sache nichts ändern.

Die Deportation von Verurteilten wünscht eine Anzahl hervorragender Vaterlandsfreunde aus folgenden Gründen:

1. Der Bestrafte, um nicht das schlimmere Wort Verbrecher zu gebrauchen, soll nicht in den Zuchthäusern moralisch zu grunde gehen, sondern es soll ihm durch das Arbeiten in der freien Natur Gelegenheit gegeben werden, wieder zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Er soll eine größere Möglichkeit zur Erlangung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit erhalten, als er als früherer Strafgefangener sie hier in Deutschland im allgemeinen hat.

Dieser erste Grund ist gewiß der edelste und es läßt sich ohne Zweifel manches dafür, allerdings auch dagegen sagen.

2. Der zweite Grund ist schon bedeutend selbstsüchtiger; denn die Forderung einiger Kolonialfreunde lautet: „wozu baut man teuere Zuchthäuser; laßt doch die Sträflinge in unseren Kolonien arbeiten! Dort nützen sie uns zu wichtigen Unternehmungen und geben gleich das Ansiedlermaterial für unsere Besitzungen ab, die sich dadurch heben und im Werte steigern" (??)

3. Die Worte: „teuere Zuchthäuser" führen drittens gleich zum Wunsche einer anderen Partei, welche meint, daß durch das Anwachsen der Zahl der Verbrecher, die ja mit der Vermehrung der Bevölkerung in einem gewissen prozentualen Zusammenhange steht, auch der Bau einer neuen Anzahl von Zuchthäusern notwendig ist

und dies, ebenso wie deren Instandhaltung, sowie die Unterhaltung der Gefangenen dem Staate eine erhebliche Summe kostet.

Die drei Beweggründe sind natürlich nicht immer getrennt bei den Fürsprechern der Deportation vorhanden, sondern hängen oft mehr oder weniger zusammen.

Um nun auf den letzten Punkt zu kommen, so kann er kurz abgethan werden. Die Deportation ist nicht billiger, als die Zuchthausgefangenschaft, sondern ganz erheblich teurer. Wir haben ja nur wenig Beispiele, da man Sibirien und die italienischen Verbrecherinseln nicht heranziehen kann. Diese liegen in französischen Kolonien, nämlich in Guyana und Neu-Kaledonien.

Vor 5 oder 6 Jahren wurde in der Abteilung Berlin der deutschen Kolonialgesellschaft im Anschluß an einen Vortrag des Herrn Klausner ein Diskussionsabend über die Deportationsfrage abgehalten. Der damalige Referent, Herr Dr. Voges, wies auf grund französischer Quellen u. a. nach, wieviel ein Sträfling in Neu-Koledonien dem Mutterlande ungefähr kostete. Das war eine Summe, die verschiedene Finanzminister in Schrecken setzen würde. Leider kann ich den Betrag nicht mehr angeben, nur das weiß ich, daß er sehr hoch war. Würde er bei uns kleiner sein? Kaum, wenn man die weite Seereise, die teuere Ueberwachung, den nicht billigen Bau von Unterkunftshäusern und die kostspielige Ernährung in betracht zieht.

Die Möglichkeit zur Deportationsstrafe setzt natürlich eine Aenderung der Verfassung (!), mindestens aber des Strafgesetzes voraus. Da komme ich denn zur Frage: Wen darf man deportieren? Doch höchstens rückfällige, gemeine Verbrecher, oder solche Unglückliche, die eine sehr hohe Zuchthausstrafe verwirkt haben. Unter den letzteren giebt es aber doch auch Leute, die nur im Unglück oder in momentaner Verirrung gefehlt haben. Manchen davon wird dann gewiß mit der Entfernung aus dem Vaterlande gedient sein, für andere, wäre es aber wieder eine viel größere Härte, als Gnade, verschickt zu sein; denn sie werden von ihrer Familie, wohin ihnen die Rückkehr nach der Verbüßung vielleicht offen stand, viel stärker getrennt und sind in der Kolonie vielmehr der beschämenden Berührung mit Bekannten ausgesetzt, als im Gefängnis, bezw. dem Auslande, wohin sie sich mitunter nach der Strafverbüßung begeben. Doch sehen wir von diesen Fällen ganz ab. Zugegeben muß werden, daß man nur zu längerer Freiheitsstrafe verurteilte Menschen deportieren kann, und zwar der Höhe und der Härte der Strafe wegen. Nun giebt es Leute, welche sagen, warum schiebt man nicht die Landstreicher, die Zuhälter u. s. w. ab, natürlich nach vorhandenen Gesetzesparagraphen? Nun solche Leute, die nur aus bitterer Not bei „Mutter Grün“ schlafen, kann man füglich nicht so hart behandeln; die gewohnheitsmäßigen Landstreicher aber werden dort ebenso nur unter Zwang *arbeiten, wie hier* in den Arbeitshäusern, meistens aber körperlich *und geistig hinfällig* sein.

Nun bleiben noch die rückfälligen Verbrecher. Zweifellos giebt es darunter solche, die nicht aus ererbtem Hang zur Sünde, sondern nur aus Not rückfällig wurden, weil ein Zuchthäusler schwer Arbeit findet. Gewiß, das ist ein schwieriger Punkt in unserem modernen Leben. Solche Leute könnten unter einem Zusammentreffen günstiger Umstände im Auslande zu etwas kommen. Aber werden diese gerade in unseren Kolonien bleiben? Wird es ihnen bei den dort herrschenden, viel strengeren, abstoßenderen Ansichten, als sie bei anderen Völkern herrschen, möglich sein, eine leidlich geachtete Stellung zu erringen?

Eine andere Sache war es in Australien, wo, als das Experiment mit Sträflingen gemacht wurde, diese in der Gegend allein (unter sich) waren, oder als die Farmer nach billigen Arbeitskräften schrien; und trotzdem, weshalb haben die praktischen Engländern die Deportation dorthin aufgegeben? Uebrigens darf man nie Sachen, die zu einer verschiedenen Zeit und unter verschiedenen Umständen geschehen, zum Vorbilde heranziehen.

Nach welchen Kolonien könnten wir denn Sträflinge hinsenden? Nach Togo und Kamerun vielleicht? Dort sterben im Durchschnitt jährlich 8—10 Prozent von den meist auf ihren Gesundheitszustand hin vor der Ausreise untersuchten jungen Leuten, die unter annehmbaren Lebensbedingungen dort wohnen; kommen die in längeren Zwischenräumen auftretenden Fieberwellen, erhöht sich dieser Prozentsatz um das doppelte bis 5-fache. Ostafrika ist vielleicht etwas gesünder, die höher gelegenen Striche sind es noch mehr. Trotzdem ist es auch da noch gesundheitsgefährlich. Das böse Klima des sogenannten Festlandes von Neu-Guinea ist bekannt. Sträflinge, die doch nicht so günstig in hygienischer, leiblicher und geistiger Beziehung leben können, wie Kaufleute, Pflanzer und Beamte würden also in einem solchen Prozentsatze sterben, daß die Strafe der Deportation dadurch zu einer Art Möglichkeitstodesstrafe würde. Es ist ein großer Unterschied, ob jemand den Tod in seinem Berufe nach freier Selbstwahl, oder infolge eines Zwanges erleidet.

Doch kommt für die eben genannten Besitzungen mit verhältnismäßig geringer deutscher Bevölkerung noch eins hinzu. Das ist die Erhaltung des Prestiges der Europäer. Leider ist gegen diesen Punkt zur Trauer der wenigen älteren Afrikareisenden und der verständigen Europäer schon viel gesündigt worden. Sollen nun die Schwarzen auch wissen, daß es so viele weiße Verbrecher giebt? Liegt nicht die Gefahr einer größeren Demoralisation der Eingeborenen vor und kann nicht die moralische Hebung derselben dadurch erschwert werden?

Nun haben wir noch das in seinem südlichen und mittleren Teile gesunde Südwest-Afrika. Dort erhält sich jetzt eine kleine Anzahl Deutscher dadurch, daß sie irgendwie von der Schutztruppe lebt. Von dem Momente an, wo diese zurückgezogen, oder stark verringert würde, könnten auch die meisten sogenannten Ansiedler ihr

Ränzlein schnüren. Denn beinahe alles lebt, direkt oder indirekt, von der Schutztruppe. Mit einem Zauberschlage würde sich allerdings das Bild ändern, wenn sich Edelmetalle in abbauwürdiger Menge vorfänden. Dann lohnt alles und tausende finden ihr Brot. Langsam und allmählich kann sich freilich auch so Südwest-Afrika heben und einer beschränkten Zahl von Ansiedlern Raum bieten, wenn es gelingt, Absatzgebiete für das schon vorhandene und noch zu züchtende Vieh, ferner für ein neues Produkt nämlich Schafwolle zu erzeugen, und genügende Bewässerungsanlagen zum Kleinackerbau geschafft werden. Würde man aber nicht sofort die Kolonie für Deutsche und Fremde in Verruf bringen, wenn es heißt: Es werden dorthin eine Masse von Verbrechern geschafft? Wie schwierig würde nicht dort die Ueberwachung und die Verhinderung des Entfliehens sein! Außerdem unterschätze man auch ja nicht die Gefahr, welche geflohene oder meuternde Sträflinge, namentlich wenn sie sich mit Eingeborenen verbinden, bringen können! Um Arbeiter für Bauten, sowie Ansiedler zu gewinnen, giebt es vorläufig noch ganz andere Mittel, die jetzt nicht erwähnt werden sollen. Man begünstige die freie Einwanderung, sobald Existenzmöglichkeiten für die Einwanderer vorhanden sind. Dazu hat man bis jetzt von seiten der Gesellschaften wohl manches dagegen, aber nichts dafür gethan.

Und nun noch ein Punkt. Es heißt mit Recht, in den Zuchthäusern werden die noch wenig verdorbenen Gefangenen von den abgebrühten Gewohnheitsverbrechern oft verdorben. Ist diese Möglichkeit bei der Deportation, wo die verschiedenen Kategorien von Menschen doch auch in engem Verkehr zusammen leben, ausgeschlossen?

Jetzt bleiben von unseren Kolonien bei der gegenwärtigen Betrachtung nur noch die Inselgruppen der Südsee übrig. Ich muß sagen, dort wäre noch am ehesten, ohne große Schäden zu erwecken, ein Versuch zu machen. Man suche eine Insel mit leidlichem Klima und gutem Boden aus, die möglichst wenig von Eingeborenen bewohnt ist und fernab vom Verkehr liegt. Eine solche Insel läßt sich leichter überwachen und es können verschiedenartige Kulturen angelegt werden. Was würde aber eine Reise dorthin, die Einrichtung der Verwaltung u. s. w. kosten? Sicher riesige Summen. Außerdem kann man doch solche Gesetzesänderungen, wie sie zur Einrichtung einer für Deutschland neuen Strafart notwendig sind, nicht eines Versuches wegen vornehmen. Es wäre dies eher das Arbeitsfeld einer derjenigen Gesellschaften, die sich die Beschäftigung entlassener Sträflinge zur segensreichen Aufgabe gemacht haben; allerdings würden große Kapitalien dazu gehören, und der Dankeslohn wohl nur klein sein, da sich ja nur ein Teil der Bestraften bessert. —

So, lieber Herr Pastor, da haben Sie, nur flüchtig hingeworfen, wie man es eben in wenigen Stunden kann, meine Ansicht über den Gegenstand. Ich sehe zur Zeit keinen Vorteil oder gar die Notwendigkeit bei der Einrichtung der Deportation für unsere Kolonien. Gern will ich zugeben, daß diese meine Ansicht, die mehr vom wirt-

schaftlich-kolonialem, resp. vom persönlichem Gefühlsstandpunkte aus gegeben ist, leicht bekämpft werden kann; auch schrieb ich Ihnen schon zu Anfang meines Briefes, daß ich, ohne mir die Mühe des Studiums des neueren oder neuesten Materials über diesen Gegenstand gemacht zu haben, was ich sicherlich bei tieferem Eingehen oder einer wissenschaftlichen Arbeit nicht unterlassen würde, Ihnen diese Zeilen zusende. Aber man kann nicht immer gründlich sein und mancher Kolonialpraktiker wird doch mit mir übereinstimmen.

Ergebenst

Ihr

X. X.

Das Promenadenkonzert zu gunsten des Sanatoriums in Usambara.

Am Donnerstag, den 28. Januar, hat, wie angekündigt war, in den Festsälen des „Kaiserhof" zu Berlin zum besten der Errichtung des Sanatoriums in Usambara ein Promenadenkonzert mit Verkauf stattgefunden. Durch die sorgfältige und umfangreiche Vorbereitung, welche das Komitee unter dem Protektorate Ihrer Hoheit der Frau Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg und unter der umsichtigen Leitung Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von der Gröben getroffen hatte, war das Programm des Tages überaus reichhaltig geworden und gestaltete sich das Unternehmen zu einem einzigartigen Feste, das jeden der vielen Teilnehmer durchaus befriedigt hat. Wir müssen es uns versagen, auf eine Einzelbeschreibung einzugehen: Wenn wir aber anführen, daß, von Palmen umgeben, eine ostafrikanische Schamba zur Rast freundlich einlud, daß man sich in einer Usambara-Hütte mit afrikanischen Waffen und Hausgerät versehen konnte, daß in einem abgeschlossenen Zelte mit der größten Entdeckung der Neuzeit, den „Röntgen-Strahlen" experimentiert wurde, daß von einer auserwählten, überaus vielseitigen „Künstlergesellschaft" mancherlei erheiternde Darstellungen produziert wurden, daß reichlich Gelegenheit genommen wurde, von den liebenswürdigsten Wirtinnen, mancherlei Erquickung darzureichen, wovon wir der Originalität wegen die „bayerische Quelle gegen afrikanischen Durst" und „das türkische Zelt" besonders hervorheben, so wird das genügen, um das Urteil zu begründen, daß die Veranstaltung wahrhaft großartig gewesen ist. Die aufgewandte Mühe ist aber auch reichlich belohnt worden. Zeitweise waren die weiten Räume so gefüllt, daß es nur mit Mühe gelang, sich durch die dichten Reihen hindurchzuwinden.

Eine ganz besondere Auszeichnung wurde dem Feste dadurch zu teil, daß Ihre Majestät, unsere geliebte Kaiserin die große Gnade

hatten, es mit Allerhöchstihrem Besuche zu beehren. Ihre Majestät nahmen unter der Führung Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht mit lebhaftem Interesse von allen einzelnen Veranstaltungen Kenntnis und zeichneten in leutseliger Weise die zu dem Komitee gehörigen Damen durch huldvolle Ansprachen aus. Auch Ihre Königlichen Hoheiten, der Prinz und die Prinzessin Friedrich Leopold, sowie die beiden andern erlauchten Schwestern Ihrer Majestät, welche zur Zeit in Berlin weilen, waren erschienen und wohnten dem Feste längere Zeit bei, und Se. Hoheit der Herzog zu Mecklenburg machte in liebenswürdigster Weise bis zum Schlusse die Honneurs.

So dürfen alle, welche an der Veranstaltung des Festes mitgewirkt haben, mit besonderer Befriedigung auf dasselbe zurückblicken. Wir aber glauben im Sinne derjenigen, welche an der Errichtung eines Sanatoriums in Deutsch-Ostafrika Anteil nehmen, zu handeln, wenn wir der erlauchten Protektorin, sowie der umsichtigen Leiterin des Festes auch an dieser Stelle den herzlichsten Dank aussprechen.

—er.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Januar.)

Im Nordosten des Erdteils darf man mit Spannung der weiteren Entwickelung der gegen den **Mahdi** geplanten Unternehmungen entgegensehen. Die Annahme, daß England eine Cooperation mit dem Kongo-Staat angebahnt habe, gewinnt mehr und mehr Wahrscheinlichkeit. Jedoch scheint dieser zunächst mit einem schweren Mißgeschick seine Operationen begonnen zu haben. Der Eroberer Manjema's, Baron D'Hanis, welcher von der Station an den Kongo-Fällen aus den Abmarsch der Truppen nach dem Nil leitete und dort noch eine Zusammenkunft (Anfang September 1896) mit dem Generalgouverneur Oberst Wahis hatte, marschierte selbst Mitte Oktober nach dem Ituri ab. Auf dem Weitermarsch, welcher meist in Nachtmärschen in Begleitung von 26 Weißen neben den eingeborenen Soldaten ausgeführt wurde, soll D'Hanis in einer Schlucht von den Mahdisten überfallen und mit 21 seiner Gefährten getötet worden sein. Ueber den Ort des Ueberfalls ist noch nichts bekannt, auch eine amtliche Bestätigung bisher noch nicht eingetroffen. Sollte die Nachricht auf Wahrheit beruhen, so würde der verdiente Offizier derselben Unvorsichtigkeit fast aller bisherigen gegen die Mahdisten verwendeten Führer zum Opfer gefallen sein, welche der beliebten Kriegführung der Mahdisten mittelst Hinterhalt nicht zu begegnen wußten.

Die Engländer betreiben mit Eifer den Bau der Eisenbahn, welche ihrem Feldzug als strategische Verbindungslinie dienen soll, von Wadi Halfa nach Dongola. Es wird gemeldet, daß die Linie bereits bis Kojeh (Kukeh), also 190 Kilometer Luftlinie, fertig und im Februar oder März bis 50 Kilometer über Dongola hinaus beendigt sein soll (also noch 180 Kilometer). Wenn nur diese Angaben nicht ebenso auf Täuschung berechnet sind, wie die offiziöse Berichterstattung während des letzten Feldzuges. Auf diese wirft der Prozeß ein grelles Licht, welcher im Dezember gegen einen ägyptischen Telegraphenbeamten und den Chefredakteur des Al Moyad, des Organs der national-ägyptischen Partei, angestrengt wurde, weil sie eine während des Sudan-Feldzuges aus dem Hauptquartier an das ägyptische Kriegsministerium gerichtete Geheimdepesche veröffentlicht hatten. Diese berichtete im grellen Gegensatz zu den offiziellen Mitteilungen, von dem schlechten Gesundheitszustand der Armee und erregte natürlich das größte Aufsehen. Die Angeklagten sind übrigens frei gesprochen worden.

Die den Engländern bei allen Aktionen in Afrika eigene Brutalität äußert sich übrigens auch auf diesem Gebiete, wofür die Mitteilung der „Agence Havas" einen Beleg bringt, daß eine von einem englischen Offizier geführte Polizeimannschaft auf dessen Befehl ein Haus in Brand steckte (in Ober-Aegypten) in das sich 8 Uebelthäter geflüchtet hatten, so daß diese mit verbrannten.

Indessen scheint sich England weitere Bundesgenossen gegen den Mahdi sichern zu wollen und, soll mit Ras Mangascha Verhandlungen angeknüpft haben. Da dieser in einem durchaus nicht aufrichtigen Verhältnis zu Menelik, seinem Herrn, steht und selbst nach dessen Krone trachtet, mag er nicht abgeneigt sein, bei dem weiteren Vorgehen der Anglo-Aegypter eine Rolle zu spielen.

Aus dem feindlichen Lager berichten Spione, daß bei Omdurman ein Teil der Armee von Kordofan sich sammelt und eine große Zahl von Kameelen zusammen zieht, daß der Mahdi aber zunächst sich auf die Defensive beschränken werde, wie es von jeher die Gewohnheit der Mahdisten gegen von Europäern geführte Armeen gewesen ist. Im Osten aber haben die Feindseligkeiten bereits begonnen, indem die Mahdisten die Telegraphenleitung zwischen Suakin und Tokar unterbrochen haben und mit größeren Truppenmassen an Kassala vorbei nördlich des Gasch gegen Agordat vorgegangen sind. Als Führer der auf 10 000 Mann geschätzten Kolonne wird Achmed Fadil genannt und seine Vereinigung mit der gleich starken Macht des Osman Digma für wahrscheinlich gehalten. Nach den letzten Nachrichten stehen die Mahdisten in Amideb und Kufi (250 Kilometer östlich Kassala, 410 westlich Massaua) und haben kleine Zusammenstöße mit den italienischen Truppen bereits stattgefunden. General Baldissera ist telegraphisch nach Erythrea berufen worden, Agordat soll hinreichend verstärkt sein.

Hält man diese Nachrichten mit der Mitteilung des Vischar

Tucker zusammen, daß auch im Norden von Uganda sich Mahdisten zeigen und bestätigt sich der über die Truppen des Kongo-Staates errungene Sieg, so ist nicht zu leugnen, daß der Mahdi den ihm von allen Seiten drohenden Gefahren mit Vorbedacht zu begegnen sucht, und daß voraussichtlich schwere Kämpfe im östlichen Sudan zu gewärtigen sind. Für deren Verständnis ist anzuraten, sich die früheren Ereignisse ins Gedächtnis zurückzurufen, über welche mein Buch „Die Heidenneger des ägyptischen Sudan" einen vollständigen Ueberblick giebt.

Im Sultanat **Witu** ist der verbannte Sultan Fumo Omari plötzlich gestorben; unwillkürlich erinnert man sich des gewaltsamen Endes seines Vorgängers Fumo Bakari, dessen Mörder (er reichte ihm eine vergiftete Wasserpfeife) eine zeitlang ein englisches Jahresgehalt bezog. Der von den Engländern eingesetzte Vize-Sultan, Omar Hamadi, ein Suaheli bürgerlichen Abkommens, läßt gegen ein monatliches Gehalt von 200 Rupien diese schalten und walten nach Herzenslust. In welcher Weise der englische Vizekonsul Mr. Rogers zumal gegen die Deutschen verfährt, ergiebt sich aus der Verhaftung und Deportation nach Uganda des langjährigen Karawanenführers bei Denhardt, Said ben Achmed. Nach dem Vertrage von 1890 stehen alle Untergebenen deutscher Kolonisten in Ostafrika unter der deutschen Gerichtsbarkeit; es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß die deutsche Reichsregierung fest entschlossen sein soll, diese Vergewaltigung deutscher Interessen nicht durchgehen zu lassen. Für das Ansehen Deutschlands, welches in Britisch-Ostafrika schwer geschädigt worden ist, erscheint dies durchaus notwendig.

Aus **Mombasa** und **Juba-Land** wird ein allgemeiner Aufschwung der Handelsverhältnisse gemeldet; dieser ist aber nicht als ein günstiges Zeichen für die Entwickelung des Landes zu betrachten, da die Importartikel meist in Bedürfnissen der Soldaten und Polizeitruppen, sowie in Eisenbahn-Materialien bestehen. Unter dem mit Energie betriebenen Bau der Eisenbahn zum Viktoria-See scheint im Gegenteil das Land nicht wenig zu leiden; denn die Arbeiter werden in dem dünn bevölkerten Lande dem Feldbau entzogen; anderseits hat der durch einen gewissen Mubarak veranlaßte Aufstand eine allgemeine Verwüstung des Landes, namentlich des Hauptdistriktes Legvidieh herbeigeführt und durch Einziehen der Eingeborenen zu den Gouvernementstruppen den Feldbau wesentlich beeinträchtigt. Die Ernte ist deshalb schlecht ausgefallen, zumal sie durch die Regierungstruppen teilweise zerstört wurde, um den Aufständischen die Unterhaltungsmittel zu entziehen; ein bedenkliches, aber charakteristisches Mittel der Kriegführung.

Der Eisenbahnbau wird jetzt nicht nur von Mombasa und von Uganda aus betrieben, sondern auch am Kibwesi (250 Kilometer von der Küste) sind seit September einige Ingenieure mit einigen Hundert Arbeitern thätig. So hofft man bis April 1898 die Bahn bis *Kibwesi, vielleicht* sogar bis Ulu, das sind 400 Kilometer in der

Luftlinie von Mombasa, fertig zu stellen. Freilich wird das nur unter günstigen Verhältnissen ausführbar sein. Zunächst ist der Bahnkörper durch starke Regengüsse schwer geschädigt worden.

Erwähnenswert ist, daß man dem deutschen Beispiel folgend, auf den Wildschutz Bedacht zu nehmen beginnt und im Somali-Land ein Schutzgebiet für Elefanten von 15 000 Quadrat-Kilometern geschaffen hat.

Ueber **Uganda** berichtet Bischof Tucker außerordentlich befriedigend. König Mwanga scheint sich mit der englischen Herrschaft ganz ausgesöhnt zu haben, den Kabarega von Unjoro ignoriert man in seinem Versteck und setzt an seine Stelle einen seiner Söhne ein als Schattenkönig. Der Bischof hat am Ruwenzori vor seiner Abreise eine Station gegründet. Ueber die am Viktoria-Njansa gebauten Dampfer berichtet er, daß der eine, bereits fertig gestellte, Kenia, in Bukoba-Bai gestrandet ist; der andere, Ruwenzori, war fertig zum Stapellauf.

Aus **Britisch-Zentralafrika** ist durch einen deutschen Ost-Afrika-Dampfer, Kapitän Cullen, Nachricht über den Verlauf des gegen den Angoni-Häuptling Tschikusi unternommenen Feldzuges überbracht worden. Nach den Mitteilungen des Standard hatte Tschikusi in der Umgegend der Sambesi-Missionsstationen alle Christen umgebracht; nur 300 war es gelungen, sich in die Kellerräume der Missionare zu flüchten; sie wurden durch deren energisches Auftreten gerettet. Am 12. Oktober rückte die Kolonne des Kapitän Stewart von Somba ab, um mit 350 Mann — unter ihnen 100 Sikhs, also Inder — Tschikusi aufzusuchen. Nach außerordentlich beschwerlichen Märschen erreichte er am 21. Oktober den Hauptkraal der Angoni, wo ihm mehrere tausend Krieger entgegen traten. Das Feuer der Sikhs ließ sie nach 20 Minuten fliehen, Tschikusi ward gefangen, verhört und hingerichtet.

Eine zweite Kolonne — Kapitän Manning mit 30 Sikhs und 40 eingeborenen Soldaten — konnte Stewart vor dem Gefecht nicht erreichen, weil sie auf den mit einem Steinwerk befestigten Kraal des Angoni-Häuptlings Odete stieß (Mount Dedza) und nach einem erfolglosen Angriff bei Tage die Nacht abwarten mußte. Dann gelang es, des Feindes Herr zu werden, Odete ward gefangen und interniert, die Vereinigung mit Stewart durchgeführt. Im unteren Angoni-Lande ist nunmehr ein Fort gebaut worden; der Kommissar Johnston wird nochmals auf seinen Posten in Zentral-Afrika für ein Jahr sich zurückbegeben.

Während der Sultan von Sansibar, Hammed bin Muhamed lebensgefährlich erkrankt ist, soll sich Salisbury mit dem Gedanken tragen, auf der Insel die Sklaverei gänzlich abzuschaffen, wozu er wohl durch die Anti-Skaverei-Gesellschaft gedrängt wird; ein Unternehmen, welches, unvorbereitet und verfrüht durchgeführt, der bedeutenden Entschädigungen wegen auf viel Widerstand stoßen wird und geeignet ist, das englische Protektorat auf Sansibar bei den Arabern und Eingeborenen noch verhaßter zu machen.

Aus **Deutsch-Ost-Afrika** berichtet Hauptmann Prince, daß er nun die Ulenga-Station verlegt und die Uhehe-Station — 2 Stunden östlich Iringa an einer in gesundheitlicher, taktischer, politischer und landschaftlicher Hinsicht außerordentlich günstigen Stelle auf 1600 Meter absoluter Höhe — provisorisch angelegt hat. Er hat das Reich Quawas in seiner ganzen Ausdehnung unterwerfen müssen und zwar die Westhälfte, Ulema (unter Schonung von Kultur und Eigentum) mit durchaus kriegerischen Mitteln, die Osthälfte, Uhehe, hauptsächlich auf diplomatisch-strategischem Wege. Der Verlust des Feindes von 400 bis 500 Toten und Verwundeten ist bedeutend gegenüber dem Verlust der Kolonialtruppe: 1 Askari, 1 Irregulärer, 5 Träger. Die Familie des Quawa ist zum größten Teil in Gewalt der Station und Aussicht auf eine gute wirtschaftliche Entwickelung. (D. Kol.-Blatt.)

Es verdient der Erwähnung, daß gerade jetzt der Premier-Lieutenant v. Heydebreck in dem Militär-Wochenblatt (Nro. 107, 1896) einen Bericht über die Katastrophe der Zelewski-Expedition veröffentlicht, welche in demselben Gebiete Ost-Afrikas den überwältigenden Massen der Wahehe einen großen Teil unserer Kolonialtruppe zur Beute fallen ließ, welches jetzt Hauptmann Prince hoffentlich endgiltig in Besitz genommen hat. Der Bericht verdient umsomehr die allgemeine Aufmerksamkeit, weil er den unglücklichen Führer von dem vielfach ihm gemachten Vorwurf einer zu großen Sorglosigkeit reinigt.

Ueber den Tanganika-Dampfer sind wichtige Beschlüsse gefaßt worden. Man hat in Rücksicht auf den Mangel an Erfahrungen mit Aluminium für einen Tropendampfer, sich für den Bau in Stahl entschlossen und die Firma Janssen und Schmilinsky ist beauftragt, einen Baukostenanschlag einzureichen für einen Schrauben-Dampfer von 18 Meter Länge („Hermann v. Wißmann" hat 26, der in Bagamoyo lagernde „Dr. Karl Peters" 23 Meter) und einer garantierten Geschwindigkeit von mindestens 8 Knoten. Die Kosten sind auf höchstens 50 000 Mark überschläglich berechnet, wovon ein ziemlich großer Teil bereits gezeichnet ist, in Leipzig 3000, in Halle (Kolonialverein) 1000 Mark, vom „Katholischen Afrika-Verein" in Köln ca. 10 000 Mark. Der Dampfer soll in etwa 1000 Lasten geteilt werden, von denen einige, die Kesselteile, freilich 210 Kilogr. schwer sind; als Transportweg ist dem zur Führung bestimmten Lieut. Schloifer I. der Sambesi-Shire-Weg vorgeschrieben worden.

Der Dampfer wird in hohem Grade der Verhinderung des Sklavenhandels zu statten kommen und der neugegründeten Station in Udjidi eine fast unentbehrliche Unterstützung gewähren. Neuerdings ist P. von der Burgt (von den weißen Vätern) in dasselbe Gebiet nördlich des Sees vorgedrungen, welches Ramsay von Udjidji aus bereiste, in Urundi. Er schreibt am 13. August 1896 aus Kamunda, daß er bei Musabiko am Ruwuma eine Station gründen wolle und außerordentlich viel Entgegenkommen finde. Nach allen

bisherigen Mitteilungen (von Baumann, Ramsay und Van der Burgt) scheint Urandi ein bezüglich der Bevölkerung und der Beschaffenheit des Landes vielversprechendes Gebiet zu sein.

Aehnliche Verhältnisse herrschen bekanntlich im Konde-Lande nördlich vom Njaßa-See, wo die Brüdergemeine wirkt und jetzt die angenehme Mitteilung macht, daß in Rungue es gelungen ist, Korn zu bauen. Die Ernte ist zwar nur 7 Zentner, aber man hofft in der nächsten nun das zehnfache zu erzielen und hiermit den mit hohen Kosten verbundenen Bedarf an Brot decken zu können.

In Dar-es-Salâm soll eine evangelische Kirche gebaut werden, wozu bereits 1894 durch Kirchenkollekte in Preußen 33 000 Mark aufgebracht sind. Neben dieser ist auch eine katholische Kirche in Aussicht genommen, nicht erstaunlich, da Dar-es-Salâm die älteste Station der Benediktiner in Ostafrika ist. Sie errichteten dort ein Männerkloster und ein Schwesternkloster mit Internat, Hospital und Asyl für Farbige. Die katholische Kirche wird wahrscheinlich früher in Angriff genommen, als die evangelische.

Von hervorragender Bedeutung für die Ziele und Maßnahmen unserer Kolonialpolitik sind die Gedanken, welche Major von Wißmann in der Deutschen Kolonial-Zeitung entwickelt und an deren Spitze er die Sätze stellt: „Wir haben durch die Uebernahme der Schutzherrschaft (in Ost-Afrika) nicht nur Rechte auf das Land und seine Hilfsquellen erworben, sondern auch Pflichten gegen seine fast 4 Millionen Einwohner übernommen, gegen eine Bevölkerung, die widerstandsfähiger und entwickelungsfähiger ist, als die Eingeborenen der meisten anderen Kolonialgebiete, und wir möchten doch auch nicht wie Kolonisatoren anderer Nationen auf den Gräbern untergegangener eingeborener Völkerschaften Pflanzungen zur Bereicherung einer immerhin kleinen Anzahl heimischer Kapitalisten entstehen sehen. Es ist und bleibt im Gegenteil unsere Pflicht, unsere geistige Ueberlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenart entspricht, und ihm die durch die Landesnatur bedingte Wirtschaftsform zu geben, damit wir ihn befähigen, sich wirtschaftlich, kulturell und intellektuell selbst zu heben und zu einem nützlichen Kulturelement zu werden. Dann wird er auch unsere eigenen wirtschaftlichen Unternehmungen in ganz anderer Weise unterstützen können, als dies heute der Fall ist."

Man darf annehmen, daß solche Gesichtspunkte auch während der Amtsführung des früheren Gouverneurs von Ost-Afrika maßgebend gewesen sind und daß sie bei seinem Nachfolger maßgebend sein werden, welcher in Wißmann's Geiste weiter zu arbeiten zugesagt hat. Man darf auch annehmen, daß diese Gesichtspunkte überhaupt für unsere Kolonialpolitik immer mehr Bedeutung gewinnen werden, nachdem Wißmanns bewährter Kraft eine weitere Einwirkung auf diese gesichert ist. Vergleicht man damit die brutale Kolonialpolitik, welche neben Franzosen und Belgiern namentlich auch England bisher immer — trotz des philantropischen Gewandes, das sie

Aus **Deutsch-Ost-Afrika** berichtet Hauptmann Prince, daß er nun die Ulenga-Station verlegt und die Uhehe-Station — 2 Stunden östlich Iringa an einer in gesundheitlicher, taktischer, politischer und landschaftlicher Hinsicht außerordentlich günstigen Stelle auf 1600 Meter absoluter Höhe — provisorisch angelegt hat. Er hat das Reich Quawas in seiner ganzen Ausdehnung unterwerfen müssen und zwar die Westhälfte, Ulema (unter Schonung von Kultur und Eigentum) mit durchaus kriegerischen Mitteln, die Osthälfte, Uhehe, hauptsächlich auf diplomatisch-strategischem Wege. Der Verlust des Feindes von 400 bis 500 Toten und Verwundeten ist bedeutend gegenüber dem Verlust der Kolonialtruppe: 1 Askari, 1 Irregulärer, 5 Träger. Die Familie des Quawa ist zum größten Teil in Gewalt der Station und Aussicht auf eine gute wirtschaftliche Entwickelung. (D. Kol.-Blatt.)

Es verdient der Erwähnung, daß gerade jetzt der Premier-Lieutenant v. Heydebreck in dem Militär-Wochenblatt (Nro. 107, 1896) einen Bericht über die Katastrophe der Zelewski-Expedition veröffentlicht, welche in demselben Gebiete Ost-Afrikas den überwältigenden Massen der Wahehe einen großen Teil unserer Kolonialtruppe zur Beute fallen ließ, welches jetzt Hauptmann Prince hoffentlich endgiltig in Besitz genommen hat. Der Bericht verdient umsomehr die allgemeine Aufmerksamkeit, weil er den unglücklichen Führer von dem vielfach ihm gemachten Vorwurf einer zu großen Sorglosigkeit reinigt.

Ueber den Tanganika-Dampfer sind wichtige Beschlüsse gefaßt worden. Man hat in Rücksicht auf den Mangel an Erfahrungen mit Aluminium für einen Tropendampfer, sich für den Bau in Stahl entschlossen und die Firma Janssen und Schmilinsky ist beauftragt, einen Baukostenanschlag einzureichen für einen Schrauben-Dampfer von 18 Meter Länge („Hermann v. Wißmann" hat 26, der in Bagamoyo lagernde „Dr. Karl Peters" 23 Meter) und einer garantierten Geschwindigkeit von mindestens 8 Knoten. Die Kosten sind auf höchstens 50 000 Mark überschläglich berechnet, wovon ein ziemlich großer Teil bereits gezeichnet ist, in Leipzig 3000, in Halle (Kolonialverein) 1000 Mark, vom „Katholischen Afrika-Verein" in Köln ca. 10 000 Mark. Der Dampfer soll in etwa 1000 Lasten geteilt werden, von denen einige, die Kesselteile, freilich 210 Kilogr. schwer sind; als Transportweg ist dem zur Führung bestimmten Lieut. Schloifer I. der Sambesi-Shire-Weg vorgeschrieben worden.

Der Dampfer wird in hohem Grade der Verhinderung des Sklavenhandels zu statten kommen und der neugegründeten Station in Udjidi eine fast unentbehrliche Unterstützung gewähren. Neuerdings ist P. von der Burgt (von den weißen Vätern) in dasselbe Gebiet nördlich des Sees vorgedrungen, welches Ramsay von Udjidji aus bereiste, in Urundi. Er schreibt am 13. August 1896 aus Kamunda, daß er bei Musabiko am Ruwuma eine Station gründen *wolle* und außerordentlich viel Entgegenkommen finde. Nach allen

bisherigen Mitteilungen (von Baumann, Ramsay und Van der Burgt) scheint Urandi ein bezüglich der Bevölkerung und der Beschaffenheit des Landes vielversprechendes Gebiet zu sein.

Aehnliche Verhältnisse herrschen bekanntlich im Konde-Lande nördlich vom Njaßa-See, wo die Brüdergemeine wirkt und jetzt die angenehme Mitteilung macht, daß in Rungue es gelungen ist, Korn zu bauen. Die Ernte ist zwar nur 7 Zentner, aber man hofft in der nächsten nun das zehnfache zu erzielen und hiermit den mit hohen Kosten verbundenen Bedarf an Brot decken zu können.

In Dar-es-Salâm soll eine evangelische Kirche gebaut werden, wozu bereits 1894 durch Kirchenkollekte in Preußen 33 000 Mark aufgebracht sind. Neben dieser ist auch eine katholische Kirche in Aussicht genommen, nicht erstaunlich, da Dar-es-Salâm die älteste Station der Benediktiner in Ostafrika ist. Sie errichteten dort ein Männerkloster und ein Schwesternkloster mit Internat, Hospital und Asyl für Farbige. Die katholische Kirche wird wahrscheinlich früher in Angriff genommen, als die evangelische.

Von hervorragender Bedeutung für die Ziele und Maßnahmen unserer Kolonialpolitik sind die Gedanken, welche Major von Wißmann in der Deutschen Kolonial-Zeitung entwickelt und an deren Spitze er die Sätze stellt: „Wir haben durch die Uebernahme der Schutzherrschaft (in Ost-Afrika) nicht nur Rechte auf das Land und seine Hilfsquellen erworben, sondern auch Pflichten gegen seine fast 4 Millionen Einwohner übernommen, gegen eine Bevölkerung, die widerstandsfähiger und entwickelungsfähiger ist, als die Eingeborenen der meisten anderen Kolonialgebiete, und wir möchten doch auch nicht wie Kolonisatoren anderer Nationen auf den Gräbern untergegangener eingeborener Völkerschaften Pflanzungen zur Bereicherung einer immerhin kleinen Anzahl heimischer Kapitalisten entstehen sehen. Es ist und bleibt im Gegenteil unsere Pflicht, unsere geistige Ueberlegenheit zu benutzen, um den Neger auf die Kulturstufe zu stellen, die seiner ethischen Eigenart entspricht, und ihm die durch die Landesnatur bedingte Wirtschaftsform zu geben, damit wir ihn befähigen, sich wirtschaftlich, kulturell und intellektuell selbst zu heben und zu einem nützlichen Kulturelement zu werden. Dann wird er auch unsere eigenen wirtschaftlichen Unternehmungen in ganz anderer Weise unterstützen können, als dies heute der Fall ist."

Man darf annehmen, daß solche Gesichtspunkte auch während der Amtsführung des früheren Gouverneurs von Ost-Afrika maßgebend gewesen sind und daß sie bei seinem Nachfolger maßgebend sein werden, welcher in Wißmann's Geiste weiter zu arbeiten zugesagt hat. Man darf auch annehmen, daß diese Gesichtspunkte überhaupt für unsere Kolonialpolikik immer mehr Bedeutung gewinnen werden, nachdem Wißmanns bewährter Kraft eine weitere Einwirkung auf diese gesichert ist. Vergleicht man damit die brutale Kolonialpolitik, welche neben Franzosen und Belgiern namentlich auch England bisher immer — trotz des philantropischen Gewandes, das sie

unter Umständen anzulegen verstehen — gehandhabt hat, so nimmt es wunder, daß englische Zeitungen sich erkühnen, Deutschland des Kulihandels und einer barbarischen Behandlung eingeführter indischer Arbeiter anzuklagen (Times). Dem tritt nicht nur die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" damit entgegen, daß in Deutsch-Ost-Afrika weder bisher indische Kulis gebraucht worden seien, noch in Zukunft gewünscht würden, sondern auch ein Engländer, der Missionar Woodward, der seit 1875 in Ost-Afrika lebt, fühlt sich veranlaßt, die gegen die deutsche Kolonial-Verwaltung erhobenen Anklagen auf Grund seiner eingehenden Beobachtungen energisch zurückzuweisen und die vom Anti-Sklaverei-Verein vorgebrachten Behauptungen bezüglich des Sklaven-Verkaufs für durchaus unbegründet zu erklären. Es sei hier gleich bemerkt, daß auch die englische Reisende, Miß Mary H. Kingsley, welche Kamerun bereist hat, die Verdienste der deutschen Kolonial-Verwaltung in ihrem Buche „Travels in West-Afrika" voll anerkennt.

Je mehr wir uns dem Süden des Erdteils nähern, auf den sich zur Zeit Englands ganzes Interesse zu konzentrieren scheint, desto auffallender, ungerechter und in ihrer Tendenz unverhüllter werden die feindseligen Angriffe der Engländer gegen Deutschland. Während **Portugal** am 24. und 25. Dezember durch offizielle Besuche und Salutieren der deutschen Flagge in entgegenkommender Weise Genugthuung für die dem deutschen Konsul zugefügten Insulten gewährt hat, glaubt die „Morning Post" vor der deutschen Politik in Afrika warnen zu müssen, da sie die Feindschaft der Buren gegen die Engländer zu nähren und sich in den Besitz der Delagoa-Bai zu bringen suche. Es liegt eine staunenswerte Kühnheit darin, wie die englische Presse angesichts des im Laufe des letzten Jahres gegen die englische Süd-Afrika-Politik angesammelten Beweismaterials sich im Gewand der Unschuld mit Verdächtigung anderer zu befassen wagt.

Zunächst wird das Gelüst Englands nach der Eisenbahn Delagoa-Bai bis Lebombo-Gebirge (welche ihre Fortsetzung in Transvaal bis Pretoria gefunden hat) zu bekämpfen sein. Diese Eisenbahn ist von einer englischen Gesellschaft (die ehemalige Lourenço-Marquez and Transvaal Railway Company — Mac Murdo) zu bauen begonnen, aber von der portugiesischen Regierung während des Baues übernommen worden, weil sich Mac Murdo als völlig unzuverlässig erwies. Bei dem binnen kurzem zu erwartenden Spruch des hierzu angewiesenen Berner Schiedsgerichtes handelt es sich lediglich darum, ob und welche Entschädigung die Mac Murdo'schen Erben zu erhalten haben, durchaus nicht um den Besitz der Eisenbahn. England hoffte sie bei dieser Gelegenheit, wenn Portugal wegen Zahlung einer hohen Summe (es wurden bis zu 10 Mill. L. verlangt) in Verlegenheit käme, zu erwerben, wodurch natürlich gegen Transvaal ihm ein mächtiges Kampfmittel zufiele. Jedoch hat letzteres bereits 1893 eine Summe von ½ Million L. in London hinterlegt, um sich Ankaufsrechte zu sichern und das wahrscheinlichste ist, daß Portugal, auch

wenn es Entschädigung zu zahlen gezwungen ist, die Bahn behalten wird; denn einerseits haben mehrere Mächte das Verlangen gestellt, daß Lourenço-Marquez ein nichtenglischer Kohlenhafen bleiben müsse (auch Rußland) und anderseits haben sich seit Fertigstellung der Eisenbahn nach Pretoria die Einnahmen der Küstenbahn so außerordentlich günstig gestaltet, daß Portugal selbst an deren Besitz gelegen sein muß. Der Beförderung von 1895 mit 82 295 Tonnen standen nämlich Ende Juni 1896 bereits 70 189 Tonnen gegenüber.

Die Eisenbahnfrage bildet überhaupt einen der wichtigsten Faktoren bei den Bestrebungen der auf England gestützten **Kap**-Regierung und der Chartered-Company um die Herrschaft in Süd-Afrika. Erstere bemüht sich vor allem das gesamte Eisenbahnnetz in die Hand zu bekommen und rasch zu erweitern, um das ganze Gebiet bis zum Sambesi hinauf als Hinterland zu gewinnen und nach Fertigstellung der Sambesi-Eisenbahn den Handel ganz in ihre Hände zu bringen. Es ist deshalb auch neuerdings mit Rhodes ein Abkommen getroffen, welches ihm den Weiterbau der Eisenbahn über Mafeking hinaus bis Bulawayo zunächst auf 3, wenn er will, auch auf 7 Jahre zusichert. Die Uebernahme ihrer Eisenbahnen in eigene Verwaltung, wie Transvaal und der Oranje-Freistaat sie durchgesetzt haben, ist ihr ein starker Strich durch die Rechnung, und es macht sich auch der hiermit begonnene wirtschaftliche Krieg in seinen Folgen bereits fühlbar. Es konnten in der letzten November-Woche 1896 bereits 8000 L. weniger an Einnahmen an die Regierung abgeliefert werden, als in der entsprechenden Woche 1895. Anderseits ist die Uebernahme der Eisenbahn im Oranje-Freistaat als ein Freudenfest betrachtet worden und stolz erschienen die Beamten in neuen Uniformen mit orangefarbenen Aufschlägen. Auch in Transvaal ist man in dieser Beziehung thätig: am 22. Januar eröffnete Präsident Krüger in Potschefstroom eine neu gebaute Linie.

So kann es nicht wunder nehmen, daß in der Kap-Kolonie sich bereits viele Stimmen erheben, welche den durch Chamberlain und Rhodes angebahnten und in Szene gesetzten Vergewaltigungsversuchen des holländischen und deutschen Elementes sich abgeneigt zeigen und Rhodes für einen Schädiger von Süd-Afrika betrachten. Die von ihm und seiner Partei angeregten Demonstrationen vor seiner Abreise nach England haben nicht nur in Transvaal Erbitterung hervorgerufen, sondern auch in der Kap-Kolonie viele — besonders holländische Afrikander — Elemente zum Widerspruch gereizt, so daß man berechtigt ist, die ganze Sache als einen Theater-Effekt zu betrachten. Die von Rhodes bei dieser Gelegenheit gefallenen Aeußerungen, welche Verachtung und Bitterkeit gegen die bevorstehende Untersuchung ausdrücken, wurden selbst in England als geschmacklos und unschicklich betrachtet (Times) und seine cynische Offenheit, mit der er als leitenden Gedanken der britischen Politik und als Zweck der Chartered-Compagny erklärte, möglichst viel von Afrika in englischen Besitz zu bringen, *läßt alle weiteren* Versuche, die Politik in Süd-Afrika noch

zu bemänteln, als fruchtlos erscheinen und ist nur geeignet, die Freistaaten anzufeuern, sich gegen zu gewärtigende weitere Angriffe à la Jameson mit Energie zu wappnen. Ein ernster Konflikt erscheint hier binnen kurzem unvermeidlich und die Sympathie aller rechtlich Denkenden kann hierbei nur auf seiten der Freistaaten sein.

Nicht zu übergehen sind Rhodes' Aeußerungen bezüglich der deutschen Bestrebungen im Matabele-Land. Er hat es 1889/90 verstanden, die rechtlich erworbenen Gerechtsame des Eduard Lippert bezüglich Minenanlagen durch Intriguen und Vorspiegelungen sich anzueignen und erkühnt sich nun, von deutschen Intriguen zu sprechen, welche auf das Matabele-Land gerichtet gewesen seien. Es gilt, gegen Deutschland Stimmung zu machen und dazu ist ihm jedes Mittel recht.

Die Unterwerfung der nördlichen Bezirke scheint keine endgiltige zu sein. Hat sich doch dicht an der Grenze der alten Kap-Kolonie im Distrikt Taungs bereits im Dezember ein Betschuanen-Häuptling, Galiswehe, empört. Durch sofort herbeigerufene Freiwillige des Griqua-Landes und 200 Polizisten von Kimberley wurden die Aufständigen zwar zu Boden geworfen, aber es ist ein Zeichen, daß von einer Unterwerfung der mit brutaler Gewalt und Grausamkeit behandelten Völkerschaften auf die Dauer keine Rede sein kann. Von einem neuen Aufstand der Batlaros unter ihrem Häuptling Kalikari (am Maschowing, westlich Bryburg) wird auch bereits Anfang Januar wieder berichtet. Bei Kaboga unweit Takun wurden die Aufständischen besiegt (Kalikari getötet).

Auf eine andere Weise, Zeugnis ablegend von seiner längst anerkannten und unter dem Einfluß sachgemäß arbeitender Missionare entwickelten Gesittung und Bildungsstufe, sucht sich Khama, der König von Bamangwato, welchem die Reichsunmittelbarkeit und Schutz gegen Herrn Rhodes zugesichert ist, Recht zu verschaffen gegen angebliche schädliche und ungesetzliche Verfügungen der Regierung. Er hat zusammen mit seinen 5 Söhnen und 31 Männern seines großen Stammes bei dem obersten Gerichtshof in Kapstadt gegen den Premierminister auf einen Schadenersatz von 20 000 L. geklagt, da von der Entscheidung thatsächlich die Existenz seines ganzen Stammes abhängen soll. Hier handelt es sich entschieden um die Vergewaltigung eines Volkes, welches niemals feindselig aufgetreten und den vollsten Anspruch zu erheben hat, von der Regierung in seiner kulturellen Entwickelung nicht gehemmt, sondern gefördert zu werden.

Im übrigen ist zu melden, daß Professor Koch und Dr. Kohlstock, zur Hilfe gerufen gegen die Rinderpest, seit 31. Oktober sich in der Kap Kolonie befinden. Im Anfang wie ein Erretter mit Begeisterung empfangen, stößt er neuerdings mehr und mehr auf Hindernisse und Mißgunst in seinem Charakter als Deutscher.

In Kapstadt plant man die Gründung einer Universität für *ganz Süd-Afrika*. Die Buren-Staaten, welche zur Sicherung der *finanziellen Grundlage* mitwirken sollten, verhalten sich *erfreulicherweise ablehnend gegen* dieses friedliche Mittel der Anglisierung.

In Natal wehrt man sich gegen die versuchte neue Einführung von indischen Arbeitern; das Schiff, welches sie landen sollte, ging infolge dessen nach Lourenço Marquez.

In **Transvaal** soll eine Bergwerkschule nach Muster der preußischen Bergakademie gegründet werden; der Generalkonsul in Amsterdam ist beauftragt, über derartige europäische Schulen zu berichten. Nachdem in Johannesburg nun ein deutscher Konsul ernannt wurde, steht zu erwarten, daß auch dem Konsul in Pretoria (wie dem französischen seit 1896) eine höhere Stellung zuerteilt wird. Die Deutschen in Johannesburg haben den Antrag gestellt, eine deutsch-evangelische Gemeinde gründen zu dürfen. Der evangelische Oberkirchenrath hat sich geneigt erklärt und den Pastor Graßmann aus Pommern zum Geistlichen in Johannesburg designiert. — Das einzige deutsche Blatt Süd-Afrikas, die „Südafrikanische Zeitung" ist nach Johannesburg verlegt worden, so daß sich hierselbst ein Centrum des Deutschtums zu entwickeln scheint.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** ist bisher die Rinderpest noch nicht aufgetreten; auch giebt man sich der Hoffnung hin, daß sie bei dem seit einiger Zeit im Oranje-Freistaat beobachteten Stillstand nicht weiter um sich greifen wird (am 18. Dezember 1896 belief sich dort die Zahl der gefallenen Rinder auf 6162). Ein derartiges Stillstehen vor langsamem Weiterschreiten ist der Krankheit aber eigen, und es muß mehr auf die Durchführung einer möglichsten Absperrung Gewicht gelegt werden. Eine erfreuliche Nachricht sagt, daß es im Herero- und Nama-Lande im Januar geregnet hat. Eine wirksame Beeinflussung der traurigen Dürre ist freilich erst bei einer Wiederholung stärkerer Regengüsse zu gewärtigen.

Während Beschlüsse über Eisenbahnbauten in den Schutzgebieten vom Reichstag noch nicht gefaßt sind, ist der ungemein thätige Lieutenant Troost in jeder Weise darauf bedacht, den Verkehrsverhältnissen aufzuhelfen. Nachdem sein Projekt, eine Straßenlokomotive in Thätigkeit zu setzen, wie es scheint, wegen der Bodenbeschaffenheit auf große Schwierigkeit gestoßen ist, geht er jetzt mit dem Gedanken um, von Tsoakhaubmund bis Windhoek eine schmalspurige Maultier-Eisenbahn anzulegen, wie solche in dem englischen Nama-Lande von Port Nolloh bis Ookier schon seit Jahren im Betrieb ist. Man würde damit billiger und schneller zu einer vorläufigen Bahnverbindung kommen, und das Material würde nach Herstellung einer Lokomotiv-Bahn immer Verwendung zu Zweigbahnen finden. An der Rentabilität ist nicht zu zweifeln. Für die Herstellung der Wagen würde vielleicht die kürzlich eröffnete Wagenbauerei E. Hälbich Wwe. zu Otjimbingue mit Vorteil heranzuziehen sein. Auf die vorläufige Herstellung von Feldbahnen macht auch G. Sander in der „D. Kol. Zeitg." aufmerksam und schlägt vor, die bei den Festungen jetzt disponiblen Vorräte zu verwenden.

Aus Hamburg wird gemeldet, daß Anfang Februar eine von dortigen Kaufleuten ausgerüstete Expedition nach Tsoakhaubmund sich

einschiffen werde. Die ihr gestellten Aufgaben werden vor der Hand geheim gehalten. Immerhin ist die Thatsache als ein Zeichen wachsenden Interesses bei unseren Großhändlern mit Freude zu begrüßen.

Ein gleiches kann man sagen von dem Erfolg, welchen Dr. Esser mit seinen Bestrebungen für den Plantagenbau in **Kamerun** erreicht hat. Die „Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft" ist ins Leben getreten und anstatt der erforderlichen 2 500 000 sind 3 200 000 Mk. gezeichnet worden. Allerdings sind nach Dr. Esser's Schilderung die Verhältnisse außerordentlich vielversprechend. In St. Thomé ist die Ausfuhr an Kakao von 1869 bis 1894 von 25 000 auf 5 670 000 Zentner, der Wert von 1 600 000 auf 15 340 000 Mk. gestiegen. Daß sich das Gelände von Kamerun ebenso gut zur Kakaozucht eignet, als St. Thomé, ist nicht nur durch die amtlich durchgeführten Bodenuntersuchungen, sondern auch durch die bereits im botanischen Garten zu Viktoria erzielten Resultate bestätigt worden. Das Gebiet der Gesellschaft mag 3750 Hektar zur Bepflanzung umfassen, grenzt an die Küste und wird von der Straße Viktoria-Buea durchschnitten, welche bereits auf 11 Kilometer fertig ist. Dr. Zintgraff wird die Leitung übernehmen und nach glücklicher Lösung der Arbeiterfrage ist auf ein gutes Gedeihen und baldige Rentabilität zu hoffen. Garega, der Bali-Häuptling, hat seine Genehmigung gegeben, daß Zintgraff bis zu 5000 Arbeitern an die Küste ziehen kann. Hierdurch ist gleichzeitig einem ununterbrochenen friedlichen Verkehr bis zur alten Bali-Station der Weg geöffnet und für eine weitere Erziehung der Eingeborenenen zu geregelter Arbeit der Anfang gemacht.

Herr Conrad ist nach Gründung einer zoologischen Station nach Europa zurückgekehrt, dagegen Dr. Wilsing im Regierungsauftrag abgereist, um die von Professor Dr. Wohltmann begonnenen Bodenuntersuchungen fortzusetzen und die für den Plantagenbau günstigsten Ländereien aufzusuchen.

Auch in **Togo** wird eine neue Plantage entstehen, welche Herr Paul-Bremen die Absicht hat, mit 50 000 Kaffee-Bäumen anzulegen, ein erfreuliches Zeichen, daß auch in Bremen das Interesse für die Kolonien zu erwachen scheint. Auch die längst erhoffte Landungsbrücke in Lome möchte nun bald zur Ausführung kommen. Ein Hamburg-Altonaer Unternehmer will sie bei einem Kostenanschlag von 1 350 000 Mk. herstellen, wenn ihm eine Reichsgarantie von 35 000 Mk. zugesichert wird. Der Entwurf ist bereits zur Prüfung nach Togo abgesandt. Von Lome war die in nordwestlicher Richtung begonnene Straße 1896 bereits auf 50 Kilometer fertig; an der Ostgrenze der Kolonie, bei Klein-Popo sind zunächst der Küste die Lagunen zu überwinden, welche zwischen diesem Ort und Sebbe liegen; hier schließt die Straße über Anfoi an, welche eine Länge von etwa 15 Kilometer erreicht hat. Die kleinere der Lagunen, zwischen Sebbe und Adjido ist kürzlich mit einer Brücke versehen worden, welche die Techniker Stöhr und Furtkamp ohne nennenswerte Kosten aus einheimischem Material und mit dortigen Arbeitern hergestellt haben.

Um über die breitere Lagune zwischen Adjido und Klein-Popo diesen Ort und damit die Küste mit Sebbe zu verbinden, soll eine Fähre hergestellt werden („D. Kol. Bl.").

Durch französische Zeitungen wurde die Nachricht verbreitet, daß Dr. Gruner, nachdem ihm der Sultan von Jendi den Durchmarsch verweigert, diesen Ort zerstört habe; offenbar suchte man durch Verbreitung dieses, wahrscheinlich auf einer Verwechselung beruhenden Gerüchtes die Bestrebungen Deutschlands im Hinterlande von Togo in ein ungünstiges Licht zu setzen. Anderseits würden sich aber weder Franzosen noch Engländer durch den „neutralen Charakter" des Gebietes, in dem Jendi liegt, haben abhalten lassen, den widersetzlichen Sultan zu bekriegen; und nötigenfalls würde auch für Deutschland die Notwendigkeit nicht zu umgehen sein, wenn es sich um Aufrechterhaltung des Ansehens und der Autorität handelt. Nachweisbar ist aber Dr. Gruner zur Zeit, in welcher die Zerstörung gemeldet wird, in Kratschi gewesen. Bei den zwischen Jendi und Salaga immer spielenden Zwistigkeiten ist nicht ausgeschlossen, daß eine solche zu dem Gerücht Anlaß gegeben hat; es ist aber auch denkbar, daß Samory, der Herrscher von Wassulu, nachdem er mit den Franzosen aufgeräumt hat, auf seinem Eroberungszug soweit vorgedrungen ist. War er doch nach Lieutenant von Carnap's Mitteilung im Beginn des vorigen Jahres bereits bis Buale, d. i. 2 Längengrade westlich Jendi vorgedrungen.

Dr. Gruner, welcher zur Freihaltung der Straßen im Hinterlande einen Zug nach Mossi, Tangurku und Pamma (Fomma Pama) ausgeführt hat, brachte die Neuigkeit, daß Bandschande in Nungu, mit dem Decoeur vor zwei Jahren einen Vertrag abgeschlossen in dem Irrtum, er sei der Oberherrscher von Gurma, durch diesen, der König Junanturiba vertrieben ist und sich in Mossi aufhält. Mit letzterem hat Gruner seinen Vertrag von zwei Jahren abgeschlossen. Diese Streitfrage möchte also beseitigt sein. Auch bezüglich ihrer im nächsten Hinterland von Togo gegründeten Stationen Kirikiri und Basilo scheinen die Franzosen zu besserer Ueberzeugung gekommen zu sein, indem sie diese aufhoben.

Aus dem **französischen Niger-Gebiet** hat Lieutenant Hourst zwei wichtige Neuigkeiten mitgebracht. Zunächst hat er mit dem mächtigen Tuareg-Stamm des Auellimmiden einen Handels- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen auf der Basis der Unantastbarkeit der Besitzungen, bürgerlichen und religiösen Gebräuche des Stammes, in deren Gebiet auch keine Station errichtet werden darf. Hourst betont, daß nur auf dem Wege dieser humanen, das Recht der Eingeborenen anerkennenden Politik den Franzosen die Aufrechterhaltung und Durchführung ihrer Kolonialbestrebungen am Niger möglich sein werde und hofft, daß man in Timbuktu, wie in den leitenden Kreisen sich seiner Ansicht durch eine völlige Umwandlung der bisherigen Politik anschließe. Der „Figaro", welcher diese Mitteilung bringt, glaubt, daß er bei der Société de géographie kein Verständnis finden werde. Desto schlimmer, denn die zweite Nachricht erschließt

eine Perspektive, der gegenüber eine kluge Politik und eine rechtzeitige Stärkung der Position am Niger durch die Gewinnung von Bundesgenossen unter den Eingeborenen geboten erscheint. Ahmadu, der aus dem westlichen Sudan vertriebene Herrscher von Segu (Sohn des Omar) ist im Begriff, in der Gegend von Sai (am Niger) eine neue Herrschaft zu gründen, und der unbezwungene Feind Frankreichs Samory, will ihn unterstützen; das sind zwei ebenso erbitterte wie gefährliche Feinde, zumal wenn sie den religiösen Fanatismus der Mohammedaner gegen die christlichen Eindringlinge, die überall gewaltthätig auftreten, wachzurufen verstehen.

Dieser Gefahr, welche den westlichen Sudan droht, sind die Engländer soeben im Begriff, eine weitere noch viel verderblichere hinzuzufügen durch die Unternehmung der Royal-Niger-Company in den **Fulbe-Haussa-Ländern.** Es ist zwar gleich beim Beginn derselben durch die Katastrophe in Benin eine Verzögerung erwachsen, welche aber voraussichtlich bald beseitigt sein wird. Am 2. Januar brach, vorgeblich unbewaffnet und in durchaus friedlicher Absicht, eine Kolonne unter Führung des stellvertretenden Generalkonsuls Phillips von Sapele nach Alt-Benin auf. Sie zählte an 300 Mann, darunter viele Beamte und marschierte in zwei Abteilungen; deren vordere wurde von einem Hinterhalte der Benin-Leute überfallen und niedergemacht; als die zweite ahnungslos auf die Leichen stieß, ward sie in gleicher Weise niedergemetzelt; alle kamen um, Konsul Phillips, Major Crawford, Kapitän Maling, der Beamte Campbell, Dr. Elliot, die Agenten Powis und Gordon mit 250 Trägern; nur 2 Europäer, Kommissar Locke und Kapitän Boisragon, entkamen verwundet und ein Träger, der die Unglückbotschaft überbrachte. Der König von Benin sandte den Engländern die Ringe des Konsuls zu, das bedeutet Krieg. Man kann wohl mit Miß Kingsley annehmen, daß der König, der kurz vorher imperative Befehle erhalten hatte, glaubte, die starke Kolone käme, um den Drohungen die Gewalt folgen zu lassen. Er vertheidigte sich dagegen, während er einzelnen zu ihm kommenden Reisenden noch nie etwas zu leide gethan hat.

So unüberlegt, wie diese Mission, so gefahrdrohend für den ganzen zentralen Sudan ist die Unternehmung der Royal-Niger-Company, mit der sich die Regierung sogar durch Stellung von Kanonenbooten auf dem Niger verbunden hat. Es ist wohl kein Zweifel, daß der Zweck in einer Unterwerfung derjenigen Gebiete am Niger zusuchen ist, in welche man über kurz oder lang fürchtet die Franzosen von Borgu aus vordringen zu sehen. Es handelt sich um Benin, Joruba und Nupe. Als Vorwand benutzt man, wie so oft, die in diesen Ländern, wie überall in Afrika, herrschende Sklaverei; man verbreitet die Meinung, daß man nur den Greueln des Sklavenhandels steuern wolle und scheut sich nicht, Zustände hervorzurufen, welche alle Errungenschaften auf lange Zeit vernichten müssen.

Ueber das Ziel des Zuges herrscht immer noch ein gewisses *Dunkel.* Der Nachricht, daß er gegen Nupe gerichtet und auf Rabba

dirigiert sei, wird entgegen gehalten, daß man die Hauptstadt Bida auf viel kürzerem Wege von Eggan aus erreiche. Trotzdem ist obige Nachricht wahrscheinlich und die Direktion auf Nabba erklärlich. Nicht Bida, sondern dieses ist der Ort, wo der Herrscher von Nupe seine Armee zu sammeln pflegt, von wo er auch mit den rechtsufrigen Teilen seines Landes, mit Ilorin 2c. bessere Verbindung hat, als von Bida aus. Dort wird man ihn aufsuchen und gleichzeitig durch die Kanonenboote auf dem Niger ihn isolieren müssen, wenn man überhaupt Erfolge erzielen will.

In Nupe wird derjenige der Fulbe-Staaten angegriffen, welcher sich noch der größten Unabhängigkeit (von Gandu und Sokoto) erfreut, wo sich auch noch die wenigsten der Fulbe-Eindringlinge niedergelassen haben. Trotzdem ist die Macht des Herrschers nicht gering zu achten, welcher allein 20 000 Streiter, darunter 2000 Reiter, aufstellen kann. „Und mögen sie am Ufer mit Hilfe ihrer Kanonenboote alles niederschießen und zerstören", sagt der mit den Verhältnissen wohl vertraute James Pinnock in einem Briefe an den „Standard", „im Innern werden die Truppen der Kompagnie keine Erfolge erringen." Warum greifen sie gerade Nupe zuerst an? Weil ihre Haussa-Soldaten — Mohammedaner — gegen ihre Namens- und Glaubensgenossen, welche in allen anderen Gebieten unter Führung der Fulbe ihnen entgegentreten, wahrscheinlich versagen würden; aber gegen die einer anderen Rasse angehörenden Nupe glauben sie sie gebrauchen zu können. Sie mögen auch meinen, hier in diesem noch wenig sicheren Besitz die Fulbe am wenigsten gegen sich zu erregen. Aber dies wird doch geschehen; denn die Kompagnie hat nach allen Abmachungen kein Recht auf Landerwerb und Länderkriege und die Fulbe sind eine zu hochstehende Rasse, als daß sie nicht den Vertragsbruch herausfühlen und mit einem nur zu natürlichen Haß gegen die wortbrüchigen brutalen Weißen vergelten sollten.

Dann entbrennt der Kampf im ganzen Sudan, im Westen Samory, Ahmadu, die Tuaregs, im Centrum die Fulbe, im Osten die Mahdisten — und überall hervorgerufen durch ein Vorgehen der Europäer (bezüglich für Osten der Aegypter), welches durch Ländergier und Habsucht motiviert ist, anstatt von Humanität und ehrlichem Wohlwollen getragen zu werden, wie es allein der Kolonialpolitik christlicher Völker unseres Kulturstandpunktes würdig erscheint.

Geographische Nachrichten.

Am 6. Dezember 1896 starb in Paris der polnische Reisende Stefan Scholz-Rogozinski, der sich von 1883 an um die Erforschung von Kamerun verdient gemacht hat.

In diesem Gebiete reiste auch Miß Mary H. Kingsley, welche ihre „Travels in West-Afrika" soeben bei Macmillan u. Co. veröffentlichte.

Oberst J. K. Trotter berichtete am 7. Dezember 1896 in der „Geographischen Gesellschaft" in London über die Expedition der englisch-französischen Grenzkommission von Sierra Leone nach dem Quellengebiet des Niger. Hierbei ward die Lage der Quelle (Tembi) auf 9° 5′ 20″ n. Br. und 10° 50′ westl. L. v. Gr. festgelegt, an welcher der Oberst Mitte Januar weilte.

Das Hinterland von Kamerun bezw. Adamaua hat ein Deutscher, Wendorff, durchzogen und sich in Lagos im Dezember nach Europa eingeschifft.

Graf Ernst Hoyos jun. ist im Dezember von einer Jagd- und Forschungsreise nach Wien zurückgekehrt, welche ihn von Kapstadt durch verschiedene Teile des östlichen Süd-Afrika zum Sambesi führte.

In der Société de géographie zu Paris berichtete Kapitän Bertrand über seine Reise im Barotse-Lande, in welcher er begleitet von Herrn Gibbons und Percy die linken Nebenflüsse des Sambesi, Mojili, Njoko und Lumbi aufsuchte und den erstgenannten bis zur Quelle verfolgte. Ueber Lialui kehrte er dem Sambesi folgend zurück.

Der englische Reisende Neumann hat den Rudolph-See erreicht und ist Ende Oktober 1896 nach Mombasa zurückgekehrt.

Eine Expedition Bottego welche am 27. Dezember 1895 von Logh am Juba abmarschierte war im Lande Amara-Burgi Ende September 1896 bereits auf dem Rückweg vom Rudolph-See und hat sich über Rendile nach Mombasa gewendet.

Die Expedition des Dr. Max Schöller, welche am 18. Juli 1896 von Pangani abging, ist über Moschi (5. September) und Groß-Aruscha zum Meru (12. September), und von hier durch Sotiko, Lumbua, Kawirondo in Uganda eingetroffen.

Ueber die heißen Quellen am Ruwenzori berichtet Bischof Tucker, daß man Kartoffeln in ihnen kochen könne und daß das in Bassins geleitete Wasser von den Eingeborenen als Heilquelle zu Bädern benutzt werde.

M. Poulett Weatherly war im verflossenen Jahre am Tanganika- und Moëro-See und ging vom letzteren im Juni den Luapula hinauf bis Kinjama (Kuinhama) oberhalb der Johnston-Fälle; in dieser Strecke konnte er das Stahlboot nicht benutzen, der Fluß war durch Stromschnellen und Fälle ganz unschiffbar. Kuinhama liegt nach ihm 11° 14′ süd. Br., also nördlicher als bisher angenommen. Von hier suchte er sich mit Meremere in Verbindung zu setzen, um den Bangweolo zu erreichen.

Am oberen Ubangi, in der Gegend des „Sue"(?) soll ein Lieutenant Louis Elie Angot wichtige topographische Aufnahmen *gemacht haben.*

Im Nordosten von Deutsch-Ostafrika wird eine topographische Aufnahme unter Leitung des Lieutenant Märcker gemacht werden, der sich mit seinem Vermessungspersonal voraussichtlich im Februar dorthin begeben wird und in 2 Jahren glaubt die Arbeit fertig stellen zu können.

Vom „Bas-Kongo" ist eine Karte im Maßstab 1:1 000 000 bei A. J. Wauters (Bruxelles 13 rue Bréderode) erschienen, welche gegen Einsendung von 1,10 Franc in Postmarken zu beziehen ist.

Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien.

Von Gustav Müller.

I. Deutsch-Ostafrika.

3. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden (Berlin I).*)

Trotz des kurzen Bestandes ihrer Kondemission hat die Gesellschaft bereits 5 Stationen angelegt: Wangemannshöh, Manow, Muakareri, Ikombe und Muakagile. Von ihnen liegen Wangemannshöh und Ikombe ungesund, so daß die Missionare zu ihrer Stärkung bezw. Erholung die anderen Stationen aufsuchen müssen. Dadurch ist eine häufige Veränderung in der Besetzung der einzelnen Plätze bedingt, die ja um der Missionare willen unumgänglich ist, zugleich aber, das liegt auf der Hand, die Missionsarbeit selbst erschwert. —

Ikombe liegt auf einer Halbinsel am Ufer des Njaßa, nordwestlich von der Regierungsstation Langenburg. Von dieser Station aus soll die Küste des Sees missioniert werden. Zu dem Zwecke namentlich ist für die Mission der kleine Dampfer „Paulus" hinausgesandt worden. Für ihn ist ein Hafen angelegt, in dem er gegen Sturm und Wellen geschützt ist.

„Die Missionare haben" mit Hilfe von 40 schwarzen Arbeitern der Umgegend „ein förmliches kleines Dock ausgegraben, dessen Fläche 600 qu. groß ist. Zunächst bot die Arbeit wenig Schwierigkeit, da die obersten sandigen Schichten sehr schnell hinweggeschafft werden konnten. Als das Niveau des Sees erreicht war, arbeitete man in die Tiefe, indem man zunächst kleine Becken aushob. Das eindringende Wasser mußte von Eingeborenen durch Töpfe geschöpft und so in den See befördert werden, während die ausgehobene Erde in Kisten, die mit Hilfe von Bambusstangen getragen wurden, hinausbefördert wurde. Die Steine, die hinauszuschaffen waren, wurden zur Herstellung des äußeren Hafendammes, besonders zur Erbauung der Wälle, die die Einfahrt schützen, benutzt. Der südliche

*) Quellen: Berliner Missions-Berichte. — Der Missionsfreund.

Wall enthält ungefähr 1200 km. Steine und überragt die Wasserfläche um 20 bis 25 Fuß;" bei dem Bau der kleinen nördlichen Mole sind 400 km. Steine verwendet worden. „Endlich konnten die Wände, welche die einzelnen Becken von einander trennten, herausgenommen werden, und die Einfahrt wurde bis zu einem Meter Tiefe ausgegraben. Zuletzt standen die Arbeiter bis an die Hüften im Wasser. Die Herstellungskosten des Hafens betragen etwa 1000 Mk."

Auch im Lande selber versucht die Gesellschaft ihren Missionaren nebst Frauen den Verkehr und das Reisen zu erleichtern.

„In der Sommerzeit sind im Kondelande die Flüsse und Sümpfe des Tieflandes nur sehr schwer zu passieren. Das Oberland aber ist reich an Bergen, die auch das Reisen sehr erschweren. Die Schwestern können und müssen sich deshalb fast stets der Trage-Hängematte bedienen, deren Benutzung aber der vielen Träger wegen, die nötig sind, recht kostspielig ist. Da aber die Fußreisen anstrengend und zeitraubend sind, ist es sehr wünschenswert, daß den Missionaren es ermöglicht werde, Esel als Reittiere zu benutzen. Es ist deshalb durch Ankauf dreier Maskat-Esel eine Eselzucht begründet worden, die sich hoffentlich gedeihlich entwickeln wird. Der große, weiße Maskat-Esel ersetzt dem Reisenden im Innern Afrikas das Pferd, ist deshalb auch von den Arabern sehr geschätzt und gesucht, ist aber deshalb auch ziemlich teuer. Die von uns erworbenen Tiere, ein Hengst und zwei Stuten, kosteten 1700 Mk."

Was nun die Missionsarbeit der Brüder angeht, so haben sie freilich noch keine reife Frucht einernten können. Indes ist ihre ausgestreute Saat doch aufgegangen und wächst der Ernte entgegen. Auf Wangemannshöh hatten sich gegen Ende des Jahres 1895 sechs Katechumenen, von denen einige bereits so gefördert waren, „daß sie im Kampfe gegen den Aberglauben des Heidentums ihren Mann" standen, gemeldet. Und von Ikombe wurde im August desselben Jahres berichtet: „Es haben sich viele zur Taufe gemeldet; sie sind allesamt noch keine Glaubenshelden, aber der Geist Gottes arbeitet an ihren Herzen."

Auch sonst läßt sich im einzelnen der Erfolg der Arbeit der Missionare nicht verkennen. $2\,^1/_2$ Stunden von Wangemannshöh entfernt liegt ein Predigtplatz Mbuju. Als im Jahre 1891 Merensky mit den jungen Missionaren die Kondemission gründete, übernachteten die Reisenden eben an dieser Stelle, wo jetzt Mbuju liegt, in einer Wildnis. Und schon nach 3 Jahren war dort ein Dorf im Aufblühen. Ein Erfolg der Mission; „denn durch das Mitwirken des Bruder Rauhaus, der sich bei der Regierung für die Leute verwandte, haben sich die zerstreuten Bewohner von Mbuju wieder auf ihrem väterlichen Erbe angesiedelt." — Das Zutrauen der Leute erwarben sich die Brüder nicht zum wenigsten durch ärztliche Hülfe, die sie den Kranken angedeihen lassen. In Manow strömen zu Zeiten täglich 120—150 solcher hilfesuchenden Leute herbei. In Wangemannshöh sind „über 60 provisorische Hütten gebaut, in denen an 200 wundenkranke Personen wohnen. Täglich kommen neue hinzu, 10, 20, einmal waren es 40 auf einen Tag. Verhältnismäßig ebensoviele verlassen auch wieder geheilt die Station." Wegen des großen Andranges haben die Brüder überall Eingeborene zu Heilgehilfen angelernt und als solche mit in die Arbeit eingestellt.

Für diese ihre ärztliche Hilfe haben die Missionare einen Lohn insofern bekommen, als ihnen um ihretwillen die Gründung ihrer jüngsten Station Muakagile sehr leicht wurde. Sie liegt im Livingstone-Gebirge unter dem Volke der Bakinga. Diese sind zwar ein sehr fleißiges Volk, das sich vom Ackerbau nährt. Aber infolge der Bedrängnis seitens der Nachbarstämme sind sie überaus furchtsam und scheu. Sie bauen sich nur an unzugänglichen Stellen an und suchen sich in den schönen Wäldern nur Ackerland, das versteckt liegt. Als die Missionare zum ersten Male zu den Bakinga kamen, ergriff alles die Flucht, obgleich jene ihr Kommen vorschriftsmäßig durch Rufen angemeldet hatten und es kostete Mühe, die Leute dazu zu bewegen, bis an die Zähne bewaffnet, aus ihren Verstecken zur Begrüßung herbeizukommen. Als sie sich dann davon überzeugt hatten, daß die Fremden keine Leute Mereres waren, waren sie freundlich; denn sie wußten, daß die Missionare es gut mit ihnen meinen. Sind doch die Pfleglinge in Wangemannshöh, welchen so ausgiebig Hilfe zu teil wird, ihre Stammesgenossen.

Wie auch sonst die Brüder Eingang im Volke gefunden haben, beweist der Umstand, daß sie häufig zur Schlichtung von Zwistigkeiten in anspruch genommen werden, wozu sie unter der Bedingung sich bereit finden lassen, daß beide Parteien zu ihnen kommen. Zugleich ist es ihnen immer noch gelungen, durch Warnungen und freundliches Mahnen die Leute von solchen Akten der Selbsthilfe zurückzuhalten, welche ihnen eine empfindliche Strafe seitens der Regierung eingetragen haben würden.

Obgleich die Missionare vielfach mit Fieber- und Dysenterie-Anfällen heimgesucht worden sind, hatte die Gesellschaft auf diesem Arbeitsfelde noch keinen Todesfall unter ihren Brüdern zu beklagen. Erst am 19. Oktober hat sie das erste Opfer bringen müssen. Wegen eines Lungenleidens war Missionar Griguszies aus dem Kondelande abgerufen, um in Südafrika Genesung zu suchen. Er kam aber nicht an's Ziel seiner Reise, sondern starb am genannten Tage in Chinde.

---

4. Die Brüdermission.*)

Sie unterhält jetzt 4 Stationen im Kondelande: Rungue, Rutenganio (d. h. Friede), Ipiana (d. h. Gnade), und Utengule. Davon sind die letzten drei im Jahre 1895 angelegt worden. Ipiana liegt 2 Stunden vom Ufer des Njaßa entfernt am linken Ufer der Kibira; diese Station ist ziemlich ungesund. Auf ihr ist am 10. Februar 1896 der Missionar Jean Ledoux am Fieber gestorben. —

*) Nach dem „*Missionsblatt* der Brüdergemeine".

Utengule ist die Hauptstadt Mereres. Der jetzige Merere hieß vor seinem Regierungsantritt Mugandilua; denn Merere ist nicht Eigenname, sondern der Titel der Beherrscher von Safualand. Zu Anfang ließ sich der Sultan zwar die Anlage der Station gern gefallen, indes veränderte er seine Stellung zu den Missionaren sehr bald, als Bruder Richard wiederholt scharf sein Leben und seine Maßnahmen getadelt hatte.

Auf der Station Rungue hatte eine Anzahl von der Regierung befreiter Sklaven Aufnahme gefunden. Sie hatten zwar häufig Ursache zu schweren Klagen gegeben, doch schienen sie sich, nachdem die schlechtesten Elemente bei Nacht und Nebel davon gegangen waren, in die Stationsordnung gefunden zu haben und sich allgemach auch dem Einfluß des Wortes Gottes zu erschließen. Daher waren die Missionare voll guter Hoffnung. Wie bitter wurden sie getäuscht! Sie hatten die Entdeckung gemacht, daß der größte Teil der Aufgenommenen, ohne Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern, tief in der Unsittlichkeit steckte, und nahmen natürlich mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen diese Pest auf. Das veranlaßte zuerst 4 Knaben sich von der Station zu entfernen. Ihnen folgten, wenn auch nicht heimlich, sondern nach offener Aussprache mit den Missionaren 2 Frauen aus der Tanganika-Gegend mit 3 Kindern. Und deren Scheiden war das Signal zum allgemeinen Auszug, so daß sogar diejenigen, welche bisher eine besondere Anhänglichkeit an die Missionsgeschwister gezeigt und eine Vertrauensstellung inne gehabt hatten, die Station, die ihnen eine neue Heimat geboten hatte, verließen. Außer einem Küchenburschen sind schließlich nur noch 7 von den befreiten Sklaven zurückgeblieben; diese wenigstens haben sich bisher brav gehalten — aber werden sie nicht auch nach die Pflege der Mission mit dem Verlassen der Station lohnen? Nach den bisherigen Erfahrungen ist es wohl möglich, wenngleich man den Geschwistern ja wünscht, daß ihnen dieser Rest der Freude erhalten bleiben möchte.

In Nutenganio haben die Brüder die Freude gehabt, daß ein Eingeborener, Fungua, mit Vertrauen erweckendem Ernste um Taufunterricht und Taufe gebeten hat. Im übrigen wird auch hier noch auf Hoffnung gesäet. Doch ist überall die Saatzeit unerläßliche Vorbereitungszeit auf die Ernte. Und daß auch auf diesem Missionsfelde die Arbeit schon jetzt nicht umsonst geschieht, dafür giebt es mancherlei Beweise.

Es ist ein oft gehörter Vorwurf gegen die evangelische Missionspraxis, daß sie zu wenig Gewicht lege auf die Erziehung ihrer Pfleglinge zur Arbeit. Allen Ernstes ist ja der evang. Mission der Rat gegeben, daß sie das ora hinter das labora zurücktreten lassen solle. Wie durchaus unbegründet jener Vorwurf und deplaziert dieser Rat ist, zeigen auch die Missionare der Brüdergemeine. Sie haben z. B. in Rungue ein 60 Morgen großes Stück Land angekauft und zum Schutz gegen Wildschweine und frei umherlaufendes Vieh eingezäunt. *Sie haben* das Land erworben, um ihren Unterhalt selbst ernten zu

können, und nicht Gefahr zu laufen, ihre Lebensmittel von den Eingeborenen infolge von Mißwachs und dgl. nicht kaufen zu können. Sie hatten zur Zeit des Ankaufs noch die Sklaven auf der Station. Auch die Rücksicht auf diese hat sie bei dem Erwerb des Grundstücks bestimmt. Denn es ist „doch auch unsere Pflicht, unsere Knaben und Mädchen nicht zu lesen könnenden Kalikoträgern zu machen, sondern zu Leuten, die sich selbst mit ihrer Hände Arbeit in der hier üblichen Weise ernähren können". Und welch' ein lebendiges Bild giebt die Schilderung von dem Beginn eines Arbeitstages, nachdem um 1/2 7 Uhr der Morgensegen gehalten ist!

„Nun geht es an die Arbeit. Hier sind 20 Grasfrauen, sie holen die Streu für den Stall, dort 30 andere, die uns Brennholz aus der Kirasi-Schlucht besorgen, dort wieder 20, die Steine zum Untergrund der neuen Schule herbeitragen. Diese Frauen verlieren sich langsam an ihre Bestimmungsorte. Die anderen Arbeitsleute warten nun, bis sich die Räume öffnen, wo ihr Handwerkszeug sich befindet. Da ist im Hof ein Raum, der das Notwendige für Garten- und Wegebau enthält. Rambasika giebt den Wegarbeitern und Gärtnern die Hacken, den am neuen Schulhaus Beschäftigten die Spaten; unsere befreiten Frauen versehen sich mit Körben, in denen sie entweder die Einstreu aus dem Stall hinüber in den Garten tragen, oder den abgehackten Rasen um die neue Schule fortschaffen, oder sie sammeln darin das ausgerupfte Unkraut in den Gärten. Im offenen Werkschuppen ist ein gemauerter Raum mit Zimmermanns-, Maurer- und Tischler-Werkzeugen. Dieser Raum steht unter Mera, unserm treuen Holzarbeiter. Den in den Wald gehenden Barambia- und Banjika-Männern (fremden Arbeitern) verabreicht er die nötige Zahl Aexte, den am Grund der Schule arbeitenden Ahenga-Männern die Maurerhämmer. Muansoka und Kirokesia erhalten die große Zimmermannssäge. Die Ziegelstreicher holen sich auch hier die Eimer zum Wasserholen. Jede Partie geht nun ab, nachdem sie von dem die Arbeit leitenden Bruder ihre Weisung erhalten hat."

Hierneben möge ein kleines Erlebnis, das die Brüder mit Recht erfreute, zeigen, wie ihre ausgestreute Saat aufgrünt.

„Eine sehr nette Frau, Mkuga, die viel bei uns arbeitet, brachte uns neulich eine schön geschmiedete Art zum Verkauf. Ich wollte sie für die Sammlung erstehen, die einmal nach Deutschland gehen soll. Da entdeckte ich auf dem Eisen den Namen „Berlin". Das Eisen war also bei uns vor Jahren gestohlen worden. Ich behielt die Art einstweilen. Als sie nach Tagen wiederkam, gab ich sie ihr wieder zurück, sagte aber, daß auf dieser Art kein Segen ruhen würde, da sie gestohlen sei. „Denkst du," sagte sie, „daß ich etwas Gestohlenes behalten werde? Nein. Du sagst, sie sei dein, behalte sie!" — „Nein," erwiderte ich, „du kannst ruhig mit ihr fortgehen; ich werde dir nicht zürnen. Sage nur dem Eigentümer der Art, was ich dir gesagt!" — „Der Eigentümer ist gestorben, er war N. (hier nannte sie den Namen ihres Bruders, der sich vor Jahr und Tag mit unserem Gewehre erschoß). Ich will die Art ganz gewiß nicht haben, behalte du sie!" — „Gut," antwortete ich, „dein Herz wird dadurch frei werden. Aber du erhältst nichts dafür!" — „Nein, behalte die Art!" — Die Frau ging vergnügt davon; ich glaube, sie hat überhaupt nur die Art gebracht, um sie los zu werden."

Wenn wir schließlich auch darauf noch hinweisen können, daß die Missionare der Brüdergemeine ebenso wie die Berliner, so viel Einfluß auf das Volk gewonnen haben, daß sie vertrauensvoll in ihren Streitigkeiten sich an sie wenden, auch in bezug auf ihr Verhältnis zur Regierung sich meist belehren und leiten lassen, so wird

dadurch nur der Eindruck verstärkt, daß auch die Brüdermission nicht nur nicht vergeblich in der Arbeit steht, sondern schon jetzt ein Angeld auf gute Früchte erhalten hat.*)

*) Im „zweiten Beiblatt zu Nr. 2 des Missionsblattes 1897" wird mitgeteilt, daß das Missions-Departement der Brüdergemeinde beschlossen hat, „die bisher von der „London Missionary Society" bediente und ungefähr in der Mitte von Deutsch-Ostafrika nahe bei der Niederlassung von Tabora gelegene Station Urambo zu übernehmen". —er.

Bücherbesprechungen.

J. L. de Lanessan, Principes de colonisation. Paris 108, Boulevard St. Germain. Felix Alcan, éditeur, 1897.

In diesem Buche bringt ein erfahrener Kolonialpolitiker sein, man darf wohl sagen, Kolonialsystem zur Darstellung. Er redet aus Erfahrung, da er General-Gouverneur von Indochina gewesen ist. Wir sind zwar der Ansicht, daß der Verfasser besser gethan hätte, wenn er die beiden ersten Kapitel seines Buches fortgelassen hätte. Denn einmal ist seine Auffassung von den Gesetzen, nach denen die Bewegungen der Völker sich vollzogen haben sollen, sehr anfechtbar, wie wir auch seiner Theorie über die Sklaverei und den Krieg — Kap. 2 — durchaus nicht beipflichten können. Zum anderen aber sind diese Ausführungen auch für das übrige Werk ganz entbehrlich. Indes hält uns dies nicht ab, unsere unverhohlene Freude zum Ausdruck zu bringen, mit der wir dies Buch gelesen haben. Es hat uns von Seite zu Seite mehr gefesselt. Den Grundsätzen, welche der Verfasser für die Behandlung der eingeborenen Bevölkerung, sowie für die gesamte Verwaltung der Kolonien aufstellt, können wir nur beipflichten. Wir möchten wohl wünschen, daß sie für unsere Kolonien zur Anwendung kämen. Wohlthuend hat es uns berührt, daß der Verfasser uns Deutschen durchaus gerecht wird und rückhaltlos anerkennt, welche Bedeutung gerade unser Volk für die künftige Weltentwickelung hat. Und aus der Seele ist es uns gesprochen, wenn er mit dürren Worten sagt, daß die europäischen Spirituosen den völligen Untergang der Naturvölker herbeiführen. Es ist selbstverständlich, daß an manchen Punkten der Darstellung der Widerspruch sich regt. So trifft es nach unserer Meinung nicht zu, daß die evangelische Mission im Unterschiede von der katholischen eine bedeutende politische Rolle spiele. Indes müssen wir dabei anerkennen, daß es dem Verfasser fern liegt, ihr den Vorwurf zu machen, als erstrebe sie es, politischen Einfluß zu gewinnen. Er meint vielmehr damit ein Lob, oder eine Anerkennung auszusprechen. Trotzdem ist seine Auffassung nicht ganz korrekt. Wir könnten auch noch an anderen Stellen Fragezeichen machen. Sie berühren aber sämtlich den Kern dieses Werkes nicht, das wir in der That als eine wertvolle Bereicherung der Kolonial-Litteratur ansehen und allen Freunden der Naturvölker warm empfehlen.

—er.

Werkstätten für Kirchliche Kunst

von

F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 800 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko

durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika" quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird."

Für das Jahr 1897 gingen ein: Geh. R. Eggert, Berlin, 1 Mark. — P. Fischer, Oberdorla, 2 Mk. — Dähn, Lübeck, 5 Mk. — Dr. Blumenau, Braunschweig, 3 Mark. — Zahn, Hof, 5 Mark. — Fräulein v. Quast, Bech, 2,50 Mk. — Fr. v. Dewitz, Berlin, 2,50 Mk. — Major v. Korf, Straßburg, 10 Mk. — Röhrig, Mirchau, 3 Mk. — st. th. Christaller, Tübingen, 4 Mk. — P. Schmidt, Crawinkel, 3 Mk. — v. Ammon, Berlin, 4 Mk. — P. Wiesner, Versmold, 3 Mark. — Excellenz v. Schleinitz, Lügde, 6 Mark. — Dr. Baltzer, Schwetz, 5 Mk. — Heß, Garding, 2 Mk. — Alert, Dalldorf, 3 Mk. — Dell, Garnsee, 3 Mk. — Ctr. Adm. Strauch, Friedenau, 3 Mk. — Ctr. Adm. Plüddemann, Berlin, 3 Mk. — P. L. Märcker, Schöneberg, 3 Mk. — Dr. Polakowsky, Berlin, 3 Mk. — Major v. Zieten, Berlin, 3 Mk. — Dr. v. Wißmann, Berlin, 3 Mk. — Dr. Voß, Berlin, 3 Mk. — Dr. Lissauer, Berlin, 3 Mk. — Dr. v. Luchan, Berlin, 3 Mk. — E. v. d. Gröben, Stettin, 3 Mk. — Mielitz, Berlin, 6 Mk. — Ref. Bruder, Meran, 5 Mk. — Fr. v. Rebeur, Merseburg, 3 Mk. — P. Lasson, Friedersdorf, 3 Mk. — Isenbürger, Anhalt, 3 Mk. — Staatsanwalt Vietsch, Hirschberg, 5 Mk. — Bartz, Neppen, 3 Mk. — Ob.-Postr. Krätke, Berlin, 3 Mk. — Schw. Gilliſſen, Segeberg, 3 Mk. — Schnelle, Goldschau, 3 Mk. — Eyraud, Neuhaldensleben, 5 Mk. — Fr. M. Eyraud, Neuhaldensleben, 3 M. — Fr. Thumm, Striegau, 3 Mk. — Ob. Först. Selwig, Wolfenbüttel, 3 Mk. — Staudinger, Berlin, 3 Mk. — Fr. Koppe, Lindow, 3 Mk. — Frl. v. Salisch, Megow, 6 Mk. — Fr. Balthasar, Schönhagen, 1,50 Mk. — San. R. Bartels, Berlin, 4,50 Mk. — Dir. Gellert, Berlin, 5 Mk. — P. Meyer, Bleſſenbach, 12 Mk. — P. Haubold, Elkerhausen, 1 Mk. — Dr. Müller, Calw, 3 Mk. — B. Neander, Gruna, 3 Mk. — Philler, Görlitz, 3 Mk. — Beschoren, Neumarkt, 10 Mk. — R. Schöller, Zürich, 10 Mk. — Frl. v. Borcke, Greifswald, 3 Mk. — Dr. Anton, Jena, 3 Mk. — v. Stael-Holstein, Landeck, 2 Mk. — P. Kallmeier, Lüneburg, 4 Mk. — Frl. T. und S. v. Könewitz, Guhrau, je 3 Mk. — Sup. Frädrich, Berlin, 2 Mk. — Gräfin v. Schweinitz, Berghof, 3 Mk. — Dr. Liebenmaier, von 16 Mitgliedern in Aalen, 33 Mk. — P. Kurtz, Essershausen, 5 Mk. — c. min. Zitzlaff, Wittenberg, von 10 Mitgl. 30 Mk. — Roge, Berlin, 4 Mk. — Dr. v. Wangenheim, Erfurt, 2 Mk. — Zohn, Erfurt, 2 Mk. — Ass. Busse, 2,50 Mk. — Kons. R. Nölting, Blankenburg, 3 Mk. — Naumann, Siptenfelde, 2 Mk. — P. Friedmann, Dittlasroda, 5 Mk. — Gräfin v. Krockow, Berlin, 2 Mk. — Kant. Müller, Dodendorf, 2 Mk. — Heienbrock, Bethel, für 5 Exemplare „Afrika", 10 Mk. — Bergdir. Ziegenspeck, Altenburg, 3 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Die Behandlung der Neger	33
Zur Deportationsfrage	38
Das Promenadenkonzert zu gunsten des Sanatoriums in Usambara	43
Afrikanische Nachrichten	44
Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien	59
Bücherbesprechungen	64

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. M. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 3.

März 1897.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika“** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes“**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von

Dr. C. Ernst, Berlin W. 8, Kronenstr. 24,

versendet ihren

ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte

(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten“) **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Die Eingeborenen in dem Jahresbericht der Regierung über die Entwickelung der einzelnen deutschen Schutzgebiete.

Von Gustav Müller.

In jedem Jahre legt die Regierung dem Reichstage einen Bericht über die Entwickelung der einzelnen Schutzgebiete vor, welcher als „Beilage zum Deutschen Kolonialblatte" jedermann zugänglich gemacht wird. Jüngst ist der Bericht für 1896 erschienen, auf den sich die in den nachfolgenden Darlegungen angeführten Seitenzahlen beziehen. Eins drängt sich bei dem Durchlesen des Berichts ohne weiteres auf: die Regierung trifft mehr und mehr ihre Maßnahmen von dem Gesichtspunkte aus, daß die Zukunft unserer Schutzgebiete ausschließlich auf den Eingeborenen beruht. Es unterliegt ja auch bei allen sachkundigen und verständigen Kolonialfreunden keinem Zweifel, daß in dem Maße die Aussichten unserer Kolonialwirtschaft sich günstig gestalten, wie diese Anschauung zum leitenden Prinzip unser gesamten Kolonialpolitik gemacht wird.

Es ist daher gewiß eine erfreuliche Beobachtung, daß der Jahresbericht dem Bewohnern unserer Schutzgebiete im allgemeinen das Zeugnis ausstellt, daß sie sich zur Arbeit heranziehen lassen.

Zwar lesen wir: „Nur die Versuche, die eingeborenen Kratschi-Leute zur Arbeit heranzuziehen, scheiterten" (S. 21). Aber einmal spricht der Berichterstatter selbst aus: „doch steht zu hoffen, daß mit Geduld auch dieses Ziel wird erreicht werden"; und zum anderen ist in betracht zu ziehen, daß die Station Kete-Kratschi erst am 31. Dezember 1894 angelegt worden ist, also ein Urteil über die Arbeitslust oder das Gegenteil davon, wie es ja im Bericht nicht geschehen ist, noch nicht ausgesprochen werden kann. Daß der bisherige negative Erfolg nicht absolut vorbedeutend für die Zukunft ist, beweist eine Erfahrung in Kamerun. Dort ist es bemerkenswert, „daß der Leiter der Farm Debundscha ständig 15—20 Leute aus dem benachbarten Dorfe Njanje beschäftigt und mit denselben günstige Erfolge hat, während sonst die Bamboko wegen ihrer Unlust zu allem, was Arbeit heißt, sehr in Verruf sind." (S. 32).

Ueber Arbeitermangel wird aus keiner Kolonie geklagt. In Kamerun „hat die Lösung der Arbeiterfrage insofern wesentliche Fortschritte gemacht, als durch praktische Versuche festgestellt ist, welche Stämme sich zu Arbeitern (scil. auf den Plantagen) eignen. Günstig ausgefallen sind die mit Bakoko gemachten Versuche und lenken deshalb auch die Plantagenleiter ihr Augenmerk mehr auf die im Süden des Schutzgebietes wohnenden Stämme, von denen namentlich die Bakoko und Mabea in betracht kommen. Die Bali (im Hinterlande der Kolonie) sind im Berichtsjahre noch nicht in größerer Zahl zur

Küste gekommen, der Häuptling Garega hat jedoch dem Dr. Esser . . . . versprochen, jährlich 100 Leute für die neue Plantage der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria zur Küste zu schicken" (S. 33).

Eine gleich günstige Erfahrnng wird aus Deutsch-Ostafrika berichtet. „Die verschiedenen größeren Unternehmungen haben gemeinsam einen Versuch unternommen, Wanjamwesi und Wasukuma in ihrer Heimat mit festem Vertrag auf mehrere Jahre zu engagieren. Es ist gelungen, zunächst 1100 Mann anzuwerben und nach der Küste zu führen. Einige Pflanzungen arbeiten nur mit einheimischen Arbeitern aus ihrer Umgegend. Bei einem Wachsen der Zahl wirtschaftlicher Unternehmungen wird „die Zahl derer, die eine ausreichende Bevölkerung in erreichbarer Nähe wohnen haben, immer seltener werden. Ein Zuzug von fremden Arbeitern wird also fortwährend nötig sein. Unjamwesi und Usukuma werden in dieser Beziehung bei richtigem Vorgehen zahlreiches und gutes Arbeitermaterial stellen können. Es ist bei dem Wandertriebe, der in den Bewohnern dieser Länder steckt und dieselben fast gewaltsam treibt, einen Teil ihres Lebens fern der Heimat zuzubringen, gar nicht ausgeschlossen, hier eine Art von regelmäßiger „Sachsengängerei" nach den Plantagendistrikten einzurichten." (Seite 70, 71). Freilich durchaus keine verlockende Aussicht, wie ich nebenbei bemerke, da hier nicht der Ort ist, darüber mich näher auszusprechen.

Auf der Plantage Lewa der deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft „befinden sich . . . an Negern 400—500, wovon ca. 150 Monatsarbeiter, der Rest freie Tagelöhner aus dem Bondei-Gebiete sind. An Arbeitern herrscht kein Mangel mehr und es werden während der Pflanzzeit bis zu 600 Menschen beschäftigt." (S. 71).

Die Regierung läßt es sich angelegen sein, in allen Kolonien eine ausgedehnte Wegebesserung durchzuführen. Dabei macht sie je länger je mehr die Erfahrung, daß die Eingeborenen zu diesen Arbeiten sich bereit finden lassen und willig sind für den Unterhalt der „Straßen" zu sorgen, damit sie durch die üppige Vegetation u.s.w. nicht „sterben".

Bekannt ist, daß der Verkehr in den Schutzgebieten durch Träger vermittelt wird. Auch in diesem Stücke ist über Arbeitermangel durchaus nicht zu klagen. So wird aus Togo berichtet: „Der Lastenverkehr zwischen Agome und der Küste hat sich . . . außerordentlich gesteigert, doch macht die Trägerfrage keine nennenswerten Schwierigkeiten. Nur während der schlimmsten Regenperiode und zur Zeit der Farmbestellung mangelt es zuweilen an Leuten; während des übrigen Teiles des Jahres übersteigt das Angebot an Trägern oft die Nachfrage." (S. 19, 20). Dem Hauptmagazin des Gouvernements in Dar-es-Salâm aber „steht zur Zeit eine Trägerkolonne *von zusammen* etwa 2000 Trägern zur Verfügung, welche sich *abwechselnd mit Lasten* unterwegs befinden. Diese Kolonne bildet einen *festen Trägerstamm*, welcher immer wieder nach zurückgelegtem Marsche

sich dem Hauptmagazin zur Verfügung stellt, dort, wenn Lasten in naher Aussicht stehen, bis zur Absendung derselben verpflegt wird, und nur im entgegengesetzten Falle sich nach Lasten privater Personen (europäischer und farbiger Kaufleute) umsieht, oder auch monatelang in Dar-es-Salâm in Tagelohn arbeitet und so hier . . . . . ein schleuniges Entlöschen der Dar-es-Salâm anlaufenden Schiffe ermöglicht. Die Möglichkeit schnellen Löschens ist in letzter Zeit demgemäß häufig Gegenstand des Lobes der Kaufleute gewesen, während früher, um das Löschen überhaupt zu ermöglichen, Leute von Sansibar herübertransportiert werden mußten." (S. 85, 86).

Angesichts aller dieser Thatsachen muß das Gerede, als sei der Neger faul, verstummen. Nach afrikanischen Begriffen und Verhältnissen ist er es, das glaube ich bestimmt, nie gewesen. Und hier sehen wir, wie er sich von den Europäern in Dienst nehmen läßt — so ist er es thatsächlich auch nach unseren Begriffen nicht.

Mit dieser Beobachtung aber verbindet sich eine weitere, nicht minder wertvolle: Die Eingeborenen in unseren Kolonien haben die Anlage in sich, geschickte, ja in gewissem Sinne intelligente Arbeiter zu werden, wenn sie mit Geduld und Ausdauer angeleitet werden. Sie können offenbar von uns dahin erzogen werden, daß sie die Schätze, welche der Grund und Boden unserer Schutzgebiete in seinem Schoße birgt, zu Tage fördern.

Ich mache da zunächst auf die Webereien in Togo aufmerksam, welche gewiß auf Intelligenz schließen lassen. „Ein wichtiges Handelsprodukt bilden die von Eingeborenen hergestellten Tücher. In Mossi (wahrscheinlich auch in Dori) und Jugu bestehen richtige Industrien im Weben von Tüchern. Diese Tücher besitzen eine außerordentliche Dauerhaftigkeit und werden deshalb von den Eingeborenen europäischen Zeugen vielfach vorzogen." (S. 23). In innerem Zusammenhang damit steht die Bemerkung, welche kurz darauf sich findet: „der Bedarf an europäischen Produkten, Zeugen, Perlen, Messing, Garnen, Spiegeln, Knöpfen, Nadeln, Faden, Messern, Parfümerien (!), auch an Gewehren und Pulver (!!) u. a. m. ist sehr groß. Beachtungswert ist, daß viel Wert auf gute Waare gelegt wird." (S. 24).

Es wird zwar aus Deutsch-Ostafrika berichtet, daß ohne Chinesen eine Tabakskultur, „wenigstens bei ihrer Entstehung unmöglich ist". Indes „die einfacheren Arbeiten werden zumeist von Schwarzen . . . verrichtet". Und sollten sie nicht im Laufe der Zeit auch die schwierigen zu leisten vermögen? Die Erfahrungen aus Togo geben Grund zu solcher Hoffnung. Denn da lesen wir in dem Berichte über die Station Misahöhe: „Mit größter Freude ist es zu begrüßen, daß die große Kaffeeplantage von Kuma-Topli, etwa eine Stunde von der Station entfernt in den Bergen gelegen, im vergangenen Jahre ihre erste Ernte in Palime und Lome verkauft hat. Der Kaffee war gut und sorgfältig gelesen und steht nach dem Urteil von Sachverständigen dem besseren Liberia-Kaffee nicht nach." (S. 20). Hier haben doch Eingeborene durchaus alle Arbeit gethan.

Doch möchte ich besonders auf die erfolgreiche Thätigkeit aufmerksam machen, die der Wanderlehrer Wöckel unter den Eingeborenen Togos entfaltet hat. Er hat an die Häuptlinge der größeren von ihm besuchten Orte Saat des Kautschukbaumes Manihot Glaziovii abgegeben „und sie gleich in seinem Beisein legen lassen"; er hat die Eingeborenen in den Landschaften, in welchen ein anderer Kautschuk liefernder Baum „Kicksia africana" vorkommt, hierauf hingewiesen und über die Gewinnung des Kautschuk belehrt; er hat nach seinen voraufgegangenen Darlegungen von den Tappa-Leuten die Versicherung erhalten, ihre Bestände des Kolanußbaumes durch Neuanpflanzungen zu vermehren — setzt eine solche, erfolgreiche Thätigkeit des genannten Herrn nicht in der That ein gutes Maß von Intelligenz bei diesen Naturvölkern voraus. Das wäre natürlich verfrüht, zu erwarten, daß die Eingeborenen nun sogleich selbständig alle die empfangenen Lehren verwerten. Dazu müssen sie angeleitet werden, wie das in dankenswerter Weise von der Station Misahöhe aus geschieht. (S. 21.) Aber jener Erfolg verheißt etwas für die Zukunft.

Auch selbständig beschreiten Eingeborene neue, bisher nicht betretene Bahnen, und beweisen dadurch ihre Intelligenz, wie das bei einem Häuptling Aite Ajavon zu Klein-Popo zu sehen ist. Dieser hat den Versuch gemacht, „Blätter der Fächer-Palme auszuführen, die in getrocknetem und gebleichtem Zustande zur Strohhutfabrikation Verwendung finden. Die Ausfuhr dieses neuen Artikels war nicht unbedeutend und betrug 550 Lasten von zusammen 13 675 Kilogramm." (S. 5.)

Hierher gehört weiter, daß in der Maschinenhalle zu Kamerun, in welcher „auch größere Reparaturen an Schiffskesseln ausgeführt werden können", „eine Reihe Dualla . . . . mit gutem Erfolge ausgebildet werden" (S. 43), und daß die Post bereits eine Reihe von Eingeborenen in ihren Dienst gestellt hat. In Kamerun sind dem Postsekretär, dem Leiter der Haupt-Postagentur „zwei farbige Telegraphisten und zwei farbige Posthilfsbeamte beigegeben". (S. 43.) Und in Deutsch-Ostafrika finden sogar „zwei farbige Hilfsbeamte und 32 farbige Unterbeamte Beschäftigung. (S. 109.)

Zu alle diesem kommt aber schließlich noch als besonders wichtig der Umstand hinzu, daß auch ein Bedürfnis nach geistiger Hebung und Förderung, ich will nicht sagen, vorhanden ist, aber doch geweckt und hervorgerufen werden kann. Das beweisen die Berichte über die Regierungsschulen. Gewiß giebt es unter den Schülern stets einige, die des Lernens sehr bald müde werden, das können wir ja selbst im zivilisierten Deutschland reichlich beobachten. Aber daß die Eltern im großen und ganzen ihre Kinder zum regelmäßigen Besuch anhalten, zeigt, daß sie den Wunsch haben, daß ihre Kinder *ein größeres Maß* von Kenntnissen ꝛc. sich aneignen. Daß dies wirk*lich der Grund dafür* ist und nicht andere Motive dazu treiben, beweist *die wiederholte* Eingabe um Errichtung weiterer Regierungsschulen in

Kamerun. (S. 34.) Und diese Arbeit ist nicht vergeblich. Denn „um den ausgetretenen Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Kenntnis in der deutschen Sprache zu fördern, bezw. um zu verhindern, daß sie das Gelernte wieder vergessen, ist eine Fortbildungsschule eingerichtet, welche zweimal in der Woche abends abgehalten und von sechs ehemaligen Schülern besucht wird, die sämtlich im Regierungs- bezw. Postdienste stehen". (S. 34.)

Nach diesen Darlegungen darf wohl gesagt werden, daß in diesem Jahresbericht **ein amtliches Zeugnis für die „Kulturfähigkeit" der Völker unserer Schutzgebiete** vorliegt. Denn die beiden Bedingungen dazu sind bei ihnen vorhanden: sie sind nicht unverbesserlich faul, sondern es ist sehr wohl möglich, sie zur Arbeit heranzuziehen; und sie haben auch die nötige Intelligenz, die dazu gehört, im Laufe der Zeit selbständige Kulturarbeit zu leisten. So ist es also kein rein doktrinärer philantropischer Lehrsatz, sondern der Thatbestand redet für diese Wahrheit: der eigentliche Wert unserer Kolonie liegt in ihrer Bevölkerung. Deshalb sei noch zum Schluß hingewiesen auf die Stellung, welche die Regierung zu den Eingeborenen eingenommen hat. Indes bemerke ich ausdrücklich, daß ich hier aus bestimmten Gründen von einigen Punkten, namentlich von der Rechtspflege und der Sklavenfrage, absehe. Denn es kommt mir vor allen Dingen darauf an, zu zeigen, daß das offenbare Prinzip unserer Kolonialregierung eine wohlwollende Behandlung der Eingeborenen ist.

Das tritt uns gleich am Anfang des Berichtes auf Seite 8 entgegen: „Der im April d. J. als Ersatz für den versetzten Beamten im Schutzgebiete eingetretene Wegebaumeister konnte erst im August d. J. auf seinen schwierigen Posten entsandt werden, während er bis dahin in Sebbe, Klein-Popo und Lome thätig war, um sich mit der Behandlung der farbigen Arbeiter und der Verständigung mit denselben hinreichend vertraut zu machen". (S. 8.) Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die ca. vier Monate, welche zu diesem Zwecke angewandt sind, nicht besser angewandt werden konnten. Beide Teile, der Wegebaumeister selbst und seine späteren Arbeiter, haben sicherlich den größten Nutzen davon gehabt und der Arbeit ist es natürlich auch zu gute gekommen.

An einer anderen Stelle, wo von dem bereits erwähnten, bisher erfolglosen Bemühen die Rede ist, die Kratschi-Leute zur Arbeit heranzuziehen, lesen wir: „Grundbedingung ist, daß man sich das Vertrauen dieses dem Fetisch-Dienst ergebenen Volkes erwirbt." (S. 21.) Und es wäre leicht möglich, noch andere ähnliche Notizen beizubringen. Das nur möchte ich noch hervorheben, daß die Fürsorge der Regierung sich auch auf das leibliche Wohl der Eingeborenen erstreckt. So wurde in Kamerun „der Bau eines neuen Hospitals für Schwarze nach dem vom Regierungsarzt vorgelegten Plane beschlossen, das in Angriff genommen werden soll, sobald das Hospital für Europäer vollendet ist." (S. 30.) In Dar-es-Salâm „kann die Eröffnung des Eingeborenen-Hospitales in einigen Monaten stattfinden." (S. 67.)

Freilich werden die Neger nach bisherigen Erfahrungen, die auf diesem Gebiete vorliegen, nur im höchsten Notfalle die Aufnahme in diesen Häusern nachsuchen. Aber es muß doch anerkannt werden, daß die Regierung für solche äußerste Notfälle Fürsorge getroffen hat, oder zu treffen im Begriff steht. Besonders aber weise ich auf die Versorgung der Hungernden in Ostafrika hin, welche auch in dem vorigen Jahre noch nötig war. „Um die nach den Küstenstädten in kleiner Zahl von Hunger getriebenen — vielfach hatte man aus Angst vor den Heuschrecken eine genügende Bodenbestellung unterlassen — zusammenströmenden Leute zu unterhalten, boten die Reste des zweiten vom Reichstag bewilligten Fonds von 50 000 Mk. genügende Mittel. Die Leute wurden zu Straßenbauten und Arbeiten in fiskalischen und kommunalen Schamben gegen den ortsüblichen Lohn aus diesem Fonds als Tagelöhner verwendet." „Um zur Kultur von Erdnüssen anzuregen, wurde in notleidenden Gegenden unentgeldlich Saat verteilt." (S. 68.)

Diese wohlwollende Haltung der Regierung hat natürlich ihre Frucht getragen. „Das Verhältnis zwischen Regierung und Eingeborenen läßt . . . nach wie vor in keiner Beziehung zu wünschen übrig", heißt es von Togo. (S. 18.) Ueberall macht sich ein Gefühl der Sicherheit geltend und faßt die Bevölkerung je mehr und mehr ein Vertrauen zu der Macht, welche mit starkem Arme für friedliche Zustände sorgt. Und hierin liegt die erste große Wohlthat, die unsere Schutzherrschaft den Völkern unserer Kolonien gebracht hat. Daß diese aber auch selbst die Herstellung friedlicher Zustände als wirkliche Wohlthat empfinden, zeigt die Erfahrung in Südwestafrika, wo sie Schulter an Schulter mit unserer Schutztruppe die Friedensstörer niedergeworfen haben.

Im Frieden gedeihen Handel und Wandel und können die Kolonien nach allen Seiten hin sich entwickeln. Leider wird in dem Bericht auf die eine große Gefahr, welche den beiden Schutzgebieten Togo und Kamerun droht, nicht Rücksicht genommen. Nur eine Bemerkung findet sich in dem Bericht über Kamerun: „Ferner ist die Einfuhr von Spirituosen bedeutend zurückgegangen. Dafür werden jetzt in größeren Quantitäten Gingerweine eingeführt, deren Alkoholgehalt zuerst in Deutschland festgestellt werden mußte." (S. 38.) Ich habe bereits in No. 1 ds. Js. auf Seite 29/30 den Nachweis geführt, wie es mit dem Rückgang der Spirituoseneinfuhr bestellt ist. Mit Berufung darauf kann ich sagen, daß das Wort „bedeutend" auf einem Irrtum beruht; denn es ist in Wirklichkeit mit dem Branntweinhandel nicht besser, sondern schlechter geworden, d. h. er hat nicht an Bedeutung verloren, sondern gewonnen. Immerhin möchte ich aus dem Umstande, daß der Bericht eigentlich den Branntweinhandel mit Stillschweigen übergeht, den Schluß ziehen, daß die Regierung selbst es bedauert, daß er diese beiden Kolonien so verwüstet, wie er es thut, und den gesamten Handel immer mehr unterdrückt. Daraus folgere ich dann weiter, daß sie gern bereit sein

wird, diesen Uebelstand zu beseitigen. Je eher sie entscheidende Schritte dazu thut, um so eher wird der Wunsch, den mit ihr alle Freunde unserer Kolonien teilen, in Erfüllung gehen, daß die Aussichten aller Schutzgebiete dank der weisen Politik unserer Kolonial-Regierung viel versprechend genannt werden können. Jetzt kann trotz allem, was wir in dem Bericht darüber lesen, von Togo und Kamerun das noch nicht gesagt werden.

Vereinsnachrichten.

1. **Schwester Lina Dieckmann †.** Unsere Sklavenfreistätte auf dem Lutindi-Berge ist schwer heimgesucht worden. Die Diakonisse Lina Dieckmann, welche zur Hausmutter derselben berufen war und die Erziehung der uns überwiesenen Mädchen übernehmen sollte, kam fieberkrank auf dem Platze an, der ihr neues Arbeitsfeld zu werden bestimmt war und ist alsbald der tückischen Krankheit erlegen. Nähere Nachrichten stehen einstweilen noch aus.

2. **Reise des Diakon Bokermann.** Am 11. November vor. Jahres hat sich Diakon Bokermann vom Lutindi aufgemacht, um die ersten Pfleglinge unserer Sklavenfreistätte aus Kisserawe in Usaramo, der Station der „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika", abzuholen. Seine Reise bis Tanga war überaus gefährlich. Er selbst hat sie wie folgt beschrieben:

Am 10. November sahen wir auf Lutindi seit fast 14 Tagen zum ersten Male wieder die liebe Sonne durchleuchten. Dies gab mir Mut, die Reise an die Küste nach Kisserawe anzutreten, um Schwester Lina und die kleine Kinderschaar nach Lutindi zu begleiten. An dem Tage zogen ab und zu noch kleine dunkle Schauer über die Berge hinweg, aber der Regen kam nur noch spärlich hernieder. Wir rüsteten uns daher zur Reise. Gepackt wurden 4 Lasten, 2 für Zelt und Feldbettstelle, 1 Blechkoffer mit Kleidungsstücken und dergleichen und 1 Blechkoffer mit Lebensmitteln. Am Morgen des 11. stellten sich genügend Träger ein, von denen ich 6 anwarb, 4 für die Reiselasten und 2 ohne Lasten, die aber auf dem Rückwege ihre Lasten in Tanga erhalten sollten. Nachdem wir mit den Trägern wegen ihres Lohnes eins geworden und unsere Morgenandacht, in der wir uns dem Schutze Gottts befahlen, gehalten hatten, brachen wir von Lutindi auf. Da ich mit einem Träger etwas zurückgeblieben war, und wir an eine Stelle kamen, wo sich der Fußpfad in mehrere Arme teilte, so geriet ich etwas in Verlegenheit, denn ich wußte nicht, welchen Pfad die andern Träger eingeschlagen hatten. Aber da kam mir gleich mein Gefährte zu Hilfe, indem er sagte: „Warte, ich will dir den rechten Weg zeigen." Dabei untersuchte er jeden Eingang der Wege. Plötzlich hob er ein kleines Sträußchen hoch und sagte: „Siehe dies ist unser Zeichen, welches unsere Vorgänger hingelegt haben in den Pfad, den wir gehen sollen." Wir gingen nun auf dem angezeigten Pfad munter weiter und nach kurzer Zeit trafen wir die anderen Gefährten wieder. — Es ging nun einige Stunden stets bergab nach der Pangani-Ebene zu. Nach 3 Stunden erreichten wir Kwasigi, welches ganz von dem Pangani umspült wird.

Freilich werden die Neger nach bisherigen Erfahrungen, die auf diesem Gebiete vorliegen, nur im höchsten Notfalle die Aufnahme in diesen Häusern nachsuchen. Aber es muß doch anerkannt werden, daß die Regierung für solche äußerste Notfälle Fürsorge getroffen hat, oder zu treffen im Begriff steht. Besonders aber weise ich auf die Versorgung der Hungernden in Ostafrika hin, welche auch in dem vorigen Jahre noch nötig war. „Um die nach den Küstenstädten in kleiner Zahl von Hunger getriebenen — vielfach hatte man aus Angst vor den Heuschrecken eine genügende Bodenbestellung unterlassen — zusammenströmenden Leute zu unterhalten, boten die Reste des zweiten vom Reichstag bewilligten Fonds von 50 000 Mk. genügende Mittel. Die Leute wurden zu Straßenbauten und Arbeiten in fiskalischen und kommunalen Schamben gegen den ortsüblichen Lohn aus diesem Fonds als Tagelöhner verwendet.“ „Um zur Kultur von Erdnüssen anzuregen, wurde in notleidenden Gegenden unentgeldlich Saat verteilt.“ (S. 68.)

Diese wohlwollende Haltung der Regierung hat natürlich ihre Frucht getragen. „Das Verhältnis zwischen Regierung und Eingeborenen läßt . . . nach wie vor in keiner Beziehung zu wünschen übrig“, heißt es von Togo. (S. 18.) Ueberall macht sich ein Gefühl der Sicherheit geltend und faßt die Bevölkerung je mehr und mehr ein Vertrauen zu der Macht, welche mit starkem Arme für friedliche Zustände sorgt. Und hierin liegt die erste große Wohlthat, die unsere Schutzherrschaft den Völkern unserer Kolonien gebracht hat. Daß diese aber auch selbst die Herstellung friedlicher Zustände als wirkliche Wohlthat empfinden, zeigt die Erfahrung in Südwestafrika, wo sie Schulter an Schulter mit unserer Schutztruppe die Friedensstörer niedergeworfen haben.

Im Frieden gedeihen Handel und Wandel und können die Kolonien nach allen Seiten hin sich entwickeln. Leider wird in dem Bericht auf die eine große Gefahr, welche den beiden Schutzgebieten Togo und Kamerun droht, nicht Rücksicht genommen. Nur eine Bemerkung findet sich in dem Bericht über Kamerun: „Ferner ist die Einfuhr von Spirituosen bedeutend zurückgegangen. Dafür werden jetzt in größeren Quantitäten Gingerweine eingeführt, deren Alkoholgehalt zuerst in Deutschland festgestellt werden mußte.“ (S. 38.) Ich habe bereits in No. 1 ds. Js. auf Seite 29/30 den Nachweis geführt, wie es mit dem Rückgang der Spirituoseneinfuhr bestellt ist. Mit Berufung darauf kann ich sagen, daß das Wort „bedeutend“ auf einem Irrtum beruht; denn es ist in Wirklichkeit mit dem Branntweinhandel nicht besser, sondern schlechter geworden, d. h. er hat nicht an Bedeutung verloren, sondern gewonnen. Immerhin möchte ich aus dem Umstande, daß der Bericht eigentlich den Branntweinhandel mit Stillschweigen übergeht, den Schluß ziehen, daß die *Regierung selbst* es bedauert, daß er diese beiden Kolonien so *verwüstet, wie er es thut*, und den gesamten Handel immer mehr *unterdrückt. Daraus* folgere ich dann weiter, daß sie gern bereit sein

wird, diesen Uebelstand zu beseitigen. Je eher sie entscheidende Schritte dazu thut, um so eher wird der Wunsch, den mit ihr alle Freunde unserer Kolonien teilen, in Erfüllung gehen, daß die Aussichten aller Schutzgebiete dank der weisen Politik unserer Kolonial-Regierung viel versprechend genannt werden können. Jetzt kann trotz allem, was wir in dem Bericht darüber lesen, von Togo und Kamerun das noch nicht gesagt werden.

Vereinsnachrichten.

1. **Schwester Lina Dieckmann †.** Unsere Sklavenfreistätte auf dem Lutindi-Berge ist schwer heimgesucht worden. Die Diakonisse Lina Dieckmann, welche zur Hausmutter derselben berufen war und die Erziehung der uns überwiesenen Mädchen übernehmen sollte, kam fieberkrank auf dem Platze an, der ihr neues Arbeitsfeld zu werden bestimmt war und ist alsbald der tückischen Krankheit erlegen. Nähere Nachrichten stehen einstweilen noch aus.

2. **Reise des Diakon Bokermann.** Am 11. November vor. Jahres hat sich Diakon Bokermann vom Lutindi aufgemacht, um die ersten Pfleglinge unserer Sklavenfreistätte aus Kisserawe in Usaramo, der Station der „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika", abzuholen. Seine Reise bis Tanga war überaus gefährlich. Er selbst hat sie wie folgt beschrieben:

Am 10. November sahen wir auf Lutindi seit fast 14 Tagen zum ersten Male wieder die liebe Sonne durchleuchten. Dies gab mir Mut, die Reise an die Küste nach Kisserawe anzutreten, um Schwester Lina und die kleine Kinderschaar nach Lutindi zu begleiten. An dem Tage zogen ab und zu noch kleine dunkle Schauer über die Berge hinweg, aber der Regen kam nur noch spärlich hernieder. Wir rüsteten uns daher zur Reise. Gepackt wurden 4 Lasten, 2 für Zelt und Feldbettstelle, 1 Blechkoffer mit Kleidungsstücken und dergleichen und 1 Blechkoffer mit Lebensmitteln. Am Morgen des 11. stellten sich genügend Träger ein, von denen ich 6 anwarb, 4 für die Reiselasten und 2 ohne Lasten, die aber auf dem Rückwege ihre Lasten in Tanga erhalten sollten. Nachdem wir mit den Trägern wegen ihres Lohnes eins geworden und unsere Morgenandacht, in der wir uns dem Schutze Gottts befahlen, gehalten hatten, brachen wir von Lutindi auf. Da ich mit einem Träger etwas zurückgeblieben war, und wir an eine Stelle kamen, wo sich der Fußpfad in mehrere Arme teilte, so geriet ich etwas in Verlegenheit, denn ich wußte nicht, welchen Pfad die andern Träger eingeschlagen hatten. Aber da kam mir gleich mein Gefährte zu Hilfe, indem er sagte: „Warte, ich will dir den rechten Weg zeigen." Dabei untersuchte er jeden Eingang der Wege. Plötzlich hob er ein kleines Sträußchen hoch und sagte: „Siehe dies ist unser Zeichen, welches unsere Vorgänger hingelegt haben in den Pfad, den wir gehen sollen." Wir gingen nun auf dem angezeigten Pfad munter weiter und nach kurzer Zeit trafen wir die anderen Gefährten wieder. — Es ging nun einige Stunden stets bergab nach der Pangani-Ebene zu. Nach 3 Stunden erreichten wir Kwasigi, welches ganz von dem Pangani umspült wird.

In dem stark strömenden Fluß schwammen einige Jungen, die sich von den Wellen tragen und an das jenseitige Ufer spülen ließen. Ich frug meine Träger, ob sie auch so schwimmen könnten; da meinten sie: „Wir würden das auch können, wenn wir die daua (Medizin) der Knaben hätten," und einer antwortete: „i mi nadaha" (ich kann es). Nach einer einstündigen Ruhepause gingen wir weiter. In den Thalschluchten der Mashendeiberge glänzten mehrere starke Wasserfälle, deren donnerndes Getöse bis in die Ebene drang. An dem Sambigazi-Fluß angelangt, staunten wir über die furchtbare Kraft des Wassers, welches die starke mächtige Holzbrücke zertrümmert und fortgeschwemmt hatte. Wir hätten den Fluß wohl kaum passieren können, aber einige Eingeborene hatten schon vor uns eine eigenartige Brücke aus Stangen und Lianen hergestellt, mit deren Hilfe wir trockenen Fußes das jenseitige Ufer erreichten. Gleich nach diesem Uebergange kamen wir an den Mbesa-Fluß. Trotzdem das Wasser $1\frac{1}{2}$ Meter über die Brücke hinweggestürzt war, hatte sie doch standgehalten. Dann ging unser Weg durch eine lange Grassteppe. Um 3 Uhr trafen wir in Korogwe ein. Das Dorf, mit etwa 600 Hütten, liegt auf einer Insel, die nach allen Seiten von den Wassern des Pangani umspült wird. Zu dem Dorfe führt eine 50 Meter lange Brücke. Diese besteht aus einem 1 Fuß breiten Baumstamm, der auf zwei mächtigen Holzgabeln ruht und von langen Seilen, welche aus starken Lianen geflochten sind, gehalten wird. Nachdem wir unser Zelt aufgeschlagen und etwas gegessen hatten, bot sich unseren Augen ein interessantes Schauspiel. Es kamen nämlich sämtliche Kühe, Schafe und Ziegen von der Weide; die ersteren, gegen 300 Stück, warfen sich kühn in die Fluten des Pangani, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Viele wurden weite Strecken fortgetrieben, aber es gelang allen, den festen Boden wieder zu gewinnen. Die Schafe und Ziegen, an 600 Stück, gingen in langem Gänsemarsch über den Brückensteg. Am Eingang des Dorfes standen die Eigentümer bereit und nahmen sie in Empfang. Bis auf zwei Ziegen erreichten alle das Ende des Steges. Die beiden bekamen mit einander Streit, fingen an sich gegenseitig anzurempeln, bis beide in die reißende Flut stürzten. Das eine Tier wurde gerettet, während das andere schnell abwärts trieb, und jedenfalls ein Raub der Krokodile wurde. — Hier besuchte mich der Missionar der englischen Missionsstation und lud mich freundlichst ein, bei ihm zu essen und zu wohnen, was ich dankbar annahm. Diese Station liegt am Abhange eines Berges in der Nähe von Korogwe. Die Missionare haben dort unter den Wasegua mit großem Segen gearbeitet und in fünfjähriger Arbeit eine Gemeinde von 40 Seelen aus den Heiden sammeln dürfen. Da der englische Missionar kein Deutsch und ich kein Englisch sprach, mußten wir uns zur Unterhaltung des Kisuaheli, Kiseguha und Kishambala bedienen. Abends war in Korogwe ein großes Ngoma (Tanzfest). — Da wir am anderen Morgen früh aufbrechen wollten, schlief ich in meinem Zelt. Gegen Mitternacht verstummten auch die Ngoma-Trommeln und das Geheul der vom Tanze ermüdeten Wasegua.

Am Morgen des 12. machten wir uns mit Tagesanbruch reisefertig. Zu uns gesellten sich noch einige 20 Träger von Kilimandscharo. Wir alle zusammen zogen fröhlich singend unsere Straße weiter. Der Gesang wurde aber plötzlich unterbrochen. Es kam uns nämlich ein Askari der Schutztruppe mit zwei in Ketten geschlossenen Massai-Verbrechern entgegen, der uns die Mitteilung machte, daß der Luengera-Fluß weit und breit alles überschwemmt habe und nicht zu passieren sei. Diese Nachricht machte uns alle etwas mutlos. Ich ließ nun die übrigen an der Stelle warten und ging mit einigen Männern in das überschwemmte Gebiet des Luengera. Wir fanden die ganze Ebene bis zu $\frac{1}{2}$ km von dem eigentlichen Luengera unter Wasser stehend. Hin und wieder ragten noch einige Sträucher, Schilf und dergleichen hervor. An ein Durchwaten war nicht zu denken. Da wir aber bemerkten, daß das Wasser in schnellem Abnehmen begriffen war, so gab uns das Mut, noch einen Tag zu warten. Wir kehrten zu den anderen Trägern zurück und schlugen in der Nähe des Dorfes Kwagumi unser Zelt auf. Mit dem Dorf selbst hatten wir keine Verbindung, weil die Brücke schon vor einigen Tagen fortgeschwemmt war. Der Häuptling des Dorfes, eine kräftige Hünengestalt, wollte es sich aber nicht nehmen lassen, einen Europäer,

der in der Nähe seines Dorfes sein Zelt aufgeschlagen hatte, zu begrüßen. Er stürzte sich deshalb tapfer in die Fluten und arbeitete sich durch die starke Strömung hindurch, bis an das diesseitige Ufer, wo er mich mit freundlichem „Mos. — mwenje Bwana“ begrüßte. Am anderen Morgen hofften wir hinüberzukommen, aber es war doch mit großer Lebensgefahr verbunden, weil die meisten Träger nicht schwimmen konnten. Da dieselben nicht im Dorf übernachten konnten, so schliefen wir alle in meinem Zelt. Es war ein fröhlicher Abend, es wurde geraucht, und alle Lieder, die die Träger kannten, wurden gesungen, indem ich mit dem Horn begleitete. Nachdem ich ihnen noch eine biblische Geschichte erzählt und mit ihnen gebetet hatte, schliefen wir ein.

Am anderen Morgen den 14. brach der Tag an mit starkem Regen aus Osten. Wir schnürten darum schnell unsere Lasten, denn ein Zögern konnte uns den Uebergang vielleicht unmöglich machen, weil nach dem Regen das Wasser wieder anfing zu steigen. An dem Wasser angekommen warteten wir, bis alle Träger, wohl an 40 Mann, angelangt waren. Ein Kilimandscharo-Träger hatte den Mut, eine nicht allzu tiefe Durchgangsstelle zu suchen. Er war vielleicht 10 m im Wasser, als er einen jähen Schrei ausstieß. In nächster Nähe tauchte plötzlich der Kopf eines Krokodils aus dem Wasser, was bei uns allen, die wir standen und zusahen, einen starken Schrecken hervorrief. Der Mann kam jedoch unversehrt wieder zurück. Jetzt schienen aber die meisten den Mut verloren zu haben; alle jammerten, daß sie keine daua (Medizin) gegen die Krokodile hätten. Schließlich baten sie, ich möchte doch einen (mganga) Zauberer aus dem nächsten Dorf holen lassen, damit derselbe seine Kraft in das Wasser thäte, dann wären wir vor den Krokodilen geschützt. Ich erwiderte ihnen, daß ich für mich keine daua wünsche, auch nicht brauche; wenn sie sich aber daua besorgen wollten, so würde ich es ihnen, weil sie Heiden seien, nicht verwehren. Ich sagte ihnen dann weiter, daß ich es wagte, unter dem Schutze meines Gottes durch das Wasser zu gehen, und fragte sie, ob wir nicht zu ihm beten sollten, daß Er uns alle an diesem Tage bewahren möchte vor Unfall und Schaden. Sie stimmten alle freudig ein und sagten: „wir wollen beten.“ Einer aus Wuga, der schon viel vom Worte Gottes gehört hatte, setzte hinzu: „Ja, ich weiß es, daß uns Mulungu (Gott) auch helfen kann.“ Wir stimmten dann das Lied an: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ Darnach beteten wir, daß uns Gott an diesem Tage besonders beistehen, uns Kraft in dem Wasser schenken und uns vor den Krokodilen bewahren möge. Dann nahm ein jeder seine Last auf, und nachdem eine seichte Stelle gefunden war, stellte ich sie paarweise dicht zusammen. So zogen wir durch die erste Strömung hindurch. Wir hatten eine ziemlich gute Stelle gefunden, denn das Wasser ging uns nur bis an die Brust und den Kleinen bis an den Hals. Wir wateten dann in ungefähr 1 Meter tiefem Wasser im Schilf und Gestrüpp weiter, bis wir an eine stärkere Strömung kamen, zwar nicht so breit, aber bedeutend tiefer. Ich ging mit einem Mwanga-Mwesi-Träger voran in die Strömung hinein. In der Mitte derselben schwand uns aber der Boden unter den Füßen, und die Strömung war so stark, daß wir uns nicht mehr halten konnten, sondern schwimmend das jenseitige Ufer erreichten. Wie die Träger sahen, daß wir schwimmen mußten, wurden sie, wie sie sagten, nizabulwa ni oga (ich bin von Furcht überkommen). Wir schwammen dann wieder zurück, sprachen ihnen etwas Mut zu und stellten sie dicht in einen Haufen zusammen, wobei sie sich gegenseitig die Hand erfaßten. Dann ging es tapfer ins Wasser, einige schwammen, die andern wurden mit hinübergerissen, und wir erreichten alle glücklich das jenseitige Ufer. Nur einer, der vor einigen Tagen behauptet hatte, er könne schwimmen, war von der Flut weggetrieben und schrie fortwährend: Bwana unisyidia (Herr du mögest mir helfen). Ich konnte ihm noch nachschwimmen und ihm helfen, daß er wieder auf festen Boden kam. Einige Lasten schwammen nun noch im Wasser, aber auch diese trieben an das Ufer. So waren wir alle unversehrt durch diese nicht ungefährliche Strömung gekommen. Wir mußten nun im Wasser weiter waten und nach 20 Minuten erreichten wir den eigentlichen Luengera-Fluß. Dieser war ziemlich leicht zu passieren, weil die Brücke noch vorhanden war. Aber auch über diese ging das Wasser noch $^1/_2$ Meter hinweg.

Dann marschierten wir noch 2 Stunden im Wasser; stellenweise reichte es uns bis über die Kniee, aber auch sehr oft bis an den Hals.

Da mir der Missionar einen besseren und näheren Weg empfohlen hatte, so schlugen wir den ein und ließen die Karawanenstraße über Luasi rechts liegen. Aber wir mußten bald erkennen, daß wir uns gründlich versehen hatten, denn der Weg führte fünfmal über den Mkulumusi-Fluß. Das erste Mal konnten wir ihn noch mit geringer Mühe durchwaten; die anderen drei Uebergänge konnten wir nur dadurch ermöglichen, daß wir aus langen Seilen eine Art Leiter verfertigten. Es schwamm dann einer hinüber und band die Lianen an irgend einen Baum fest. Es wurden dann zuerst die Lasten hinübergezogen, dann kletterte einer nach dem andern an dem Seil hinüber. Da hierbei der halbe Körper im Wasser hing und man nur mit den Händen sich an dem Seil fortbewegen konnte, so mußte man alle Kraft anwenden, um nicht von den starken Fluten mitgerissen zu werden.

Auf diese Weise kamen wir überall glücklich hinüber. Nur vor dem letzten Uebergang fanden wir keinen Ausweg. Wir suchten wohl über eine Stunde eine Uebergangsstelle, aber vergebens, überall war der Fluß weit über seine Ufer getreten, und das Wasser stürzte mit solcher Gewalt vorwärts, daß an ein Durchschwimmen nicht zu denken war. Da aber die Sonne schon am Untergehen war, und wir den ganzen Tag nur im Wasser marschiert hatten, so sehnten wir uns nach Ruhe und einem schönen Feuer, wo wir unsere Kleider etwas trocknen konnten. Ein Dorf war aber weit und breit nicht zu entdecken. So beschlossen wir denn in der Nähe des Flußes unser Zelt aufzuschlagen, um da zu übernachten. Da kam ein Träger mit der freudigen Botschaft, daß er einen Pfad gefunden habe, der unbedingt zu einem Dorfe führe. Wir machten uns nun alle auf den Weg und kamen auch wirklich nach einer halben Stunde in ein kleines Dorf von 5 Hütten. Diese Leutchen machten aber ein ganz erstauntes Gesicht, daß am späten Abend noch ein Europäer in ihr einsam im Wald versteckes Dorf einzog. Sie nahmen uns aber sehr freundlich auf. Der Aelteste des Dorfes brachte mir, gleich nachdem wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, ein Huhn, gekochte Bananen und Maisbrei als Gastgeschenk. Sehr erstaunt waren sie darüber, als sie sahen, daß wir aus zwei Lasten ein so großes Haus (Zelt) und eine Bettstelle machen konnten. Sie fürchteten sich aber hinein zu gehen.

Wir hatten an dem Abend viel Grund zu Lob und Dank, denn wir waren den Tag besonders von der schützenden Hand Gottes geleitet worden. Am andern Morgen gab uns der Dorf-Aelteste einen Mann mit, der uns eine bequeme Uebergangsstelle zeigte. Es war ein dicker Baumstamm, der quer über dem Fluß lag, über den das Wasser nur 1 m hoch hinweg ging.

Dann bekamen wir einen besseren Weg, wir trafen in dem ganzen Handelsgebiet nur noch einige kleinere Flüsse mit höchstens $1\frac{1}{2}$ m tiefem Wasser. Um 2 Uhr trafen wir in Muhesa, dem Endpunkt der Eisenbahn, ein. Wir hofften nun von da an mit der Eisenbahn nach Tanga fahren zu können, aber da erfuhren wir zu unserem Bedauern, daß die ganze Strecke von den starken Regengüssen durchbrochen sei. Wir marschierten deshalb weiter bis Ngunbeni. An mehreren Stellen mußten wir staunen über die furchtbare Gewalt, die das Wasser hier bewiesen hatte. Auf einigen Stellen war der 8—10 m hohe Damm (Eisenbahn) wohl 100 m weit weggeschwemmt. Das Geleise hing wie eine lange Hängebrücke in den Durchbrüchen. Da es in den letzten beiden Tagen ununterbrochen geregnet hatte, so befürchtete man schon, daß noch mehrere Durchbrüche stattfinden würden.

Am Montag, den 16., brachen wir früh morgens von Ngunbeni auf, denn wir hofften an demselben Tage Tanga zu erreichen. Da wir unserem Ziel immer näher kamen, so ging es trotz des starken Regens munter weiter. Wir marschierten ja die meiste Zeit im Wasser, aber wir hatten doch keine Flüsse zu passieren. Nur eine Stunde vor Tanga kamen wir an ein überschwemmtes Thal mit einer *reißenden Strömung* in der Mitte, aber auch diese Stelle konnten wir mit Hilfe *des Taues durchwaten*. Abends $\frac{1}{2}$7 trafen wir glücklich bei den Missionsgeschwi*stern in Tanga ein*. Die Freude war groß, als wir uns der nassen Kleider

entledigen und in ein festes Haus einziehen konnten. Hier traf ich gleich P. Holst und Frau, auch einen Bruder aus der Neukirchener Mission, der nach Ngao am Tana reisen wollte.

Die Reise war wohl schwer und gefahrvoll, aber auch reich an Gnade und Barmherzigkeit unseres Gottes; er hatte unsere Gebete und Seufzerlein angenommen und uns durch alle Gefahren sicher hindurch geführt. Mögen diese Erfahrungen auch den Trägern zum Segen werden, daß sie sich fester an ihn klammern und seine Liebe erkennen!

3. Am 3. Februar hielt der **Zweigverein zu Cöln** (Rhein) **seine Jahresversammlung** ab. Herr Missionsinspektor Dr. Schreiber-Barmen hielt einen Vortrag über das Verhältnis zwischen Mission und Kolonisation in Südwestafrika, in dem er das Hauptgewicht darauf legte, daß die Erhaltung und die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen die unerläßliche Bedingung für die Kolonisation unserer Schutzgebiete sei. Im Anschluß daran erstattete der Schriftführer des Zweigvereins, Herr Regierungsbaumeister Senz, den Jahresbericht, durch welchen er den Nachweis führen konnte, daß die Thätigkeit des Evangelischen Afrika-Vereins sich von Jahr zu Jahr ausgedehnt hat.

Der Branntwein in Afrika.

Von Gustav Müller.

1. Neuerdings haben sich zwei Stimmen gegen den afrikanischen Branntweinhandel erhoben, von denen gewiß angenommen werden darf, daß sie weder bei der Regierung noch in der öffentlichen Meinung unbeachtet bleiben. Die erste ist an der Stelle laut geworden, welche unbestritten das Recht für sich in Anspruch nimmt, seit ihrem Bestehen die wirtschaftliche Erschließung unserer Kolonien mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften erstrebt und gefördert haben — das ist die „Deutsche Kolonialgesellschaft". Der Ausschuß dieser Gesellschaft verhandelte unter dem Vorsitz des Präsidenten Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg in einer Sitzung am 12. Januar unter anderem über den „Etat von Togo und Kamerun". Ueber diesen Punkt der Tagesordnung findet sich in der „Deutschen Kolonialzeitung" Nro. 5 Seite 42 folgender Bericht:

> „Ueber den Etat der Schutzgebiete von Kamerun und Togo referierte der Generalsekretär Herr von Bornhaupt. Beide Etats halten sich im wesentlichen in den Grenzen der vorjährigen. Das meiste Interesse in beiden Etats nimmt der erste Posten der Einnahmen: Zölle, Abgaben und Gebühren (Kamerun 500 000 Mk., Togo 395 000 Mk.) in anspruch. Wiewohl aus den amtlichen Veröffentlichungen hervorgeht, wie hoch sich der Gesamtbetrag der Zölle beziffert,

lassen sich doch aus denselben feste Anhaltspunkte dafür nicht gewinnen, auf welchen Betrag sich die Einnahmen der Schutzgebiete aus den Spirituszöllen beziffern. Mutmaßlich sind dieselben sehr erheblich. Der Wert der Spiritus-Einfuhr hat sich in den letzten 4 Jahren bis Ende 1894 merklich erhöht, in Kamerun um 40 000 Mark, in Togo um 20 000 Mark. Im Jahre 1895 ist der Wert des Spiritus-Exports nach Kamerun um 68 900 Mark zurückgegangen, hat sich dagegen in Togo abermals um 64 410 Mark erhöht.[1]) Redner erläuterte die wesentlichen Punkte des von Herrn Gustav Müller in seiner Schrift „Der Branntwein in Kamerun und Togo" beigebrachten statistischen Materials und schloß sich der Ansicht des Herrn Müller an, nach welcher eine Erhöhung der Spirituszölle sich empfehle"[2]) . . . .

Wenn selbst die „deutsche Kolonialgesellschaft", wie es hier geschieht, ohne Einschränkung einer Erhöhung der Spirituszölle das Wort redet, so liegt es auf der Hand, daß mit der Einführung einer solchen Maßnahme die wirtschaftlichen Interessen nicht nur nicht geschädigt, sondern im Gegenteil nur gefördert werden. Da diese Erkenntnis nunmehr an so gewichtiger Stelle sich Bahn gebrochen hat, unterliegt es kaum einen Zweifel, daß sie von da aus auch in weiteren kolonialen Kreisen um sich greifen wird.

Die zweite Stelle, welche ihre Stimme gegen die afrikanische „Branntweinpest" erhoben hat, hat das aus ganz anderem Grunde gethan. Sie sieht in dem krebsartig immer weiter um sich greifenden Schnapshandel vor allen Dingen den moralischen und physischen Ruin der davon heimgesuchten Völker. In diesem Sinne hat sich die „Missionskonferenz der Provinz Sachsen", welche am 22. und 23. Februar in Halle a. d. Saale zum 18. Male ihre Jahresversammlung abgehalten hat, geäußert. Sie hat folgende, von der „Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels" bei ihr eingebrachte Resolution einstimmig — die Versammlung war von mehr als 2000 besucht — angenommen:

„Die Konferenz erkennt an, daß der Branntweinhandel an der Küste Westafrikas, der leider hauptsächlich von Deutschland betrieben wird, auch in unseren Kolonien immer größeren Schaden anrichtet. Mit Betrübnis sieht sie, daß, während die Mission den Afrikaner sittlich zu heben sucht, die christlichen Völker durch diesen Handel ihn sowohl moralisch als auch physisch und wirtschaftlich ruinieren. Daher hält sie es für unerläßliche Pflicht aller Berufenen, mit

---

[1]) Wie der Herr Referent zu diesen Zahlen gekommen ist, ist mir nicht klar. *Ich verweise* dagegen auf meine Berechnung in der „Afrika" dieses Jahres *auf Seite 29 und 30.* — er.

[2]) *Diese Stelle ist* von mir gesperrt. — v.

allen nur möglichen Maßnahmen diesen Krebsschaden zu entfernen.

Die Konferenz spricht deshalb den Wunsch und die Bitte aus, unsere Regierung wolle bei der im nächsten Jahre stattfindenden Revision der Brüsseler Generalakte ihren Einfluß aufbieten, daß ein möglichst hoher Einfuhrzoll auf die für Westafrika bestimmten Spirituosen festgesetzt werde, damit einem gesunden Handel Raum gegeben und der sonst unausbleibliche Ruin der westafrikanischen Völker, auch unserer Schutzbefohlenen abgewendet wird."

Im vorigen Jahre hat bereits die „Missionskonferenz für die Provinz Brandenburg" eine Resolution wesentlich gleichen Inhalts angenommen. Beide Konferenzen haben damit gezeigt, daß sie seit dem Jahre 1889, wo sie zum ersten Male „den afrikanischen Branntweinhandel" diskutierten [1]) und bereits ihre Stimme eindringlich gegen ihn erhoben, diesem „illegitimen Handel" noch keinerlei günstige Seite abzugewinnen vermochten. Es steht fest, daß die gesamten Missionskreise unsers Vaterlandes ohne Unterschied der Konfession den in der angeführten Resolution vertretenen Standpunkt teilen. Für die Richtigkeit dieser Behauptung beziehe ich mich auf die Thatsache, daß die Eingabe an den Reichskanzler, welche die „Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels" im vorigen Jahre eingereicht hat, im Namen, bzw. unter der Zustimmung sämtlicher evangelischer Missionsgesellschaften, des evangelischen Afrika-Vereins und des Afrikavereins deutscher Katholiken abgesendet worden ist.

Da nun, wie erwähnt, auch die deutsche Kolonialgesellschaft sich auf unseren Standpunkt gestellt hat: ist's zu viel gesagt, wenn ich sage: die weitesten Kreise unseres Volkes wünschen die Beschränkung des Branntweinhandels in unseren Kolonien und in Westafrika überhaupt? und sollte es zu viel gehofft sein, daß die Regierung diesem allgemeinen Wunsche Rechnung trage?

2. Es ist bisher leider noch nicht möglich gewesen, die ganze Menge der Spirituosen festzustellen, welche nach Westafrika geliefert wird. Ebenso wenig ist es daher möglich, zu ermitteln, wie groß der Anteil der einzelnen an der Branntwein-Einfuhr beteiligten Länder ist. Für unsere beiden Kolonien giebt die amtliche Statistik im „Deutschen Kolonialblatt" wohl die Menge der Gesamteinfuhr an Spirituosen an, aber nicht, woher diese im einzelnen stammen. Nur läßt sich aus der Vergleichung mit den „Tabellarischen Uebersichten" des Hamburgischen Handels feststellen, wieviel von den Spirituosen Deutschland an seine Schutzgebiete gegeben hat. Ich habe (vgl. „Afrika" 1896, S. 90) nachgewiesen, daß im Jahre 1894 unsers Vaterlandes Anteil 75 Prozent betrug.

In Folgendem teile ich nun eine höchst interessante Statistik mit, welche in einem für das englische Kolonial-Amt ausgearbeiteten Me-

[1]) Vgl. *Allgemeine Missionszeitschrift* 1889, S. 161 ff.

morandum enthalten ist. In dieser werden für die britischen Gebiete in Westafrika die Spirituosen nach den einzelnen Ländern, aus denen sie exportiert sind, aufgeführt.

I. Gambia.[1])

Jahr	Großbritannien		Deutschland		Frankreich		Andere Länder	
	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert
1879	29451	3186	vacat	vacat	8450	385	17216	1355
1884	33700	nicht festgestellt	9000	nicht festgestellt	78344	nicht festgestellt	17688	nicht festgestellt
1889	12221		23715		567		967	
1894	10861	870	11478	1108	23	5 (?) [2])	1	1 (?) [2])

II. Sierra Leone.

Jahr	Großbritannien		Deutschland und Holland		Vereinigte Staaten		Frankreich		And. Länder	
	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert
1879	90092	—	175213	—	47375	—	77233	—	12824	—
1884	142026	—	180663	—	29967	—	31252	—	3084	—
1889	52998	—	253854	—	11488	—	63	—	2353	—
1894	53159	4214	181028	20446	5606	379	5	6(?)[2])	2888	221

III. Goldküste.

Jahr	Großbritannien		Deutschland		Vereinigte Staaten		Holland		And. Länder	
	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert
1879	76539	9153	3494	402	401315	44782	vacat	vacat	1956	235
1884	134319	16893	49199	5118	671113	85207	vacat	vacat	256	52
1889	122140	11197	65145	5365	248569	22133	52517	4798	13601	897
1894	126224	8314	314024	12643	622538	45868	229131	17202	10982	1046

IV. Lagos.

Jahr	Großbrittanien		Deutschland		Frankreich		Brasilien		And. Länder	
	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert
1879	56303	5393	760679	80443	653522	30265	92574	8850	130539	12056
1884	19364	1616	1367498	117819	2109	100	38755	4240	9094	882
1889	5337	442	1259456	82397	10246	848	19201	1439	3457	280
1894	9493	870	1835959	123359	vacat	vacat	7993	541	10184	551

[1]) Die Menge ist überall nach „Imperial Gallons", à 3,75 Liter, nur bei der Goldküste nach „old wine gallons", à 3,15 Liter, der Wert durchweg nach *Pfd. St. angegeben.*

[2]) *Die Fragezeichen habe ich gesetzt, weil es z. B. offenbar ist, daß 21 Gallonen = 86,25 Liter Spirituosen nicht 100 Mark Wert haben.* —er.

V. Niger-Küsten-Protektorat.

Jahr	Großbritannien		Deutschland		Holland				And. Länder	
	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert	Menge	Wert
1892/93	267386	18734	765411	65039	307089	34017	29899	2276	1732	145
1893/94	382732	24463	858388	67355	1253195	116584	112496	7474	2347	140
1894/95	397217	27353	575761	45837	712333	63403	84143	5224	2887	213

VI. Königliche Niger-Gesellschaft.

Jahr	Deutschland		Holland	
	Menge	Wert	Menge	Wert
1889	66500	5600	3601	318
1890	103347	8335	11556	1013
1891	199307	17692	31288	2817
1892	141116	12792	77530	6572
1893	204105	17841	114726	10606
1894	überhaupt nicht eingeführt.			

Aus dieser Statistik ergiebt sich, worauf ich für jetzt nur kurz hinweise, auf den ersten Blick Folgendes:

1) Die Einfuhr Deutschlands hat sich in den 15 Jahren ungemein vermehrt: sie ist von 6 390 892 auf 11 530 418 Liter gestiegen.[1])

2) Allein auf der Goldküste steht die deutsche Einfuhr noch hinter der Nordamerikas und im Niger-Küsten-Protektorat hinter der Hollands zurück. Indes ist sie in dem ersten Gebiete in ungleich höherem Maße gestiegen als die amerikanische und in dem zweiten in ebenso ungleich geringerem Maße als die holländische gefallen, so daß auf beiden Gebieten zu erwarten steht, daß in Bälde auch dort der deutsche Branntwein den Markt beherrscht.

3) Die französische Sprit-Einfuhr nach Britisch-Westafrika hat so gut wie aufgehört. Das kommt wahrscheinlich daher, daß Frankreich seinen eigenen Handel mit seinen Kolonien durch Differenzial-Zölle begünstigt. So erhebt es z. B. in Senegal 12 Prozent vom Wert von fremden dort zur Einfuhr kommenden Spirituosen.

4) Es ist also eine durchaus begründete Klage, daß in erster Linie der deutsche Branntwein seine verheerenden Fluten über die armen Völker Westafrika's ergießt, und deshalb gewiß Pflicht unseres Vaterlandes dem Schaden, den sein Produkt anrichtet, Einhalt zu gebieten, damit nicht von ihm einmal in einem gerechten Gericht Rechenschaft gefordert wird.

---

[1]) Aus dem Gebiet der Königlichen Niger-Gesellschaft ist die Einfuhr von 1893 genommen.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Februar.)

Ueber die Pläne, welche für den bevorstehenden Feldzug der anglo-egyptischen Truppen gegen den **Mahdi** entworfen werden, verlautet, daß man mit Sommers Anfang die Garnisonen der Nil-Stationen ed Debbeh, Korti und Merawi gegen Abu-Hammed und Berber vorführen will. Ende Juni hofft man diese Punkte in Besitz zu haben und im Herbst gegen Chartum vorgehen zu können, nachdem eine Feldbahn entweder von Suakim nach Berber (340 Kilometer Luftlinie) oder von Koroskо durch die nubische Wüste nach Abu-Hammed gebaut und hierdurch eine sichere strategische Basis und Verbindung gewonnen ist. Die Ausführbarkeit einer dieser Eisenbahnen erscheint allerdings gerade in den heißen Monaten außerordentlich zweifelhaft. Die Nachrichten von einer beabsichtigten gemeinschaftlichen Operation mit Italien von Kassala aus müssen wohl mit derselben Vorsicht aufgenommen werden, wie das von französischer Seite verbreitete Gerücht, der Mahdi stände mit Abessinien wegen eines Bündnisses in Unterhandlung. Nach den letzten Vorgängen werden die Italiener zwar kaum daran denken, Kassala, ihr westlichstes Bollwerk, aufzugeben, aber ebenso wenig geneigt sein, sich mit stärkeren Kräften zu engagieren.

Der von den Mahdisten ausgeführte Einbruch in das Gebiet von **Erythrea** ist Dank der Aufmerksamkeit und guten Organisationen der italienischen Truppen zurückgewiesen worden. Nach den vorliegenden Nachrichten ist bereits am 13. Januar diesen die Kenntnis von dem Anmarsch der Derwische zugekommen. Am 15. waren in Agordat bereits 7 Kompagnien eingeborener Infanterie (1300 Mann), 100 Mann Kavallerie und 1 Gebirgs-Batterie versammelt. Trotz der großen Entfernung der nächsten Garnison (Keren — 62 Kilometer) trafen am 16. weitere 2 Kompagnien (370) und am 17. wieder 9 Kompagnien (1665 Mann) und 1 Gebirgs-Batterie ein. Es waren demnach 3935 Mann mit 12 Geschützen (außerdem 4 9-Centimeter und 2 7-Centimeter Kanonen im Fort) zur Verwendung bereit. Am 22. traf General Vigano mit der Reserve ein und verfügte nun über circa 4500 Mann gegen die auf circa 8000 Mann (darunter höchstens 6000 Gewehrträger) starken Derwische, welche an diesem Tage bei Schaglet (26 Kilometer südwestlich Agordat) standen. Ein offensives Vorgehen war mithin möglich und wäre im Interesse der moralischen Bedeutung eines entscheidenden siegreichen Kampfes zu wünschen gewesen. Statt dessen scheint man sich darauf beschränkt zu haben, die Brunnen im Rücken der Feinde durch Eingeborene zerstören zu lassen und diese dadurch zu zwingen, ihr bei Amideb *bezogenes und stark* befestigtes Lager plötzlich zu verlassen und sich

wieder zum Atbara über Eimasa zurückzuziehen. In der Nacht vom 26. zum 27. Januar erhielt General Vigano hiervon Nachricht, welche durch eine Erkundung mit starken Kräften bestätigt wurde, und ließ nun die organisierten Banden der Eingeborenen von Bakara, Serae und Hamasen die Verfolgung aufnehmen, während er mit dem Gros der Truppen ein energisches Vorgehen kaum scheint unternommen zu haben. So entkamen die Mahdisten wieder über den Atbara, und eine Offensivunternehmung der Besatzung von Kassala brachte diese zwar in Besitz von Abu Gamel, aber erst nach dem Abzug der Feinde (am 6. Februar). Ob ein weiteres Vorgehen gegen El Fascher, wie es von einer französischen Zeitung gemeldet wird, auf einem thatsächlichen Erfolg beruht, erscheint zweifelhaft. So ist der Einbruch der Mahdisten zwar erfolglos geblieben, aber auch nicht mit der für das Ansehen der Italiener äußerst wünschenswerthen Niederlage bestraft worden.

Von der **Benadir-Küste** wird gemeldet, daß der außerordentliche Vize-Kommissar, Marine-Kapitän Sorrentino am 26. Januar in Mogadischu eingetroffen ist und auch bei einer ins Binnenland unternommenen Erkundung das Land in normalem friedlichem Zustande gefunden hat. Auch die Volksstämme in der Umgegend von Merka haben sich unterworfen. Die sämtlichen Leichen der Expedition Cecchi sind aufgefunden und feierlich beerdigt worden.

Die Gerüchte von den Absichten **Rußlands** sich an der afrikanischen Küste des Roten Meeres festzusetzen und mit Abessinien in engere Verbindung zu treten, nehmen mehr und mehr eine feste Gestalt an. Es ist neuerdings Sagallo im Golf von Tedjura, also im Gebiete der französischen Kolonie Obock, auf welches sich ihr Augenmerk richtet. Graf Murawiew soll bei seinem Aufenthalt in Paris mit Hanotaux wegen Ueberlassung dieses Punktes in Unterhandlungen getreten sein. Anderseits wird allerdings auch von neuen Verhandlungen mit Italien berichtet, worauf die Reise eines italienischen Generalstabs-Offiziers nach Petersburg gedeutet wird.

Da die französische Regierung seit Jahren schon den Plan verfolgt, eine Eisenbahn von Djibuti nach Schoa zu bauen und hierdurch den abessinischen Handel nach ihrem Gebiete zu lenken, mag ihnen die von Rußland zu erreichende Unterstützung bei Menelik ganz willkommen sein. Zwar wurden ihre früheren hierauf gerichteten Versuche vereitelt, indem die Danakil und Somali die Arbeiten zerstörten, welche ihrem Karawanenhandel Abbruch thun konnten, und es ist fraglich, ob des Menelik Einfluß auf die selbstbewußten mohammedanischen Küstenstämme ausreicht, um sie zur Duldung zu veranlassen.

Abessinien wird allerdings zur Zeit der Gegenstand allgemeinen Interesses. Nicht nur daß seitens Rußlands eine neue Gesandtschaft im Frühjahr von Odessa dorthin gehen wird, auch England fühlt sich veranlaßt, eine Expedition auszurüsten, welche unter Leitung von Rennell Rodd am 4. März von Kairo über Aden nach

Zeila aufbrechen und — nach dem von den Times gegebenen Kommentar — die gesetzmäßigen Rechte Englands wahren soll. Die „St. James Gazette“ findet es an der Zeit, daß den russisch-französischen Intriguen in Aethiopien entgegengearbeitet und Frankreichs Streben, sich zwischen Uganda und Chartum festzusetzen, verhindert werde. Die 8 Offiziere, welche die Expedition bilden, sind alle von ausgesuchter Körpergröße — über 6 Fuß — wohl des imposanten Eindrucks wegen ausgesucht. Eine dritte Expedition ist die des Prinzen von Orleans, welcher Abessinien zum Feld seiner geographischen Forschungen zu machen gedenkt. Der Negus thut übrigens auch das seinige, um sich der europäischen Kultur zu nähern; nicht nur daß er mehrere Aerzte berufen hat, auch den Maler Poljakow, welcher für ihn ein großes Gemälde der Schlacht bei Adua hergestellt hat, hat er eingeladen, um in Abessinien ihm eine Reihe von Landschaften zu malen.

Von der Entwickelung der Kolonie **Deutsch-Ost-Afrika** entwirft der offizielle Jahresbericht ein recht günstiges Bild. Es ist eine schwere Zeit zu überwinden gewesen, welche infolge der Rinderpest und der Heuschreckenplage nicht nur die Eingeborenen ihrer Viehherden und ihrer Felderträge beraubte, sondern auch die Plantagenanlagen wesentlich schädigte; denn hier kamen noch die Schädlinge der hauptsächlichsten Kulturen, namentlich der Kaffeebäume, unter ihnen vornämlich die Hemileia vastatrix, zur Sprache. In der Statistik der Ein- und Ausfuhr, sowie der Zölle müssen sich die Nachwirkungen dieser schweren Zeit naturgemäß noch zeigen, wenngleich die Ausfälle nicht so bedeutend sind, als man fürchten konnte. Durch günstige Witterungsverhältnisse ist aber im verflossenen Jahre eine reiche Ernte gezeitigt worden und durch Belehrung der schweren Hungerperiode sind die Eingeborenen zum ausgedehnteren Anbau solcher Früchte veranlaßt worden, welche von den Heuschrecken nicht befallen werden. Eine energischer betriebene Kultur von Oelfrüchten wird ferner dadurch erzielt werden, daß solche an Stelle der Steuern in Zahlung angenommen werden sollen. Für die vom Hunger nach den Küstenstädten getriebenen Eingeborenen wurde durch Anstellung bei Straßen- und anderen fiskalischen Bauten Sorge getragen.

Es scheint, als wenn sich die Eingeborenen, namentlich die Wanjamwesi und Wasukuma anstelliger zur Arbeit zeigten, als man früher annahm. Die immer mehr anwachsenden Plantagen können ihren Arbeiterbedarf aus den nächsten Gebieten natürlich nicht mehr decken und es scheint sich eine Art von regelmäßiger „Sachsengängerei“ aus dem Binnenlande nach den Plantagendistrikten zu entwickeln.

Als solcher kommt neben Usambara auch das Gebiet der Uluguru-Berge (in gleicher Breite mit Dar-es-Salâm) zur Sprache, welches jenem an Fruchtbarkeit nicht nachstehen soll und durch die geplante Zentralbahn zugänglich werden wird; ferner das Rufidji- und Mohorro-Delta. Nachdem nämlich das deutsche Kapital Vertrauen zu gewinnen *beginnt, mehren sich* die Anfragen wegen für Plantagenbau geeigneten

Landes und die Ländereien von Usambara werden für die Nachfrage nicht mehr genügen. Der Bericht zählt für 1896 insgesamt 26 Plantagen auf, von denen 21 im Amtsbezirk Tanga liegen. Eine baldige Regelung der Landfrage erscheint mithin dringend geboten und hiermit wird die Entscheidung darüber zu treffen sein, ob man auch in Afrika das System des erkauften Eigentums an Stelle der Erbpacht einführen und dadurch der Bodenspekulation einen ebenso verderblichen Einfluß einräumen will, als sie in Europa sich erobert hat.

An der Spitze der Kulturen steht in Deutsch-Ost-Afrika der Kaffee, denn mit dem Taback hat die Plantage Lewa trotz der Erzielung eines guten Produktes zunächst keine lohnenden Preise erreicht; jedoch scheint die Versuchsplantage in Mohorro ein sehr gutes Blatt zu ziehen und will einen Versuch in größerem Maße machen. Früher kam der am Njaßa-See durch die Mataka und Makana gebaute Taback zum Versandt an die deutsche Küste, aber seitdem (vor 2 Jahren) diese Stämme durch die Engländer bekriegt und zersprengt wurden und der sonstige Taback- und Kautschukhandel aus diesen Ländern durch portugiesisches Gebiet zur Küste geleitet wird, hat der deutsche Handel einen merklichen Ausfall zu beklagen. Es ist auch hieraus zu entnehmen, daß von allen Seiten unsere Nachbarn mit Erfolg den Handel in unserem Hinterlande zu sich herüberzuziehen verstehen. Nach Vollendung der Uganda-Mombasa-Eisenbahn im Norden und der Sambesi-Njaßa-Bahn im Süden wird dieses Unternehmen derart gesichert sein, daß wir mit unserer Zentralbahn zu spät es zum besseren werden wenden wollen. Der Bau dieser Linie ist deshalb für die Entwickelung unserer Kolonie nicht von geringerer Bedeutung als die Fortführung der Usambara-Linie bis Korogwe. Diese ist nur bis Muhesa, das sind 40 Kilometer fertig, bis Korogwe nur tracirt worden, und der Weiterbau mußte im Jahre 1896 wegen Mangels an Geldmitteln eingestellt werden. Die Eisenbahn hat, wenn sie bis ins Plantagengebiet fortgeführt werden kann (Korogwe), sehr gute Aussichten und eine enorme Wichtigkeit für die Plantagen. Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß sich ein Unternehmer für die Weiterführung neuerdings gefunden hat und daß die Aussichten beim Reichstag für diese Linie günstig stehen sollen.

Es sollte bei der Beschlußfassung über unsere Zentralbahn nicht außer Auge gelassen werden, daß für die portugiesische Linie von Quelimane bis zum Ruo-Flusse — also bis zur englischen Grenze — eine Zinsgarantie von 3 Prozent bereits bewilligt worden ist und daß der Bau binnen kürzester Frist in Angriff genommen wird. Die Engländer werden nicht zögern, den ihnen zufallenden Teil bis zum Njaßa-See alsbald gleichfalls herzustellen, und machen bereits Anstalten, wenigstens eine Postverbindung westlich unserer Grenze bis zum Viktoria-See nach Uganda ins Leben zu rufen. Es scheint als arbeiteten sie hier im Einverständnis mit den Belgiern; denn diese haben kürzlich eine Station am Nord-Ende des Tanganjika (Luwenga) und zwei solche am Ostufer des von Graf Götzen entdeckten Kivu-

Sees (Luahilimta und Lubuga) errichtet, welche als Etappen für diese Poststraße geeignet sind. Auf diese Weise wird Deutsch-Ost-Afrika mit einem System von Kommunikationen umgeben, welche unsere Kolonie vom Hinterlande abschneiden und geeignet sind, den ganzen Handel mit dem Seengebiet in englische Hände zu bringen. Es ist mithin dringend geboten, die alten Verbindungen zur deutschen Küste durch eine Eisenbahn zu ergänzen.

Wenngleich alle unsere Verwaltungsmaßregeln und notwendig werdenden kriegerischen Unternehmungen den Stempel der Humanität und möglichsten Schonung der Interessen der Bevölkerung tragen, werden die Zeitungen des Auslandes, namentlich Englands, nicht müde, immer neue Verdächtigungen auszustreuen. So sieht sich Oskar Ehlert veranlaßt, der unsinnigen Anschuldigung des Waffenverkaufs an Eingeborene energisch entgegenzutreten, während man zur Entkräftung des Vorwurfs einer Begünstigung des Sklavenhandels am besten einen Bericht des englischen Botschafters in Berlin heranzieht, welcher die Anstrengungen der deutschen Behörden zur gänzlichen Beseitigung des Sklavenhandels anerkennt und betont, „daß es nicht an Deutschland, sondern bei weitem mehr an England liege, wenn der Sklavenhandel in Afrika noch immer fort besteht," denn dieses tritt einer Einfuhr von Sklaven in Sansibar und Pemba nicht energisch entgegen und was noch als Rest des Sklavenhandels besteht und nicht zu unterdrücken ist, das ist lediglich das Ausschmuggeln nach diesen Inseln. Ein Zeugnis für die deutschen Bemühungen legen übrigens die Zahlen der jährlich ausgestellten Freibriefe für Sklaven ab; deren waren im Jahre 94/95 510 und im Jahre 95/96 1102.

Bezüglich des für den Tanganjika bestimmten Dampfers „Hedwig von Wißmann" ist nachzutragen, daß er nicht 18, sondern nunmehr 20 Meter lang werden und zur Aufnahme von 2 Geschützen und 150 Mann Raum gewähren soll. Ueber die vom Fürsten zu Wied für den Viktoria-See geplante Aluminium-Dampfpinasse berichtet Oberbergrat Busse im „Deutschen Kolonialblatt", daß nach eingehendsten mehrjährigen Versuchen sich das reine Aluminium bei Vermeidung aller anderen Metalle vorzüglich zum Schiffsbau geeignet erwiesen hat, und daß nun die Pinasse mit 13 Meter Länge, 2,7 Meter Breite und 1,45 Meter Höhe bei der Züricher Firma Escher, Wyß u. Co. in Arbeit gegeben worden ist. Die Pinasse ist in Teile zerlegbar, deren meiste 30 und 50 Kilogramm wiegen, nur einzelne werden das Gewicht von 200 Kilogramm erreichen. Das Gesamtgewicht beträgt 4500 bis 5000 Kilogramm. Hauptmann Langheld hat die Vorschriften für die Verpackung angegeben, und im Sommer dürfte der Bau beendet sein.

Zu erwähnen bleibt noch das Eintreffen des neuen Gouverneurs in Deutsch-Ost-Afrika und die Rückkehr des Oberstlieutenant v. Trotha an die Küste. Anfang des Jahres 1896 hatte er seine große Inspizierungsreise angetreten, war von Tanga zum Kilimandscharo und *zum* Viktoria-See gezogen, fuhr hier von Muansa nach Bukoba hin-

über und vollendete seinen Rückmarsch mit Berührung des Tanganjika. Am 17. Februar traf er an der Küste ein.

Die Frage um Lourenço Marquez beschäftigt in wohl erklärlicher Weise die Zeitungen von **Portugal** und Transvaal. Wenn die ersteren auch zum Teil sich auf's hohe Pferd setzen und von dem guten Rat, das wichtige Hafengebiet unter den Schutz der Neutralität zu stellen, nichts wissen wollen, giebt doch ein großer Teil bereitwillig zu, daß es mit der Fähigkeit Portugals, im Ernstfalle einem Eingriff der Engländer in das Besitzrecht zu begegnen, recht schwach bestellt ist. Man kann aber im allgemeinen der Ansicht der Zeitungen von Transvaal kaum etwas stichhaltiges entgegenhalten, daß die Vereinigung der englischen Flotte bei Sansibar lediglich den Zweck hat, in einem günstigen Augenblicke sich des Hafens von Lourenço-Marquez zu bemächtigen und damit die Umklammerung Transvaals zu vervollständigen. Wenn sie aber hiermit auf die Entscheidung bezüglich der Delagoa-Bai-Bahn wartet, so wird Portugal und Transvaal noch einige Zeit zu Gegenmaßregeln zur Verfügung stehen; denn der schweizer Sachverständige, Herr Gabriel Nicole, den man schon bald zurückerwartete, will sich erst die Eisenbahnen und Häfen Südafrikas gründlich ansehen und glaubt hierzu noch eines Jahres zu bedürfen.

Aus der bestimmten Aussicht, bald Herren der Delagoa-Bai zu werden, erklärt sich aber vielleicht die unwürdige Art und Weise, mit welcher die von **Transvaal** längst in Aussicht gestellten und äußerst mäßig bemessenen Entschädigungsansprüche für den Einfall Jameson's in London von der Presse und vom Unterhause aufgenommen wurden; man macht sich über den albernen Anspruch auf Schadenersatz lustig und Chamberlain ergreift die Gelegenheit der Untersuchung gegen Rhodes und Chartered-Compagnie, um diese zu einer Anklage gegen die Republik wegen ihrer Behandlung der „Uitlanders" umzugestalten. Auch an weiteren Drohungen läßt man es nicht fehlen, indem man von dem Plane spricht, in Mafeking, dem Punkte, von dem Jameson seinen Einfall ins Werk setzte, eine Garnison von Infanterie, Kavallerie und Artillerie zu errichten. Es ist kaum jemals mit so offenherziger Verhöhnung alles Rechtes einem von allen Mächten anerkannten Staate seitens Britanniens begegnet worden; man ist sich, wie es scheint, des Erfolges völlig sicher und die Buren werden trotz aller Geduld und Langmut gut thun, sich auf den erbittertsten Kampf vorzubereiten, um die Existenz ihres Staatswesens zu retten. Schon ist einem Bataillon des Suffolk-Regimentes (in Aldershot) der Befehl zugegangen, nach Süd-Afrika zu gehen, und die Art und Weise, wie man in London den Anschluß Transvaals an die Genfer Konvention als einen nur mit Zustimmung der Königin zu gestattenden Akt hinstellt, zeigt, daß man geneigt ist, in jeder Weise die Bestimmungen des Vertrages zu überschreiten.

Nicht umsonst erheben sich warnende Stimmen, welche auf alle geheimen Unternehmungen der Engländer aufmerksam machen; die

nieder-deutschen Elemente Süd-Afrikas sind sich dessen wohl bewußt, daß es ein endgiltiges Ringen des deutschen mit dem englischen Elemente ist, welches sich dort vorbereitet und zu einem festen Zusammenschluß aller Kräfte Veranlassung geben muß. Dem gegenüber ist der Gegensatz tief zu bedauern, in welchem sich der oberste Gerichtshof in Transvaal zum Volksraad gesetzt hat, indem er sich das Recht anmaßte, dessen Beschlüsse mit Rücksicht auf die Grundverfassung zu prüfen. Es ist zu hoffen, daß die schleunige Beschlußfassung über ein die Gerechtsame des Gerichtshofes klar begrenzendes Gesetz diesen Zwiespalt ein für allemal beseitigt hat; wird doch mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen, daß die Richter im englischen Solde stehen und lediglich im englischen Interesse einen Angriff auf die Souveränität der Regierung unternommen haben.

An Stelle des Gouverneurs Lord Rosmead, welcher im April seinen Posten in der **Kap-Kolonie** verlassen wird, soll Sir John Gorst treten, dem diese Stellung bereits einmal angeboten war, der sie aber erst jetzt angenommen hat, da in Süd-Afrika eine „interessante und kritische Periode" eingetreten sei. Auch amerikanische Stimmen machen jetzt darauf aufmerksam, daß Englands Hauptziel zur Zeit die Errichtung eines großafrikanischen Kolonialreiches sei und daß alle seine Anstrengungen, sich in anderen wichtigen Teilen seines Weltreiches vor Ueberraschungen zu sichern, lediglich auf die Verfolgung dieses Zieles zurückzuführen sind. Es steht nunmehr fest, daß nicht nur Rhodes, sondern auch Chamberlain von dem Jamesonschen Einfall wohl unterrichtet waren, daß aber eine Differenz mit letzterem darin bestand, ob die Johannisburger Bewegung unter der englischen Reichsflagge — wie Chamberlain wollte — in Szene gehen würde. Die Kontreordre Rhodes an Jameson bezog sich lediglich hierauf und er möchte wohl selbst damit am zufriedensten gewesen sein, daß sie Jameson nicht erreichte.

Die in Natal gegen Einführung von Indiern herrschende Stimmung ist dadurch motiviert, daß dieses Element zu einer wirtschaftlichen Gefahr für das Plantagengebiet — und Natal ist das klimatisch am meisten begünstigte Land der Kolonie — durch sein Anwachsen sich gestaltet. 1880 gab es erst 18 000, 1891 aber bereits 43 000 Indier dort und sie drücken den Handel und das Handwerk ebenso wie die Chinesen in ihren Auswanderungs-Ländern.

In Hebron wurde Fr. Prokſch, der Freund Dr. Emil Holubs, ein Oesterreicher, im Januar von Eingeborenen räuberisch überfallen und ermordert.

Die Nachrichten aus **Deutsch-Südwest-Afrika** haben sich wesentlich gebessert; das alte Jahr hat mit einem ganz ausnehmend reichlichen Regenfall geendigt und die Hoffnung auf ein gutes Jahr ist voll berechtigt. Auch die Gefahr der Rinderpest ist Dank der *fürsorglichen* Maßregeln des Gouverneurs noch vollständig fern gehalten. *Wenn* es gelingt, bis zum gänzlichen Erlöschen dies durchzuführen, so wird aus den stetig und mächtig anwachsenden Vieh-

heerden ein reicher Gewinn zu erwarten sein, da der Bedarf von einem großen Teil Südafrikas dann aus unseren Heerden gedeckt werden muß. Aus der Kalahari-Wüste ist eine Gefahr kaum mehr zu erwarten, da nach der Aussage eines englischen Unteroffiziers, der nach Windhoek kam, um Lebensmittel für die Besatzung am Ngami-See zu kaufen und die ganze Wüste durchritten hatte, dort alles Wild und Vieh völlig ausgestorben ist. Trotzdem Damaraland gänzlich seuchenfrei ist, hatte die Kap-Regierung doch wohl Gründe gehabt, unter dem Vorgeben des Seuchen-Verdachtes die Grenze zu sperren. Infolge dessen wurde auch jeglicher Verkehr mit Walfisch-Bai untersagt und da dieses Gebiet nur durch seine Verbindung mit Damaraland existieren kann, mußte auch Walfisch-Bai als seuchenverdächtig erklärt werden. Der Verkehr mit den englischen Kolonien ist nur zwar auch ferner versagt, aber mit Deutschland und den deutschen Kolonien kann er unterhalten werden. Die Maßregel ist also lediglich zum deutschen Interesse ausgeschlagen. Die Bedeutung von Walfisch-Bai hat ganz bedeutend abgenommen, da alle Güter für den nördlichen und mittleren Bezirk der Kolonie sowohl seitens der Regierung, als der Kaufleute über Tsoakhaubmund bezogen werden, während für den südlichen Teil Lüderitzbucht zur Geltung kommt und neuerdings auch von den Dampfern angelaufen wird.

Um die Binnenverbindung mittelst einer Maultierbahn ins Werk zusetzen, wird Herr Lieutenant Troost bei seiner bevorstehenden Rückkehr nach Europa eine Aktiengesellschaft bilden, welches Unternehmen bei der voraussichtlichen Rentabilität sicher auf Unterstützung rechnen kann. Zu dem Bau einer Eisenbahn von Lüderitzbucht bis Kubub hat das Kharaskhoma-Syndikat in dem 1892 mit der Regierung abgeschlossene Abkommen die Verpflichtung übernommen. Mit dem Bau muß spätestens am 10. Januar 1901 begonnen und der Betrieb spätestens am 10. Januar 1903 eröffnet werden. Das Syndikat hat neuerdings Rechte und Schriften auf eine neugegründete Gesellschaft „South Africa Territories Limited“ übertragen und von dieser sind — nachdem bereits früher eine oberflächliche Erkundung stattgefunden — im Januar zwei Ingenieure behufs genauer Anfnahme der Bahnlinie nach Lüderitzbucht gesandt. Diese dürften bereits an der Arbeit sein. Vom 1. April ab soll auch eine regelmäßige Fahrpostverbindung (zweirädige Karren) zwischen Tsoakhaubmund und Omaruru durch die deutsche Kolonial-Gesellschaft ins Leben gerufen werden. Tsoakhaubmund bekommt jetzt schon das zweitel Hotel, eine Buchdruckerei und also voraussichtlich bald die erste in einer deutschen Kolonie erscheinende Zeitung.

Ueber den Fortschritt der Ansiedelung berichtet der offizielle Jahresbericht, daß der Landeshauptmann im vorigen Jahre drei Farmen von je 10000 Hektar zwischen Windhoek und Harris und fünf von 5000 bis 10000 Hektar im Hererolande zum Preise von 1,5 bis 2 Mark pro Hektar an deutsche Heerdenbesitzer verkauft hat. Auch die eingeborenen Kapitäne haben eine Anzahl Plätze in gleicher

Größe verkauft. Ferner haben sich von den berechtigten Kriegsfreiwilligen und Kapitulanten der Schutztruppe bereits 16 um die Ueberlassung einer Farm von je 5000 Hektar beworben. Diese fallen nach 10 jähriger eigener Bewirtschaftung als freies Eigentum an die Betreffenden.

Eine immer mehr sich geltend machende Frage betrifft die Beschaffung von Frauen, da ein großer Teil der ausgedienten Leute der Schutztruppe in der Kolonie bleibt. Die Verheiratung mit Eingeborenen führt zu Unzuträglichkeiten durch den Anhang der Verwandten und zur Entstehung einer Mischrasse, die wenig wünschenswert ist. Verschiedene Missions- und andere Gesellschaften haben sich der Aufgabe unterzogen, zur Lösung dieser heiklen Frage nach Kräften zu helfen.

Eigentümliche Grenzübergriffe machen sich nach Mitteilung der Barmer Mission die Portugiesen schuldig. Sie haben in Absicht, zwischen Ovakuonjama einerseits und Ukuambi wie Ongandjera anderseits je ein Fort zu bauen und sich hierdurch des ganzen Landes Ovambo zu bemächtigen. Wenngleich die Grenzverhältnisse nicht hinreichend geklärt sind, scheint doch festzustehen, daß die Forts auf deutschem Gebiet liegen würden. Angesichts des Mißtrauens, mit dem die Portugiesen Dr. Essers Forschungen an der Tiger-Bai verfolgt haben, sind solche Uebergriffe doppelt auffallend.

Die Eisenbahn, welche der **Kongo-Staat** von Matadi nach Stanley-Pool bezw. Leopoldville baut zur Ueberwindung der unteren unschiffbaren Strecke des Stromes, ist im November 1896 bis 245 Kilometer im Erdbau fertig gestellt und bis 220 Kilometer fahrbar. Es geht daraus hervor, daß die Arbeit mit großer Energie betrieben wird, wenn man berücksichtigt, daß am 30. Juni jeden Jahres folgende Längen fahrbar waren: 1892—20,5; 1893—43; 1894—76,2; 1895—118,3. Auch die Dampferflottille des oberen Kongo vermehrt sich stetig; sie zählt zur Zeit 41 Schiffe, davon 25 Staatseigentum sind. Auch der Moëro-See hat jetzt ein Schiff bekommen, das die African Lakes Korporation vom Tanganjika dorthin gebracht hat. —

Ueber den Sieg, welchen Kommandant Michaux am 11./12. November 1896 über die Batetelas bei Kahoa erfochten hat, bringt jetzt „la Belgique militaire" einen Bericht. Nach den von Lothaire ihnen beigebrachten Niederlagen hatten sie sich in die Wälder zwischen Lomami und Lualaba zurückgezogen und wurden hier von Michaux aufgesucht. Die an diesen Sieg geknüpfte Hoffnung, die Batetela nun endgiltig „pazifiziert" zu haben, scheint sich aber durchaus nicht zu erfüllen; wenigstens sprechen die neuesten Nachrichten aus dem Kongo-Staat von neuen Kämpfen mit ihnen, und zwar sollen diese so mit wechselndem Glück geführt werden d. h. also so nachteilig für die Belgier ausfallen, daß Van Gèle aus Brüssel nach dem Kongo entsendet wird, um des Militäraufstandes Herr zu werden. Um einen solchen handelt es sich auch bei den Bangolo, welche dem Kongo-

Staat die besten Soldaten liefern, und bei den Stämmen der Aequator-Bezirke. Andererseits hat sich zwar das Gerücht von dem Tode des Kommandanten D-hanis nicht bewahrheitet, dieser ist vielmehr bis zum Nil vorgerückt und im begriff, das Gebiet zwischen Wadelai und Lado der kongo-staatlichen Verwaltung zu unterstellen und gegen die Mahdisten zu sichern, auch Makaraka soll organisiert werden; aber seine Truppen leiden die größten Entbehrungen, werden durch Strapazen und Hunger dezimiert, und die nach den Stanley-Fällen gekommenen Boten verlangen schleunige Nachsendung von Verstärkungen. Wie ersichtlich steht infolge des brutalen und eigennützigen Vorgehens der Belgier gegen die Eingeborenen ihre Macht trotz aller Kämpfe auf recht schwachen Füßen und doch scheint man sich zu keiner anderen Kolonisations- und Kultivationsmethode verstehen zu wollen, als der der Gewalt, der ganze Volksstämme vernichtenden Feuerwirkung der Waffen.

Ein erfreuliches Bild gewähren demgegenüber die deutschen Kolonien der Westküste. **Kamerun** zeigt sowohl am Kamerunberge, als im Jaunde-Bezirk eine friedliche und stetige Entwickelung. Das Vertrauen der Eingeborenen und der kapitalkräftigen Kaufleute gegen die Regierung ist gestiegen und ein praktischer Erfolg zeigte sich bereits in den wesentlich vermehrten Zolleinnahmen, noch mehr aber in der stetig anwachsenden Produktion der immer weiter sich ausdehnenden Plantagen, unter denen dem Kakaobau der erste Rang einzuräumen ist.

In **Togo** dagegen nimmt der Kaffee die erste Stelle ein und die Regierung ist eifrig bemüht, durch Abgabe von Pflänzlingen dessen Anbau zu erleichtern und neuerdings auch die Anpflanzung von Kolanuß- und Kautschukbäumen nach Möglichkeit zu steigern. Namentlich erstere sind von großer Wichtigkeit, da ihre Früchte einen der wichtigsten Handelsartikel mit dem Hinterlande bilden und dazu dienen können, den Handel mit diesem mehr und mehr durch das deutsche Gebiet zu führen.

Togo ist insofern in einer äußerst ungünstigen Lage, als es in der Hauptsache durch das Bergland ausgefüllt wird, welches zwischen dem Volta und Mono sich hinzieht. Beide Flüsse sind die natürlichen Verbindungsstraßen nach dem Hinterlande und die Mündungen beider sind nicht in deutschem Besitz. So kommt es, daß der große Salz-Bedarf des Hinterlandes nicht durch Togo bezogen wird, sondern daß daß das fast kostenlos in der Lagune bei Addah an der Volta-Mündung gewonnene Produkt den Fluß hinauf an unserer Grenze entlang zum Inlande geführt wird und als Tauschartikel den Handel zum großen Teil an den Fluß kettet. Andererseits spielt der Mono dieselbe Rolle im Osten unserer Kolonie.

Nun ist allerdings durch die Zerstörung von Salaga, der wichtigen Handelsstadt im neutralen Gebiet, uns ein großer Vorteil zugeflossen, da die dort vertriebenen Haussa-Händler sich 1894 zum großen Teil in Kete-Kratschi niedergelassen haben. Die Anlage einer Station dort-

selbst war demnach ein sehr glückliches Unternehmen und es wird sich nun darum handeln, eine sichere und gute Verbindung zwischen der Küste und diesem Punkte herzustellen. Die bei Lome zu bauende Landungsbrücke wird die Be- und Entladung der Schiffe wesentlich erleichtern; die Straße von Lome bis Misahöhe ist bis auf eine Strecke von 40 Kilometer, welche zur Zeit in Arbeit ist, beendet. Nun handelt es sich namentlich um Ueberwindung des Gebirgszuges, an dessen südöstlicher Abdachung Misahöhe liegt, und welcher namentlich in der nur mit Lebensgefahr passierbaren Kame-Schlucht ein starkes Hindernis für den Handel bildet. Auch hier ist ein Weg in Angriff genommen und gleichzeitig eine Anzahl anderer schmalerer Wege zur baldigen Vollendung eines verzweigten Kommunikationsnetzes, da man die große wirtschaftliche Bedeutung eines solchen eingesehen hat. Auch der von Sebbe im Osten der Kolonie nach dem Innern angelegte Weg wird nun schneller fortschreiten, nachdem die schwierigen Lagunen- und Sumpfstrecken überwunden sind. Der Gesamtwert der Ausfuhr hat sich von $2^1/_8$ Millionen 1895 im Jahre 1896 bereits auf mehr als 3 Millionen gehoben.

Die Niger-Kompagnie hat mit ihrem Vorgehen gegen **Nupe** schnell einen ersten Erfolg errungen. Major Arnold brach von Lokodja, welches als strategische Basis diente, am 6. Januar auf und erreichte am 11. Sura halbwegs Kabba*), woselbst er eine Etappenstation errichtete. Mittelst eines Gewaltmarsches führte er dann sein 400 Mann starkes Gros gegen Kabba vor. Der Gegner, welcher hier mit 4000 Mann ein Lager bezogen hatte, wich dem Angriff aus. Nach einer Depesche aus Braß soll das Expedionskorps auch Ladi genommen und dort 1200 Sklaven befreit haben; dieser Ort liegt aber westlich seitwärts der direkten Marschlinie auf Bida, am rechten Niger-Ufer. Die Flottille war auf dem Niger hinaufgefahren, um den südlich des Flusses befindlichen Feinden den Weg nach dem am nördlichen Ufer liegenden Bida abzuschneiden. Sie sollen sich deshalb auf Ilorin gewendet haben.

Arnold bezog nach Ueberschreitung des Niger ein Lager und machte am 26. Januar mit vier Kompagnien und vier Mitrailleusen eine Erkundung gegen die Stadt. Der Feind, welcher mit 30 000 Mann (?) den Bergrücken zwischen Lager und Stadt besetzt hielt, warf ihn, nachdem er zwei Kilometer vorgerückt war, zurück. Die nachfolgenden Nupe-Truppen kamen aber nun in das Feuer der Artillerie, welche auf 1200 Meter gegen ihre Massen zu wirken begann und alle ihre stürmischen Angriffe zurückwies. Dies entschied die Schlacht, nach deren glücklichem Ausgang die Engländer die Stadt bombardierten, aus welcher sich, dadurch gezwungen, die Feinde weiter zurückzogen und nach Norden flohen.

*) Das in früheren Nachrichten als Ziel der Expedition genannte Rabba war also durch einen Schreibfehler entstanden; die in den neuen Berichten bezeichnete Entfernung von Lokodja, nämlich 90 Kilometer, sowie alle sonstigen Einzelheiten *bekräftigen*, daß man auf dem kürzesten Landwege, über Kabba, auf Bida marschierte.

Es wird abzuwarten sein, ob die Engländer nun, wie französische Zeitungen annehmen, gegen Bussang und zur Besitzergreifung von Borgu weiter vorschreiten. Von Lagos ist man im begriff eine Eisenbahn über Ibadan nach Abeokuta zu bauen. Die Verlängerung kann über Ilorin sowohl nach Bida als nach Bussang und Borgu geführt werden.

Parallel zu diesem Zuge gegen Bida geht der zweite gegen **Benin,** zu dessen Ausführung sofort nach der Niedermetzelung der Expedition Anfang Januar der Kontre-Admiral Rawson befohlen wurde. Es wurde ihm eine Flottille von fünf Schiffen mit 3 bis 400 Mann Landungstruppen zugeteilt. Durch weitere Kommandierung von ca. 500 Mann Marinesoldaten, einem Detachement Haussa und einer Schaar Eingeborener kam die Macht auf ca. 1400 Mann, welche schleunigst im Nigerdelta zusammengezogen wurde. Vom 16. Februar wurde aus Lagos gemeldet, daß die Expedition auf dem Wege nach Benin nach einem scharfen Gefecht die erste Ortschaft erobert habe. Am 18. Februar 6 Uhr brach die ganze Streitmacht von Alako auf um Benin anzugreifen, nach einem kampfreichen Vormarsch trat sie um 1 Uhr aus dem Busch und fand den Feind in Massen vor sich. Die Maximgeschütze gaben auch hier den Ausschlag, mit Verlust von 4 toten und 16 verwundeten Europäern machten sich die Engländer zu Herren der alten Königstadt. Aus den Mitteilungen von Leuten, welche die Teilnehmer der ersten niedergemetzelten Expedition vor ihrem Abmarsch gesprochen haben, ergiebt sich übrigens, daß man beabsichtigte, dieser friedlichen Mission eine bewaffnete baldigst folgen zu lassen. Man hegte also den — freilich gefährlichen — Plan, den König durch friedliche Verhandlungen erst sicher zu machen, um ihn später ungerüstet zu finden.

Wenn man neben diese beiden Expeditionen die frühere gegen Assante stellt, so muß man zugeben, daß die Engländer im Verlaufe kurzer Zeit in der Vernichtung der alten mächtigen Negerstaaten des nordwestlichen Afrikas mit viel Glück vorgegangen sind. Der König Prempeh des reichen Goldlandes von Assante ist mit den Prinzen und hohen Beamten, welche seine Gefangenschaft zu teilen haben, nun von Elmina nach seinem Gefängnisort, nach Freetown gebracht worden. Er hat sich, als er aufs Schiff gebracht wurde, töten wollen, um der Schmach sich zu entziehen. Was dieses auf Grund selbstherbeigeführter Veranlassung so energisch betriebene Vorgehen gegen die westafrikanischen Staatswesen für Folgen haben wird, kann erst die Zukunft lehren. Mahnende Stimmen erheben sich aber nicht nur im Auslande, sondern in England selbst. Anläßlich eines Telegramms der „Times", welches die Verluste der Matabele an Menschen, Tieren und Ortschaften bei den letzten Kämpfen aufzählt, sagt das „Journal des Debats": „Die Braven, die in Europa über die Mißhandlung eines Zugtiers in sittliche Entrüstung geraten, legen den barbarischen Greuelthaten ihrer Kolonisationsarmeen in Afrika nicht die geringste Bedeutung bei, weil diese Greuel an Barbaren

verübt werden. — Die Engländer vor allem lieben diese schnellen Förderungen der Zivilisation, diese Menschenfreunde, und ihre Generäle wissen ganz genau, wie man am sichersten mit den Barbaren umspringen kann." Der „Gaulois" aber ruft den Engländern die Kritik ihres eigenen Landsmanns, des Philosophen Herbert Spencer, ins Gedächtnis, welcher in seiner „Social-Philosophie" sie mit den Raubvögeln vergleicht und ihr Vorgehen mit den Worten charakterisiert: „Die engliche Politik ist folgerichtig ganz klar: erst die Bibel, dann die Kugel . . . die englische Machtstellung! englische Energie! englische Interessen! solche Worte gehen von Mund zu Munde, aber Menschlichkeit, Milde und Gerechtigkeit, davon ist nie Rede und an die denkt man nicht einmal."

Im französischen **Niger-Gebiet** wird mit Energie weiter gearbeitet, um namentlich die Konkurrenz Deutschlands aus dem Felde zu schlagen. Um sich in Mossi sicherer einzurichten, verbindet man nach Mitteilung der „Post" Wagadugu mit Massina durch eine Telegraphenleitung und gleichzeitig soll eine solche von Dahomey ins Hinterland bereits in Arbeit sein. Ferner machte der Geniekapitän Salesse den Vorschlag für eine neue Schienenbahn vom Hafen Konakry in französisch Guinea nach Sormoreia, oberhalb Kurussa am Niger, ein Projekt, das er an Ort und Stelle studiert hat. Die 480 Kilometer lange Bahn wird ein Konkurrenzprojekt zur Senegal-Niger-Bahn bilden, ist aber nicht so ganz aussichtslos, da letztere namentlich mit dem Abstieg zur Niger-Niederung noch große Schwierigkeiten haben möchte. Sie ist zur Zeit noch nicht weit über Bafulabe hinaus fertig, allerdings die Brücke über den Bafing nach dreijährigem Bau Mitte 1896 beendet; aber es bleibt noch eine zweite solche Brücke über den Bakhoy in Tucolo zu bauen und im ganzen noch eine Bahnstrecke von 400 Kilometer, für welche eine Bauzeit von 20 Jahren mit 25—31 Millionen Kosten wohl noch zu gering gerechnet sein wird. Im laufenden Jahr soll die Bahn bis Diubeba (43 Kilometer von Bafulabe) fertig werden.

Geographische Nachrichten.

M. Poulett Weatherly, über dessen Reise am Luapula im Februarheft berichtet wurde, hat eine Erforschung des Bangweolo-Sees ermöglicht und nach dessen Befahrung von Süden aus sich zu Lande zurückgewendet, um nach Ueberschreitung des Luapula 15 Kilometer unterhalb Katopa das Grab Livingstones in Chitambo aufzusuchen. Den Ort fand er verlassen (er ist 15 Kilometer nach Westen verlegt) und das Grab des letzten Häuptlings Chitambo unter demselben *Baum in südlicher* Richtung, unter dem nach Norden Livingstone ruht.

Noch ein zweiter Reisender, Beamter von britisch Central-Afrika, M. Blair-Watson hat im Jahre 1896 seine Erforschung des Moëro-Sees mit der Insel Kilwa und des Luapula-Deltas fortgesetzt. Er berichtet an die „Geographische Gesellschaft" zu London unter anderem über die auf der Insel befindlichen Höhlen.

Ueber ihre Reisen ins Barotse-Land haben nun auch Kapitän Gibbons und T. C. Reid, die Reisegefährten des Kapitän Bertrand, in „the Geographical Journal" berichtet. Sie trennten sich nach Ueberschreiten des Sambesi und verfolgten verschiedene Wege; Gibbons fuhr von Sesheke zu Schiff nach Marotse und drang mit viel Glück ins Land der Baschukulumbe vor, während Reid den Mochili (also mit Bertrand) aufwärts verfolgte.

Foa berichtet an die „Geographische Gesellschaft" in Paris über seine Expedition am oberen Shire, wo sie bei einer Ueberschwemmung beinahe vernichtet worden wäre. Er will sich im Mai nach den alten portugisischen Goldgruben im Maravi-Gebiet begeben.

C. Cuny veröffentlicht in „Bulletin de la Société de Geographie" (Paris) eine eingehende und beachtenswerte Abhandlung „de Libreville au Cameron" nebst Karte. Er hält den Weg längs des 2. Breitengrades vom Ubangi zum Sangha für den besten, um das Kongo-Gebiet mit dem Gabun zu verbinden, und will ihn eröffnen. —

Der Begleiter des auf der Rückreise in Lissabon verstorbenen Expeditionführers Versepuy, Baron de Romans berichtete in Paris über die Durchquerung Afrikas von Mombasa über den Albert-Edward-See durch das Armuwimi-Bassin nach Matadi. Er erklärt die Annahme Stanleys für einen Irrtum, daß der Rinsamba (Ruheru) See, Stanleys Golf Beatrice, einen Teil des Albert-Edward bilde, da er ein eigenes, durch einen kleinen Bach mit jenem verbundenes Becken besitze.

Der britische Generalkonsul von Mombasa, M. Clifford H. Cranfurd, hat kürzlich eine Reise ins Juba-Bassin zwischen Kismagu und Gosha gemacht (bis 1° N.) und hierbei den bisher nur gerüchtweise bekannten See Deshek-Wama sowie mehrere andere Depressionen besucht, welche nur periodisch mit Wasser ganz gefüllt sind.

M. Duport ist nach Vollendung seiner Reise von St. Louis durch Senegambien nach Timbuktu und von da durch das Niger- und das Roquelle-Thal zur Sierra Leone auf der Heimkehr begriffen.

The National Geographic Magazine (Washington) enthält eine reich illustrierte Abhandlung von Georg N. French über Goldküste, Assante und Kumassi.

Henry Douliot veröffentlicht das Tagebuch einer Reise an der Westküste von Madagaskar.

Zur Deportationsfrage.

(Nachschrift.)

Gelegentlich eines von ihm in Berlin gehaltenen Vortrages äußerte sich Herr Dr. Esser dahin, daß er nach den in Mossamedes gemachten Beobachtungen ein Freund der Verschickungssache geworden sei. Da dieser Ausspruch von verschiedenen Zeitungen wiedergegeben wurde, möchte ihm doch zur Vermeidung von Mißverständnissen das Urteil eines anderen Mannes und zwar eines Afrikareisenden der alten Schule entgegengestellt werden. Es ist dies kein geringerer als der Portugiese Serpa Pinto, ein glühender Patriot, aber auch, wie aus seinem Buche: „Wanderungen quer durch Afrika ꝛc." hervorgeht, ein Mann von ausgezeichneter und fester Moralität den Eingeborenen gegenüber.

Der Ausgangspunkt seiner Reise war bekanntlich das portugiesische Südwestafrika, welches er in seiner ganzen Ausdehnung durchquerte, um dann Transvaal und engl. Südafrika zu erreichen.

Die geringe Entwickelung der portugiesischen Kolonie, die Verderbtheit eines Teils der Eingeborenen schreibt er direkt der schädigenden Deportationswirtschaft zu und er bricht in schmerzliche Ausrufe aus beim Vergleiche dessen, was in Südafrika durch freie Europäer geleistet ist, gegenüber dem Zustand in Portugiesisch-West-Afrika.

Das Urteil eines Mannes mit so vielen Erfahrungen, wie Serpa Pinto wiegt schwerer, als der Ausspruch eines Herrn, der das Land nur auf einem flüchtigen, kleinen Ausflug an wenigen Stellen gesehen hat. Wenigstens können solche allgemeine Auslassungen nicht zur ernstlichen Lösung der Frage beitragen, was indessen kein Vorwurf gegen den Reisenden sein soll. Aber es ist selbstverständlich, daß zum genauen Beobachten Schulung und viel Zeit gehört.

x. x.

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

Prof. Dr. Paul Hellwig. Wilhelm der Große. Vaterländisches Festspiel für Schulen und Vereine. Dresden. L. Ehlermann. 1897.

Wir bringen dem sangeskundigen Verfasser für seine Gabe unsern besten Dank dar und sprechen ihn gleichfalls der Verlagsfirma aus, welche in uneigennütziger Weise den Ertrag aus dem Verkauf dieser Dichtung dem „Evangelischen *Afrikaverein*" zuführen will. Ohne Zweifel wird das Festspiel, wo es zur Auf-

führung gelangt, was auch in den kleinsten Verhältnissen möglich ist, da Abänderungen nach den am Schluß gegebenen Anweisungen leicht zu treffen sind, viel Freude erwecken. Auch das Vorlesen am Familientisch wird vielen Genuß bereiten. — —er.

C. v. Schwartz, Missionsdirektor. Karl Segebrock und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig. Selbstverlag der evangelisch-lutherischen Mission. In Kommission bei J. Naumanns Sortiment (C. Böhringer) in Leipzig. 1897. — Preis 50 Pfg.

Segebrock und Ovir sind die ersten deutschen evangelischen Missionare, welche von den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas ermordet sind. Die allgemeine Teilnahme, welche ihr Tod in unserm Vaterlande gefunden hat, läßt annehmen, daß ihr Lebensbild auch außerhalb der Kreise der besonderen Freunde der Leipziger Mission gern gelesen werden wird. Wir können das nur von ganzem Herzen wünschen. Denn der verehrte Verfasser hat mit großem Geschick aus den Tagebüchern und Privatbriefen der beiden jungen Missionare ihre Biographie zusammen gestellt. Man empfindet den Pulsschlag des väterlichen Herzens aus den Zeilen heraus, das Leid trägt um die beiden geistigen Söhne und sich doch in Gottes Wege ergiebt. Wir möchten, daß dies nüchterne und doch fesselnde und ergreifende Büchlein in die Hände recht vieler deutscher Jünglinge käme und empfehlen es darum besonders den Jünglingsvereinen und Schülerbibliotheken; keiner, der angefangen hat es zu lesen, wird es aus der Hand geben, ehe er es zu Ende gelesen hat. —er.

Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Herausgegeben von **G. Burkhardt**, Missionsdirektor a. D. Erstes Heft: Grönland und Alaska. — Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa. 1897. — Preis 1,50 Mark.

9 bezw. 4 Einzelbilder, welche einen trefflichen Einblick in die Eigenart der beiden genannten Missionsgebiete geben. —er.

Dr. M. Busse, Transvaal und die deutsch-englischen Beziehungen. **Die ägyptische Frage.** Zwei Vorträge, gehalten im Civil-Kasino zu Koblenz. W. Groos Hofbuchhandlung. Koblenz, April 1896.

Die beiden Vorträge sind in Versammlungen der Abteilung Koblenz der deutschen Kolonialgesellschaft gehalten und vom Vorstande derselben herausgegeben. Da sowohl die Transvaal- als auch die ägyptische Frage noch jetzt aktuelles Interesse haben, so sei hiermit auf diese 54 Seiten starke Broschüre hingewiesen. Der Reinertrag aus dem Vertriebe, so heißt es im Vorwort, wird dem Präsidenten der deutschen Kolonialgesellschaft für einen kolonialen Zweck zur Verfügung gestellt werden. —er.

D. Gustav Kawerau. Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Breslau. Verlag von Wilh. Gottl. Korn. 1896.

Der Verfasser hat die angegebene Frage in einem Vortrage auf der vorjährigen schlesischen Missions-Konferenz zu Breslau behandelt. Es wird manchem Missionsfreunde lieb sein, eine geschichtlich begründete Antwort auf dieselbe hier zu finden. —er.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** Mit 11 lithograph. Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Text. Leipzig 1896/97. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Vollständig in 17 Lieferungen à 1,50 Mark. Die 17. Lieferung 2 Mark. — Preis des vollständigen Werkes broschiert 26 Mark. Soeben erschienen Lieferung 3 und 4.

Eine Besprechung der bisher vorliegenden Lieferungen folgt in der nächsten Nummer. —

Evangelisches Missions-Magazin. Im Auftrage des Basler Missions-Komitees herausgegeben von **P. Steiner** in Basel. — Basel. Verlag der Missionsbuchhandlung. Erscheint monatlich. Preis jährlich 5 Mark.

Der evangelische Heidenbote. Erscheint monatlich unter der Leitung des Basler Missions-Komitees. Preis jährlich 1,40 Mark.

Verlag der Missionsverwaltung in Herrnhut. Von den Missionserzählungen für die Jugend **„In fernen Heidenlanden"** liegen drei neue Hefte vor:

Nr. 5. **Hans Peter Hallbeck.** 32 Seiten. Preis 10 Pf.

Nr. 6. **Zweimal gehenkt.** 48 Seiten. 15 Pf.

Nr. 7. **Auf der Flucht.** 139 Seiten. Preis 30 Pf.

P. K. Neumann. Tagesanbruch auf den blauen Bergen, oder Abraham Halea, der Erstling der Badaga. Basel 1897. Verlag der Missionsbuchhandlung. 20 Seiten. Preis 10 Pf.

Mitteilungen aus der Leipziger Mission. Sonderabdruck aus dem 77. Jahresbericht der evangelischen Mission zu Leipzig. Juli 1896. In Kommission von Justus Naumanns Sortiment (C. Böhringer) Leipzig. 88 Seiten. Preis 30 Pf.

Werkstätten für kirchliche Kunst

von

F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

→→→→→ Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung. ←←←←←

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc.

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko

durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Emmer-

Pianinos von 450 Mk., **Harmoniums** von 95 Mk. an, und **Flügel**, 10jährige Garantie.

Abzahlung gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Freisendung.

Wilh. Emmer, Berlin C., Seydelstrasse 20.

Pianoforte- und Harmonium-Fabrikant.

Filiale: Basel, Kaufhausgasse 7. **G. Herbert,** Gegründet im Jahre 1826.

Berlin S.W.,

Alte Jakobstraße 5

empfiehlt seine

Handlung und Werkstätten

für

Ornate, Paramente und Ornamente,

sowie

alle Bedarfs-Artikel der evangel. Geistlichkeit und Kirche ꝛc.

zu soliden und festen Preisen bei gediegener und künstlerischer Ausführung.

Preisverzeichnisse, Zeichnungen, Berechnungen, Proben umsonst und frei.

Telephon: Amt IV. 1255.

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika" quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird."

Für das Jahr 1897 gingen ein: P. Großcurth, Iserlohn, 3 Mk. — Lehrer Müller, Haag, 2 Mk. — v. Bülow, Kogel, 10 Mk. — Postsekretär Förster, Hagenau, 3 Mk. — Frau Hauptmann Ehlert, Potsdam, 1 Mk. — Frau Hauptmann Petersen, Potsdam, 1 Mk. — Frau Premier-Lieutenant v. Kaufmann, Potsdam, 1 Mk. — Frau Premier-Lieutenant Matthießen, Potsdam, 1 Mk. — Superintendent Kähler, Neuteich, 3 Mk. — Fräulein Beerend, Bonn, 3 Mk. — Lina Wagner, Kreuznach, 2,50 Mk. — Assessor Horst, Corbach, 3 Mk. — Clever, Georgshof, 3 Mk. — Frau Liebusch, Muskau, 2 Mk. — F. Zastrow, Carlsburg, 3 Mk. — Revierförster Ohlrich, Carlsburg, 3 Mk. — Dr. Hegewald, Schermeisel, 4 Mk. — Geh. Justizrat Steinhausen, Berlin, 3 Mk. — Ferd. Baur, Altona, 10 Mk. — Rud. Bölling, Wiesbaden, 5 Mk. — Frau Ober-Reg.-R. v. Barneckow, Bromberg, 3 Mk. — J. B. de Cuvry, Wehrheim, 4 Mk. — Miss.-Pred. Kopp, Heilbronn, 2 Mk. — Ober-Präs. v. Pommer-Esche, Magdeburg, 3 Mk. — A. v. Alten, Berlin, 3 Mk. — Dir. Brink, Görlitz, 3 Mk. — Seminarkasse Auerbach i. V., 2 M. — Frau Balthasar, Schönhagen, 1 Mk. — Ober-Reg.-Rat Lucanus, Erfurt, 3 Mk. — Geh. Ober-Reg.-Rat Harder, Berlin, 3 Mk. — P. Baltzer, Wichmannsdorf, 3 Mk. — Dr. Hesselbarth, Hartha, 3 Mk. — Frau Dr. Staudinger, Dresden-Loschwitz, 3 Mk. — Joh. Roßner, Hof, 3 Mk. — Kantor Görges, Groppendorf, 2 Mk. — Gutsbesitzer E. Trittel, Nordgermersleben, 3 Mk. — Dr. Hermes, Erxleben, 3 Mk. — Kantor Bielang, Osterweddingen, 2 Mk. — Frau Fischer, Magdeburg, 2 Mk. — Oberstlieut. a. D. R. Wagner, Berlin, 2 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Die Eingeborenen in dem Jahresbericht der Regierung ꝛc.	65
Vereinsnachrichten	71
Der Branntwein in Afrika	75
Afrikanische Nachrichten	80
Zur Deportationsfrage	94
Bücherbesprechungen und -Anzeigen	94

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von G. A. Ehrhardt in Reinhardtsleben

AFRIKA.

Nr. 4.

April 1897.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag

der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,

Berlin NO43, Friedenstraße 2.

Verantwortliche Schriftleitung:

Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt

(Bz. Magdeburg).

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika"** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert 2c. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Im März sandten Briefmarken: Pfarrer Kaldenbach, Ackerbach. — Gräfin *Wedel, Sandfort.* — Pfarrer Endemann, Nowawes. — Gräfin Schweinitz, Berghof.

Einiges über die Rechtslage der Eingeborenen in Afrika.

Bei der Aufteilung des noch verbliebenen Noman's-Landes in Afrika unter die europäischen Kolonialstaaten ging gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts alles nach Völkerrecht vom Gesichtspunkte eines hohen sittlichen, den Wilden Glück und Zivilisation bringenden Standpunktes aus. So wenigstens konnte man in den Erlassen der alten Kulturländer lesen und in den Parlamenten von der Rednerbühne hören. Mitunter sagte allerdings eine oder die andere Macht ganz offen: wir müssen dieses oder jenes Land der Eingeborenen erwerben, weil wir es für unsern Handel, Industrie oder Plantagenkultur notwendig haben, auch weil . . . . uns sonst ein anderer Staat zuvorkommt und es mit Beschlag belegt. Das war wenigstens offen Farbe bekannt. Kam es aber dann zur Begründung der Geldforderungen in den Parlamenten, dann hörte man häufig: Wir haben eine hohe Kulturmission zur Hebung der Eingeborenen übernommen, die wir in erster Linie ausführen müssen.

Wie die Kulturmission von einer Anzahl Apostel aufgefaßt wurde, davon las man mitunter etwas, zum Glück lange nicht alles, in den Zeitungen des Abendlandes. Das Wenige, was veröffentlicht wurde, zeigte aber leider schon, wie rechtlos die sogenannten schwarzen Brüder häufig behandelt wurden.

Haben die Eingeborenen den Europäern gegenüber überhaupt Rechte? Einige verneinen es direkt, andere gestehen den schwarzen Mitmenschen allerdings solche zu, aber nur soweit es ihnen paßt und unter Berücksichtigung zahlreicher Ausnahmefälle. Nur ein kleiner Teil der Europäern rechnet mit der Thatsache, daß die Eingeborenen die ehemaligen Herren des Landes waren, und sich, als sie uns erlaubten, uns bei ihnen niederzulassen, doch noch etwas von ihren früheren Rechten vorbehielten.

Schon die Art der Erwerbung des Keinesmanneslandes (dieses von der egoistischen englischen Diplomatie erfundene Wort kennzeichnet gleich eine Ungerechtigkeit; deshalb, weil es keiner flaggenführenden Nation angehörte, war es eben herrenlos, als ob die Eingeborenen nicht eben solche Ansprüche darauf hätten, wie die europäischen Eindringlinge) zeigte sich mitunter bedenklich. War sie auch, der humanen Neuzeit entsprechend, im Beginn eine friedliche durch so bezeichnete „rechtsgiltige Verträge", so stellten diese doch meistens bereits eine Uebervorteilung der Schwarzen dar; denn die erste Grundbedingung eines moralisch legalen Vertrages, die Kenntnis beider Kontrahenten von dem, was sie geben und dafür empfangen sollten, fehlte auf seiten der schwarzen Häuptlinge. Wohl in den wenigsten Fällen wußten sie, was es heißt, Hoheitsrechte abzutreten und Land zu cedieren, oder wie die *Zusicherung* des „Schutzes" in Wirklichkeit zu verstehen

war. Auch kam noch der Umstand dazu, daß der schriftliche Text des Vertrages vielfach so ganz anders lautete, als die mündlichen Versprechungen und Abmachungen seitens der Europäer vor dem Unterkreuzen des Schriftstückes durch die häufig des Lesens unkundigen Eingeboren erhoffen ließen. Später bei Abgrenzung der Kolonien nach dem Innern zu, in der sogenannten Interessensphäre (ein aus Vorsichtsgründen verklausulierendes Wort gegenüber dem „Schutzgebiet") hielt man es gar nicht mehr für nötig die Völker zu fragen, ob sie sich unter Schutz stellen wollten oder nicht, sondern teilte sie mittelst Federstriche in Europa unter Engländer, Deutsche, Franzosen, Belgier ꝛc.

Doch es soll nicht zu schwarz gemalt werden. Auch muß man zugeben, daß, da nun doch einmal Afrika verteilt wurde, jeder Staat, der nicht ebenfalls nach dem vorher bezeichneten Muster gearbeitet hätte, einfach ein Thor gewesen wäre, der sein Ziel, „auch ein möglich großes Stück abzuhaben", einfach nicht erreicht hätte, wenn er es anders machte. Ferner muß die Unmöglichkeit mit jedem der Könige, Häuptlinge oder der unabhängigen Dorfgemeinschaften, welche auf Tausenden von Quadratmeilen afrikanischen Bodens wohnen, einen Vertrag zu schließen, bei der großen Stammesverschiedenheit, Besitzzersplitterung und der Schwierigkeit des Eindringens in das oft ganz unbekannte Gebiet ohne weiteres zugegeben werden. Nur die sogenannten Aufstände der Eingeborenen wird man unter diesem Gesichtspunkte etwas anders auffassen müssen, denn sie sind in einer Anzahl von Fällen verzweifelte Kriege um die Freiheit gegen die Eindringlinge. —

Große, gut oder doch wenigstens leidlich regierte Reiche finden wir nur im Innern Afrika's, an der Küste giebt es meistens nur kleinere Dorfgemeinschaften, deren Bevölkerung vielfach durch die Nachwirkungen des Sklavenhandels und aus andern Ursachen demoralisiert ist. Der betreffende europäische Staat, welcher sich dort niederließ, fand also wirklich ein schönes Feld vor, Ordnung zu schaffen, und der für manche wirkliche Verbesserungen auch empfängliche Neger wird in verschiedenen Fällen bald den Vorteil, den er durch die größere Rechtssicherheit, den Schutz gegen Bedrückungen mächtiger Häuptlinge, den gesteigerten Verkehr ꝛc. erlangt hat, einsehen. Wenn es auch keine Frage ist, daß zu viele Gesetze für eine junge Kolonie ein großes Uebel sind, so macht sich doch eine gewisse Anzahl von Verordnungen notwendig, mögen diese auch mitunter den alten Sitten der Eingeborenen entgegenlaufen. Soweit der Machtbezirk der Europäer reicht, müssen diese selbstverständlich versuchen, Menschenraub, Fehden, Ordalien, Zwillingsmord und Anthropophagie zu unterdrücken; dabei wird es natürlich manchmal zu Kämpfen kommen. Von überstürztem Vorgehen ist abzuraten und eine unter Berücksichtigung der alten Gebräuche gegebene Aufklärung, bezüglich Verwarnung sollte der Einführung drakonischer neuer Gesetze vorangehen. In Osteuropa werden noch heutigen Tages, in Westeuropa wurden noch vor hundert Jahren Hexen ver-

brannt, also kann man die Abschaffung ähnlicher Gebräuche in Afrika nicht im Handumdrehen verlangen.

Indessen neben den Pflichten, die den Eingeborenen auferlegt sind, haben sie auch Rechte. Der Schutz, der ihnen gegen Uebergriffe feindlicher Stämme versprochen wurde, muß ausgeübt werden, ebenso ein solcher gegen die Vergewaltigung durch Europäer oder deren Diener; ihre alten Gebräuche, welche nicht gegen die vorher erwähnten Vergehen nach europäischen Begriffen (in den Augen der Afrikaner sind es keine) verstoßen, müssen geschont werden, ebenso wie ihre Eigentums- und Nutzungsrechte.

Wenn wir die vielen Kriege (mitunter sind es leider Metzeleien) betrachten, welche in den letzten 12 Jahren in Afrika von Weißen gegen die Schwarzen geführt wurden, so finden wir, daß nur ein kleiner Teil derselben eine Berechtigung hatte, oder entschuldigt werden konnte, der größere Teil jedoch im günstigeren Falle durch Unkenntnis oder Nichtbeachtung der Gebräuche der Eingeborenen, im schlimmeren indessen durch Uebergriffe einzelner Weißen, Mutwillen, ja sogar Frivolität hervorgerufen wurde. Wie manches sogenannte *siegreiche* Gefecht der Repetiergewehre gegen Lanzen oder Pfeil und Bogen ist nicht durch stehlende oder plündernde Träger oder Diener der Europäer hervorgerufen worden, vom Schlimmeren nicht zu sprechen! Kann man es den Landesinsassen verdenken, wenn sie ihre Habe und Weiber vertheidigen? Der Ruf solcher Züge verbreitete sich in Gegenden, wo noch kein Europäer gesehen war, die Eingeborenen flohen natürlich vor der heranziehenden Karawane und der Herr Weiße hatte nun das Recht zu *fouragieren*! Es fehlten Träger, natürlich durfte er sich solche einfangen, oder von Häuptlingen durch Zwang geben lassen. Waren sie in der Ausführung der unbekannten Arbeit saumselig, gab es Prügel, liefen die armen Teufel davon, wurden sie verfolgt, auf der Flucht erschossen oder eingefangen, dann war die geringste Strafe, Prügel und Fußeisen, mußte aber ein *Exempel statuiert* werden, wie es entschuldigend heißt, trat die Kugel oder der Strang in Thätigkeit.

Nun Prügelstrafe, das ist doch nichts schlimmes für die Schwarzen, denkt man in Europa! Es soll zugegeben werden, daß für manche verdorbene Küstenneger oder die daran gewöhnten Sudanesen, in Ermangelung anderer Strafen, eine Portion Hiebe oft das am nächsten liegende Zuchtmittel ist. Der Neger hat, auf *frischer* That ertappt, ein Schuldgefühl und nimmt die Strafe, wenn sie gerecht ist, ruhig hin. Aber keine Strafe darf grausam sein und die Ansichten über das Maß der zulässigen Hiebe schwanken zwischen 20 und 200. Manche Prügel wurden aus Wut und in der Heftigkeit gegeben. Man darf auch nicht vergessen, daß viele afrikanische Stämme die Prügelstrafe absolut nicht kennen. Es ist vorgekommen, daß Weiße bis dahin freie Landeshäuptlinge schlagen ließen, weil diese nicht entgegen kommend genug waren, — da gab es dann mitunter blutige

Kämpfe; oder daß sich Neger das Leben nahmen, weil sie grausam gepeitscht wurden.

Wenn früher eine Expedition ins unbekannte Innere drang, dann mußte sie sich die Nahrungsmittel einhandeln, ihr Nachtquartier in Form von Geschenken an die Häuptlinge bezahlen und ebenso die Erlaubnis zum Weiterziehen erkaufen, oder doch durch Unterhandlungen erwirken. Macht jetzt einmal ein mächtigerer Landesfürst im Innern Afrikas, der sich für unabhängig hält, weil er noch keinen Vertreter einer europäischen Großmacht, die ihn beglücken will, gesehen und noch weniger ihm Zugeständnisse gemacht hat, in Voraussicht der entstehenden Schwierigkeiten Miene eine Karawane nicht durchzulassen, oder fordert er ein Geschenk, zu dem er häufig ein Recht hat, dann wird der widerspenstige, erpresserische, unverschämte Mensch, nicht durch Unterhandlungen, denen die Schwarzen meistens so leicht zugänglich sind, eines besseren belehrt, sondern die Hinterlader machen ihn in der Art des im „Arizona Kicker" geschilderten Kartenspielers, der zur Bekräftigung seines Trumphes einen Revolver und ein Bowiemesser, gegen eine verrostete, alte Pistole des Gegners auf den Tisch legte, den Standpunkt klar. Es ist ja auch ein Unding, so wenigstens hört man von vielen sagen, daß ein Neger Zölle fordert, oder die Erlaubnis, sein Land mit einer bewaffneten Expedition zu durchziehen, in Anspruch nimmt! So etwas kommt allerdings mitunter in Europa vor und war vor 50 bis 100 Jahren noch überall Brauch, aber da ist es etwas anders! Wohl giebt es räuberische Stämme, die bekämpft werden müssen, wenn man die Pflicht und die Macht hat, Ordnung zu schaffen, oder sich in wirklicher Notwehr befindet, wohl ist der Zustand in manchen Stellen Afrikas ein unsicherer und es sollen durchaus nicht alle Neger als harmlose Geschöpfe hingestellt werden; daß sie aber vielfach gutmütig sind und den Weißen mit einer Art heiligen Scheu oder Frucht betrachten, solange sie nicht von der oft so verkehrt gebrachten Zivilisation gewisser Weißen beeinflußt sind, das beweisen die früheren Expeditionen. Man vergleiche nur die Verhältnisse in Europa zur Jetztzeit mit denen früherer Jahrhunderte, dann wird man finden, daß in Afrika vieles eher besser, als schlimmer bei uns ist.

Es soll nun nicht näher darauf eingegangen werden, wie oft Kämpfe durch Ueberhebung von seiten der Europäer und Mißverstehen der Sitten und Rechte der Eingeborenen hervorgerufen sind. Erfreulicherweise scheint man bei den europäischen Regierungen auch die Notwendigkeit einer strammen Zucht und gesetzlichen Beschränkung der draußen regierenden Europäer einzusehen und es soll auch ohne weiteres zugegeben werden, daß in einer Anzahl europäischer Besitzungen wirklich bessere Zustände gegen früher geschaffen worden sind und das Land, sowie die Bevölkerung gehoben wurde. Man *darf auch nicht* gleich zu viel dort erwarten, da die Zeit der Besitz*nahme erst eine kurze* ist. Aber auch heute darf die Mahnung einer *milden Behandlung* der Eingeborenen und eine möglichste Berück-

sichtigung ihrer Rechte noch nicht unterlassen werden, zumal die Lösung der Landfrage in verschiedenen Kolonien eine brennende wird. Was hört man da nicht noch für törichte Ansichten! Die einen meinen: das Land ist nur für uns Europäer; wenn die Eingeborenen sich uns bei der Besiedelung entgegenstellen, dann muß man sie vertreiben, d. h. wegschießen, ein besonders findiger Kopf begründete dies sogar damit, daß die und die Stämme auch erst in die betreffende Gegend vor einem halben Jahrhundert eingewandert wären, folglich auch kein Recht auf das Land hätten! Welch' traurige Anschauungen! Wir wollen den Eingeborenen Kultur, Gesetz und Schutz bringen und nehmen ihnen die Grundlage ihrer Existenz, wenn es unser krasser Egoismus verlangt. Wir schicken ihnen unsere Glaubensboten zur Bekehrung zur Religion der Gerechtigkeit und Liebe und stehen nicht an, bei irgend einer Gelegenheit die kaum geschaffenen Gemeinden zu vernichten. Nun solche Fälle waren zum Glück selten und kommen hoffentlich nicht mehr vor (?)

Aber es giebt sonst sehr vorurteilsfreie Europäer, die bei den Eingeborenen überhaupt keinen Landbesitz anerkennen wollen und ihnen höchstens ihre Hütte und das eben bepflanzte Land zubilligen. Wohl haben die Neger keine Grundbücher, auch verstehen sie, soweit es ihnen nicht von Weißen beigebracht wurde, nicht den Wert unkultivierten Landes als Verkaufsobjekt. Was der einzelne bebaut und einzäunt, das gehört ihm, solange er es benutzt. Aber doch kennen viele Häuptlinge und Gemeinden ein Recht auf das ganze Gebiet. Der Einheimische muß Abgaben zahlen, dem Fremden kann die Erlaubnis, sich anzubauen, verweigert werden, oder er muß sie erkaufen. Es giebt auch im Urwalde und in der Steppe Nutzungsgebiete für Waldprodukte, Jagd, Weide. Das Wort „herrenloses Land" beruht häufig auf einer Verkennung der wirklichen Verhältnisse, wenn es auch solches in manchen Gebieten giebt.

Man bedarf aber gar keiner schroffen Mittel zur Erwerbung größerer Urwaldstrecken, denn im Wege der friedlichen Vereinbarung wird man gegen eine geringe Entschädigung meistens von den anwohnenden Häuptlingen diese zugebilligt bekommen und die Eingeborenen sind dann zufrieden damit, während ein einfaches Wegnehmen durch Dekret böses Blut macht.

Afrika soll jetzt der Großplantagenkultur erschlossen werden. Es ist hier nicht die Stelle, zu erörtern, ob in vielen Fällen nicht der Kleinbetrieb durch die Neger besser wäre. Große Landkomplexe müssen sich auf einen Besitzer vereinen. Da ist es nun die Pflicht der Regierungen darüber zu wachen, daß die Eingeborenen nicht vergewaltigt werden, daß ihnen nicht nur ihr Dorf und die bis dahin benutzten Felder bleiben, sondern, daß bei der herrschenden, teilweise notwendigen Brachenwirtschaft für Land zum künftigen Betriebe gesorgt wird, daß Wald genug bleibt, um den Eingeborenen Bau- und Brennmaterial zu liefern, ebenso daß ihnen die Fischerei, Honignutzung, das Früchte-

sammeln und, wo es geht, selbst die Jagdgerechtsame nicht entzogen wird. Schädliche Landspekulationen der Europäer müssen natürlich nicht blos im Interesse der Eingeborenen, sondern auch der Kolonie selbst verhindert werden und Mittel dazu giebt es in vernünftigen Kultivationsbestimmungen. Freibriefe oder Monopole an Gesellschaftn haben in der neueren Zeit nirgends in Afrika genützt, sondern sich nach verschiedenen Richtungen hin als hinderlich und schädlich erwiesen.

Was nun den oft geforderten Zwang der Eingeborenen zur Arbeit anbelangt, so besteht wohl eine große Aufgabe darin, die Neger zur stärkeren Arbeitsleistung zu erziehen, ein Recht auf die Arbeit der Eingeborenen für unsere Selbstzwecke, z. B. den Plantagenbau haben wir aber nicht, auf keinen Fall dürfen wir sie mit Gewaltmitteln dazu zwingen. Ueber die Rechte und die Behandlung der Eingeborenen ließe sich natürlich noch vieles sagen, aber es soll hiermit die kleine Abhandlung geschlossen werden.

Den Standpunkt, den die Mission zur Rechtssicherung der Eingeborenen einnimmt und welche Pflichten uns fernerhin durch die Verbreitung des Christenthums entstehen, wie gerade die Mission in der Lage ist, erzieherisch zu wirken, das wird hoffentlich von anderer Seite geschildert werden. Wie schon aus der Fassung hervorgeht, handelt der vorstehende Aufsatz nicht von den Kolonien eines Staates, sondern verschiedener Länder. Schwere Fehler wurden überall gemacht und alle Regierungen sind bestrebt oder sollten es sein, sie künftig zu verhindern.

Karl v. d. Steinen, ein hervorragender Ethnograph der neueren Richtung, sagt, daß wir Europäer so oft die Sitten und Gebräuche der Naturvölker nur durch unsere Kulturbrille sehen. Auf Afrika übertragen, wo wir es seltner mit Naturvölkern, als schon mit mehr oder weniger von Weißen, resp. Arabern beeinflußten Stämmen zu thun haben, könnte man sagen: Der Europäer hüte sich die Schwarzen durch eine Brille zu betrachten, deren eines Glas aus Egoismus, deren anderes aus Vorurteil besteht. Man versetze sich manchmal in die Lage der Leute, dann wird man leichter das Richtige in der Behandlung finden.

Kolonisatiosarbeit ist schwer, sie erfordert einwandsfreie ganze Männer, die schon hier wissen müßten, was sie zu thun haben, und auf ihren Beruf vorbereitet sein sollten. Sie müssen verantwortlich sein und dürfen die Sache nicht als einen kurzjährigen Sport betrachten.

Leider läßt sich auch nicht immer Humanität mit wirtschaftlichen Interessen verbinden, wenigstens scheint es so. Was dem einen in der Welt nützt, schadet dem andern. Selbst eine milde Regierung wird manchmal vor gewaltsamen Konflikten stehen; daß aber viele derselben bei besserer Berücksichtigung der Rechte und Sitten der

Eingeborenen zu verhindern sind, das geht nicht blos aus der Geschichte früher Jahrhunderte, sondern auch aus der der letzten Jahrzehnte hervor. X. X.

Ein nachahmungswertes Beispiel.

Die „Royal-Niger-Company" ist nicht sehr beliebt. In Frankreich wie in Deutschland wird man nicht müde, über sie zu klagen. Ob die Klagen alle berechtigt sind, lassen wir ununtersucht, jedenfalls dürfen sie nicht verhindern anzuerkennen, daß die Gesellschaft unter der geschickten Leitung von Sir George Goldie zuweilen afrikanischen Regierungen ein sehr gutes Beispiel giebt. Sehr nachahmungswert ist z. B. die energische und erfolgreiche Einschränkung des Branntweinhandels, die durch die Gesellschaft geschehen ist. Ein Teil der Erbitterung gegen ihre Herrschaft am Niger stammt jedenfalls aus dem Unwillen der Branntweinhändler, die sich in ihrem verderblichen Treiben gehindert sehen.

Sehr erfreulich ist auch eine Anweisung, die der Gouverneur in dem jüngsten Feldzuge gegeben hat. Bekanntlich hat die Gesellschaft in aller Stille eine Expedition gerüstet, über welche die verschiedenartigsten Vermutungen geäußert worden sind. Jetzt weiß man, daß sie gegen den Emir von Nupe gerichtet ist, der mit seinem Sklavenraubzügen das Land beunruhigte. Es ist zu hoffen, daß der erste schnelle Erfolg kein nur scheinbarer ist und es der Gesellschaft gelingt, die unheilvolle Herrschaft des Islam zu brechen und in jenen Gegenden einer besseren Kultur die Wege zu öffnen.

Für die Offiziere der kleinen Armee, die diesen Feldzug gegen eine, wie es hieß, sehr bedeutende Armee des Emir von Nupe unternehmen sollte, hat Sir G. Goldie am 7. Januar d. J. einen Generalbefehl erlassen. Im ersten Abschnitt sagte er: „Jeder Offizier muß sich immer vorhalten, daß wir nicht gegen die eingeborene Bevölkerung Krieg führen, sie vielmehr von der grausamen Tyrannei fremder Unterdrücker befreien wollen. Da die Eingeborenen glauben, daß ihre Herren die Macht haben uns zu vernichten, so dürfen wir von ihnen weder Beistand noch auch nur genaue Nachricht erwarten, ehe wir den ersten entscheidenden Schlag geführt haben. Dann werden sie ohne Zweifel sich erheben und unsere Arbeit zu Ende führen. Es ist darum von der höchsten Wichtigkeit, daß wir dem Eigentum, den Personen und den Sitten der einheimischen Bevölkerung die höchste Achtung zeigen. Nahrung, Arbeit, Böte, die requiriert werden, müssen mit Waaren oder Anweisungen bezahlt werden. Kein Eigentum darf zerstört werden, wenn es nicht strategisch geboten ist. Ein guter Humor im Verkehr mit den Eingeborenen ist im Neger-

land von der größten Bedeutung, denn hier richtet ein Lächeln verbunden mit Festigkeit mehr aus, als Strenge und Gewaltsamkeit. Die Offiziere müssen ihrer Mannschaft immer wieder einprägen, daß eine rohe Behandlung der Eingeborenen gestraft werden wird, daß auf ernstere Vergehen, wie Gewalt gegen Frauen, körperliche Verletzung, Raub, unnötige Zerstörung von Eigentum usw. die Todesstrafe steht.

In dem zweiten Abschnitt wird darauf aufmerksam gemacht, daß der religiöse Gegensatz der Mohammedaner, Heiden und Christen noch besondere Vorsicht nöthig mache. „Grobheit, heißt es, Ungerechtigkeit und „Niger-temper" (ist wohl Synonym von „Tropen-Koller") bei auch nur zwei oder drei Offizieren würden einen ansteckenden Geist der Unzufriedenheit gegen die Christen erwecken."

Man sieht, daß die besonderen Schwierigkeiten der Lage diese verständigen und humanen Worte diktiert haben, und auch die Beschränkung der einströmenden Branntweinflut mag eigennützige Gründe haben. Die Rücksicht auf den eigenen Vorteil hat mitgeholfen zu diesem tugendsamen Verhalten. Dem mag so sein! Man kann nur wünschen, daß wir Deutsche auch so erleuchtet werden und einsehen, daß auch koloniale Selbstsucht, wenn sie einigermaßen erleuchtet ist, auf die Wege weist, welche Tugend und Humanität zu betreten gebieten.

(Weser-Zeitung Nro. 18032 vom 3. Februar 1897).

Vereinsnachrichten.

1. Ueber den Heimgang unserer Schwester Lina Dieckmann, den wir in der vorigen Nummer kurz meldeten, liegen nunmehr folgende nähere Nachrichten vor:

Tief traurig sind wir, schreibt Missionar Langheinrich aus Wuga, denn Schwester Lina ist heimgegangen. Sie hat nur kurze Zeit nach ihrem Eintreffen hier oben das Bewußtsein gehabt und sich sehr gefreut. Als ich von Wuga hierher kam, Freitag Mittag, den 29. Januar, um die Neuangekommenen zu begrüßen und mit Rat und That zu helfen, da war sie schon bewußtlos. Hatte die beiden ersten Nächte das größte Mädchen in ihrem Zimmer mit geschlafen, so lösten sich Bruder Liebusch und Bokermann in der Nacht vom 29. zum 30. ab. Wir hatten angefangen, nasse Umschläge auf den Kopf zu legen. Speise kam alle wieder, auch Portwein. Nur ganz, ganz wenig gelang von Zeit zu Zeit ihr einzuflößen. Das Fieber zeigte keine sehr hohen Grade. Es waren anfangs gegen 40, nachher

um 39. Die Kräfte waren sehr gering. Am 30. mittags bekam nun Br. Bokermann perniciöses Fieber mit starkem Herzkrampf. In der Nacht wachte ich bei Schw. Lina, Br. Liebusch bei Br. Bokermann. Damals war bei Schw. Lina noch schlafen und wachen zu unterscheiden. Ich habe ihr einzelne Sprüche aus der Bibel von Zeit zu Zeit vorgebetet oder vorgelesen und den Herrn angefleht. Auch in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar mußte ich die Nachtwache übernehmen. Da Br. Bokermann am Nachmittag sehr krank war und irre redete, wachte Br. Liebusch bei ihm. In der Nacht vom 1. zum 2. Februar um 11 Uhr that Schw. Lina den letzten Atemzug. So gut ich es konnte, habe ich sie gestützt und ihre Lage zu erleichtern gesucht, und habe gebetet wie man mit einer Sterbenden betet, im festen Glauben, daß der Herr auch ihre Sünden getragen, daß sie erlöst und versöhnt sei durch sein Blut. Ob auch ihre Lippen stumm waren, Der Herr redete durch sie zu mir. Es war so unsäglich traurig und doch so köstlich zu sehen, in welchem Frieden sie heimging. Trotz der Atemnot, die eine Stunde währte, war seliger Friede auf dem Antlitz, und Friede auch, als das Herz stille stand. Ich drückte ihr die Augen zu und rief dann Br. Liebusch; Br. Bokermann war am Nachmittage vorher dem Tode, menschlichem Ermessen nach, ganz nahe gewesen; Der Herzkrampf dauerte zu lange. Ich reichte ihm das heilige Abendmahl mit Br. Liebusch zusammen. Aber der Herr half hier noch einmal. — Talar und Bäffchen hatte ich hierher mitgenommen, weil wir in Wuga glaubten, daß alle drei, Schw. Lina, Br. Bokermann, und Br. Liebusch gerne das heilige Abendmahl mit einander feiern würden nach ihrer Ankunft. —

Ich schlief darauf im Zimmer, wo die liebe Leiche lag, totmüde, aber dankbar, daß Gott mich zur Hilfe hergesandt und soweit Kraft gegeben, der Kranken und Sterbenden zu dienen.

Am andern Morgen, so fährt Br. Liebusch fort, zimmerte Jakobus einen Sarg zurecht, den wir mit weißem Tuch bekleideten. Br. Langheinrich grub dann mit drei Waschambaa das Grab südlich vom Erholungshause. Da der Sarg zu schwer war, um ihn mit der Leiche tragen zu können, trugen wir ihn vorher hin und setzten ihn auf zwei Stangen über das Grab. Dann trugen wir die liebe Tote auf der Bettbahre nach oben in den Sarg hinein, während Jakobus das Glöckchen läutete, das zum ersten Mal beim Einzug Schw. Linas geläutet war, nun schon zu ihrem Auszuge. Nachdem die Kinder noch Blumen gesucht für die teure Entschlafene und nochmals das liebe, nun schon sehr eingefallene Antlitz gesehen hatten, nagelte Jakobus den Sarg zu, und wir ließen den Sarg mit der lieben Leiche hinab. Jakobus blies: „Jesus meine Zuversicht", nach welcher Melodie die Kinder sangen: „Ndupu kazi kim ckwisha" (Schwester, die Arbeit ist zu Ende), ein schönes Lied nach dem Englischen, voll von Auferstehungshoffnung; Br. Langheinrich verlas dann auf Kisuaheli einige Sprüche, den 90. Psalm und Gebet nach dem commun prayer book und sprach dann anknüpfend an den Text: „Sei getreu bis in

den Tod u.s.w." noch einige herzliche Abschiedsworte. Uns war das Herz voll zum zerspringen und doch war der Friede Gottes über dem allen und ließ uns etwas empfinden vom Sinne des Johanniswortes: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Es war eine tiefergreifende und auch äußerlich schöne und feierliche Grablegug, und als ich Schw. Linas friedevolles Gesicht im Sarge sah, da klang es in mir: „Das Loos ist dir gefallen aufs liebliche, dir ist ein schön Erbteil geworden." Wir beteten das Vater unser, Br. Langheinrich sprach den Segen, und Jakobus blies dann: „Alle Menschen müssen sterben," „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" und mehrere andere ernste Lieder. Sodann schaufelten wir das Grab zu, das Gesicht der Leiche schaut nach Osten. —

Br. Bokermann konnte in seiner Schwäche nicht teilnehmen an der Leichenfeier. Er war so matt, daß er nicht stehen konnte. Doch hat der barmherzige Gott ihm noch einmal geholfen und Kraft geschenkt, daß er bald wieder aufstehen konnte. „O wie traurig sind wir doch," so schließt Br. Langheinrich, „denn nun sind die sieben Mädchen, die so sehr der Aufsicht und Erziehung bedürfen, verwaist. Wir haben untereinander wenig sprechen und nur seufzen können: „Gott, erbarme dich und hilf uns hier, es ist dein Werk, was wir treiben wollen, und mache uns auch tüchtig zum Leben und Sterben.—"

„Schw. Linas Verlust scheint fast unersetzlich; sie verstand es so ausgezeichnet, mit milder Bestimmtheit die Kinder zu lenken und ihre guten Eigenschaften zu wecken."

---

2. Das bei Ehlermann in Dresden erschienene Festspiel **Wilhelm der Große** von Prof. Dr. Paul Hellwig, ist durch unsern Schriftführer dem Geheimen Kabinets-Rat Sr. Majestät des Kaisers und Königs mit der Bitte überreicht worden, die Dichtung zur Allerhöchsten Kenntnis Sr. Majestät zu bringen. Darauf ist folgendes Erwiderungsschreiben ergangen:

Berlin, den 17. März 1897.

Geheimes Civil-Kabinet Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen.

Ew. Hochwohlgeboren teile ich auf die gefällige Zuschrift vom 2. dies. Mts. ergebenst mit, daß ich gern Veranlassung genommen habe, das von Prof. Dr. Paul Hellwig verfaßte vaterländische Festspiel „Wilhelm der Große" Seiner Majestät *dem Kaiser* und Könige vorzulegen. Allerhöchst dieselben gaben

Ihrer Freude über die warmherzige patriotische Dichtung Ausdruck und lassen für die Mitteilung freundlichst danken.

Der Geheime Kabinets-Rat, Wirkliche Geheime Rat

gez. von Lucanus.

An den Königlichen Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium der geistlichen pp. Angelegenheiten

Herrn Steinhausen

Hochwohlgeboren Berlin.

Da der Reinertrag aus dem Vertriebe der Dichtung dem Evangelischen Afrika-Vereine zugut kommt, so möchten wir bei dieser Gelegenheit nochmals darauf aufmerksam machen, daß sie schon in sofern einen dauernden Wert hat, als sie sich bei jedem patriotischen Feste und unter den verschiedensten Verhältnissen zur Aufführung eignet. Wo ein Sängerchor und zwei tüchtige Sprecher zu gebote stehen, wird schon eine nachhaltige Wirkung erzielt werden.

Die eingelegten lebenden Bilder, welche durchgehends mit sehr geringen Mitteln zu stellen sind, sowie die dramatischen Scenen würden diesen Eindruck erheblich verstärken, sind aber für eine Aufführung nicht durchaus notwendig. — Der Preis beläuft sich auf nur 30 Pfg.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 29. März.)

Die „Daily News“ bringen eine Nachricht, welche dem Vorgehen der anglo-ägyptischen Armee ein vorzeitiges Ende prophezeit, der **Mahdi** soll in Friedensunterhandlungen eingetreten sein. Auch ein ehemaliger österreichischer Offizier, der zum Islam übergetreten, im Vorjahre in ägyptische Gefangenschaft geraten, bald aber freigelassen, sich jetzt wieder auf dem Wege nach dem östlichen Sudan befindet, Soliman Beni Inger „Emir des Chalif el Mahdi Abdullah el Taïschi“ wie er sich unterzeichnet, versichert in einem an die Redaktion der „Temesvarer Zeitung“ gerichteten Schreiben, daß er nicht etwa die Derwische im Kampfe gegen die Kultur unterweisen und unterstützen wolle, sondern auf einen Frieden zwischen dem Derwischreiche, Aegypten und Erythrea

hinzuwirken sich bestreben werde. Also auch hier friedliche Bestrebungen. Es ist nur schwer zu beurteilen, auf welcher Basis England-Aegypten mit dem Mahdi einen Frieden abschließen kann, welcher doch immerhin die Gewähr bieten müßte für eine einigermaßen gedeihliche Entwickelung der von diesem ausgeraubten, entvölkerten und verwüsteten Gebiete des östlichen Sudan, ganz zu schweigen von einer Genugthuung für die an so zahlreichen Europäern verübten Gewaltakte und Greuel.

Bei dem Negus von **Abessinien** möchte wohl Leontieff mit seinen Russen angelangt sein, ebenso wie die englische Gesandtschaft unter Rennell Rodd, während der Gouverneur der französischen Somali-Küste, M. Lagarde bereits am 31. Januar in Harras eingetroffen war, hier mit Menelik einen Handels- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen hat und nach der Residenz des Negus weiter geeilt ist. Ein bedeutender Vorteil ist von den Franzosen bereits errungen worden, indem der Negus dem Ingenieur Ilg das nötige Terrain zugesichert hat, um eine Bahn von Addis-Abeba nach Djibuti (Obock) zu bauen. Finanziell ist die Linie schon gesichert und mit dem Bau soll sofort begonnen werden. Am Hofe des Menelik wird sich nun ein ähnliches Intriguenspiel zwischen Russen und Franzosen einerseits, den Engländern anderseits entwickeln, wie wir es längst in Constantinopel zu beobachten gewohnt sind. Die Italiener kommen kaum mehr in Frage, zumal nach der Kundgebung des Ministeriums Rudini dieses sich in Zukunft lediglich auf Erythrea beschränken will. Sein Erbe anzutreten, hat sich Rußland beeilt und weist mit energischer Sprache die englischen Gelüste auf abessinisches Gebiet zurück. Abessinien wird demnach in der Folge die vollste Aufmerksamkeit verdienen, wie jedes Gebiet, auf dem sich die Interessen der beiden ausdehnungslustigen Großstaaten in ihrem Kampfe um die Weltherrschaft begegnen. In der Person des Ras Alula ist übrigens Italiens erbittertster Gegner kürzlich gestorben.

Während der Prozeß der Firma Denhardt u. Co. betreffs der Entschädigung für in **Witu** durch englische Willkür erlittene große Benachteiligungen noch immer vor dem englischen Konsulargericht in Sansibar schwebt, haben die Verwaltungsbeamten in Witu sich abermals eine Vergewaltigung erlaubt. Einem Angestellten der Gesellschaft wurde das ihm gehörige Elfenbein unter dem Vorwande, er habe zum Schießen von Elefanten nicht den erforderlichen Jagdschein besessen, mit Beschlag belegt und an indische Händler verkauft, wodurch eine Schädigung von 12—15000 Mark herbeigeführt sein soll. Die eigenmächtige Entscheidung des englischen Generalkonsuls in Mombasa über die bei ihm eingebrachte Beschwerde hat zu weiteren Schritten beim auswärtigen Amt in London und beim deutschen Konsulat in Sansibar geführt. Eine Verwendung des deutschen auswärtigen Amtes für den geschädigten Deutschen darf wohl nicht bezweifelt werden.

Aus **Deutsch-Ost-Afrika** berichtet Kompagnieführer Johannes im Kolonialblatt über die von ihm am 5. bis 18. November ausgeführte Straferpedition gegen die Meru- und Aruscha-Leute, sowie näheres über die Veranlassung zu der Ermordung der Missionare Segebrock und Ovir, welche durch diesen Kriegszug gerächt werden sollte. Da er nur über eine kleine Truppe, 95 Askaris zu verfügen hatte, anderseits aber eine Verzögerung der Straferpedition die durch den gelungenen Ueberfall der Missionare übermütig gewordenen Meru-Krieger leicht zu weiteren Unternehmungen gegen die Ansiedelungen am Kilimandscharo verführen konnte, beschloß Johannes seine Macht durch ein starkes Aufgebot der Wadjaggastämme zu vermehren. Seine Hilfstruppen beliefen sich auf 6- bis 7000 Krieger, als er am 5. November aus dem 2 Stunden von Groß-Aruscha bezogenen letzten Lager aufbrach, um das feindliche Gebiet zu betreten. Dieser Einmarsch gestaltete sich zu einem scharfen Gefecht, indem die Aruscha-Leute sich die Vorteile des durch tiefe Bachläufe durchfurchten und mit dichtem Busch bestandenen Geländes in geschickter Weise zu Nutze zu machen verstanden, um aus nächster Nähe ihr Feuer und ihre Angriffe gegen die Kolonne des Kompagnieführers Johannes zu richten. Nach einundhalbstündigem kämpfenden Vordringen ward erst freieres Terrain erreicht und damit die Hauptschwierigkeit überwunden. Bis zum 12. weilte Johannes im Lande der Waaruscha, um die völlige Unterwerfung und Erfüllung der von ihm gestellten Friedensbedingungen zu erzwingen und begab sich dann in die Landschaft Meru, wo er bis zum 18. verblieb. Von den hauptschuldigen Häuptlingen wurde Ravaito im Kampfe getötet, Massinde und Matunda entzogen sich dem Strafgericht durch die Flucht, baten aber durch Boten um Frieden. Die Askaris hatten sich ausgezeichnet geschlagen und auch die Wadschagga hielten treu als Bundesgenossen aus.

In den gestraften Landschaften wurden etwa 500 früher den Wadschagga geraubte Weiber, welche auf Befragen ihren Wunsch ausdrückten, zurückzukehren, befreit und ihren Stämmen zurückgegeben; die Besitzenden der Aruscha- und Meru-Leute scheinen aber selbst einzusehen, daß sie dem wilden Treiben der Elmoran einen Zügel anlegen müssen; sie haben selbst eine größere Zahl dieser ihrer gar zu kriegslustigen jungen Männer erschlagen.

Als Grund der Ermordung der Missionare giebt Johannes die Furcht der Meru-Leute an, nach deren Festsetzung allmählich all ihres Landes beraubt zu werden, und lieber wollten sie die sklavenähnliche Unterwerfung unter die Waaruscha auf sich nehmen, mit welcher allein es ihnen gelang, deren Beistand zu dem Ueberfall zu gewinnen.

Nachdem diese kriegerischen Zwischenfälle kaum vorüber sind, wird von dem Plane der Massai berichtet, ihre frühere Feindseligkeit gegen die am Kilimandscharo wohnenden Stämme und Ansiedelungen wieder aufzunehmen. Die Annahme, daß diese Nomadenstämme durch die Schrecken der Rinderpest entkräftet und einem friedlichen Leben

geneigter gemacht wären, scheint sich also ebensowenig zu bestätigen, wie die von mancher Seite laut gewordene Ansicht, daß es im Grunde ganz friedliche Stämme seien, welche nur durch ein fehlerhaftes Vorgehen der Europäer zur Feindschaft gereizt worden wären. Kompagnieführer Johannes hat seinen Warnungsruf bereits an alle am Kilimandscharo ansässigen Missionare und Erwerbsansiedelungen gerichtet, so daß man annehmen kann, der erwartete Angriff trifft sie völlig vorbereitet.

Die Kolonialzeitung meldet, daß der Leiter der in Bildung begriffenen „Sigi-Pflanzungs-Gesellschaft", Herr Weißenborn am 17. Januar in Tanga eingetroffen, daß ferner eine neue Gesellschaft, die „Pangani-Gesellschaft", in dem fruchtbaren Pangani-Thale eine Syrupfabrik anlegen und Kakaobau in Angriff nehmen wolle. Ferner hat das Komitee zur Gründung der ostafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Ilse" das Kapital von 600 000 auf $1^1/_2$ Millionen Mark erhöht, ein neues Zeichen für die endliche Gewinnung des Groß-Kapitals für unsere Kolonie. Eine weniger erfreuliche Nachricht aus dem Hinterlande von Tanga betrifft die Arbeiterverhältnisse, welche Oberst Liebert bei seinem Besuche der Plantagen im Februar wieder sehr schwierig angetroffen hat, da sich die Wasukuma der auf die Dauer ihnen doch wohl nicht zusagenden Arbeit durch die Flucht zu entziehen suchen.

Die Umgebung des Njaßa-Sees scheint ungemein reich an Steinkohlenlagern zu sein; nicht nur der Bergassessor Bornhardt, der von dort über Blantyre (Shire) den Weg zur Küste genommen hat, hat mehrere solche gefunden, sondern auch der Reisende Foa hat am oberen Shire Kohlenlager entdeckt. So leicht die Ausbeute der auf deutschem Gebiet gelegenen Kohlenflötze zum Njaßa-See gebracht werden kann, so schwierig ist ihre Beförderung zur Küste, welche zunächst eine viel größere Bedeutung hat. Es kann zunächst zu diesem Behuf nur etwa die Schiffbarmachung des Rufidschi und seines Nebenflusses, des Ulanga, ins Auge gefaßt werden. Hoffentlich wird eine genaue Prüfung dieser Flüsse zu einem günstigeren Resultat führen, als es Lieut. Fonck bezüglich des Malagarasi konstatiert hat. Um festzustellen, ob dieser Fluß aus dem wertvollen Salzgebiet bis zum Tanganjika zur Beförderung des Salzes zum See benutzt werden könne, erkundete er den Malagarasi bis zum Einfluß des Rutschugi hinauf, fand ihn aber derart mit Stromschnellen und -Wasserfällen erfüllt, daß an eine Benutzung der Wasserstraße leider nicht zu denken ist. Der Salzgewinn belief sich am 16. September (dem Ankunftstage Foncks am Rutschugi, auf 35 210 Kilogramm, wird sich aber voraussichtlich in den nächsten Jahren noch steigern.

In **Britisch-Zentralafrika** macht die African Lakes Corporation mit dem seit 1896 auf dem Shire stationierten Dampfer „Sir Harry Johnston" gute Geschäfte und ist deshalb im begriff einen zweiten, den „Monleith" dort hinzubringen, während ein dritter, Namens „Queen Victoria" gebaut werden soll. Für die Eisenbahn-

welche den oberen und unteren Flußlauf zu verbinden bestimmt ist, ist die Terrainaufnahme bereits erfolgt, das Projekt liegt dem Gouvernement vor und wird von den Pflanzungsgesellschaften lebhaft unterstützt. Auch mit der Ausbeutung der auf portugiesischem Gebiet liegenden Minen unmittelbar nördlich des Sambesi soll in großem Maßstabe vorgegangen werden.

Noch eher als die Sambesi-Bahn wird die durch **Portugiesisch-Ost-Afrika** führende Pungwe-Bahn von Beira ins Maschona-Land fertig werden. Sie war zunächst von Fontesvilla, einem Punkte 65 Kilometer oberhalb der Mündung des Pungwe, bis wohin der schiffbare Fluß den Materialtransport gestattete, begonnen und 270 Kilometer lang ins Hinterland geführt. Die Schwierigkeiten der Wasserverbindung machen aber eine Verlängerung bis zur Küste notwendig und im April 1895 erlangte die „London and Paris Exploitation Company" die Konzession zur „Beïra-Jonction". Die neue Linie ward sofort in Angriff genommen und sonach wird die ganze Eisenbahn bis ins Matschona-Land 348 Kilometer lang werden. Cecil Rhodes hatte den Plan, sie mit Salisbury und dann dieses mit Buluwayo zu verbinden. In welcher Weise dieser gewandte und vor nichts zurückscheuende Herr sich auch gegen die Portugiesen alle günstigen Verhältnisse zu Nutze machte, hat die Untersuchungs-Kommission in London ans Licht gebracht. Die Chartered-Company hatte von einem Schiffskapitän Chaddock vertraulich die Mitteilung erhalten über die Schiffbarkeit der Limpopo-Mündung und benutzte diese, um Waffen und Munition an den Häuptling Gungunhama gelangen zu lassen zum Zweck, sich durch ihn die untere Strecke des Limpopo-Flusses, obgleich sie auf portugiesischem Gebiet liegt, für die Company zu sichern, während der Oberlauf teils zur südafrikanischen Republik, teils zu Rhodesia gehört (als Grenzfluß). Der unbotmäßige Häuptling ward allerdings von den Portugiesen besiegt.

Von den Verhältnissen, welche im Norden der portugiesischen Besitzungen herrschen, geben die Unternehmungen des Gouverneurs von Mozambique, Major Mouzinho Albuquerque einen Begriff. Im nächsten Hinterland wagen die Häuptlinge der Namarra der Regierung Widerstand zu leisten und bedrohen mit ihren Räubereien selbst die Häfen von Marasima und Mokambo, die nächsten an der Gouvernementsstadt. Als Morave, der Häuptling in Quilovane, im vorigen Jahr die Zahlung seiner rückständigen Abgaben verweigerte, rüstete der Gouverneur im Oktober eine Expedition von 49 Offiziere und 400 Mann gegen ihn aus, gab sich aber damit zufrieden, daß er verschiedene Angriffe der Namarra-Krieger abschlug und kehrte nach Mozambique zurück. Eine neue Expedition wird nun schon wieder gegen denselben Stamm notwendig, und der Gouverneur ist mit 600 portugiesischen Soldaten und 400 Schwarzen aufgebrochen. Eine kräftigere Herrschaft in unserem südlichen Grenzlande wäre recht wünschenswert, um die ungebändigten Zulu-Stämme am Njaßa gemein-

sam im Zügel zu halten. Denn wenn auch die Wahehe jetzt endgiltig unterworfen sind, so werden uns über kurz oder lang auch Kämpfe mit ihren südlichen Nachbarn, den Magwangwara, bevorstehen. —

Für den Aufschwung von Lourenço Marques werden die in Transvaal in reichen Flötzen gebrochenen Steinkohlen von immer größerer Wichtigkeit. Diese Kohlen, denen man anfangs nur einen geringen Wert beimaß, erweisen sich nun als den besten englischen gleich und verdrängen diese natürlich durch den billigeren Preis vom Markt. Es wird immer verständlicher, warum England so begierig nach diesem Hafenplatz schaut und warum die anderen Mächte, auch Rußland, diese Kohlenstation nicht unter englischer Hoheit zu sehen wünschen, woraus vielleicht für Transvaal, das am härtesten betroffen werden würde, eine wesentliche Hilfe erwachsen wird.

Nach den Ergebnissen der Untersuchung gegen Rhodes und die Chartered-Company in London kann allerdings kein Zweifel mehr sein weder an der Urheberschaft des Jamesonschen Einfalles — soviel Mühe sich Chamberlain in seiner merkwürdigen Eigenschaft als Mitglied der Kommission gegeben hat, die Angeschuldigten und sich selbst weiß zu waschen — noch kann man an der ernsten Absicht Cecil Rhodes zweifeln, mit allen Mitteln sein Werk fortzusetzen, um die freien Staaten Südafrikas — wenn auch nicht unter die englische — so doch unter die Flagge der Chartered-Company zu bringen. Es ist auch alles aufgeboten worden, um **Transvaal** in Unruhe zu erhalten und in jeder Weise durch offene und versteckte Drohungen einzuschüchtern. Aber trotz der verschiedenen Marschordres an britische Regimenter ist kaum anzunehmen, daß man mit brüsker Gewalt vorgehen wird. Von den befohlenen Regimentern ist noch keins eingeschifft worden und dieses Truppenaufgebot erinnert an das „fliegende Geschwader", welches im vorigen Jahre ebenso schnell wieder — von niemand wirklich gesehen — verschwand, als es erstanden war. Die beiden mit einander verbündeten Staaten Transvaal und Oranje-Freistaat, welche durch den letzten Besuch des Präsidenten Krüger (am 9. März) in Bloemfontein nur noch fester an einander gekittet wurden, sind zur Zeit schon so gut gerüstet und bewaffnet, daß die Engländer die zu ihrer Ueberwindung nötige Truppenmacht gar nicht für Südafrika disponibel machen könnten. Nach den bittern Erfahrungen, welche sie noch vor wenigen Jahren gemacht haben, würden 50 000 Mann dazu kaum genügen. Auch scheint man einen Beistand durch die deutschen Kolonialtruppen nicht für unmöglich zu halten, welche allerdings aus Südwest-Afrika vorgehend, den englischen Truppen recht unangenehm werden könnten. Gerade aber, weil man ein allmähliches Anwachsen der deutschen Macht in Südafrika auch in dieser Beziehung fürchten mag, liegt es im Interesse Englands, den Widerstand der südafrikanischen Republik möglichst bald zu brechen. Man wird sich aber voraussichtlich solcher Mittel bedienen, in welchen

England mehr Glück hat, als in der Entwickelung von militärischen Streitkräften. Man sucht zunächst Transvaal einigermaßen zu isolieren und hierauf zielt die Reise Rhodes nach Frankreich; es gilt hier auch einige einflußreiche Zeitungen zu gewinnen, wie es in Italien bereits gelungen ist; man bearbeitet Portugal, und die neuen Maßregeln in der Provinz Mosambik sind bereits dazu angethan, Transvaal wesentlich zu schädigen und Mißstimmung hervorzurufen (das am 15. März ins Leben getretene Kriegssteuergesetz und die Erhöhung der Gewerbesteuer, welche den aufblühenden Verkehr in Lourenço Marquez zurückzuhalten wohl geeignet sind). Man befördert ferner den Bau der Eisenbahn Mafeking-Buluwayo in ganz auffallender Weise. Im Januar lagen die Schienen bereits auf 355 Kilometer, also bis 104 Kilometer von Palapye, und im August will man Buluwayo erreichen. Die Pungwe-Bahn von Beira wird die Umfassung Transvaals auf der Landseite vervollständigen; es fehlt nur die nötigenfalls gewaltsame Okkupation der Delagoa-Bai, und Transvaal ist auf allen Seiten abgeschnitten. Es kann unter solchen Umständen ein Aufstand der Eingeborenen — und daß ein solcher dem Oranje-Freistaat bereits seitens der Baßuto drohe, wird von einer Rhodes befreundeten Seite gemeldet — den Burenstaaten ernstliche Verlegenheiten bereiten. Dann ist es für Rhodes an der Zeit auch mit Truppen anzugreifen. Da fragt man sich, ob nicht der ganz unabhängige Oranje-Freistaat England zuvorkommen und die Delagoabai, koste es was es wolle, von Portugal erwerben könne. Endlich aber weisen die Untersuchungen in London darauf hin, daß man Material sucht, um Anklagepunkte gegen die Regierung von Transvaal zu formulieren, sei es um es der Vergewaltigung der Uitlanders oder eines Vertragsbruches oder der Verletzung seiner Konstitution anzuklagen.

Bei alle dem kann die militärische Vorbereitung in Transvaal nichts schaden; auch die Befestigungen scheinen ihrer Vollendung entgegen zu gehen; denn es wird von einem starken Fort auf dem Hospital-Hügel berichtet, welches Johannesburg beherrscht.

Ueber die Stimmung in der **Kap-Kolonie** wird sehr Abweichendes berichtet. Die meisten Nachrichten schildern die Stimmung der Afrikander als anti-englisch und erregt durch den frechen Cynismus Rhodes. Selbst die „Morning Post" läßt sich schreiben, daß die Zahl der Buren-Freunde größer sei als die der Anhänger Rhodes.

Was den König von Bamangwato, Khama, zu seinem gerichtlichen Vorgehen gegen das Gouvernement, und andere Stämme zu immer neuer Empörung veranlaßt hat, ist nun auch bekannt geworden; es ist die allerdings hart erscheinende Maßregel, in jedem Bezirk, in welchem die Rinderpest zum Ausbruch kam, sämtliche Tiere ohne weiteres zu erschießen. Ob es kein anderes Mittel gab, dem Fortschreiten der Krankheit wirksam entgegenzutreten? Jedenfalls hatten die Eingeborenen kein Verständnis für eine Maßregel, welche sie mit

einem Schlage ihres Wohlstandes und ihrer Nahrung beraubte (den Bamangwato wurden 290 000 prächtige Rinder erschossen), und welche dem Vordringen der Seuche nicht das geringste Hindernis bereitete.

Mit außerordentlicher Freude ist natürlich die Nachricht aufgenommen worden, daß es Dr. Koch gelungen ist, ein Mittel zu finden, welches eine Immunisierung in höherem Grade und für längere Zeit ermöglicht. Wie schrecklich die Krankheit hauste, ist daraus zu entnehmen, daß im Oranje-Freistaat von 53 558 erkrankten Rindern 25 682 der Seuche erlagen; aus der Gesundung von mehr als 50 Prozent ersieht man aber anderseits, daß die erwähnte Maßregel der englischen Regierung eine nutzlose Grausamkeit in sich schließt.

Auch für **Deutsch-Südwest-Afrika** ist der Erfolg von Dr. Koch's Bemühungen und Experimenten sehr wichtig. Denn nachdem es bisher den energischen Maßregeln des Major Leutwein gelungen ist, das deutsche Gebiet ganz frei zu erhalten von der Rinderpest, ist mit Hilfe des Immunisierungsverfahrens wohl die Hoffnung berechtigt, daß es nun auch ferner gänzlich von der Krankheit verschont bleibt. Es wurde bereits früher darauf hingedeutet, welche Vorteile die Viehbesitzer nach dem Erlöschen der Seuche durch Ausfuhr ihrer Tiere in die davon betroffenen Länder gewinnen werden. Durch den ganz außerordentlich reichen Regenfall hat ganz Deutsch-Südwest-Afrika ein veränderes Aussehen gewonnen; die infolge der 2 Jahre anhaltenden Dürre ganz verkümmerte Vegetation hat sich neu belebt, die sämtlichen Flußbetten haben sich mit Wasser gefüllt und — was besonders wichtig ist — die unterirdischen Wasserreservoirs, die Grundwasserbecken haben sich derart wieder bereichert, daß voraussichtlich auf Jahre der Wasservorrat genügen und eine der überstandenen ähnliche Dürre nicht zu gewärtigen ist.

Das Syndikat für Bewässerungsanlagen in Südwestafrika hat einen ersten Bericht erhalten über die bisherige Thätigkeit seiner Abgesandten, welcher durchaus günstig lautet, es aber als notwendig erklärt, die bisherigen dürftigen Regenhöhen-Beobachtungen baldigst zu ergänzen, weshalb eine Anzahl Regenmesser aufgestellt werden sollen.

Bezüglich der Anlage von Kommunikationen weist Dr. Esser auf eine Verwertung der von den Portugiesen in ihrer benachbarten Kolonie Angola gemachten guten Erfahrungen hin. Sie besitzen seit 1889 dort eine Eisenbahn von Loanda nach Ambaca, von der bis jetzt 300 Kilometer im Betriebe sind. Die Einnahmen der Bahn betrugen im letzten Vierteljahr 1896 im Personenverkehr 31 000 Mk., im Güterverkehr 124 000 Mk., also pro Kilometer 516,66 und pro Tag und Kilometer 5,74 Mark. Die Gesamteinnahmen seit Januar 1889 betrugen $2^1/_2$ Millionen Mark; die Weiterführung der Bahn bis Malange ist beschlossen worden (130 Kilometer Luftlinie von Ambaca).

Die im Gobabis-Gebiet ausgebrochenen Unruhen sind ohne Schwierigkeiten beendigt worden; 81 Mann der Schutztruppe sind auf dem

Heimweg begriffen, auch Major Leutwein wird voraussichtlich seinen Posten baldigst verlassen.

Aus dem **Kongo-Staat** wird die Rückreise des Generalgouverneurs Oberst Wahis nach Europa und die Neubesetzung seines Postens durch Hauptmann Wanzermén gemeldet. Vom Kommandant Dhanis liegt ein Brief vom 5. Dezember 1896 vor, welchen er von Kilonga-Longa am oberen Aruwimi schrieb und nach welchem er sich bei voller Gesundheit befindet.

In **Kamerun** ist eine neue Pflanzungsgesellschaft „Bibundi" in der Entstehung begriffen, die im engen Anschluß an die Gesellschaft „Victoria" die ganze Südwest- und Westseite des Kamerunberges dem Kakaobau zu erschließen bestrebt ist. Es werden in sie 8000 Hektar meist gutes Plantagenland eingebracht, nämlich die der Tabaksbaugesellschaft Kamerun, Jantzen, Thormählen und Dallmann gehörige Pflanzung „Bibundi" mit 2000 Hektar, die derselben Gesellschaft gehörige Besitzung „Isongo" mit 2000 Hektar (worauf bereits 5000 Kakaobäume stehen), die derselben Gesellschaft gehörende und ebenso bepflanzte Besitzung „Udje" mit 2000 Hektar und die dem Geheimrat Dr. Oechelhäuser gehörige Besitzung in Mokundange.

Die Verwaltung von **Togo** ist von Sebbe nach dem gesunder und günstiger gelegenen Lome verlegt worden. Ueber die Wichtigkeit des Anbaues von Kola-Nußbäumen bringt das Kolonialblatt (Nr. 5) einen Artikel, welcher die günstige Lage von Togo zu dem einen der bisher allein in Frage kommenden Kulturgebiete dieses namentlich in den Haussa-Staaten lebhaft begehrten Artikels nachweist. Dieses Gebiet im Hinterlande von Aschanti ist kaum mehr als 100 Kilometer breit und Togo kaum 20 geographische Meilen davon entfernt. Bei den ganz ähnlichen klimatischen und sonstigen Verhältnissen ist auf einen starken Export der Früchte nach dem Hinterlande zu rechnen. Es wird aber, wie ein Bericht des Lieutenant Plehn (Kolonialbl. 6) darthut, voraussichtlich nicht leicht sein, die Eingeborenen zu einer sorgfältigen Kultur und Behandlung der Bäume zu veranlassen.

Im Hinterlande von Togo und Dahomey stehen uns aber ernstliche politische Kämpfe bevor, da die Engländer und Franzosen immer unverhüllter ihre Absicht zeigen, ohne Rücksicht auf die berechtigten und wohl begründeten Ansprüche Deutschlands sich das ganze Terrain bis zum Niger anzueignen und hierbei gegenseitig sich zuvorzukommen suchen. England gründet seine Ansprüche auf die von der Niger-Compagnie, namentlich mit Sokoto, abgeschlossenen Verträge und hält an dem Standpunkt fest, daß alle Haußa-Staaten der Oberherrschaft von Sokoto unterständen, also auch sämmtlich dem Protektorat Englands unterworfen wären, sobald Sokoto dieses anerkennt. Nachdem Nupe überwunden, sind allem Anschein nach mit dem Oberherrscher in Sokoto Verhandlungen angeknüpft worden, um unter dem Eindruck dieses Erfolges möglichste Vorteile zu erringen. Gleichzeitig soll sich die Expedition gegen Ilorin gewendet haben und es scheint sich also

zu bewahrheiten, was ich in meinem Bericht in der Februar-Nummer als Vermutung aussprach, daß es sich um eine Besitzergreifung von Nupe, Ilorin, Joruba und Benin handelt.

Seitens der Franzosen wird auf die augenfällige Hinfälligkeit der Oberhoheit von Sokoto hingewiesen, welche kaum dem Namen nach mehr besteht. Thatsächlich benehmen sich die Herrscher der großen Haußa-Staaten völlig selbständig und schützen die Abhängigkeit von Sokoto nur vor, wenn sie sich einer unbequemen Zumutung entziehen wollen. So hat auch der Herrscher von Gando mit Dr. Gruner einen vollgiltigen Protektoratsvertrag abgeschlossen und derjenige von Gurma mit dem Lieutenant von Carnap vor Dr. Gruners Ankunft. Zu gleicher Zeit war aber der französische Capitain Decoeur in Nungu (oder Fada-n-Gurma), weil er den dortigen Herrscher für den Oberherrn im Staate Gurma ansah und schloß dort einen Vertrag ab. Es ist bekannt, daß der Oberkönig Tunituriba Adama, welchen v. Carnap in Kankantjari (31. 1. 95) antraf, seine Obergewalt dadurch zu beweisen wußte, daß er sowohl den Herrscher von Bissugu wie den von Fada-n-Gurma zu sich entbot und ihnen die deutsche Flagge übergab. Später schien dieser Punkt völlig dadurch klar gelegt, daß er den letzteren aus seiner Provinz vertrieb.

Die Franzosen beharren aber bei ihrer Behauptung, mit dem Oberherrn von Gurma einen Vertrag abgeschlossen zu haben, kümmern sich durchaus nicht um die deutschen Ansprüche und haben nun den Gewaltschritt gethan, daß sie Gurma als unter ihrem Protektorat stehend erklärt haben. Es ist wohl anzunehmen, daß sie mit kleinen Soldatenabteilungen, von Dahomey und Wagadugu vorgehend, einige Punkte von Gurma besetzt haben und nun die thatsächliche Besitzergreifung jeder Geltendmachung eines besseren Anrechtes gegenüberstellen, eine Vergewaltigung, welche nur durch den blinden Eifer erklärt werden kann, mit dem sie England zuvorzukommen und schleunigst eine Verbindung ihrer westsudanischen Besitzungen mit Dahomey herbeizuführen suchen.

Den Engländern gegenüber sind sie mit einer Expedition nach Bussang am Niger vorgegangen und haben das Protektorat über Borgu in Anspruch genommen, — im nächsten Hinterlande von Togo haben sie aber in Bafilo, Kirikiri und Sansanne Mangu Stationen zu gründen gesucht, werden aber hier wenigstens wohl auf Deutsche gestoßen sein. Es wird abzuwarten sein, was seitens des Deutschen auswärtigen Amtes diesem Gewaltakt gegenüber, der uns des ganzen Hinterlandes trotz unserer völkerrechtlichen Verträge berauben will, geschehen wird, zumal diese Verträge seinerzeit sowohl der englischen als der französischen Regierung mitgeteilt worden sind.

Auch von den Engländern in Aschanti scheint uns Gefahr zu drohen; es gehen in größerer Anzahl Offiziere nach der Goldküste, und eine Unternehmung gegen das bisher neutrale Gebiet, in dem Salaga liegt, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Auch in anderer

Beziehung machen die Franzosen Fortschritte, aber auf rechtlicher Basis, und anerkennenswerte Fortschritte. Ein Herr Gentil hat vom Bogen des Ubangi aus eine Route nach dem Tschad-See gefunden, welche große Vortheile für die Verbindung des französischen Kongo-Gebietes mit dem Tschad-See verspricht. Da dieser letzte nördlich des 14. Breitengrades in das französische nordafrikanische Gebiet fällt, ist dann die Verbindung mit dem Kongogebiet erreicht. Näheres unter „geographische Nachrichten."

Geographische Nachrichten.

Die Expedition Schöller ist am 5. Oktober in Nguruman und Ende Januar in Mengo (Uganda) angekommen.

Lieutenant Brasseur hat die Gegend zwischen Luapula und Lualaba oberhalb ihrer Vereinigung bei Ankolo erkundet. Von seiner Station Lofoi (Katanga) erreichte er in nordwestlicher Richtung den Lualaba in der Gegend des Sees Kabele, fuhr ihn hinab bis Ankolo und den Luapula durch ganz unbekanntes Gelände hinauf bis zum Moëro-See, von wo er nach Lofoi zurückkehrte. Er fand im Zug des Lualaba zwischen Bundue und Ankolo 8 Seen, nämlich Kajibajiba (am rechten Ufer), Kabue (welcher im Januar 92 von Bia-Franqui-Cornet entdeckt wurde), Kabele (linkes Ufer), Upemba (dieses ist der größte und 1884 durch Böhm-Reichard entdeckt), Kassali (der von Kameron von weitem gesehen, von Delcommune-Briart August 91 besucht wurde), Lubambo, Kalomba und Patobwe. Davon waren 4 Seen ganz unbekannt. Zwischen Shimolao (Tschimaba) und Ankolo (400 Klm.) ist der Lualaba durchaus fahrbar und hier hat nach Wauter's Ansicht früher ein mächtiges Seebecken bestanden, als dessen Reste die noch vorhandenen kleineren Seen zu betrachten sind.

Der in der Nähe der rheinischen Missions-Station Karkar gelegene Vulkan Karkar ist seit einigen Wochen wieder in ununterbrochener Thätigkeit, nachdem man ihn für längst erloschen gehalten hatte.

Drei Engländer, Phillips, Aylmer und Gillet sind von London nach Somali-Land abgereist, um dort zoologische und botanische Studien zu machen. Sie gedenken diese bis August zu beendigen.

Den Reisebericht des Lieut. Fonck über die Erkundung des Malagarasi vom Tanganjika-See bis zum Rutschugi hinauf bringt das Kolonialblatt in No. 4.

Professor Dr. Fraas und Dr. Mangold aus Stuttgart beteiligen sich an einer wissenschaftlichen Forschungsreise nach Südostafrika, welche am 20. März von London aufgebrochen ist.

M. Gentil, welcher am 27. Juli 1895 von Loango aufbrach, um einen Verbindungsweg zwischen Ubangi und Tschad-See zu suchen, kam am 24. November zur Station Nadda am Ubangi (20 Klm. abwärts der Kemo-Mündung) und fand von hier im Kemo und dann dessen Hauptzufluß Tomi einen besseren Weg, als Maistre, der den ersten weiter verfolgt hatte. Er gründete hier bei 5° 46′ n. Br. eine Station Krebedge und überschritt mit seinem Begleiter Huntzbuchler die Wasserscheide Shari-Kongo. Er erreichte jenseits bei 6° 46′ einen Fluß Nana, gründete hier eine neue Station und schaffte von Krebedge seinen zerlegbaren Dampfer dorthin; er fuhr dann den Nana bis zum Gugu-Einfluß hinab, erreichte 50 Klm. weiter den Gribingui, den Maistre für den Shari hält. Im vergangenen November konnte der Dampfer bereits den Tschad-See erreichen. Es ist keine allzuschwere Aufgabe, die beiden Stationen Krebedge und Nana (kaum mehr als 150 Klm.) durch eine Eisenbahn zu verbinden, und nach Fertigstellung der Kongo-Bahn bis zum Stanley-Pool wird dann der Tschad-See und mit ihm das Herz des zentralen Sudan ohne große Mühe und Gefahr zu erreichen sein.

Zur Beförderung des österreichisch-ungarischen Exports nach Ost-Afrika läßt der österreichische Lloyd Mitte April seinen Dampfer „Polluce" eine Probefahrt von Aden antreten, auf welcher er alle ostafrikanischen Häfen bis Capetown anläuft.

Der Branntwein in unseren Kolonien.

1. Nach dem „Deutschen Kolonialblatt" (1894, S. 204) lautet § 8 der „Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, betreffend den Ausschank und den Verkauf von geistigen Getränken" vom 17. Februar 1894: „An Mohammedaner oder an Angehörige einheimischer Negerstämme dürfen Branntwein und branntweinähnliche Getränke nur mit behördlicher oder ärztlicher Genehmigung . . . . verkauft werden." Kann nicht auch das Verschenken verboten werden? Es giebt leider kurzsichtige, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, Leute, welche mit Kognak u. dgl. Dienste vergelten, Gastgeschenke erwidern und die Häuptlinge zum Verkauf von Ländereien zu bewegen suchen. So hören wir aus Usambara: „Mit dem Eindringen der Deutschen dringt auch der Schnaps in unser Land. Heute Nachmittag kam der Häuptling N. N., um uns nach seiner Reise zu begrüßen. Ein Teil seiner Leute hatte längere Zeit bei einem Deutschen im Wambuguland gearbeitet. Dem Häuptling

war dafür als Ehrengeschenk eine Flasche Kognak geworden. Er brachte die Flasche zu uns; leider war sie schon zur Hälfte ausgetrunken. Wir haben im Einverständnis mit ihm den Rest ausgegossen und ihm eine Entschädigung in Stoffen gegeben." er.

2. Im Dezember vorigen Jahres berichtete ein Kaufmann aus Weida, wie uns von befreundeter Seite mitgeteilt wird: „Für Palmkerne werden 7 Mark per Maß (ca. 60 Kgr.) bezahlt und ein Geschenk darauf gegeben; eine hiesige deutsche Firma giebt 2 Flaschen Muskat. Ich habe mein möglichstes versucht, den Leuten nur englische Kasse gegeben und ab und zu ein Geschenk. Jedoch es hilft nichts; die Leute sehnen sich mehr nach dem Alkohol. Gegen Waren werden Kerne so gut wie gar nicht mehr gebracht. Alles ist zum Kassegeschäft geworden. — Die Preise für Rum sind auf 1 Fr. für 5 Liter heruntergedrückt. Alles, was Geld besitzt, läuft zu den Franzosen, um Rum zu kaufen und damit im Inneren ein schönes Geschäft zu machen. Unsere Zeuge, die doch wirklich von den anderen Firmen unerreicht sind, werden wohl bewundert, aber wenig gekauft. Das einzige, was außer Rum noch etwas Anziehungskraft besitzt, ist Tabak."

Ein neuer schlagender Beweis für unsere, so oft ausgesprochene Behauptung, daß der Branntweinhandel den anderen, legitimen Handel allmählich ruiniert.

„Die Wirren in Madagaskar"

hat G. Kurze in Warnecks „Allgem. Missions-Zeitschrift" Seite 160 bis 181 einen längeren Aufsatz überschrieben, dem wir Folgendes entnehmen, um die augenblicklichen dort herrschenden Zustände zu charakterisieren. Wir erinnern nur daran, daß der erste Generalresident Laroche, ein Protestant, von seinem Posten abgerufen ist, weil die Jesuiten nicht müde wurden, ihn zu verläumden und zu verklagen, bis er ihren Treibereien zum Opfer fiel. Der neue Generalresident ist der General Galliéni, der, was anerkannt werden muß, wenigstens im Zentrum des Landes durch eiserne Energie und härteste Rücksichtslosigkeit Sicherheit hergestellt hat. Was er aber sonst leistet, ist auf das tiefste zu bedauern, wie der folgende Auszug aus dem angeführten Aufsatz beweist:

Leider ist der Personenwechsel in der Generalresidentur Madagaskars für die evangelische Mission von verhängnisvollen Folgen begleitet gewesen. Die Jesuiten haben nämlich die Gelegenheit benützt, um eine von früher her schon vorbereitete Zwangsbekehrung der evangelischen Missionsgemeinden zur katholischen Kirche ins Werk zu setzen. Noch waren nicht acht Tage seit der Abreise Laroche's verflossen, als die Jesuiten einen Krieg bis aufs Messer — wie ein höherer französischer Kolonialbeamter ihr Vorgehen charakterisierte — gegen

die evangelischen Madagassen begannen und zwar mußte ihnen gerade der Aufstand und die dadurch veranlaßte Militärdiktatur die Waffen dazu liefern. Zuerst beantragten sie bei dem Oberkommando die Einsendung von kleinen Garnisonen nach ihren von den Fahavalos bedrohten Stationen. Aber anstatt nun unter dem Schutz ihrer Landsleute ruhig Missionsarbeit zu treiben, mißbrauchten sie den Umstand, daß die betreffenden Offiziere in Ermangelung geeigneter Quartiere meist froh waren, im katholischen Pfarrhause wohnen und die Dienste des Patres als Dolmetscher in Anspruch nehmen zu können, dazu, dem Postenkommandeur alle irgendwie einflußreichen und angesehenen Glieder der evangelischen Missionsgemeinden innerhalb ihres Bezirkes als geheime Fahavalos zu denunzieren. So sahen sich dieselben Evangelischen, die wegen ihrer Weigerung, sich der heidnischen Erhebung anzuschließen, eben erst Hab und Gut in den Händen der Fahavalos gelassen und mit Not das nackte Leben gerettet hatten, mit einem Male von denen mit Kerker und Todesstrafe bedroht, welche sie als ihre Befreier begrüßt hatten. Waren so die Gemeinden ihrer Führer beraubt, so war es den Jesuiten ein leichtes, die Evangelischen mit der Drohung, daß sie ebenfalls als Rebellen verurteilt werden würden, zum Uebergange zur katholischen Kirche zu bewegen. Leider finden sich unter den französischen Offizieren nicht wenige, die den Jesuiten willig den weltlichen Arm leihen, um ihre lichtscheuen Pläne auszuführen. So hat es z. B. der im Bezirke Ambatomanga kommandierende Oberst jedem, der es hören will, erklärt, daß die Religionsfreiheit wohl für alle da sei, aber daß, wer Frankreichs Wohlgefallen erringen wolle, zur katholischen Kirche übertreten müsse. Derselbe Offizier schrieb an die Bewohner eines kleinen Dorfes einen Brief, worin er ihnen zu ihrem Uebertritte zum Katholizismus Glück wünschte. Der Jesuitenpater las diesen Brief auf offenem Markte vor Hunderten von Zuhörern, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, vor. Auch ließ er wider das Gesetz mehrere Londoner Missionsschulen schließen, unter dem Vorwande, daß die Lehrer des Französischen nicht mächtig wären. In Sabotsy hat der Kapitän, welcher die Besatzung des dortigen Fort befehligt, den Evangelischen untersagt, ihren Pastor und Lehrer, die sich vorübergehend in Antananarivo wegen Erlernung der französischen Sprache aufhielten, wieder bei sich aufzunehmen. Und doch ist jener Lehrer einer der tüchtigsten Helfer der französischen Kolonne gewesen, die er gegen die Fahavalos geführt hat.

Wohl hat Galliéni dem Pastor Lauga[1]) gegenüber die Aeußerung fallen lassen: „Ich kam hierher mit all den Vorurteilen, die wir in Frankreich gegen die englischen Missionare haben; aber je mehr ich von ihnen sehe, um so mehr Vertrauen habe ich zu ihnen"; doch will sich seine Handlungsweise nur schwer mit seinen Worten in Einklang bringen lassen.

Gleich das Schulgesetz, welches Galliéni im Oktober v. J. erließ, kehrte seine Spitze gegen die evangelischen Missionare. Dieses Gesetz verlangte, daß fortan in allen Missionsschulen Madagaskars — nicht etwa nur in den höheren Anstalten, sondern auch in den gewöhnlichen Volksschulen — die Hälfte sämtlicher Unterrichtsstunden auf den französischen Sprachunterricht verwandt werden sollte.[2]) Mit Mühe erlangten die Leiter der evangelischen Missionen vom General einen Aufschub, um die nötigen Vorbereitungen zur Einübung von eingeborenen Lehrern im Französischen zu treffen. Bei den Londoner Missionaren läuft dieser Termin am 1. April, bei den Norwegern am 1. Oktober d. J. ab. In dieser verschiedenen Bemessung spiegelt sich gleichzeitig das Verhältnis wieder, welches zwischen der französischen Regierung und den evangelischen Madagaskarmissionaren herrscht; die Norweger gelten als Unterthanen einer nicht kolonisierenden Macht, politisch als unverdächtig, während man den Londoner Missionaren immer noch hochverräterische Hintergedanken unterschiebt, obgleich die Vorstände und Sendboten

---

[1]) Vertreter der Pariser evangel. Missionsgesellschaft.

[2]) Um das Ungeheuerliche dieser Maßregel zu begreifen, denke man sie sich auf die Volksschulen eines europ. Kulturstaates angewendet, z. B. Frankreichs, daß das Deutsche die Hälfte des Unterrichts bilden müsse.

der Londoner Mission, ebenso wie die der Friends-Mission es nicht an Bethätigungen ihrer Loyalität gegenüber Frankreich haben fehlen lassen.

Ein anderer Gewaltakt Galliéni's gegenüber der evangelischen Mission ist die im November v. J. auf seinen Befehl erfolgte Beschlagnahme des von der Friends-Mission in den Jahren 1889—1891 mit einem Kostenaufwande von 150000 Fr. erbauten großen Missionshospitales Isoavinandriana[1]) bei Antananarivo, derselben Anstalt, die vom Tage der Eroberung der Hauptstadt an den Verwundeten der französischen Expedition gastlich ihre Pforten öffnete. Den Betrieb des Hospitals hatten bisher die Londoner und die Friends-Mission gemeinsam; auf erstere entfiel ein, auf letztere zwei Drittel der ca. 40000 Fr. betragenden Unterhaltungskosten. Es ist nicht verwunderlich, daß gegenüber einem solchen feindseligen Vorgehen die Oberin der Anstalt die ihr von Galliéni im Namen der Regierung überreichte goldene Medaille — für ihre Verdienste um Pflege der Verwundeten — demselben wieder zur Verfügung gestellt hat.

Der evangelische Gouverneur Rainijemisona von Antanamalaza hatte zu wiederholten Malen den französischen Behörden hervorragende Dienste geleistet, indem er denselben nicht nur wichtige Nachrichten über die Bewegungen der Fahavalos übermittelte, sondern auch eine vom französischen Kapitän NN. kommandierte Abteilung Milizsoldaten in das Versteck der Räuber führte, welche seinerzeit die drei Franzosen Duret de Brie, Grand und Michaud ermordet hatten. Man fand bei ihnen auch richtig noch die Habseligkeiten ihrer Opfer vor. Der im dortigen Bezirke stationierte Jesuitenpater hatte bis dahin vergeblich versucht, den Gouverneur zur katholischen Kirche herüberzuziehen. Als Schmeicheleien und Lockmittel nichts fruchteten, ging er zu Drohungen über. Rainijemisona machte dem Pastor Lauga von diesen Vorgängen Mitteilung und bat ihn um Befürwortung eines Gesuches, in welchem er die französische Oberbehörde um eine kleine Garnison für seinen von den Rebellen bedrohten Wohnort bat; ein solcher Militärposten würde, wie er erklärte, dem ganzen Bezirke Sicherheit verschaffen. Leider waren damals die erwarteten Truppennachschübe noch nicht eingetroffen, und so konnte die Behörde dem Wunsche des Gouverneurs nicht gleich Folge leisten. Als dann geraume Zeit darnach doch noch eine kleine Garnison in Antanamalaza einrückte, denunzierte der Jesuitenpater den Gouverneur bei dem eben eingetroffenen französischen Bezirkskommandeur Oberst N. N. als einen Rebellen. Rainijemisona wurde alsbald verhaftet und nach Antananarivo abgeführt, wo er, der Mitschuld am Aufstande angeklagt, von dem madagassischen Gerichthof im Oktober v. J. zu Kerkerhaft verurteilt wurde. Die evangelische Bevölkerung von Antanamalaza, welche aus diesen Vorgängen ihre Schlußfolgerungen zieht, geht seitdem zum größten Teil zur Messe.

Vier Stunden südlich von Antananarivo liegt die Londoner Missionsstation Tsiafahy. Der dortige englische Missionar hatte sich mit Frau und Kindern im April v. J. vor den heranrückenden Aufständischen nach der Hauptstadt zurückziehen müssen. In ganz Tsiafahy gab es keinen einzigen Katholiken, geschweige denn eine katholische Kirche. In der Folge zog eine kleine Garnison in dem Orte ein und der Kommandant Kapitän N. N., „ein streitbarer Katholik", wie er sich selbst zu titulieren beliebt, äußerte den berechtigten Wunsch, regelmäßigen katholischen Gottesdienst zu haben. Um nun seinen religiösen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, nahm der Kapitän einfach der evangelischen Gemeinde ihre Kirche und ließ an den beiden Sonntagen, den 19. und 26. Oktober v. J., in Gegenwart der Garnison darin Messe halten. Als sich die beiden Sendboten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, Pastor Lauga und Missionar Escande, zu Gunsten der, wie sie ausdrücklich bemerkten, ausschließlich evangelischen Gemeinde beim Kapitän verwandten, antwortete ihnen derselbe: „Evangelisch sind sie? . . . Sie werden das sein, was ich will!" Wir verfehlen übrigens nicht, hinzuzufügen, daß General Galliéni das Vorgehen des Kapitäns gemißbilligt und die Rückgabe der Kirche an die evangelische Gemeinde angeordnet hat. Dies hat jedoch nicht

---

[1]) Ein prächtiges Bild von diesem Missionshospitale bringt das eben erschienene 15. Heft der „Geschichten und Bilder aus der Mission" (Halle, Buchh. des Waisenhauses. Preis 25 Pfg.)

gehindert, daß in einem andern Bezirke, dem von Ambatomanga, mit ausdrücklicher Ermächtigung des betreffenden französischen Offiziers seit vorigem Oktober 12 evangelische Kirchen von den Katholiken mit Beschlag belegt worden sind.

Als am 22. November 1895 in Arivonimamo der englische Missionar W. Johnson mit Frau und Tochter der Wut der Rebellen zum Opfer fiel, hatten die aufständischen Horden gleichzeitig die evangelische Missionsstation geplündert und sämtliche Gebäude, wie Kirche, Schule und Missionshaus, niedergebrannt. Die in einem madagassischen Hause untergebrachte katholische Mission wurde auch geplündert; doch gelang es dem Jesuitenpater, sein Leben durch die Flucht zu retten. Der materielle Verlust der evangelischen Mission wurde auf ungefähr 40000 Franks, derjenige der katholischen Mission auf 5000 Franks beziffert. Da man katholischerseits gar wohl wußte, daß bei dem Zustande der Finanzen Madagaskars auf keine Regierungsentschädigung in absehbarer Zeit zu rechnen war, so verfielen die Jesuiten auf folgenden Ausweg. Pater Garde begab sich Anfang März v. J. in den inzwischen wieder beruhigten Bezirk Arivonimamo und berief am 9. März im Namen der Regierung die verantwortlichen Vorsteher der um die zerstörte Station herumliegenden Ortschaften zu einer Verhandlung. In derselben verurteilte der Pater, unter Berufung auf den Generalresidenten, die verschiedenen Dorfgemeinden zur Zahlung einer Entschädigungssumme in der Höhe von 20000 Franks, die bis Ende März zu entrichten war, widrigenfalls der Pater die strengste Maßregeln seitens der französischen Oberbehörde in drohende Aussicht stellte. Daraufhin erkundigten sich einige Dorfvorsteher beim Bezirksgouverneur Rainianjolahy, was sie thun sollten; die Antwort lautete: „Was der Franzose euch gesagt hat." Als sich die Beherztesten unter den Vorstehern dabei nicht beruhigten, sondern auch den militärischen Bezirkschef, den Kapitän N. N. um nähere Aufklärung baten, wies sie derselbe mit den Worten ab: „Das sind Dinge, die mich nichts angehen." Unter diesen Umständen nahmen die Eingeborenen die Ueberzeugung mit heim, daß die Ausschreibung der Strafsumme von der französischen Oberbehörde ausgehe. Infolge dessen zahlte am 30. März Rainidanielina, der Vorsteher von Arivonimamo, an Pater Garde 2000 Franks; den folgenden Tag brachte Rasoava, der Häuptling von Ambohidraza den auf seinen Ort entfallenden Anteil an der Strafsumme im Betrage von 1000 Franks. Als er eine Quittung dafür verlangte, verweigerte der Jesuit die Ausstellung einer solchen. Der Vorsteher von Manankasina zahlte am 2. April einen Teil der geforderten Geldsumme. Wegen dieser Saumseligkeit bedrohte ihn Pater Garde mit Einsperrung und gab dem Geängsteten schriftlich anheim, bei seinem Dollmetscher Josef die an die Summe von 1000 Franks noch fehlenden 175 Franks zu leihen. Die Anleihe wurde gegen den bescheidenen Zinsfuß von 200% sofort bewilligt. Die Ortschaft Mangatany zahlte 1000 Franks, Betafo 1200 Franks, und zwar 300 Franks am 30. März und 700 Franks am 2. April. Amboanana entrichtete am 4. April einen Tribut von 3000 Franks, und außerdem noch 30 Franks an den Dollmetscher des Paters als Gratifikation für bewiesene Coulanz. Von sonstigen Zahlungen liefen noch ein aus Ambahimanga 1500 Franks, aus Ampanoa und Mandiavato je 1000 Franks und aus Manalalondo 800 Franks. So konnte denn der Jesuitenpater nach Monatsfrist mit 20000 Franks in der Tasche reichbefriedigt den Schauplatz seiner Missionsthätigkeit wieder verlassen. An wen er in Antananarivo das Geld abgeliefert hat, ist bis jetzt in Dunkel gehüllt. Nur zweierlei ist sicher, daß das Kolonialbudget für Madagaskar diesen Einnahmeposten nicht aufweist und daß die Friends-Missionsgesellschaft, die Besitzerin der auf Arivonimamo zerstörten Baulichkeiten, bisher auch nicht einen Centime Entschädigung erhalten hat.

In Isoavinimerina, einem Dorfe 3 Stunden von der Hauptstadt, hatten die Protestanten abgelehnt, ihre Kirche dem Pater Taix zu übergeben. Er erklärte trotzdem, er würde am Sonntag Morgen kommen und die evangelische Kirche zum Meßgottesdienst gebrauchen. Wer von der evangelischen Gemeinde wolle, könne *sich einfinden und* mit den Katholiken zusammen anbeten; die andern könnten *draußen auf dem Kirchplatze* stehen bleiben. Auf alle diese Eröffnungen entgegneten *die Honoratioren*, wenn die Regierung in Antananarivo den Befehl ergehen ließe,

daß sie alle übertreten und Katholiken werden sollten, müßten sie es natürlich thun; andernfalls nicht. Der Jesuit sagte hierauf, er werde nach Antananarivo schreiben, und trug der Deputation auf, für den folgenden Tag Rafaralahy, den katholischen Lehrer von Isoavinimerina, zu ihm zu bestellen. Dieser erschien auch Montag früh in Namehana und erhielt wirklich ein nach dem Süden, nach Antananarivo zu beförderndes Schreiben, natürlich nicht an die Adresse der französischen Oberbehörde, sondern an den katholischen Bischof; denn am Nachmittag berief der Lehrer die Bewohner von Isoavinimerina auf dem Dorfplatze zusammen und las ihnen einen Brief des Bischofs Cazet vor, in welchem derselbe seinen Dank dafür aussprach, „daß sie ihm die protestantische Kirche überlassen und alle Katholiken werden wollten." Daraufhin erhob sich der eingeborene evangelische Pastor Rasamoelina und erklärte, daß er im höchsten Grade erstaunt und bestürzt wäre, ein solches Schreiben zu vernehmen. Weder ihm noch seinen Freunden sei es je in den Sinn gekommen, ihre Kirche aufzugeben oder sich der katholischen Gemeinde anzuschließen. Wenn einzelne Eingeborene vorziehen sich von den Katholiken zu trennen und zu ihnen überzugehen oder umgekehrt von der evangelischen Kirche zur katholischen überzutreten, so hätten sie das völlige Recht dazu; aber die evangelische Gemeinde von Isoavinimerina habe nie daran gedacht, einen solchen Schritt zu thun. Der Pastor wandte sich dann weiter an die Honoratioren mit der Frage, was sie gethan hätten, um dem Bischof Grund zu einem solchen Brief zu geben. Sie antworteten ganz entschieden, daß es ihnen nicht eingefallen wäre, ein Abkommen wegen Uebergabe der Kirche an die Katholiken oder wegen des Uebertritts der Gemeinde zur katholischen Kirche zu treffen. Es muß hier noch einmal ausdrücklich betont werden, daß jene Honoratioren in keiner Weise mit der Vertretung der evangelische Gemeinde beauftragt waren oder in ihr ein Amt bekleideten. Sie waren nur deshalb nach Namehana gegangen, weil sie sich fürchteten, die Citation des Jesuitenpaters unbeachtet zu lassen; wußten sie ja nicht, in wieweit Pater Tair das Recht habe, sie vor sein Forum zu berufen. Die evangelische Gemeindte wandte sich nunmehr durch ihren Geistlichen an die Londoner Missionare in der Hauptstadt mit der flehentlichen Bitte, sie im Besitze ihres Gotteshauses zu schützen und vor zwangsweisen Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewahren.

Besonders arg trieben es die Jesuiten in der großen evangelischen Gemeinde Ambohimanambola; hier hatten sie ein gefügiges Werkzeug an dem Gouverneur Ravelomanda, der seit Anfang Dezember v. J. die Evangelischen in seinem Bezirke bestürmte, eine ihrer Kirchen den Katholiken zu überlassen. So ging er z. B. Donnerstag, den 18. Dezember, bei den Evangelischen von Haus zu Haus und erklärte, daß, wenn bis nächsten Sonntag die eine Kirche nicht geräumt sei, die Soldaten mit den Widerspenstigen kurzen Prozeß machen würden. Und wirklich, während am Sonntag, den 20. Dezember, die Evangelischen des Ortes gerade ihren Gottesdienst abhielten, kam der Gouverneur, von dem katholischen Teile der Bevölkerung gefolgt, vor die Thür der evangelischen Kirche gezogen und forderte die Gemeinde auf, herauszugehen und den Katholiken Platz zu machen. Auf ihre Weigerung hin notierte er die Namen derer, die in der Kirche waren und brachte die Liste nach Ambatomanga, dem Hauptorte des Bezirkes. Am folgenden Sonntag, den 27. Dezember, während die evangelische Gemeinde wieder ihren Gottesdienst abhielt, erschien mit einem Male Bischof Cazet in höchst eigener Person vor der Kirchthür, ließ den Gesang der Gemeinde abbrechen und erklärte dann von der Kanzel aus der Gemeinde, daß er gekommen sei, um hier einen katholischen Gottesdienst zu halten. Gleichzeitig beeilte er sich, in echt jesuitischer Weise zu erklären, daß unter dem Banner Frankreichs Religionsfreiheit herrsche und daß es einem Jeden freistünde, Protestant oder Katholik zu sein.

Der eingeborene Prediger antwortete dem Bischof, daß sie alle Protestanten wären und daß die Kapelle, in welcher sie sich befänden, ausdrücklich für den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde erbaut sei; aber trotz ihres evangelischen Bekenntnisses wären sie durchaus loyale Unterthanen Frankreichs. Der Bischof machte nun den Vorschlag, sie sollten sich einer anderen protestantischen Gemeinde

anschließen und dann ihre Kirche den Katholiken überlassen. Der evangelische Prediger aber erklärte, jede der verschiedenen evangelischen Gemeinden im Bezirke habe ihr eigenes Gotteshaus und so lange Religionsfreiheit herrsche, sähe er nicht ein, warum sie das ihrige aufgeben sollten. Nunmehr erschien der Gouverneur Ravelomanda auf der Bildfläche und erklärte, es sei Regierungsbefehl, daß die Kapelle den Katholiken zur Benutzung ausgeliefert werden solle. Als das der Prediger hörte, sagte er, daß sie, wenn der Gouverneur einen Befehl gebracht habe, keine andere Wahl hätten, als die Kapelle zu verlassen und, während die evangelische Gemeinde nun aus ihrem Gotteshause auszog, nahm der Bischof Besitz davon und feierte mit dem katholischen Teile der Bevölkerung darin die Messe. Der Gouverneur hat öffentlich erklärt, daß die Protestanten die Fahavalos oder Feinde Frankreichs sind, d. h., wenn sie während des jetzt herrschenden Belagerungszustandes von jemanden der Behörde als solche denunziert werden, so haben sie zu gewärtigen, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Erschießen verurteilt werden.

Zwei Tage nach jener Verdrängung der Evangelischen kamen ein paar Offiziere nach Ambohimanambola und schlugen an der Thür der Kirche ein Plakat des Inhaltes an, daß dieselbe fortan den Katholiken gehöre. Als sich der Londoner Missionar Jukes mit seinen Kollegen beim General Galliéni über diese Gewaltthat beschwerte, überwies derselbe die Untersuchung der Angelegenheit einer Kommission, die aus einem Jesuitenpater und 2 französischen Offizieren gebildet war und zu der die Londoner Mission nun noch ein Mitglied abordnen sollte. Da aber der General bereits im voraus erklärt hatte, daß die durch freiwillige Beiträge der evangelischen Gemeinde erbauten Kapellen Gemeindeeigentum wären und als solche von den Jesuiten in anspruch genommen werden könnten, wenn es ein Teil der Bevölkerung wünsche, so ist leicht abzusehen, zu wessen Gunsten der Spruch der Kommission ausfallen wird.

Die Evangelischen in einem anderen Orte, deren Kapelle ebenfalls von den Jesuiten mit Beschlag belegt worden war, sandten eine rührende Bittschrift an den General, worin sie ihn anflehten, er möchte ihnen doch gestatten, Evangelische zu bleiben, denn so sei nun einmal ihr Glaube. Die einzige Antwort darauf bestand darin, daß die acht oder zehn Männer, welche die Petition unterschrieben hatten, als Rebellen und Anführer im Aufstand gebrandmarkt wurden. Und doch kann ihnen Missionar Jukes sicher bezeugen, daß sie während des Aufstandes in der Hauptstadt wohnten; ja sie verloren Hab und Gut in ihrer Heimat und mußten froh sein, daß sie das nackte Leben durch die Flucht nach Antananarivo retteten.

In Fenoarivo, einem 4 Stunden südwestlich von der Hauptstadt gelegenen Orte, wurden fünf einflußreiche Mitglieder der dortigen evangelischen Gemeinde, die niemals den geringsten Anlaß zu irgend welchem Verdacht gegeben hatten, durch den Jesuitenpater der Militärbehörde als gefährliche Fahavalos denunziert und ins Gefängnis geworfen.

Es fand keine Spur von Untersuchung über ihre vermeintliche Schuld statt, dagegen empfingen sie täglich im Gefängnis den Besuch ihres Anklägers, welcher nicht ermüdete, ihnen in den grellsten Farben die Schrecken des Kriegsgerichtes vor die Augen zu malen, wenn sie sich nicht dazu verständen, ihren evangelischen Glauben abzuschwören. Nach zehntägiger Bearbeitung war der Widerstand der Unglücklichen, welche der Pater inzwischen bis ins kleinste Detail über die stattgefundenen standrechtlichen Exekutionen von Fahavalos auf dem Laufenden erhalten hatte, gebrochen, sie erklärten ihre Bereitwilligkeit, „sich mit der Mutterkirche wieder zu vereinigen." Alsbald wurden dieselben Männer, die eben erst als gefährliche Spießgesellen der Rebellen ins Gefängnis geworfen worden waren, ohne weitere Untersuchung und Richterspruch aus ihrer Haft entlassen und an die Spitze von Vertrauensposten berufen. Furcht und Scham machen sie nun in den Händen ihres Beichtvaters zu willenlosen Werkzeugen, die derselbe gegen ihre bisherigen Glaubensgenossen auszubeuten versteht.

Die im Vorstehenden mitgeteilten Fälle von Uebergriffen der Jesuiten beziehen sich alle auf Christengemeinden Imerinas und sind derart beglaubigt, daß

kein Zweifel an ihrer Authenticität möglich ist. Wir haben sie teils dem offiziellen, unter dem Titel „La Liberté religieuse à Madagascar" veröffentlichten „Rapport de la Société des Missions Évangéliques de Paris sur la Mission accomplie à Madagascar par M. M. H. Lauga, Pasteur, et F. H. Kruger, Professeur" entnommen, welcher den Abgeordneten der französischen Kammer vor kurzem überreicht worden ist, teils benützen wir als Quelle eine Beschwerdeschrift („Supplementary Statement"), welche die Londoner Missionare dem General Galliéni überreicht haben.

Kleine Mitteilungen.

1. Ein ganz neues Unternehmen ist die **Mission unter der Zwergbevölkerung Afrika's,** das demnächst zur Ausführung kommen soll. Daß es zwerghafte Völkerstämme im Innern Afrikas gebe, davon berichtet schon das Altertum; aber erst in neuerer Zeit ist diese Thatsache von verschiedenen Reisenden bestätigt worden. Der Gedanke nun, den in den Urwäldern des dunkeln Erdteils lebenden Ueberresten einer uralten Völkerfamilie das Evangelium zu bringen, ist vor kurzem von einem englischen Fräulein, namens MacLean, angeregt worden. Ihr Interesse dafür wurde zuerst durch die Berichte Stanleys geweckt, der auf seinem bekannten Zuge vom Kongo nach dem Albert Njanßa mit Vertretern der Zwergstämme zusammentraf. Sie wandte sich deshalb zunächst an den berühmten Reisenden und fragte ihn um Rat wegen einer unter ihnen zu beginnenden Mission. Sein Vorschlag, vom Kongo aus den Versuch zu machen, erwies sich aber als unpraktisch. Die dort arbeitenden Missionsgesellschaften, an die sich Frl. MacLean wandte, erklärten es vorderhand für unmöglich, vom Kongo aus den Zwergstämmen in den nördlich gelegenen Urwäldern beizukommen. Schließlich wurde sie auf die amerikanisch-presbyterianische Mission aufmerksam gemacht, in deren Gebiet am Gabun sich ebenfalls Zwergvölker finden. Die beiderseitigen Unterhandlungen haben nun zu dem Resultat geführt, daß die Presbyterianer zunächst mit zwei Missionaren die Arbeit unter den Zwergen aufnehmen wollen, wogegen Frl. MacLean 30 000 Mk. zu dem Unternehmen gesteuert hat. Außerdem will sie dasselbe jährlich mit 10 000 Mk. unterstützen. Die Sache wird aber ihre großen Schwierigkeiten haben; denn bekanntlich leben die Zwergstämme fast nur von der Jagd und sind deshalb nicht ansässig. Bei ihrer nomadisierenden Lebensweise haben sie kaum eine Ahnung von Ackerbau. Doch sollen auch Abteilungen von ihnen ständige Niederlassungen haben. Das scheint im Gabungebiete der Fall zu sein. Da sie im Tauschverkehr mit den sie umgebenden Bantu-Stämmen stehen, so sprechen sie häufig auch deren Sprache. Ihre eigene, bis jetzt wenig bekannte Syrache ist von den Bantu-Sprachen gänzlich verschieden.

(Evangel. Missions-Magazin 1897, S. 99.)

2. **Menschenfresser in Kamerun.** In der „Beilage zur Deutschen Kolonialzeitung Nr. III" erzählt Dr. jur. Esser in einem Bericht über die Reise in das Land der Bali, die er mit Dr. Zintgraff ausgeführt hat:

„Während des Hinaufmarsches nach Bali gelang es mir vom Stamme der Bakundu unzweifelhaft festzustellen, daß sie Menschenfresser sind.

Nicht nur die uns begleitenden Bali haben es mir voll Abscheu versichert, nein auch die Bakundu selber gestanden es mir, nachdem ich ihnen die untrüglichsten Beweise ihres Lasters erbrachte, ein. Einer der Häuptlinge erklärte mir, daß der ganze große Stamm der Bakundu einen gemeinsamen Bund (Klub) habe, in welchen der Eintritt nur nach erfolgter Abstimmung und Zahlung von 10 Ziegen oder 7 Hunden möglich sei. Dieser große gemeinsame Bund zerfalle wieder in kleinere Vereine der einzelnen Dörfer. Die Mitglieder dieser kleineren Vereinigungen hätten bei jedem Vollmond Zusammenkünfte, wo jedesmal eine größere Anzahl Menschen geschlachtet würde. Einmal im Jahre aber träfen sich alle zu einem großen Feste an einem vorher bestimmten Orte mitten im Urwalde. Dann finden stets große Orgien und Schmausereien statt, bei welchen Ochsen, Hunde und Menschen, in großen Töpfen gekocht, als eine besondere Delikatesse verspeist werden. Gerade die Mischung von Mensch, Hund und Rind soll einen besonders aromatischen, köstlichen Leckerbissen für diese Gaumen abgeben. Die Mitglieder tragen als Erkennungszeichen rote Papageifedern im Haupthaar, und kein Bakundu darf es wagen, ein Hemd, einen Regenschirm oder gar einen Hut zu tragen, ohne Mitglied dieses vornehmen Bundes zu sein. Erzeugnisse unserer europäischen Zivilisation werden also gewissermaßen als Erkennungszeichen dieses barbarischen Bundes benutzt. Fühlt ein Mitglied seinen Tod nahen, so sind die übrigen in der angenehmen Lage, ihn abschlachten und auffressen zu müssen, damit er in seinen Freunden und Bundesbrüdern gewissermaßen weiter leben kann und nichts von seinem kostbaren Körper in der Erde faulend zu grunde gehe. Je nach dem Reichtum des betreffenden wird auch noch eine Anzahl von Hunden und Sklaven mit ihm zusammen verspeist.

Beim passieren von Mijimbi, wo vor sechs Wochen der König gestorben, erfuhr ich, daß ihm zu Ehren 30 Sklaven bei der Leichenfeier abgeschlachtet und verspeist worden seien! Mit Abscheu mußten wir oft die Spuren solcher Barbarei am menschlichen Gebein erblicken. Dort lagen Menschenknochen, vermischt mit denen der Hunde, zwischen den Scherben von großen Töpfen. Zweifellos hatte dort ein Festgelage stattgefunden. Die Köpfe der abgeschlachteten Menschen werden als ein besonderes Zeichen des Wohlstandes an der Hütte des sie Tötenden, resp. Liefernden aufgespießt, und zu mehreren Malen kam es vor, daß Häuptlinge sich bei mir entschuldigten, wenn sie ihrer *Meinung nach* keine genügend große Anzahl von Schädeln auf ihre *Hütten gepflanzt* hatten. Oft mußte ich in Palaverhäusern ganze

Körbe voll Schädel, unter der Decke hängend, sehen, und auf mein Befragen wurde mir stets gesagt, daß dies die Köpfe von im Kampfe erschlagenen Feinden seien, welche man dort aufbewahre."

3. Das **wunderlichste Bibelformat** dürfte bei der jüngsten Veröffentlichung der britischen Bibelgesellschaft zur Anwendung gekommen sein. Es ist die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache von Uganda. Der Band ist hoch, aber nur drei Zoll breit und ebenso dick. Die Veranlassung zu dieser seltsamen Buchform ist eine höchst eigenartige. Die weißen Ameisen und andere gefräßige Insekten zerstören in Innerafrika binnen kurzem alle Bücher, die nicht ganz gut verwahrt sind. Da sind die Sendboten der kirchlichen Missionsgesellschaft, deren Arbeit am Victoria Njanßa so beispiellose Erfolge aufzuweisen hat, auf den Gedanken gekommen, die Biscuitblechdosen einer englischen Firma, die in Uganda in großer Menge eingeführt werden, als Bücherfutterale zu benutzen. Daher die eigenartigen Dimensionen der neuen Uganda-Bibel. Die Blechdosen sind gerade groß genug, um ein Bibelbuch, eine kurzgefaßte Bibelerklärung und ein Büchlein mit Gebeten und Liedern, Alles in der Sprache der Eingeborenen, zu bergen. Bei dem großen Lesehunger, den die christlichen Waganda besitzen, wird es nicht lange dauern, bis die meisten Hütten derselben diese kleine Bibliothek in der Blechdose besitzen. Wie schnell doch heutigen Tages die Entwickelung in Afrika geht. Vor 20 Jahren, als Stanley in Uganda war, wußte man dort noch nichts vom Christenthum, jetzt giebt es bereits Bibel und Gesangbuch in der Sprache der Eingeborenen!

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

R. J. Hofmeyr. Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Auf Grund der Quellen dargestellt. Mit einer Spezial-Karte der Süd-Afrikanischen Republik. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. Bremen 1897. — Preis broschiert 4,80 Mark.

In England spielt sich soeben die Komödie ab, welche man dort eine gerichtliche Untersuchung zu nennen beliebt: nicht Rhodes ist der schuldige Teil, sondern der Präsident der Süd-Afrikanischen Republik. Und Herr Chamberlain ist an der ganzen Jamson-Affäre unbeteiligt, hat auch nicht die leiseste Ahnung davon gehabt. Wers jetzt nicht glaubt, dem ist in der That nicht zu helfen. — — Im Blick auf diese Untersuchungen in London ist das vorliegende Buch gerade im rechten Augenblick erschienen. Der Verfasser ist ein glühender Patriot. Daher der stellenweise überaus schwungvolle, ja fast poetische Stil. Seine Darstellung der Entwickelung der beiden Bauern-Republiken, die Schilderung der Beziehungen Transvaals zu England, die aktenmäßige Beschreibung der Folgen des „Jameson-Rittes„ fesselt den Leser von Anfang bis ans Ende des Buches. Wenngleich wir allerdings mit der Beurteilung der Stellung, welche die Buren den Eingeborenen

gegenüber eingenommen haben, keineswegs einverstanden sind, welche in dem einen Ausdruck: die Eingeborenen sind „Schepsels", ihren prägnanten Ausdruck findet — der Verfasser scheint persönlich selbst der Ueberzeugung zu sein, daß die Eingeborenen keinen Anspruch auf das Land haben, in dem sie wohnen, sondern dies dem weißen Einwanderer gehört —, so möchten wir dies Buch doch allen empfehlen, welche einen Ueberblick über die augenblickliche brennende Transvaal-Frage gewinnen wollen. —er.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung". Neunter Jahrgang. Schlußheft 3/4. Preis komplett 6,00 Mark, geb. 7,50 Mark. 22 Bogen Quartformat. Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag.

In dem Schlußheft des Kolonialen Jahrbuches behandelt Fr. Schnapauff auf Grund der eigenen Erfahrungen „Die Entwicklung der Zustände in Transvaal". — Die Arbeit von H. Hesse über „Die deutsche Kolonialpolitik" enthält einige sehr beachtenswerte Anregungen für die Weiterentwicklung der deutschen Kolonialbewegung. — Einen Beitrag zur Auswanderungsfrage giebt eine längere Abhandlung über „Kolonasation in Brasilien", welche besonders die Kolonisation in dem Staate Sanjo Paulo im Auge hat. — „Daß große Pangani-Projekt" ist eine Darstellung der Verhältnisse am Pangani, wo bekanntlich die „Pangani-Gesellschaft" mit ihren Kulturarbeiten beginnen will, welche sich nicht nur auf die Verwendung des Zuckerrohrs, sondern auch auf Tieflandkulturen (Kakao) in dem überaus fruchtbaren Panganithale beziehen auf dem Gebiete, welches die Regierung der Gesellschaft als Kronland überweisen wird. — Wie die Kolonialpolitik auf Parteiversammlungen zum Ausdruck kommt, sehen wir in einer Reproduktion der Verhandlungen auf den Delegiertentagen der nationalliberalen und Centrumspartei. — Eine weitere Arbeit verbreitet sich über den Gang deutschen Kolonialpolitik im Jahre 1896. — Joachim Graf Pfeil stellt Betrachtungen über die Anlegung einer Strafkolonie in Südwest-Afrika an, kommt aber im Gegensatz zu Prof. Dr. Bruck zu ganz anderen Resultaten. — Die letzte Arbeit ist ein ausführlicher Ausgang der Kolonialdebatten im Reichstage. — Das bekannte Jahrbuch, welches nunmehr für 1896 abgeschlossen vorliegt, ist für alle diejenigen welche sich mit Kolonialpolitik eingehender beschäftigen, ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Leipzig 1896/97. Vollständig in 17 Lieferungen à 1,50 Mark. Die 17. Lieferung 2 Mark.

Es liegen uns jetzt bereits die 5. und 6. Lieferung vor.

welche den oberen und unteren Flußlauf zu verbinden bestimmt ist, ist die Terrainaufnahme bereits erfolgt, das Projekt liegt dem Gouvernement vor und wird von den Pflanzungsgesellschaften lebhaft unterstützt. Auch mit der Ausbeutung der auf portugiesischem Gebiet liegenden Minen unmittelbar nördlich des Sambesi soll in großem Maßstabe vorgegangen werden.

Noch eher als die Sambesi-Bahn wird die durch **Portugiesisch-Ost-Afrika** führende Pungwe-Bahn von Beira ins Maschona-Land fertig werden. Sie war zunächst von Fontesvilla, einem Punkte 65 Kilometer oberhalb der Mündung des Pungwe, bis wohin der schiffbare Fluß den Materialtransport gestattete, begonnen und 270 Kilometer lang ins Hinterland geführt. Die Schwierigkeiten der Wasserverbindung machen aber eine Verlängerung bis zur Küste notwendig und im April 1895 erlangte die „London and Paris Exploitation Company" die Konzession zur „Beïra-Jonction". Die neue Linie ward sofort in Angriff genommen und sonach wird die ganze Eisenbahn bis ins Matschona-Land 348 Kilometer lang werden. Cecil Rhodes hatte den Plan, sie mit Salisbury und dann dieses mit Buluwayo zu verbinden. In welcher Weise dieser gewandte und vor nichts zurückscheuende Herr sich auch gegen die Portugiesen alle günstigen Verhältnisse zu Nutze machte, hat die Untersuchungs-Kommission in London ans Licht gebracht. Die Chartered-Company hatte von einem Schiffskapitän Chaddock vertraulich die Mitteilung erhalten über die Schiffbarkeit der Limpopo-Mündung und benutzte diese, um Waffen und Munition an den Häuptling Gungunhama gelangen zu lassen zum Zweck, sich durch ihn die untere Strecke des Limpopo-Flusses, obgleich sie auf portugiesischem Gebiet liegt, für die Company zu sichern, während der Oberlauf teils zur südafrikanischen Republik, teils zu Rhodesia gehört (als Grenzfluß). Der unbotmäßige Häuptling ward allerdings von den Portugiesen besiegt.

Von den Verhältnissen, welche im Norden der portugiesischen Besitzungen herrschen, geben die Unternehmungen des Gouverneurs von Mozambique, Major Mouzinho Albuquerque einen Begriff. Im nächsten Hinterland wagen die Häuptlinge der Namarra der Regierung Widerstand zu leisten und bedrohen mit ihren Räubereien selbst die Häfen von Marasima und Mokambo, die nächsten an der Gouvernementsstadt. Als Morave, der Häuptling in Quilovane, im vorigen Jahr die Zahlung seiner rückständigen Abgaben verweigerte, rüstete der Gouverneur im Oktober eine Expedition von 49 Offiziere und 400 Mann gegen ihn aus, gab sich aber damit zufrieden, daß er verschiedene Angriffe der Namarra-Krieger abschlug und kehrte nach Mozambique zurück. Eine neue Expedition wird nun schon wieder gegen denselben Stamm notwendig, und der Gouverneur ist mit 600 portugiesischen Soldaten und 400 Schwarzen aufgebrochen. Eine kräftigere Herrschaft in unserem südlichen Grenzlande wäre recht wünschenswert, um die ungebändigten Zulu-Stämme am Njaßa gemein-

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika" quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird."

Für das Jahr 1897 gingen ein: Frau Prof. Froriep, Tübingen, 3 Mk. — Frau von Reergardt, Kiel, 3 Mk. — P. Wessel, Lehr, 3 Mk. — Geheimer Regierungsrat Witte, Berlin, 3 Mk. — Matthison, Berlin, 3 Mk. — Schneider, Berlin, 3 Mk. — Gossen, Berlin, 3 Mk. — Dr. Natge, Tempelhof, 3 Mk. — Reg.-Sekr. Bultmann, Berlin, 3 Mk. — Rottenhahn, Ruhrort, 3 Mk. — Frau von Pochhammer, Berlin, 3 Mk. — Geh. Regierungsrat Freytag, Berlin, 5 Mk. — Geheimer Hofrat Meyer, Goldberg, 3 Mk. — Amtsanwalt Schlüter, Sorau, 4 Mk. — Dr. Stephan, Berlin, 3 Mk. — Pf. Lange, Berlin, 3 Mk. — Dr. Vormeng, Berlin, 3 Mk. — Oberhofmeister Meyer, Erfurt, 3 Mk. — Gerichtsvollzieher Hering, Thal, 3 Mk. — Reg.-Baumeister Böttrich, Stendal, 3 Mk. — P. Wilm, Miechowitz, 3 Mk. — Gräfin Bismarck-Bohlen, Züssow, 6 Mk. — General-Lieutenant v. Schmidt, Celle, 5 Mk. — Stadtrat Meyer, Erfurt, 3 Mk. — Pf. Köhler, Erfurt, 2 Mk. — Gräfin Louise von Hoym, Erfurt, 2 Mk. — Pf. Lipps, Ruchheim, 2,50 Mk. — Prof. Schäder, Göttingen, 2 Mk. — Fräul. Stier, Bremen, 2 Mk. — Oberlehrer Sarges, Mühlhausen (Thüringen), 1 Mk. ed. th. Becker, Halle, 3 Mk. — N. N., 1 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Einiges über die Rechtslage der Eingeborenen in Afrika	97
Ein nachahmungswertes Beispiel	103
Vereinsnachrichten	104
Afrikanische Nachrichten	107
Der Branntwein in unseren Kolonien	118
Die Wirren in Madagaskar	119
Kleine Mitteilungen	125
Bücher-Besprechungen und Anzeigen	127

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

England mehr Glück hat, als in der Entwickelung von militärischen Streitkräften. Man sucht zunächst Transvaal einigermaßen zu isolieren und hierauf zielt die Reise Rhodes nach Frankreich; es gilt hier auch einige einflußreiche Zeitungen zu gewinnen, wie es in Italien bereits gelungen ist; man bearbeitet Portugal, und die neuen Maßregeln in der Provinz Mosambik sind bereits dazu angethan, Transvaal wesentlich zu schädigen und Mißstimmung hervorzurufen (das am 15. März ins Leben getretene Kriegssteuergesetz und die Erhöhung der Gewerbesteuer, welche den aufblühenden Verkehr in Lourenço Marquez zurückzuhalten wohl geeignet sind). Man befördert ferner den Bau der Eisenbahn Mafeking-Buluwayo in ganz auffallender Weise. Im Januar lagen die Schienen bereits auf 355 Kilometer, also bis 104 Kilometer von Palapye, und im August will man Buluwayo erreichen. Die Pungwe-Bahn von Beira wird die Umfassung Transvaals auf der Landseite vervollständigen; es fehlt nur die nötigenfalls gewaltsame Okkupation der Delagoa-Bai, und Transvaal ist auf allen Seiten abgeschnitten. Es kann unter solchen Umständen ein Aufstand der Eingeborenen — und daß ein solcher dem Oranje-Freistaat bereits seitens der Baßuto drohe, wird von einer Rhodes befreundeten Seite gemeldet — den Burenstaaten ernstliche Verlegenheiten bereiten. Dann ist es für Rhodes an der Zeit auch mit Truppen anzugreifen. Da fragt man sich, ob nicht der ganz unabhängige Oranje-Freistaat England zuvorkommen und die Delagoabai, koste es was es wolle, von Portugal erwerben könne. Endlich aber weisen die Untersuchungen in London darauf hin, daß man Material sucht, um Anklagepunkte gegen die Regierung von Transvaal zu formulieren, sei es um es der Vergewaltigung der Uitlanders oder eines Vertragsbruches oder der Verletzung seiner Konstitution anzuklagen.

Bei alle dem kann die militärische Vorbereitung in Transvaal nichts schaden; auch die Befestigungen scheinen ihrer Vollendung entgegen zu gehen; denn es wird von einem starken Fort auf dem Hospital-Hügel berichtet, welches Johannesburg beherrscht.

Ueber die Stimmung in der **Kap-Kolonie** wird sehr Abweichendes berichtet. Die meisten Nachrichten schildern die Stimmung der Afrikander als anti-englisch und erregt durch den frechen Cynismus Rhodes. Selbst die „Morning Post" läßt sich schreiben, daß die Zahl der Buren-Freunde größer sei als die der Anhänger Rhodes.

Was den König von Bamangwato, Khama, zu seinem gerichtlichen Vorgehen gegen das Gouvernement, und andere Stämme zu immer neuer Empörung veranlaßt hat, ist nun auch bekannt geworden; es ist die allerdings hart erscheinende Maßregel, in jedem Bezirk, in welchem die Rinderpest zum Ausbruch kam, sämtliche Tiere ohne weiteres zu erschießen. Ob es kein anderes Mittel gab, dem Fortschreiten der Krankheit wirksam entgegenzutreten? Jedenfalls hatten die Eingeborenen kein Verständnis für eine Maßregel, welche sie mit

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika"** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38 a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert 2c. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Im April sandten Briefmarken: Ungenannt, Poststempel Hagen, Westfalen. *dgl.* Düren. — v. Korff-Krokisius, Major, Straßburg im Elsaß.

Wer giebt unsern Schutzbefohlenen die Bibel in ihrer Muttersprache?

Von Gustav Müller.

Auf den ersten Blick scheint die Antwort auf diese Frage sehr einfach die zu sein: das thun die unter ihnen arbeitenden evangelischen Missionare. Das ist auch wirklich die Antwort in so weit darauf, als sie die heilige Schrift in die Muttersprache der Völker, unter denen sie thätig sind, übersetzen. Ueberall ist es ja und muß es sein eins ihrer nächsten Ziele, ihren Völkern das Wort Gottes zu schenken. Indes ist mit der Uebersetzung die Bibel dem betreffenden Volke noch nicht übergeben. Das geschieht erst dadurch, daß sie in der Muttersprache desselben gedruckt wird.

Bisher haben die meisten evangelischen Missionsgesellschaften bei der Drucklegung der Bibel und einzelner Bibelteile in der Sprache der Völker ihrer Arbeitsgebiete die finanzielle Unterstützung der großen britischen Bibelgesellschaft erfahren. In so weit gehender und entgegen kommender Weise hat diese die Hilfe gewährt, daß einer der deutschen Missionsdirektoren ihr das ehrenvolle Zeugnis ausstellt: „Bei der schließlichen Drucklegung pflegt die britische Bibelgesellschaft ohne weiteres einzutreten.“ Daneben hat die Brüdergemeine, als sie zum ersten Male die heilige Schrift für die Eskimo in Grönland drucken ließ, die dazu nötigen Kosten von der dänischen Kirche, sowie die zum Druck der Bibel in der Moskitosprache von der Herrenhuter Bibel-Gesellschaft erhalten. Ferner hat die Rheinische Missions-Gesellschaft für den Druck der Bibel in den Sprachen der Völker im indischen Archipel bei der Niederländischen Bibel-Gesellschaft Hilfe gefunden und die Basler Missions-Gesellschaft ist in Indien von der Madras Auxiliary Bibel-Society unterstützt worden.

Das ist sehr erfreulich und auch durchaus berechtigt; denn wenn deutsche Missionsgesellschaften den Völkern in den britischen, niederländischen und dänischen Kolonien das Wort Gottes in ihrer Muttersprache übersetzen, so ist es nur folgerichtig, daß die Bibel-Gesellschaften, bezw. wo das möglich ist, die Kirche des betreffenden Mutterlandes den Druck der Uebersetzung besorgen.

Eben diese Pflicht liegt jetzt auch auf den deutschen Bibel-Gesellschaften. Denn wir haben eigene Kolonien, in denen deutsche Missionare an der Arbeit sind, unsern Schutzbefohlenen das „Brot des Lebens“ in ihrer Sprache darzureichen. Die Thatsachen zeugen dafür, daß die Bibel-Gesellschaften unsers Vaterlandes diese Pflicht als solche anerkennen. Die Stuttgarter Bibel-Gesellschaft läßt für die Dualla in Kamerun das Neue Testament drucken und die Dresdener hat zugesagt, daß sie für die Drucklegung der heiligen Schriften für die Stämme in dem ostafrikanischen Arbeitsgebiet der Leipziger Mission eintreten will. Danach ist anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-

Gesellschaft, welche sich vor kurzem an die Vorstände der Bibel-Gesellschaften in Nordwest-Deutschland gewendet hat, ihre Bitte nicht vergeblich hat laut werden lassen. Sie hat die große Freude, daß in diesem Jahre, wo sie ihr 50-jähriges Jubiläum feiert, die Evangelien in dritter Auflage und nach einer dritten Revision, die andern Teile des Neuen Testaments aber zum zweiten Male für die Evhe gedruckt werden sollen. Nun möchte sie, daß nicht die britische, sondern die deutschen Bibel-Gesellschaften dem Evhe-Volke, das zum größten Teile in Deutsch-Togo wohnt, diese Gabe darbrächten. Zugleich möchte sie aus praktischen Rücksichten die Typen für den Druck erwerben, wodurch die Kosten nur verhältnismäßig wenig höher werden. — Es ist, wie gesagt, nicht anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-Gesellschaft mit dieser Bitte eine Fehlbitte thut. Immerhin aber dürfte es an der Zeit sein, daß es überhaupt als Prinzip anerkannt wird: **den Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches geben die deutschen Bibel-Gesellschaften die Bibel in ihrer Muttersprache.**

Ich weiß nicht, wie viel Bibel-Gesellschaften wir in unserm Vaterlande haben. Doch dürfte ihnen allen gewiß zu empfehlen sein, daß sie zu diesem Zwecke sich vereinigen und in irgend einer Weise die Kosten für den Druck der Bibel für die Völker und Stämme unserer Kolonien gemeinsam aufbringen; diese gehören doch einmal dem gesamten Vaterlande an. Jedenfalls halte ich es nicht für recht, daß wir für unsere Schutzgebiete noch die Hilfe der hilfsbereiten britischen Bibel-Gesellschaft in Anspruch nehmen.

Es finden unsere Bibel-Gesellschaften freilich ein weites Arbeitsfeld. Die meisten der deutschen Missions-Gesellschaften stehen in unseren Kolonien erst in den Anfängen ihrer Arbeit. Eine Ausnahme machen bekanntlich nur die Barmer in Südwest-Afrika und die Bremer in Togo. Alle anderen stehen noch vor der ersten Herausgabe der einzelnen Bibelteile. Um so mehr werden sie mit heiligem Eifer diese Aufgabe, der sie sich nicht entziehen können und, wie gezeigt, auch nicht entziehen wollen, widmen müssen.

Nun zeigt aber die Geschichte der Mission, daß sie durch ihre Thätigkeit eine Litteratur der Völker ins Leben ruft, unter denen sie arbeitet. Ihr ist es jedenfalls in erster Linie, wenn nicht allein und ausschließlich zu danken, daß das geistige Leben der Völker erwacht und sich entwickelt. So sind nicht allein die Bibel-Gesellschaften an der Uebersetzung und der Drucklegung der Bibel interessiert. Auch der Staat hat ein lebendiges Interesse daran. Es ist nicht mehr wie billig, daß er den Missions-Gesellschaften in diesem Stücke aus seinen Mitteln Hilfe gewährt. Wie die Regierung zu den Schulen der Missionen einen jährlichen Zuschuß leistet, so sollte er auch für die sprachlichen Arbeiten mit seiner Unterstützung eintreten.

Die sprachlichen Vorarbeiten, welche nötig sind, um die Bibel-*Uebersetzung* zustande zu bringen, legen der Mission Opfer auf. Die *Frucht* dieser Opfer an Kraft, Zeit und Geld kommen in hohem

Maße der Schutzherrschaft zu gute. Deshalb sollte die Regierung, so weit sie dazu in der Lage ist, diese Opfer, d. h. die Opfer an Geld ersetzen und den Missions-Gesellschaften für sprachliche Arbeiten Mittel darreichen. Sie hat dazu einen Fonds zur Verfügung. Der Afrika-Fonds wird ihr auch zur Förderung von solchen Arbeiten übergeben; sie verwendet ihn auch jetzt schon zum Teil für solche Zwecke. Dieser Fonds würde nach den Berichten über seine Verwendung nicht höher zu bemessen sein als bisher, wenn den hier ausgesprochenen Gedanken folge gegeben wird; denn für „unvorhergesehene Ausgaben" stehen 18 780 Mark bereit. Ich glaube, daß es nur eines Antrags seitens der Missions-Gesellschaften bedarf, um in diesem Punkte die Unterstützung der Regierung zu finden.

Das soll die Regierung nicht, den Druck der Bibel in der Sprache ihrer Schutzbefohlenen übernehmen, denn das ist Sache der Bibel-Gesellschaften. Aber das ist sicherlich ihre Pflicht, den Missions-Gesellschaften für die sprachlichen Arbeiten ihrer Missionare Mittel an die Hand zu geben.

Der Fall Peters.

Das Disziplinarverfahren gegen den Reichskommissar Dr. Peters hat mit dessen Dienstentlassung seinen Abschluß gefunden. Von den ihm zur Last gelegten Vergehen, Hinrichtung des Negerjungen Mabruk im Oktober 1891, Hinrichtung des Negermädchens Jagodjo im Januar 1892 und falsche Berichterstattung an das Gouvernement, waren das erste und das letzte für das Urteil maßgebend, indem die Tötung des Mabruk, beeinflußt durch dessen geschlechtliche Beziehungen zu einem der Weiber, als ein Willkürakt erschien und die falsche Berichterstattung, ein Beweis des Schuldbewußtseins, als ein schweres Dienstvergehen anzusehen sei, unwürdig eines deutschen Beamten, namentlich in so hoher verantwortungsvoller Stellung. Dagegen ist als erwiesen anzusehen, daß bei der nach kriegsgerichtlichem Urteil erfolgten Hinrichtung der Jagodjo geschlechtliche Beziehungen nicht zur Sprache kamen, daß ferner der Brief an den Bischof Tucker, auf welchen Bebel in der Reichstagssitzung seine Anklage stützte, gar nicht existiert, daß mithin die Anklagepunkte des Abgeordneten sich als hinfällig erwiesen haben.

Es trifft deshalb die frühere Leitung der Kolonialabteilung der schwere Vorwurf, daß sie die erste Untersuchung nicht mit der notwendigen Energie durchgeführt hat, sonst hätte sie aus deren Resultaten die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß Peters sich nicht zu

2. **Menschenfresser in Kamerun.** In der „Beilage zur Deutschen Kolonialzeitung Nr. III" erzählt Dr. jur. Esser in einem Bericht über die Reise in das Land der Bali, die er mit Dr. Zintgraff ausgeführt hat:

„Während des Hinaufmarsches nach Bali gelang es mir vom Stamme der Bakundu unzweifelhaft festzustellen, daß sie Menschenfresser sind.

Nicht nur die uns begleitenden Bali haben es mir voll Abscheu versichert, nein auch die Bakundu selber gestanden es mir, nachdem ich ihnen die untrüglichsten Beweise ihres Lasters erbrachte, ein. Einer der Häuptlinge erklärte mir, daß der ganze große Stamm der Bakundu einen gemeinsamen Bund (Klub) habe, in welchen der Eintritt nur nach erfolgter Abstimmung und Zahlung von 10 Ziegen oder 7 Hunden möglich sei. Dieser große gemeinsame Bund zerfalle wieder in kleinere Vereine der einzelnen Dörfer. Die Mitglieder dieser kleineren Vereinigungen hätten bei jedem Vollmond Zusammenkünfte, wo jedesmal eine größere Anzahl Menschen geschlachtet würde. Einmal im Jahre aber träfen sich alle zu einem großen Feste an einem vorher bestimmten Orte mitten im Urwalde. Dann finden stets große Orgien und Schmausereien statt, bei welchen Ochsen, Hunde und Menschen, in großen Töpfen gekocht, als eine besondere Delikatesse verspeist werden. Gerade die Mischung von Mensch, Hund und Rind soll einen besonders aromatischen, köstlichen Leckerbissen für diese Gaumen abgeben. Die Mitglieder tragen als Erkennungszeichen rote Papageifedern im Haupthaar, und kein Bakundu darf es wagen, ein Hemd, einen Regenschirm oder gar einen Hut zu tragen, ohne Mitglied dieses vornehmen Bundes zu sein. Erzeugnisse unserer europäischen Zivilisation werden also gewissermaßen als Erkennungszeichen dieses barbarischen Bundes benutzt. Fühlt ein Mitglied seinen Tod nahen, so sind die übrigen in der angenehmen Lage, ihn abschlachten und auffressen zu müssen, damit er in seinen Freunden und Bundesbrüdern gewissermaßen weiter leben kann und nichts von seinem kostbaren Körper in der Erde faulend zu grunde gehe. Je nach dem Reichtum des betreffenden wird auch noch eine Anzahl von Hunden und Sklaven mit ihm zusammen verspeist.

Beim passieren von Mijimbi, wo vor sechs Wochen der König gestorben, erfuhr ich, daß ihm zu Ehren 30 Sklaven bei der Leichenfeier abgeschlachtet und verspeist worden seien! Mit Abscheu mußten wir oft die Spuren solcher Barbarei am menschlichen Gebein erblicken. Dort lagen Menschenknochen, vermischt mit denen der Hunde, zwischen den Scherben von großen Töpfen. Zweifellos hatte dort ein Festgelage stattgefunden. Die Köpfe der abgeschlachteten Menschen werden als ein besonderes Zeichen des Wohlstandes an der Hütte des sie Tötenden, resp. Liefernden aufgespießt, und zu mehreren Malen kam es vor, daß Häuptlinge sich bei mir entschuldigten, wenn sie ihrer Meinung nach keine genügend große Anzahl von Schädeln auf ihre *Hütten* gepflanzt hatten. Oft mußte ich in Palaverhäusern ganze

Körbe voll Schädel, unter der Decke hängend, sehen, und auf mein Befragen wurde mir stets gesagt, daß dies die Köpfe von im Kampfe erschlagenen Feinden seien, welche man dort aufbewahre."

3. Das **wunderlichste Bibelformat** dürfte bei der jüngsten Veröffentlichung der britischen Bibelgesellschaft zur Anwendung gekommen sein. Es ist die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache von Uganda. Der Band ist hoch, aber nur drei Zoll breit und ebenso dick. Die Veranlassung zu dieser seltsamen Buchform ist eine höchst eigenartige. Die weißen Ameisen und andere gefräßige Insekten zerstören in Innerafrika binnen kurzem alle Bücher, die nicht ganz gut verwahrt sind. Da sind die Sendboten der kirchlichen Missionsgesellschaft, deren Arbeit am Victoria Njanßa so beispiellose Erfolge aufzuweisen hat, auf den Gedanken gekommen, die Biscuitblechdosen einer englischen Firma, die in Uganda in großer Menge eingeführt werden, als Bücherfutterale zu benutzen. Daher die eigenartigen Dimensionen der neuen Uganda-Bibel. Die Blechdosen sind gerade groß genug, um ein Bibelbuch, eine kurzgefaßte Bibelerklärung und ein Büchlein mit Gebeten und Liedern, Alles in der Sprache der Eingeborenen, zu bergen. Bei dem großen Lesehunger, den die christlichen Waganda besitzen, wird es nicht lange dauern, bis die meisten Hütten derselben diese kleine Bibliothek in der Blechdose besitzen. Wie schnell doch heutigen Tages die Entwickelung in Afrika geht. Vor 20 Jahren, als Stanley in Uganda war, wußte man dort noch nichts vom Christenthum, jetzt giebt es bereits Bibel und Gesangbuch in der Sprache der Eingeborenen!

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

R. J. Hofmeyr. Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Auf Grund der Quellen dargestellt. Mit einer Spezial-Karte der Süd-Afrikanischen Republik. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. Bremen 1897. — Preis broschiert 4,80 Mark.

In England spielt sich soeben die Komödie ab, welche man dort eine gerichtliche Untersuchung zu nennen beliebt: nicht Rhodes ist der schuldige Teil, sondern der Präsident der Süd-Afrikanischen Republik. Und Herr Chamberlain ist an der ganzen Jamson-Affäre unbeteiligt, hat auch nicht die leiseste Ahnung davon gehabt. Wers jetzt nicht glaubt, dem ist in der That nicht zu helfen. — — Im Blick auf diese Untersuchungen in London ist das vorliegende Buch gerade im rechten Augenblick erschienen. Der Verfasser ist ein glühender Patriot. Daher der stellenweise überaus schwungvolle, ja fast poetische Stil. Seine Darstellung der Entwickelung der beiden Bauern-Republiken, die Schilderung der Beziehungen Transvaals zu England, die aktenmäßige Beschreibung der Folgen des „Jameson-Rittes„ fesselt den Leser von Anfang bis ans Ende des Buches. Wenngleich wir allerdings mit der Beurteilung der Stellung, welche die Buren den Eingeborenen

gegenüber eingenommen haben, keineswegs einverstanden sind, welche in dem einen Ausdruck: die Eingeborenen sind „Schepsels", ihren prägnanten Ausdruck findet — der Verfasser scheint persönlich selbst der Ueberzeugung zu sein, daß die Eingeborenen keinen Anspruch auf das Land haben, in dem sie wohnen, sondern dies dem weißen Einwanderer gehört —, so möchten wir dies Buch doch allen empfehlen, welche einen Ueberblick über die augenblickliche brennende Transvaal-Frage gewinnen wollen. —er.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung". Neunter Jahrgang. Schlußheft 3/4. Preis komplett 6,00 Mark, geb. 7,50 Mark. 22 Bogen Quartformat. Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag.

In dem Schlußheft des Kolonialen Jahrbuches behandelt Fr. Schnapauff auf Grund der eigenen Erfahrungen „Die Entwicklung der Zustände in Transvaal". — Die Arbeit von H. Hesse über „Die deutsche Kolonialpolitik" enthält einige sehr beachtenswerte Anregungen für die Weiterentwicklung der deutschen Kolonialbewegung. — Einen Beitrag zur Auswanderungsfrage giebt eine längere Abhandlung über „Kolonisation in Brasilien", welche besonders die Kolonisation in dem Staate Sanjo Paulo im Auge hat. — „Daß große Pangani-Projekt" ist eine Darstellung der Verhältnisse am Pangani, wo bekanntlich die „Pangani-Gesellschaft" mit ihren Kulturarbeiten beginnen will, welche sich nicht nur auf die Verwendung des Zuckerrohrs, sondern auch auf Tieflandkulturen (Kakao) in dem überaus fruchtbaren Panganithale beziehen auf dem Gebiete, welches die Regierung der Gesellschaft als Kronland überweisen wird. — Wie die Kolonialpolitik auf Parteiversammlungen zum Ausdruck kommt, sehen wir in einer Reproduktion der Verhandlungen auf den Delegiertentagen der nationalliberalen und Centrumspartei. — Eine weitere Arbeit verbreitet sich über den Gang deutschen Kolonialpolitik im Jahre 1896. — Joachim Graf Pfeil stellt Betrachtungen über die Anlegung einer Strafkolonie in Südwest-Afrika an, kommt aber im Gegensatz zu Prof. Dr. Bruck zu ganz anderen Resultaten. — Die letzte Arbeit ist ein ausführlicher Ausgang der Kolonialdebatten im Reichstage. — Das bekannte Jahrbuch, welches nunmehr für 1896 abgeschlossen vorliegt, ist für alle diejenigen welche sich mit Kolonialpolitik eingehender beschäftigen, ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Leipzig 1896/97. Vollständig in 17 Lieferungen à 1,50 Mark. Die 17. Lieferung 2 Mark.

Es liegen uns jetzt bereits die 5. und 6. Lieferung vor.

der Londoner Mission, ebenso wie die der Friends-Mission es nicht an Bethätigungen ihrer Loyalität gegenüber Frankreich haben fehlen lassen.

Ein anderer Gewaltakt Galliéni's gegenüber der evangelischen Mission ist die im November v. J. auf seinen Befehl erfolgte Beschlagnahme des von der Friends-Mission in den Jahren 1889—1891 mit einem Kostenaufwande von 150000 Fr. erbauten großen Missionshospitales Isoavinandriana[1]) bei Antananarivo, derselben Anstalt, die vom Tage der Eroberung der Hauptstadt an den Verwundeten der französischen Expedition gastlich ihre Pforten öffnete. Den Betrieb des Hospitals hatten bisher die Londoner und die Friends-Mission gemeinsam; auf erstere entfiel ein, auf letztere zwei Drittel der ca. 40000 Fr. betragenden Unterhaltungskosten. Es ist nicht verwunderlich, daß gegenüber einem solchen feindseligen Vorgehen die Oberin der Anstalt die ihr von Galliéni im Namen der Regierung überreichte goldene Medaille — für ihre Verdienste um Pflege der Verwundeten — demselben wieder zur Verfügung gestellt hat.

Der evangelische Gouverneur Rainijemisona von Antanamalaza hatte zu wiederholten Malen den französischen Behörden hervorragende Dienste geleistet, indem er denselben nicht nur wichtige Nachrichten über die Bewegungen der Fahavalos übermittelte, sondern auch eine vom französischen Kapitän NN. kommandierte Abteilung Milizsoldaten in das Versteck der Räuber führte, welche seinerzeit die drei Franzosen Duret de Brie, Grand und Michaud ermordet hatten. Man fand bei ihnen auch richtig noch die Habseligkeiten ihrer Opfer vor. Der im dortigen Bezirke stationierte Jesuitenpater hatte bis dahin vergeblich versucht, den Gouverneur zur katholischen Kirche herüberzuziehen. Als Schmeicheleien und Lockmittel nichts fruchteten, ging er zu Drohungen über. Rainijemisona machte dem Pastor Lauga von diesen Vorgängen Mitteilung und bat ihn um Befürwortung eines Gesuches, in welchem er die französische Oberbehörde um eine kleine Garnison für seinen von den Rebellen bedrohten Wohnort bat; ein solcher Militärposten würde, wie er erklärte, dem ganzen Bezirke Sicherheit verschaffen. Leider waren damals die erwarteten Truppennachschübe noch nicht eingetroffen, und so konnte die Behörde dem Wunsche des Gouverneurs nicht gleich Folge leisten. Als dann geraume Zeit darnach doch noch eine kleine Garnison in Antanamalaza einrückte, denunzierte der Jesuitenpater den Gouverneur bei dem eben eingetroffenen französischen Bezirkskommandeur Oberst N. N. als einen Rebellen. Rainijemisona wurde alsbald verhaftet und nach Antananarivo abgeführt, wo er, der Mitschuld am Aufstande angeklagt, von dem madagassischen Gerichthof im Oktober v. J. zu Kerkerhaft verurteilt wurde. Die evangelische Bevölkerung von Antanamalaza, welche aus diesen Vorgängen ihre Schlußfolgerungen zieht, geht seitdem zum größten Teil zur Messe.

Vier Stunden südlich von Antananarivo liegt die Londoner Missionsstation Tsiafahy. Der dortige englische Missionar hatte sich mit Frau und Kindern im April v. J. vor den heranrückenden Aufständischen nach der Hauptstadt zurückziehen müssen. In ganz Tsiafahy gab es keinen einzigen Katholiken, geschweige denn eine katholische Kirche. In der Folge zog eine kleine Garnison in dem Orte ein und der Kommandant Kapitän N. N., „ein streitbarer Katholik", wie er sich selbst zu titulieren beliebt, äußerte den berechtigten Wunsch, regelmäßigen katholischen Gottesdienst zu haben. Um nun seinen religiösen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, nahm der Kapitän einfach der evangelischen Gemeinde ihre Kirche und ließ an den beiden Sonntagen, den 19. und 26. Oktober v. J., in Gegenwart der Garnison darin Messe halten. Als sich die beiden Sendboten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, Pastor Lauga und Missionar Escande, zu Gunsten der, wie sie ausdrücklich bemerkten, ausschließlich evangelischen Gemeinde beim Kapitän verwandten, antwortete ihnen derselbe: „Evangelisch sind sie? . . . Sie werden das sein, was ich will!" Wir verfehlen übrigens nicht, hinzuzufügen, daß General Galliéni das Vorgehen des Kapitäns gemißbilligt und die Rückgabe der Kirche an die evangelische Gemeinde angeordnet hat. Dies hat jedoch nicht

---

[1]) Ein prächtiges Bild von diesem Missionshospitale bringt das eben erschienene 15. Heft der „Geschichten und Bilder aus der Mission" (Halle, Buchh. des Waisenhauses. Preis 25 Pfg.)

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika“ quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird.“

Für das Jahr 1897 gingen ein: Frau Prof. Froriep, Tübingen, 3 Mk. — Frau von Reergardt, Kiel, 3 Mk. — P. Wessel, Lehr, 3 Mk. — Geheimer Regierungsrat Witte, Berlin, 3 Mk. — Matthison, Berlin, 3 Mk. — Schneider, Berlin, 3 Mk. — Gossen, Berlin, 3 Mk. — Dr. Ratge, Tempelhof, 3 Mk. — Reg.-Sekr. Bultmann, Berlin, 3 Mk. — Kottenhahn, Ruhrort, 3 Mk. — Frau von Pochhammer, Berlin, 3 Mk. — Geh. Regierungsrat Freytag, Berlin, 5 Mk. — Geheimer Hofrat Meyer, Goldberg, 3 Mk. — Amtsanwalt Schlüter, Sorau, 4 Mk. — Dr. Stephan, Berlin, 3 Mk. — Pf. Lange, Berlin, 3 Mk. — Dr. Vormeng, Berlin, 3 Mk. — Oberhofmeister Meyer, Erfurt, 3 Mk. — Gerichtsvollzieher Hering, Thal, 3 Mk. — Reg.-Baumeister Böttrich, Stendal, 3 Mk. — P. Wilm, Miechowitz, 3 Mk. — Gräfin Bismarck-Bohlen, Züssow, 6 Mk. — General-Lieutenant v. Schmidt, Celle, 5 Mk. — Stadtrat Meyer, Erfurt, 3 Mk. — Pf. Köhler, Erfurt, 2 Mk. — Gräfin Louise von Hoym, Erfurt, 2 Mk. — Pf. Lipps, Ruchheim, 2,50 Mk. — Prof. Schäder, Göttingen, 2 Mk. — Fräul. Stier, Bremen, 2 Mk. — Oberlehrer Sarges, Mühlhausen (Thüringen), 1 Mk. od. th. Becker, Halle, 3 Mk. — N. N., 1 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Einiges über die Rechtslage der Eingeborenen in Afrika	97
Ein nachahmungswertes Beispiel	103
Vereinsnachrichten	104
Afrikanische Nachrichten	107
Der Branntwein in unseren Kolonien	118
Die Wirren in Madagaskar	119
Kleine Mitteilungen	125
Bücher-Besprechungen und -Anzeigen	127

Nachdruck der in der „Afrika“ enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Kaemmerer & Co. in Halle a. S.

kein Zweifel an ihrer Authenticität möglich ist. Wir haben sie teils dem offiziellen, unter dem Titel „La Liberté religieuse à Madagascar" veröffentlichten „Rapport de la Société des Missions Évangéliques de Paris sur la Mission accomplie à Madagascar par M. M. H. Lauga, Pasteur, et F. H. Kruger, Professeur" entnommen, welcher den Abgeordneten der französischen Kammer vor kurzem überreicht worden ist, teils benützen wir als Quelle eine Beschwerdeschrift („Supplementary Statement"), welche die Londoner Missionare dem General Galliéni überreicht haben.

Kleine Mitteilungen.

1. Ein ganz neues Unternehmen ist die **Mission unter der Zwergbevölkerung Afrika's,** das demnächst zur Ausführung kommen soll. Daß es zwerghafte Völkerstämme im Innern Afrikas gebe, davon berichtet schon das Altertum; aber erst in neuerer Zeit ist diese Thatsache von verschiedenen Reisenden bestätigt worden. Der Gedanke nun, den in den Urwäldern des dunkeln Erdteils lebenden Ueberresten einer uralten Völkerfamilie das Evangelium zu bringen, ist vor kurzem von einem englischen Fräulein, namens MacLean, angeregt worden. Ihr Interesse dafür wurde zuerst durch die Berichte Stanleys geweckt, der auf seinem bekannten Zuge vom Kongo nach dem Albert Njanßa mit Vertretern der Zwergstämme zusammentraf. Sie wandte sich deshalb zunächst an den berühmten Reisenden und fragte ihn um Rat wegen einer unter ihnen zu beginnenden Mission. Sein Vorschlag, vom Kongo aus den Versuch zu machen, erwies sich aber als unpraktisch. Die dort arbeitenden Missionsgesellschaften, an die sich Frl. MacLean wandte, erklärten es vorderhand für unmöglich, vom Kongo aus den Zwergstämmen in den nördlich gelegenen Urwäldern beizukommen. Schließlich wurde sie auf die amerikanisch-presbyterianische Mission aufmerksam gemacht, in deren Gebiet am Gabun sich ebenfalls Zwergvölker finden. Die beiderseitigen Unterhandlungen haben nun zu dem Resultat geführt, daß die Presbyterianer zunächst mit zwei Missionaren die Arbeit unter den Zwergen aufnehmen wollen, wogegen Frl. MacLean 30 000 Mk. zu dem Unternehmen gesteuert hat. Außerdem will sie dasselbe jährlich mit 10 000 Mk. unterstützen. Die Sache wird aber ihre großen Schwierigkeiten haben; denn bekanntlich leben die Zwergstämme fast nur von der Jagd und sind deshalb nicht ansässig. Bei ihrer nomadisierenden Lebensweise haben sie kaum eine Ahnung von Ackerbau. Doch sollen auch Abteilungen von ihnen ständige Niederlassungen haben. Das scheint im Gabungebiete der Fall zu sein. Da sie im Tauschverkehr mit den sie umgebenden Bautu-Stämmen stehen, so sprechen sie häufig auch deren Sprache. Ihre eigene, bis jetzt wenig bekannte Syrache ist von den Bautu-Sprachen gänzlich verschieden.

(Evangel. Missions-Magazin 1897, S. 99.)

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika"** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin** W., **Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin** W., **Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert ꝛc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Im April sandten Briefmarken: Ungenannt, Poststempel Hagen, Westfalen. *dgl.* Düren. — v. Korff-Krokisius, Major, Straßburg im Elsaß.

Wer giebt unsern Schutzbefohlenen die Bibel in ihrer Muttersprache?

Von Gustav Müller.

Auf den ersten Blick scheint die Antwort auf diese Frage sehr einfach die zu sein: das thun die unter ihnen arbeitenden evangelischen Missionare. Das ist auch wirklich die Antwort in so weit darauf, als sie die heilige Schrift in die Muttersprache der Völker, unter denen sie thätig sind, übersetzen. Ueberall ist es ja und muß es sein eins ihrer nächsten Ziele, ihren Völkern das Wort Gottes zu schenken. Indes ist mit der Uebersetzung die Bibel dem betreffenden Volke noch nicht übergeben. Das geschieht erst dadurch, daß sie in der Muttersprache desselben gedruckt wird.

Bisher haben die meisten evangelischen Missionsgesellschaften bei der Drucklegung der Bibel und einzelner Bibelteile in der Sprache der Völker ihrer Arbeitsgebiete die finanzielle Unterstützung der großen britischen Bibelgesellschaft erfahren. In so weit gehender und entgegen kommender Weise hat diese die Hilfe gewährt, daß einer der deutschen Missionsdirektoren ihr das ehrenvolle Zeugnis ausstellt: „Bei der schließlichen Drucklegung pflegt die britische Bibelgesellschaft ohne weiteres einzutreten.“ Daneben hat die Brüdergemeine, als sie zum ersten Male die heilige Schrift für die Eskimo in Grönland drucken ließ, die dazu nötigen Kosten von der dänischen Kirche, sowie die zum Druck der Bibel in der Moskitosprache von der Herrenhuter Bibel-Gesellschaft erhalten. Ferner hat die Rheinische Missions-Gesellschaft für den Druck der Bibel in den Sprachen der Völker im indischen Archipel bei der Niederländischen Bibel-Gesellschaft Hilfe gefunden und die Basler Missions-Gesellschaft ist in Indien von der Madras Auxiliary Bibel-Society unterstützt worden.

Das ist sehr erfreulich und auch durchaus berechtigt; denn wenn deutsche Missionsgesellschaften den Völkern in den britischen, niederländischen und dänischen Kolonien das Wort Gottes in ihrer Muttersprache übersetzen, so ist es nur folgerichtig, daß die Bibel-Gesellschaften, bezw. wo das möglich ist, die Kirche des betreffenden Mutterlandes den Druck der Uebersetzung besorgen.

Eben diese Pflicht liegt jetzt auch auf den deutschen Bibel-Gesellschaften. Denn wir haben eigene Kolonien, in denen deutsche Missionare an der Arbeit sind, unsern Schutzbefohlenen das „Brot des Lebens“ in ihrer Sprache darzureichen. Die Thatsachen zeugen dafür, daß die Bibel-Gesellschaften unsers Vaterlandes diese Pflicht als solche anerkennen. Die Stuttgarter Bibel-Gesellschaft läßt für die Dualla in Kamerun das Neue Testament drucken und die Dresdener hat zugesagt, daß sie für die Drucklegung der heiligen Schriften für die Stämme in dem ostafrikanischen Arbeitsgebiet der Leipziger Mission eintreten will. Danach ist anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-

anschließen und dann ihre Kirche den Katholiken überlassen. Der evangelische Prediger aber erklärte, jede der verschiedenen evangelischen Gemeinden im Bezirke habe ihr eigenes Gotteshaus und so lange Religionsfreiheit herrsche, sähe er nicht ein, warum sie das ihrige aufgeben sollten. Nunmehr erschien der Gouverneur Ravelomanda auf der Bildfläche und erklärte, es sei Regierungsbefehl, daß die Kapelle den Katholiken zur Benutzung ausgeliefert werden solle. Als das der Prediger hörte, sagte er, daß sie, wenn der Gouverneur einen Befehl gebracht habe, keine andere Wahl hätten, als die Kapelle zu verlassen und, während die evangelische Gemeinde nun aus ihrem Gotteshause auszog, nahm der Bischof Besitz davon und feierte mit dem katholischen Teile der Bevölkerung darin die Messe. Der Gouverneur hat öffentlich erklärt, daß die Protestanten die Fahavalos oder Feinde Frankreichs sind, d. h., wenn sie während des jetzt herrschenden Belagerungszustandes von jemanden der Behörde als solche denunziert werden, so haben sie zu gewärtigen, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Erschießen verurteilt werden.

Zwei Tage nach jener Verdrängung der Evangelischen kamen ein paar Offiziere nach Ambohimanambola und schlugen an der Thür der Kirche ein Plakat des Inhaltes an, daß dieselbe fortan den Katholiken gehöre. Als sich der Londoner Missionar Jukes mit seinen Kollegen beim General Galliéni über diese Gewaltthat beschwerte, überwies derselbe die Untersuchung der Angelegenheit einer Kommission, die aus einem Jesuitenpater und 2 französischen Offizieren gebildet war und zu der die Londoner Mission nun noch ein Mitglied abordnen sollte. Da aber der General bereits im voraus erklärt hatte, daß die durch freiwillige Beiträge der evangelischen Gemeinde erbauten Kapellen Gemeindeeigentum wären und als solche von den Jesuiten in anspruch genommen werden könnten, wenn es ein Teil der Bevölkerung wünsche, so ist leicht abzusehen, zu wessen Gunsten der Spruch der Kommission ausfallen wird.

Die Evangelischen in einem anderen Orte, deren Kapelle ebenfalls von den Jesuiten mit Beschlag belegt worden war, sandten eine rührende Bittschrift an den General, worin sie ihn anflehten, er möchte ihnen doch gestatten, Evangelische zu bleiben, denn so sei nun einmal ihr Glaube. Die einzige Antwort darauf bestand darin, daß die acht oder zehn Männer, welche die Petition unterschrieben hatten, als Rebellen und Anführer im Aufstand gebrandmarkt wurden. Und doch kann ihnen Missionar Jukes sicher bezeugen, daß sie während des Aufstandes in der Hauptstadt wohnten; ja sie verloren Hab und Gut in ihrer Heimat und mußten froh sein, daß sie das nackte Leben durch die Flucht nach Antananarivo retteten.

In Fenoarivo, einem 4 Stunden südwestlich von der Hauptstadt gelegenen Orte, wurden fünf einflußreiche Mitglieder der dortigen evangelischen Gemeinde, die niemals den geringsten Anlaß zu irgend welchem Verdacht gegeben hatten, durch den Jesuitenpater der Militärbehörde als gefährliche Fahavalos denunziert und ins Gefängnis geworfen.

Es fand keine Spur von Untersuchung über ihre vermeintliche Schuld statt, dagegen empfingen sie täglich im Gefängnis den Besuch ihres Anklägers, welcher nicht ermüdete, ihnen in den grellsten Farben die Schrecken des Kriegsgerichtes vor die Augen zu malen, wenn sie sich nicht dazu verständen, ihren evangelischen Glauben abzuschwören. Nach zehntägiger Bearbeitung war der Widerstand der Unglücklichen, welche der Pater inzwischen bis ins kleinste Detail über die stattgefundenen standrechtlichen Exekutionen von Fahavalos auf dem Laufenden erhalten hatte, gebrochen, sie erklärten ihre Bereitwilligkeit, „sich mit der Mutterkirche wieder zu vereinigen." Alsbald wurden dieselben Männer, die eben erst als gefährliche Spießgesellen der Rebellen ins Gefängnis geworfen worden waren, ohne weitere Untersuchung und Richterspruch aus ihrer Haft entlassen und an die Spitze von Vertrauensposten berufen. Furcht und Scham machen sie nun in den Händen ihres Beichtvaters zu willenlosen Werkzeugen, die derselbe gegen ihre bisherigen Glaubensgenossen auszubeuten versteht.

Die im Vorstehenden mitgeteilten Fälle von Uebergriffen der Jesuiten beziehen sich alle auf Christengemeinden Imerinas und sind derart beglaubigt, daß

kein Zweifel an ihrer Authenticität möglich ist. Wir haben sie teils dem offiziellen, unter dem Titel „La Liberté religieuse à Madagascar" veröffentlichten „Rapport de la Société des Missions Évangéliques de Paris sur la Mission accomplie à Madagascar par M. M. H. Lauga, Pasteur, et F. H. Kruger, Professeur" entnommen, welcher den Abgeordneten der französischen Kammer vor kurzem überreicht worden ist, teils benützen wir als Quelle eine Beschwerdeschrift („Supplementary Statement"), welche die Londoner Missionare dem General Galliéni überreicht haben.

Kleine Mitteilungen.

1. Ein ganz neues Unternehmen ist die **Mission unter der Zwergbevölkerung Afrika's,** das demnächst zur Ausführung kommen soll. Daß es zwerghafte Völkerstämme im Innern Afrikas gebe, davon berichtet schon das Altertum; aber erst in neuerer Zeit ist diese Thatsache von verschiedenen Reisenden bestätigt worden. Der Gedanke nun, den in den Urwäldern des dunkeln Erdteils lebenden Ueberresten einer uralten Völkerfamilie das Evangelium zu bringen, ist vor kurzem von einem englischen Fräulein, namens MacLean, angeregt worden. Ihr Interesse dafür wurde zuerst durch die Berichte Stanleys geweckt, der auf seinem bekannten Zuge vom Kongo nach dem Albert Njanßa mit Vertretern der Zwergstämme zusammentraf. Sie wandte sich deshalb zunächst an den berühmten Reisenden und fragte ihn um Rat wegen einer unter ihnen zu beginnenden Mission. Sein Vorschlag, vom Kongo aus den Versuch zu machen, erwies sich aber als unpraktisch. Die dort arbeitenden Missionsgesellschaften, an die sich Frl. MacLean wandte, erklärten es vorderhand für unmöglich, vom Kongo aus den Zwergstämmen in den nördlich gelegenen Urwäldern beizukommen. Schließlich wurde sie auf die amerikanisch-presbyterianische Mission aufmerksam gemacht, in deren Gebiet am Gabun sich ebenfalls Zwergvölker finden. Die beiderseitigen Unterhandlungen haben nun zu dem Resultat geführt, daß die Presbyterianer zunächst mit zwei Missionaren die Arbeit unter den Zwergen aufnehmen wollen, wogegen Frl. MacLean 30 000 Mk. zu dem Unternehmen gesteuert hat. Außerdem will sie dasselbe jährlich mit 10 000 Mk. unterstützen. Die Sache wird aber ihre großen Schwierigkeiten haben; denn bekanntlich leben die Zwergstämme fast nur von der Jagd und sind deshalb nicht ansässig. Bei ihrer nomadisierenden Lebensweise haben sie kaum eine Ahnung von Ackerbau. Doch sollen auch Abteilungen von ihnen ständige Niederlassungen haben. Das scheint im Gabungebiete der Fall zu sein. Da sie im Tauschverkehr mit den sie umgebenden Bautu-Stämmen stehen, so sprechen sie häufig auch deren Sprache. Ihre eigene, bis jetzt wenig bekannte Syrache ist von den Bautu-Sprachen gänzlich verschieden.

(Evangel. Missions-Magazin 1897, S. 99.)

2. **Menschenfresser in Kamerun.** In der „Beilage zur Deutschen Kolonialzeitung Nr. III" erzählt Dr. jur. Esser in einem Bericht über die Reise in das Land der Bali, die er mit Dr. Zintgraff ausgeführt hat:

„Während des Hinaufmarsches nach Bali gelang es mir vom Stamme der Bakundu unzweifelhaft festzustellen, daß sie Menschenfresser sind.

Nicht nur die uns begleitenden Bali haben es mir voll Abscheu versichert, nein auch die Bakundu selber gestanden es mir, nachdem ich ihnen die untrüglichsten Beweise ihres Lasters erbrachte, ein. Einer der Häuptlinge erklärte mir, daß der ganze große Stamm der Bakundu einen gemeinsamen Bund (Klub) habe, in welchen der Eintritt nur nach erfolgter Abstimmung und Zahlung von 10 Ziegen oder 7 Hunden möglich sei. Dieser große gemeinsame Bund zerfalle wieder in kleinere Vereine der einzelnen Dörfer. Die Mitglieder dieser kleineren Vereinigungen hätten bei jedem Vollmond Zusammenkünfte, wo jedesmal eine größere Anzahl Menschen geschlachtet würde. Einmal im Jahre aber träfen sich alle zu einem großen Feste an einem vorher bestimmten Orte mitten im Urwalde. Dann finden stets große Orgien und Schmausereien statt, bei welchen Ochsen, Hunde und Menschen, in großen Töpfen gekocht, als eine besondere Delikatesse verspeist werden. Gerade die Mischung von Mensch, Hund und Rind soll einen besonders aromatischen, köstlichen Leckerbissen für diese Gaumen abgeben. Die Mitglieder tragen als Erkennungszeichen rote Papageifedern im Haupthaar, und kein Bakundu darf es wagen, ein Hemd, einen Regenschirm oder gar einen Hut zu tragen, ohne Mitglied dieses vornehmen Bundes zu sein. Erzeugnisse unserer europäischen Zivilisation werden also gewissermaßen als Erkennungszeichen dieses barbarischen Bundes benutzt. Fühlt ein Mitglied seinen Tod nahen, so sind die übrigen in der angenehmen Lage, ihn abschlachten und auffressen zu müssen, damit er in seinen Freunden und Bundesbrüdern gewissermaßen weiter leben kann und nichts von seinem kostbaren Körper in der Erde faulend zu grunde gehe. Je nach dem Reichtum des betreffenden wird auch noch eine Anzahl von Hunden und Sklaven mit ihm zusammen verspeist.

Beim passieren von Mijimbi, wo vor sechs Wochen der König gestorben, erfuhr ich, daß ihm zu Ehren 30 Sklaven bei der Leichenfeier abgeschlachtet und verspeist worden seien! Mit Abscheu mußten wir oft die Spuren solcher Barbarei am menschlichen Gebein erblicken. Dort lagen Menschenknochen, vermischt mit denen der Hunde, zwischen den Scherben von großen Töpfen. Zweifellos hatte dort ein Festgelage stattgefunden. Die Köpfe der abgeschlachteten Menschen werden als ein besonderes Zeichen des Wohlstandes an der Hütte des sie Tötenden, resp. Liefernden aufgespießt, und zu mehreren Malen kam es vor, daß Häuptlinge sich bei mir entschuldigten, wenn sie ihrer *Meinung nach* keine genügend große Anzahl von Schädeln auf ihre *Hütten gepflanzt* hatten. Oft mußte ich in Palaverhäusern ganze

Körbe voll Schädel, unter der Decke hängend, sehen, und auf mein Befragen wurde mir stets gesagt, daß dies die Köpfe von im Kampfe erschlagenen Feinden seien, welche man dort aufbewahre."

3. Das **wunderlichste Bibelformat** dürfte bei der jüngsten Veröffentlichung der britischen Bibelgesellschaft zur Anwendung gekommen sein. Es ist die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache von Uganda. Der Band ist hoch, aber nur drei Zoll breit und ebenso dick. Die Veranlassung zu dieser seltsamen Buchform ist eine höchst eigenartige. Die weißen Ameisen und andere gefräßige Insekten zerstören in Innerafrika binnen kurzem alle Bücher, die nicht ganz gut verwahrt sind. Da sind die Sendboten der kirchlichen Missionsgesellschaft, deren Arbeit am Victoria Njansa so beispiellose Erfolge aufzuweisen hat, auf den Gedanken gekommen, die Biscuitblechdosen einer englischen Firma, die in Uganda in großer Menge eingeführt werden, als Bücherfutterale zu benutzen. Daher die eigenartigen Dimensionen der neuen Uganda-Bibel. Die Blechdosen sind gerade groß genug, um ein Bibelbuch, eine kurzgefaßte Bibelerklärung und ein Büchlein mit Gebeten und Liedern, Alles in der Sprache der Eingeborenen, zu bergen. Bei dem großen Lesehunger, den die christlichen Waganda besitzen, wird es nicht lange dauern, bis die meisten Hütten derselben diese kleine Bibliothek in der Blechdose besitzen. Wie schnell doch heutigen Tages die Entwickelung in Afrika geht. Vor 20 Jahren, als Stanley in Uganda war, wußte man dort noch nichts vom Christenthum, jetzt giebt es bereits Bibel und Gesangbuch in der Sprache der Eingeborenen!

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

R. J. Hofmeyr. Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Auf Grund der Quellen dargestellt. Mit einer Spezial-Karte der Süd-Afrikanischen Republik. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. Bremen 1897. — Preis broschiert 4,80 Mark.

In England spielt sich soeben die Komödie ab, welche man dort eine gerichtliche Untersuchung zu nennen beliebt: nicht Rhodes ist der schuldige Teil, sondern der Präsident der Süd-Afrikanischen Republik. Und Herr Chamberlain ist an der ganzen Jamson-Affäre unbeteiligt, hat auch nicht die leiseste Ahnung davon gehabt. Wers jetzt nicht glaubt, dem ist in der That nicht zu helfen. — — Im Blick auf diese Untersuchungen in London ist das vorliegende Buch gerade im rechten Augenblick erschienen. Der Verfasser ist ein glühender Patriot. Daher der stellenweise überaus schwungvolle, ja fast poetische Stil. Seine Darstellung der Entwickelung der beiden Bauern-Republiken, die Schilderung der Beziehungen Transvaals zu England, die aktenmäßige Beschreibung der Folgen des „Jameson-Rittes„ fesselt den Leser von Anfang bis ans Ende des Buches. Wenngleich wir allerdings mit der Beurteilung der Stellung, welche die Buren den Eingeborenen

gegenüber eingenommen haben, keineswegs einverstanden sind, welche in dem einen Ausdruck: die Eingeborenen sind „Schepsels", ihren prägnanten Ausdruck findet — der Verfasser scheint persönlich selbst der Ueberzeugung zu sein, daß die Eingeborenen keinen Anspruch auf das Land haben, in dem sie wohnen, sondern dies dem weißen Einwanderer gehört —, so möchten wir dies Buch doch allen empfehlen, welche einen Ueberblick über die augenblickliche brennende Transvaal-Frage gewinnen wollen. —er.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung". Neunter Jahrgang. Schlußheft 3/4. Preis komplett 6,00 Mark, geb. 7,50 Mark. 22 Bogen Quartformat. Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag.

In dem Schlußheft des Kolonialen Jahrbuches behandelt Fr. Schnapauff auf Grund der eigenen Erfahrungen „Die Entwicklung der Zustände in Transvaal". — Die Arbeit von H. Hesse über „Die deutsche Kolonialpolitik" enthält einige sehr beachtenswerte Anregungen für die Weiterentwicklung der deutschen Kolonialbewegung. — Einen Beitrag zur Auswanderungsfrage giebt eine längere Abhandlung über „Kolonasation in Brasilien", welche besonders die Kolonisation in dem Staate Sanjo Paulo im Auge hat. — „Daß große Pangani-Projekt" ist eine Darstellung der Verhältnisse am Pangani, wo bekanntlich die „Pangani-Gesellschaft" mit ihren Kulturarbeiten beginnen will, welche sich nicht nur auf die Verwendung des Zuckerrohrs, sondern auch auf Tieflandkulturen (Kakao) in dem überaus fruchtbaren Panganithale beziehen auf dem Gebiete, welches die Regierung der Gesellschaft als Kronland überweisen wird. — Wie die Kolonialpolitik auf Parteiversammlungen zum Ausdruck kommt, sehen wir in einer Reproduktion der Verhandlungen auf den Delegiertentagen der nationalliberalen und Centrumspartei. — Eine weitere Arbeit verbreitet sich über den Gang deutschen Kolonialpolitik im Jahre 1896. — Joachim Graf Pfeil stellt Betrachtungen über die Anlegung einer Strafkolonie in Südwest-Afrika an, kommt aber im Gegensatz zu Prof. Dr. Bruck zu ganz anderen Resultaten. — Die letzte Arbeit ist ein ausführlicher Ausgang der Kolonialdebatten im Reichstage. — Das bekannte Jahrbuch, welches nunmehr für 1896 abgeschlossen vorliegt, ist für alle diejenigen welche sich mit Kolonialpolitik eingehender beschäftigen, ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Leipzig 1896/97. Vollständig in 17 Lieferungen à 1,50 Mark. Die 17. Lieferung 2 Mark.

Es liegen uns jetzt bereits die 5. und 6. Lieferung vor.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. ☛ **Beilagen nach Uebereinkunft.** ☚

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

--»»»»» Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung. «««««--

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1.25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Käppchen** etc.

☛ **Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin,** von 7 K. Konsistorien, von 47 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen. ☚

☛ **Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge** ☚
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten“) **kostenlos.**
☛ Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten. ☚

☛ Dieser Nummer liegt ein **Prospekt** der Weinbergbesitzer-Firma **M. Schreiber in Baden a. Wien und Karlsbad** über garantiert **naturreine Pöslauer Weine** bei, den wir freundlicher Beachtung empfehlen.

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika“ quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird.“

Für das Jahr 1897 gingen ein: Frau Prof. Froriep, Tübingen, 3 Mk. — Frau von Neergardt, Kiel, 3 Mk. — P. Wessel, Lehr, 3 Mk. — Geheimer Regierungsrat Witte, Berlin, 3 Mk. — Matthison, Berlin, 3 Mk. — Schneider, Berlin, 3 Mk. — Gossen, Berlin, 3 Mk. — Dr. Natge, Tempelhof, 3 Mk. — Reg.-Sekr. Bultmann, Berlin, 3 Mk. — Kottenhahn, Ruhrort, 3 Mk. — Frau von Pochhammer, Berlin, 3 Mk. — Geh. Regierungsrat Freytag, Berlin, 5 Mk. — Geheimer Hofrat Meyer, Goldberg, 3 Mk. — Amtsanwalt Schlüter, Sorau, 4 Mk. — Dr. Stephan, Berlin, 3 Mk. — Pf. Lange, Berlin, 3 Mk. — Dr. Vormeng, Berlin, 3 Mk. — Oberhofmeister Meyer, Erfurt, 3 Mk. — Gerichtsvollzieher Hering, Thal, 3 Mk. — Reg.-Baumeister Böttrich, Stendal, 3 Mk. — P. Wilm, Miechowitz, 3 Mk. — Gräfin Bismarck-Bohlen, Züssow, 6 Mk. — General-Lieutenant v. Schmidt, Celle, 5 Mk. — Stadtrat Meyer, Erfurt, 3 Mk. — Pf. Köhler, Erfurt, 2 Mk. — Gräfin Louise von Hoym, Erfurt, 2 Mk. — Pf. Lipps, Ruchheim, 2,50 Mk. — Prof. Schäder, Göttingen, 2 Mk. — Fräul. Stier, Bremen, 2 Mk. — Oberlehrer Sarges, Mühlhausen (Thüringen), 4 Mk. ed. th. Becker, Halle, 3 Mk. — N. N., 1 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Einiges über die Rechtslage der Eingeborenen in Afrika	97
Ein nachahmungswertes Beispiel	103
Vereinsnachrichten	104
Afrikanische Nachrichten	107
Der Branntwein in unseren Kolonien	118
Die Wirren in Madagaskar	119
Kleine Mitteilungen	125
Bücher-Besprechungen und -Anzeigen	127

Nachdruck der in der „Afrika“ enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. H. Ebrand in Reichenbach

Wer giebt unsern Schutzbefohlenen die Bibel in ihrer Muttersprache?

Von Gustav Müller.

Auf den ersten Blick scheint die Antwort auf diese Frage sehr einfach die zu sein: das thun die unter ihnen arbeitenden evangelischen Missionare. Das ist auch wirklich die Antwort in so weit darauf, als sie die heilige Schrift in die Muttersprache der Völker, unter denen sie thätig sind, übersetzen. Ueberall ist es ja und muß es sein eins ihrer nächsten Ziele, ihren Völkern das Wort Gottes zu schenken. Indes ist mit der Uebersetzung die Bibel dem betreffenden Volke noch nicht übergeben. Das geschieht erst dadurch, daß sie in der Muttersprache desselben gedruckt wird.

Bisher haben die meisten evangelischen Missionsgesellschaften bei der Drucklegung der Bibel und einzelner Bibelteile in der Sprache der Völker ihrer Arbeitsgebiete die finanzielle Unterstützung der großen britischen Bibelgesellschaft erfahren. In so weit gehender und entgegen kommender Weise hat diese die Hilfe gewährt, daß einer der deutschen Missionsdirektoren ihr das ehrenvolle Zeugnis ausstellt: „Bei der schließlichen Drucklegung pflegt die britische Bibelgesellschaft ohne weiteres einzutreten.“ Daneben hat die Brüdergemeine, als sie zum ersten Male die heilige Schrift für die Eskimo in Grönland drucken ließ, die dazu nötigen Kosten von der dänischen Kirche, sowie die zum Druck der Bibel in der Moskitosprache von der Herrenhuter Bibel-Gesellschaft erhalten. Ferner hat die Rheinische Missions-Gesellschaft für den Druck der Bibel in den Sprachen der Völker im indischen Archipel bei der Niederländischen Bibel-Gesellschaft Hilfe gefunden und die Basler Missions-Gesellschaft ist in Indien von der Madras Auxiliary Bibel-Society unterstützt worden.

Das ist sehr erfreulich und auch durchaus berechtigt; denn wenn deutsche Missionsgesellschaften den Völkern in den britischen, niederländischen und dänischen Kolonien das Wort Gottes in ihrer Muttersprache übersetzen, so ist es nur folgerichtig, daß die Bibel-Gesellschaften, bezw. wo das möglich ist, die Kirche des betreffenden Mutterlandes den Druck der Uebersetzung besorgen.

Eben diese Pflicht liegt jetzt auch auf den deutschen Bibel-Gesellschaften. Denn wir haben eigene Kolonien, in denen deutsche Missionare an der Arbeit sind, unsern Schutzbefohlenen das „Brot des Lebens“ in ihrer Sprache darzureichen. Die Thatsachen zeugen dafür, daß die Bibel-Gesellschaften unsers Vaterlandes diese Pflicht als solche anerkennen. Die Stuttgarter Bibel-Gesellschaft läßt für die Dualla in Kamerun das Neue Testament drucken und die Dresdener hat zugesagt, daß sie für die Drucklegung der heiligen Schriften für die Stämme in dem ostafrikanischen Arbeitsgebiet der Leipziger Mission eintreten will. Danach ist anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika"** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin** W., **Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin** W., **Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert rc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Im April sandten Briefmarken: Ungenannt, Poststempel Hagen, Westfalen. *dgl. Düren.* — v. Korff-Krokisius, Major, Straßburg im Elsaß.

Wer giebt unsern Schutzbefohlenen die Bibel in ihrer Muttersprache?

Von Gustav Müller.

Auf den ersten Blick scheint die Antwort auf diese Frage sehr einfach die zu sein: das thun die unter ihnen arbeitenden evangelischen Missionare. Das ist auch wirklich die Antwort in so weit darauf, als sie die heilige Schrift in die Muttersprache der Völker, unter denen sie thätig sind, übersetzen. Ueberall ist es ja und muß es sein eins ihrer nächsten Ziele, ihren Völkern das Wort Gottes zu schenken. Indes ist mit der Uebersetzung die Bibel dem betreffenden Volke noch nicht übergeben. Das geschieht erst dadurch, daß sie in der Muttersprache desselben gedruckt wird.

Bisher haben die meisten evangelischen Missionsgesellschaften bei der Drucklegung der Bibel und einzelner Bibelteile in der Sprache der Völker ihrer Arbeitsgebiete die finanzielle Unterstützung der großen britischen Bibelgesellschaft erfahren. In so weit gehender und entgegen kommender Weise hat diese die Hilfe gewährt, daß einer der deutschen Missionsdirektoren ihr das ehrenvolle Zeugnis ausstellt: „Bei der schließlichen Drucklegung pflegt die britische Bibelgesellschaft ohne weiteres einzutreten.“ Daneben hat die Brüdergemeine, als sie zum ersten Male die heilige Schrift für die Eskimo in Grönland drucken ließ, die dazu nötigen Kosten von der dänischen Kirche, sowie die zum Druck der Bibel in der Moskitosprache von der Herrenhuter Bibel-Gesellschaft erhalten. Ferner hat die Rheinische Missions-Gesellschaft für den Druck der Bibel in den Sprachen der Völker im indischen Archipel bei der Niederländischen Bibel-Gesellschaft Hilfe gefunden und die Basler Missions-Gesellschaft ist in Indien von der Madras Auxiliary Bibel-Society unterstützt worden.

Das ist sehr erfreulich und auch durchaus berechtigt; denn wenn deutsche Missionsgesellschaften den Völkern in den britischen, niederländischen und dänischen Kolonien das Wort Gottes in ihrer Muttersprache übersetzen, so ist es nur folgerichtig, daß die Bibel-Gesellschaften, bezw. wo das möglich ist, die Kirche des betreffenden Mutterlandes den Druck der Uebersetzung besorgen.

Eben diese Pflicht liegt jetzt auch auf den deutschen Bibel-Gesellschaften. Denn wir haben eigene Kolonien, in denen deutsche Missionare an der Arbeit sind, unsern Schutzbefohlenen das „Brot des Lebens“ in ihrer Sprache darzureichen. Die Thatsachen zeugen dafür, daß die Bibel-Gesellschaften unsers Vaterlandes diese Pflicht als solche anerkennen. Die Stuttgarter Bibel-Gesellschaft läßt für die Dualla in Kamerun das Neue Testament drucken und die Dresdener hat zugesagt, daß sie für die Drucklegung der heiligen Schriften für die Stämme in dem ostafrikanischen Arbeitsgebiet der Leipziger Mission eintreten will. Danach ist anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-

Gesellschaft, welche sich vor kurzem an die Vorstände der Bibel-Gesellschaften in Nordwest-Deutschland gewendet hat, ihre Bitte nicht vergeblich hat laut werden lassen. Sie hat die große Freude, daß in diesem Jahre, wo sie ihr 50-jähriges Jubiläum feiert, die Evangelien in dritter Auflage und nach einer dritten Revision, die andern Teile des Neuen Testaments aber zum zweiten Male für die Evhe gedruckt werden sollen. Nun möchte sie, daß nicht die britische, sondern die deutschen Bibel-Gesellschaften dem Evhe-Volke, das zum größten Teile in Deutsch-Togo wohnt, diese Gabe darbrächten. Zugleich möchte sie aus praktischen Rücksichten die Typen für den Druck erwerben, wodurch die Kosten nur verhältnismäßig wenig höher werden. — Es ist, wie gesagt, nicht anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-Gesellschaft mit dieser Bitte eine Fehlbitte thut. Immerhin aber dürfte es an der Zeit sein, daß es überhaupt als Prinzip anerkannt wird: **den Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches geben die deutschen Bibel-Gesellschaften die Bibel in ihrer Muttersprache.**

Ich weiß nicht, wie viel Bibel-Gesellschaften wir in unserm Vaterlande haben. Doch dürfte ihnen allen gewiß zu empfehlen sein, daß sie zu diesem Zwecke sich vereinigen und in irgend einer Weise die Kosten für den Druck der Bibel für die Völker und Stämme unserer Kolonien gemeinsam aufbringen; diese gehören doch einmal dem gesamten Vaterlande an. Jedenfalls halte ich es nicht für recht, daß wir für unsere Schutzgebiete noch die Hilfe der hilfsbereiten britischen Bibel-Gesellschaft in Anspruch nehmen.

Es finden unsere Bibel-Gesellschaften freilich ein weites Arbeitsfeld. Die meisten der deutschen Missions-Gesellschaften stehen in unseren Kolonien erst in den Anfängen ihrer Arbeit. Eine Ausnahme machen bekanntlich nur die Barmer in Südwest-Afrika und die Bremer in Togo. Alle anderen stehen noch vor der ersten Herausgabe der einzelnen Bibelteile. Um so mehr werden sie mit heiligem Eifer diese Aufgabe, der sie sich nicht entziehen können und, wie gezeigt, auch nicht entziehen wollen, widmen müssen.

Nun zeigt aber die Geschichte der Mission, daß sie durch ihre Thätigkeit eine Litteratur der Völker ins Leben ruft, unter denen sie arbeitet. Ihr ist es jedenfalls in erster Linie, wenn nicht allein und ausschließlich zu danken, daß das geistige Leben der Völker erwacht und sich entwickelt. So sind nicht allein die Bibel-Gesellschaften an der Uebersetzung und der Drucklegung der Bibel interessiert. Auch der Staat hat ein lebendiges Interesse daran. Es ist nicht mehr wie billig, daß er den Missions-Gesellschaften in diesem Stücke aus seinen Mitteln Hilfe gewährt. Wie die Regierung zu den Schulen der Missionen einen jährlichen Zuschuß leistet, so sollte er auch für die sprachlichen Arbeiten mit seiner Unterstützung eintreten.

Die sprachlichen Vorarbeiten, welche nötig sind, um die Bibel-Uebersetzung zustande zu bringen, legen der Mission Opfer auf. Die Frucht dieser Opfer an Kraft, Zeit und Geld kommen in hohem

Maße der Schutzherrschaft zu gute. Deshalb sollte die Regierung, so weit sie dazu in der Lage ist, diese Opfer, d. h. die Opfer an Geld ersetzen und den Missions-Gesellschaften für sprachliche Arbeiten Mittel darreichen. Sie hat dazu einen Fonds zur Verfügung. Der Afrika-Fonds wird ihr auch zur Förderung von solchen Arbeiten übergeben; sie verwendet ihn auch jetzt schon zum Teil für solche Zwecke. Dieser Fonds würde nach den Berichten über seine Verwendung nicht höher zu bemessen sein als bisher, wenn den hier ausgesprochenen Gedanken folge gegeben wird; denn für „unvorhergesehene Ausgaben" stehen 18 780 Mark bereit. Ich glaube, daß es nur eines Antrags seitens der Missions-Gesellschaften bedarf, um in diesem Punkte die Unterstützung der Regierung zu finden.

Das soll die Regierung nicht, den Druck der Bibel in der Sprache ihrer Schutzbefohlenen übernehmen, denn das ist Sache der Bibel-Gesellschaften. Aber das ist sicherlich ihre Pflicht, den Missions-Gesellschaften für die sprachlichen Arbeiten ihrer Missionare Mittel an die Hand zu geben.

Der Fall Peters.

Das Disziplinarverfahren gegen den Reichskommissar Dr. Peters hat mit dessen Dienstentlassung seinen Abschluß gefunden. Von den ihm zur Last gelegten Vergehen, Hinrichtung des Negerjungen Mabruk im Oktober 1891, Hinrichtung des Negermädchens Jagodjo im Januar 1892 und falsche Berichterstattung an das Gouvernement, waren das erste und das letzte für das Urteil maßgebend, indem die Tötung des Mabruk, beeinflußt durch dessen geschlechtliche Beziehungen zu einem der Weiber, als ein Willkürakt erschien und die falsche Berichterstattung, ein Beweis des Schuldbewußtseins, als ein schweres Dienstvergehen anzusehen sei, unwürdig eines deutschen Beamten, namentlich in so hoher verantwortungsvoller Stellung. Dagegen ist als erwiesen anzusehen, daß bei der nach kriegsgerichtlichem Urteil erfolgten Hinrichtung der Jagodjo geschlechtliche Beziehungen nicht zur Sprache kamen, daß ferner der Brief an den Bischof Tucker, auf welchen Bebel in der Reichstagssitzung seine Anklage stützte, gar nicht existiert, daß mithin die Anklagepunkte des Abgeordneten sich als hinfällig erwiesen haben.

Es trifft deshalb die frühere Leitung der Kolonialabteilung der schwere Vorwurf, daß sie die erste Untersuchung nicht mit der notwendigen Energie durchgeführt hat, sonst hätte sie aus deren Resultaten die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß Peters sich nicht zu

fernerer Verwendung als Reichskommissar eigne; daß sie ferner aber die Anklage Bebels nicht durch die Forderung abschnitt, zunächst das Beweismaterial beizubringen, bevor in eine weitere Erörterung eingetreten wurde. Denn es ist im Interesse unserer Kolonialpolitik einerseits ebenso geboten, Elemente bei Zeiten auszuscheiden, welche durch brutale Vergewaltigung der Eingeborenen und durch Unwahrheit demoralisierend einwirken und die deutsche Nation in unwürdiger Weise in den Kolonien vertreten, wie es anderseits unklug ist, durch öffentliche Skandale den Gegnern der Kolonialpolitik im Inlande und unseren Konkurrenten auf afrikanischem Gebiet, Waffen in die Hand zu geben, welche beide Teile nur zu begierig ergreifen, um der guten Sache zu schaden.

Was Peters selbst anbetrifft, so sind dessen hohe Verdienste um unsere Kolonien nicht zu verkennen, und gerade um derentwillen wäre seine rechtzeitige Entfernung aus dem Kolonialdienst zu wünschen gewesen, um es zu vermeiden, daß im großen Klatsch über die nachträgliche Untersuchung jene Verdienste vergessen werden. Anderseits können selbst die bedeutendsten politischen Verdienste kein Hinderungsgrund sein, wenn es sich darum handelt, die Persönlichkeiten auszuscheiden, welche durch die ihnen eigene Brutalität unsere Interessen in den Kolonien auf das schwerste schädigen. Die Katastrophe am Kilimandscharo fällt ganz entschieden Peters zur Last. Fr.

Vereinsnachrichten.

Der im Dienste der Ev. Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) stehende, bisher in Tanga beschäftigte Diakon Gerdes, welcher einen Erholungsurlaub nach Usambara angetreten hatte, hat sich mit Genehmigung des Vorstandes jener Gesellschaft nebst seiner Frau nach Lutindi begeben. Beide leiden zwar noch an Fieber, doch hofft Diakon Bockermann, daß sie sich in der frischen Bergluft bald erholen werden. In der Person der Frau Gerdes ist somit wenigstens ein vorläufiger Ersatz der verstorbenen Diakonissin Lina Dieckmann beschafft, wofür wir jenem Missionsvorstande zu besonderem Danke verpflichtet sind.

Von dem Gouvernement sind unserer Sklavenfreistätte in Lutindi zwei Mädchen überwiesen worden, welche sich dort bereits „recht wohl fühlen". Nach einem Briefe, welchen unser Schriftführer von einem der Knaben Namens Stepeke erhalten hat, darf dies in demselben

Maße von den übrigen Kindern angenommen werden. Stepeke schildert so recht nach Kinderart all' das Gute was sie empfangen. Es befinden sich jetzt im Ganzen 21 befreite Sklavenkinder auf unserer Station. —

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. April.)

Englands Politik, welche sich von Tag zu Tage in ihrer rücksichtslosen und hinterlistigen Gewinnsucht unverhüllter den Augen bloßstellt, hat es erreicht, durch Entzündung längst aufgespeicherten Brennstoffes die Aufmerksamkeit Europas auf den orientalischen Schauplatz eines Krieges zu lenken, welcher nur Dank des allgemeinen Friedensbedürfnisses voraussichtlich auf einen Teil des Erdteils beschränkt bleiben wird. Da gerade die deutschen Interessen hierbei am wenigsten berührt werden, so ist zu hoffen, daß Englands Zweck wenigstens Deutschland gegenüber nicht erreicht wird, daß dessen Aufmerksamkeit nicht abgelenkt wird von dem Objekt der englischen Politik, von Afrika. Dort bereitet es an mehreren Punkten sich zu Aktionen vor, welche mit einem Schlage ihm eine wesentliche Uebermacht gegenüber den andern europäischen Staaten verschaffen sollen, und deshalb ist es die Aufgabe, mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorgänge in Afrika zu verfolgen, wo unsere Interessen in ganz anderem Maße durch die englischen Pläne berührt werden, als in Thessalien und Kreta. —

Es ist wohl keine Frage, daß die kriegerische Expedition gegen den Mahdi nur den einen Zweck verfolgt, **Egyptens** Okkupation bei dieser Gelegenheit in eine endgültige Besitzergreifung umzuwandeln und den Suez-Kanal ebenso unter englische Willkür zu stellen, wie die überseeischen Telegraphenkabel zu fühlbarem Nachteil aller beteiligten Mächte dieser seither unterstehen. Nach den Mitteilungen aus der Nationalpartei des „jungen" Egyptens werden bereits die Egypter in allen Aemtern und öffentlichen Stellen durch Engländer ersetzt, sind die Gerichtsbehörden voll von Engländern, wird der Unterricht und die Armee durchaus von Engländern geleitet. Man fürchtet, daß diese die egyptischen Truppen nach Ueberwindung der Derwisch-Schaaren des Mahdi durch irgend eine Hinterlist zu beseitigen gewillt seien, um dann zugleich mit dem östlichen Sudan sich des wehrlosen Egyptens für immer zu bemächtigen: **ein** großes englisches Reich vom Mittelmeer bis nach Uganda; sollte es unmög-

lich sein, denn auch noch die Verbindung zwischen Victoria-See und Njassa herzustellen und hiermit bis zum Kap hinunter einen zusammenhängenden englischen Besitz zu gründen?

In der „Provinz" Dongola stehen zur Zeit 12 000 Mann egyptische Truppen zum weiteren Vormarsch bereit. Ein solcher, gegen Abu-Hammed gerichtet, wird erst angetreten werden, wenn der Wasserstand des Nil es gestattet, den schwierigsten vierten Katarakt mit den Dampfern zu passieren, welche oberhalb Abu-Hammed ziemlich freie Fahrt vor sich haben. Dieser Zeitpunkt wird vor Juli kaum eintreten. Die Eisenbahnlinie soll dann schnell nachgeführt werden; Kassala werden die Italiener räumen, sobald die Engländer — sei es von Suakim aus oder von Berber — diesen Punkt erreichen. Der Mahdi konzentriert seine Kräfte in Omdurman und wird voraussichtlich nicht imstande sein, einen nachhaltigen Widerstand zu leisten, da er sich in der Hauptsache nur auf die Baggara — große nomadisierende Araberstämme — stützen kann und von inneren Widersachern vielfach bedroht ist. Es ist charakteristisch, daß der Sirdar Kitchener Pascha erklärt hat, nur dann gegen Chartum und Omdurman vorgehen zu können, wenn stärkere englische Truppenmassen Egypten besetzen, damit er die ganze egyptische Armee aus dem Lande ziehen könne. Die Furcht der Nationalpartei scheint mithin nicht unbegründet. Der Vormarsch wird sich, wie der aus Dongola zurückgekehrte Hauptmann Morgen berichtet, immer am Nilufer halten, um die Hilfsmittel des fruchtbaren bebauten Landes und die Unterstützung durch die Kanonenboote ausnützen zu können, deren hohe Verdecke selbst bei niederem Wasserstande das Ufergelände mit ihren Geschützen überhöhen.

Die Nachrichten aus **Abessinien** sind dadurch zu ergänzen, daß Menelik im Begriff steht, ein Telegraphennetz anzulegen und ein Haus in Brüssel mit den Vorarbeiten und Aufstellen eines Projektes beauftragt hat.

Der Sultan von **Sansibar** hatte bereits im Jahre 1890 durch einen Erlaß über den Sklavenhandel den Verkauf oder Austausch von Sklaven untersagt und das Halten von Sklavendepots bei strenger Strafe verboten. Trotz der bei dieser Gelegenheit eingeführten Milderungen war die Sklaverei doch eine gesetzliche Einrichtung geblieben, da es unmöglich erschien, in einem Staate, welcher durchaus auf der mittelst Sklaven betriebenen Gewürz-Kultur beruhte, die Sklaverei plötzlich aufzuheben. Diesen Schritt hat aber nunmehr der Sultan, gedrängt durch die englische Regierung, gethan. Der Erlaß vom 6. April schafft die Sklaverei ab, soweit sie sich auf die Feld-Sklaven bezieht. Eine Beseitigung der Haus-Sklaven hält ein hierüber vorgelegtes Blaubuch für gefährlich, da hierdurch tief in die Beziehungen der Familie eingegriffen werden würde und der bisherige Zustand zu Klagen keine Veranlassung gegeben habe. Die Kinder der Sklavinnen sind Freie und die Mütter werden zukünftig die Rechte legitimer Frauen genießen.

Die Freilassung der Sklaven soll dadurch erleichtert werden, daß den rechtmäßigen Besitzern solcher eine Entschädigung gezahlt wird. Ueber die Zahlen der Sklaven und die zu zahlende Summe gehen die Ansichten weit aus einander. Wenngleich von den ca. 210 000 Einwohnern von Sansibar und Pemba wohl 140 000 Sklaven sein möchten, so soll doch die Zahl der bereits 1890 vorhandenen Sklaven nicht mehr so bedeutend sein, und die seit dem erworbenen sind ja nicht in rechtlichem Besitz. Es ist zu wünschen, daß dieser Schritt des Sultans sich als ein segensreicher erweist. Anderseits aber wissen ihn die Engländer sehr wohl in ihrem Interesse auszubeuten. Denn sie werden die notwendigen Geldmittel vorstrecken und damit den Sultan nur desto fester in die Hand bekommen.

In auffallender Weise macht eine Zusammenstellung des Schiffsverkehrs von Sansibar im Jahre 1896, welche das Kolonialblatt (No. 8) enthält, ersichtlich, in welchem Grade der deutsche Handel in dem englischen Protektoratslande den der anderen Stationen übertrifft. Wenn man nämlich die Reisen des englischen Kabelschiffes „Great Northern" und die durch Sansibar durchgegangenen englischen Truppentransporte, welche mit dem Handel schlechterdings nichts gemein haben, in Abzug bringt, beläuft sich der englische Handelsverkehr auf 65 Schiffe und 84 893 englische Register-Tons, dagegen der deutsche auf 88 Schiffe und 93 362 englische Register-Tons Rauminhalt der Schiffe. Von den britischen Schiffen waren außerdem noch 8 Kohlenschiffe mit 11 864 Register-Tons Inhalt. Frankreich ist mit 30 Schiffen und 51 906 Register-Tons, alle anderen Staaten nur mit 1 oder 2 Schiffen vertreten.

In überraschender Weise entwickelt sich bereits der britische Handel in **Uganda,** seitdem die Straße von Mombasa nach Mengo für Wagenverkehr eröffnet worden ist. Noch bevor also die Eisenbahn beendet ist und zur Wirkung kommen kann, führen die Engländer durch die mit anerkennenswerter Energie durchgeführte Herstellung einer Straßenverbindung mit der Küste den Beweis, daß der Handel mit dem zentralen Afrika alle Aussicht hat, große Vorteile abzuwerfen. Es muß dieses zeigen, wie wenig auf die gegen einen Eisenbahnbau in Deutsch-Ost-Afrika vorgebrachten Bedenken gegeben werden darf, welche meinen, im Innern des zentralen Afrikas sei für uns nichts zu holen und für europäische Waaren kein Absatzgebiet. Die Einfuhr in Mengo, der Hauptstadt von Uganda, welche 1894 nur 201 372 Kilogramm betrug, erreichte in den 10 ersten Monaten von 1896 die Höhe von 728 000 Kilogramm, die Ausfuhr wuchs von 117 540 auf 402 557 Kilogramm. Man beginnt dort Kaffee, Reis, Baumwolle, Tabak und Baumfrüchte zu kultivieren und am Nil (Somerset-Nil) sind 2 neue Stationen erbaut worden: Fauwera und Murchison-Falls zur Verbindung mit den — zur Zeit noch vom Mahdi beherrschten — Nilgebieten, in welchen Emin Pascha seiner Zeit eine Kultur ins Leben zu rufen bemüht war.

Die deutsch-portugiesische Grenzlinie in **Deutsch-Ost-Afrika**, welche im Februar 1895 durch eine beiderseitige Kommission an Ort und Stelle festgelegt war, ist am 9. Dezember 1896 einer Korrektur unterworfen worden, welche auf Grund der genaueren Prüfung der astronomischen Positionen notwendig wurde.

Zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse werden neuerdings wieder Ochsenwagen, wie sie in Süd-Afrika gebräuchlich sind, in Vorschlag gebracht und bemüht man sich, ein hierfür im tropischen Klima brauchbares Tier zu finden. Die größte Schwierigkeit wird aber die Herstellung von Straßen genügender Breite machen; denn wenn man auch mit Recht behauptet, daß ein eigentlicher Straßenbau für feste Ochsenwagen nicht erforderlich ist, so ist es doch eine Unmöglichkeit, durch das harte hohe Gras das Fahrzeug zu bewegen, wie bereits im Jahre 1876 angestellte Versuche ergeben haben. Daß die üppige Vegetation aber selbst den regulären Straßenbau auf das äußerste erschwert, hat man bei den Wegebauten bereits hinreichend eingesehen. Es erscheint mithin um vieles rationeller und einfacher, das Tragtier zu benutzen, wozu sich sowohl Rinder als Maulesel eignen. Eine Züchtung letzterer mittelst Zebras ist bereits am Kilimandscharo eingeleitet. Allerdings will es nicht recht einleuchten, warum die Herstellung von Fahrstraßen, welche die Engländer von Mombasa bis nach Uganda durchführen konnten, auf deutschem Gebiete ganz unmöglich sein sollte.

Die Arbeiterverhältnisse sind durch eine Verordnung des Gouverneurs in erfreulicher Weise geregelt worden, indem die Abschließung von Arbeitsverträgen unter ganz bestimmten Bedingungen den Arbeitsgebern zur Pflicht gemacht worden ist (27. Dezember 1896); noch erfreulicher aber ist das Interesse für das Wohl der eingeborenen Arbeiter, welches sich in der Revisionsreise des Oberarztes Dr. Gärtner im Plantagengebiet kundgiebt. Aus seinem Bericht (Kolonial-Blatt Nr. 7) ist zu nehmen, „daß man sich überall Mühe zu geben scheint, für das leibliche Wohl der Arbeiter gut zu sorgen, was ja schließlich auch nur im eigenen Interesse der Plantagen liegen kann". Ueber seine landwirtschaftlichen Erfolge berichtet die Station Rungue der Brüdergemeinde aus dem Konde-Lande, welche Weizen und Roggen für den eigenen Bedarf gebaut und einen recht guten Ertrag gewonnen hat, pro $^3/_4$ Zentner Aussaat 12 Zentner. Anbau, Ernte und Verwertung des Getreides sind noch außerordentlich primitiv. Der Pflug kann erst in späteren Jahren zur Anwendung kommen, wenn das Land von Steinen und Stöcken gereinigt sein wird; die Furchen werden also mit der Hacke hergestellt. Auch das Ernten geschieht nicht durch Abmähen, sondern durch Abschneiden der einzelnen Aehren und Einsammeln in Körbe. Das Dreschen und Mahlen muß noch in der Trockenzeit geschehen, da in der Regenzeit das Korn zu feucht wird. Letzteres ist natürlich bei dem Mangel einer Mahlmühle eine mühsame Handarbeit, wurde aber nach dem Zeugnis des Missionars mit einem Fleiße ausgeführt, daß er Mühe hatte, mit

den Leuten Wage zu halten. Es scheint, sie sind doch nicht alle so faul, unsere Afrikaner!

Zu bemerken ist noch, daß der Kirchenbau in Dar-es-Salaam nun bestimmt in Aussicht genommen ist. Zur Zeit wird in der kleinen Kapelle des evangelischen Missionshospitals Gottesdienst abgehalten, welche freilich mit 30 Sitzplätzen bei größeren Festen nicht genügt, wo sich 70 bis 80 Menschen in dem überheißen Raum zusammendrängen.

Ein überaus günstiges Urteil aus englischer Feder über die deutsche Kulturarbeit in Ostafrika bringt die „Sansibar-Gazette". Der Vergleich mit dem unter britischem Protektorat stehenden Sansibar fällt durchweg zu Gunsten der deutschen Ansiedlungen aus, und vor allem verdient hervorgehoben zu werden, daß er den augenscheinlichen freudigen Fleiß der Arbeiter als einen wesentlichen Unterschied gegenüber den Verhältnissen in Sansibar anerkennt. Das ist mehr wert, als die Gebäude, welche den Orten einen großstädtischen Charakter verleihen.

Eine erfreuliche Zunahme zeigt der deutsche See-Verkehr auch an der Küste von **Portugiesisch-Ost-Afrika.** In dem Hafen von Mozambique beherrscht die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bereits den Güterverkehr; neben 44 britischen Schiffen von 79 861 Tonnen verkehrten im Jahre 1895 56 deutsche Schiffe von 110 773 Tonnen Rauminhalt. In Lourenço-Marques, welches vornehmlich durch den Transithandel nach Transvaal mächtig aufblüht, hatte zwar im Jahre 1895 Deutschland nur 5 Segler und 35 Dampfer mit 30 615 Tonnen gegenber 16 bezw. 207 englischen Schiffen mit 372 990 Tonnen Gewicht, aber nach den englischen Berichten machen deutsche Fabriken und Schiffe den britischen von Jahr zu Jahr mehr Konkurrenz. Die Hauptverbindung zwischen Europa und den portugiesischen Besitzungen im Norden von Delagoa-Bai vollzieht sich durch die deutsch-ostafrikanische Linie, und Beira, die zukünftige Endstation der Eisenbahnlinie ins britische Maschona-Land, rechnet auf eine **deutsche** Dampferlinie, um sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen (Deutsches Kolonial-Blatt). In Anerkennung der Wichtigkeit von Beira ist ein deutscher Konsul hierfür ernannt worden.

Die Frage der Delagoa-Bai und der Delogoa-Eisenbahn, welche in so enger Verbindung steht mit den Angelegenheiten der südafrikanischen Republik, scheint sich nun einer baldigen, wahrscheinlich überraschenden Lösung zu nähern. Einerseits soll nämlich der Ingenieur Nicolo, welcher vom schweizer Schiedsgericht zur Prüfung der Verhältnisse der Eisenbahn und der Entschädigungsansprüche dorthin geschickt wurde, entgegen seinen früheren Aeußerungen schon jetzt seinen Bericht eingesandt haben und eine baldige Entscheidung der Schiedsrichter Blaesi, Heusler und Solda würde nun bald zu erwarten sein. Es scheint aber beinahe, als wenn England diese garnicht abzuwarten gedächte, denn am 23. April ist ein britisches Geschwader von 6 Kriegsschiffen in den Fluß (Umbelosi) eingelaufeu und ankert

gegenüber der Stadt; zwei andere Schiffe sollen gegenüber der Insel Inyack liegen, welche den Zugang zur Bai beherrscht. Die Schiffe sind: „Royal Arthur" ein gedeckter Kreuzer erster Klasse von 7700 Tonnen und 19,5 Seemeilen Geschwindigkeit; „Scylla", „Asträa" (vom Mittelmeer abkommandiert) und „Fox" sind Kreuzer zweiter Klasse von moderner Bauart und Armierung; der Kreuzer dritter Klasse „Racoon" ist ebenfalls neuester Konstruktion und das Schlachtschiff „Monarch" ein Thurmschiff mit 38 Tonnen-Geschützen; dies sind die 6 Schiffe des starken Geschwaders, von dem englische Zeitungen rühmen, daß Deutschland dagegen nicht aufkommen könne. Und, so auffallend und wunderbar es erscheinen mag, auf Deutschland bemüht sich England die Veranlassung zu seinem Auftreten in der Delogoa-Bai zu schieben, auf Deutschland, das keinen Finger gerührt hat, um Transvaal Unterstützung zu bieten. Aber mit derselben namenlosen Gesinnungstüchtigkeit, mit welchem England ihm die Schuld am türkisch-griechischen Kriege zuzuschieben den Versuch machte, bemüht es sich sein Vorgehen in Südafrika als Demonstration gegen einen etwaigen Handstreich der südafrikanischen Republik oder Deutschlands gegen Lourenço Marques hinzustellen.

Daß durch diese Demonstration Transvaal eingeschüchtert werden sollte, wie man wohl in erster Linie wünscht, ist kaum zu erwarten; mehr Eindruck scheint sie aber in Portugal zu machen, das leider im Begriff zu stehen scheint, Englands aufgenötigte Hilfe anzunehmen und damit sich seiner wertvollsten, im Aufblühen begriffenen Besitzung in Ostafrika zu entäußern. In London erwartet man den neuen portugiesischen Gesandten Marquis de Soveral mit der Zuversicht, daß er die Hand bieten werde, um das gute Geschäft zustande zu bringen, welches Mozambique an England ausliefert und damit eine schwerwiegende Waffe im Kampfe mit Transvaal. Welche Wichtigkeit der Hafen von Lourenço Marques für England besitzt, hat Kolonel Malleson in seiner Schrift „Delogoa-Bay, the Key to South Africa" klar dargelegt: ein Zufluchtshafen auf dem Wege nach Bombay, eine Stellung gegenüber der französischen auf Madagaskar und ein kräftiges Mittel, um Transvaal militärisch, wirtschaftlich und politisch von England abhängig zu machen. Die wahren Motive der zu erwartenden Besitzergreifung der Delogoa-Bai liegen also klar auf der Hand, England würdigt sich aber herab, nach allerhand Scheingründen herumzusuchen, unter denen die „Demonstration gegen einen deutschen Handstreich" am charakteristischsten ist. Als Handhabe dient — englischen Zeitungen zufolge — ein Vertrag mit Portugal, welcher gegen die Zahlung einer großen Summe (die Entschädigung für die Delagoa-Bahn) nämlich 23 Millionen Pfund die Provinz Mozambique einschließlich Beira und Delagoa-Bai unter englische Administration stellen wird, im selben Verhältnis, wie Egypten nach Ansicht des „Globe"; schmeichelhaft für Portugal!

Zur Beunruhigung und Kräftezersplitterung der Englands Interessen unbequemen oder widerspenstigen Länder Transvaal, Oranje-

Freistatt und Mozambique wurden die Aufstände der Eingeborenen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach von englischen Agenten herbeigeführt wurden (auch der portugiesische Gouverneur bestätigt dieses), nach Möglichkeit ausgenutzt und durch übertriebene Zeitungsberichte, welche im Vertrauen auf die Unkenntnis der Leser alles durcheinander warfen, zu großen Gefahren für jene Staatswesen aufgeblasen. Dem Aufstand der Basuto, welche den Oranje-Freistaat beschäftigen sollte, folgte die Nachricht von einer Erhebung der Gasa, welche nördlich des Limpopo bis zum Pungwe hinauf wohnen und mit 25 000 Mann heranrücken sollten, um die Delagoa-Bai und Transvaal zu gefährden. Das gab eventl. eine gute Veranlassung, erstere durch englische Truppen zu schützen und die Truppen von Transvaal an die Nordgrenze des Landes zu fesseln. Dieser Aufstand, wenn er überhaupt auf Thatsachen beruht, ist jedenfalls von ebensowenig Bedeutung, als der Basuto-Aufstand; denn seit der ersten Nachricht vom 8 April ist alles ruhig. Daß man ihn aber mit der Expedition des Gouverneurs von Mozambique, Major Mouzinho, in Verbindung brachte, zeugte von der harmlosen Unkenntnis der Zeitungsschreiber. Letztere ist gegen die Namarra gerichtet, welche 6 Breitengrade nördlich des Pungwe wohnen, und wird jetzt darüber berichtet, daß der angegriffene Stamm dem Angriff ausgewichen sei, während vier andere Stämme den Portugiesen in den Rücken fielen und Mouzinho zur Errichtung eines verschanzten Lagers veranlaßten. Eine zweite Expedition wird in Mozambique zum Entsatz ausgerüstet. Ob diese (spätere) oder eine frühere Nachricht, nach welcher Mouzinho zur Küste zurückgekehrt sei, der Wahrheit entspricht, bedarf noch der Aufklärung. Mit dem Gasa-Aufstand hat dieses aber nichts zu thun.

Es wurde bereits im vorigen Bericht darauf hingewiesen, daß England bei diesen Aufständen in Portugisch-Ost-Afrika die Hände im Spiel hat. So verwerflich dieses Mittel ist, mit welchem man den nicht-englischen Besitzungen Schwierigkeiten zu bereiten bestrebt ist, so gefährlich ist es anderseits, denn die englische Herrschaft wird nicht derart gehandhabt, daß nicht die ihr unterworfenen großen, kriegerischen Stämme gelegentlich eines solchen Aufstandes sich bewogen fühlen sollten, sich gleichfalls gegen die gehaßten Tyrannen zu erheben und einen blutigen Krieg in ganz Süd-Afrika zu entflammen. Dies Spiel mit unberechenbaren Gefahren ist um so unwürdiger, je mehr es das Bestreben der christlichen Kulturstaaten sein sollte, ihrer Pflicht eingedenk zu sein, eine friedliche kulturelle Entwickelung der Eingeborenen zu befördern; hierzu ist aber eine auf die gegenseitigen Interessen gebührende Rücksicht nehmende Politik der sich der Kolonisation widmenden Staaten das einzig ihrer würdige und zum Ziele führende Mittel. Nichts kann verderblicher einwirken auf den Gerechtigkeitssinn der Eingeborenen, als die herrschende Politik der Habgier, der Hinterlist und des mehr oder weniger verhüllten Raubes.

Ueber den Standpunkt, welchen England **Transvaal** gegenüber immer stärker betont, giebt das Blaubuch Aufschluß; Chamberlain stellt es als eine Uebertretung der Konvention hin, daß die Republik einen Auslieferungsvertrag mit den Niederlanden und Portugal abgeschlossen, daß es der Genfer Konvention beigetreten sei ohne Genehmigung Großbritanniens, er will ihr nicht das Recht zuerkennen, Ausländer nach Belieben auszuweisen und das neue Preßgesetz auf den „Star", das Eigentum eines britischen Unterthanen (Krüger hat das Blatt verboten) anzuwenden; endlich beschwert er sich darüber, daß alle Markt-Abschlüsse und Frachtbriefe holländisch geschrieben werden müssen. Obgleich Präsident Krüger in keinem dieser Punkte nachgegeben und die Verletzung der Konvention anerkannt hat, wird doch hieraus eine Anklage der Republik formuliert werden, um die Basis für ein militärisches Vorgehen zu gewinnen. Anderseits zeigt der weitere Verlauf der gerichtlichen Untersuchungen vor der Kommission in London deutlich das Bestreben Chamberlains, Material zu einer weiteren Anklage betreffs der Behandlung der Uitlanders zu gewinnen. So unbequem für diesen Zweck die Aussagen der wichtigsten Zeugen, wie Mr. Schreiner, für den persönlich die Untersuchung führenden Kolonialminister gewesen sind, so gravierend andere, wie die des Major Willoughby, für Chamberlain und die Kap-Regierung — dieser hat sich bereits so weit hinreißen lassen zu einer Politik der unwürdigsten Ausdeutung aller gegen England zeugenden Thatsachen, daß ihm zur Zeit kein Mittel mehr zu schlecht ist, um seinen Zweck zu erreichen, und eine Vergewaltigung der südafrikanischen Republik ist in Kürze zu erwarten.

Es dienen dieser die Unternehmungen bezüglich der Delagoa-Bai, die Erregung der Eingeborenen, die Formulierung der Anklagepunkte, die allmählich immer bemerklicher werdende Bestechung der europäischen Presse und die Vorbereitung starker militärischer Mittel; denn zu der Einsicht wird doch Chamberlain gekommen sein, daß Transvaal sich ohne einen Kampf mit den Waffen nicht unterwerfen wird und — so viel Terrain jener bereits mit seiner hinterlistigen Politik in Portugal gewonnen haben mag — schließlich wird doch die Entscheidung auf dem Schlachtfelde vielleicht ganz andere Resultate ergeben, als er erwartet. Mit stetig wachsendem Eifer arbeitet man an der Befestigung von Pretoria, welche zur Zeit aus 6 Forts bestehen soll, ohne Unterlaß verstärkt man die Streitmittel durch neue europäische Sendungen von schweren Geschützen, Waffen und Munition, um wohlgerüstet in den Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit einzutreten, welchen ein losgetrennter Stamm der deutschen Nation dort im fernsten Afrika mit demselben Gegner zu bestehen haben wird, welcher überall auf der Erde dem deutschen Element mit jedem Mittel feindlich zu begegnen unternimmt. Es scheint das notwendig zu sein, um alle deutschen Stämme ihres Deutschtums sich erinnern zu lassen und sie enger an einander zu schließen. In Transvaal findet dieses seinen *Ausdruck* in der Gründung des neuen Staatsgymnasiums zu Pretoria

(3. Februar) unter einem deutschen Direktor, ein wichtiger Schritt zur Loslösung der gebildeten Stände vom Engländertum. Es ist die würdige Antwort auf die — kühl abgelehnte — Einladung zur Beteiligung an einer in Kapstadt zu gründenden englischen Universität, und eine deutsche Universität in Pretoria wird unter Beteiligung des Oranje-Freistaates voraussichtlich geschaffen werden.

Der Bündnisvertrag, welchen beide Buren-Staaten miteinander geschlossen haben, liegt nun im Wortlaute vor. Er bildet den Uebergang zu einer erst in einigen Jahren zu ermöglichenden Föderal-Union und garantiert die gegenseitige Unterstützung mit allen verfügbaren Kräften und Mitteln zur Verteidigung der Unabhängigkeit. Die engere Vereinigung wird durch einen gemeinschaftlichen Rat (ohne gesetzgebende Macht) beider Staaten vorbereitet.

Verschiedene kleine Anlässe wurden seitens Englands ausgenutzt, um gegen Transvaal Stimmung zu machen. Zunächst war es eine Aeußerung des Präsidenten Krüger über die Königin Viktoria, welche er „een kwaje vrouw" genannt haben sollte, während er im Gegenteil gesagt hatte, sie sei keine („geen") Dame, mit der schwer umzugehen sei. Neuerdings ist es ein unliebsames Ereignis bei dem Rennen in Krügersdorp, woselbst der als Polizeihaupt fungierende Enkel des Präsidenten, Lieutenant Eloff, sich zu achtungswidrigen Worten gegen die Engländer und ihre Königin im Wortwechsel mit einem englischen Trainer hinreißen ließ. Krüger hat die sofortige Amtsenthebung seines Enkels angeordnet und eine Untersuchung eingeleitet, also sich vollständig loyal benommen. Die Schadenberechnung für den Jamesonschen Einfall ist nun mit 1 677 983 Pfd. Sterl. aufgestellt worden.

An die Reise des Staatssekretairs Leyds nach dem Haag knüpfte man englischerseits die Hoffnung, daß dieser energische Mann von Krügers Seite entfernt und in die Stelle des verstorbenen Gesandten Bulaerts van Blockland eingesetzt werden würde. Er hat aber nach seinem Eintreffen am 21. April dieses auf das Bestimmteste in Abrede gestellt und seine Rückkehr nach Pretoria nach Erledigung seiner Geschäfte in Europa in Aussicht gestellt. Hierzu gehört vornehmlich die Ernennung eines neuen Gesandten und es wäre nur zu wünschen, daß er nicht nur diesen einen im Haag, sondern auch solche an verschiedenen Höfen, namentlich in Lissabon und Berlin, ernennen möchte.

Die Stimmung in der **Kap-Kolonie** ist durchaus nicht mehr so günstig bei Rhodes' Rückkehr, als er sie erwartet haben mag. Als der Afrikander-Bond nach dem Einfall Jamesons für Transvaal Stellung nahm und dem deutschen Element den Vorrang einräumte, ward als Gegengewicht die „südafrikanische Liga" gegründet, welche die englischen Interessen zu vertreten bestimmt war. Den Vorwand gab die notwendige Vertretung der Interessen der Kaufleute und der Arbeiter (also Beseitigung der Zölle) gegenüber der Vertretung der Interessen der Buren-Landbevölkerung, welche im Afrikander-Bond namentlich ihren Ausdruck fand. Jedoch kommt die Suprematie Eng-

Gesellschaft, welche sich vor kurzem an die Vorstände der Bibel-Gesellschaften in Nordwest-Deutschland gewendet hat, ihre Bitte nicht vergeblich hat laut werden lassen. Sie hat die große Freude, daß in diesem Jahre, wo sie ihr 50-jähriges Jubiläum feiert, die Evangelien in dritter Auflage und nach einer dritten Revision, die andern Teile des Neuen Testaments aber zum zweiten Male für die Evhe gedruckt werden sollen. Nun möchte sie, daß nicht die britische, sondern die deutschen Bibel-Gesellschaften dem Evhe-Volke, das zum größten Teile in Deutsch-Togo wohnt, diese Gabe darbrächten. Zugleich möchte sie aus praktischen Rücksichten die Typen für den Druck erwerben, wodurch die Kosten nur verhältnismäßig wenig höher werden. — Es ist, wie gesagt, nicht anzunehmen, daß die Norddeutsche Missions-Gesellschaft mit dieser Bitte eine Fehlbitte thut. Immerhin aber dürfte es an der Zeit sein, daß es überhaupt als Prinzip anerkannt wird: **den Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches geben die deutschen Bibel-Gesellschaften die Bibel in ihrer Muttersprache.**

Ich weiß nicht, wie viel Bibel-Gesellschaften wir in unserm Vaterlande haben. Doch dürfte ihnen allen gewiß zu empfehlen sein, daß sie zu diesem Zwecke sich vereinigen und in irgend einer Weise die Kosten für den Druck der Bibel für die Völker und Stämme unserer Kolonien gemeinsam aufbringen; diese gehören doch einmal dem gesamten Vaterlande an. Jedenfalls halte ich es nicht für recht, daß wir für unsere Schutzgebiete noch die Hilfe der hilfsbereiten britischen Bibel-Gesellschaft in Anspruch nehmen.

Es finden unsere Bibel-Gesellschaften freilich ein weites Arbeitsfeld. Die meisten der deutschen Missions-Gesellschaften stehen in unseren Kolonien erst in den Anfängen ihrer Arbeit. Eine Ausnahme machen bekanntlich nur die Barmer in Südwest-Afrika und die Bremer in Togo. Alle anderen stehen noch vor der ersten Herausgabe der einzelnen Bibelteile. Um so mehr werden sie mit heiligem Eifer diese Aufgabe, der sie sich nicht entziehen können und, wie gezeigt, auch nicht entziehen wollen, widmen müssen.

Nun zeigt aber die Geschichte der Mission, daß sie durch ihre Thätigkeit eine Litteratur der Völker ins Leben ruft, unter denen sie arbeitet. Ihr ist es jedenfalls in erster Linie, wenn nicht allein und ausschließlich zu danken, daß das geistige Leben der Völker erwacht und sich entwickelt. So sind nicht allein die Bibel-Gesellschaften an der Uebersetzung und der Drucklegung der Bibel interessiert. Auch der Staat hat ein lebendiges Interesse daran. Es ist nicht mehr wie billig, daß er den Missions-Gesellschaften in diesem Stücke aus seinen Mitteln Hilfe gewährt. Wie die Regierung zu den Schulen der Missionen einen jährlichen Zuschuß leistet, so sollte er auch für die sprachlichen Arbeiten mit seiner Unterstützung eintreten.

Die sprachlichen Vorarbeiten, welche nötig sind, um die Bibel-Uebersetzung zustande zu bringen, legen der Mission Opfer auf. Die Frucht dieser Opfer an Kraft, Zeit und Geld kommen in hohem

Maße der Schutzherrschaft zu gute. Deshalb sollte die Regierung, so weit sie dazu in der Lage ist, diese Opfer, d. h. die Opfer an Geld ersetzen und den Missions-Gesellschaften für sprachliche Arbeiten Mittel darreichen. Sie hat dazu einen Fonds zur Verfügung. Der Afrika-Fonds wird ihr auch zur Förderung von solchen Arbeiten übergeben; sie verwendet ihn auch jetzt schon zum Teil für solche Zwecke. Dieser Fonds würde nach den Berichten über seine Verwendung nicht höher zu bemessen sein als bisher, wenn den hier ausgesprochenen Gedanken folge gegeben wird; denn für „unvorhergesehene Ausgaben" stehen 18 780 Mark bereit. Ich glaube, daß es nur eines Antrags seitens der Missions-Gesellschaften bedarf, um in diesem Punkte die Unterstützung der Regierung zu finden.

Das soll die Regierung nicht, den Druck der Bibel in der Sprache ihrer Schutzbefohlenen übernehmen, denn das ist Sache der Bibel-Gesellschaften. Aber das ist sicherlich ihre Pflicht, den Missions-Gesellschaften für die sprachlichen Arbeiten ihrer Missionare Mittel an die Hand zu geben.

Der Fall Peters.

Das Disziplinarverfahren gegen den Reichskommissar Dr. Peters hat mit dessen Dienstentlassung seinen Abschluß gefunden. Von den ihm zur Last gelegten Vergehen, Hinrichtung des Negerjungen Mabruk im Oktober 1891, Hinrichtung des Negermädchens Jagodjo im Januar 1892 und falsche Berichterstattung an das Gouvernement, waren das erste und das letzte für das Urteil maßgebend, indem die Tötung des Mabruk, beeinflußt durch dessen geschlechtliche Beziehungen zu einem der Weiber, als ein Willkürakt erschien und die falsche Berichterstattung, ein Beweis des Schuldbewußtseins, als ein schweres Dienstvergehen anzusehen sei, unwürdig eines deutschen Beamten, namentlich in so hoher verantwortungsvoller Stellung. Dagegen ist als erwiesen anzusehen, daß bei der nach kriegsgerichtlichem Urteil erfolgten Hinrichtung der Jagodjo geschlechtliche Beziehungen nicht zur Sprache kamen, daß ferner der Brief an den Bischof Tucker, auf welchen Bebel in der Reichstagssitzung seine Anklage stützte, gar nicht existiert, daß mithin die Anklagepunkte des Abgeordneten sich als hinfällig erwiesen haben.

Es trifft deshalb die frühere Leitung der Kolonialabteilung der schwere Vorwurf, daß sie die erste Untersuchung nicht mit der notwendigen Energie durchgeführt hat, sonst hätte sie aus deren Resultaten die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß Peters sich nicht zu

fernerer Verwendung als Reichskommissar eigne; daß sie ferner aber die Anklage Bebels nicht durch die Forderung abschnitt, zunächst das Beweismaterial beizubringen, bevor in eine weitere Erörterung eingetreten wurde. Denn es ist im Interesse unserer Kolonialpolitik einerseits ebenso geboten, Elemente bei Zeiten auszuscheiden, welche durch brutale Vergewaltigung der Eingeborenen und durch Unwahrheit demoralisierend einwirken und die deutsche Nation in unwürdiger Weise in den Kolonien vertreten, wie es anderseits unklug ist, durch öffentliche Skandale den Gegnern der Kolonialpolitik im Inlande und unseren Konkurrenten auf afrikanischem Gebiet, Waffen in die Hand zu geben, welche beide Teile nur zu begierig ergreifen, um der guten Sache zu schaden.

Was Peters selbst anbetrifft, so sind dessen hohe Verdienste um unsere Kolonien nicht zu verkennen, und gerade um derentwillen wäre seine rechtzeitige Entfernung aus dem Kolonialdienst zu wünschen gewesen, um es zu vermeiden, daß im großen Klatsch über die nachträgliche Untersuchung jene Verdienste vergessen werden. Anderseits können selbst die bedeutendsten politischen Verdienste kein Hinderungsgrund sein, wenn es sich darum handelt, die Persönlichkeiten auszuscheiden, welche durch die ihnen eigene Brutalität unsere Interessen in den Kolonien auf das schwerste schädigen. Die Katastrophe am Kilimandscharo fällt ganz entschieden Peters zur Last. Fr.

Vereinsnachrichten.

Der im Dienste der Ev. Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) stehende, bisher in Tanga beschäftigte Diakon Gerdes, welcher einen Erholungsurlaub nach Usambara angetreten hatte, hat sich mit Genehmigung des Vorstandes jener Gesellschaft nebst seiner Frau nach Lutindi begeben. Beide leiden zwar noch an Fieber, doch hofft Diakon Bockermann, daß sie sich in der frischen Bergluft bald erholen werden. In der Person der Frau Gerdes ist somit wenigstens ein vorläufiger Ersatz der verstorbenen Diakonissin Lina Dieckmann beschafft, wofür wir jenem Missionsvorstande zu besonderem Danke verpflichtet sind.

Von dem Gouvernement sind unserer Sklavenfreistätte in Lutindi zwei Mädchen überwiesen worden, welche sich dort bereits „recht wohl fühlen". Nach einem Briefe, welchen unser Schriftführer von einem der Knaben Namens Stepeke erhalten hat, darf dies in demselben

Maße von den übrigen Kindern angenommen werden. Stepeke schildert so recht nach Kinderart all' das Gute was sie empfangen. Es befinden sich jetzt im Ganzen 21 befreite Sklavenkinder auf unserer Station. —

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. April.)

Englands Politik, welche sich von Tag zu Tage in ihrer rücksichtslosen und hinterlistigen Gewinnsucht unverhüllter den Augen bloßstellt, hat es erreicht, durch Entzündung längst aufgespeicherten Brennstoffes die Aufmerksamkeit Europas auf den orientalischen Schauplatz eines Krieges zu lenken, welcher nur Dank des allgemeinen Friedensbedürfnisses voraussichtlich auf einen Teil des Erdteils beschränkt bleiben wird. Da gerade die deutschen Interessen hierbei am wenigsten berührt werden, so ist zu hoffen, daß Englands Zweck wenigstens Deutschland gegenüber nicht erreicht wird, daß dessen Aufmerksamkeit nicht abgelenkt wird von dem Objekt der englischen Politik, von Afrika. Dort bereitet es an mehreren Punkten sich zu Aktionen vor, welche mit einem Schlage ihm eine wesentliche Uebermacht gegenüber den andern europäischen Staaten verschaffen sollen, und deshalb ist es die Aufgabe, mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorgänge in Afrika zu verfolgen, wo unsere Interessen in ganz anderem Maße durch die englischen Pläne berührt werden, als in Thessalien und Kreta. —

Es ist wohl keine Frage, daß die kriegerische Expedition gegen den Mahdi nur den einen Zweck verfolgt, **Egyptens** Okkupation bei dieser Gelegenheit in eine endgültige Besitzergreifung umzuwandeln und den Suez-Kanal ebenso unter englische Willkür zu stellen, wie die überseeischen Telegraphenkabel zu fühlbarem Nachteil aller beteiligten Mächte dieser seither unterstehen. Nach den Mitteilungen aus der Nationalpartei des „jungen" Egyptens werden bereits die Egypter in allen Aemtern und öffentlichen Stellen durch Engländer ersetzt, sind die Gerichtsbehörden voll von Engländern, wird der Unterricht und die Armee durchaus von Engländern geleitet. Man fürchtet, daß diese die egyptischen Truppen nach Ueberwindung der Derwisch-Schaaren des Mahdi durch irgend eine Hinterlist zu beseitigen gewillt seien, um dann zugleich mit dem östlichen Sudan sich des wehrlosen Egyptens für immer zu bemächtigen: **ein** großes englisches Reich vom Mittelmeer bis nach Uganda; sollte es unmög-

Geographische Nachrichten.

Ueber das Schicksal der Expedition Bottego (s. Nr. 2) war man infolge eines Gerüchtes, sie sei auf den abessinischen General Barò gestoßen und in einem Scharmützel bis auf 2 Italiener niedergemacht worden, ernstlich besorgt, da allerdings Menelik weit nach Süden vorgedrungen war und wohl der italienischen Expedition Schwierigkeiten bereiten konnte. Neuerdings wird dieses Gerücht durch die Nachricht widerlegt, daß die Expedition auf dem Marsch zur Küste sich befindet.

Der Wiener Robert Hans Schmitt, Sohn des Professors am Konservatorium Hans Schmitt, der im Mai vergangenen Jahres im Auftrage des kaiserlichen Gouvernements von Deutsch-Ostafrika eine Forschungsreise nach dem Mündungsgebiet des Rufidji angetreten hat, ist am 1. November nach Dar-es Salaam zurückgekehrt, nachdem er zahlreiche Mündungsarme des Flusses kartographisch aufgenommen hat. Er bereitet sich zu einer neuen Reise vor, welche ihn durch Uhehe bis zum Njaßa-See führen wird behufs Erforschung der schiffbaren Strecken des Rufidji, Manga und Ruaha.

Die gleiche Tour in umgekehrter Richtung — von der Mpampa-Bai am Njaßa-See nach Kißwere am Indischen Ozean hat 1894 der Geologe Lieder gemacht, dessen Tagebuch im 2. Heft der „Mitteilungen von Forschungsreisenden ꝛc. aus den deutschen Schutzgebieten" unter Beifügung einer Karte veröffentlicht wird.

Die Missionare von Boudouinville sind im Begriff eine Station im Innern zu gründen und zwar in der Ebene von Lusaka, am rechten Ufer des Lufuko.

Ms. Révillout, Professor der Egyptologie und Konservator am Museum im Louvre, geht im Oktober in offiziellem Auftrage nach Oberegypten und Nubien, bis Wadi Halfa mit einem speziell für ihn ausgerüsteten Schiff, um Inschriften zu studieren.

Dr. Richard Kandt, ein junger Arzt, hat eine Forschungsreise nach Uha, Urundi und Ruanda angetreten und wird seine Reiseberichte in der Vossischen Zeitung veröffentlichen. Er gedenkt den Ruvuvu stromab bis zur Mündung in den Kagera zu verfolgen, dann diesen hinauf bis zu den Mündungen von Akanyaru und Nyavirongo, um die Quelle des Nil endlich endgültig zu finden und festzustellen.

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

Im vorigen Jahre haben die in Westafrika thätigen, deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften ihre Missionare aufgefordert, an der Hand eines Fragebogens über die Branntweinfrage zu berichten. Wir geben in Folgendem diese Berichte im allgemeinen im vollen Wortlaut und haben nur den einen Wunsch, daß ihre eindringliche Sprache nicht überhört werden möchte.

I. Die Berichte der Barmer Missionare.

1) Auszug aus einem Briefe des Missionars Böhm.

Walfischbai, den 16. September 1896.

Ende August und Anfang dieses Monats war ich wieder eine Woche in Schepmannsdorf. Ich kam den Leuten aber recht ungeschickt. Es war kurz vorher eine Trauung hier gewesen, der Mann von Sandfontein, die Braut aus Schepmannsdorf; infolgedessen zog der Hochzeitszug gleich nach Schepmannsdorf, dort das Hochzeitsmahl zu halten. Die Schlachtkuh wollte sich aber nicht einfangen lassen, so mußte das Mahl verschoben werden. Da kam mit einem Male die Nachricht: „morgen kommt Mynheer! was machen wir nun mit dem Demian voll Schnaps? Es ist am besten, wir trinken es gleich aus.“ Dieser Rat wurde denn auch schnell befolgt, und da so schnell nicht alle Mannschaft erscheinen konnte, erhielten die Anwesenden desto mehr. Aber zu essen hatten sie dabei nichts. Die Folge davon war, daß sie alle mehr oder weniger betrunken waren; auch der Schulmeister war mit dabei und hielt mit den Kindern hernach eine Prügelübung ab.

Die Klagen der Nichtbeteiligten über Mißhandlung ihrer Kinder waren denn auch das erste, was ich zu hören bekam. Nach dem Frühgottesdienst am Freitag nahm ich die Männer in's Haus mit und verhörte sie. Was wollte ich aber schließlich machen mit dem armen Volk, das seine Schuld eingestand und bereute! Nach einer privaten Unterredung mit den einzelnen habe ich ihnen allen außer zweien vergeben. Diese beiden wurden vorläufig für 3 Monate vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen. Dem Schulmeister haben auch die nicht beim Trinken Beteiligten verziehen, weil es das erste Mal gewesen sei, daß er ihre Kinder mißhandelt habe.

Wieder nach Hause gekommen, machte ich dem Magistrate Vorwürfe über die Erlaubnis, die man dem Bräutigam gegeben, einen Demian Schnaps kaufen zu dürfen. Der hat sich natürlich auch entschuldigt. Es sei ja die Hochzeit gewesen; wenn es zum Essen bei der Hochzeit ausgetrunken wäre, hätte jeder kaum einen Schluck bekommen, und alle wären dabei nüchtern geblieben. Und überdies,

Geographische Nachrichten.

Ueber das Schicksal der Expedition Bottego (s. Nr. 2) war man infolge eines Gerüchtes, sie sei auf den abessinischen General Barò gestoßen und in einem Scharmützel bis auf 2 Italiener niedergemacht worden, ernstlich besorgt, da allerdings Menelik weit nach Süden vorgedrungen war und wohl der italienischen Expedition Schwierigkeiten bereiten konnte. Neuerdings wird dieses Gerücht durch die Nachricht widerlegt, daß die Expedition auf dem Marsch zur Küste sich befindet.

Der Wiener Robert Hans Schmitt, Sohn des Professors am Konservatorium Hans Schmitt, der im Mai vergangenen Jahres im Auftrage des kaiserlichen Gouvernements von Deutsch-Ostafrika eine Forschungsreise nach dem Mündungsgebiet des Rufidji angetreten hat, ist am 1. November nach Dar-es Salaam zurückgekehrt, nachdem er zahlreiche Mündungsarme des Flusses kartographisch aufgenommen hat. Er bereitet sich zu einer neuen Reise vor, welche ihn durch Uhehe bis zum Njaßa-See führen wird behufs Erforschung der schiffbaren Strecken des Rufidji, Manga und Ruaha.

Die gleiche Tour in umgekehrter Richtung — von der Mpampa-Bai am Njaßa-See nach Kißwere am Indischen Ozean hat 1894 der Geologe Lieder gemacht, dessen Tagebuch im 2. Heft der „Mitteilungen von Forschungsreisenden ꝛc. aus den deutschen Schutzgebieten“ unter Beifügung einer Karte veröffentlicht wird.

Die Missionare von Boudouinville sind im Begriff eine Station im Innern zu gründen und zwar in der Ebene von Lusaka, am rechten Ufer des Lufuko.

Ms. Révillout, Professor der Egyptologie und Konservator am Museum im Louvre, geht im Oktober in offiziellem Auftrage nach Oberegypten und Nubien, bis Wadi Halfa mit einem speziell für ihn ausgerüsteten Schiff, um Inschriften zu studieren.

Dr. Richard Kandt, ein junger Arzt, hat eine Forschungsreise nach Uha, Urundi und Ruanda angetreten und wird seine Reiseberichte in der Vossischen Zeitung veröffentlichen. Er gedenkt den Ruvuvu stromab bis zur Mündung in den Kagera zu verfolgen, dann diesen hinauf bis zu den Mündungen von Akanyaru und Nyavirongo, um die Quelle des Nil endlich endgültig zu finden und festzustellen.

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

Im vorigen Jahre haben die in Westafrika thätigen, deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften ihre Missionare aufgefordert, an der Hand eines Fragebogens über die Branntweinfrage zu berichten. Wir geben in Folgendem diese Berichte im allgemeinen im vollen Wortlaut und haben nur den einen Wunsch, daß ihre eindringliche Sprache nicht überhört werden möchte.

I. Die Berichte der Barmer Missionare.

1) Auszug aus einem Briefe des Missionars Böhm.

Walfischbai, den 16. September 1896.

Ende August und Anfang dieses Monats war ich wieder eine Woche in Schepmannsdorf. Ich kam den Leuten aber recht ungeschickt. Es war kurz vorher eine Trauung hier gewesen, der Mann von Sandfontein, die Braut aus Schepmannsdorf; infolgedessen zog der Hochzeitszug gleich nach Schepmannsdorf, dort das Hochzeitsmahl zu halten. Die Schlachtkuh wollte sich aber nicht einfangen lassen, so mußte das Mahl verschoben werden. Da kam mit einem Male die Nachricht: „morgen kommt Mynheer! was machen wir nun mit dem Demian voll Schnaps? Es ist am besten, wir trinken es gleich aus." Dieser Rat wurde denn auch schnell befolgt, und da so schnell nicht alle Mannschaft erscheinen konnte, erhielten die Anwesenden desto mehr. Aber zu essen hatten sie dabei nichts. Die Folge davon war, daß sie alle mehr oder weniger betrunken waren; auch der Schulmeister war mit dabei und hielt mit den Kindern hernach eine Prügelübung ab.

Die Klagen der Nichtbeteiligten über Mißhandlung ihrer Kinder waren denn auch das erste, was ich zu hören bekam. Nach dem Frühgottesdienst am Freitag nahm ich die Männer in's Haus mit und verhörte sie. Was wollte ich aber schließlich machen mit dem armen Volk, das seine Schuld eingestand und bereute! Nach einer privaten Unterredung mit den einzelnen habe ich ihnen allen außer zweien vergeben. Diese beiden wurden vorläufig für 3 Monate vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen. Dem Schulmeister haben auch die nicht beim Trinken Beteiligten verziehen, weil es das erste Mal gewesen sei, daß er ihre Kinder mißhandelt habe.

Wieder nach Hause gekommen, machte ich dem Magistrate Vorwürfe über die Erlaubnis, die man dem Bräutigam gegeben, einen Demian Schnaps kaufen zu dürfen. Der hat sich natürlich auch entschuldigt. Es sei ja die Hochzeit gewesen; wenn es zum Essen bei der Hochzeit ausgetrunken wäre, hätte jeder kaum einen Schluck bekommen, und alle wären dabei nüchtern geblieben. Und überdies,

wenn er keinen Schnaps hergäbe, gingen die Leute nach Tsoakhaubmund. Dort bekommen sie nicht nur Demians voll, sondern ganze Kisten. So würde seine Weigerung nicht der Trunkenheit steuern, sondern nur den Handel hier mindern und in Tsoakhaubmund heben. Dafür wären ja Konstabler da, um zu verhindern, daß Schnaps ohne Erlaubnis in's englische Territorium eingeführt werde.

Sonst hat er freilich recht. Tsoakhaubmund ist nicht gut für unsere Leute. Sie gehen dorthin, helfen die Schiffe entladen und vervollkommnen sich im Branntweintrinken. Die Gesetze sind ja dort, den Spiritushandel angehend, so ziemlich die gleichen wie hier; aber der allgemeine Verkehr ist dort stärker als hier, ja viel stärker, so daß jeder, der hinter dem Schnaps her ist, immer Mittel und Wege findet, seiner Lust zu fröhnen. Ich habe auch hier während dieses Jahres schon einige vom Abendmahl zurückgesetzt mit der Weisung, wenn sie das Trinken nicht lassen würden, würde ich genötigt sein, sie auszuschließen; selbst den Kirchenältesten mußte ich wegen Trunkenheit und Fechterei absetzen. Ich wollte schon, Walfischbai und Tsoakhaubmund gehörten einem Herrn; es wäre besser um der Leute willen.

---

2) Bericht des Missionars Viehe.

Okahandja, 28. Juni 1896.

Ein Schreiben über die Branntweinfrage nebst Abschrift der bezüglichen hier in kraft stehenden Verordnungen sandte ich kürzlich an Herrn Inspektor Dr. Schreiber ab. Nun erfahre ich, daß jene Postsendung zwischen hier und Otjimbingue verloren gegangen ist . .

Eine Verordnung über Einfuhr, Ausschank und Verkauf von Branntwein im besonderen besteht hier leider nicht. Ueber Einfuhr geistiger Getränke im allgemeinen besteht nur die Bestimmung, daß der Importeur der zuständigen Bezirkshauptmannschaft ein Verzeichnis der von ihm eingeführten Getränke einzureichen hat. — Die zum Ausschank von geistigen Getränken im Handel mit denselben erforderlichen Bedingungen sind so leicht zu erfüllen und die Gebühren nach hiesigen Verhältnissen so niedrig, daß fast jeder, der einen Laden hält, auch einen bezüglichen Erlaubnisschein löst, wenn er nicht aus Grundsatz des Handels mit geistigen Getränken sich enthält.

Es besteht die Bestimmung, daß an Eingeborene nur in dem Falle geistige Getränke verabreicht werden dürfen, wenn dieselben einen Erlaubnisschein vorzeigen. Diese Bestimmung wird aber insofern sehr milde gehandhabt, als solche Erlaubnisscheine selten oder fast nie verweigert werden; selbst an minderjährige Leute, welche noch im Elternhause sich befinden, werden sie verabreicht. Trotzdem dient diese Bestimmung aber doch wesentlich dazu, die schnelle Verbreitung des Trinkens unter den Eingeborenen etwas aufzuhalten.

Die Einfuhr geistiger Getränke in diese Länder hat, seitdem sie deutsches Schutzgebiet geworden sind, von Jahr zu Jahr außerordent-

lich zugenommen; leider fehlt aber das Material zu statistischen Angaben darüber.

Die Zahl der Eingeborenen, welche gelegentlich geistiger Getränke sich bedienen, ist bis jetzt nicht besonders groß und eigentliche Gewohnheitstrinker giebt es nur wenige darunter. — Unter den Herero, auf welche diese Bemerkungen in erster Linie bezug haben, besteht eine Hinneigung zu geistigen Getränken von vornherein nicht. Obwohl sie durch Berührung mit Namaqua, Bastards und Bergdamara und ganz besonders durch Berührung mit den Ovambo die Bereitung von Honigbier und anderen, weit berauschenderen Getränken kennen konnten, hatten sie bis vor wenig Jahren solche doch nie bereitet und genossen. Dagegen ist unter den Ovambostämmen die Bereitung und der Genuß geistiger Getränke von früher her einheimisch und allgemein im Gebrauch. Aus Getreide bereitetes Bier wird dort das ganze Jahr hindurch getrunken; ein sehr berauschendes Getränk aus Baumfrüchten kann dagegen nur in gewissen Zeiten des Jahres bereitet werden, weil in den anderen Zeiten die Früchte fehlen. Auch Branntwein niedrigster Qualität wird durch portugiesische Händler von früher her unter jenen Stämmen eingeführt. Doch darüber werden die dort arbeitenden Missionare gewiß das Nähere berichten.

Die hiesigen Eingeborenen ziehen jetzt den Branntwein jedem anderen geistigen Getränk vor. Dies und daß jetzt Branntwein leichter und zu jeder Zeit zu bekommen ist, ist auch wohl der Hauptgrund dafür, daß der Gebrauch von Honigbier ganz wesentlich wieder abgenommen hat, nachdem er vor einigen Jahren auch unter den Herero an mehreren Orten ziemlich allgemein Eingang gefunden hatte.

Verordnungen gegen den Genuß einheimischer berauschender Getränke sind, soweit mir bekannt, nicht vorhanden.

Von seiten der Missionare wird gegen den Gebrauch geistiger Getränke bis jetzt hier fast nur durch Belehrung und Ermahnung gearbeitet.

Die schädlichen Wirkungen geistiger Getränke sind hier natürlich wesentlich dieselben wie daheim, jedoch sind die dadurch hervorgerufenen Gefahren hier noch weit größer und zwar teils wegen der Charakterschwäche der meisten Eingeborenen, teils wegen des Fehlens eines gesellschaftlichen Haltes, teils endlich auch, weil hier für Geschäftsleute die Versuchung noch viel näher liegt als daheim, solche Getränke als Lockmittel zu gebrauchen und weil eine polizeiliche Aufsicht meist ganz fehlt oder sehr mangelhaft ist. Auch verbürgt die Thatsache, daß wenigstens die Herero von vornherein keine besondere Hinneigung zu geistigen Getränken zeigen, durchaus keine dauernde Gefahrlosigkeit für dieselben in dieser Hinsicht, im Gegenteil zeigt schon jetzt eine Anzahl bedauerlicher Beispiele an Orten, wo das Europäertum in den letzten Jahren vornämlich zugenommen hat, daß auch diese Eingeborenen, wenn sie einmal Geschmack am Branntwein bekommen, den größten Versuchungen zur Trunksucht ausgesetzt

und schon jetzt läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß gerade der Branntwein ihren Ruin beschleunigen wird, wenn nicht schärfere Maßregeln als die zur Zeit vorhandenen dagegen in Anwendung gebracht werden.

Schließlich sei mir nur noch die Bemerkung gestattet, daß mehrere Geschäftsleute mich versichert haben, es würde ihnen viel lieber sein, wenn es gar keinen Handel mit Branntwein hier gäbe; aber um der Konkurrenz willen sei der einzelne genötigt, sich daran zu beteiligen.

---

3) Bericht des Missionars W. Schaar.

Okombahe, den 29. Juni 1896.

Branntweinfrage.

Zunächst will ich bemerken, daß wir in Okombahe keine Kantine haben und der Branntwein nur von Tsoakhaubmund eingeführt wird.

Was § 3 der Verordnung vom 21. Januar 1895 betrifft, so erlaube ich mir zu bemerken, daß die Behörden nicht streng genug auf die Durchführung desselben bestehen: Es sind wiederholentlich ohne schriftlichen Erlaubnisschein an Eingeborene, die keine Dienstboten waren, und zwar von Kaufleuten Getränke verabreicht, nur um sich die Leute zu Freunden zu machen und den Handel an sich zu ziehen. Ein Herr Titzwell, Engländer, nahm 1 ganzes Faß Branntwein mit in's Handelsfeld und traktierte die Herero damit. Die Eingeborenen aber, weit entfernt dafür zu danken, begannen mit ihm eine Rauferei und bissen ihn schließlich ganz empfindlich in die Hand. In einem Anflug von Reue stellte er sich hier auf der Polizeibehörde (Unteroffizierstation) als Arrestant, wurde aber nach Omaruru gewiesen. Etwas später wurde er steckbrieflich verfolgt; er war aber bereits in Walfischbai, also auf englischem Boden. — Indes glaube ich, daß in diesem Falle die Behörde doch vielleicht ohne Schuld war, da sie die Thatsachen wohl zu spät oder gar nicht erfahren hatte.

In einem anderen Punkte aber trifft die Schuld ganz allein die Behörden. Am Schlusse des genannten § 3 heißt es: „Die Erlaubnisscheine sollen nur für kleine Mengen und regelmäßig auf nicht mehr als auf **eine** Flasche lauten." Diese Verordnung ist beständig von den Behörden selbst übertreten worden. Zunächst macht man bei allen Häuptlingen Ausnahmen. Ein Fall ist mir aus Omaruru bekannt, wo Manasse der Hererokapitain von der Polizeibehörde einen Erlaubnisschein für eine Flasche Gin erhalten. Damit nicht zufrieden, wandte er sich an den Herrn Assessor v. Lindequist nach Windhoek, der ihm die Einfuhr einer ganzen Kiste Branntwein genehmigte. — Vize-Feldwebel Gilfoul von hier gab Eingeborenen regelmäßig Erlaubnisscheine für 10 Flaschen und sein Nachfolger für 3—5 Flaschen. Die Stationsältesten entschuldigten sich auf meine *Vorstellungen damit*, daß die Leute ja die Spirituosen hier am Platze

nicht kaufen könnten und sie auch nicht immer nach Tsoakhaubmund gingen.

Zu Frage 4: In wieweit eine Hinneigung der Eingeborenen zu geistigen Getränken vorhanden sei, erwähne ich nur Folgendes: daß in Otjimbingue der Spiritus von den Schullampen ausgetrunken, und ebenfalls dort an einem Tage der Abendmahlswein gestohlen wurde, und endlich, daß die Eingeborenen mit einer ganz unheimlichen Gier jeden Tropfen, den sie erwischen können, verschlingen. Ferner, wenn ich auf Reisen bin, und zu solchen Heiden komme, die mich nicht kennen, ist immer die erste Frage nach omeva omaruru (Bitterwasser). Wenn ich alsdann sage, ich hätte nichts und tränke selbst keins, so erwidern sie, so müsse ich nicht sagen; jeder Weiße führe Bitterwasser mit sich. Auch durchreisende Händler erzählten mir, daß die erste Frage beständig die nach Branntwein sei; dasselbe kann ich auch von hiesigen Kaufhäusern sagen; die Eingeborenen sehen sich beim Abladen der Güter jede Kiste darauf an, ob etwa Gin darin enthalten sei.

Von einheimischen Getränken sind hier nur Honig- und Zuckerbier im Gebrauch. Wilder Honig ist nur in guten Regenjahren zeitweilig zu haben; deshalb helfen sich die Eingeborenen mit Einkauf von schlechtem Rübenzucker. Sie kaufen selten unter 6 bis 10 Pfund und bereiten sich daraus (wenigstens die Bergdamara) ohne gewürzige Zuthaten ein süß-saures Gebräu. Es wirkt berauschend, wenn es in größeren Mengen genossen wird. Ich sah nie, daß die Leute nach Genuß von Honig- und Zuckerbier Streitigkeiten bekamen; aber sie schwätzen dann viel dummes Zeug. Sie behaupten auch, daß sie sich des Zuckerbiergenusses nie ganz enthalten können. — Der Absatz von Rübenzucker ist ein ganz enormer und wäre eine hohe Besteuerung desselben sehr zu wünschen. Die Eingeborenen kaufen das Pfund hier für 50 Pfennig, an anderen Plätzen für 1 Mark. — Nachdem sie hier mit dem Branntwein bekannt geworden, ziehen sie denselben vor, behauptend, daß Honigbier und deutsches Bier keine Kraft und Feuer haben.

Gesetze gegen den übermäßigen Genuß von Honig- (Zucker-) Bier bestehen nicht, wohl aber verfallen die in trunkenem Zustande angetroffenen Christen den Kirchenstrafen, der öffentlichen oder privaten Ermahnung, zeitweiligem Ausschluß vom Abendmahl, oder gänzlichem Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft.

Von der Gründung eines Enthaltsamkeitsvereins an irgend einem Platze hier im Lande ist mir nichts bekannt. Ich würde aber eine solche Einrichtung mit Freuden begrüßen, wenn mir von Weißen irgend welche Stütze geboten würde. Meine Bemühungen an Eingeborenen, einen Enthaltsamkeits-Verein gegen das Trinken von Honig- und Zuckerbier zu gründen, waren leider vergeblich. Das Verständnis der Eingeborenen für eine solche Sache ist auch noch zu gering, dieselben werden sich dazu nur entschließen, wenn sie Vorbilder an Weißen sehen. NB. haben sich auch etliche Weiße an den Genuß von Honig-

hier gewöhnt und lassen sich solches durch Eingeborene bereiten. — Dagegen hat Unterzeichneter eine mit vielen Namensunterschriften von Gemeindegliedern versehene Petition an die Landeshauptmannschaft nach Windhoek eingesandt, dahin lautend, daß niemandem auf Okombahe in dieser oder späterer Zeit der Verkauf von Spirituosen gestattet werden möchte. Unterzeichneter berief sich unter anderem darauf, daß Okombahe eine Arbeiterkolonie der Regierung sei und daß nur, wenn die Zufuhr von Branntwein abgeschnitten würde, der Arbeiterstamm bei Kräften erhalten bliebe. Das gütige Antwortschreiben des Herrn Landeshauptmanns teilte mit, daß an Erteilung für Lizenz auf Okombahe vorläufig nicht gedacht werde, da hier kein Offizier stationiert sei. — Auf anderen Stationen Heikamkob, Salem 2c., wo auch kein Offizier stationiert ist, ist dagegen doch der Verkauf von Spirituosen gestattet. Indes erhielt zu unserer Freude ein Bittsteller, Herr B., welcher sich in Okombahe auf Spirituosenhandel verlegen wollte, abschlägigen Bescheid durch die kaiserliche Landeshauptmannschaft.

Die Frage nach den schädlichen Wirkungen von Honigbier ist schon oben beantwortet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß wir es beim Branntwein mit einem weit schlimmeren Faktor zu thun haben. Doch ist auf dieser Station verhältnismäßig wenig zu klagen, da es Gott sei Dank! keine Kantine hier giebt und die Regierung hoffentlich alles thun wird, um den Verkauf von Getränken an die hiesigen Eingeborenen zu untersagen. Immerhin darf ich einen Fall nicht unerwähnt lassen. Sämtliche Frachtfahrer kaufen Branntwein ein in Tsoakhaubmund und wir haben schon manchen Schaden dadurch erlebt. Einmal wurde die ganze Fracht umgeworfen und eine Kiste zerbrochen, ein ander Mal zerbrach die Wagendeichsel, ein Bergdamara, Diener eines Weißen, wurde in trunkenem Zustande überfahren und jedes mal stellte es sich heraus, daß Branntwein die Schuld trug. Die Leute sind sehr an Branntwein gewöhnt und namentlich erziehen Weiße ihre Diener zum Branntweintrinken, indem sie ihnen hin und wieder eine Flasche zum Geschenk machen. In 2 mir bekannten Fällen wurden außerdem von Wagentreibern einmal 3 Flaschen, einmal 1 Flasche gestohlen und ausgetrunken. Eine Anzeige wegen Diebstahls ist nicht erfolgt. Weshalb?

Ich hatte Gelegenheit die Folgen des Branntwein-Genusses an den Bergdamaras in Wynberg (Kapkolonie) zu beobachten, wo der Ausschank freigegeben ist. Gerade dem Pfarrhaus gegenüber, wo ich in Pension war, war eine Branntweinschänke für Schwarze „the heaven", die niemals leer wurde. Auf der Straße standen immer mehrere Polizisten, um Betrunkene, d. h. solche, welche Streitigkeiten begannen, festzunehmen. An jedem Tage waren es mehrere. Auch die Weiber der Eingeborenen trinken. Zu den für die Bergdamara in Wynberg eingerichteten Gottesdiensten kamen die Leute oft betrunken, und mußten herausgewiesen werden. In den Niederlassungen der Bergdamara (die Kopfzahl mochte etwa 100 betragen) war Streit

und Schlägerei an der Tagesordnung. Die Bergdamara dort machen einen ganz herunter gekommenen Eindruck.

Schlimm sind auch die Verhältnisse in dem uns benachbarten portugiesischen Ovamboland, wo der Branntwein zu Zeiten massenweise eingeführt und selbst Sklaven dafür von Portugiesen eingekauft werden. Mein Gewährsmann ist Missionar F. Meisenholl Ondjiwa, Ovamboland.

Daher wollen wir unserer geehrten deutschen Regierung von ganzem Herzen dankbar sein für die gegebenen Verordnungen; nur möchte der erwähnte § 3 künftighin besser befolgt werden. In Walfischbai besteht noch die Sitte, daß Fuhrleuten auf Wunsch des Güterempfängers oder Fuhrunternehmers der Einkauf von Branntwein durch die englische Behörde untersagt wird. Wenn den Fuhrleuten in Tsoakhaubmund und auf den Durchgangsstationen der Einkauf von Branntwein untersagt würde, wäre ein sehr großes Uebel beseitigt.

II. Die Berichte der Basler Missionare.

4) Bericht des Missionars J. Keller.

Bofsheim, den 23. Januar 1897.

Die Bestimmungen der Brüsseler Akte über die Einfuhr und Verzollung des Branntweins sind mir nicht bekannt; auch stehen mir die Jahrgänge des Kolonialblattes nicht zur Verfügung, um die Summe der Liter des eingeführten Branntweins angeben zu können; jedoch weiß ich so viel, daß es ganz ungeheure Summen sind. Der Schnaps ist ein begehrter Handelsartikel und schon oft habe ich aus dem Munde von Kaufleuten gehört: „Haben wir keinen Schnaps, so können wir keine Geschäfte machen". Schnaps findet man selbst in den kleinsten Handelshütten der Eingeborenen, die man im Lande überall antrifft. Auf meinen Reisen im Aboland, im Dibombariland, in Balong und Bakundu bis hinauf an den Elefantensee bin ich Leuten begegnet, die Schnaps in Kisten und Korbflaschen trugen und weiter ins Innere reisten.

In Kamerun bestehen keine Bestimmungen vorbeugender Art über den Verkauf des Branntweins. Jedermann kann kaufen und verkaufen, ohne Lizenzgebühren zahlen zu müssen. Die Hinneigung der Eingeborenen zu berauschenden Getränken ist groß; denn Herr Hobitz, ein Angestellter der Firma Jantzen u. Thormälen in Hamburg, der in Miang eine Zweigfaktorei genannter Firma betrieb, sagte oft, die Miangleute hätten manchmal erklärt: „Wenn du Rum herschaffst, der so stark ist, daß wir nach dem Genusse eines Glases sofort betrunken umfallen, dann machst du Geschäfte". Diese Gier nach Branntwein trifft man nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen.

Der meiste Schnaps wird bei Todesfeierlichkeiten getrunken, wo man manchmal die ganze lärmende Menge betrunken antrifft. Unter einer solchen berauschten Menge stand ich einmal in Bwapaki, ein anderes Mal in Pend a totto. Als der Häuptling von Bakundu vor einigen Jahren starb, sandte der König Bell, als Freund desselben, zur Todesfeier 18 Korbflaschen à 10 Liter Schnaps dorthin.

Palmwein wird im Aboland sehr viel getrunken, wo man ihn auch das ganze Jahr hindurch haben kann. Vorgezogen wird der in der trockenen Jahreszeit gewonnene Palmwein, weil er süßer und kräftiger ist, als anderer; das ist in der Zeit vom November bis Mai. Gewonnen wird der Palmwein teils aus der Oel-, teils aus der Raphia- oder Weinpalme, zuweilen auch aus der sogenannten Bambuspalme. Er wird ohne jegliche Beimischung getrunken. Um seine Gährung zu verhüten und ihm alles berauschende zu nehmen, wird der Wein der beiden letztgenannten Palmenarten gekocht und meist warm getrunken. Einen Palmwein-Betrunkenen habe ich noch nie gesehen.

Gegen den Genuß von Palmwein bin ich noch nie eingeschritten, weil er weder bei Eingeborenen noch bei Europäern schädlich oder nachteilig wirkt, sondern, um mit manchem der Eingeborenen zu reden, als „Thee" getrunken wird. Bei unsern Christen verbieten wir den Genuß des Branntweins und den Handel damit, weil die Leute dadurch sittlich, geistig und wirtschaftlich herunter kommen. Ein Schnapstrinker ist nicht imstande die Palmnüsse, die ihm Gott ohne alle Mühe und Pflege auf den Palmen wachsen läßt, herunterzuholen. Und hat der Kameruner kein Oel und keine Palmkerne, was soll er dann in den Handel bringen?

Wir afrikanischen Missionsleute seufzen mit den Schwarzen unter dem Fluch, der durch den Schnaps über die Völker Afrikas von ihren christlichen Brüdern in Europa gebracht wird. — Wann wird die Stunde schlagen, wo man in Europa, nicht nur in christlichen religiösen, sondern auch in kaufmännischen und regierenden Kreisen einsieht, welch' einen Schaden der Schnaps unter den Völkern Afrikas anrichtet!

---

5) Bericht des Missionars Fr. Autenriet.

Schorndorf, den 8. Februar 1897.

Ueber den Gesamtverbrauch des Branntweins in Kamerun geben die Einfuhrstatistiken des „deutschen Kolonialblattes" genauen Aufschluß, ebenso über die den Branntwein betreffenden Zollbestimmungen.

Ueber den internen Vertrieb des Branntweins ist mir in Kamerun keine Regierungsverordnung bekannt geworden. Er kann somit von jedermann ohne gesetzliche Beschränkung, Kontrolle oder Besteuerung in den Handel gebracht werden, was auch bereits in ausgiebigster Weise geschieht.

Hinsichtlich seiner Verbreitung kommen natürlich nur die Gebiete in Betracht, die dem europäischen Handel im allgemeinen geöffnet sind und das ist ein kleiner Teil von dem, was innerhalb der Grenzen des ganzen Schutzgebietes liegt. Man wird sagen dürfen, daß der in Kamerun eingeführte Branntwein der großen Masse nach sich auf einen Küstenstreifen von einer Breite von mehreren Tagereisen verteilt und zwar so, daß unmittelbar an der Küste der größte Verbrauch stattfindet und derselbe mit jeder Tagereise landeinwärts bedeutend abnimmt. Sichere Zahlenangaben lassen sich natürlich darüber nicht machen; doch dürfte es nach meinen Beobachtungen, die ich auf meinen Reisen ins Innere machte nicht allzu weit fehl gegriffen sein, wenn ich folgende Schätzungszahlen hinsichtlich der Verbreitung des Branntweins aufstelle: 1 Tagereise 30%; 2 Tagereisen 25%; 3 Tagereisen 20%; 4 Tagereisen 10%; 5 Tagereisen 5%, und 10% für die weiteren Inlandgebiete. Ausgeschlossen von dieser Schätzung ist die Bali- und Yaunderoute, da mir unbekannt ist, in welchen Mengen die Regierungsexpeditionen den Branntwein nach Bali und Yaunde gebracht haben. Ein Schätzung der Bevölkerung in der angegebenen Branntweinzone kann ich mir nicht zutrauen; sie würde zu fraglich sein, um darauf ein Detailberechnung des Branntweinverbrauches gründen zu können. Ebenso lassen sich in den einzelnen Dörfern nur schwer sichere Zahlen über den Verbrauch ermitteln, es wäre denn, daß sich jemand mit viel Zeitaufwand dieser Aufgabe unterziehen könnte. Der Branntwein ist Zahlungs- und Handelsmittel und wandert daher, ehe er getrunken wird, durch viele Hände; es wäre daher schwer zu sagen, wieviel von dem Branntwein, der in einem bestimmten Dorf gekauft wird, auch wirklich daselbst getrunken wird. Hierfür ein Beispiel: Herr Kaufmann Hobitz, der in Miang am Abofluſſe eine kleine Zweigfaktorei betrieb, teilte mir mit, im Dezember 1895, daß er wöchentlich ca. 1000 Liter Branntwein verkaufe; davon sagte er, komme wenigstens $^3/_4$ auf die Mianger selbst, also angenommen 750 Liter, was jedoch von vornherein eine sehr unsichere Rechnung ist. Schätzt man die Mianger auf 3000 Seelen — wiederum eine unsichere Schätzung — und von diesen seinen 600 Personen dem Branntweingenuß zugethan, so fiele auf die Person bei gleicher Verteilung pro Woche 1,25 Liter; aber nun wandert von dem in Miang verkauften Branntwein auch nach auswärts und von auswärts kommt welcher herein — nun, wieviel wird in Miang wirklich getrunken? Es läßt sich allerdings annehmen, daß die Abfuhr und Zufuhr in Miang sich ausgleicht; wären daher obige Schätzungszahlen richtig, so kämen auf 600 Personen ein jährlicher Verbrauch von 39 000 Liter, also pro Kopf im Jahr 65,33 Liter; doch, wie leicht ersichtlich, bietet diese Berechnung keine Garantie für ihre Richtigkeit.

Für das Maß der Schädlichkeit des Branntweins ist ein zahlenmäßiger Beweis immerhin noch bedeutend schwieriger als hinsichtlich des Konsums; denn daß man jährlich ein paar bestimmte Todesfälle

aufführen kann, die in infolge des Branntweingenusses eingetreten sind, damit ist zunächst weiter nichts bewiesen, als daß ein sehr hohes Uebermaß des Branntweins direkt lebensgefährlich ist, wie es beispielsweise übermäßig genossenes Obst auch sein kann. Der physische und moralische Schaden und Ruin, der aus der Trunksucht resultiert, entzieht sich selbst in zivilisierten Ländern, wo Strafanstalten, Spitäler, Armenhäuser 2c. immerhin Beweise genug liefern, doch noch zu einem großen Teile der Beobachtung und zahlenmäßigen Feststellung. Wie vielmehr ist das in Kamerun der Fall, wo nur gelegentliche Fälle zur Kenntnis des Europäers gelangen.

Doch liegen Nachteile und Schäden so offen am Tage, daß sie auch ohne Zahlen des Beweises genug liefern. Daß der Handel durch den Branntwein geschädigt wird, haben mir verschiedene Kaufleute wiederholt gesagt. [Oben genannter Herr Hobitz klagte wiederholt, daß die Miangleute die ihm den meisten Branntwein abkauften, am wenigsten Palmöl lieferten und für das wenige, das sie brächten, nähmen sie fast ausschließlich Branntwein. Ein deutscher Kaufmann in Batanga sagte mir: „die Palmölproduktiou geht durch den Branntwein an der Küste stetig zurück und der Ausfall kann nur durch die Ausdehnung des Handelsgebietes ins Innere gedeckt werden. Verschiedene Kaufleute hörte ich von gewissen Eingeborenen und ganzen Dörfern sagen: sie produzieren nur so viel als zur Deckung ihres Branntweinbedürfnisses nötig ist. Mit diesen Aussagen stimmen überein die Aussagen vieler Eingeborenen und meine eigenen Beobachtungen. Im Aboland wird z. B. nach Aussage vieler Eingeborenen und des Herrn Kaufmann Hobitz in den zwei Dörfern Miang und Banduka mehr Branntwein getrunken als in den übrigen Abodörfern. Wie ich selbst aus 6-jähriger Beobachtung weiß und es die Eingeborenen stets bestätigen, sind diese beiden Dörfer fortwährend ärmer an Nahrungsmitteln als die übrigen Abodörfer. Weiter gelten bei den Eingeborenen diese beiden Dörfer als die streitsüchtigsten und unbotmäßigsten, was übrigens offenkundige Thatsache ist. Beide Dörfer sind zudem schon verschiedene Male in ernstlichen Konflikt mit der Regierung geraten. Die Miangaffaire, cf. „deutsches Kolonialblatt“ 1892 und 1894, wird noch in Erinnerung sein. Ferner mag noch die Thatsache Erwähnung finden, daß die Mission in keinem der übrigen Abodörfer so wenig Erfolg zu verzeichnen hat wie in diesen beiden, cf. Zensus des Jahresberichts der Basler Mission. Von vielen Eingeborenen, die keineswegs dem Branntwein entsagen wollten, hörte ich verschiedene Male unbemerkt sagen: „Seit der Branntwein bei uns ist, ist der Hunger im Land.“ Thatsache ist, daß in den Küstengegenden das ganze Jahr hindurch Armseligkeit und Hungerleiderei herrscht, während, wie ich aus eigener Anschauung weiß, im Innerhochland, Nkosigebirge, wohin wenig Branntwein kommt, Nahrung genug gepflanzt wird. Manche Palme legt stummes Zeugnis für die Wirkung des Branntweins ab; man sieht am Stamm, daß sie früher bis zu einer gewissen Höhe gepflegt ist und Palmöl von ihr gewonnen

wurde, aber jetzt steht sie verwildert da und trägt keine Frucht, denn ihr Eigentümer ist ein Branntweintrinker. Die Arbeitslust ist beim Neger von vornherein gering, aber gewohnheitsmäßige Trinker lassen sich überhaupt nicht als Arbeiter beim Europäer verwenden; je mehr Branntwein ins Land kommt, um so schwieriger wird die Arbeiterfrage. —

Es liegt auf der Hand, daß der Branntwein ein mächtiges Hindernis für die Entwickelung besserer Kultur und Gesittung ist. Ein Trinker kümmert sich nicht um Arbeit, Verdienst, anständige Wohnung und Kleidung für sich und seine Familie, ebenso wenig will er etwas lernen, wie wir denn auch in der Mission bis jetzt noch wenig Erfolg an gewohnheitsmäßigen Trinkern erlebt haben. Wie begreiflich, bieten wir Missionare alles auf, die Eingeborenen über die Schädlichkeit des Branntweins aufzuklären und ihnen denselben zu verwehren, wie denn auch niemand Glied einer Christengemeinde werden kann, ohne dem Branntwein ganz zu entsagen. Doch der Branntwein ist im Volksleben schon zu einer Macht geworden, sodaß es für den einzelnen oft schwer ist, sich ohne Schädigung seiner Existenz von ihm frei zu halten. Ein Zusammenleben mit einer Dorfgenossenschaft giebt es nicht, ohne vom Branntwein berührt zu werden; d. h. ohne genötigt zu werden, sich im Verkehr des Branntweins zu bedienen. Zu jeder unbedeutenden Familienverhandlung ist der Branntwein zu einer unerläßlichen Beigabe geworden und namentlich können die Eingeborenen keinen Gewinn bringenden Handel mehr treiben, wenn sie nicht von vornherein mit Branntwein aufwarten können. Wer auf den Handel geht, um an irgend einem Platze Produkte einzukaufen, muß Branntwein haben, um Geschäfte machen zu können. Dies zwar nicht deshalb, weil der Branntwein so ungeheuer begehrt ist, daß die Leute lieber nichts verkauften, als daß sie auf den Branntwein verzichten, sondern der einzelne Händler, der keinen Branntwein hat, kann eben neben denen, die welchen haben, nicht mehr existieren. Gäbe es gar keinen Branntwein mehr, so würden die Verkäufer bald ebenso befriedigt mit anderen Zahlungsmitteln nach Hause ziehen. Aber so lange es welchen giebt, können sie der Versuchung nicht widerstehen und verkaufen sie ihre Produkte nur an solche Händler, von denen sie mindestens einen Teil davon in Branntwein bezahlt bekommen. Für Christen wird daher das Handelsgeschäft mit jedem Jahre schwieriger und aussichtsloser. Ohne Branntwein kein Geschäft, kein Handel mehr. Das ist der Punkt, auf dem die interne Wirtschaft unserer Küstenstämme in Kamerun angekommen ist.

An einheimischen Getränken existiert bei den Küstenstämmen in Kamerun nur der Palmwein, der aber im Vergleich zum Branntwein noch nicht die Bedeutung unsers Apfelmostes hat. Palmweinbetrunkene habe ich nie gesehen. An Orten, wo die Weinpalme reichlich vorkommt, wie am Abflusse, hat der Palmwein allerdings den Nachteil, daß die Leute ihre meiste Zeit am Palmtopf tot schlagen und somit der Palmwein der Faulheit großen Vorschub leistet.

6) Bericht des Missionar Gottfried Martin.

Anum, Goldküste, den 18. November 1896.

Auf meinen beiden letzten größeren Reisen von Anum bis an den Fluß Konsu, und von Anum über Nkonja—Worawora—Santrokofi—Pekyipong nach Anum habe ich mich betreffs der Branntwein-Frage überall, wo ich konnte, genau erkundigt, aber leider nur wenig erfahren können. Manches war auch sehr unzuverlässig, denn das, was mir an einem Orte mitgeteilt wurde, stimmt nicht mit dem, was ich irgendwo anders ausgekundschaftet habe. Deshalb will ich Ihnen nach bestem Wissen und Gewissen das berichten, was ich dem Zirkular gemäß für nötig halte.

Da ich die „Deutsche Kolonialzeitung" erst seit Anfang dieses Jahres lese, so weiß ich nicht, was für Vereinbarungen in der Brüsseler-Akte über die Zollsätze in den einzelnen Kolonien enthalten sind. Ebenso kann ich auch nicht angeben, wie groß die Einfuhr in den letzten 3 Jahren gewesen ist, zumal in dem südwestlichen Togo, das mir zur Bearbeitung anvertraut ist, der Branntwein vielfach von der englichen Küste, von Keta, aber auch von Lome, — deutsche Küste — her eingeführt wird. Mein Arbeitsgebiet im deutschen Gebiet erstreckt sich im Süden vom Fluß Abo bis nach Norden an den Fluß Konsu. Im Westen bildet der Volta und im Osten der Abo die Grenze. Dieses Gebiet hat, schätze ich, 50000 Einwohner, jedenfalls ist diese Zahl nicht zu hoch. Was nördlich vom Konsu liegt, gehört zu Boëm, ebenso die Dörfer und Städte auf dem Santrokofi-Gebirge am Fuße desselben; dies Gebiet wird von Br. Clerk bearbeitet. Er sagte mir, er könne die Einwohnerzahl noch nicht angeben.

Bestimmungen vorbeugender Art über den Vertrieb des Branntweins im Togo-Gebiete bestehen nicht; jedermann kann kaufen und verkaufen, so viel er immer will; ja an einigen Orten dient der Branntwein zum Austauschen der Produkte und Waren auf dem Markte. Im Kpando habe ich sogar im Mohammedaner-Quartier gesehen, daß die Mohammedaner Schnaps verkaufen; denn ich bemerkte dort unter ihren Waren, die auf der Veranda eines Hauses ausgebreitet lagen, einige Flaschen Gin. Als ich sie dann fragte, seit wann die Mohammedaner Schnaps verkaufen, fiel mir der dort stationierte Katechist, der mich begleitete, in die Rede und sagte: „Meister, sie verkaufen nicht blos Schnaps, sondern saufen sich auch ordentlich toll und voll wie die Heiden, zwar nicht so öffentlich, sondern mehr daheim auf ihren Matten". Ich fragte den einen von ihnen, ob er glaube, das gefalle Allah? worauf er erwiderte: „Nein". Ich fragte einen andern, wer ihnen die Erlaubnis zum Schnapsverkaufen gegeben habe, worauf er mich nur auslauchte und fragte, ob ich ein Engländer sei. Der „deutsche Europäer" sei ein guter Mann, der habe das Schnapsverkaufen noch niemand verboten; er wolle nur, daß sie ihre Waren in Lome kaufen. Im englischen Gebiet muß

nämlich auch für den Detail-Verkauf Erlaubnis eingeholt werden, wie ich dann nachher zeigen will.

Daß die Eingeborenen zum Trinken eine starke, ja eine für sie fast unüberwindliche Hinneigung haben, wird kein Mensch, der nur kurze Zeit unter ihnen lebt, bestreiten wollen, oder können. Kann doch heutzutage kein Palaver ohne Trinkgelage geschlichtet werden; keine Gemeindearbeit wird gemacht, wie z. B. das Reinigen der Wege von einem Dorfe in das andere, ohne daß die Arbeiter etwas zu trinken bekommen. Hier auf der englischen Seite verlangt die Regierung, daß die Wege bis zur deutschen Grenze jedes Jahr einige Male gereinigt werden und giebt dann den Häuptlingen eine ihrer Arbeit würdige und reichliche Belohnung. Diese müssen dann wieder ihren Unterthanen mit Branntwein oder aber Palmwein aufwarten.

Ueberall, wo es Palmen giebt, kennt man kein anderes einheimisches Getränk als den Palmwein. Hier in Anum und auch zwischen dem Abo und Konsu kann man das ganze Jahr Palmwein haben, nur nicht immer gleich viel. Die Haupt-Palmweinzeit ist der Harmattan, die erste trockene Zeit vom Dezember bis etwa Mitte März. In dieser Zeit wird der Busch da, wo die Bauern ihre Plantage anlegen wollen, niedergehauen und da muß der Neger doch immer etwas zu trinken haben. Setzt dann die Regenzeit ein, so hat der Bauer seine Zeit auf das Pflanzen zu verwenden und kann sich nicht mehr so viel mit Palmwein-Ziehen abgeben. Wiederum setzen in der Regenzeit die Palmen neue Früchte an und treiben neue Blätter. Da ist dann der Palmwein gar nicht gut; namentlich wenn es stark regnet, wird er zu alledem so verwässert, daß er fast gar nicht geachtet wird, da er sehr bald sauer ist. (Fortsetzung folgt.)

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

U. v. Hassell, Oberlieutenant a. D. **Deutschlands Kolonien. Ein Rückblick und Ausblick.** Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Preis 1 Mark.

Diese 55 Seiten umfassende Broschüre ist das 2. Heft des XXII. Bandes der seit langer Zeit rühmlichst bekannten „Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. Wahl". —

In 3 Abschnitten behandelt der Verfasser nach einander: „Politische Verhältnisse. Schutztruppen. Verwaltung"; „Handel. Pflanzungen. Verkehrsmittel"; „Zivilisatorische Bestrebungen. Mission". Ueberall zeigt er uns die Entwickelung, welche die Kolonien in den letzten 6 Jahren genommen haben, und daß es durchweg eine Entwickelung zum Besseren gewesen ist. Auf dieser Grundlage wird dann hingewiesen auf das, was billiger Weise von der nächsten Zukunft erwartet werden darf. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser auch Kritik übt und nach

manchen Seiten hin seine Wünsche ausspricht und zugleich angiebt, wie vorliegende Mängel und Schäden nach seiner Meinung abgestellt werden können. Dabei tritt in der wohlthuendsten Weise der prinzipielle Standpunkt des Verfassers hervor, der an alle Erscheinungen des kolonialen Lebens den sittlichen Maßstab unsers Glaubens anlegt und alles Heil, wie überhaupt eine gedeihliche Entwickelung unserer Kolonien einzig davon erwartet, daß alle Maßnahmen im Sinne christlicher Sittlichkeit getroffen werden. Daher, um etwas zu erwähnen, die Betonung, daß nur „christlich gesinnte, tüchtige und landeskundige Männer die Beamtenstellungen in den Kolonien bekleiden sollten" und die warme Anerkennung der hohen Bedeutung der Mission sowie der zivilisatorischen Bestrebungen des evangelischen Afrika-Vereins. Wir sind dem Verfasser von Herzen dankbar für seine Ausführungen und wünschen, daß sie in den weitesten Kreisen die Beachtung finden, die sie verdienen. — Aufmerksam machen wir auf die verschiedene Orthographie in demselben Wort Seite 31 Tanganjika, auf Seite 33 dagegen Tanganyika.

—er.

Dr. A. Schreiber. Der Islam und die evangelische Mission. Vortrag gehalten auf der diesjährigen Provinzial-Missions-Konferenz in Halle. — Separatabdruck aus D. Warnecks „Allgemeine Missions-Zeitschrift. Berlin. 1897. Verlag von Martin Warneck. — Preis 30 Pfg.

Unter einem vierfachen Gesichtspunkt betrachtet der Verfasser den Islam: 1. Als Konkurrenten des Christentums und damit der evangelischen Mission; 2. als angeblichen Wegbereiter oder Vorstufe des Christentums; 3. als den geschworenen Feind des Christentums und der evangelischen Mission; 4. als Objekt der evangelischen Mission. Wir können nur wünschen, daß alle diejenigen, welche in irgend einer Weise dem Mohammedanismus das Wort reden, insonderheit die, welche von ihm Nutzen und Vorteil, Geschweige denn Heil und Segen für unsere Kolonien erwarten, diesen Vortrag lesen. Er ist in der That dazu angethan, sie eines bessern zu belehren. Freilich giebt es eine bestimmte Klasse von Menschen, welche es für unwürdig halten, sich belehren zu lassen, sobald es sich um Dinge des christlichen Glaubens handelt

—er.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 5. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** — Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Leipzig 1896/97. — Vollständig in 17 Lieferungen à 1,50 Mark. Die 17. Lieferung 2 Mark.

Von diesem hervorragenden Werke liegen uns nunmehr bereits die 7. und 8. Lieferung vor. Auch sie zeigen die zuverlässige Zusammenstellung des gesamten vorliegenden Materials und die geradezu vorbildliche Art der Verarbeitung der verschiedenen bald umfangreichen, bald spärlichen Quellen. Besonders möchten wir aber hervorheben das nüchtern abwägende Urteil des Verfassers und seine Fertigkeit, den Leser nicht blos in den Stand zu setzen, sondern dazu zu veranlassen, sich selbst ein Urteil zu bilden. — Für die Ausstattung des Werkes gebührt der Verlagsfirma alles Lob; die Abbildungen sind ausnahmslos vorzüglich.

—er.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — ☞ **Beilagen nach Uebereinkunft.** ☜

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst

von

F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

→»»»»» Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung. «««««←

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc

☞ Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen. ☜

☞ **Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge** ☜

gratis und franko

durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck

von

Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,

versendet ihren

ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte

(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten“) **kostenlos.**

☞ Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten. ☜

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika" quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird."

Für das Jahr 1897 gingen ein: J. v. Bassewitz, Ribnitz, 3 Mk. — Baronin v. Troschke, Gollnow, 5 Mk. — Frau Prof. Langerhans, Berlin, 3 Mk. — Sel. Teßmann, Greifswald, 1 Mk. — Geh. Regierungs-Rat Schmidt, Berlin, 3 Mk. — Pf. Otto, Trebitz, 3 Mk. — Hauptmann Steinhausen, Annaburg, 3 Mk. — Rentier Haake, Charlottenburg, 3 Mk. — cand. Grosse-Brauckmann, Schnathorst, 2,50 Mk. — Prof. Heinzelmann, Erfurt, 3 Mk. — P. Schmidt, Erfurt, 3 Mk. — P. Schöne, Erfurt, 3 Mk. — Baronin v. Malapert, Darmstadt, 2 Mk. — Missionar Härtter, Calw, 2 Mk. — Schäffer, Berlin, 3 Mk. — Ingen. Friedrich, genannt Jusuf, Dar-es-Salâm, 3 Mk. — Direktor Hübner, Berlin, 3 Mk. — Theod. Hermes, Berlin, 3 Mk. — Archivar Dr. Beyer, Erfurt, 2,50 Mk. — Landgerichts-Rat Wilson, Erfurt, 3 Mk. — Bürgermeister Lange, Erfurt, 3 Mk. — Direktor Neubauer, Erfurt, 3 Mk. — Kaufmann Steinbrück, Erfurt, 3 Mk. — Hauptsteueramts-Rendant Schulze, Erfurt, 3 Mk. — Baurat Müller, Erfurt, 3 Mk — Assessor Busse, Erfurt, 0,50 Mk. — Prof. Panckow, Berlin, 3 Mk. — P. em. Endemann, Nowawes, 3 Mk. — Oberstlieutenant Hasse, Berlin, 3 Mk. — Sup. Därr, Jannowitz, 3 Mk. — P. Kügler, Seitendorf, 3 Mk. — P. Bertram, Ludwigsdorf, 1 Mk. — Von den Geistlichen der Diözese, Schönau, 5,50 Mk. — W. v. Rathusius, Halle, 3 Mk. — Dr. Mansfeld, Goslar, 3 Mk. — Prof. Hengstenberg, Elberfeld, 2 Mk. — P. em. Horbach, Marburg, 2,50 Mk. — Prof. Zange, Erfurt, 3 Mk. — Waisenhausvorsteher Kott, Erfurt, 3 Mk. — Landgerichts-Rat Reichard, Erfurt, 3 Mk. — Erster Staatsanwalt Wippermann Erfurt, 3 Mk. — Salinenfakt. Bergmann, Erfurt, 3 Mk. — Maler v. Hagen Erfurt, 2 Mk. — Excell. de la Croix, Berlin, 20 Mk. — Freudenberg, Strassburg, 3 Mk. — Dr. Platzhoff, Gartrop, 1,50 Mk. — General-Major v. Lyncker, Wernigerode, 3 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Wer giebt unsern Schutzbefohlenen die Bibel in ihrer Muttersprache?	129
Der Fall Peters	131
Vereinsnachrichten	132
Afrikanische Nachrichten	133
Der Branntwein in Afrika	147
Bücher-Besprechungen und -Anzeigen	159

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. H. Evrand in Neuhaldensleben

Die Unternehmungen des Deutschen Antisklaverei-Komites.

(In den Jahren 1891 bis 1893.)

Von Hans-Hermann Graf von Schweinitz.

Von der Redaction der „Afrika“ bin ich gebeten worden, zu Nutz und Frommen späterer Unternehmungen die Expeditionen des früheren Deutschen Antisklaverei-Komites zu beleuchten.

Dieser ehrenvollen Bitte komme ich gerne nach, zumal irgend eine zusammenhängende Darstellung der Gesammtunternehmungen des Deutschen Antisklaverei-Komites nicht veröffentlicht worden ist, die stattgehabten Veröffentlichungen der einzelnen Unternehmungen dagegen das Bild nur verwischt haben.

Im Jahre 1891 bestanden zwei Unternehmungen zu dem Zweck, auf innerafrikanischen Seen Dampfer in Dienst zu stellen: das Wißmanndampfer- und das Petersdampfer-Unternehmen.

Ersteres hatte mit einem gesammelten Kapital von etwa 280000 Mark einen Dampfer gebaut und bereits nach der ostafrikanischen Küste geschafft, sah sich hier aber aus Mangel an weiteren Mitteln, deren noch 400000 Mark notwendig sein sollten, außer stande, den Transport nach dem Innern auszuführen. Das Petersdampferunternehmen befand sich noch in den Anfängen und hatte erst etwa 70000 Mark gesammelt.

Da beide Unternehmen nach dem Viktoriasee wollten, machten sie sich bei ihren Agitationen nicht unwesentlich Konkurrenz. Diese trat in der Hauptsache dadurch in die Erscheinung, daß von seiten des Petersdampferunternehmens behauptet wurde, der Wißmanndampfer sei für den Viktoriasee zu tief gehend. Diese Fehde hatte im Publikum eine gewisse Ernüchterung hervorgerufen und beide Unternehmungen konnten damals nicht mehr hoffen, noch weitere genügende Mittel durch Sammlungen aufzubringen.

Zu dem genannten Zeitpunkte hatte sich aus dem weite Kreise beherrschenden Gedanken, die Sklavenjagden und den Sklavenhandel in Deutsch-Afrika auszurotten, ein neues Unternehmen herausentwickelt, welches durch eine in ganz Deutschland genehmigte Lotterie, die Antisklaverei-Lotterie, in den Besitz der erheblichen Summe von ca. 2 Millionen Mark gesetzt wurde.

Der erste Schritt des Antisklaverei-Komites war am 25. Juli 1891 der Beschluß, je 300000 Mark im Interesse des Wißmanndampfer- und des Petersdampfer-Unternehmens zu verwenden. Darauf hin wurden Verträge mit beiden geschlossen. Im Vertrage mit dem Peters-Komite verpflichtete sich das Antisklaverei-Komite zur Indienststellung des Petersdampfers auf dem Viktoriasee und Errichtung der Petersswerft daselbst unter Verwendung einer Summe im ganzen von

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika“** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimer Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Adresse des Schatzmeisters des **„Rheinischen Verbandes“**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld.**)

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika“ viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika“ quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert ꝛc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Briefmarken im Mai.

Frl. v. Borcke, Greifswald. — Gräfin Wedel, Sandfort bei Olfen. — H. Weichand, Berchtesgaden. — Frl. E. v. d. Marwitz, Berlin, Hohenzollernstr. 83. — Rittergutsbes. Koppe, Lindow bei Wilhelmsfelde. — Dr. Zacher, Berlin W.

Die Unternehmungen des Deutschen Antisklaverei-Komites.

(In den Jahren 1891 bis 1893.)

Von Hans-Hermann Graf von Schweinitz.

Von der Redaction der „Afrika" bin ich gebeten worden, zu Nutz und Frommen späterer Unternehmungen die Expeditionen des früheren Deutschen Antisklaverei-Komites zu beleuchten.

Dieser ehrenvollen Bitte komme ich gerne nach, zumal irgend eine zusammenhängende Darstellung der Gesammtunternehmungen des Deutschen Antisklaverei-Komites nicht veröffentlicht worden ist, die stattgehabten Veröffentlichungen der einzelnen Unternehmungen dagegen das Bild nur verwischt haben.

Im Jahre 1891 bestanden zwei Unternehmungen zu dem Zweck, auf innerafrikanischen Seen Dampfer in Dienst zu stellen: das Wißmanndampfer- und das Petersdampfer-Unternehmen.

Ersteres hatte mit einem gesammelten Kapital von etwa 280000 Mark einen Dampfer gebaut und bereits nach der ostafrikanischen Küste geschafft, sah sich hier aber aus Mangel an weiteren Mitteln, deren noch 400000 Mark notwendig sein sollten, außer stande, den Transport nach dem Innern auszuführen. Das Petersdampferunternehmen befand sich noch in den Anfängen und hatte erst etwa 70000 Mark gesammelt.

Da beide Unternehmen nach dem Viktoriasee wollten, machten sie sich bei ihren Agitationen nicht unwesentlich Konkurrenz. Diese trat in der Hauptsache dadurch in die Erscheinung, daß von seiten des Petersdampferunternehmens behauptet wurde, der Wißmanndampfer sei für den Viktoriasee zu tief gehend. Diese Fehde hatte im Publikum eine gewisse Ernüchterung hervorgerufen und beide Unternehmungen konnten damals nicht mehr hoffen, noch weitere genügende Mittel durch Sammlungen aufzubringen.

Zu dem genannten Zeitpunkte hatte sich aus dem weite Kreise beherrschenden Gedanken, die Sklavenjagden und den Sklavenhandel in Deutsch-Afrika auszurotten, ein neues Unternehmen herausentwickelt, welches durch eine in ganz Deutschland genehmigte Lotterie, die Antisklaverei-Lotterie, in den Besitz der erheblichen Summe von ca. 2 Millionen Mark gesetzt wurde.

Der erste Schritt des Antisklaverei-Komites war am 25. Juli 1891 der Beschluß, je 300000 Mark im Interesse des Wißmanndampfer- und des Petersdampfer-Unternehmens zu verwenden. Darauf hin wurden Verträge mit beiden geschlossen. Im Vertrage mit dem Peters-Komite verpflichtete sich das Antisklaverei-Komite zur Indienststellung des Petersdampfers auf dem Viktoriasee und Errichtung der Peterswerft daselbst unter Verwendung einer Summe im ganzen von

350 000 Mark, wogegen das Peterskomite die bereits von ihm gesammelten Mittel dem Antisklavereikomite übergab und sich auflöste.

Bezüglich des Wißmanndampfer-Unternehmens kam eine Einigung zunächst derart zu stande, daß Major von Wißmann seine Selbstständigkeit nicht aufgab, sondern namens des Komites mit den ausgeworfenen Mitteln das Unternehmen weiterführte. Zur Entscheidung des Streites bezüglich der Brauchbarkeit des Wißmanndampfers für den Viktoriasee sollte eine besondere Expedition entsandt werden, deren Urteil sich Major von Wißmann unterwerfen wollte. Bis dahin sollte der Transport nach Tabora bewirkt werden, von wo aus dann die Weiterführung sowohl nach dem Viktoriasee wie nach dem Tanganikasee ohne Zeitverlust zu bewirken war. Durch diese Spezial-Expedition ist der Fond ziemlich mit 220 000 Mark belastet worden.

Während Major von Wißmann an der Küste zum Abmarsch sich fertig machte, kam die Kunde von dem Unglück der Zelewski'schen Expedition. Major von Wißmann, der nun die ihm von der Regierung zugesagten Truppen nicht erhalten konnte, mußte seine Expedition auflösen und verschieben. Eine spätere Folge dieses Entschlusses war, der Beschluß des Antisklaverei-Komites und des Major von Wißmann, den Dampfer nicht nach dem Viktoriasee sondern nach dem Tanganikasee und zwar mittelst des Wasserweges auf dem Sambesi-Schire zu transportieren, sowie ferner der Uebergang der Leitung des Unternehmens auf das Antisklaverei-Komite unter Verwendung des Major von Wißmann als Beauftragten des Komites. Von diesem Augenblick an lag also die Ausführung beider Unternehmungen in den Händen des Antisklaverei-Komites.

In nachstehender Weise suchte dieses die übernommenen Aufgaben zu lösen:

Die oben erwähnte Spezial-Expedition wurde, nachdem ihre Aufgabe noch vor Ankunft ihres Führers, des Bauinspektors Hochstedter, an der Küste infolge des Wißmann'schen Entschlusses erledigt war, nicht aufgegeben, sondern als

erste Vorexpedition

beauftragt, im allgemeinen den Viktoriasee zu erforschen.

Bald nach seiner Ankunft an der Küste starb der Expeditionsführer; die Führung wurde dem Expeditionsfreiwilligen Baron Fischer übertragen, der jetzt der einzige kartographisch ausgebildete Europäer bei der Expedition war. Trotzdem er an Gelenkrheumatismus schwer krank darniederlag, brach er mit seiner Expedition Anfang Dezember 1891 auf. Noch erreichte er das Ziel, den Viktoriasee, aber mit seiner Aufgabe konnte er nicht mehr beginnen, da er sehr bald dahingerafft wurde. In seiner Eigenschaft als Expeditions-Führer wurde er von Lieutenant Meyer ersetzt, während zur Ausführung der wissenschaftlichen Messungen bereits Kapitän Spring in Aussicht genommen war. Da das Ende des Baron Fischer nicht unerwartet eingetreten war, hatte das Antisklaverei-Komite den Kapitän schon nach Ost-

afrika gesandt. Ursprünglich zum Mitmarsch mit einer sich an der Küste bereits sammelnden Expedition des Antisklaverei-Komites bestimmt, wurde, als deren Abmarsch sich verzögerte, eine besondere, die

zweite Vorexpedition

gebildet und diese einer Gouvernementskaravane unter Führung eines Lazarethgehilfen mit folgenden Bedingungen attachiert. Kapitän Spring erhielt das Recht, die Nachtquartiere zu bestimmen, während der Lazarethgehilfe der verantwortliche Leiter blieb und sich jeden Augenblick von dem Kapitän trennen durfte. In Tabora verzichtete der letztere auf den weiteren Zusammenmarsch mit der Gouvernementskaravane und schloß sich der nächstfolgenden Antisklavereiexpedition an.

Inzwischen hatte man den Bau des Petersdampfers begonnen. Als Leiter der eigentlichen Dampferexpedition hatte das Antisklaverei-Komite vertragsmäßig vom Peters-Komite Herrn Borchert übernommen. Da aber bei seiner Uebernahme im Sommer 1891 es bereits feststand, daß der Petersdampfer vor dem Frühjahr 1892 nicht an der Küste sein konnte, entschloß man sich eine

dritte Vorexpedition

unter Leitung des Herrn Borchert zu entsenden, mit dem Auftrag, die Peterswerft zu errichten und Träger für den Dampfertransport nach der Küste zu bringen. Diese Expedition hat 311000 Mark gekostet. Sie sollte im Oktober 1891 die Küste verlassen; thatsächlich fand ihr Abmarsch aber erst im März 1892 statt, unmittelbar vor Eintritt der großen Regenperiode. Die Expedition umfaßte beim Abmarsch 8 Europäer und ca. 100 mit Mausergewehren und einer Kanone bewaffnete Somali- und Sudanesensoldaten und war somit die stärkste bis dahin nach jenen Gegenden gesandte deutsche Expedition.

Borchert wurde bald durch Krankheit veranlaßt, zur Küste zurückzukehren und der erste Expeditionsoffizier Graf Schweinitz wurde Leiter dieses Unternehmens.

In Tabora wurde der Weitermarsch nach dem See durch eine von dem dortigen Stations-Chef ausgesprochene amtliche Requisition, die sich auch auf die zweite Vorexpedition sowie auf ein vom See nach Tabora entsandtes Detachement der ersten Vorexpedition unter Lieutenant Meyer erstreckte, aufgehalten, und es wurde nun hier in Tabora in den Monaten Juni, Juli, August 1892 fast die gesamte Macht der Antisklaverei im Dienste der Regierung verwendet.

Ende August 1892 konnten schließlich die Antisklaverei-Beamten und Truppen Tabora verlassen und gegen Ende September vereinigten sich die drei Vorexpeditionen unter der Oberleitung des Grafen Schweinitz am Viktoriasee.

Die Lösung der den drei Vorexpeditionen obliegenden Aufgaben wurde in folgender Weise vorgenommen: Als Platz für die Peterswerft wurde vom Grafen Schweinitz eine Stelle auf der Insel Ukerewe ausgesucht, auf der Lieutenant Meyer dann das Stationsgebäude baute. Die wissenschaftliche Erforschung des Viktoriasees lag in

erster Linie dem Kapitän Spring ob; er nahm in den wenigen Monaten bis zu seinem vertragsmäßig erfolgten Rückmarsch Messungen am Speke-Golf und dessen nächster Umgebung vor. Die Handwerker setzten die mitgebrachten drei Segelboote zusammen.

Inzwischen war der in seine Teile zerlegte Petersdampfer an der Küste angelangt. Da die drei beschriebenen Vorexpeditionen fast 600000 Mark gekostet haben, mußte beim Dampfertransport selbst eine um so größere Sparsamkeit stattfinden. Zunächst hoffte man durch besonders konstruierte Wagen, deren man für ca. 40000 Mark angeschafft hatte, die Transportkosten sehr erheblich zu vermindern, erkannte aber bereits an der Küste die Ungeeignetheit dieses Transportmittels. 1200 Träger hatte man infolge eines Zufalles, Lieutenant Langheld war gerade mit einer Karavane aus dem Innern gekommen und führte diese sich ohne Zwischenhändler vermietenden Leute bei sich, sehr billig bekommen; weitere Träger waren aber zu annähernd demselben Preise nicht zu haben, und die von Unternehmern geforderten Preise überstiegen die dem Antisklaverei-Vertreter bewilligten Mittel bei weitem.

Der Vertreter wandte sich nun an das Gouvernement und dieses berechnete die bis zur Indienststellung des Dampfers zu erwartenden Kosten auf ca. 700000 Mark. Ein ähnliches Resultat hatten auch die andern von Interessenten und Kennern an der Küste ausgeführten Berechnungen. Eine so hohe Summe stand für dieses Unternehmen nicht mehr zur Verfügung; der Gouverneur riet daher von einem Abmarsch der Expedition ab. Gerade an der Küste eintreffende, wenn auch wenig begründete und später sich als irrig herausstellende Nachrichten von Holzmangel am Viktoriasee wurden aufgegriffen und gaben dem Antisklaverei-Komite den der Oeffentlichkeit mitgeteilten Grund für die Aufgabe des Dampfertransportes.

Die für die Leitung dieses Transport bestimmten Europäer sowie die bereits angeworbenen 1200 Träger wurden nun nach Ausfall der Hauptexpedition für 2 Nachexpeditionen verwandt. Die

erste Nachexpedition

unter Lieutenant Werther sowie die

zweite Nachexpedition

unter Kapitän Germer marschierten mit einem Zwischenraum von einigen Wochen im September 1892 ab. Als ihre Aufgabe wurde die Unterstützung der am See befindlichen Vorexpeditionen bezeichnet; sie erhielten daher offiziell den Namen „Hilfsexpeditionen" und haben 162000 Mark gekostet.

Mitte November 1892 traf bereits die erste Nachexpedition am See ein, wogegen die zweite ihr Ziel erst im Februar 1893 erreicht hat.

In dieser Zeit hatte Graf Schweinitz infolge zweier Verwundungen den Rückmarsch bereits angetreten und den Oberbefehl *dem Lieutenant* Meyer übergeben; drei Monate später folgten ihm *der Kapitän* Spring, wieder einen Monat später Lieutenant Werther

und so nach Maßgabe ihrer Verträge allmählich auch die anderen Europäer.

Um die gesammten Unternehmungen in der Hand des Lieutenant Langheld zu vereinigen, wurde nun noch die

dritte Nacherpedition

entsandt, welche 83000 Mark kostete. Sie langte im Juni 1893 am See an. Der Aufenthalt der Expeditionsreste am See hat dann noch weitere 50000 Mark erfordert.

Hier lösten sich schon die Expeditionen infolge der Rückmärsche der Europäer allmählich auf und fanden schließlich ihren Abschluß dadurch, daß das Gouvernement die Segelboote und die noch von Lieutenant Langheld in „Neuwied" umgetaufte „Peterswerft" übernahm.

Das Ergebnis der besprochenen Unternehmungen war mithin kurz folgendes: Der Dampfer lag in seinen Teilen an der Küste, sein Transport war aufgegeben; am See war eine Station errichtet, deren Wert aber nach Aufgabe der Unternehmung sehr gering war; ferner befanden sich drei Seegelboote auf dem See. Die wissenschaftlichen Ergebnisse waren, da sie sich lediglich auf ein kleines bereits bekanntes Gebiet, die Gegend des Spekegolfes, bezogen, von geringer Bedeutung; der Regierung waren dagegen die Unternehmungen durch Ausnützung ihrer militärischen Kraft nicht unwesentlich nutzbar geworden. Ausgegeben wurden 927000 Mark.

Dies Ergebnis erscheint im Verhältnis zu den angewandten Mitteln zweifellos als ein nicht genügendes, daher ist es für spätere Unternehmungen von Wichtigkeit festzustellen, welches die Hauptfehler und daher wohl auch die Hauptursachen jenes traurigen Resultates sind, ohne daß es Aufgabe dieser Zeilen sein kann, zu untersuchen, wem die einzelnen Fehler zur Last fallen.

Aus den oben angeführten ganz objectiv gehaltenen Daten, ist der Hauptfehler ohne weiteres in der Zersplitterung der Kräfte zu erkennen. Für über 800000 Mark sind in Summa 6 Expeditionen und zwar drei Vor- und drei Nach-Expeditionen entsandt und dadurch die Mittel für die eigentlichen Hauptexpedition dazu genommen worden. Diese thatsächlich ausgegebenen Mittel hätten genügt um den Dampfertransport absolut sicher zu stellen.

Möglich war eine solche Zersplitterung wohl nur bei einer absoluten Unterschätzung der für derartige Unternehmungen nötigen Mittel also bei nicht genügenden afrikanischen technischen Kenntnissen.

Begonnen hatte man diese Zersplitterung mit Entsenden der Spezial-Expedition zur Entscheidung der Wißmann-Peters'schen Streitfrage. Der Entschluß eine solche Spezial-Expedition zu entsenden, muß aber auch ohne Rücksicht auf die dadurch begonnenen Zersplitterung an sich für verfehlt und verhängnisvoll erklärt werden. Abgesehen davon, daß jener Streit in der Hauptsache wohl aus taktischen Agitationsrücksichten hervorgerufen worden war, mußte das Antisklaverei-Komite, nachdem es sich beider Unternehmungen ange-

nommen hatte, unter allen Umständen bestimmen, daß der Wißmann-dampfer auf dem Tanganikasee in Dienst gestellt würde.

Vorher konnte Major von Wißmann einen solchen Entschluß nicht selbstständig fassen, da der Streitpunkt für ihn einen schweren Vorwurf enthielt, nach dem Eingreifen der Antisklaverei konnte er aber, ohne auf die Streitfrage an sich einzugehen, einem entsprechenden Verlangen des Komites ohne weiteres Folge leisten; denn bereits am 26. Juli 1891 hatte sich das Antisklaverei-Komite verpflichtet, den Petersdampfer nach dem Viktoriasee zu senden. Eine Entsendung der beiden Dampfer nach ein und demselben See hätte aber als ein Unding angesehen werden müssen. Einer solchen kostenlosen, keinen verletzende und in die Streitfrage gar nicht eingehende Entscheidung wurde die 220000 Mark kostende Entscheidung durch eine Spezial-Expedition vorgezogen!

Nachdem diese Spezial-Expedition ihrer Aufgabe, die Wißmann-Peters'sche Streitfrage zu lösen, verlustig wurde, war dieselbe ganz zwecklos geworden und hätte man den größten Teil der engagierten Summe durch Aufgeben der Expedition retten können. Ein solcher Entschluß wurde dem Komite noch näher gelegt, als der Führer starb und sein Vertreter schwer krank daniederlag. Es hatte damals den Anschein, als ob die Antisklaverei sich nicht selbstständig genug fühlte, sondern allerhand Einflüssen, nicht zum wenigsten der gefürchteten öffentlichen Meinung, Rechnung tragen wollte, indem sie die erste Vorexpedition, mit dem sich nur an Stöcken schwer fortbewegenden und dem Tode verfallenen Führer ohne wichtige, oder auch nur in den Rahmen der allgemeinen Aufgabe der Antisklaverei passende Aufgaben abmarschieren ließ.

Eine ähnliche Unruhe zeigte sich bei der zweiten Vorexpedition. War die Entsendung des Kapitän Spring an sich eine Konsequenz der ersten Vorexpedition, so hätte er doch ohne irgend welche Interessen zu schädigen der nächsten Expedition beigegeben werden können.

Ein Kardinalfehler aber war wieder die Entsendung der dritten Vorexpedition, sowie der damals erfolgte Bau des Petersdampfers.

Der Bau des Petersdampfers, bevor sichere Nachrichten und Berichte vom Viktoriasee gekommen waren, war ein schwerer Mißgriff. Hätte die Antisklaverei, wie es am besten gewesen wäre, bis zum Dampfertransport überhaupt keine Expedition nach dem See gesandt, so hätte sie doch durch das Gouvernement und durch die Missionen genügende und sichere Kunde über die Verhältnisse erhalten können und hätten diese abgewartet werden müssen. Hatte sie nun aber einmal, wie geschehen, eine eigene Expedition nach dem See entsandt, so mußten doch die Berichte dieser unter allen Umständen abgewartet und verwertet werden. Dann hätte das Komite sich nicht mehr in der jetzt als Entschuldigung zugestandenen Unkenntnis über die Verhältnisse am Viktoriasee befunden und der Bau des Dampfers wäre anders ausgefallen!

Anstatt also mit dem Bau des Dampfers zu warten, bis man genügende Kenntnisse über den Viktoriasee besaß, wurde eine Sachverständigen-Kommission eingesetzt und dieser die Verantwortung für den Bau auferlegt. Wenn man aber das Ende des Unternehmens betrachtet, bei welchem es sich herausstellte, daß damals nach Ansicht aller Sachverständigen an der Küste der Transport nur für ca. 700000 Mark zu ermöglichen gewesen wäre, und bedenkt, daß für das ganze Unternehmen nur 350000 Mark ausgeworfen waren, so ist der Schluß sicher berechtigt, daß, abgesehen von aller zugestandenen Unkenntnis über die Verhältnisse am Viktoriasee der Dampfer auch unter Vernachlässigung der einfachsten afrikanisch-technischen Verhältnisse gebaut worden ist. Die einfachsten an der Küste rechtzeitig angestellten und vom Gouvernement geprüften Berechnungen hätten dem Komite sofort die Gewißheit gegeben, daß für eine Summe von 350000 Mark nur die Indienststellung höchstens einer Pinasse möglich sei.

Ein fernerer schwerer Fehler, der 311000 Mark gekostet hat, war die Entsendung der dritten Vorexpedition. Diese war in jeder Weise zwecklos; vor allem aber ihre großartige Ausgestaltung, die in gar keinem Verhältnis zu ihrer Aufgabe stand, sowie die Verzögerungen beim Abmarsch, durch die die Hauptaufgabe, Heranschaffung der Träger für den Dampfertransport, vereitelt wurde, waren Umstände, die nicht schwer genug verurteilt werden können.

Die Entsendung der Nacherpeditionen ist wohl in der Hauptsache auf eine gewisse Scheu vor der Kritik der öffentlichen Meinung zurückzuführen, welcher man wohl das Fiasko möglichst lange vorenthalten wollte; auch mag die Hoffnung auf eine Erneuerung der Lotterie das Komite noch veranlaßt haben, von einem glatten Abbrechen des verfehlten Unternehmens abzusehen. Bedauerlich ist dies aber jedenfalls, denn man hätte andernfalls annähernd 295000 Mark sparen können, eine Summe, die die Nacherpeditionen und der Aufenthalt aller Expeditionen am See in der letzten Periode gekostet hat. So ist diese Summe so gut wie nutzlos ausgegeben worden; denn selbst die Hilfserpeditionen waren zwecklos, da am See niemand Hilfe brauchte und auch niemand darum gebeten hatte!

Ein wesentlich erfreulicheres Bild zeigt uns das Tanganika-Dampfer-Unternehmen.

Hier hat Major von Wißmann kraftvoll alle Hindernisse zu überwinden gewußt, die ihm von der Natur, von den afrikanischen Völkern und nicht zum wenigsten auch von der von Deutschland ausgeführten Oberleitung erwuchsen.

Der allgemeine Plan dieses Unternehmens ging dahin den auf Schleppkähnen zu verladenden Wißmanndampfer durch einen Schnelldampfer den Sambesi-Schire hinauf schaffen zu lassen. Um die Schirefälle herum dachte das Antisklaverei-Komite den Schleppdampfer auf einem eigens zu diesem Zwecke konstruierten Wagen herumfahren zu lassen, die Wißmanndampferteile aber sollten durch eine Feldbahn,

Ochsenwagen, Karren oder Träger, je nach den Verhältnissen herumgeschafft werden. Auf dem oberen Schire und dem Njaßa sollte dann der Schleppdampfer wieder in Thätigkeit treten.

In Verfolg dieses allgemeinen Planes konzentrierte sich im Juni 1892 die Wißmannsche Expedition an der Sambesimündung im Kindelager. Die Wißmanndampferteile wurden von Saadani aus und der aus Deutschland gesandte Schleppdampfr Namens „Pfeil" von Mosambik aus nach dem Kindelager geschafft.

Die Expedition brach mit kurzen Zwischenräumen in drei Abteilungen auf: die erste mit dem Major von Wißmann am 14. Juli 1892, die zweite unter Dr. Bumiller und die dritte unter von Elß. Der Dampfer „Pfeil" zeigte sich nicht brauchbar und konnte trotz aller Bemühungen nur bis nach dem unteren Schire gebracht werden; doch wurde der Expedition die Unterstützung englischer Kanonenboote zu teil, welche das Schleppen der Kähne übernahmen. Da der Schire im Jahre 1892 ganz außerordentlich wenig Wasser hatte, ging der Transport nur mit den größten Schwierigkeiten und mit großem Zeitverlust vor sich.

Der erste Sammelplatz wurde Port Herald am Schire, wo am 8. October 1892 der letzte Dampferteil anlangte. Von hier ab gab Major von Mißmann die Dreiteilung der Expedition auf und nahm eine Zweiteilung vor, indem er selber mit Dr. Bumiller, der Militärmacht und mehreren Stahlbooten vorauseilte, den von Elß aber mit der Nachführung der Dampferteile beauftragte.

Von Port Herald bis Katungu konnte noch der Wasserweg, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, gewählt werden, von da ab aber mußte Landweg zur Umgehung der Schirefälle über das Schirehochland genommen werden. Hier war es hauptsächlich der Trägermangel, welcher die Expedition unaufhörlich aufhielt. Am 14. Januar 1893 kam Major von Wißmann am Njaßa an.

Inzwischen hatte sich derselbe entschlossen, den Wißmanndampfer nicht nach dem Tanganikasee zu schaffen, sondern ihn auf dem Njaßa zu belassen. Er hat hierfür in seinem Berichte 12 Gründe angegeben, es ist aber nach seinen eigenen Erklärungen kein Zweifel, daß unter den 12 Gründen der Grund No. 3 der entscheidende war. Es ist dies der Geldmangel bei dem Antisklaverei-Komite!

Major von Wißmann schien die Finanzlage des Komites so bedenklich, daß er lieber einen Dampfer sicher auf dem Njaßa haben wollte als einen infolge Geldmangels liegen gebliebenen zwischen dem Njaßa und dem Tanganikasee. So wurde denn bereits am 5. März 1893 in Mpimbi der Kiel zum Wißmanndampfer gelegt. Während Major von Wißmann am Njaßa Rekognoscierungen vornahm, einige Sklaventransporte aufhob, die Station Langenburg am Nordufer des Njaßa errichtete und auch einen Abstecher nach dem Tanganikasee vornahm, setzte das technische Personal den Dampfer zusammen. Am 9. October 1893 konnte Major von Wißmann melden „Dampfer schwimmt"!

Die finanzielle Lage des Komites gebot eine baldige Auflösung auch dieser Unternehmungen und da sich das Gouvernement bereit erklärt hatte, den Dampfer sowie die Station Langenburg zu übernehmen, hatte das Komite bereits im Verein mit dem Gouvernement eine Uebergabe-Kommission entsandt, so daß schon 10 Tage nach dem Indienststetzen des Wißmanndampfers Major von Wißmann seine Expedition der Kommission übergab. Damit war die Thätigkeit des Antisklavereikomites auch an dieser letzten Stelle beendet und dafür eine Summe von 1 190 000 Mark ausgegeben.

Wenn auch hier das Ziel nicht völlig erreicht wurde und wenn auch hier viel Geld ausgegeben wurde, so ist doch hier für das Geld etwas geschaffen worden. Der Wißmanndampfer schwimmt auf einem innerafrikanischen See!

Ob allerdings der Erfolg in einem richtigen Verhältnis zu dem Aufwande steht, kann hier nur die Zukunft lehren.

Nach der Schlußabrechnung des Antisklaverei-Komites, die eigentümlicher Weise nicht in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, trotzdem sie den im amtlichen Kolonial-Blatt veröffentlichten Bestimmungen gemäß im Reichsanzeiger veröffentlicht werden sollte, haben sich die Ausgaben in abgerundeten Zahlen folgendermaßen gestellt:

1. Tanganika-Unternehmen (einschließl. der von Wißmann gesammelten 280 000 Mk.) .	1 192 000	M.
2. Viktoriasee-Unternehmen	927 000	„
3. Oberleitung des Komites und dessen General-Vertretung an der Küste	142 000	„
Summa	2 261 000	M.
Rest des Fonds	50 000	M.

Kurz bemerkt soll hierbei noch werden, daß bei diesen Zahlen, wie auch bei den sonstigen Ausführungen das Baumann'sche Unternehmen nicht berücksichtigt worden ist. Nach der ganzen Sachlage kann man dies Unternehmen nicht als ein Antisklaverei-Unternehmen bezeichnen, wenngleich sich das Antisklaverei-Komite der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft gegenüber dieses Recht gewissermaßen mit 35 000 Mark erkauft hat. Das Baumann'sche Unternehmen war und muß ein Unternehmen jener Gesellschaft bleiben, zumal nach den eigenen Angaben des Dr. Baumann das Komite auf seine Entschließungen keinen Einfluß hat haben können, da bekanntlich sein Abmarsch bereits unmittelbar bevorstand, als die Abmachungen zwischen dem Komite und der D.-O.-A.-G. stattfanden.

Eine eigene Ironie des Schicksals ist es, daß gerade diese Expedition, auf die das Komite keinen Einfluß ausüben konnte, so geringe Geldmittel erforderte und so glänzenden Erfolg hatte, und daß es gerade dieses Unternehmen sein mußte, für dessen Verherrlichung durch ein Reisewerk das Komite noch einen Zuschuß von 18 000 Mark gewährt hat.

Somit ist das Deutsche Antisklaverei-Komite leider nicht dazu gekommen in eine Thätigkeit zu treten, wie sie im Sinne der Genehmigung der Lotterie gelegen hatte; es hat vielmehr seine ganze Kraft und fast die ganzen Mittel verwendet, um schon vor der Genehmigung der Lotterie vorhandene Unternehmungen weiter zu führen, ohne hierin vollen Erfolg zu haben. Ein so trostloses Resultat war allerdings nur durch einen Kardinalfehler möglich geworden, nämlich dadurch, daß das Komite das Wißmanndampfer- und Petersdampfer-Unternehmen, anstatt nur zu subventionieren, in eigene Leitung übernommen und damit sich für alle Konsequenzen haftbar gemacht hatte. Nach Verausgabung von 2 261 000 Mark war nur ein Rest von 50 000 Mark geblieben. Als eine gewisse Art der Selbstkritik möge erwähnt werden, daß das Komite bei seiner Auflösung am 27. Oktober 1894 beschloß, den Rest des ihm seiner Zeit anvertrauten Fonds für den Transport einer Dampfpinasse mit Namen „Dr. Carl Peters" nach dem Viktoriasee zu verwenden!

Mit diesem Entschluß war das Viktoriasee-Dampferunternehmen von neuem erstanden.

In neuester Zeit ist auch das Tanganika-Dampferunternehmen wieder aufgetaucht.

Wiederum werden in ganz Deutschland Sammlungen veranstaltet und es zeigt sich dasselbe Bild, wie in den Jahren 1890/91. So sehr jeder Kolonialfreund wünschen wird, daß dieses Mal die Hoffnungen der Dampferfreunde in Erfüllung gehen, so wäre doch dringend zu wünschen, daß dies das letzte derartige Unternehmen ist, das sich auf diese Weise zu finanziieren sucht. Solche Sammelthätigkeit sollte man so viel wie möglich einschränken und auf rein wohlthätige Unternehmungen beschränken. Jede solche Agitation bringt eine Fülle von Nachteilen für unsere koloniale Sache mit sich. Sie kann nur Erfolg haben, wenn man viel und lebhaft agitiert. Dieses Mittel baut sich erfahrungsmäßig aber nicht auf eine objektive Klarlegung und einen zahlenmäßigen Beweis der Notwendigkeit solcher Unternehmungen auf, sondern wendet sich vielmehr an das Gefühl und das Mitleid der Zuhörer; und da muß dann vieles herhalten. Wurden bei dieser Gelegenheit doch dem kolonialen Publikum der Reichshauptstadt wieder die Greuel der Sklavenjagden vor Augen geführt, ungeachtet der vielfachen Erklärungen von amtlicher Seite, daß Sklavenjagden in unserer Kolonie nicht mehr vorkämen! So werden unrichtige Anschauungen im Volke verbreitet, die bei anderer Gelegenheit sich wieder zum direkten Nachteile äußern. Wenn aber ein Unternehmen mißglückt, zu dem viele Tausend Leute ihr Scherflein zusammengetragen haben, dann veranlaßt es geradezu eine kolonialfeindliche Strömung. Es wäre also zweifelsohne ein Segen, wenn man endgiltig mit diesem Systeme aufhörte.

Alle wirtschaftlichen Unternehmungen müssen von Erwerbs-*Gesellschaften* ausgeführt werden, die die Regierung je nach dem *Risiko ja mit* mehr oder weniger umfangreichen Konzessionen versehen

kann. Administrative oder militärische Unternehmungen soll die Regierung ausführen. Ebensowenig wie wir Sammlungen für eine neue Negerkompagnie oder eine neue Kanone veranstalten, sollten wir Sammlungen für einen Dampfer zu veranstalten brauchen, der militärische und administrative Zwecke verfolgt. Wir können und müssen zu unserer heutigen Kolonial-Verwaltung das Vertrauen haben, daß sie im richtigen Augenblick an den Reichstag, der ihr noch nie eine Forderung abgeschlagen hat und sie sogar drängt, auf wirtschaftlichem Gebiet energischer vorzugehen, herantritt.

Durch solche von privater Seite veranstaltete Unternehmungen bringen wir unsere Kolonial-Regierung geradezu in den Verdacht, daß sie sich vor der Verantwortung dem Reichstag gegenüber scheut und durch den Umweg eines Geschenkes ihre Ziele zu erreichen sucht, wogegen doch wohl nur Mitleid sie veranlaßt, die Erbschaft solcher Unternehmungen wie die der Antisklaverei anzutreten. Gerade dadurch, daß der Reichstag sogar ohne Debatte in diesem Etat die Betriebskosten für den Wißmanndampfer in Höhe von über 70 000 Mark bewilligt hat, zeigt es sich genügend, daß man bei ihm auf keine Schwierigkeiten stoßen wird. Außerdem ist das alte Prinzip wirtschaftlich ganz unpraktisch. Die Privatunternehmungen arbeiten überaus teuer, wogegen wenigstens in Ostafrika das Gouvernement sehr billig arbeiten kann. Anstatt daß die Behörde, die den Dampfer später benutzen soll, über die Art desselben bestimmt, anstatt daß diese mit Hilfe der bereits in ihren Diensten stehenden Kräfte den Dampfer überführt, verrichten Privatleute unter Aufwendung bedeutender Mehrkosten diese Arbeiten und treffen die Entscheidungen.

Schließlich spielt auch bei den bedeutenden Unterhaltungs- und Betriebskosten, die bei einem glücklichen Ausgange doch das Reich tragen muß, die Anschaffungssumme gar keine Rolle.

Möchten also diese neuesten Dampfersammlungen die letzten sein!

Die Jahresversammlung des Rheinischen Verbandes

am 13. und 14. Mai in Bonn.

Wenn man weiß, daß im deutschen Reich in jedem Jahre der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle $^1/_2$ Million beträgt, und sich dazu die Frage vorlegt: „Wo sollen die Menschen bei uns alle bleiben?“ und wenn man ferner sich vergegenwärtigt, wie wichtige Interessen des deutschen Protestantismus bei der nationalen

Kolonisation mit auf dem Spiele stehen, dann kann man es nicht genug bedauern, daß in diesem selben Deutschland es so schwer fällt, das Interesse für die Angelegenheiten unser Kolonisation zu wecken. So hatte leider auch der Rheinische Verbandstag des Evangelischen Afrika-Vereins einen viel zu schwachen Besuch, und doch waren sowohl die Verhandlungen, die einen Einblick in die eifrige und an Erfolgen stetig zunehmende Arbeit des Vereins gestatteten, als besonders die Vorträge von allerhöchstem Interesse. Nur kurz können wir einige Hauptzüge wiedergeben.

In der Einleitung der Vorversammlung gedachte Herr Superintendent Müller aus Düren in besonders warmen und herzlichen Worten unseres erster Vorsitzenden, des heimgegangenen Herrn Generalsuperintendenten Baur.

Herr Missionsinspektor Dr. Schreiber schilderte aus seiner reichen, zum Teil durch Augenzeugenschaft erworbenen Kenntnis die grundlegende Wichtigkeit eines rein deutschen (bezw. europäischen) christlichen Familienlebens für alle Kolonisation, die von unserem Volke jetzt begonnen wird. Vor allem ist dabei zu erwähnen die immer wieder gemachte Erfahrung, daß Mischehen, auch in den mannigfach günstigen Verhältnissen stets die Wirkung haben, daß durch die farbige Mutter Mann und Kinder zu ihrer niederen Gesittungsstufe hinunter gezogen werden, anstatt daß durch den weißen Vater Frau und Kinder in seinen höheren Lebenskreis hinaufgehoben werden. Es bildet einen bemerkenswerten Vorzug der evangelisch-germanischen Völker, daß sie allein eine eigentliche Kolonisation aufzuweisen haben, während die romanischen Völker zur Zeit der Reformation auf die halbe Welt unbeschränkten Einfluß hatten, aber es nirgends zu einer Erweiterung des eigenen Volkslebens gebracht haben, sondern nur zu einer elenden Mischlings-Rasse. Diese bildet aber fast aller Orten vielmehr ein Hindernis gesunder Entwickelung, wie Livingstone und Merensky vom unteren Sambesi so bezeichnend schildern. Freilich in Punkto Sittlichkeit seien die Deutschen nicht besser und nicht schlechter als alle andern, und hier könne nur dadurch Abhilfe geschaffen werden, daß man den deutschen Männern die Heirat von deutschen Frauen ermögliche. Dieselben könnten ja in Gesellschaft der Missionare reisen, die doch zuweilen nach Deutschland zurückkämen, und sie könnten auf einer Missionsstation leben in der Familie des Missionars, bis sie heirateten. — Mit der Mahnung an den Evangelischen Afrika-Verein, in diesem Sinne zu wirken, schloß Dr. Schreiber unter großem Beifall der Versammelten seine inhaltreichen Ausführungen.

Das Schlußwort sprach Herr Konsistorialrat Prof. D. Sachsse. Er wies kurz auf die traurigen Vorgänge hin, die in den jüngsten Prozessen über deutsche Kolonisatoren zu Tage getreten seien. Es habe den Anschein, als ob die Berliner jeunesse dorée die Kolonien *als geeigneten* Boden betrachte, wo man sich austoben könne, um *nachher noch als* Pionier der Kultur gefeiert zu werden. Diesen

Uebelständen abzuhelfen, ist der Hauptberuf des Evangelischen Afrika-Vereins. Der Redner forderte alle Anwesenden auf, dieses Werk mit Rat und That zu unterstützen und als Mitglieder dem Verein beizutreten.

Die Hauptversammlung des 4. Verbandstages tagte am Freitag, den 14. Mai, Vormittags im evangelischen Gemeindehause. Nach einigen einleitenden Worten des Schriftführers, Divisionspfarrers Fabarius aus Coblenz, erstattete der Schatzmeister, Major Meinecke Bericht über die Kassenverhältnisse. — Bei der Vorstandswahl wurden neugewählt die Herren Prof. D. Sachsse und Bädeker aus Boppard; zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde Herr Superintendent Müller aus Düren gewählt. Sodann erstattete Divisionspfarrer Fabarius seinen Rechenschaftsbericht, in dem er besonders noch des dahingeschiedenen 1. Vorsitzenden des Vereins, des Generalsuperintendenten D. Baur gedachte. Er betonte die Wichtigkeit der Kolonisation für Afrika, den Segen deutschevangelischer Arbeit da drüben und die Notwendigkeit, daß ein Band der Gemeinschaft zwischen Mission und Kolonisation bestehe, wie es der Evangelische Afrika-Verein darstelle. Danach überreichte Herr Superintendent Stursberg im Auftrage der evangelischen Gemeinde Bonn dem Verein 390 Mark als Ertrag einer bereits früher abgehaltenen Sammlung. —

Von den vorhandenen Mitteln des Verbandes wurden sodann bewilligt:

1) Beitrag an den Hauptverein	780	M.
2) Für Kirche, Schule und Pfarrhaus in Windhoek	2000	„
3) Basler Kostschule am Sannaga in Kamerun .	180	„
4) Rheinische Missionsschulen und deutsche Ansiedlerschule in Deutsch-Südwestafrika	1600	„

Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten folgte die Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen des Oberbergrates Dr. Busse über „Die Frauenfrage und Sittlichkeit in Deutsch-Südwestafrika". Der Redner führte aus, für Südwest-Afrika sei bis auf weiteres diese Frage von viel größerer Bedeutung als für West- und Ostafrika. Die sittlichen Verhältnisse seien dort, dank der Arbeit der Rheinischen Mission, schon geordneter als in den anderen Kolonien; um so größer sei aber auch die Gefahr sittlicher Verwirrung durch die Kolonisation. Vor allem müsse die Verheiratung von deutschen Ansiedlern mit Eingeborenen vermieden werden. Der Redner schildert dann in sehr anregenden Zügen die verschiedenen Versuche früherer Kolonisation die Frauenfrage zu lösen, und die oft dabei gebrauchten höchst unsittlichen Mittel. Die deutschen Kolonisten seien überall, wo sie als deutsche Familien zusammen wohnten, fleißig und ordnungsliebend, aber wo ein Deutscher eine Eingeborene heirate, verlottere er mit der ganzen Familie fast immer vollkommen. Deshalb sei der Grundsatz, daß die deutschen Ansiedler deutsche Frauen heirateten, von bestimmendem Einfluß auf die ganze

Kultur Südwestafrikas und deshalb müsse auch der Evangelische Afrika-Verein bestrebt sein, solchen Mädchen, die nach Afrika übersiedeln wollten, die Mittel und sicheres Geleit zu schaffen. An der anschließenden Besprechung beteiligten sich unter anderen Superintendent Müller und Dr. Schreiber. Divisionspfarrer Fabarius machte Mitteilungen aus der Erfahrung der französischen Deportation in Neu-Kaledonien und wies hin auf die Gefahren, welche die von anderer Seite geplante Errichtung von Mägdeheimen in den Kolonien mit sich bringen würde.

Sodann faßte die Versammlung folgenden Beschluß: „Im Anschluß an die eingehenden Berichte des Herrn Missionsinspektor Dr. Schreiber und des Herrn Oberbergrates Dr. Busse beschließt die Generalversammlung des Evangelischen Afrika-Vereins Rheinischen Verbandes einstimmig, den Vorstand zu ermächtigen, zum Zweck der Förderung der Aussendung von geeigneten, ehrbaren jungen Mädchen nach Südwestafrika nicht nur die nötigen Verhandlungen zu führen, sondern auch geeigneten Falls geldliche Beihilfe zu leisten, zu diesem Zweck die Hilfe der evangelischen Frauenvereine zu erbitten, und im nächsten Etat auf diese Erweiterung der Aufgaben des Evangelischen Afrika-Vereins Rücksicht zu nehmen." Nach kurzer Verhandlung erklärte sich in edelster Weise Herr Bädeker aus Boppard bereit, die 500 Mark betragenden Kosten für die Entsendung des ersten Mädchens zu tragen. —

Darauf berichtete Divisionspfarrer Fabarius über den Plan, eine Kolonialschule im Rheinland zu gründen, die den Zweck haben sollte, erstens tüchtige Pflanzer auszubilden und zweitens der evangelischen Mission das zu bieten, was die Laienbrüder der katholischen Mission sind.

Zuletzt sprach Major Meinecke über die englische „Aborigines Protection Society" d. h. über die humanen Bestrebungen zur Erhaltung der in den Kolonien vorhandenen eingeborenen Bevölkerung. Er hob besonders hervor, daß die deutsche Nation das Uebergangsstadium, das eine jede Nation beim Kolonisieren durchzumachen habe, schneller und auch mit größerem sittlichen Ernste zu überwinden scheine, als andere Kolonialmächte. — Was bei uns in der Richtung des Eingeborenen-Schutzes neben der Fürsorge der Regierung noch zu thun nötig sei, habe der Evangelische Afrika-Verein als eine seiner Aufgaben übernommen. — Eine kurze Besprechung schloß sich hieran an nebst Verlesung eines eben eingelaufenen Schreibens des Hauptvorstandes und Vorlegung einiger Bilder von unserer Sklavenfreistätte. Danach schloß Superintendent Müller die Versammlung, die mit den Erfolgen des an Anregungen so reichen Tages wohl zufrieden sein konnte.

Fab.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 29. Mai.)

Die Nachrichten aus **Aegypten** mehren sich, welche die Absicht der Engländer, sich des Nil-Landes definitiv zu bemächtigen, immer deutlicher hervortreten lassen. So ist die ägyptische Regierung veranlaßt worden, der „Agence Havas" die bisher gezahlte jährliche Subvention von 1008 ägyptischen Pfund vom 1. Juli ab zu entziehen, so daß der telegraphische Nachrichtendienst lediglich der „Agence Reuter" verbleibt, welche eine jährliche Subvention von 2400 ägyptischen Pfund bezieht und die Vergünstigung der kostenfreien Depeschenbeförderung innerhalb des ägyptischen Territoriums genießt. Eine zweite Maßregel wird die deutsche Industrie, welche zur Zeit in stetig zunehmender Menge ihre Produkte nach Aegypten einführt, stark schädigen; es ist ein Dekret in Vorbereitung, welches alle Fabrikanlagen der Kontrole einheimischer — also durch die Engländer bestimmter — Ingenieure unterwirft. Diesen wird es ein Leichtes sein, die zur Zeit hauptsächlich aus Deutschland, daneben aus Frankreich eingeführten Maschinen zu beanstanden und zur Beschaffung englischer Maschinen zu zwingen.

Direkt auf einen Vorwand der militärischen Intervention wird hingearbeitet durch Aufhetzen der in Aegypten ansässigen Griechen gegen die Mohammedaner. Man deutet ihnen die in Aegypten erfolgte Subskription für das türkische Heer als einen Akt des Hasses gegen die Griechen und sucht die Meinung zu erwecken, daß die Aegypter einen Aufstand gegen die Griechen und überhaupt gegen die Europäer planen. Von ägyptischer Seite wird dagegen das Interesse an der Integrität der Türkei mit Recht betont; denn zwischen dieser und den europäischen Mächten sind die Verträge abgeschlossen worden; solange Aegypten als ein Theil des türkischen Reiches angesehen wird, hat die engliche Okkupation keinen gesetzlichen Boden. Es war deshalb für Englands Pläne ein Strich durch die Rechnung, daß der Khedive Abbas Hilmi 1893 die Beziehungen zur hohen Pforte wieder herstellte. —

Slatin Pascha, welcher im Monat Mai seinen Urlaub in Oesterreich-Ungarn und Deutschland zubrachte, ist nach Dongola zurückgekehrt, um die ihm obliegenden Arbeiten zu erledigen, welche den Vormarsch gegen Abu-Hammed und Chartum vorbereiten sollen. Er ist gewissermaßen als Führer in dem ihm am besten bekannten Terrain der Armee zugeteilt worden. Nach seiner Mitteilung ist die Eisenbahn bereits bis über Dongola vorgeschritten und soll, sobald Abu-Hammed und Berber genommen sind, auch die Wüstenbahn von Korosko nach Abu-Hammed zur Ausführung kommen.

Betreffs **Erythraea** hat der Ministerpräsident di Rudini in der Deputiertenkammer sein Programm entwickelt. Angesichts der

hohen Kosten, welche die Kolonie verursacht, würde das sofortige Aufgeben die logische Folge sein. Dem stehen aber politische Bedenken entgegen. Man beabsichtigt, Kassala, welches sonst nur mittelst kostspieliger neuer Befestigungen gehalten werden könne, sobald als angängig an Aegypten abzutreten und deshalb mit England ein Einvernehmen anzubahnen; mit dem Negus aber die Grenze auf grund der früheren Rechte (vor dem aufgehobenen Vertrage von Utschalli) festzustellen, die militärische Besatzung auf ein Mindestmaaß zurückzuführen und möglichst auf Massauah allein zu beschränken. Die Forderung für 1897/98 beläuft sich auf 19 Millionen Lire.

Von der **Benadir-Küste** wird gemeldet, daß das Vorgehen zur Bestrafung der an der Niedermetzelung der Expedition Cechi Beteiligten vollen Erfolg hatte. Ungefähr 1000 Somali wurden in die Flucht geschlagen, auf Seite der Italiener waren die Verluste gering, ein Askari tot, dreizehn verwundet. Dagegen hat das Gerücht von dem Untergang der Expedition Bottego nun doch seine Bestätigung gefunden. Der Major Nevazzini meldet aus Balacca (zwischen Gildessa und Harrar) am 23. April, daß er von Menelik einen Brief erhalten habe, in dem es heißt, Bottego habe in Nähe des Baro-Sees abessinisches Gebiet zu betreten versucht (vielleicht, in Unkenntnis der Vorgänge von 1896, um durch Abessinien Erythraea zu erreichen) sei hierbei mit den Grenzstämmen (abessinische Soldaten?) in Konflikt gekommen, selbst hierbei gefallen und 2 Italiener gefangen genommen. Da Menelik selbst Mitglied der italienischen Geographischen Gesellschaft ist, welche Bottego entsandt hatte, wird er wohl die Befreiung der Gefangenen veranlassen.

Der französische Generalbevollmächtigte, Lagarde, ist als „Ras von Entotto", also als abessinischer Landesfürst, aus **Abessinien** zurückgekehrt. Wenige Tage nach seiner Abreise von Djibuti (Ende April) kam die Mission Bonvalet (hierbei M. André, Lebon) in Entotto an; die englische Mission Rennell Rodd ist am 2. April in Harrar eingetroffen und mit großem Gepränge empfangen worden, welches aber nach Versicherung eines französischen Korrespondenten bei weitem nicht die Macht- und Pracht-Entfaltung erreichte wie bei dem Empfang Lagardes. Dieser scheint den Zweck seiner Mission, als welchen er ein Freundschaftsbündnis mit dem Negus bezeichnet, vollkommen erreicht zu haben und äußert sich in außerordentlich lobender und anerkennender Weise über den Negus und sein Volk, die liebenswerten neuen Freunde, welche der französischen Nation eine unbegrenzte Liebe und Bewunderung entgegenbringen. Die Engländer möchten also wohl zu spät kommen und auch ihr Eisenbahnprojekt Berbera-Harrar nicht mehr zur Geltung bringen. Sie scheinen darauf zu spekulieren, Ras Makonnen für sich zu gewinnen, der vielleicht als Nachfolger des kinderlosen Negus Verwendung finden könnte. Uebrigens wurde der Franzose Moudon zum Chef des öffentlichen Unterrichts (er giebt seit $1^1/_2$ Jahren die erste und einzige abessinische Zeitung heraus) und Ilg, der nur im französischen Interesse arbeitet, zum

leitenden Minister ernannt; Rußland soll um ein Dutzend militärische Instruktoren gebeten worden sein.

Deutsch-Ost-Afrika. Das „Deutsche Kolonialblatt" veröffentlicht in Nr. 9 einen Bericht des Hauptmann Prince über den Abschluß der Wahehe-Expedition, welcher ein Bild giebt von den außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich der Organisierung einer zweckmäßigen und Aussicht auf Bestand gebenden Administration des früheren Reiches des Quawa entgegenstellten. Durch das „divide et impera" glaubte Prince am geeignetsten eine friedliche Entwickelung anzubahnen und den Gefahren entgegenzuarbeiten, welche die tief eingewurzelte Autorität des vertriebenen Landesfürsten, des Quawa, in sich barg. Er gab deshalb das westliche Gebiet, Ubena, aus welchem vormals dessen gleichnamiger Vater durch die Wahehe verdrängt worden war, dem Fürsten der Wassangu, Merere; den östlichen Theil, das eigentliche Wahehe-Land, dem Bruder des Quawa, Mpangire; zwischen beiden schuf er, als neutrales oder Puffer-Gebiet, die Landschaft Idunda zu einem selbstständigen Bezirk unter dem Msagira Mtitima und gab sich nach seinem Bericht der Hoffnung hin, daß das Quawa-Reich für immer zertrümert und die Wahehe-Gefahr für die Kolonie aus der Welt geschafft worden sei. Allerdings machte er darauf aufmerksam, daß nur die Stationierung einer imponierenden Truppenmacht für die gedeihliche Entwickelung der Station und des Landes eine Gewähr biete und nötig sei, um alle Regungen des unbändigen Wahehe-Blutes und der Quawa-Liebe im Zaum zu halten und allmählich zu ersticken.

In seiner guten Meinung von Mpangire scheint er sich auch gründlich getäuscht zu haben. „Es steckt in der ganzen Gesellschaft eine bessere Rasse"; sagt er, „sie sind aber auch über den Durchschnitt befähigt und können demnach noch besser schauspielern, als andere Neger". Nach neuesten Nachrichten hat er sich gezwungen gesehen, den Fürsten aufknüpfen zu lassen, wozu bei der auf friedliche Entwickelung des Landes stetig gerichteten Tendenz des Hauptmanns Prince nur trübe Erfahrungen die Veranlassung geben konnten. Nach Mitteilungen aus der katholischen Mission scheint die Lage allerdings einen bedrohlichen Charakter angenommen zu haben. Die Missionare der St. Benedictus-Gesellschaft, P. Ambrosius und P. Alfons, hatten bereits am 1. Januar eine Niederlassung südlich der Militärstation Iringa gegründet. Auf ersteren ist in seiner Hütte ein Mordversuch gemacht worden. Mpangire soll aber mit dem Quawa im Einvernehmen gestanden und an mehreren Punkten die Askari der Schutztruppe haben ermorden lassen. Es ist zu wünschen, daß die militärischen Kräfte genügen, um ernsteren Gefahren vorzubeugen, und daß es gelingt, des Quawa habhaft zu werden; denn solange er in Freiheit ist, wird der Zauber nicht zu brechen sein, welchen er auf die Wahehe ausübt.

Ein anderer alter Feind der deutschen Kolonie, Bana Heri, ist kürzlich in Sansibar gestorben. Man erinnert sich, daß dieser damals

sogenannte Sultan von Useguha früher in Saadani residierte und sich vollständig als Souverän fühlte. Erst nach sechsmaligem Zusammenschießen des Ortes ging er heraus und setzte den Widerstand bis zum April 1890 fort. Begnadigt, baute er Saadani wieder auf, mußte aber wegen abermaliger Unruhestiftung später nach Sansibar flüchten.

Die Weiterführung der Usambara-Eisenbahn scheint leider wegen der hierzu erforderlichen Geldmittel (bis Korogwe etwa $6\frac{1}{2}$ Millionen Mark) auf Schwierigkeiten bei der Finanzverwaltung zu stoßen. Die bisher ausgebaute Strecke von einigen 40 Kilometer ist selbstverständlich nicht lebensfähig und würde den Betrieb einstellen müssen, wenn eine Weiterführung nicht zu ermöglichen wäre, ein enormer Verlust, nicht nur, weil das bisher geopferte bedeutende Kapital ganz verloren ginge, sondern weil die auf kurze Entfernung zu erreichenden Plantagen und großen Waldungen, welche zur Entwickelung und Ausbeutung die Eisenbahn dringend bedürfen, sich nicht in der zu erwartenden Weise lohnen würden, und vor allem — wegen unserer Einbuße an Ansehen und Achtung, wenn wir unsere erste, anerkannt notwendige Eisenbahn in den Kolonien nicht zustande bringen können. Zur Zeit müssen die Waldungen bei Anlage der Plantagen niedergelegt werden, ohne das Holz verwerten zu können; es verfault, während es mit der Eisenbahn zur Küste gebracht werden könnte, wo man jetzt den Kubikmeter Kiefernbauholz bis 90 und Eichenholz sogar mit 160 Mark bezahlt. Circa 12 Kilometer des Weiterbaues würden genügen, um die Verbindung mit der Plantage Lewa herzustellen, und neue Plantagen würden viel schneller entstehen, wenn sie die Vorteile der Bahnverbindung genießen könnten.

Auch die so dringend notwendige Vermessung zur Regelung der Landfrage, zu deren Ausführung der Premierlieutenant Mercker mit einer Anzahl Topographen bereits im Mai nach Ostafrika abreisen sollte, ist vorläufig aufgegeben worden, obgleich sich die in betracht kommenden Gesellschaften zur Tragung eines Teiles der Kosten bereit erklärt hatten und der Wunsch von Tage zu Tage dringlicher wird, an Stelle der zusammenhanglosen Einzelvermessungen eine genaue und einheitliche Terrainaufnahme vom Plantagengebiet zu erhalten.

Das erste deutsche Industrie-Unternehmen ist durch die in der Bildung begriffene Pangani-Gesellschaft geplant, welche im Alluvial-Gebiet des Pangani eine Zucker- und Syrup-Fabrik und auf dem ihr zu überweisenden Terrain Tieflandkulturen anlegen will. Der Fluß, welcher auf 75 Kilometer, bis zu den Pangani-Fällen schiffbar ist, soll einen Dampfer erhalten. Sollte dazu nicht der für unbrauchbar erklärte „Petersdampfer" zu brauchen sein?

Die Notwendigkeit eines Dampfers auf dem Tanganika wird auch neuerdings vom Kompagnie-Führer Ramsay (Ubjidji) betont, da der Verkehr mittels der arabischen Segelfahrzeuge ungemein zeitraubend, bei dem schweren Seegange sogar sehr gefährlich ist. Ueber den auf-

blühenden Handelsverkehr der Station und den wirtschaftlichen Wert namentlich der nördlichen Uferländer Urundi und Uha, sowie Ruanda (mit dem die Belgier von ihrer Station am Kivu-See aus im Kampfe liegen sollen) äußert er sich sehr günstig. Der Dampfer für den Tanganika-See ist übrigens in Arbeit.

Es wurde im vorigen Bericht eines Vertrages Erwähnung gethan, welchen England mit Portugal abzuschließen getrachtet habe, um sich in Besitz des ganzen oder des wertvollsten Teiles von **Portugiesisch-Ost-Afrika** zu setzen. Es verlautet hierüber Folgendes: Schon Ende 1895 war mit dem damaligen lissaboner Kabinet eine Art Vereinbarung über die „kommerzielle" Abtretung des Küstengebietes von Lourenço Marques an ein englisch-portugiesisches Syndikat (unter dem Vorsitz des Herzogs von Oporto) dem Abschlusse nahe. Wahrscheinlich hat der Einfall Jamesons und der Unwille, der überall durch diesen Raubzug erregt wurde, den Abschluß dieser Abmachung verhindert. Die Versuche, mittelst Angebotes größerer Summen von Portugal Zugeständnisse betreffs des Delagoa-Bai-Gebietes zu erlangen, wurden später noch fortgesetzt, und im Januar 1897 war noch ein Finanzmann von der Rhodes'schen Gruppe in Lissabon. Der Wechsel im portugiesischen Ministerum machte diese Bestrebungen zunächst aussichtslos. Gleichgiltig, ob das Ministerium de Castro den Widerstand des Volkswillens fürchtete oder aus eigener nationaler Empfindung handelte, es hat die Verhandlungen nicht weiter begünstigt. Allerdings machen dem Ministerium die traurigen finanziellen Verhältnisse Portugals große Schwierigkeiten und damit rechnet England. Der Minister-Präsident ist willens, der bisherigen Willkürherrschaft ein Ende zu bereiten und die durch nichts zu motivierenden Finanz-Ueberschreitungen abzustellen. Hierdurch wird er aber den Unwillen und Widerstand all der Menschen hervorrufen, welche aus dieser Verschwendung der Staatsgelder Nutzen zogen, und einer ungewöhnlichen Festigkeit bedürfen, um der zu erwartenden Agitation gegenüber seine Aufgabe durchzuführen. Für die Verhältnisse in Süd-Afrika ist aber sein Verhalten von außerordentlichem Einfluß, da ein Eingehen auf die englischen Pläne, wie es scheinbar bereits stattfand, diesem die Delagoa-Bai in die Hände liefern würde. Selbst das kleinste Zugeständnis würde England auszubeuten und zu erweitern wissen. —

Je deutlicher es wird, welchen Wert England auf den Besitz der Delagoa-Bai legt, desto mehr müssen die europäischen Seemächte und Kolonialmächte von der Notwendigkeit durchdrungen sein, diesen letzten noch nicht an England ausgelieferten Hafen Süd-Afrikas, welcher als wichtige Kohlenstation in Frage kommt, für den allgemeinen Gebrauch offen zu halten. Ein gemeinsames Vorgehen der Mächte, um Englands immer unverhüllter sich zeigenden Plänen energisch entgegenzutreten, erscheint daher durchaus in aller Interesse geboten, und es müßte mit Freuden begrüßt werden, wenn die hierüber auftauchenden Gerüchte (daß Deutschland eine derartige gemein-

same Aktion bezüglich Aegyptens, Transvaals und der Delagoa-Bai angeregt habe) sich bewahrheiten und zu einem Einverständnis führen sollten.

Der englische Admiral Rawson, der angeblich nur „nach eigenem Ermessen" eine „Küstenfahrt" nach der Delagoa-Bai unternahm, sollte zwar offenbar mit den Kanonen seines übermächtigen Geschwaders einen Druck auf die in Lissabon beabsichtigten Verhandlungen ausüben, zeigte sich aber zunächst von der gemütlichen Seite, indem er den portugiesischen Behörden Festlichkeiten veranstaltete. Seine Absichten ließ er aber durchblicken. Zunächst erbot er sich zu einer Truppenausschiffung behufs Unterstützung gegen den Gasa-Aufstand, welche aber auf des Gouverneurs Mouzinho Rat abgelehnt wurde (hieraus ergiebt sich, daß die Nachricht von der Einschließung Mouzinhos durch aufrührerische Stämme unrichtig war), hierauf aber suchte er die Erlaubnis nach, Geschütze auf der Insel Innack, welche die Einfahrt in die Bai beherrscht, „behufs Schießübungen" ausschiffen zu dürfen. Dieser glücklicherweise vereitelte Versuch, auf der Insel festen Fuß zu fassen, bedarf keines Kommentars.

Ganz überraschend verließ das englische Geschwader nach mehr als dreiwöchentlichem Aufenthalt die Delagoa-Bai: in Uebereinstimmung mit anderen Erscheinungen ist nur anzunehmen, daß augenblicklich der beabsichtigte Zweck nicht erreicht werden konnte; es scheint, daß man für weitere agressive Pläne das Diamant-Jubiläum der Königin erst vorübergehen lassen will. Für die wohl als bestimmt vorauszusetzende Rückkehr der Flotte nach der Bai ist ein vorläufiges Programm bereits mitgeteilt worden. Man beabsichtigt den Leuchtthurm auf Innack, diesem „Gibraltar von Südost-Afrika" zu erhöhen, die Insel zu befestigen und „sich nach anderen Richtungen hin die Suprematie über diesen wertvollen Ein- und Ausgang britischen Handels zu sichern". Es ist anzunehmen, daß Rawson die Zeit der Muße ausnutzen wird, um sich für die Ausführung diese Vorschläge in jeder Hinsicht gut vorzubereiten. An Truppen wird es ihm nicht fehlen, denn der Vizekönig von Indien hat sich bereit erklärt, ein Expeditions-Korps auszurüsten und zur Verschiffung bereit zu halten. Binnen 13 Tagen nach Empfang des Befehls werden diese Truppen in der Delagoa-Bai landen, es möchte aber die weitere Nachricht noch der Bestätigung bedürfen, daß auch die portugiesische Regierung bereits die Genehmigung zu ihrem Durchmarsch durch portugiesisches Gebiet gegen Transvaal gegeben habe.

Das ernste Bestreben, sich von Englands Einfluß freizumachen, hat Portugal dokumentiert in der Neuregelung der großen „Companhia de Mozambique", von welcher der Staat einen festen Bestand von 10% der Aktien übernahm und drei Administratorenstellen sich sicherte, während bisher England alle einflußreichen Stellen in die Hand zu bekommen suchte. Ein weiteres Anzeichen liegt in dem Beschluß, ein Kabel von Beira nach Europa durch die „Compagnie Industrielle d'Orient" legen zu lassen. Es ist wahrscheinlich, daß die Kompagnie

auch von Beira aus einen telegraphischen Anschluß der südafrikanischen Republik herstellen wird, wodurch gleichzeitig Transvaal und Portugiesisch-Ost-Afrika sich von den englischen Telegraphenlinien frei machen würden.

Der Präsident der **südafrikanischen Republik** versteht es in anerkennenswerter Weise, durch eine Politik der Mäßigung die Sympathien aller rechtlich Denkenden für Transvaal zu sichern und die Ungerechtigkeit und Habgier Englands in grelles Licht zu stellen. Die Vorlagen, welche er dem Volksraad angekündigt hat, beweisen sein ernstliches Bestreben, den Klagen der „Uitlander", soweit sie berechtigt sind, abzuhelfen. Sie beziehen sich auf Erleichterung des Grenzhandels mit den benachbarten Kolonien, auf das Unterrichtswesen, die Untersuchung der Mineninduſtrie und eine Durchsicht des Grundsteuergesetzes. Geradezu verblüffend wirkten aber zwei Beschlüsse des Volksraads, nämlich, das Diamant-Jubiläum der Königin zu feiern und das Einwanderungsgesetz mit Rücksicht auf die den Nachbarländern dadurch erwachsenden Unbequemlichkeiten, rückgängig zu machen. Chamberlain ist dadurch der hauptsächlichste Vorwand entzogen, mit dem er seine agressive Politik zu motivieren suchte. Ferner aber hat Krüger auf die letzte englische Note, welche man beinahe als ein Ultimatum bezeichnen möchte, mit dem Vorschlage einer schiedsrichterlichen Entscheidung geantwortet, worauf England kaum eingehen wird; denn es will sich als die „Vormacht" in Südafrika betrachtet wissen, welcher es nur geziemt zu befehlen, aber nicht, sich einer schiedsgerichtlichen Entscheidung zu unterwerfen.

Wenn nun infolge der Volksraadsbeschlüsse auch die englische Presse eines weniger aufreizenden und gehässigen Tones sich befleißigt und alles darauf hindeutet, daß man gesonnen ist, bis nach dem Diamant-Jubiläum keinen ernsteren Schritt mehr zu thun, werden doch die militärischen Rüstungen fortgesetzt. Chamberlain suchte im Parlament, den Angriffen Harcourts gegenüber, Transvaal der übermäßigen Kriegsrüstungen zu beschuldigen, welche in keinem Verhältnis zu den englischen Vertheidigungsmittel nin Südafrika ständen und deshalb eine Verstärkung der letzteren nötig machten. Er verlangt die Mittel, um eine Artillerie-Brigade und ein weiteres Regiment nach dem Kap zu schaffen. Welche Truppenmacht dort bereits versammelt ist, läßt sich schwer beurteilen; jedoch scheint es sich zu bewahrheiten, daß man 35 000 Mann in Südafrika zu vereinigen beabsichtigt. Kavallerie-Offiziere und Tierärzte sind nach Buenos Ayres entsandt, um dort eine große Anzahl Pferde (man schreibt von 8 bis 10 000 Stück) für Südafrika anzukaufen; drei Feldbatterien erhielten den Befehl, sich zur Verschiffung bereit zu halten (eine Batterie ist schon unterwegs); die „Dunera" ist bereits im April mit dem ersten indischen Schützen-Regiment, Verstärkungen für das schon in Südafrika befindliche dritte und vierte Bataillon der Königlichen Schützen, und 180 Tons Gewehre, Munition und Lagergeräten in See gegangen. Ferner gingen die Dampfer „Johannesburg" und „Umbilo" mit Armeebe-

dürfnissen nach Südafrika ab. Dies nur ein Teil der Nachrichten.

Dem drohenden Angriff sucht Transvaal mit einer Organisation der Freiwilligenkorps zu begegnen, welche als Ergänzung der stehenden Kriegsmacht für den Freistaat eine große Bedeutung haben. Eine Kommission wurde zu dem Zweck eingesetzt, das Freiwilligenwesen zu untersuchen und der Regierung Vorschläge zu machen, da man allgemein das Bewußtsein hat, daß diesem Korps eine gleichmäßigere und strammere Organisation gegeben werden muß. Der General Joubert beweist der Frage ein erklärliches großes Interesse.

Der Zwischenfall mit dem Lieutenant Eloff in Krügersdorp wird in den holländischen Zeitungen Transvaals so dargestellt, daß bei dem Wettrennen jemand insultiert wurde durch Herabreißen seines mit einer Schnur in den Transvaal-Farben versehenen Hutes, und zwar ausgesprochenermaßen um dieser Farben willen. Der Polizeilieutenant Eloff fuhr den Thäter mit zornigen Worten an und ließ sich der frechen Provokation gegenüber zu dem scharfen Ausdruck hinreißen: „Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Majestät", da ihn jener an die ihm durch die Königin in England gewordene freundliche Behandlung mahnte. Nach dieser Darstellung würde der Vorfall die große in London erregte Sensation wenig begründet erscheinen lassen. Eloff wurde mit gleichem Gehalt aus seiner selbstständigen Stellung in Krügersdorp nach Pretoria versetzt, wo er unter einem Vorgesetzten steht.

Dr. Leyds wird nun allen Bemühungen Englands zum Trotz als Staatssekretär wieder zurückkehren, da er mit 19 von 25 Stimmen wieder gewählt worden ist. Es ist der Republik dadurch die Mitarbeit dieses intelligenten, energischen Mannes wieder gewahrt, welcher neben dem bedächtigen und friedliebenden Krüger das treibende Element des in seinem Nationalbewußtsein auf das tiefste gekränkten und erregten Burentums repräsentiert. Und keines von beiden Elementen dürfte in der schwierigen Lage Transvaals entbehrlich sein.

Betreffs der von England stets in den Vordergrund gestellten Beschwerden der Uitlander stellt sich mehr und mehr heraus, daß es sich nur um die drei oder vier Dutzend Millionäre handelt, für welche das volle Bürgerrecht einen reellen Wert haben würde, während die hinter ihnen stehenden Tausende von Angestellten und Arbeitern durchaus kein Interesse an der Zuerkennung des Staatsbürgerrechtes haben. Das gleiche Recht vor Gericht, worauf diese Fremden allein Gewicht legen, ist noch niemals ihnen vorenthalten und von ihnen bezweifelt worden. Die Triebfeder für die Millionäre liegt aber in der wirtschaftlichen Krisis, welche nach dem jahrelangen Treiben der Spekulanten am Witwatersrand voraussichtlich eintreten muß. Von der enormen Geld-Ausbeute der letzten 12 Jahre (mehr als 42 Millionen Pfund, davon allein 8,603,000 Pfund im letzten Jahre) floß nur ein winziger Bruchteil in den Staatsschatz, aber die Gesellschaften rentieren *sich doch* nicht mehr, weil sie ihr Kapital zu unnatürlicher Höhe ver-

größert haben. Die Unternehmer in Johannesburg sind steinreich dabei geworden, aber die Aktionäre sind beschwindelt. Die Schuld wirft man nun auf die Regierung, schreit über unerschwingliche Steuern, Dynamitmonopol, Eisenbahntarife ꝛc. und erregt die Menge zu Forderungen, für die sie an sich gar kein Interesse hat. Um die Beschwerden und Bedürfnisse der Goldindustrie zu untersuchen, ist von der Regierung eine „industrielle Kommission" eingesetzt worden, welche bereits am 21. April mit ihren Sitzungen begann, ein Gegenstück, aber hoffentlich ein erfolgreicheres, zu den Leistungen der Untersuchungskommission in London.

Der Volksraad des **Oranje-Freistaates** hat einen Handels- und Freundschafts-Vertrag mit Deutschland angenommen.

In der **Kap-Kolonie** wurde C. Rhodes am 20. April festlich empfangen; die „südafrikanische Liga" hatte alle Hebel hierzu in in Bewegung gesetzt. Scharf trat man ihm aber im Parlament entgegen, wo ein Antrag, welcher ein sehr deutliches Mißtrauensvotum für die aus Rhodes Freunden bestehende Regierung aussprach, nur durch die Stimme des Sprechers zu Fall gebracht wurde. Es bedarf nur einer einzigen Stimme noch, um seinen Gegnern die Majorität im Parlament zu sichern. Am 4. Mai traf aus Kapstadt die Mitteilung ein, daß in Aliwal-North und in Burgersdorp die Rinderpest ausgebrochen sei, von wo sie also in der Kap-Kolonie nun wahrscheinlich bis zur Küste fortschreitet.

Auch in **Deutsch-Südwest-Afrika** soll sie in Ovambo-Lande und in dem Zipfel, welcher nach dem Sambesi zu liegt, aufgetreten sein. Dr. Kohlstock ist dorthin abgereist um außer den Absperrungsmaßregeln geeignete Mittel zur Bekämpfung der Krankheit zur Anwendung zubringen.

Die Farmer beginnen, nachdem sie die entsetzlichen Zeiten des Wassermangels durchgemacht haben, selbstthätig gegen eine Wiederholung solcher Zustände das sicherste Mittel zur Ausführung zubringen; sie bauen Dämme zur Herstellung großer Wasserbassins, so Walser auf Ukomas, Brandt auf Marienthal bei Gibeon, Ferd. Gessert auf Inachab bei Bethanien. Die Wasserbecken werden eine Million und mehr Kubikmeter Inhalt bekommen, und da die Rieselflächen zu umfangreich werden, um von einem Besitzer ausgenutzt und bewirtschaftet zu werden, sollen sie in Erbpachtgüter zerlegt werden.

Schon oft und lange ist der Uebelstand beklagt worden, daß unsere Kolonie einer telegraphischen Verbindung entbehrt. Die Ursache lag in der nur zu berechtigten Scheu, eine Landtelegraphenlinie an die Kabellinie in Kapstadt anzuschließen. Wenn einmal gebaut, war unsere telegraphische Verbindung ganz dem Wohlwollen der englischen Gesellschaft anheimgegeben. Wir haben aber bereits Erfahrungen genug machen müssen, um dieses zu vermeiden, wenn sich irgend ein Ausweg findet. Ein solcher ist von Major Leutwein in Vorschlag gebracht worden und geht hoffentlich bald seiner Verwirklichung entgegen. Es ist nämlich der Anschluß an das portugiesische

Kabel in Mossamedes, also die Herstellung einer Telegraphenlinie von Swakopmund nach diesem Ort. In Lissabon scheint man einem solchen Plan sehr wohlwollend zu begegnen.

Der Landwirt E. Herrmann, unter dessen Leitung die, von Hendrik Witbooi vor vier Jahren vernichtete Viehzuchtstation der Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika stand, ist Anfang 1896 nach der Kolonie zurückgekehrt, um neue Zuchtversuche anzustellen. Es ist ihm jetzt ein Gebiet von 30 000 Hektaren bei Mantsas zur Verfügung gestellt (zwischen 24 und 25° s. Breite) und das Vorkaufsrecht auf 1 Million Hektar angrenzenden Landes zugestanden worden. Er hat die Absicht eine Viehzucht-Gesellschaft zubilden.

Ueber Grausamkeiten, welche im **Kongo-Staat** seitens der Beamten und Offiziere verübt wurden, ist schon viel geklagt und berichtet worden, während andererseits auf die schwierige Lage dieser Männer hingewiesen wurde, welche mit einer handvoll Soldaten zwischen unkultivierten Stämmen unaufhaltsam vorzubringen vermochten und die allgemein für unausführbar gehaltene Aufgabe lösten, die Araberherrschaft zwischen dem oberen Kongo und dem Seen-Gebiet zu brechen und den heillosen Sklavenjagden und demoralisierenden Unternehmungen der Araber ein Ende zu machen. Es war ein fortwährender Kriegszustand unter den schwierigsten Verhältnissen, zwischen Völkerschaften, welche alle Greuel einer barbarischen Kriegsführung für eine Pflicht halten, und mit Hilfstruppen, welche genau auf demselben Standpunkt ihrer Feinde standen und unmöglich durch die paar Europäer zu einer höheren Gesittung erzogen werden konnten. Diese Kriege kann man nicht wie solche zwischen europäischen Heeren betrachten, weil ein paar Europäer die Heerführer waren.

Jetzt hat aber M. Ch. Dilke angesichts von ganz Europa die fürchterlichsten Anklagen gegen den Kongostaat geschleudert. Er beschuldigt die Belgier, ihre Soldaten mit Menschenfleisch beköstigt zu haben und beruft sich auf die Schilderungen des Dr. Hinde, welcher als Offizier dem Feldzug Dhanis' gegen die Araber beiwohnte und welcher den Kannibalismus als ein starkes Element des Erfolges des Feldzuges bezeichnete; er beschuldigt die Belgier auf der Kongobahn als Haupteinfuhrartikel Branntwein zu transportieren und mit der Schnapsflasche die Eingeborenen zu vergiften. Hierzu kommen dann die Berichte des dänischen Missionars Sjöblom, welcher von der Sitte des Handabschneidens erzählt, wie sie von den Soldaten geübt werde, um die im Gummisammeln Säumigen zu strafen und anzuspornen, und hierbei den Gouverneur Wahis selbst anklagt, den ihm vorgebrachten Klagen der Missionare nicht in gebührender Weise Rechnung getragen und die Greuel mit voller Energie gestraft und unterdrückt zu haben.

Dem gegenüber sucht das „Mouvement géographique" zu beweisen, daß Dhanis und seine Offiziere den Kannibalismus ihrer Truppen (sie hatten bei 6 weißen Offizieren und 500 Haussa 25 000 Eingeborene) nicht hindern konnten, aber ihn doch auch nicht begünstigt hätten, wozu

es alle hierauf bezüglichen Stellen aus Dr. Hinde's Buch zusammenstellt, und deren Wortlaut ergiebt allerdings keinen Belag für die Anklage Dilkes. Gegenüber dem Vorwurf der Branntweineinfuhr wird die Statistik angezogen, welche allerdings bei einem Import von mehr als 16 Millionen Wert eine Einfuhr an Spirituosen von nur 378 580 Francs Wert ergiebt. Auch die „Etoile Belge" sucht die Vorwürfe zu entkräften durch Heranziehung verschiedenster Zeugnisse für die humane Verwaltung und Wirksamkeit belgischer Offiziere und macht den Engländern den Vorwurf, daß sie aus vereinzelten Vorkommnissen eine gewaltig übertriebene Anklage der belgischen Verwaltung in tendenziöser Weise aufblasen.

Es ist nicht der Zweck dieses Berichtes, die einzelnen Angaben zu prüfen und Recht zu sprechen. Jedoch, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß von englischer Seite mit der ganz bestimmten Absicht alle diese Anklagen gesammelt und aufgehäuft werden, um die Verwaltung des Kongostaates gänzlich zu diskreditiren, ist andererseits nicht zu verschweigen, daß solche Fälle von brutalster gefühllosester Habgier, wie sie thatsächlich von den Belgiern zugegeben werden müssen, auch wenn sie vereinzelt geblieben sein sollten, auf das energischste als eines gesitteten Volkes unwürdig verurteilt werden müssen. Daß man aber in Belgien das richtige Gefühl und das objective, durch Sonderinteressen unbeeinflußte Urteil für solche Vorkommnisse nicht besitzt, das hat der Fall Stokes-Lothaire voll und zur genüge bewiesen. Es erscheint aber wenig vornehm, wenn man die bei einer anderen Nation vorgekommenen Brutalitäten mit behaglicher Breite ausnutzt, um jene zu begeifern, — wie es auch die Engländer nicht anders machen —, für die eigenen Vergehen aber nur Entschuldigungen und Beschönigungen, niemals eine scharf eingreifende und energisch strafende Hand zur Verfügung hat. Was speziell den Kannibalismus betrifft, so ist es ganz charakteristisch, daß über diese Liebhabereien der Eingeborenen, welche nun den Belgiern doch bereits länger als Dr. Hinde bekannt sein müssen, von ihrer Seite niemals etwas verlautet ist, — es wäre da vieles selbst wissenschaftlich, ethnologisch, von Wert! — sondern daß erst eines Engländers Zeugnis diese Dinge zur Sprache bringt. Es geht aus diesem, wie aus manch anderem deutlich hervor, daß das Interesse der Belgier allerdings weder ein wissenschaftliches, noch ein kulturelles, sondern lediglich das der Ausbeutung des Landes und seiner Einwohner ist. Dabei ist es freilich erklärlich, wenn sie in ihren spärlichen Berichten recht wenig Herz und Verständnis für diese zeigen und wenn ihnen ihr geistiger und physischer Untergang gegenüber der Frage der Rentabilität gleichgiltig zu sein scheint.

Ueber die Vorgänge bei den bis zum Nil vorgeschobenen Truppen des Kommandant Dhanis berichtet endlich ein Brief von diesem aus Kilo vom 4. März. Danach hat eine Kolonne unter dem Kommandanten Leroi Mitte Februar in Dirfi (Ndirfi) revoltiert und ihre Offiziere (außer Leroi noch 4) getötet. Der Ort liegt auf der Wasser-

scheide Nil-Kongo an der Quelle des Bandama (Jei-Zufluß). An der Stelle, wo auch Emin eine Station gehabt hatte, wurde die des Kongostaates durch die Expedition Kerkhove gegründet.

Für Beamte, Offiziere und Reisende, welche nach dem Kongo gehen, ist ein Manuel du voyageur et du résident au Congo bearbeitet worden (1000 Seiten 8°), dessen erster Theil praktische Winke, der zweite hygienische Rathschläge, der dritte wissenschaftliche und technische Hilfsmittel bietet.

Die erste Lokomotive der Kongo-Bahn hat am 19. April die neue Brücke über den Inkissi passiert. Beinahe genau vor 20 Jahren, am 23. April 1877 passirte Stanley die Mündung des Inkissi; er brauchte beinahe 5 Monate von Stanley-Pool bis Boma; jetzt fährt man die 264 Kilometer bis zum Inkissi in 12 Stunden.

Bei der nach den neuesten Ereignissen im Hinterlande von **Togo** zunehmenden Wahrscheinlichkeit, daß die friedliche Entwickelung der Kolonie durch feindliche Eingriffe einzelner in auffallender Weise gegen uns erregter eingeborener Fürsten öfter gestört werden wird, tritt man in maßgebenden Kreisen der Erwägung nahe, ob man nicht die bisherige Polizeitruppe ebenso, wie in anderen Schutzgebieten, in eine kaiserliche Schutztruppe verwandeln, sie vermehren und neu organisieren müsse. Nach den bisherigen Nachrichten hat die kleine Anzahl der Soldaten, welche unter Lieutenant v. Massow dem Dr. Gruner in seiner schwierigen Lage zur Seite steht, noch genügt, um die Feinde in Schach zu halten. Man wird aber daran denken müssen, diesem Zustande bald ein Ende zu machen, den König von Yendi zum Gehorsam zu bringen und auch die Entscheidung über das neutrale Salaga-Gebiet herbeizuführen.

Ebenso ist zu wünschen, daß die deutsch-französischen Verhandlungen, welche am 20. Mai in Paris begonnen haben, bald zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis führen. Sie werden sich nicht nur mit der zuerst hervorgetretenen Gurma-Frage beschäftigen, sondern alle beiderseitigen Streitpunkte im inneren Niger-Bogen ins Auge fassen. Bekanntlich mußten die im Februar 1896 mit den Engländern gepflogenen Berathungen Frankreichs über die Abgrenzung der Gebiete westlich des Niger abgebrochen werden, da die Gegensätze sich als unversöhnliche erwiesen; sie konnten auch zu keinem Ergebnis führen, weil Deutschland, welches gerade in diesen Ländern unzweifelhafte Rechte besitzt, nicht zu den Verhandlungen zugezogen worden war. Anders liegen die Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland, da die Gebiete vom Niger über Mossi und Grussi bis zum neutralen Salaga-Gebiet und anderseits von Gurma über Borgu bis Dahome die Engländer gar nichts angehen. Wenn aber zwischen Frankreich und Deutschland eine Abgrenzung zustande kommt, so kann diese wohl als Grundlage auch für Vereinbarungen mit England dienen, indem das französische Gebiet nur nach Osten — am Niger —, das deutsche nur nach Westen — bei Salaga — gegen das englische abzugrenzen *sein wird*. Ein auf gegenseitigem Entgegenkommen basiertes Einver-

ständnis beider Staaten würde auch beiden von großem Nutzen sein, indem es England gegenüber eine feste Position verliehe, welche keiner in der Isoliertheit einnehmen kann.

Eine baldige Klärung der Fragen im Nigerbogen erscheint auch deshalb dringend wünschenswert, weil die eingeborenen Fürsten, bald von diesem, bald von jenem beeinflußt, bei ihrer natürlichen Neigung zur Intrigue und bei dem erschütterten Respekt vor den europäischen Mächten, Aufreizungen immer zugänglicher werden und für eine dauernd friedliche Entwickelung immer schwieriger sich zeigen werden. Kommen dazu noch Erfolge solcher Männer wie Samory's, so sind blutige Kriege in gewisse Aussicht zu stellen.

Mit Samory sind die Engländer im Hinterlande der **Goldküste** kürzlich in Konflikt gekommen, woselbst die Expedition des Lieutenant Henderson (2 Europäer, 300 Haussa) in Wa zum Teil gefangen genommen, zum Teil niedergemacht worden ist. Da die Engländer bisher mit dem alten mächtigen Feinde Frankreichs immer ein gutes Einvernehmen zu erhalten imstande waren, nehmen sie an, daß er persönlich an dem Uebergreifen seiner Truppen auf englisches Gebiet und an der Vernichtung der Expedition, welche mit den Häuptlingen des Hinterlandes Verträge abschließen sollte, nicht beteiligt ist. Ebenso wahrscheinlich ist aber, daß Henderson in Begleitung von Fergusson, des bekannten Negers, welcher auch im neutralen Salaga-Gebiet sich Umtriebe gegen Deutschland erlauben durfte, in die Rechte Samory's eingegriffen und die ihm dienstpflichtigen Häuptlinge aufgesucht hat.

Um die Niederlage zu rächen, schicken die Engländer alle Haussatruppen, welche sie andernorts entbehren können, nach der Goldküste. Wenn sich aber Samory feindlich stellt, werden sie hier eine schwere Aufgabe zu lösen bekommen, um so unangenehmer gerade jetzt, wo sie alle Hände voll zu thun haben mit Vorbereitungen gegen den Mahdi und gegen Transvaal.

Geographische Nachrichten.

Ueber den Untergang der Expedition Bottego, welcher sich nunmehr doch bewahrheitet hat, ist an anderer Stelle berichtet worden.

Eine russische anthropologische Expedition geht im Herbst nach Abessinien; dagegen schickt der Negus 5 junge Abessinier nach St. Petersburg, um auf seine Kosten Medizin, Militaria und andere Wissenschaften zu studieren.

Lieutenant Brasseur hat sofort nach der Rückkehr vom Lualaba nach Lofoi (s. Nr. 4) im August 1896 eine neue Reise angetreten

arbeiten können, immer über Mattigkeit, Kopfweh, Diarrhöe und damit verbundene Leibschmerzen klagen, was auch Appetitlosigkeit und Schlaflosigkeit nebst gänzlicher Abmagerung zur Folge habe. Gerade dort sah ich einen Mann, der zum Skelett abgemagert war und auch am ganzen Leibe Wunden hatte. Allerdings, hieß es, trinke er zu allem hin Schnaps. Als ich fragte, woher er denn Geld zu Branntwein habe, hieß es, wenn der Mann darum bettele, so gebe man ihm teils aus Barmherzigkeit, teils zum Gaudium. Doch solche Fälle gehören, Gott sei Dank! noch zur Ausnahme. Ich darf und kann ganz bestimmt sagen, daß der Palmwein an und für sich unschädlich ist, da ich, wenn ich auf Reisen bin, ihn schon oft, namentlich an Orten, wo kein gutes Wasser, dagegen gerade Palmwein zu haben war, getrunken habe, ohne irgend welchen Nachteil verspürt zu haben. Mäßiger Palmweingenuß schadet hier so wenig wie mäßiger Weingenuß in der Heimat. — Der Palmwein wird meistens in Gesellschaft getrunken. Wenn ein Bauer abends etwas Palmwein mit nach Hause bringt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn, und im allgemeinen wird niemand behaupten können, daß ein solches Trinken den Leuten irgendwie schade.

Ganz anders natürlich verhält es sich bei Festlichkeiten, wo ein Mann seine 3—4—5 Liter Palmwein und dazu noch Branntwein trinkt, denn es sind mir keine heidnischen Festlichkeiten bekannt, bei denen der Schnaps nicht das Festgetränk wäre; der Palmwein kommt dann erst, wenn es an Branntwein gebricht, an die Reihe.

Verschiedene Stämme haben aber auch verschieden starken Palmwein. In Nkonja ist er immer stärker als weiter im Süden. Hier trinken hauptsächlich die Männer und Alten den Palmwein, die Jüngeren nur sehr wenig; in Boëm wieder ist er noch viel stärker und wird von Alt und Jung getrunken.

Jedoch giebt es nicht überall Palmwein, weil die Palmen fehlen. Br. Clerk und Pfr. Hall machten mich auf andere einheimische Getränke aufmerksam, namentlich auf das in Salaga bereitete „Honigbier", das sehr berauschend sei; ferner auf den „Atokosa", der aus atoko, Guineakorn, einer Hirsefrucht bereitet wird. Diese atoko wird mit Wasser übergossen und dann tüchtig gesotten. Wenn das Getränk neu sei, schmecke es sehr süß; es gähre sehr schnell und sei dann etwa in demselben Maße berauschend wie der Palmenwein. Ein weiteres Getränk ist „Awinsa", bereitet von awi, einer Korn- oder Weizenorte. Dieses awi wird in einem Mörser gestoßen und in Wasser gebracht; die Hülsen abgeschöpft, dann die Masse gekocht und einige Zeit stehen gelassen. Die Träber sinken auf den Boden und das Gebräu, abgeleert getrunken, soll sehr gut und nur bei übermäßigem Trinken berauschend sein und dann auch Kopfweh erzeugen. —

Ebenso habe ich von einer alten Frau aus dem tiefen Innern, die sich damals gerade in Nwumuru aufhielt, noch etwas über das „Reisbier" erfahren. Sie sagte: Der Reis wird gestoßen und mit

Guineakorns vermischt. Die Hülsen von Pisang werden verbrannt, die Asche davon in Wasser geworfen, diese Masse auf den mit dem Guineakorn vermischten Reis, gegossen und etwa einen Tag stehen gelassen. Darauf wird dieses Wasser abgegossen, dann die Reismischung an der Sonne getrocknet, und nachher in einen großen Topf gebracht. Ein anderer Topf mit Wasser wird auf Feuer gebracht und sobald dies siedet, werden 2—3 Flaschen Honig darein gegossen: Das Unreine wird abgeschöpft, worauf man die Mischung bis zur Hälfte einkochen läßt. Nachdem nun dies Honigwasser abgekühlt ist, wird es wieder auf den mit Guineakorn vermischten Reis gegossen, worauf es bald zur Gährung kommt, und nach einigen Tagen genießbar ist. Ueber die Folgen des Reisbier-Genusses konnte ich nichts Sicheres aus der Alten herauskriegen.

Alle diese Getränke werden nicht periodisch bereitet, das Material ist zu jeder Zeit vorhanden, aber bei Festlichkeiten wird mehr als sonst getrunken. Br. Clerk erklärte mir, daß „der Branntwein es sei, der die Leute in jeder Beziehung ruiniere, während das von den einheimischen Getränken nicht gesagt werden könne." Diese letzteren werden überall da bereitet, wo kein Palmwein, d. h. wo die Oelpalme nicht vorkommt, also auf der deutschen, englischen und französischen Küste und deren Hinterland.

Der Branntwein wird, so weit ich schon im englischen und deutschen Gebiete gekommen bin, bevorzugt. Auch haben das alle Eingeborenen, die ich darüber gefragt habe, einstimmig bezeugt; die einen sagen, es sei „Europäer-Wein" und müsse deshalb etwas rechtes sein; andere dagegen haben mir gesagt, wenn sie des morgens nur ein wenig davon trinken, so friere es sie nicht mehr; wieder andere bezeugten, er mache sie eben viel betrunkener als jedes andere Getränk. In Kpando erklärte mir einer mit ganz besonderem Pathos und ausgezeichneter Kennermiene, daß, wenn sich einer erkälte, es kein radikaleres Mittel gäbe als einen rechten Schnapsrausch.

Da Kpando ein Haupthandelsplatz ist und an der Hauptstraße ins Innere liegt, so habe ich mich dort auch erkundigt, wie tief ins Innere hinein der Schnaps schon gedrungen sei. Da wurde mir versichert, daß Leute von Yendi und Mosi mit Schnaps durchreisen. Da ich das bezweifelte, fragte ich nach ihrer Sprache. Da hieß es, sie sprächen hauptsächlich Haussa, oder gebrochenes Twi oder Ewhe. Als ich dann weiter fragte, was für Geld die Leute haben und woher sie es haben, hieß es, es werde nicht mit Geld gehandelt, sondern gegen Landesprodukte umgetauscht. —

Der Schnaps wird nicht in Flaschen in das Innere spediert, sondern 90 prozentiger Alkohol wird in großen Blechdosen, Tins, etwa so groß, daß ein Mann gewöhnlich 2 Tins trägt, eingeschleppt. Dieser Sprit soll dann mit 2 Teilen Wasser auf 1 Teil Sprit gemischt werden. — Einer beteuerte mir, Sklaven könnten ohne Branntwein und Pulver gar nicht gekauft werden. Als ich im letzten Juli vom Konsu weg nach Worawora reiste, begegnete mir eine Karawane mit

lauter braun angestrichenen Tins. Einen dieser Träger fragte ich, wohin sie mit dem Petroleum wollten. Darauf sagte er, das sei nicht Petroleum, sondern „Europäerwein". Wenn ich recht gezählt habe, waren es 15 Träger mit 30 Tins. Sie kamen von Agome-Kpaleme, etwas südlich von der deutschen Station Misahöhe, und gingen nach Kratschi. (Fortsetzung folgt.)

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Togo. Zusammengestellt im Auftrage der Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin von **H. Seidel.** Berlin 1897. E. S. Mittler u. Sohn.

Diese mit Zugrundelegung einer entsprechenden Instruktion für Deutsch-Ost-Afrika von Dr. v. Luschan bearbeitete Instruktion, also die zweite in der Reihe gleicher Arbeiten für unsere Schutzgebiete, bildet eine außerordentlich wertvolle Mitgabe für jeden Reisenden, Offizier oder Beamten, welcher Togo betritt. Es ist mit Recht viel geklagt worden über die Lücken selbst der besseren und eingehenderen Berichte. Wenigen nur ist, wie den älteren Forschern und unter den neueren einem Stuhlmann, das Auge gegeben, um alles Beobachtenswerte zu sehen; viele mußten, zurückgekehrt, auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten: „ja! das hätten wir leicht zeichnen, leicht erfahren können; wir wußten nicht, daß es einen Wert habe." Die Instruktion ist mit großem Fleiß aufgestellt und muß, wenn sie nur einigermaßen richtig benutzt wird, reiche Frucht bringen, indem sie unsere Kenntnis der Eingeborenen und ihrer Gebräuche um vieles bereichern wird. Die Ethnographie und Ethnologie bedürfen aber so fundierter, eingehendster Arbeiten viele, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden sollen. Fr.

Briefkasten.

Frl. M. v. B. in Greifswald. — Ueber die schließliche Verwendung der Briefmarken vermag ich keine Auskunft zu geben. Ich sende die mir zugehenden an eine Briefmarkenhandlung, welche alle ohne Unterschied kauft.

Herrn H. E. in Eschersheim. — Für die Zusendung der Broschüre freundlichen Dank. Sie wird besprochen werden. Sie wissen, daß die „Afrika" ganz anderer Meinung ist als der Verfasser des Vortrags.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika": die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1.25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten") **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Quittung.

„Zur Vermeidung der durch Versendung von Quittungen bezw. Mitgliedskarten entstehenden Kosten werden wir in Zukunft über alle uns zugehenden Beiträge in der „Afrika" quittieren und besondere Quittungen bezw. Mitgliedskarten nur dann ausstellen, wenn dies gewünscht wird."

Für das Jahr 1897 gingen ein: Major von Mitzlaff, Görlitz, 4 Mk. — Graf v. d. Gröben, Berlin, 20 Mk. — Geh. Oberpostrat Bahl, Darmstadt, 3 Mk. — Major Schwartzkopf, Charlottenburg, 3 Mk. — Ober-Landgerichts-Sekretär Hagen, Naumburg, 6 Mk. — Zweigverein des evangel. Bundes Kirchardt, 4 Mk. — Pfarrer Hoppe, Nowawes, 3 Mk. — Pfarrer Böckeler, Küngelsau von den dortigen Mitgliedern 32 Mk. — Oberpf. Müller, Puttlitz, 3 Mk. — Dr. Becker, Fischen, 3 Mk. — Fr. von Kalkreuth, Guhrau, 3 Mk. — Pfarrer Haberland, Laar, 3 Mk. — L. Simons, Elberfeld, 3 Mk. — Unterstaats-Sekretär Weyrauch, Berlin, 3 Mk. — A. Wunder, Nürnberg, 3 Mk. — H. O. Glüer, Gergehnen, 5 Mk. — Hofprediger Schubart, Ballenstedt, 5 Mk. — Sup. Wilke, Freienwalde, 3 Mk. — C. Altgeld, Sup. Wulfrath, 3 Mk. — P. D. Th. Schäfer, Altona, 3 Mk. — Fr. Behrens, Berlin, 10 Mk. — Sup. Bramsfeld, Münster, 3 Mk. — Baron Gregory, Oberlößnitz, 2 Mk. — Stadtpf. Andler, Giengen, 3 Mk. — Pf. Luz, Bolheim, 3 Mk. — Gutsbesitzer Birschel, Erlau, 3 Mk. — Geh. Rat Schröter, Berlin, 3 Mk. — Kons.-Präs. von Altenbockum, Cassel, 3 Mk. — Reimer, Berlin, 20 Mk. — Ref. Asmann, Berlin, 5 Mk. — Sup. Tillich, Schönfließ, 3 Mk. — Pf. Miescher, Basel, 3 Mk. — Pf. Rittelmeyer, Immeldorf, 2,50 Mk. — Aus Guben durch Pred. Hildenhagen: Kreisverein des Verbands deutscher Handlungsgehilfen 5 Mk. — Pred. Hildenhagen, Landrat Dr. Kapp, Pf. S. Jenkel, Wellmitz je 3 Mk. — Prof. Strümpfler, Geh. Kom.-Rat Wilke, Landger.-Präs. Boschke, je 2 Mk. — Je 1 Mk.: Landger.-Rat Goldstein, Landger. Dr. Hänisch, Frau Oberstl. von Brandenstein; Ober-Bürgermeister Bollmann, P. Förster, Dir. Hilger, Prof. Jensch, Reg.-Rat Holtze, Oberstlieutn. von Seydlitz, Ober-Lehrer Dr. Trentler, Kreisphysikus Dr. Jungmann, Amts-Gerichts-Rat Seidel; Rechtsanwalt Hormann, Dr. Hörning, Apotheken-Besitzer Bolduen, Buchhändler Bahlmann, Postkassirer Niemeyer, Staatsanw. Schmidt, Rechtsanwalt Koch, Rechtsanwalt Dr. Lewin, Kaufmann Driese, Ober-Lehrer Eiltmann, Amtsrichter Hünke, Ober-Lehrer Dr. Franke, Fabrikbesitzer Schlief, Komm.-Rat Schmidt, Rentier Wilke, Buchdruckereibesitzer König, Prof. Eschmann, Stadtverordneten-Vorsteher Zahn, Taubst.-Lehrer Krüger, Fabrikbesitzer R. Wolf, Fabrikbesitzer E. Wolf, Gymn.-Dir. Hendorf, Rentmeister Müller, Stadtrat Lehmann, Fabrikbesitzer O. Lehmann; Sup. Rothe, Groß-Beesen; Pf. Schmidt, Beiesch; Pf. Krügel, Bomsdorf; Ober-Pf. Müller, Fürstenberg; Pf. Rupnow, Schenkendorf; Pf. Perschk, Alterwasch; Pf. Koch, Starzeddel; Pf. Reinhardt, Gruno; Oberpf. Bold, Niemitsch; P. Drewes, Cunig; P. Lehmann, Markersdorf; P. Hermann, Horno; P. Wendt, Strega; P. Eichler, Niemitsch; P. Schulz, Fünfeichen; P. Krumrey, Stargardt. **Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.**

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Die Unternehmungen des Deutschen Antisklaverei-Komites	161
Die Jahresversammlung des Rheinischen Verbandes	171
Afrikanische Nachrichten	175
Der Branntwein in Afrika	189
Bücher-Besprechungen und Anzeigen	192
Briefkasten	192

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1880

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Krön- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen** etc

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten“) **kostenlos.**
Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika"** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Aus dem Bereiche des Rheinischen Verbandes sind Bestellungen der „Afrika", sowie Geld- und Wertsendungen zu richten an den Schatzmeister des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld**, Dionysiusstraße 13.)

F. Adolph Schumann

Berlin C, Breitestr. 4

gegründet 1837

Magazin für Ausstattungen

in Porzellan und Glaswaaren,

Tafelservices für 12 Personen

(ächt Porzellan) von 35 Mark an,

Weiße Porzellanwaaren

für den täglichen Gebrauch

in den neuesten Formen verkaufe zu sehr billigen Preisen.

Großes Lager

von

decorierten Tafelservicen, Trink- und Waschgarnituren, Majoliken, Figuren 2c.

Musterbuch gratis und franco.

Die Greuel im Kongostaate.

Von Gustav Müller.

Wiederholt hat die „Afrika" von den Anklagen berichtet, welche seit längerer Zeit gegen den Kongostaat erhoben werden. Diese Anklagen haben den Erfolg gehabt, daß eine Kommission eingesetzt wurde mit der Aufgabe, im gesamten Bereiche des Staates über den Schutz der Eingeborenen zu wachen. Trotzdem werden dieselben Anklagen jetzt wieder laut. Ein Teil davon stammt freilich aus der Zeit, als die Kommission noch nicht ins Leben gerufen war. Sie ist ja erst durch einen Erlaß des Königs Leopold vom 18. September 1896 eingesetzt. Ein anderer Teil aber der Vorwürfe bezieht sich auf die Zeit seit dem Herbst vorigen Jahres. Es ist deshalb die Meinung der Beschwerdeführer, daß durch die Einsetzung der Kommission den Eingeborenen wenig oder nichts geholfen ist.

Der Hauptankläger ist jetzt ein dänischer Missionar Sjöblom, Mitglied der „American Baptist Missionary Union", welcher 5 Jahre lang am oberen Kongo, im Distrikt von Aequatorville gearbeitet hat. Er hat seine Anklagen teils durch die Presse, teils in einer Versammlung der „Aborigines Protection Society" am 12. Mai erhoben. Einen kurzen Inhalt seiner Ausführungen in dieser Versammlung hat mir Pastor Jul. Richter zur Verfügung gestellt, der in seinem Tagebuche Folgendes niedergeschrieben hat:

„Am Nachmittage wohnte ich einer Konferenz der „Eingeborenen-Schutzgesellschaft" bei, in welcher unter dem Vorsitze von Sir Charles Dilke die Zustände im Kongostaate besprochen wurden. Es waren geradezu schauerliche Bilder, welche der baptistische Missionar, der Däne Sjöblom in seinem ausführlichen Berichte entrollte. Das ganze Bestreben der Beamten des Kongostaates ist darauf gerichtet, von den Eingeborenen möglichst viel Kautschuck und Elfenbein, die beiden einzigen Wertprodukte des Landes, herauszupressen; und die Kommissare sind dabei persönlich sehr stark beteiligt, weil sie von allem Elfenbein 20 Proz. und vom Kautschuck 12 Proz. für sich behalten und in ihr Gehalt verrechnen dürfen. Da infolge der beständigen Geldnot des Kongostaates die Gehälter unregelmäßig oder gar nicht bezahlt werden, und aus demselben Grunde fast nur minderwertige Menschen, die in der Heimat keine Aussicht haben, sich für den Dienst im Kongostaate anwerben lassen, so kann man sich leicht vorstellen, daß die Kommissare sich in rücksichtsloser Weise an den Eingeborenen schadlos halten und aus diesen herauspressen, was irgend möglich ist. Sie bestimmen einfach von ihrem Bureau aus, und zwar in den allermeisten Fällen ohne irgend welche genaue Kenntnis von dem Umfang und den Verhältnissen der ihnen unterstellten Dörfer, wieviel Kautschuck ein jedes abzuliefern hat. Dann senden sie ihre Diener aus, um in jedem Dorfe die Einsammlung des Kautschucks zu überwachen. Diese Diener haben unbeschränkte Vollmacht jeden niederzuschießen, der ihnen nicht

zu willen ist, und da sie mit Flinten, Pulver und Kugeln ausgerüstet sind, wagt es niemand, sich ihnen zu widersetzen. So haben die Dorfbewohner ihnen zuerst eine große, bequeme Hütte zu bauen und Lebensmittel für ihren Unterhalt zu liefern, — selbstverständlich ohne Bezahlung. Dann muß die ganze Dorfbevölkerung, alt und jung, Mann und Weib, in den Urwald hinausziehen und Kautschuck sammeln. Wehe dem, der es wagen würde, zu Hause zu bleiben. Der Diener hat ohne weiteres das Recht ihn niederzuschießen und Sjöblom erzählte mehrere Beispiele, wo Eingeborene vor seinen Augen niedergeschossen wurden, nur weil sie nicht Kautschuck sammeln gegangen waren. Sjöblom war in ein Dorf gekommen, wohin noch nie ein Weißer gedrungen war. Eine große Volksmenge hatte sich um ihn gesammelt und er wollte eben anfangen zu reden. Da stürzte sich die in dem Dorfe stationierte Wache unter die Menge, griff vor seinen Augen einen alten Mann, band ihn und schleppte ihn davon. Sjöblom trat zu der Wache und sagte, er habe mit dem Staate und seinen Gesetzen nichts zu thun, er könne es deshalb nicht hindern, wenn Leute um des Kautschucks willen gebunden und getötet würden, aber die Wache möge ihn doch heute Abend ruhig reden lassen und die Ermordung des Menschen, wenn es ja sein solle, bis nach seiner Abreise verschieben. Die Wache versprach es, und die Eingeschüchterten fingen wieder an, sich um den Missionar zu sammeln. Dieser hatte eben angefangen zu reden, da fiel ein Schuß, die Wache hatte den Gefesselten erschossen, und als sich die Dorfbewohner entsetzt umwandten, sahen sie, wie die Wache das Gewehr lud und mitten auf den Volkshaufen zielte. Natürlich stob dieser sofort aus einander. —

Das Einsammeln des Kautschucks ist außerordentlich mühsam und beschwerlich. Die Kautschuckrebe wächst in sehr sumpfigem Boden. Die Leute müssen bis an den Leib, vielleicht gar bis an die Brust im Wasser stehen und geduldig warten bis aus den Einschnitten, die sie in die Rebe gemacht haben, Tropfen auf Tropfen in ihr Gefäß niederfällt. Kein Wunder, daß sich viele von diesem Stunden langen Stehen im Sumpf tötliche Fieber holen und dahin gerafft werden. Aber der Vorrat von Kautschuckreben ist immerhin ein beschränkter, und wenn die unglücklichen Bewohner eines Dorfes ihren näheren Umkreis abgesucht haben, müssen sie weiter und weiter in den Urwald hinausziehen, um den kostbaren Saft zu suchen. Oft kommen sie in die Gebiete feindlicher Stämme und werden von diesen ohne Erbarmen niedergeschossen; oft fallen sie schutzlos den wilden Tieren des Urwaldes zur Beute; oft erliegen sie dem Fieber, der Ruhr und anderen Krankheiten. Sehr viele sehen ihr Heimathdorf nie wieder.

Nun kommen die Lieferungstermine; ihrem Christentume zum Hohne sind dieselben mit Vorliebe auf den Sonntag gelegt. Wehe dem unglücklichen Dorfe, welches seiner Wache nicht den geforderten Betrag abliefern kann. Dann werden einfach ein paar Dorfbewohner erschossen, ihre rechten Hände abgeschnitten und diese als Beweis der Widerspenstigkeit mit an den Kommissar eingeschickt. Das ist über-

haupt eine beliebte Praxis der Wachen, allen Leuten, die sie ermordet haben, zum Beweis ihrer Heldenthat die rechte Hand abzuschneiden. Diese wird dann am Feuer gedörrt, damit sie nicht verwest, und Dutzende, ja Hunderte solcher gedörrter Hände gehen an die Kommissare ab. Eines Tages berief einer der Kommissare seine Wachen um sich und verbot ihnen vor einer zahlreichen Volksmenge noch weiter in so unnützer Weise Menschen zu erschießen; aber als sich die Volksmenge zerstreut hatte, gab er denselben Wachen offen die Erlaubnis, ja den Befehl, noch weiter zu morden wie bisher! Kurze Zeit nachher kam eine Wache mit einem Korbe an der Missionsstation vorüber. Sjöblom hatte einen Missionar bei sich, der von diesen Greueln noch wenig gesehen hatte; er redete deshalb die Wache an: „Was hast du in dem Korbe?“ — „Hände für den Kommissar.“ „Packe sie aus, damit wir sie zählen!“ Er legte eine neben die andere; es waren 83 rechte Hände. „Aber es ist euch doch verboten, noch weiter Menschen zu morden?“ fuhr Sjöblom fort. „Ja, aber im Geheimen hat uns der Kommissar volle Freiheit gegeben, zu thun, was wir wollen.“ — Auf einer andern Missionsstation sahen die Missionare am Wege eine Frau liegen, sie war erschossen; ihre rechte Hand abgeschnitten, neben ihr lag ihr älteres Kind, gleichfalls erschossen und die rechte Hand abgeschnitten. Auf der andern Seite lag ihr junges Kind; sie hatten sich nicht einmal die Mühe genommen, es zu töten; sie wollten nur seine rechte Hand. Sie hatten zuerst die linke Hand genommen und angefangen zu schneiden; da bemerkten sie ihren Irrtum, ließen den blutenden Arm los und schnitten die rechte Hand ab; und so in seinem Blute schwimmend fanden die Missionare das Kind, wimmernd und sterbend. —

Und doch sind die also Ermordeten noch glücklich zu preisen gegen die, welche wegen ungenügender Lieferung gefangen genommen werden. Der Kongostaat braucht Soldaten, und er kann und will sie nicht bezahlen. Was ist einfacher, als so viel Eingeborene als möglich zu Gefangenen zu machen und sie in die Armee zu stecken! Da werden die kräftigsten Männer bei dem geringsten Anlaß oder auch ohne einen solchen gefangen genommen, in Boote gepackt und stromabwärts nach Leopoldville gesandt. Es ist nicht schwer, sie hunderte von Meilen weit in Booten zu verschicken, nur daß es an Nahrung mangelt, und die armen erhalten auf der vielleicht Wochen langen Reise nicht mehr zu essen, als eben erforderlich ist, um sie nicht verhungern zu lassen. So sind die meisten, wenn sie in Leopoldville ankommen, so schwach, daß sie kaum die paar hundert Schritte zu ihrem Schuppen gehen können. Nun sollten sie eigentlich über Land nach Boma marschieren, um dort einexerziert zu werden. Aber dazu sind sie zu schwach. So bleiben sie auf ihrem Ankunftsplatze und sterben wie die Fliegen. Alle Tage fahren Kanoes mit halb- und ganz toten Leuten mitten in den Strom hinaus und werfen dort ihre Ladung einfach über Bord. Tausende von Menschenleben werden so ohne Zweck und Ziel vernichtet.

Es ist ein kleiner Auszug von den entsetzlichen Greueln, was ich hier notiert habe; aber die Feder sträubt sich, noch weiter die unmenschlichen Grausamkeiten zu schildern. Und der Kapitän Salisbury, ein früherer Beamter des Kongostaates, erklärte, alles, was Missionar Sjöblom erzählt habe, sei wahr, ja es sei noch nicht der hundertste Teil der Wahrheit. Auf ein Prozent Grausamkeit in der Küstenregion kommen 10 Proz. in den noch von Weißen und Missionaren bewohnten Gebieten diesseit des Aequators, aber 100 Proz. Mord, Raub und Totschlag in den Gebieten jenseits des Aequators. Er müsse aber auf das dringendste warnen, ja nicht etwa einen Namen zu nennen; denn der Missionar und die Missionare der Gesellschaft, welcher er angehöre, seien ihres Lebens in Afrika nicht einen Tag sicher, wenn sie es wagten, solche Berichte unter ihrem Namen zu veröffentlichen. Es sei seine innerste Ueberzeugung, daß der unter dem Aushängeschild der Humanität gegründete Kongostaat weiter nichts sei, als eine entsetzliche Tyrannei voll Raub und Mord!

Die ganze Versammlung ging erschüttert mit dem Entschluß aus einander, das Gewissen aller christlichen Völker gegen diese Greuel aufzurufen."

In eben jener Versammlung hat Sjöblom nach dem mir vorliegenden stenographischen Bericht gesagt:

„Ich kenne 48 Dörfer, welche vollständig eingeäschert sind. Ich sage ausdrücklich vollständig, weil manche andere nur teilweise niedergebrannt sind. Ich bin außerdem durch 28 verlassene Dörfer gekommen. Die Eingeborenen hatten ihren Wohnplatz verlassen, um weiter Land einwärts zu ziehen."

Außerdem hat Sjöblom die schwersten Anklagen gegen den General-Gouverneur Wahis erhoben. Er macht ihm den Vorwurf, daß er die ihm angezeigten Vergehen nicht in genügender Weise habe untersuchen lassen; ja einmal habe er sich sogar geweigert, die Eingeborenen zu vernehmen, die ihm Sjöblom als Zeugen zur Stelle geschafft habe. Besonders sei folgender Fall hervorgehoben, den Sjöblom durch das Reutersche Bureau vor die Oeffentlichkeit gebracht hat.

Es verhält sich nach Sjöbloms Mitteilungen damit kurz folgendermaßen. Ende vorigen Jahres marschierte ein Trupp Regierungssoldaten in das Dorf Mandaka Vajugo, in der Nähe der Missionsstation, auf der Sjöblom arbeitete. Da die Eingeborenen, wie gewöhnlich beim Herannahen von Truppen flüchteten, zeigten die Soldaten mit ausgestreckten Händen Messingstangen, die dort übliche Tauschwaare, um anzudeuten, daß sie mit den Eingeborenen Handel treiben wollten. Dadurch sicher gemacht, kamen diese zurück. Aber nun wurden sie schleunigst von den Soldaten heimlich umstellt und angegriffen; einige 50 wurden dabei erschossen. Der Ueberfall geschah auf Anordnung des Distrikts-Kommissars; doch war bei der Ausführung kein Weißer zugegen. Sie war vertrauensvoll in die Hände eines schwarzen Sergeanten gelegt. Missionar

Banks, der Mitarbeiter Sjöbloms überzeugte sich, sobald die Nachricht von dem furchtbaren Vorkommnis auf die Missionsstation gekommen war, durch den Augenschein von der Sachlage. Er sah 20 bis 30 Leichen mit abgeschnittenen Händen in den Straßen des Dorfes; die übrigen Opfer des Ueberfalles befanden sich nach Angabe der Eingeborenen im Busch. Banks hatte aber an dem, was er im Dorfe gesehen, genug und ging nicht noch in den Wald, um auch die anderen verstümmelten Leichen zu sehen. Einige Tage darauf kam der General-Gouverneur auf seinem Rückmarsch aus dem Innern auf die Missionsstation und erfuhr hier von dem Ereignis. Darauf suchte er zunächst die Sache zu vertuschen. Als ihm dann aber mitgeteilt ward, daß der englische Konsul, der kurz vorher die Gegend bereist hatte, einen Bericht über die Angelegenheit eingefordert und erhalten habe, erklärte er, den betreffenden Offizier bestrafen zu wollen. Dieser wurde auch in der That zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt, — befand sich aber wunderbarer Weise fortwährend auf freiem Fuße. Schließlich erfuhren die Missionare, daß die Gefängnisstrafe darin bestehe, daß der verurteilte Offizier 5 Jahre ohne Urlaub im Kongostaate bleiben solle.

Es durfte erwartet werden, daß alle diese Anklagen nicht ohne Antwort blieben. In der That hat der General-Gouverneur sich öffentlich vertheidigt. Er hat unter dem 28. Mai einen ausführlichen Brief an die „Times“ gesandt. Ich kann ihn nicht im einzelnen mitteilen, indes will ich die Hauptpunkte beleuchten.

Da muß ich zunächst gestehen, daß die Antwort des General-Gouverneurs von vornherein einen merkwürdigen Eindruck dadurch macht, daß er im Laufe seines Schreibens erklärt: „Ich möchte an dieser Stelle beiläufig erwähnen, daß, wenn Herr Sjöblom thatsächlich nicht in Anklagezustand versetzt ist, dies lediglich deshalb nicht geschehen ist, weil unter den vorliegenden Umständen ein derartiges Vorgehen gegen ihn als ein Akt der Rache hätte erscheinen können und es wünschenswert war, dies zu vermeiden.“ Es handelt sich darum, daß auf grund von Aussagen von Eingeborenen, Sjöblom den Versuch gemacht haben soll, die Eingeborenen am linken Ufer des Ruvi zu veranlassen, den Vertrag Kautschuck zu sammeln, zu brechen und so in offenen Aufruhr gegen den Staat zu treten. Sjöblom hat dem General-Gouverneur persönlich mit aller Entschiedenheit erklärt, daß er niemals etwas derartiges gethan habe. Warum ist die Untersuchung nicht eingeleitet? Jedenfalls ist der Grund, den Wahis angiebt, nicht stichhaltig und ruft er den Verdacht wach, daß er seinen Gegner moralisch vernichten und dadurch seine Anklagen als unbegründet erscheinen lassen will.

Was nun die eigentliche Vertheidigung betrifft, so sucht der General-Gouverneur zunächst sich von dem Vorwurf zu reinigen, als habe er die vorgebrachten Beschwerden nicht genügend untersuchen lassen. Er erklärt, daß er keinen Grund gehabt habe, die von Sjöblom zusammen gebrachten Eingeborenen als Zeugen zu vernehmen;

denn er habe im Voraus gewußt, was sie aussagen würden. Es sei nichts Neues und nichts von Belang zu erwarten gewesen, so daß das bereits gefällte Urteil hätte abgeändert werden müssen. In der That eine merkwürdige Art, solche Sachen zu behandeln!

Weiter geht Wahis auf die Verstümmelung der Leichen durch das Abhauen der Hände ein. Er beruft sich darauf, daß die Sitte, die getöteten Feinde zu verstümmeln, in fast ganz Afrika verbreitet und es daher nicht zu verwundern sei, wenn die eingeborenen Soldaten des Kongostaates dieser Sitte gemäß gehandelt hätten. Indes seien die größten Anstrengungen gemacht, diese scheußliche Sitte abzuschaffen. Durch das Strafgesetz wird dies Verbrechen mit Zwangsarbeit von 2 Monaten bis zu 2 Jahren bestraft. Die Offiziere haben daneben die genauesten Befehle, ihre Untergebenen immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Verstümmelung ein schweres Verbrechen sei und mit harter Strafe geahndet werde. Das ist alles ganz schön und gut. Aber über die Hauptanklage in diesem Punkte geht der General-Gouverneur mit Stillschweigen hinweg, daß die Regierungssoldaten die abgehauenen Hände, nachdem sie am Feuer gedörrt waren, an die Kommissare abgeliefert haben; daß ein Kommissar zwar öffentlich, d. h. in Gegenwart der Eingeborenen den Posten in den Dörfern das Niederschießen von Eingeborenen verboten, ihnen insgeheim aber die volle Erlaubnis gegeben hat, nach wie vor so weiter zu handeln; ja daß ein Kommissar seinen untergebenen Posten eine Abkürzung ihrer Dienstzeit in Aussicht gestellt hat, wenn sie durch Ablieferung großer Quantitäten Kautschuck, oder wo der nicht gebracht würde, durch Ueberreichung von abgeschnittenen Händen — ein Zeichen, daß sie das Interesse des Staates durch rücksichtslose Strenge wahrgenommen haben, — sich seine Zufriedenheit und Anerkennung erwerben würden.

Ferner geht der General-Gouverneur auf den Ueberfall von Mandaka Vajugo ein. Er erkennt an, daß er vorgekommen ist; nur sei die Bestrafung wegen Steuerverweigerung notwendig gewesen und der Gebrauch der Waffen durch den thätlichen Widerstand der Einwohner hervorgerufen. Das Vorgehen sei durchaus gesetzlich gewesen und ein Mißgriff nur insofern geschehen, als die Ausführung des betreffenden Befehles einem schwarzen Sergeanten übertragen sei. „Der schuldige Offizier ist zurückgerufen," sagt der General-Gouverneur. Gewiß ist er das; aber ist das eine vollgiltige Strafe für sein Vergehen? Hat der Gouverneur eine Gewähr dafür, daß er in Zukunft die Eingeborenen mit Gerechtigkeit behandeln wird? Im übrigen vertheidigt sich der Gouverneur an dieser Stelle zunächst gegen einen nicht erhobenen Vorwurf. Es ist ganz und gar nicht behauptet worden, daß die Expedition gegen Mandaka Vajugo nicht durch Steuerverweigerung hervorgerufen worden sei, oder der Kommissar ohne in seinen Augen triftigen Grund den Befehl zu dem Vorgehen gegeben habe. Aber das ist behauptet, daß die armen Bewohner des Dorfes durch Hinterlist in eine Falle gelockt und dann einige 50 Leute niedergeschossen sind. Und hiergegen besagt das einfache:

„Die Bewohner leisteten Widerstand und verloren eine Anzahl ihrer Leute" rein gar nichts. Natürlich werden sie versucht haben, als sie sich umzingelt sahen, sich ihrer Haut zu wehren. Es hätte der Gouverneur feststellen sollen, wodurch die Leute zum Widerstand getrieben sind.

Natürlich erhebt Wahis auch dagegen Widerspruch, daß er zu Maßregeln gegen den schuldigen Offizier erst durch die Thatsache bewogen sei, daß der englische Konsul die Sache sich habe berichten lassen. Das kann man zu seiner Ehre ja annehmen; doch ist es auffallend, daß er an dieser Stelle ganz im allgemeinen gegen die Missionare im Bausch und Bogen die Klage erhebt: „Zu meinem Leidwesen habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß die Behörde bei einer Reihe von Missionaren nicht die Unterstützung gefunden hat, auf die sie bei ihnen wohl mit Recht hätte zählen dürfen." Im vorliegenden Falle beschwert er sich auch besonders darüber, daß Missionar Banks ihm die Geschichte nicht eher mitgeteilt habe, als bis er ihn auf seiner Rückreise aus dem Innern direkt gefragt habe, ob er irgend welche Klagen ihm vorzutragen habe. Der Grund, weshalb die Missionare so gehandelt haben, liegt nach dem Obigen klar am Tage: sie waren eben der Ueberzeugung, daß ihre etwaigen Klagen und Beschwerden keinen Erfolg haben würden.

Wenn der General-Gouverneur sich dann weiter darauf beruft, daß er wiederholt die peinliche Pflicht zu erfüllen gehabt habe, Europäer, sowohl Beamte als Privatpersonen, wegen Uebergriffe gegen die Eingeborenen zu bestrafen, und wenn er daraufhin sagt, daß der Kongostaat es wünscht, alle Vergehen dieser Art an das Gericht zu bringen, wie er ja eben zu diesem Zwecke auch die bekannte Kommission ins Leben gerufen habe, so halte ich das einfach für hohle Phrasen. Denn der General-Gouverneur ist einfach den Beweis dafür schuldig geblieben, daß im Innern des Kongo-Staates die Miachenschaften seiner Beamten gebührend bestraft worden sind. Ja ich gehe so weit, zu behaupten, der Kongostaat selbst ist Schuld daran, daß solche Dinge vorgekommen sind, ja an der Tagesordnung gewesen zu sein scheinen, wie sie Sjöblom in seinen Enthüllungen erhoben hat. Ehe ich aber darauf eingehe, möchte ich noch zweierlei in bezug auf den Brief des General-Gouverneurs sagen. Einmal, darin hat er Recht, daß er den Missionar Sjöblom fragt: „45 Dörfer sind verbrannt? Wo? Wann? Von wem?" Zum andern aber muß ich das Fazit ziehen, daß er mit seinem Briefe seinen Zweck, die Aussagen Sjöbloms zu entkräften, oder zu widerlegen, durchaus nicht erreicht hat.

Was nun aber die ausgesprochene Behauptung betrifft, daß der Kongostaat selbst an den vorgekommenen Greueln Schuld ist, so beruht sie darauf, daß der Staat mit aller Gewalt größtmögliche Einnahmen aus dem Lande, richtiger aus seiner Bewohnerschaft herauszuschlagen sucht. Das geht zur genüge aus den Verfügungen und Erlassen hervor, die in dem „Bulletin Officiel" im Laufe der Zeit veröffentlicht sind, und auf die ich bei anderer Gelegenheit vielleicht ausführlich

denn er habe im Voraus gewußt, was sie aussagen würden. Es sei nichts Neues und nichts von Belang zu erwarten gewesen, so daß das bereits gefällte Urteil hätte abgeändert werden müssen. In der That eine merkwürdige Art, solche Sachen zu behandeln!

Weiter geht Wahis auf die Verstümmelung der Leichen durch das Abhauen der Hände ein. Er beruft sich darauf, daß die Sitte, die getöteten Feinde zu verstümmeln, in fast ganz Afrika verbreitet und es daher nicht zu verwundern sei, wenn die eingeborenen Soldaten des Kongostaates dieser Sitte gemäß gehandelt hätten. Indes seien die größten Anstrengungen gemacht, diese scheußliche Sitte abzuschaffen. Durch das Strafgesetz wird dies Verbrechen mit Zwangsarbeit von 2 Monaten bis zu 2 Jahren bestraft. Die Offiziere haben daneben die genauesten Befehle, ihre Untergebenen immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Verstümmelung ein schweres Verbrechen sei und mit harter Strafe geahndet werde. Das ist alles ganz schön und gut. Aber über die Hauptanklage in diesem Punkte geht der General-Gouverneur mit Stillschweigen hinweg, daß die Regierungssoldaten die abgehauenen Hände, nachdem sie am Feuer gedörrt waren, an die Kommissare abgeliefert haben; daß ein Kommissar zwar öffentlich, d. h. in Gegenwart der Eingeborenen den Posten in den Dörfern das Niederschießen von Eingeborenen verboten, ihnen insgeheim aber die volle Erlaubnis gegeben hat, nach wie vor so weiter zu handeln; ja daß ein Kommissar seinen untergebenen Posten eine Abkürzung ihrer Dienstzeit in Aussicht gestellt hat, wenn sie durch Ablieferung großer Quantitäten Kautschuck, oder wo der nicht gebracht würde, durch Ueberreichung von abgeschnittenen Händen — ein Zeichen, daß sie das Interesse des Staates durch rücksichtslose Strenge wahrgenommen haben, — sich seine Zufriedenheit und Anerkennung erwerben würden.

Ferner geht der General-Gouverneur auf den Ueberfall von Mandaka Vajugo ein. Er erkennt an, daß er vorgekommen ist; nur sei die Bestrafung wegen Steuerverweigerung notwendig gewesen und der Gebrauch der Waffen durch den thätlichen Widerstand der Einwohner hervorgerufen. Das Vorgehen sei durchaus gesetzlich gewesen und ein Mißgriff nur insofern geschehen, als die Ausführung des betreffenden Befehles einem schwarzen Sergeanten übertragen sei. „Der schuldige Offizier ist zurückgerufen," sagt der General-Gouverneur. Gewiß ist er das; aber ist das eine vollgiltige Strafe für sein Vergehen? Hat der Gouverneur eine Gewähr dafür, daß er in Zukunft die Eingeborenen mit Gerechtigkeit behandeln wird? Im übrigen vertheidigt sich der Gouverneur an dieser Stelle zunächst gegen einen nicht erhobenen Vorwurf. Es ist ganz und gar nicht behauptet worden, daß die Expedition gegen Mandaka Vajugo nicht durch Steuerverweigerung hervorgerufen worden sei, oder der Kommissar ohne in seinen Augen triftigen Grund den Befehl zu dem Vorgehen gegeben habe. Aber das ist behauptet, daß die armen Bewohner des Dorfes durch Hinterlist in eine Falle gelockt und dann einige 50 Leute niedergeschossen sind. Und hiergegen besagt das einfache:

„Die Bewohner leisteten Widerstand und verloren eine Anzahl ihrer Leute“ rein gar nichts. Natürlich werden sie versucht haben, als sie sich umzingelt sahen, sich ihrer Haut zu wehren. Es hätte der Gouverneur feststellen sollen, wodurch die Leute zum Widerstand getrieben sind.

Natürlich erhebt Wahis auch dagegen Widerspruch, daß er zu Maßregeln gegen den schuldigen Offizier erst durch die Thatsache bewogen sei, daß der englische Konsul die Sache sich habe berichten lassen. Das kann man zu seiner Ehre ja annehmen; doch ist es auffallend, daß er an dieser Stelle ganz im allgemeinen gegen die Missionare im Bausch und Bogen die Klage erhebt: „Zu meinem Leidwesen habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß die Behörde bei einer Reihe von Missionaren nicht die Unterstützung gefunden hat, auf die sie bei ihnen wohl mit Recht hätte zählen dürfen.“ Im vorliegenden Falle beschwert er sich auch besonders darüber, daß Missionar Banks ihm die Geschichte nicht eher mitgeteilt habe, als bis er ihn auf seiner Rückreise aus dem Innern direkt gefragt habe, ob er irgend welche Klagen ihm vorzutragen habe. Der Grund, weshalb die Missionare so gehandelt haben, liegt nach dem Obigen klar am Tage: sie waren eben der Ueberzeugung, daß ihre etwaigen Klagen und Beschwerden keinen Erfolg haben würden.

Wenn der General-Gouverneur sich dann weiter darauf beruft, daß er wiederholt die peinliche Pflicht zu erfüllen gehabt habe, Europäer, sowohl Beamte als Privatpersonen, wegen Uebergriffe gegen die Eingeborenen zu bestrafen, und wenn er daraufhin sagt, daß der Kongostaat es wünscht, alle Vergehen dieser Art an das Gericht zu bringen, wie er ja eben zu diesem Zwecke auch die bekannte Kommission ins Leben gerufen habe, so halte ich das einfach für hohle Phrasen. Denn der General-Gouverneur ist einfach den Beweis dafür schuldig geblieben, daß im Innern des Kongo-Staates die Machenschaften seiner Beamten gebührend bestraft worden sind. Ja ich gehe so weit, zu behaupten, der Kongostaat selbst ist Schuld daran, daß solche Dinge vorgekommen sind, ja an der Tagesordnung gewesen zu sein scheinen, wie sie Sjöblom in seinen Enthüllungen erhoben hat. Ehe ich aber darauf eingehe, möchte ich noch zweierlei in bezug auf den Brief des General-Gouverneurs sagen. Einmal, darin hat er Recht, daß er den Missionar Sjöblom fragt: „45 Dörfer sind verbrannt? Wo? Wann? Von wem?“ Zum andern aber muß ich das Fazit ziehen, daß er mit seinem Briefe seinen Zweck, die Aussagen Sjöbloms zu entkräften, oder zu widerlegen, durchaus nicht erreicht hat.

Was nun aber die ausgesprochene Behauptung betrifft, daß der Kongostaat selbst an den vorgekommenen Greueln Schuld ist, so beruht sie darauf, daß der Staat mit aller Gewalt größtmögliche Einnahmen aus dem Lande, richtiger aus seiner Bewohnerschaft herauszuschlagen sucht. Das geht zur genüge aus den Verfügungen und Erlassen hervor, die in dem „Bulletin Officiel“ im Laufe der Zeit veröffentlicht sind, und auf die ich bei anderer Gelegenheit vielleicht ausführlich

zurück komme. Für diesmal mag es genügen, eine Verfügung anzuführen, welche allein schon hinreicht, zu beweisen, daß die Kongoregierung nicht so unschuldig ist, wie sie sich gern hinstellen möchte. Diese Verfügung ist datiert vom 29. September 1891 und ist, bezeichnend genug, nicht im „Bullutin Officiel" veröffentlicht. Sie besagt: In anbetracht der großen Ausgaben der ersten Einrichtung und im Blick auf die Notwendigkeit, mit den eingeborenen Häuptlingen gute Beziehungen zu unterhalten, werden die Kommissare des Ubanghi-Uelle- und des Aruwini-Uelle-Distrikts, sowie die Führer der Militär-Expeditionen am oberen Uelle und oberen Ubanghi angewiesen, die nötigen Maßnahmen zu treffen, um dem Staate die Landesprodukte, namentlich das Elfenbein und den Kautschuck zu sichern. —

Diese Verfügung gab dem Kommissar des Ubanghi-Uelle-Distriktes Veranlassung, folgende Bestimmungen zu treffen, die vom 15. Dezember 1891 datiert sind. Er weist die Leiter der Stationen Mongandi und Mobeka darin an, die Eingeborenen zu ermächtigen, unter der Bedingung Elefanten zu jagen, sowie Kautschuck und andere Pflanzen-Produkte zu sammeln, daß sie alles dem Staate abliefern. Wer das nicht thut, ist mit Konfiskation des Elfenbeins und des Kautschucks und außerdem mit einer hohen Geldstrafe oder mit Gefängnis zu bestrafen, ja auch der Käufer solchen „gestohlenen Gutes" soll in gleicher Weise bestraft werden. Derselbe Kommissar, sein Name ist übrigens M. Baert, hat einem Händler, namens M. Le Marinel, am 12. Februar 1892 auf seine Anfrage folgende Auskunft gegeben: „Ich bin entschlossen die Rechte des Staates auf seine Ländereien rücksichtslos geltend zu machen. Infolge dessen kann ich den Eingeborenen nicht erlauben, auch nur einen Teil des Kautschucks oder des Elfenbeins, welche diesen Ländereien entstammen, in ihrem eigenen Interesse zu verwenden, oder an andere zu verkaufen. Händler welche derartige Produkte von den Eingeborenen kaufen oder zu kaufen versuchen, die sie nur unter der Bedingung sammeln dürfen, daß sie sie dem Staate zur Verfügung stellen, machen sich nach meiner Auffassung der Annahme gestohlenen Gutes schuldig. Ich werde sie daher den Gerichten anzeigen, damit das Strafverfahren gegen sie eingeleitet wird". Wenn man zu dieser Verfügung und der hier vorliegenden praktischen Auslegung nun hinzu nimmt, das unter staatlichen Ländereien im Kongostaate alles Land verstanden wird, was von den Eingeborenen nicht bebaut ist, so liegt es auf der Hand, daß der Willkür gegen die letzteren in der That Thor und Thür geöffnet ist und kann man sich nicht wundern, daß solche Dinge vorgekommen sind, wie Sjöblom und andere sie mitgeteilt haben.

Die Frage liegt angesichts der offenbaren Mißstände im Kongostaate nahe, ob die Mächte, welche seiner Zeit die Gründung dieses Staates anerkannt und sanktioniert haben, nicht die Verpflichtung haben, dafür Sorge zu tragen, daß die Kongo-Regierung die menschen*freundlichen* Ziele, die ihr durch die Signatarmächte der Berliner

und Brüsseler Konferenz gesteckt sind, wirklich durchführt und ob sie nicht zugleich verpflichtet sind, von der Kongo-Regierung entschieden zu verlangen, daß sie der Mißwirtschaft ein Ende macht und Garantie dafür bietet, daß eine solche nicht wieder eintreten kann. Es liegt auf der Hand, daß die Mächte, im besonderen auch die deutsche Regierung, die wir ja natürlich nur um geeignete Maßnahmen angehen können, dazu um so eher geneigt sein werden, wenn ihnen der Beweis erbracht wird, daß der Kongostaat den Bestimmungen des Protokolls der Berliner Konferenz von 1884—85 nicht nachgekommen ist, sondern sie verletzt hat. Eine Untersuchung dieser Frage wird die „Afrika" in der nächsten Zeit bringen. Für jetzt ist es genug, daß gezeigt ist, welche Zustände im Kongostaate herrschen und welche „Wohlthaten" die eingeborene Bevölkerung von ihrer weißen Regierung empfängt.

Vereinsnachrichten.

An die Freunde von Deutsch-Ost-Afrika.

Der Evangelische Afrika Verein ist im Begriff im Hochlande von Usambara, einem herrlichen, gesunden und fieberfreien Gebirgslande, mit der im Bau begriffenen Usambara Eisenbahn leicht erreichbar, ein Sanatorium für die durch Fieber- und Sonnenglut ermatteten Vorarbeiter christlicher und deutscher Kultur und Gesittung, ohne Unterschied des Staates und der Konfession, aufzurichten. Die Bauten sind zum Teil schon aufgeführt. Die Mittel zu diesem ebenso notwendigen als barmherzigen Liebeswerke sollen teilweise durch eine Verloosung aufgebracht werden, genehmigt durch ministeriellen Erlaß vom 3. März d. J. Zur Verloosung gelangen hauptsächlich Gemälde und Bilder, darunter Geschenke von Sr. Majestät dem Kaiser, deutschen Fürstlichkeiten, deutschen Kunstmalern, aber auch sonstige Geschenke von Ost-Afrika- und Missions-Freunden. Es werden 25 000 Loose zu je 1 Mark ausgegeben, deren Vertrieb am 1. April d. J. begonnen hat. Die Ziehung findet am 15. November d. J. in Gadderbaum statt. Der Verloosungsplan mit 1515 Gewinne im Werte von 17 000 Mark steht auf der Rückseite der Loose.

Wir bitten um freundliche Abnahme von Loosen und sind gerne bereit eine größere Anzahl in Kommission zu geben. Loos-Bestellungen und Geldsendungen beliebe man unter der Adresse: „An den Evangelischen Afrika Verein in Gadderbaum bei Bielefeld" einzusenden.

Ohne treue Hilfe alter und neuer Freunde ist es uns unmöglich die Loose abzusetzen. Wir möchten darum recht dringend um Mitarbeiter werben, die unser armes Afrika lieb haben und sich der Mühe unterziehen eine Anzahl Loose unterzubringen. Wer aber dies Liebeswerk nicht gerne durch Abnahme von Loosen unterstützen möchte, ist ebenso herzlich gebeten, dem Unterzeichneten unter oben genannter Adresse sein Scherflein zukommen lassen zu wollen. Für jede Gabe in Geld oder in Natura in Gestalt irgend eines Kunstwerkes wird herzlich dankbar sein

Gadderbaum-Bielefeld, den 24. April 1897.

Der Evangelische Afrika-Verein.

J. A.:
F. Bodelschwingh, Pastor.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 29. Juni.)

Die Operationen der **englisch-ägyptischen** Truppen gegen den Mahdi möchten wohl in diesen Tagen bereits ihren Anfang genommen haben und man kann den Berichten des Hauptmanns Morgen, welcher auf seinen Posten zurückgekehrt ist, bald entgegensehen. Die Truppen stehen am linken Nil-Ufer so verteilt, daß sie die Zugänge von Omdurman, Metemmeh und Berber beherrschen, hinter ihnen vermitteln die Kanonenboote auf dem Strom die Verbindung. Die Eisenbahnlinie Wadi-Halfa-Dongola wird den gegen Abu-Hammed vorgehenden Truppen folgen, während die Wüstenbahn von Wadi-Halfa, welche auch bereits halbwegs Abu-Hammed fertig sein soll, bis zu diesem Ort erst dann verlängert werden kann, wenn er in Besitz genommen und gegen feindliche Unternehmungen durch Befestigungen gesichert sein wird. Es wird noch von einer dritten, von Suakin in der Richtung auf Berber begonnenen und im Februar bereits auf 30 km Länge hergestellten Bahnlinie berichtet. Diese Nachricht bedarf aber noch der Bestätigung. Zur Zeit befinden sich in Suakin die ägyptischen Truppen, welche die im vorigen Jahre dort aufgestellten, seitdem aber zurückgezogenen indischen Truppen ersetzt haben. Es wäre allerdings nicht undenkbar, daß man die Garnison von Suakin durch englische Truppen zu bilden und die dortigen ägyptischen auf Berber zu dirigieren beabsichtigt und in diesem Falle eine Eisenbahnlinie ihnen folgen ließe. Ein weiterer Vormarsch als bis Abu-

Hammed, höchstens nach Berber scheint aber für dieses Jahr gar nicht geplant zu sein; es mag die in vielen Beziehungen veränderte Situation im Sudan es ratsam erscheinen lassen, sich mit der Vervollständigung der 1896 gewonnenen Stellung zu begnügen und Italien, das Kassala abgeben möchte, abermals im Stich zu lassen.

Der Mahdi hat seine Truppen in Omdurman gesammelt, an dem Punkte, welcher als Depotplatz nicht nur alles Kriegsmaterial, sondern auch die hierfür errichteten Fabrikanlagen enthält und deshalb von ganz besonderer Wichtigkeit ist; die Armee von Darfur ist dorthin berufen und ihre Ankunft in El-Obeïd, der Hauptstadt der früheren ägyptischen Provinz Kordofan, ist im Monat Mai gemeldet worden; ein Kriegsrat der sämtlichen Emire wurde auf Mitte Juni zusammen berufen.

Die Aussichten des Mahdi haben sich insofern wesentlich gebessert, als ein gleichzeitiges Vorgehen der Truppen des Kongostaates, wie es zweifelsohne beabsichtigt und verabredet war, infolge der Empörung, welche unter ihnen ausgebrochen ist, unausführbar wurde (hierüber später!) und als der König Menelik wenig Neigung zu haben scheint, den Engländern in die Hände zu arbeiten.

Nachdem die Engländer Italien dem Negus gegenüber im Stich gelassen haben, scheinen sie auch das von ersterem ihnen angebotene Geschenk, Kassala, nur unter der Bedingung annehmen zu wollen, wenn ihnen auch die befestigten Posten, welche die Zugänge von der abessinischen Grenze her beherrschen, übergeben werden. Dies bezieht sich offenbar auf das Dreieck Massauah-Keren-Asmara, welches Italien zu räumen und unter seiner Suveränität unter einheimische Fürsten zu stellen gedenkt, während es seinen Besitz in **Erythräa** lediglich auf den Hafenplatz Massauah beschränken will. England möchte offenbar dieses Gebiet keiner rivalisierenden Macht überlassen und würde im Besitz dieser Hochebene auch dem Negus gegenüber eine wichtige Stellung einnehmen, was um so bedeutsamer wäre bei dem starken Einfluß, den Frankreich und Rußland in Abessinien bereits gewonnen haben.

Es mußte allgemein überraschen, daß die mit soviel Siegesbewußtsein vorbereitete englische Gesandtschaft des M. Rennell Rodd mit ihren sechs Riesen aus den ersten Familien des Landes mit einer für afrikanische Verhältnisse nur durch einen vollständigen Mißerfolg erklärlichen Schnelligkeit aus **Abessinien** wieder abreiste. Die französischen Zeitungen erzählen mit unverhüllter Schadenfreude, daß der Negus sie mit allem Pomp, aber — umgeben von einer Schaar eingeborener Riesen und einem Dutzend Franzosen empfangen hat. Wirkte dieser unvermutete Anblick schon verstimmend, so ließ des Königs Antwort auf die Anträge der Gesandtschaft noch viel deutlicher erkennen, daß er für die englische Freundschaft wenig Verständnis mehr habe, seitdem die Franzosen ihn so geschickt für sich zu gewinnen wußten.

Das Eisenbahnprojekt, welches früher erwähnt wurde, spielte wohl nur eine nebensächliche Rolle; das angebotene Bündnis sollte wohl dem französischen Einfluß entgegen arbeiten und England freie Hand sichern in seinen Operationen im Nil-Thale. Der Abessinier antwortete, daß er zum Abschlusse eines Vertrages nur unter der Bedingung einverstanden sei, daß die ihm benachbarten Mächte, nämlich Frankreich, Italien und die Türkei (als Souzerän Aegyptens) die zutreffenden Abmachungen bestätigten. Ferner soll er aber auch die Lösung der Streitfragen über den oberen Nil und die Sudan-Gebiete zur Sprache gebracht und gefordert haben, daß die sechs europäischen Großmächte Bürgschaft für den Bestand des ottomanischen Reiches übernehmen und für die Abgrenzung seines Landes gegen Italien vermittelnd eintreten sollten. Das wäre also die Aufrollung der ägyptischen Frage durch den Negus von Abessinien, woran die Engländer wohl niemals gedacht haben möchten.

Die Gesandtschaft, deren Mitglieder aber nach dem Bericht des Herrn Mondion nichts weniger als riesig waren, beeilte sich, wieder abzureisen; es sollen aber zwei Offiziere aus Aegypten nach dem Hafenplatze Raheita abgereist sein, angeblich wegen dessen Erwerbung von Italien. So wenig wahrscheinlich das klingt, so deuten doch verschiedene Aeußerungen der „Times" darauf hin, daß England keinem anderem Staate ein Eigentumsrecht an den Häfen des roten Meeres zugebilligt sehen möchte und alles aufbieten wird, um Italiens Besitzungen daselbst in keine anderen als seine eigenen Hände fallen zu lassen.

Die beiden Expeditionen des Prinzen Henri von Orleans und des M. Bonvalot sind in Addis-Abeba angekommen, nachdem die beiden Herren in Djibuti in einen unangenehmen Zwiespalt miteinander geraten waren, was um so auffallender ist, als sie in Asien lange Zeit Reisegenossen gewesen sind.

Der Gouverneur von **Deutsch-Ost-Afrika**, Oberst Liebert berichtet (im Kolonialblatt No. 11) außerordentlich günstig über die Verhältnisse, welche er bei seiner ersten Inspektionsreise in den Plantagen des nordöstlichen Gebietes (von Bagamojo bis Usambara) angetroffen hat. Neben dem Hauptbestandteil, dem Kaffeebaum (arabischer und Liberia-) verspricht an einzelnen Punkten (Kitopeni und Lewa) die Vanille gute Resultate; die Arbeiterfrage scheint einer günstigen Lösung entgegenzugehen, wofür die Sicherstellung ärztlicher Hilfe und gemeinsames Operieren der Plantagen vorteilhaft wirken, so daß man glaubt mit der Zeit die Hilfe asiatischer Arbeiter entbehren zu können; überall herrscht musterhafte Ordnung, wird für die Herstellung guter Wege und ihre Bepflanzung mit Bäumen viel gethan; überall bemerkt man das zunehmende Vertrauen der Bevölkerung, welche der Segnungen des Friedens unter dem Schutze der deutschen Herrschaft sich bewußt wird, und wenn sie auch noch weit davon entfernt ist, im allgemeinen sich zu einer anhaltenden Arbeitsleistung zu bequemen, so ist man doch bereits zu der Ansicht gelangt, daß der Eingeborene das Zeug

dazu hat, einen tüchtigen Arbeiter abzugeben; es handelt sich nur um die richtigen Mittel, ihn dazu zu erziehen. Daß in dieser Beziehung eine gerechte Besteuerung beitragen wird, kann man nach den Ausführungen wohl annehmen, welche der Major von Wißmann in seiner Rede über den wirthschaftlichen Wert Deutsch-Ostafrikas gelegentlich der Anfangs Juni in München abgehaltenen Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft gemacht hat. „Der Eingeborene hat überall jetzt eingesehen, daß wir für ihn sorgen, daß die Truppe jetzt nur noch zu seiner Sicherung da ist, daß wir Stationen bauen, Verkehrswege anlegen, um für die Bevölkerung Ruhe und Ordnung zu schaffen, daß wir ihm in Hungersnot helfen, daß wir ihn unterstützen, wo wir nur können. Es ist dem Eingeborenen viel verständlicher, für unsere Leistungen eine Gegenleistung zu gewähren, als alle diese Wohlthaten frei hinzunehmen. Ich erinnere daran, daß in Afrika niemand etwas schenkt, ohne ein mindestens ebenso wertvolles Gegengeschenk zu erwarten, und daß das Ausbleiben eines solchen sehr häufig Grund zu Streit und Krieg gewesen ist."

Der Kolonialrat hat in seinen Sitzungen am 24. bis 26. Mai sich dieser Auffassung durchaus angeschlossen und eine Kopfsteuer empfohlen, aber auch die in der zu beratenden Vorlage gewählte Häuser- und Hüttensteuer für annehmbar erklärt. Ferner wurde die Errichtung von Handwerkerschulen für die Eingeborenen (wie eine solche in Dar-es-Salaam in Absicht ist) unter Anlehnung an die bestehenden Erziehungsanstalten der Missionare empfohlen.

Auf's neue tauchen Gerüchte auf von einem drohenden Einfall der Massai in die Landschaften am Kilimandscharo. Bereits im April-Heft wurde dessen Erwähnung gethan, daß Compagnieführer Johannes an alle Niederlassungen jener Gegend eine Warnung hatte ergehen lassen. Hauptsächlich scheinen sich die Gerüchte auf die Nachrichten des Reisenden Dr. Schöller zu stützen; diese lauten dahin, daß sowohl die unter deutscher Oberhoheit stehenden Massai als die des Naiwascha-Gebietes sich zwischen Sosian und Suswa (auf englischem Gebiet) koncentriert nnd mit vielen Kriegern der Waaruscha zu dem Zwecke vereinigt hätten, um einen gemeinsamen Herrscher (man nennt Lenana als solchen) zu wählen und dann geschlossen gegen die Deutschen vorzugehen. Die Gerüchte, wenn auch übertrieben, sollen sich zum Teil bewahrheitet haben; von einem Vorgehen der Massai gegen die nunmehr vorbereiteten Stationen ist aber noch nichts bekannt geworden.

Erwähnenswert ist es, daß die bereits früher erwähnten Steinkohlen-Funde des Bergassessor Bernhardt 12 km vom nördlichen Ende des Njaßa-Sees sich als sehr wertvoll herausgestellt haben. Das Hauptflöz ist 5 und ein zweites über jenem 2,5 m mächtig. Zwei Arten von Kohle wechsellagern in Bänken von verschiedener Dicke, eine Glanzkohle, die bei nur 9% Aschengehalt 7000 Wärmeeinheiten entwickelt, und eine Mattkohle, die bei 15% Aschengehalt 6000 Wärmeeinheiten liefert. Die Nähe des Sees macht die Kohle für die Dampfschifffahrt sehr wertvoll, während anderseits eine Ver-

frachtung zur Küste wegen des Gebirgsterrains auf Schwierigkeiten stößt. Die Reichtümer unserer Kolonie an wertvollen Metallen sind nach Ansicht des Oberst von Trotha wenigstens im Seengebiet ganz bedeutend und auf seiner Reise besonders am Tanganjika ihm aufgefallen.

Bereits im 4. und 5. Heft ist der Kriegszüge Erwähnung gethan, welche der Gouverneur von Mosambik, Oberst Monzinko (er scheint avanciert zu sein) gegen aufständische Namarra-Stämme zu unternehmen gezwungen war. Jetzt wird aus Lissabon gemeldet, daß er die Hauptmacht unter Maguinguano (man schreibt 5000 Mann) mit seiner Streitmacht von 67 Europäern, 93 Eingeborenen aus Angola und 1200 aus den Küstengebieten der Delagoabai geschlagen habe und zwar hauptsächlich mit Hilfe von 2 Maximgeschützen. Nach dem Kampf am 3. Juni, der die Namarra 300 Tote (die Portugiesen nur 25 Verwundete) kostete, hat sich Maguinguano am 4. unterworfen, 50 angesehene Eingeborene als Geiseln und 2000 Gewehre übergeben, welch letztere fast ausschließlich neueres englisches Fabrikat waren. Es ist auffallend, daß man allerorten jetzt in Afrika bei aufsässigen Stämmen auf neue englische Gewehre stößt. Ich erinnere an die Kämpfe im Hinterlande von Togo.

Die Bahn von Beira ist 1 ½ km von Massikesse angelangt. Ueber die Entwickelung des Handels in Lourenço-Marquez im Jahre 1896 bringt das Kolonialblatt (No. 11) einen interessanten Bericht. Die Einfuhr stieg gegen 1895 von etwa 187 000 auf 268 000 Tonnen und für die schwierigen Landungsverhältnisse beginnt man auf Abhilfe zu denken, indem drei leistungsfähige Speditionsfirmen die Landungskonzession erhalten haben. Die immer zunehmenden Holzsendungen sollen nach Herstellung der notwendigen Anlagen von den Schiffen direkt in die Eisenbahnwagen gelöscht werden und die Kohlen brauchen nicht mehr wie bisher in Ponton an die Schiffe herangebracht zu werden. Durch die direkte Einbringung der Kohle wird den Schiffen viel Zeit gespart und die Bedeutung des Hafens als Kohlenstation wird stark zunehmen, zumal die — außerordentlich billige — Kohle beim weiteren Abbau der Flöze immer besser werden soll.

Aus dem **Maschonaland** kommt eine Stimme, welche gegen die Schönfärberei der englischen offiziellen Berichte protestiert. Die Minen-Kammer zu Salisbury hielt im April eine Versammlung ab und faßte eine Resolution, in welcher die Verwaltung aufgefordert wird, dem Kolonialsekretär, sowie der europäischen und südafrikanischen Presse per Kabel Mitteilung über den wahren Stand der Dinge zu machen und „darauf hinzuweisen, daß das Land noch ebenso unruhig ist wie vor einigen Monaten und daß es absolut unmöglich ist, mit Minenarbeiten vorzugehen.“ Wie man daraus entnehmen kann, sind all die Großthaten des Herrn C. Rhodes eitel blauer Dunst gewesen.

In der **südafrikanischen Republik** ist zur Zeit alles ruhig. Man feierte in Johannesburg das Diamantjubiläum der Königin

Viktoria mit einem Bankett, bei dem sich der Präsident Krüger durch Herrn Burger vertreten ließ, während er anderseits per Telegramm seine Glückwünsche nach London sandte; man schloß am Festtage alle Amtsstuben zum Zeichen der Sympathie für die Königin, ohne aber, wie direkt betont wurde, in diesem Höflichkeitsakt eine Anerkennung irgend welcher Souveränitätsrechte Großbritanniens andeuten zu wollen, auch wurde von Entsendung eines offiziellen Vertretens nach London abgesehen. Im übrigen verhält man sich abwartend und schafft unentwegt weiter an der Rüstung des Landes. Es ist ja von Anfang an auffallend gewesen, daß all das Geschrei der Engländer bis in das Kabinet hinauf in Transvaal kaum einen Widerhall fand, und, nachdem es nun wie mit einem Zauberschlage verstummt ist — sei es aus Rücksicht auf das Fest der Königin oder auf grund der diplomatischen Erfolge des Dr. Leyds in London — sieht man erst, daß der ganze Lärm, von dem Europa widerhallte, einzig und allein aus dem Inselreiche herrührte. Man soll sich deshalb aber auch nicht der Täuschung hingeben, als sei nun die Transvaal-Frage beigelegt; es bedarf nur der geringsten Veranlassung — ja es bedarf deren nicht einmal, um die ganze Wut Großbritanniens wieder wach zu rufen.

Deshalb steht Präsident Krüger auf dem richtigen Standpunkt, wenn er sagt: „Ich will Frieden, aber wenn ich geschlagen werde, dann schlage ich wieder" und wenn er sich vorsieht, daß er auch das Wiederschlagen mit dem nötigen Nachdruck besorgen kann. Schwere Geschütze sind jetzt in den Forts von Prätoria aufgestellt worden und die Zufuhr von Kriegsmaterial über Lourenço-Marquez dauert fort. Auch an dem Bau neuer Eisenbahnen wird rührig fortgearbeitet, so an der Linie nach Pietersburg, an welcher die Regierung mit mehr als 300 000 Pfund Sterling beteiligt ist. Die Streitkräfte der beiden vereinigten Republiken werden auf 80 000 Mann geschätzt.

Betreffs der Abmachungen, welche Dr. Leyds in London erreicht hat, verlautbart, daß man den Kardinalpunkt, die Souveränetät Großbritanniens und eine Abänderung der Konvention von 1884, beiderseits zu umgehen gewillt ist, über andere nebensächlichere Streitpunkte aber ein Schiedsgericht einzusetzen übereingekommen ist. Es wird abzuwarten sein, ob sich dieses bewahrheitet und bis zu welchem Grade die Engländer diese Vereinbarung — wenn sie getroffen ist — inne zu halten und zu respektieren sich genötigt fühlen.

In England geht man mit dem Gedanken um, für den **Oranje-Freistaat** in Bloemfontein einen britischen Vertreter einzusetzen, unzweifelhaft in der Absicht, auf die Regierung eine direkte Einwirkung ausüben zu können. Andererseits nahm der dortige Volksraad ein Gesetz an, welches nähere Bestimmungen enthält über die militärische Kooperation mit Transvaal, falls einer der beiden Staaten oder beide von einer fremden Macht angegriffen werden, eine direkte Folge des letzthin abgeschlossenen Bund-Vertrages.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** tritt die Frage der Rinderpest nunmehr in den Vordergrund, nachdem an ihrem Auftreten in dem deutschen Gebiet nicht mehr gezweifelt werden kann. Auf der Polizeistation Eros in unmittelbarer Nähe der Farm 5 (also unweit Windhoek) der Siedlungsgesellschaft ist sie ausgebrochen, nachdem verdächtige Fälle in Schaprivier, Gobabis und unter den Heerden von Tjetjo vorausgegangen waren. Dr. Kohlstock hat sich am 22. Mai von Kapstadt nach Tsoakhaubmund begeben, um auf Ersuchen des Landeshauptmanns Majors Leutwein Anordnungen zur Bekämpfung der Pest zu treffen. Nach einem von ihm aufgestellten und von Geheim-Rat Koch gebilligten Plane beabsichtigt Dr. Kohlstock mit mehreren in Kimberley mit Blutserum immunisierten Tieren in Tsoahaubkmund die erste Immunisierungsstation zu errichten, die zur Verfügung stehenden Tierärzte praktisch mit der Kochschen Impfmethode bekannt zu machen und zunächst den Rindviehbestand des Bezirks Tsoakhaubmund, insbesondere die Treckochsen, zu impfen. Dann will er auf der Straße nach Windhoek vorrücken und hierbei weitere Immunisierungen an geeigneten Plätzen vornehmen. Es wird sich nun hierbei erweisen, welche Ansichten über die Kochsche Impfmethode richtig sind. Sie gehen weit auseinander, indem einerseits ihr jede günstige Einwirkung abgesprochen, andererseits und zwar von Viehbesitzern, welche das Verfahren an ihren eigenen Beständen erprobt haben, doch immerhin eine wesentliche Herabminderung der Sterbefälle behauptet wird. Wohl mit Unrecht wird darauf hingewiesen, daß vielleicht in ähnlicher Weise, wie die blutigen Kämpfe mit Witbooi auch die Rinderpest unserer Kolonie zu einem segensreichen Fortschritt verhelfen kann. Einerseits sind nemlich die ins ungeheure angewachsenen Rinderheerden der Eingeborenen der Entwickelung der Farmer und Viehbesitzer sehr hinderlich, indem sie die Fleischpreise herunterdrücken und immer wieder Veranlassung geben zu den Versuchen der Stämme, sich gewaltsam weiter auszubreiten, während sie als Arbeitskräfte absolut unbrauchbar sind, so lange sie im Besitz ihrer Heerden bleiben. Gelingt es, durch sorgsame Pflege die Bestände der Ansiedler einigermaßen zu erhalten, während die der Eingeborenen naturgemäß bedeutend mehr leiden, so wird das Vieh im Wert steigen und werden die Eingeborenen vielleicht durch den Hunger gefügiger gemacht. Andererseits hofft man, angesichts der hohen Gefahr, welche eine Unterbrechung der Verbindungen mit der Küste für die Ansiedler und die Schutztruppe mit sich bringt, die Herstellung einer Feldbahn nun erreichen zu können. Ob aber nicht im Vertrauen auf die 450 Maultiere, welche die Regierung angekauft hat, auch dieses Eisenbahnprojekt bei Seite geschoben wird, um nur den Vorrechten einer Privatgesellschaft nicht zu nahe zu treten, ist sehr fraglich. Dem Südwest-Afrikaner erscheint es allerdings als ein Ding der Unmöglichkeit, daß man nicht in diesem Falle der äußersten Not das Recht der Selbsthilfe dem Staate zuerkennen sollte, daß er lieber eine in der Entwickelung begriffene Kolonie und die dort lebenden Europäer dem

Untergang preisgeben sollte, als die Rechte einer Gesellschaft antasten, welche nach erfolgter Vernichtung der Aussichten der Kolonie doch auch keinen Wert mehr haben.

Eine Nachricht, welche ein gerechtfertigtes Bedauern hervorrief, nämlich die von dem Tode Witbooi's, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Es war nur einer seiner Reiter der einem hinterlistigen Schuß zur Beute fiel, nicht unser langjähriger tapferer Gegner, welcher bisher das Vertrauen Leutweins so glänzend gerechtfertigt hat, indem er zum treuen Bundesgenossen der deutschen Schutztruppe und zum bezeiten Helfer bei jeder Gefahr geworden ist. In Anbetracht des hohen Ansehens, das er bei den Eingeborenen und ihren Kapitänen genießt, hätten wir viel an ihm verloren.

Major Leutwein hat angesichts der Rinderpest auf seinen Urlaub, den er soeben im begriff stand anzutreten, verzichtet und ist auf seinen Posten geblieben.

Ueber die Vorgänge bei den Truppen des **Kongo-Staates** ist nun endlich auch ein Licht verbreitet worden. An all den Gerüchten von dem Untergang der Expedition Dhanis einerseits, von der Revolte der eingeborenen Soldaten, die früher dementiert wurden, ist doch recht viel wahr gewesen. Unter dem Titel: Besitzergreifung des Terrains nördlich des Uelle bis zum Nil, auf das sich auszudehnen dem Kongo-Staat durch die mit England und Frankreich 1894 abgeschlossene Konvention das Recht eingeräumt worden war, wurde am Ende des vorigen Jahres eine große Truppenmacht aufgeboten. Eine erste Kolonne unter dem Kommandanten Chaltin brach im Dezember aus ihrem Lager in Dongu (am oberen Uelle oder seinem Nebenfluß Dongu) auf und erreichte am 14. Februar 1997 den Nil bei Redjaf, also etwa 30 km oberhalb Ludo der früheren Hauptstation Emin Paschas, eine prachtvolle fruchtbare Gegend, in welcher etwa 2000 Mahdisten sich niedergelassen hatten. Diese wurden nach Norden zurückgedrängt und Chaltin nahm von Redjaf Besitz. Eine zweite Kolonne brach unter Leroi von der Stanley-Falls-Station auf. Sie scheint in mehreren Staffeln marschiert zu sein, welche unter Delecourt, Julien und Louis Dhanis, dem Bruder des Kommandanten standen. Die Spitze der Kolonne erreichte unter Leroi Adirfi, den Echelons dehnten sich bis zum Obi aus, zusammen ungefähr 1000 Krieger. Dhanis selbst, welchem der Oberbefehl über die ganze Truppenmacht gegeben war, folgte mit einer dritten Kolonne und hatte Ekwanga zwischen Nejoko und Aruvimi erreicht, als das Mißgeschick die ganze Expedition ereilte. Unaufgeklärt, aus welchem Grunde, brach unter den eingeborenen Soldaten des Kapitän Leroi am 15. Februar eine Revolte aus, sie töteten ihre europäischen Offiziere und wandten sich hierauf mit Waffen und Munition südwärts, ihrer Heimat zu. Sie alle gehören den Batetela und Bakussu an, welche zwischen Sankurru und Lualaba sitzen, jenen schlimmsten Kannibalenstämmen, welche dem Kongostaat bereits einmal große Schwierigkeiten bereitet haben. Es war im Juni 1895, wo sich 200 bis 300 alte Soldaten, von Gongo-Lutete

(Luluaburg) empörten, ihren Kapitän Peltzer töteten, seinen Lieutenant Cascarl verwundeten und dann mit den Waffen sich ihrer Heimat zu wandten. Bei ihrer eigenartigen Taktik, wenn sie geschlagen wurden, sich stets nach allen Richtungen zu zerstreuen, und an einem anderen Punkte geschlossen wieder aufzutauchen, war es ein Jahre langes Jagen gewesen, das endlich im vorigen Jahre seinen Abschluß erreicht haben sollte (s. Heft 3 1897), nach neueren Nachrichten aber noch im Januar dieses Jahres ein Nachspiel hatte.

Die revoltierten Batetela Lerois trafen am 4. März das Detachement Delecourt (80 Mann) und warfen dieses zurück. Sie müssen auch die beiden anderen Abteilungen angetroffen haben, denn außer Leroi und seinen Offizieren fielen auch deren Führer, Julien, Delecourt und Lieutenant Dhanis. Nur 2 Offiziere Verhellen und Spelier, die gleichfalls für tot gehalten wurden, kamen am 14. April flüchtend im Fort Avakubi an. In Eckwanga stießen die Europäer am 18. März auf die Kolonne Dhanis, die Hälfte ihrer Mannschaft. lief zu ihnen über und der Rest mußte sich nach Avakubi zurückziehen Das Fort erschien dem Kommandanten völlig gesichert und er machte sich deshalb auf den Weg nach der Falls-Station, um hier früher als die Europäer einzutreffen. Seine Absicht ist, in Njangwe und Kassengo alle verfügbaren Truppen zusammenzuziehen und die Rebellen, die an 1500 Mann stark den Kongo überschreiten müssen, hierbei anzufallen und unterwerfen. Ueber die Kolonne Chaltin, welche gänzlich isoliert in Redjaf steht, fehlen alle weiteren Nachrichten. Einen Ansturm stärkerer Mahdistenhorden wird sie kaum Widerstand leisten können. Die Aufgabe, die Dhanis zu bewältigen hat, ist eine ungemein schwere, und es rächt sich jetzt bitter das bequeme, aber grenzenlos leichtsinnige Verfahren der Belgier, die wildesten Stämme sich zu Soldaten zu nehmen, bevor auch nur das geringste geschehen war, um sie zu gefügigen Werkzeugen in der Hand der wenigen europäischen Offiziere zu machen.

Die allen Anschein nach geplante Kooperation mit der englisch-ägyptischen Armee, um den Mahdi von zwei Seiten anzugreifen, ihn der getreidereichen Gegend von Lado zu berauben und seine Streitkräfte zu teilen, ist durch diese Revolte vereitelt worden. Für die in Redjaf ganz isoliert stehenden Truppen Chaltins würde es nun von ungemeiner Wichtigkeit sein, wenn von Norden die Truppen des Mahdi angegriffen und beschäftigt würden, damit sie nicht mit Uebermacht am oberen Nil aufzutreten im stande wären. Die Engländer scheinen aber, wie oben bereits angedeutet wurde, angesichts des den Belgiern widerfahrenen Mißgeschicks eine energische Offensive gegen Chartum aufgegeben zu haben und sich lediglich auf eine weitere Ausdehnung ihrer Stellung nach Osten beschränken zu wollen; wenigstens ist von den Truppensendungen nach Aegypten, welche notwendig wären, um dessen Armee für den Feldzug ganz frei zu machen, jetzt gar keine Rede mehr. Das heißt also, die Engländer lassen jetzt die Belgier ebenso im Stich, wie sie die Italiener im Kampf mit Abessinien im

Stich gelassen haben. Es ist die alte Geschichte. Sie lieben es und wissen es so einzurichten, daß andere für sie die Kastanien aus dem Feuer holen, hüten sich aber wohl, sich selbst die Finger zu verbrennen. Die in solchen Fällen getroffenen Abmachungen werden deshalb immer mit einem Schleier des Geheimnisses umgeben, damit man stets in der Lage ist, sie ableugnen zu können

Bei diesem Verhalten der englisch-ägyptischen Truppen wird der Mahdi bald gewahr werden, daß ihm von Norden keine ernste Gefahr droht. Vier Monate des Hochwassers des Nil können überhaupt nur ausgenutzt werden und wenn eine europäische Offensive nicht sobald als möglich sich fühlbar macht, kann er nach dieser Seite ruhig abwarten und eine starke Detachierung nach Süden vornehmen um die kongostaatliche Truppe, die ihm in Redjaf höchst hinderlich ist, hinauszuwerfen und das wichtige Gebiet zurück zu erobern. Es ist nicht nnwahrscheinlich, daß er dann die augenblickliche Lage des Kongo-Staates benutzt, dessen ganz von Truppen entblößte nördlichen Bezirke überfällt, am Uelle und Aruvimi verdrängt und hiermit den Kongostaat in eine äußerst unangenehme Lage versetzt. Und es ist anzunehmen, daß dann die Engländer mit Gewehr bei Fuß in Berber-Dongola stehen bleiben und zusehen, wie sie vor 12 Jahren fast unthätig dem Untergange Gordons in Chartum zugesehen haben.

Sofort nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten über den Aufstand in Belgien, ward die Absendung aller verfügbaren Truppen von der Küste und anderen Bezirken des Kongostaates nach Stanley-Falls-Station verfügt und wurden alle Vorkehrungen getroffen, um Dhanis so rasch als möglich mit Personal und Material zu unterstützen. Der Anfang Juni vom Kongo zurückkehrende Dampfer „Admiral" wurde in Antwerpen sofort wieder beladen und trat kaum eine Woche später abermals die Ausreise an; unmittelbar nach ihm liefen die Woermann-Dampfer „Eduard Bohlen" und „Carl Woermann" ein; sie nahmen 67 Offiziere, Unteroffiziere 2c. und eine Menge Kriegsbedürfnisse mit. Am 12. Juni ging ein weiterer Dampfer „Eboë" nach dem Kongo ab, kurz es ist die gewohnte Energie, mit der die Belgier alles daran setzen, um dieses neuen Mißgeschickes Herr zu werden.

Indessen schreitet der Bau der Kongo-Eisenbahn rüstig vorwärts; am 1. Juni lag das Geleise bis Kilometer 292 (28 Kilometer über dem Inkissi). Seit einem Jahr sind genau 100 Kilometer fertig gestellt und es fehlen nur noch 93, um die Verbindung zwischen dem oberen und unteren Kongo-Lauf herzustellen. Bei dem Bau der Eisenbahn sind 7921 schwarze Arbeiter — darunter 1335 Handwerker — beschäftigt. Von diesen entstammen Senegambien 1607, den englischen Kolonien 4559, Liberia 77, der Kongo-Küste 344 und anderen Teilen des Kongo-Staates 1334. Nach einer Mitteilung der „Independ. belge" herrscht zwischen den Senegalesen und den englischen Farbigen eine bittere Feindschaft, welche kürzlich zu einem Angriff der ersteren auf letztere und zu einem Kampfe geführt hat, wobei 20 Tote und 40 Verwundete liegen blieben. Das „Mouve-

ment géographique“ schreibt, daß die offiziellen Nachrichten nichts von einem solchen Streit enthalten.

Auf dem oberen Kongo befinden sich zur Zeit nicht weniger als 45 Dampfer, darunter Schiffe bis zu 40 Tonnen Gehalt. Es gehören 20 dem Kongostaat, 4 sind französisch, 9 belgischen Gesellschaften, 4 holländischen Handelshäusern, 5 Missionsgesellschaften und eins gehört der Kautschuk-Gesellschaft. Und wie mühsam mußten diese alle, in Traglasten zerlegt, einen Weg von nahe an 400 Kilometer durch schwierigstes Terrain dorthin geschafft werden. Demgegenüber erscheint es fast unbegreiflich, daß wir noch weder auf dem Viktoria-, noch auf dem Tanganika-See einen Dampfer haben und uns überall durch andere Staaten mit Schiffen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien zuvorkommen lassen.

In Leopoldville soll ein Hospital ähnlich dem in Boma bestehenden durch die Association congolaise et africaine de la Croix-Rouge errichtet werden.

Im „Kolonialblatt“ Nr. 12 wird ein Bericht des Gouverneurs von **Kamerun** über seine im Januar ausgeführte Inspektionsreise nach Yaunde veröffentlicht. Dieser ist sehr erfreulich, weil er von einer wesentlichen Besserung der Straßenverhältnisse, namentlich durch den bisher für fast undurchdringlich geltenden Urwaldgürtel östlich von Kribi, sowie von einer immer ausgebreiteteren Festigung der deutschen Herrschaft im Yaunde-Lande erzählt. Namentlich ist es ein Ngmoba-Häuptling Tanga, der durch einen zwangsweisen Aufenthalt an der Küste, in Kamerun, sich von der ihn überraschenden Machtfülle der Regierung überzeugte und seitdem ein durchaus loyaler Unterthan geworden ist. Einem kühnen Angriff des Lieutenant Dominik gelang es, die Heeresmacht des räuberischen Wute-Fürsten Ngila, welche die Expedition des Gouverneurs bedrohte, zu zersprengen, leider aber nicht, des Hauptlings selbst habhaft zu werden. Ein besonders vorteilhafter Erfolg dieser Inspektionsreise ist darin zu erblicken, daß die gesamte Haussa-Bevölkerung der Ngila-Stadt, etwa 250 Personen, sich dem Gouverneur auf dem Rückweg anschloß, um sich der Küste niederzulassen. Hierdurch glaubt der Gouverneur mit Recht den Handelsweg direkt von der Küste ins Hinterland, nach Yaunde und Adamana eröffnet zu haben, ein Ziel, zu dessen Erreichung schon so viel geopfert werden mußte.

Nach Liverpool wurde durch einen vom Flusse Rio del Rey am 21. Mai abgefahrenen Dampfer die Nachricht gebracht, daß eine Handelskarawane, welche für ein in Rio del Rey stationiertes schwedisches Haus bestimmt war, im Hinterlande von Kamerun von den Eingeborenen überfallen und geplündert, die Führer getötet seien. Der Gouverneur soll sofort eine Straferpedition auf dem Kanonenboot „Nachtigal“ entsendet und eine energische Bestrafung der Räuber durchgeführt haben. Ueber deren Stammesangehörigkeit fehlen bisher alle Angaben.

Ueber die bisherigen Unternehmungen der Franzosen im Hinterlande von **Togo** ist Folgendes zu berichten. Kapitän Baud brach in Gesellschaft von Vermeerich Ende 1896 von Dahomé auf und kam im Januar 1897 in Fada-n-Gurma an und setzte dort den von seinem Oberherrn Tunituriba vertriebenen Baudschande, welchen die Franzosen konsequenterweise für den Oberherrn von Gurma erklären, weil Decoeur mit ihm seinen Vertrag abgeschlossen hat, wieder ein, und befestigte ihn in seiner Macht durch mehrere siegreiche Gefechte mit seinen Vasallen (bei Tucuna, Barga, Tibga und Bilanga). Andererseits war der Herrscher Bakary von Mossi am 1. September 1896 von Lieutenant Voulet und Chanoine bei Wagadugu geschlagen worden; Voulet war dann nach Gumusi gegangen und hatte mit dessen Herrscher Hamariah einen Protektorats-Vertrag geschlossen. Da dieser sich im Kampfe mit einem Vasallen Samory's, Baba-To, befand, intervenierte Voulet hier auf eine noch nicht ganz klare Weise. Denn wenn er, wie französischerseits angegeben wird, an Samory einen Brief schrieb und ihn seiner Neutralität versicherte, so hatte das Protektorat recht wenig Nutzen für den angegriffenen Hamariah. Es handelte sich hier darum, den Engländern, welche von Aschanti aus vorgingen, zuvorzukommen; und das ist ihm besser geglückt, als Dr. Gruner in Gambaga, wo (s. Nr. 5) Mr. Stewart den deutschen Posten einfach aufgehoben hat. Nachdem Voulet in Sati (in Gumusi) eine Station etabliert hatte, marschierte er mit Chanoine gemeinsam nach Osten und vereinigte sich am 25. Februar mit Baud.

Der Bataillons-Kommandant Destenave hatte während dem in Segu eine Kolonne ausgerüstet, mit der er nach Wagadugu ging, um die neue französische Provinz Mossi weiter zu organisieren und für die anderen Expeditionen eine gesicherte Basis zu schaffen. Er ist dort verblieben als Kommandant von Mossi, während Baud zum Residenten in Gurma ernannt wurde. Dieses sind die Thatsachen, mit denen bei den in Paris schwebenden Verhandlungen wegen der Abgrenzung im Hinterlande von Togo zu rechnen ist, und welchen die bekannten Erfolge der Grunerschen Expedition gegenüberzustellen sind. Es kommt bei dem Vorhandensein von rechtsgiltigen Verträgen auf beiden Seiten vor allem darauf an, den Streit über den rechtmäßigen Oberherrscher von Gurma zum Austrag zu bringen; und nach den von Dr. Gruner und Lieutenant von Carnap beigebrachten Beweismitteln für Tunituriba sollte das doch wohl keine Unmöglichkeit sein. Selbstverständlich werden die französischen Delegierten alles aufbieten, um sich nicht den erstrebten und jetzt thatsächlich erreichten Zusammenhang des Hinterlandes von Dahomé mit dem westlichen französischen Sudan wieder entreißen zu lassen. Darin liegt die große Schwierigkeit.

Der Branntwein in Afrika.

(Fortsetzung.)

Der Branntweinhandel floriert und demgemäß verkommt das Volk in wirtschaftlicher, körperlicher, moralischer und geistiger Beziehung. Ich will das an Beispielen zeigen. Der Vakpostamm ist ein überaus tief gesunkenes Volk. Ich habe kaum irgendwo anders die Folgen der Trunksucht in erschreckenderer Weise wahrgenommen. Ein jeder, der sich auch nur ein paar Tage unter ihnen aufhält und ihr Leben und Treiben beobachtet, wird sich überzeugen können, daß dem so ist. Das Dorf Avhue, das dem Häuptling gehört, ist so elend und erbärmlich, wie man es sich kaum trauriger vorstellen kann. Als ich das letzte Mal dort war, fand ich keine einzige ganze Hütte. Der Häuptling, namens Amoyaw, selbst ist ein notorischer Trinker, vor dem kein einziges berauschendes Getränk sicher ist. Er hat nicht einmal ein eigenes Haus, sondern schläft bald hier bald da. So oft ich noch bei ihm war, war er nie nüchtern, immer bot er mir „abrofo nsa“ „Europäerwein“ an. Als ich ihm Vorstellungen machen wollte, und ihn versicherte, daß er sich durch das Schnapstrinken ruiniere, sagte er zu mir, ich solle es meinen Brüdern sagen, daß sie ihnen keinen mehr schicken, dann werde er von selber zu trinken aufhören. Er selber gestand dann, nachdem ich ihm doch etwas ins Gewissen geredet hatte, daß sein Kopfweh nur dann komme, wenn er zu viel Schnaps getrunken habe und wieder nüchtern sei. Auch leide er, sobald es etwas kühl sei, an Rheumatismus, den er früher, bevor er das Schnapstrinken angefangen hatte, gar nicht kannte. Er mag ein Mann von etwa 40 Jahren sein.

In Anfoe, das nur etwa $^3/_4$ Stunden von Vakpo entfernt ist, war ein Mann namens Kwame, der bei einem „Totenkostüm“ sich schon durch sein Trinken ausgezeichnet hatte. Zum Schlusse nahm er noch eine Flasche mit nach Hause, legte sich auf seine Matte und fing an zu singen und zu jubeln: „Auch dich vermag ich noch“, leerte die Flasche noch und war am andern Morgen tot.

Ein anderer Mann, namens Kwaku, hatte im letzten März Streit in Anfoe-Adame. In seinem Zorne trank der Mann eine ganze Flasche Schnaps in einem Zuge. Natürlich kam er in einen hoffnungslosen Zustand. Sie begossen ihn einen ganzen Tag mit kaltem Wasser, so daß er nach und nach wieder zu sich kam, aber bis heute hat er an den Folgen zu leiden und ist er arbeitsunfähig.

Die Anfoeer und Vakpoer und die südlichen Stämme holen ihren Schnaps hauptsächlich von Keta, wo sie eine Kiste mit 12 Flaschen zu 5—6 Schilling bekommen. Sie gehen nach Keta, weil es näher ist als das deutsche Lome und sie den Branntwein dort ebenso billig erhalten. Auch kommt jetzt der Schnaps in Tins nach Anfoe, wo derselbe gläschenweise zu 3 Pence gleich 25 Pfennigen verkauft wird. Der Schnaps in Flaschen wird auf dem Markt in

in Anfoe wie Geld angesehen. Da wird Yams verkauft zu 1 Schilling, oder einer Flasche Schnaps.

Im vorigen Jahre kam ich auf einer meiner Predigtreisen zu dem Dseme-Stamm, westlich von Anfoe am Volta. Als ich morgens etwa um 6 Uhr nach Komfa kam und die Glocken läuten ließ, kam niemand. Mein Begleiter und ich gingen in die Hütten, um nachzusehen, ob niemand zu Hause sei; jedoch siehe da! alle waren daheim. Aber in welchem Zustande! Alt und jung war noch besoffen, weil, wie wir dann schließlich noch erfuhren, tags zuvor ein Kostüm für einen Verstorbenen gemacht war. Also ein ganzes Dorf am andern Morgen noch betrunken, weil Schnaps verabreicht wurde, und zwar so betrunken, daß niemand im stande war, uns den Weg in das nächste Avhatei-Dorf zu zeigen. Als ich in diesem Jahre wieder hinkam, da wunderte ich mich nicht mehr: es war kaum ein ganz gesunder Mann zu sehen, und das Dörflein hat doch 80—100 Hütten, wovon aber die Hälfte am zusammenfallen ist. Ich fragte den dortigen Häuptling, woher es komme, daß seine „Stadt" so wenig ganze Häuser habe. Er antwortete: „Wir sind alle krank". Wie so? Ich erinnerte ihn an das, was ich im Jahre vorher gesehen. Darauf sagte er ganz frei und offen, daß sie alle zu viel Schnaps trinken, aber die Europäer seien Schuld daran. Früher haben sie auch baares Geld gehabt, aber jetzt gehe alles nach Keta; denn sobald einer etwas habe, kaufe er sich Schnaps dafür. Früher hätten sie nur Palmwein getrunken, aber jetzt sei der nicht einmal mehr den Weibern und Kindern gut genug, alle suchen und wollen nur Schnaps.

Auch Br. Clerk beteuerte mir und sagte, daß mir keiner, dem ich ein Glas Schnaps anbiete, dasselbe abschlagen werde. Jedoch sei ein Hauptältester in Worawora mit Namen Ampesa, der sage, der Schnaps sei schädlich, und ziehe deshalb den Palmwein vor. Der stehe ganz und gar auf seiten des Missionars, wenn dieser gegen den Schnaps predige. — Er sagte auch: „Früher hatten die Boëer mehr Palmwein; aber heutzutage kommt zu dem ohnehin starken Palmwein, der hier getrunken wird, noch der Uebelstand, daß der Schnaps immer mehr Anklang findet."

Auch die Eingeborenen selber verurteilen die Trinker. Wenn ein solcher etwas sagen will, so heißt es oft von ihm: „n' asem ye nsaasem" d. h. sein Wort, seine Sache ist eine Weinsache. Es kann sogar vorkommen, daß ein König oder Häuptling wegen seines übermässigen Trinkens abgesetzt wird, wie es einmal in Begoro der Fall gewesen sein soll.

Hier in Anum wurde mir gesagt, daß die Schnapstrinker fast durchweg die streitsüchtigsten Leute seien. Deshalb seien die Verwandten so eines Menschen, die ja immer, wenn einer eine Schuld auf sich ladet, einstehen und bezahlen müssen, stets auf der Hut, fangen und binden ihn, und bringen ihn hinter Schloß und Riegel, sobald sie merken, daß er trinke. Dadurch sichern sie sich vor Schulden, die die Trinker der Palaver und Streitigkeiten wegen bekommen.

Wenn man nachts, namentlich bei Mondschein auf die Straßen geht, wird man viele Betrunkene finden können, aber noch weit mehr, wenn man morgens früh in die Häuser geht. Der Neger steht auf, bevor es Tag wird, oder in der Morgendämmerung. Wenn man Leute noch um $^1/_2$7 Uhr auf ihren Matten liegen sieht, so ist etwas nicht in Ordnung; entweder ist solch ein Mensch krank, oder er schläft seinen Rausch aus. Das ist es gerade, daß die Leute den Schnaps namentlich auf ihren Matten trinken und ihr Pfeiflein dazu rauchen, ehe sie einschlafen!

Unbegreiflich ist bei allem dem die Herzlosigkeit so vieler Europäer, welche die Eingeborenen mit Schnaps überlisten, oder damit bei ihnen etwas zu stande bringen wollen. Wer auch immer nur meint, durch Schnapsgeschenke sich Ansehen und Einfluß verschaffen zu können, der betrügt sich selbst und gräbt sich den Boden unter den Füßen weg. Ein Eingeborener weiß ein ordentliches Stück Stoff zu einem Kleid wohl zu schätzen. Ich würde es einmal darauf ankommen lassen, wer mehr Einfluß bekommt, einer mit ordentlichem Zeug, oder einer mit einer Portion Schnaps, der im Preise gleich zu stehen kommt.

Noch unbegreiflicher ist die Behauptung so vieler Europäer, man könne in Afrika nicht reisen, oder keine Arbeiter bekommen, ohne Branntwein zu verabreichen. Das ist eine infame Lüge, die solche erfunden haben, die in Afrika noch nicht gereist sind, oder noch nie Arbeiter gesucht haben. Unsere Europäerstationen, die Außenstationen, und alle unsere Kapellen und Schulhäuser nebst sonstigen Arbeiten sind ein laut redendes Zeugnis, daß es keines Schnapses bedarf, um das alles fertig zu bringen. Oder sind etwa unsere Häuser weniger solid als die der Regierung oder der Kaufleute, oder sind sie teurer zu stehen gekommen, weil kein Schnaps verabreicht wurde? Wer wird sich auch in Afrika benebelten oder gar besoffenen Hängemattenträgern anvertrauen? Welcher Kaufmann an der Küste nimmt auch wohl einen Schnapslumpen in seine Dienste und vertraut ihm etwa einige Tausend Pfund an, so lange er einen rechtschaffenen, nüchternen und zuverlässigen Menschen haben kann? Gerade die Schnapshändler thun das am allerwenigsten.

Thatsache ist leider, daß der Schnapshandel um sich greift; das sieht man überall, wohin man nur kommt. Als ich vor 6 Jahren ins Land kam, war hier in der Umgegend noch keine einzige Schnapsschenke. Heute sind in Anum 3, in Boso eine, und drunten am Fluß, in Labolabo auch eine. Im deutschen Gebiete habe ich zwar noch keine Schenken gesehen, aber nur deshalb, weil jedermann handelt, wie er will und der Schnaps Tauschartikel geworden ist. Ja, ich glaube, wenn im deutschen Gebiete keine Gebühren für den Detailhandel erhoben werden, daß der Schnapshandel und Tausch immer mehr um sich greift und dadurch jede gedeihliche Entwickelung des Handels erstickt wird. Die deutsche Regierung sollte diese Lizenzgebühren für den Detailhandel möglichst bald einführen. Damit hat sie sich nach keiner andern Regierung zu richten und kann sie viel

Geld zum besten der Kolonie gewinnen. Das wäre ein Damm gegen das Eindringen des Schnapses unter die Volksmassen; der Schnaps würde wahrscheinlich auch etwas teurer, oder aber doch etwas „geistloser". In der Goldküstenkolonie muß jeder Detail-Schnapshändler halbjährlich 2,50 Pfd. Sterl. jährlich 5 Pfd. allein für die Lizenz bezahlen. Nun denke man sich Anum mit seinen ca. 5000 Einwohnern und 3 Schnapsbuden und wahrscheinlich giebt es bald noch mehr. Diese allein tragen der Regierung jährlich 300 Mark ein. Ich kann nicht genau angeben, wie viele Schnapsläden es auf der Goldküste giebt, aber im Kroboländchen ist deren Zahl, wenn auch nicht gerade Legion, so doch sehr groß; ebenso soll es in Akuapem und an der Küste sein.

Außerdem sollte der Zoll erhöht werden, wozu die Engländer sogleich bereit sind, sobald unsere Regierung den Schritt thun will.

Jedenfalls werden die Afrikaner den Mann, der sie vom Schnaps befreit, segnen, denn es giebt, Gott sei Dank! noch viele Eingeborene, die nicht nur keinen Schnaps trinken, sondern auch dagegen auftreten, und das sind nicht blos Christen, denen das Branntwein-Trinken verboten ist. Auch Heiden erkennen, daß der Schnaps das Verderben ihres Volkes ist. Br. Clerk war z. B. im Februar 1895 im Adeleland. Da hörte er, daß Tutuple Kwadwo, als eine Karawane von Evheern nach der andern, mit Schnaps beladen, ins Innere zog, sagte: „Bringt uns Stoff statt des Schnapses; wohin auch mit dem vielen Schnaps!" Jedenfalls wird das niemand wegstreiten können, daß, wo sehr viel Schnaps gesoffen wird, die Leute in der Zivilisation sehr zurück sind und fast nackt gehen, einfach, weil das wenige Geld, das da ist, dem Schnapsteufel geopfert wird.

Eine Diagnose des „Tropenkollers"

giebt Dr. G. Kolb in seiner eben erschienenen Broschüre: „Beiträge zu einer geographischen Pathologie Britisch Ost-Afrikas" auf Seite 48 und 49, die weitere Verbreitung verdient.

„Man bezeichnet sehr oft den Neger als ein großes Kind. Diese Ansicht ist falsch und hat zu den schwersten Mißgriffen geführt. Der Neger ist nicht nur kein Kind, sondern er ist sehr intelligent und in der Logik uns gewachsen. Ueberlegen ist er uns aber zweifellos in

Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, die er sich in dem vieltausendjährigen Kampfe ums Dasein mit den Gefahren der Wildnis erworben hat. Dem entsprechend sind auch seine psychischen Funktionen anders als die unsrigen und sie müssen es sein durch die Anpassung in vielen Jahrtausenden; hieraus ergiebt sich, daß seine Ansprüche in bezug auf das, was er zum leiblichen und geistigen Wohlbefinden für nötig hält, wesentlich andere sind als die unsrigen.

Diese unsere mangelhafte Kenntnis der Negernatur bildet den Angelpunkt für die lange Kette von Mißerfolgen, die seit der Zeit Vasco da Gamas bis heute alle Kulturversuche europäischer Völker bilden. Seinem Verständnis für die Negernatur hat der Araber seine Erfolge zu verdanken. (?) Wir bringen dem Schwarzen unsere Kultur auf, ohne untersucht zu haben, ob sie ihm statt eines Segens ein Fluch sein wird; wir wagen uns an eine Veredelung der Negernatur, ohne vorher in ehrlicher, wissenschaftlicher Weise erst diese Natur ergründet zu haben. Und weil wir leichtsinnig an diese herangetreten sind, haben wir Leute hinausgesandt, welche dieser Aufgabe nicht gewachsen waren; wir haben daher kein Recht, uns über das Unheil zu beklagen, das sie angerichtet haben, denn unsere gesunde Vernunft hätte uns sagen müssen, daß sie einer solchen Aufgabe, die selbst an den körperlich, geistig und moralisch Stärksten unerhörte Anforderungen stellt, nicht gewachsen sein konnten. Als ich einst morgens bei Sonnenaufgang zur Jagd auszog, saß ein Neger vor dem Dorfe auf einem Steine und schnitzte an einem Stecken. Als ich abends bei Sonnenuntergang heimkam, saß er noch da und schnitzte weiter; er hatte über dem Schnitzeln das Essen, Trinken und Schlafen vergessen. Denkt man sich unter einem Volke von solch beispielloser nervöser Ruhe und Urkraft einen armen, nervös überhasteten Europäer als Träger einer neuen, besseren Idee, dann versteht man die Behauptung vieler Reisenden, „das Afrikareisen mache nervös". Dann muß das Wort Tropenkoller allein schon fröstelnd, schauernd auf einen vernünftigen Menschen wirken. Es ist ja klar, wer geistig, wissenschaftlich und moralisch sich nicht seiner Aufgabe gewachsen fühlt, der wird unter den selbstbewußten, eigenwilligen Negernaturen sein Gleichgewicht verlieren und dann muß sehr bald die Flußpferdpeitsche dem unglückseligen Träger der höheren Kultur als letztes Hilfsmittel zur Bekämpfung seiner beständigen Angst und Verlegenheit dienen, wenn er, wiewohl vergebens, versucht, seine verlorene Position wieder zu gewinnen; nur unter so minderwertigen Leuten, ohne eine Spur von moralischem Werte ist es möglich gewesen, daß der Schnaps und die Negerdirnen eine solche Allmacht erlangen konnten, wie es heute in Afrika und zwar überall der Fall ist.

Wenn ich heute in meinen Tagebüchern die Anwendung der Peitschenhiebe verfolge bis zu dem Zeitpunkte, in welchem ich diese Strafe abschaffte, da kommt es mir immer klarer zum Bewußtsein, wie wenig ich damals meiner Aufgabe gewachsen war und doch war

sicherlich in meiner kleinen, nur 30 Mann zählenden Karawane in gefährlicher Gegend eine strengere Disziplin nötig als in den großen, oft über 1000 Leute zählenden Expeditionen, die heute zum Verderben der Eingeborenen Afrika durchziehen."

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

Neuß, Pfarrer, evangelischer Strafanstaltsgeistlicher zu Preungesheim bei Frankfurt a. M. **Die Deportation von Verbrechern nach unseren Kolonien.** Druck und Verlag von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M. — 1897. — Preis ?

Der Verfasser spricht sich für die Deportation aus und führt dafür die bekannten Gründe an, die uns um so weniger überzeugen können, als er sich mit der großen Gefahr, welche die Verbrecher für die Eingeborenen unserer Kolonien bedeuten würden, gar zu leicht abfindet. — Was übrigens das arme Südwest-Afrika den Herren, welche die Deportation vertreten, gethan hat, daß sie durchaus diese Kolonie mit den Sträflingen — beglücken wollen, ist ganz und gar nicht einzusehen. —er.

Dr. George Kolb. Beiträge zu einer geographischen Pathologie Britisch-Ostafrikas. Mit einer Tafel. Gießen 1897. Hof- und Universitätsdruckerei Curt v. Münchow. — Preis ?

Auf 50 Seiten legt der Verfasser die Ergebnisse seiner Reisen nieder, die er in den Jahren 1894—96 von Mombasa aus zur Erforschung von Ukambani und dem Keniagebiete unternommen hat. Seine Mitteilungen, die er in durchaus ansprechender Form darbietet, verdienen eine weite Verbreitung. Sie sind nicht blos für den Mediziner, sondern auch für den Ethnologen von Wert. Besonders aber möchten wir das Büchlein allen denen empfehlen, welche in die Tropen zu gehen beabsichtigen. Sie werden davon großen Nutzen haben; denn es enthält eine Anzahl praktischer Verhaltungsmaßregeln, deren Befolgung und Beobachtung leicht ausführbar ist und deren Nutzen der Verfasser selbst erprobt hat. Wer namentlich den Rat, in den Tropen sich des Alkohols zu enthalten, befolgt, wird nach der Ansicht des Verfassers wie gegen manches Leiden widerstandsfähig, so auch von vornherein gegen die gefährliche Krankheit des „Tropenkollers" ziemlich gefeit sein. Wir danken dem Verfasser jedenfalls herzlich für seine Gabe. —er.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Antropologische Studien. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von **Dr. Max**

Bartels. — Mit 11 lithographische Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Text. 9. bis 12. Lieferung. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1897.

Vollständig in 17 Lieferungen. Preis à 1,50 Mk. — Lieferung 17 zu 2 Mark.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit 300 Nebenkarten in 15 Lieferungen. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. 11. und 12. Lieferung (je 1,60 Mark).

Mit den vorliegenden beiden Lieferungen wird zunächst die große 4 Blatt-Karte der Schutzgebiete Kamerun und Togo in 1:2000000 vollständig, die auch einzeln (zum Preise von 4 Mark mit Text) zu haben ist. Gegenwärtig interessiert besonders die Karte des Hinterlandes von Togo, wo Deutsche, Engländer und Franzosen z. B. ein Wettrennen veranstalten nach dem Anschluß an einen Hafen des Niger. Auch das neue französische Fort bei Sai, das uns vom Niger abdrängen soll, ist bereits eingetragen. An Nebenkarten bieten diese Blätter ferner noch eine ethnographische und eine wirtschaftliche Uebersicht des Togolandes sowie die Togoküste in größerem Maßstabe, sodann Pläne von Lome, dem jetzigen, Sebbe, dem früheren Sitz der Landeshauptmannschaft, von Klein-Popo und der Kaiserl. Station Misahöhe. Das dritte Blatt dritte Blatt dieser neuen Lieferungen zeigt die deutsche Arbeit in Afrika, den Anteil der Deutschen an der Erforschung des Erdteils, farbig unterschieden nach ihren Auftraggebern; alle Märtyrer deutscher Afrikaforschung verzeichnet die Karte nach Todesort und -Jahr. Zahlreiche Pläne der früheren brandenburgischen Kolonien an der Goldküste und in „Barbarien" (nebst einem Siegel des preußischen Gouverneurs von Argien) vergegenwärtigen uns den Schauplatz der Kolonialbestrebungen des Großen Kurfürsten, während eine andere Nebenkarte uns mit der Darstellung der zahlreichen deutschen Faktoreien und Schiffslinien an der Küste Oberguineas in die Gegenwart führt. Das vierte Blatt endlich führt den ersten Teil des großen natürlichen Kolonisationsfeldes unseres Volkes, des „Osten", in einer Hauptkarte und zahlreichen Nebenkarten der Donauländer vor. Neben der Verbreitung der Deutschen im Jahre 1890 (in 6 Farbenstufen unterschieden) wird die einstige Ausdehnung deutscher Kolonisation gezeigt. Neben dem Bund der Zipser Städte und dem Krickerhäuer Gau treten besonders die „schwäbischen" Ackerbau-Kolonien Mittel- und Süd-Ungarns und die Sitze der zähen Siebenbürger Sachsen hervor; dem Entrüstungssturm über die Vergewaltigung der Deutschen Krains trägt eine Nebenkarte von Cilli und Umgebung Rechnung.

Maximilian Brose, Hauptmann a. D., Bibliothekar der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. **Die deutsche Kolonialliteratur von 1884—1893.** Mit einem Anhang: Verzeichnis von Werken, die sich auf fremdländische Kolonien beziehen und in der Bibliothek der Deutschen Kolonialgesellschaft vorhanden sind. — Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Berlin 1897. — Preis ?

Ein sicheres Nachschlagebuch, das allen, welche irgendwie mit unseren Kolonien sich wissenschaftlich beschäftigen, gute Dienste leisten wird.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altäre, Kanzeln, Taufsteine und deren Bekleidungen, Lesepulte, Gestühl, Altar-Aufsätze, Schalldeckel, Lieder- und Gedenktafeln, Altar-Gemälde, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altarleuchter, Kron- und Wandleuchter, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen. Hostien (1000 Stück 1,25 Mk.), ferner

Talare, Baretts und **Bäffchen** etc

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko **durch das Haupthaus in Lüdenscheid.**

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Die Kunstanstalt für Kirchen-Schmuck
von
Dr. C. Ernst, Berlin W 8, Kronenstr. 24,
versendet ihren
ausführlichen Katalog über sämtliche Kirchengeräte
(„Ratgeber bei der Auswahl und Anschaffung von Kirchengeräten“) **kostenlos.**

Eine Mitteilung über die gewünschten Abbildungen wird erbeten.

Im Juni gingen an Jahresbeiträgen ein:

Pfarrer Radecke, Rettert, 2 Mk. — Emma Liebezeit, Niederlahnstein, 3 Mk. — Pfarrer Kuntze, Lichtenberg, 3 Mk. — Superintendent Stöcke, Niederhenna, 3 Mk. — Stadtpfarrer Süßkind, Stuttgart, 3 Mk. — Dr. th. Cremer, Greifswald, 3 Mk. — Jul. Peter, Neusatzin Ungarn, 3,41 Mk. — Herm. Pröbsting, Berlin, 1 Mk. — Pfarrer Vömel, Ems, 10 Mk. — P. em. Hilliger, Niederlössnitz, 100 Mk. — Landesrat Meyer, Berlin, 3 Mk. — Hauptmann Klipfel, Brandenburg a. H. 5 Mk. — Krauß, Berlin, 3 Mk. — Rent. Klunziger, Stuttgart 5 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Briefmarken gingen im Juni ein:

Evangelischer Bund, Hauptverein in Gotha; Fräul. Cl. Müseler, Berlin; Reg.-Baumeister Senz, Cöln a. Rh.; Redakteur C. Wirths, Minden in Westfalen; Fräul. M. Jordan, Kuhhorst.

Den freundlichen Sammlerinnen und Sammlern besten Dank!

Die Schriftleitung.

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert ꝛc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Die Greuel im Kongostaate	193
Vereinsnachrichten	201
Afrikanische Nachrichten	202
Der Branntwein in Afrika	214
Eine Diagnose des „Tropenkollers"	217
Bücher-Besprechungen und -Anzeigen	219

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 8.

August 1897.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO 43, Friedenstraße 7.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Bahrenstedt
(Bz. Magdeburg)

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Aus dem Bereiche des Rheinischen Verbandes sind Bestellungen der „Afrika", sowie Geld- und Wertsendungen zu richten an den Schatzmeister des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld**, Dionysiusstraße 13.)

F. Adolph Schumann

Berlin C, Breitestr. 4

gegründet 1837

Magazin für Ausstattungen

in Porzellan und Glaswaaren,

Tafelservices für 12 Personen

(ächt Porzellan) von 35 Mark an,

Weiße Porzellanwaaren

für den täglichen Gebrauch

in den neuesten Formen verkaufe zu sehr billigen Preisen.

Großes Lager

von

decorierten Tafelservicen, Trink- und Waschgarnituren, Majoliken, Figuren 2c.

Musterbuch gratis und franco.

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

(Fortsetzung.)

III. Die Berichte der Bremer Missionare.

1) Der Bericht des Missionars K. Fies.

Ho, 15. August 1896.

Zur Frage 3: „Welche Bestimmungen vorbeugender Art bestehen über den Vertrieb des Branntweins im Innern, namentlich an Eingeborene, unter welchen Bedingungen darf der Handel erfolgen, aus welchen Gründen wird die Erlaubnis entzogen? Welche Lizenzabgaben werden erhoben?"

Ueber den Vertrieb des Branntweins hier im Innern bestehen keinerlei Bestimmungen, der Handel steht unter keiner Kontrole, Lizenzabgaben werden nicht erhoben. Die Leute von Ho und Umgegend, von Adaklu, Abutia, Sokode, Kpeiwe, Akoviewe, Tafiewe, Matse, Tamiobwe, Dzolo ꝛc. bis hinauf nach Avatime und noch weiter holen ihren Branntwein in Keta. Haben sie ihre Ware in Keta bezahlt, so stehen ihnen über den weiteren Vertrieb des Branntweins keinerlei Bestimmungen mehr im Wege.

Zu Frage 4: „In wie weit besteht von vornherein eine Hinneigung der Eingeborenen zu berauschenden Getränken?"

Bei Beantwortung dieser Frage ist wohl zu unterscheiden zwischen den Stämmen im Innern und denen an der Küste. Bei den Leuten an der Küste, die so zu sagen zwischen den Branntwein-Fässern und Flaschen groß werden, wird die Hinneigung zu berauschenden Getränken eine viel stärkere sein, als bei der Ackerbau treibenden, fleißigen Bevölkerung im Innern, wie etwa beim Ho-Stamm. Immerhin ist es aber eine nicht zu verkennende Thatsache, daß die Eingeborenen gern berauschende Getränke trinken. Dafür reden die wohl in jeder Stadt und jedem größeren Dorfe bestehenden sogenannten Kneipgesellschaften, von denen jedes Glied seinen besonderen Kneipnamen hat, und die sich fast täglich am Abend entweder auf dem Palmweinplatze im Busch oder auch zu Hause zusammen thun und kneipen, einen deutlichen Beweis.

Treffen den Neger schwere Schicksalsschläge, verliert einer Hab und Gut; stirbt jemand in der Familie, so wird er zu berauschenden Getränken greifen, um seine Schmerzen zu vergessen.

Ebenso im entgegengesetzten Falle, bei freudigen Ereignissen, wenn z. B. einer der Angehörigen aus der Familie, von der Sklaverei befreit, zurückkehrt; ferner nach der glücklichen Geburt eines Kindes oder noch mehr eines Zwillingpaares — in solchen und ähnlichen Fällen verfehlt der Neger nicht, seine Freude dadurch zu bezeugen, daß er mit seinen Freunden berauschenden Getränken gehörig zuspricht.

Leute, die schwere Arbeiten thun, wie Schmiede, Holzfäger ꝛc. haben große Neigung zum Trinken; sie behaupten: wir müssen berauschende Getränke haben, damit wir bei Kraft bleiben.

Will ein Eingeborener irgend einen schlimmen Streich ausführen, so wird er, um einerseits Mut zu bekommen und andererseits sich seiner schlechten That nicht zu schämen, vorher tüchtig trinken.

Wir machen die traurige Wahrnehmung, daß die Hinneigung zu berauschenden Getränken unter unserm Volke mit jedem Jahre wächst und zur Trunksucht wird, seitdem der Branntwein so reichlich, so billig, überall und zu jeder Tageszeit zu haben ist; diese traurige Thatsache wird ein jeder, der sich länger unter diesem Volke aufhält und mit seinen Verhältnissen vertraut wird, bestätigt finden. Würde man unser deutsches Sprichwort: „Gelegenheit macht Diebe" für hier umsetzen, so daß es lautete: „Gelegenheit macht Trinker", man würde damit eine tiefe Wahrheit aussprechen, wie später die Antwort auf Frage 7 deutlich zeigen wird.

Zu Frage 5: „Wie stand es und steht es mit dem Genuß heimischer Getränke? Sind die Materialien zur Herstellung derselben in genügendem Maße und zu jeder Zeit vorhanden? Werden diese Getränke regelmäßig oder nur periodisch bereitet und werden sie erst durch einen Gährungsprozeß, Zusatz von Pfeffer ꝛc. berauschend gemacht? Wie stellen sich die durch solche Getränke verursachten Betrunkenheiten in ihren dauernden Wirkungen gegenüber den Betrunkenheiten durch den Branntwein? Ziehen die Eingeborenen den Branntwein jetzt vor und weshalb?"

a. „Wie stand es und steht es mit dem Genuß heimischer Getränke? Sind die Materialien zur Herstellung derselben in genügendem Maße und zu jeder Zeit vorhanden?"

Die heimischen Getränke sind Palmwein, Mais- und Honigbier. Daß diese Getränke heute nicht mehr in so großen Quantitäten zubereitet und genossen werden, wie früher, ist gar keine Frage. Wir sind hier nicht in der glücklichen Lage, bei den Berichten über dieses Volk, seine Sitten und Gebräuche uns auf dieses oder jenes Buch berufen und sagen zu können: Seite so und so steht geschrieben . . . .; wir müssen uns auf mündliche Berichte beschränken; aber wenn die Leute uns sagen können: Das haben wir mit unseren Augen gesehen, das mit unseren Ohren gehört, so sind diese Berichte jedenfalls ebenso zuverlässig, als die schriftlichen. Unser Presbyter Kornelio Kwadzo, ein alter Mann mit ergrautem Haar, ein ehrenhafter und gediegener Charakter, erzählt mir:

„Früher in meiner Jugendzeit und ehe der Branntwein zu uns kam, hat man bei uns viel mehr Palmwein gemacht als in der Jetztzeit. War die Yamsernte vorbei und die Feldarbeit gethan, etwa im Dezember, zu Anfang der Harmattanzeit, so ließ eines Tages einer der Männer der Stadt oder des Dorfes, die viele Palmen hatten, sämmtliche junge Leute zu sich kommen und bat sie, ihm Palmen zu fällen. Diese Leute, hauptsächlich die Jünglinge und

jungen Männer, 20, 30—40 Personen machten sich an die Arbeit. Etwa am Abend des dritten Tages erklärten diese Arbeiter dem Palmenbesitzer, sie hätten 140—160—180 Palmen gefällt und wären jetzt müde. Dieser sagte ihnen, es ist gut, laßt es nur sein. Von jeder anderen Ho-Stadt wurde in derselben Zeit dasselbe geleistet, so daß vielleicht in einem Zeitraum von 14 Tagen von den 4 Ho-Städten allein 600—800 Palmen gefällt wurden. Waren die Palmen gefällt, so suchte sich der Eigentümer etwa 6 junge Männer und 5 Knaben, diese im Alter von 12—14 Jahren. Diese hatten ihm nun die Palmen zu bearbeiten und den Palmwein zu machen, was etwa 3 Monate Zeit in Anspruch nahm. Des Morgens gingen die Palmweinbauern in den Palmenwald an die Arbeit, am Abend kehrten sie heim. Was nicht auf dem Palmweinplatz verkauft wurde, brachte man, namentlich am Abend, dem Eigentümer nach Haus. Als Lohn bekam jeder der Palmweinbauern 4, jeder der Knaben 2 Palmen; den Wein hiervon verkauften sie; Essen erhielten sie von dem Arbeitgeber. Wenn die Bauern dem Palmweinbesitzer das Geld ablieferten, so pflegte dieser einem jeden der Männer 2 Mark, jedem Knaben 10—20 Pfg. als Geschenk zu geben. Dann am Schlusse wurde abgerechnet. Man bezahlte damals für eine große Kalabasse Palmwein des Morgens Bamsa d. i. 18 Kauris, nach dem damaligen Werte des Muschelgeldes 1 Pfg.; abends war mehr Palmwein zu haben und kostete dasselbe Maß nur 9 Kauris, $^1/_2$ Pfg. Der Wert des Muschelgeldes ist gegenwärtig sehr gering; dafür sind nun auch die Maße für den Palmweinverkauf viel kleiner geworden. Es ist Thatsache, daß man heute für dasselbe Maß Palmwein 2—3 mal so viel bezahlen muß als früher. Hierzu kommt, daß man jetzt an vielen Orten Wasser beimischt, was in früheren Zeiten nicht vorkam. Im übrigen wurde das ganze Jahr hindurch Palmwein bereitet, jedoch nicht in demselben Maße wie von Dezember bis März; aber immerhin war auch in den übrigen Monaten des Jahres, in denen die Feldarbeiten besorgt wurden, leicht Palmwein zu bekommen.

Heute steht jedoch die Sache anders. Während der Zeit der Feldarbeit ist es oft recht schwer, Palmwein zu bekommen. In der Zeit von Dezember bis März ist in Ho einem Palmenwaldbesitzer überhaupt nicht mehr die Möglichkeit gegeben, 100, 150, 180 Palmen fällen zu lassen. Die Leute wollen sich zu dieser leichten Arbeit nicht mehr hergeben. Dem einen ist sie zu schwer, ein anderer zieht es vor, Lasten von der Küste ins Innere zu tragen, ein dritter geht auf den Handel, ein vierter verfertigt Landeskleider und verkauft sie ꝛc. Diese Leute sagen sich: Fällen wir Palmen oder bereiten wir Palmwein, so haben wir weiter nichts, als jeden Tag, so lange der Saft läuft, etwas Palmwein; es ist uns ja aber Gelegenheit geboten, auf kürzerem Wege und auf viel angenehmere Weise uns Geld zu verdienen und mit diesem Gelde können wir uns zu jeder Tageszeit und so oft wir Verlangen danach haben sogar Branntwein verschaffen.

Will ein Mann während der Trockenzeit unbedingt aus seinen eigenen Palmen Wein haben, so werden nur seine nächsten Verwandten ihm behilflich sein und zwar nur, wenn er sie lange und dringend darum bittet; aber auch in diesem Falle werden sie ihm höchstens 16—20 Bäume fällen. Palmen hat er genug, ja mehr als früher." So weit Kornelio Kwadzo aus Ahliha. Andere bezeugen dasselbe.

Ein Beispiel aus neuester Zeit möge oben Gesagtes bestätigen. Gbe Kwasi in Lokui, eine Stunde von hier, besitzt einen ausgedehnten Palmenhain. Zu Anfang dieses Jahres hatte er eine größere Anzahl Leute aus dem nahen Aokode bestellt, die ihm gegen 100 Palmbäume fällten. Als dies geschehen war, bekam Gbe Kwasi keine Leute mehr zur weiteren Arbeit. Eines Tages kommt der Grasbrand und verbrennt ihm sämtliche Palmen.

Es ist natürlich sehr verschieden: in manchen Gegenden ist der Palmenreichtum größer wie in anderen, je nachdem der Boden beschaffen ist. Aber Oelpalmen giebt es überall und jederzeit, und wenn heute nicht mehr so viel Palmwein bereitet wird wie früher, so kommt das keineswegs daher, daß das Material hierzu nicht vorhanden wäre, oder der Neger seine Palmenwälder schonen wollte, sondern weil der Branntwein überall, jederzeit, ohne Mühe so billig zu haben ist. Ich habe über diesen Punkt verschiedene unserer Lehrer auf den Außenstationen befragt; ihre schriftlichen Antworten lauten dahin: Palmen giebt es jeder Zeit genug, sie können überhaupt nicht ausgehen.

Hinterläßt Jemand bei seinem Tode Palmen, so werden diese als ein wertvolles und willkommenes Erbteil betrachtet, daher läßt der Neger die Palmen sich nicht nur von selbst fortpflanzen, sondern er steckt auch Kerne und pflegt die Bäume.

Es ist darum eine ganz falsche und unrichtige Behauptung und zeugt von sehr wenig Kenntnis der Volks- und Landesverhältnisse, wenn die Vertreter der Branntwein-Einfuhr sagen: Wir müssen den Schwarzen den Branntwein bringen; thun wir das nicht, so sind in kurzer Zeit sämtliche Palmenwälder vernichtet, die Palmen ausgerottet und infolge dessen zum großen Schaden der Kolonie der Palmöl- und Palmkernhandel ruiniert. Der Neger muß einmal berauschende Getränke haben und die Palmen genügen ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht ꝛc.

Das sind ganz unhaltbare Behauptungen, die kein Neger glaubt. Ich bin vom direkten Gegenteil überzeugt; ich habe eine Reihe Christen und Heiden, auch solche Heiden, die den Branntwein nicht verschmähen und deren Namen jederzeit zur Verfügung stehen, gefragt und sie alle haben mir ohne Ausnahme und ohne sich lange zu besinnen, geantwortet: Kommt kein Branntwein mehr zu uns, so werden wir mehr als es jetzt geschieht, unsere Palmen pflegen, wir werden dieselben mehr und reichlicher als jetzt pflanzen; wir werden dann wieder den Wein trinken, der speziell für uns Afrikaner wächst und für uns

gut ist; es werden mehr Palmöl und Kerne verkauft werden können als jetzt.

Maisbier, liha, wurde früher, namentlich in den Küstengegenden, in großen Quantitäten bereitet und genossen. Das Bereiten dieses Bieres war bei vielen Frauen der Lebensberuf. Diese Frauen schickten ihre Kinder Freundinnen und Verwandten in die Städte, Dörfer und auf die Märkte und ließen dies Landesbier verkaufen; es war ein eigentlicher Handelsartikel. Beinahe in jeder Stadt und jedem Dorf wohnten 4—6—8—10 solche Bierbrauerinnen, von denen eine jede monatlich 20—30—40 Eimer Mais verarbeitete. Gewöhnlich waren diese Frauen unter sich befreundet und machten sich gegenseitig keine Konkurrenz. Die eine half der andern bei der Zubereitung, die sehr anstrengend war. Hatte eine Frau ihre Portion fertig gekocht, so fing die andere an ꝛc. Für eine große Kalabasse zahlte man nach unserm Gelde 1 Pfg.

Heute wird das Maisbier fast gar nicht mehr bereitet, höchstens noch in ganz geringen Quantitäten zu religiösen Zwecken; bei Totenkostümen kommt es auch ab und zu vor, daß neben Branntwein und Palmwein auch Maisbier vorgesetzt wird. Früher wurde dies Getränk das ganze Jahr hindurch zubereitet, verkauft und getrunken, heute kann man sogar in solchen Gegenden, wo das Maisbier zu Hause war, nur noch je und dann eine Frau auf dem Markte es feilbieten sehen.

Ich frug unsern alten Sprachlehrer J. Kwist, einen Anloer, dessen Mutter und Schwiegermutter die Zubereitung dieses Bieres professionsmäßig betrieben, nach dem Grund, warum dies nahrhafte und unschädliche Getränk heute nicht mehr zu haben sei. Er antwortete mir: „Es giebt keinen Mais mehr; früher bekam man eine Last Mais, wie sie ein erwachsenes Mädchen tragen konnte, für 10 string Kauris, nach dem damaligen Werte 20 Pfg.; für 50 Pfg. gab es für einen Mann eine schwere Last Korn; heute dagegen kosten 3 bis 4 Maiskolben 5 Pfg. Wollte früher eine Frau Bier machen, so bekam sie für 10 bis 20 Mark Mais genug; für dasselbe Quantum müßte sie heute 80 bis 100 Mark bezahlen; aber es ist heutiges Tages überhaupt nicht möglich, so viel Mais zu bekommen."

Ich: Warum giebt es nicht mehr soviel Mais?

Er: Weil es keine Farmer mehr giebt.

Ich: Wie so?

Er: Die Männer gehen auf den Handel, suchen andere Beschäftigung, weil sie auf diesem Wege rascher und leichter Geld verdienen.

Schließlich muß noch ein Umstand erwähnt werden: Seit etwa 4 Jahren kommen gewöhnlich kurz vor der Maisernte ungeheuere Heuschreckenschwärme und vernichten die schönsten Plantagen. Zu Anfang Mai dieses Jahres sah ich in dem nahen Avatime prächtige Maisfelder. Am Ende desselben Monats ging ich wieder denselben Weg. Es war ein recht trauriges Bild, was ich da sah; die Heu-

schrecken hatten fast alles vernichtet. Die Aussichten auf schlechten Ernteertrag haben vielen Bauern den Mut genommen, große Maisplantagen anzulegen. Wenn heute in Ho ein Neger Mais pflanzt, so thut er es nur, damit er und seine Familie etwas zu essen haben; kann er noch einen kleinen Bruchteil verkaufen, so ist er froh. Ich möchte aber ausdrücklich bemerken, daß schon seit einer Reihe von Jahren und bevor die Heuschreckenplage kam, kein Maisbier mehr bereitet wird. Der Grund, warum kein Maisbier mehr zu haben ist liegt tiefer. Im. Kwist sagte mir: „Alesike Jovuha le . . . . . d. h. je billiger der Branntwein wurde, desto seltener wurde Landesbier bereitet. Da nun heutzutage die Branntweinpreise in gar keinem Verhältnis stehen zur Arbeit und Mühe, die die Bereitung des Maisbieres erfordert, so hat dieselbe ganz aufgehört."

Honigbier, anjitsiha, wurde periodisch bereitet; man konnte dies Getränk nur herstellen, wenn es Honig gab; bewahrte jemand den Honig auf, so war ihm jederzeit die Möglichkeit gegeben, Honigbier zu machen. Man nahm einen Topf fertiges Maisbier und schüttete ca. 1. Liter Honig hinein. Nachdem tüchtig gerührt war, wurde der Topf luchtdicht verschlossen. Nun wurde ein Loch gegraben, der Topf hineingestellt, mit Erde zugedeckt, daß nichts mehr davon zu sehen war. Ueber der Erdschicht, die nun den Topf bedeckte, zündete man ein Feuer an. Die Hitze zog sich nach unten und erwärmte das Bier. Hatte man den nötigen Grad Wärme erreicht, so ließ man das Feuer ausgehen. Nach 3 Tagen nahm man den Topf heraus; nachdem das Bier erkaltet, konnte es sofort getrunken werden. Im Unterschiede von dem Maisbier, das sich nur wenige Tage hielt, konnte man dieses Honigbier Monate, ja über ein Jahr lang aufbewahren.

Das über das Maisbier Gesagte findet auch auf das Honigbier seine volle Anwendung, da es ja nur versüßtes Maisbier ist.

b. „Werden diese Getränke regelmäßig, oder nur periodisch bereitet und werden sie erst durch einen Gährungsprozeß, Zusatz von Pfeffer 2c. berauschend gemacht?"

Maisbier, nur mit Mais und Wasser bereitet, Honigbier, nur aus Maisbier und Honig bestehend, sind beides keine berauschenden Getränke. Maisbier pflegte man einem Gährungsprozeß zu unterwerfen; dies aber nicht, um es berauschend, sondern um es schmackhaft zu machen. War der Topf, in dem das Landesbier aufbewahrt wurde, leer geschöpft, so nahm man mittelst eines, vom Mais befreiten Kolbens, den Bodensatz heraus, trocknete diese Kolben auf dem Dach in der Sonne; waren die Töpfe mit neuem Bier gefüllt, so warf man in einen jeden einen solchen Kolben und sofort setzte der Gährungsprozeß ein. Gegohrenes Bier hielt sich nur 3 Tage während ungegohrenes mindestens 10 Tage aufbewahrt werden konnte.

Der Palmwein ist berauschend. Sobald derselbe aus der angezapften Palme in den darunter stehenden Topf läuft, fängt er an zu gähren. Der Palmwein wird morgens und abends einge-

sammelt. Bleibt er bis zum folgenden Morgen stehen, so hat er ausgegohren und ist zum aha safi, Palmweinessig geworden; er ist dann schwer genießbar. Diesen Palmweinessig trinken eigentlich nur die notorischen Trinker. Diese pflegen auch je und dann den Palmwein mit Branntwein vermischt zu trinken. Bei Totenkostümen wird der aha safi in großen Mengen getrunken. Die Leute können unmöglich so viel frischen Palmwein beschaffen, daß er für die vielen Gäste und und Teilnehmer reicht. Von den Angehörigen des Verstorbenen wird, etwa 14 Tage oder 3 Wochen, bevor die Festlichkeit beginnt, eine Anzahl Palmen gefällt und angezapft. Der Morgen- und Abendsaft wird jeden Tag in einen großen Topf gegossen. Der Palmwein wird nun bald sauer; der neue Saft, der jeden Tag hinzugegossen wird, erhält den alten; immerhin aber ist Gefahr da, daß das ganze Quantum nach dem 9. Tage verdirbt, oder „zu stark" wird; merken das die Leute, so werfen sie gestoßenen Pfeffer und Holzasche hinein. Dies thun sie aber nicht, um das Getränk noch stärker zu machen, es ist ja bereits Palmweinessig, sondern damit es nicht verderbe. Dieser aha safi ist sehr berauschend.

c. „Wie stellen sich die durch solche Getränke verursachten Betrunkenheiten in ihren dauernden Wirkungen gegenüber den Betrunkenheiten durch den Branntwein?"

Nach dem Zeugnis der Eingeborenen sind Mais- und Honigbier durchaus unschädlich und nicht berauschend. Es kann also bei Behandlung unsrer Frage nur vom Palmwein und Branntwein die Rede sein.

Ueber die Wirkungen des Palmweins hat Missionar Spieth ausführlich berichtet. Sein Urteil, in No. 5 und 6 der vom ev. Afrika-Verein zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Afrika" (3. Jahrgang) abgedruckt, ist durchaus richtig und ich kann es nach allem, was ich gesehen und gehört, nur unterschreiben. Trinkt einer im Laufe des Vormittags so viel Palmwein, daß er berauscht ist, so legt er sich zu Haus auf seine Matte und schläft. Gegen Abend wacht er von selbst auf und verlangt von seiner Frau Badewasser. Nachdem er ein Bad genommen, sagt er seiner Frau: „ich habe heute einen Rausch und nichts gegessen." Sobald er gegessen, ist er wieder „hell" und kann wieder trinken; jedenfalls kann er am andern Morgen auf die Plantage gehen. Trinkt sich einer gegen Abend einen Palmweinrausch an, so hat er ihn bis zum folgenden Morgen verschlafen. Der betreffende hat wohl, wenn der Rausch sehr stark war, am Morgen noch etwas Kopfweh, er kann aber essen und geht jedenfalls am Nachmittag wieder an die Arbeit.

Unser Evangelistenschüler William Soga aus Avetile, zur Zeit in Ho, erzählt mir: „In meiner Heimat Avetile wohnt ein Schmied, Namens Bosoku, der trinkt jeden Tag seine 10—13 Kalabassen Palmwein, wenn er sie bekommen kann; dabei fühlt er sich wohl und verrichtet seine Arbeit. Dabei hat der Mann einen scharfen Verstand und ein gesundes Urteil; nicht selten kommen die Ortsbe-

wohner mit ihren Angelegenheiten zu ihm und bitten um seinen Rat. Schnaps trinkt Bosoku nie." Im Jahre 1892 hatten wir in Blengo einen Taufbewerber aus Avetile. Der erzählte mir, er hätte früher jeden Tag 8—10 Kalabassen Palmwein trinken können; dabei ging er jeden Tag auf die Jagd, da er Jäger war. Ich kenne Leute die müssen jeden Tag ihr Quantum Palmwein haben, thun aber ihre Arbeit ebenso wie andere, die weniger oder nur höchst selten trinken.

Die eigentlichen Trunkenbolde kahatsunolawo, trinken heutzutage eben nicht nur jede Art von Palmwein, Palmweinessig, sondern auch Branntwein. Bei solchen Säufern, die eigentlich nie mehr aus dem Palmweinrausch herauskommen, zeigen sich, wenn auch nicht so rasch, sondern gewöhnlich erst nach Verfluß einiger Jahre, Krankheitssymptome. Die Unterleibsorgane funktionieren nicht mehr, hauptsächlich sind es Blasenleiden und Magenbeschwerden, an denen diese Leute zu grunde gehen. Solche Fälle sind jedoch höchst selten, wie ich aus eigener Erfahrung konstatieren kann. Ich habe hier einige Jahre hindurch fast täglich Kranke behandelt. Ich hatte es mehr mit den Folgen übermäßigen Branntwein-Genusses als mit denjenigen übermäßigen Palmweingenusses zu thun. Nach dem Urteil der Neger tötet der Palmwein die Leute nicht. Heute Vormittag begegnete ich einem notorischen Trinker. Ich frug ihn: Wenn du einen Palmweinrausch hast, wann bist du wieder frei? Er: am andern Morgen. Ich: wenn du einen Schnapsrausch, wie gehts dir dann? Er: ein starker Schnapsrausch hält mich 3 Tage.

Dza Kwami aus Heve, ein rechter Trunkenbold, sagt mir: „Früher habe ich einmal 2 Gläschen Branntwein getrunken; es war nachmittags: ich hatte einen starken Rausch, legte mich hin und schlief. Gegen Abend schütteten meine Angehörigen so lange kaltes Wasser über mich, bis ich erwachte. Ich mußte nun Galle erbrechen. Hierauf legte ich mich wieder auf die Matte. Am folgenden Tage konnte ich absolut nichts essen, nur Wasser trinken; denn in meinem Hals hatte ich das Gefühl, als ob alles wund wäre. Erst am 3. Tage konnte ich etwas genießen. Ich fühlte aber in allen meinen Gliedern eine große Mattigkeit und hatte Kopfweh. Wenn ich heute, am Nachmittag, 2 Glas trinke, so habe ich auch einen Rausch, ich lege mich dann hin und wenn ich am andern Morgen erwache, ist alles vorbei und kann ich wieder essen. Mit 3 Gläschen habe ich am folgenden Morgen noch starkes Kopfweh und Herzklopfen. Mit 4—5 Gläschen bin ich vor 3 Tagen nicht wieder hergestellt. 6 Gläschen, 1 Flasche enthält 8 Gläschen, habe ich noch nie auf einmal getrunken, aber ich weiß, sie würden mich umbringen. Einen Palmweinrausch schlafe ich in kurzer Zeit aus, erwache mit Appetit und ohne Kopfweh und Herzklopfen." So weit dieser notorische Trinker, der jeder Zeit jede Art Palmwein und Branntwein trinkt.

Sehr oft setzt bei einem, der sich mit Branntwein betrunken, schon am 2. Tag hohes Fieber (asra) ein. Begleiterscheinungen sind: starkes Kopfweh, Durchfall, Erbrechen, starker Durst, Frieren.

Dieses Fieber nimmt zuweilen, falls der Betrunkene oder Kranke nicht die richtige Behandlung erfährt, einen letalen Ausgang. Kornelio Kwadzo, unser Presbyter in Ahliha, sagt mir: „Wenn einer einen starken Schnapsrausch hat und niemand um ihn ist, der ihm hilft, so stirbt er. Das zu beobachten, hatte ich schon vor ca. 20 Jahren Gelegenheit. In der Königstadt Wegbe wohnte ein junger Mann, Namens Adikra, Glied der Königsfamilie. Es hielten sich damals Händler aus Mafi in Wegbe auf. Eines Tages starb einer dieser Mafier. Anläßlich dieses Trauerfalles wurde tüchtig Branntwein getrunken. Am folgenden Morgen packten Mafier ihren Toten in ein Tuch und machten sich auf den Weg nach ihrer Heimat. Einige Wegbeer, darunter auch Adikra, begleiteten sie ein Stück Weges. Als die Wegbeer auf dem Adaklu-Weg nun umkehrten, gab einer der Mafier dem Adikra 1 Flasche Branntwein als Dank für die Begleitung und bemerkte dazu, Adikra möchte sie mit seinen Freunden zu Haus trinken. Adikra sagt aber nichts von dem Geschenk, nimmt die Flasche in sein Haus und trinkt sie allein aus. Er legt sich nun hin und schläft, es war vormittags, und schläft immer weiter; die Angehörigen meinen, er schlafe seinen Rausch vom vorigen Abend aus und lassen ihn schlafen. Am andern Morgen war Adikra tot, am Nachmittag desselben Tages hat man ihn beerdigt; ich war an seinem Grab."

Ich lasse für die schädlichen Wirkungen des Branntwein noch ein Beispiel folgen. Wilhelm Lengo, Evangelist in Abuadi, am Adaklu, sagt mir: „Als wir im Jahre 1892 in Amedschovhe die Kapelle bauten, arbeitete neben mir ein Maurer Te. Dieser Te war ein großer Schnapstrinker. Er trank jeden Tag während der Arbeitspausen und am Abend 2 Flaschen Branntwein, des Sonntags brachte er es noch höher. Eines Abends wurde er vom Avatime-König Adzatekpo nach Waue gerufen, woselbst er in einem alten Palaver, das jetzt beendigt werden sollte, sein Zeugnis abzugeben hatte. An einem Samstag Nachmittag, nach Beendigung der Arbeit, geht Te nach Waue. Der König frug ihn: kannst du zeugen? Te: ja; aber ich verlange 80 Mk., bevor ich meinen Mund aufthue. Der König sagte: Gut, du bekommst jetzt 20 Mk. Haben wir dein Zeugnis gehört und ist es derart, daß wir den Rechtsspruch thun können, so sollst du die übrigen 60 Mk. haben. Te willigte ein und sofort wurden ihm vom König 20 Mk. ausbezahlt. Hierauf gab Te sein Zeugnis ab. Das war am Samstag Nachmittag. Am Sonntag Abend hatte Te schon seine 20 Mk. versoffen. Am Montag kam er mit starkem Rausch nach Haus. Am Diensstag trank er weiter und kam nicht zur Arbeit. Der König Adzatekpo war von Waue gekommen, ihn wegen der Sache noch einmal zu befragen. Te wartete dem Besuch auf mit Branntwein und trank selbst mit. Ich war gegenwärtig, als Te im Rausch das Schnapsglas nahm, es mit Branntwein füllte und nun noch Pain-expeller, — ein unter den Eingeborenen sehr beliebtes und scharfes Mittel zum Einreiben

gegen rheumatische Schmerzen 2c., auch innerlich, aber nur tropfenweise einzunehmen; in den Faktoreien an der Küste käuflich; die Flasche 1,50 Mk. — hinzugoß, damit es recht pikant schmeckte. Ehe ich ihm abwehren konnte, hatte er das Gläschen schon geleert. Ich sagte ihm ausdrücklich, wenn du so fort machst, so bringt dir das sicher den Tod. Er bot mir auch Branntwein an, ich nahm aber keinen von ihm. Am Mittwoch Nachmittag kam er wieder zur Arbeit, er hustete oft, die Stimme war gebrochen, auch klagte er über Halsschmerzen. Donnerstag und Freitag trank er nicht; es wurde schlimmer. Am Samstag kam er noch auf den Bauplatz, konnte aber nichts mehr thun. Um 10 Uhr vorm. ging er heim und legte sich. Seinen Lohn nahm ich in Empfang und überbrachte ihm denselben. Den ganzen Samstag konnte er nichts essen, der Husten wurde heftiger. Am Sonntag aß er, mußte aber alles erbrechen; er saß beim Feuer und fror stark. Am Montag stellte sich langsames Bluten aus dem Munde ein. Das Bluten wurde immer stärker, bis er in der darauf folgenden Freitag auf Samstag Nacht starb. Kein Mensch war bei ihm, seine Lage und seine Gesichtszüge ließen aber deutlich erkennen, daß er einen schweren Todeskampf gehabt. 4 Tage vor seinem Tode hat er mir seine Gläubiger genannt, er hatte 30 Mk. Schulden für — Branntwein." Te verdiente wöchentlich 9 Mk., er hatte weder Frau noch Kinder; er war ein Fremder, von der Goldküste herüber gekommen; mit 4—5 Mk. konnte er für den ganzen Monat sein Essen kaufen. Er hätte für seine sonstigen Bedürfnisse jeden Monat 30 Mk. zurücklegen können. Er wollte erst eine Frau haben und dann Christ werden. Er besaß aber nicht die moralische Kraft dem Branntweingenuß zu entsagen und von seinem Gelde etwas zurückzulegen. Sein für hiesige Verhältnisse hoher Lohn hat ihm nicht gereicht; sein liederliches Leben verschlang alles — er machte noch Schulden und büßte Gesundheit und Leben ein. Was hat ihn so weit gebracht? Der Branntwein.

Ich kann aber nicht umhin, noch auf eine besondere Art von Branntwein, dessen Wirkungen viel intensiver sind, als diejenigen des gewöhnlichen Gin oder Rum, aufmerksam zu machen. Es ist dies reiner Sprit, von den Eingeborenen „aha atiati" oder „aha akuaku" d. h. „reiner, ungemischter Wein" genannt. Dieser reine Spiritus ist, wie mir Lehrer Kwist in Anjako schreibt, erst seit dem Jahre 1893 im Handel. Diesen Sprit mischen die Herren Faktoristen, verkaufen ihn aber auch unvermischt an die Unterhändler und Leute aus dem Innern; letztere kaufen ihn in großen Blechtins, den tin zu 12 Mk; hält das tin 20 Liter Sprit, so nehmen sie 20 Liter Wasser dazu und mischen das unter einander, so bekommen sie aus 20 Liter Sprit 40 Liter „Trinkbaren". Ich habe schon oft mit meinen Augen gesehen gesehen, wie die Leute mit diesen Spiritus-Lasten Ho passierten. In den Küstengegenden, wie Anjako kaufen afrikanische Branntweinhändler auf einmal ganze Fässer dieser starken Nummer; 1 Faß kostet 280 bis 300 Mk. und enthält

ca. 30—36 Demijohns; ein Demijohn faßt gewöhnlich 16 Liter. Diese Unterhändler verkaufen nur die Mischungen. Aber auch diese Mischungen sind so gefährlich und unsere Hoer haben solche Angst davor, daß die Ho-Aeltesten ein Gesetz erlassen haben, dieser „aha atiati" dürfe in Ho weder von Hoern noch von Fremden, also überhaupt nicht mehr verkauft werden. Wer es trotzdem probiert, diesen Branntwein zu verkaufen, wird aus Ho verjagt. Das Gesetz wird gehalten; ich wollte neulich eine Probe kaufen und bekam keinen.

Agbetriafa, früher Zauberer, jetzt Taufbewerber in Ho, giebt mir folgende Beispiele für die schädlichen Wirkungen des aha atiati. „Mein Onkel, meines Vaters Bruders, Atiwuwu in Anjako, war ein großer Liebhaber des Branntweins. Eines Tages nimmt er in Anjako an einem Totenkostüm teil. Er trank, was kam, auch aha atiati. Schwer betrunken geht er am Abend heim und legt sich ins Bett. Nach einer Weile sagt er zu seiner Frau, die sich auch gelegt, ich habe Herzklopfen und Durst, bringe mir Wasser. Sie antwortet: habe ich vielleicht mit dir Branntwein getrunken? hole dir selbst Wasser, wenn du willst. Sie hatte nämlich schon oft ihrem Manne das Branntweintrinken verboten, und da er jetzt wieder betrunken heim kam, wurde sie böse und versagte ihm jede Dienstleistung. Atiwuwu steigt nun selbst aus dem Bett, bricht zusammen und rutscht auf allen Vieren zum Wassertopf. Nachdem er getrunken, schreit er laut: ich sterbe. Auf das hin laufen die Leute zusammen und fragen ihn: Was ist denn? Er selbst kann kein Wort mehr reden. Seine Frau erzählt nun alles und wiederholte, daß sie ihrem Manne schon oft das Trinken verboten, dieser aber nicht auf sie gehört habe. Nachdem Atiwuwu den Branntwein erbrochen, erbrach er Blut und starb sofort. Das ist vor 2 Jahren geschehen."

Weiter: „In Serekpe, Dorf in Mafi, 2—3 Tagereisen von hier, wohnte ein gewisser Helekpe. Er gehörte einer Kneipgesellschaft an. Die Mitglieder verabredeten mit einander einen sogenannten Kneiptag, an dem nur gegessen, getrunken, gespielt und getanzt wird. Die Gesellschaft sandte einen Boten nach Keta, wo er den nötigen Branntwein holen mußte. Nachdem die Gesellschaft gegessen hatte, wurde tüchtig gekneipt. Der Branntwein war getrunken und alle sehr berauscht. Da steht ein Glied der Gesellschaft auf und kauft noch 2 Flaschen auf seine Rechnung. Seine „Brüder" sind alle betrunken, und keiner weiß, daß er in der einen Flasche gemischten und in der anderen puren Branntwein hat. Er nimmt zuerst den gemischten und schenkt dem ersten 1 Glas ein, auch dem zweiten ꝛc. Helekpe ist sein Feind geworden, auf den er einen Zorn hat. Als die Reihe an diesen kommt, greift er, ohne daß die übrigen es merken, zur anderen Flasche, die den „reinen" enthält, gießt das Glas ganz voll und reicht es dem Helekpe. Sobald dieser ausgetrunken, sagt er: o was für einen Wein habe ich getrunken, in meinem Leibe brennt es wie Feuer, mein Herz brennt, Wasser her! Er muß erbrechen, Branntwein und Blut, und stirbt unter seinen Kameraden auf dem Platze.

Die Leute haben sich nach der Schnapsquelle erkundigt und gefunden, daß es „reiner", aha atiati, war, der den Helekpe getötet. Auf das hin wurde sofort von den Aeltesten ein Gesetz gemacht: dieser Sprit darf in unserm Lande nicht mehr verkauft werden. Wer sich untersteht, aha atiati zu führen, muß 24 Mk., 1 Schaf und 2 Kisten zu 12 Flaschen Gin bezahlen."

„Ich, Agbetsiafa, habe mit Augen den Helekpe tot gesehen, ich habe mit Ohren gehört, als dieses Gesetz bekannt gemacht wurde."

Obwohl es hier und in der Umgegend verboten ist, diesen Sprit rein oder gemischt zu verkaufen, so gelingt es den Händlern doch, ihn als Mischung unter die Leute zu bringen. Ein Augenzeuge berichtet mir, wie er habe unterwegs von Keta nach Ho, einen Händler mischen und die Mischungen in Demijohns gießen sehen, damit ihn die Leute als Demijohn-Wein, sog. Rum kaufen sollten.

Mögen diese Beispiele genügen, zu zeigen, wie schrecklich der Branntwein unter unserm Volke wirkt; vom Palmwein sind solche Dinge nie gehört.

d. „Ziehen die Eingeborenen jetzt den Branntwein vor und weshalb?"

Daß die Eingeborenen jetzt den Branntwein vorziehen, ist eine Thatsache, die kein Eingeborener bestreiten wird. Den Branntwein trinken gegenwärtig Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen. Vor etwa 14 Tagen hatten die Aeltesten von Ho eine Gerichtssitzung. Des Morgens hatte ich Gelegenheit, den Sprecher des Königs zu ermahnen, sich doch nicht zu betrinken, damit sie vernünftig richten könnten. Gegen 3 Uhr nachmittags kam derselbe Mann mit einem Schnapsrausch zu mir auf die Station. Wenige Tage hernach kam ein anderer Sprecher morgens um 6 Uhr auf mein Zimmer, der roch entsetzlich nach Schnaps. Wenn heute ein Neger von einem Freunde besucht wird und er bietet ihm Palmwein an, so wird ihm das nicht gefallen, wartet er ihm mit „Wein der Weißen" auf, so wird er ihm Dank wissen.

Wenn früher in Ho jemand beim König klagen wollte, so durfte er als Klagesumme nur einen großen Topf Palmwein bringen. Will heute jemand Klage führen, so geht er zum König, der läßt seinen Sprecher und noch 1 oder 2 Männer dazurufen. Der Kläger sagt, er habe ein Wort. Bevor er seine Sache vorträgt, hat er 2 Flaschen Branntwein zu bringen, die sofort getrunken werden. Nun bringt er seine Sache vor. Hierauf hat er die eigentliche Klagesumme zu bringen: 7,50 Mk., 1 Schaf und 1 Kiste mit 12 Flaschen Gin. In der Nacht gehen Kläger und Angeklagte zu den Häuptlingen und bestechen diese mit Branntwein und Geld. Diese Geschenke nennen die Eingeborenen zanunana, d. h. Nachtgaben. Wer am meisten giebt, hat die beste Aussicht, Recht zu bekommen. Während des Palavers wird mehr Branntwein als Palmwein getrunken. Derjenige, der am Schluß verurteilt wird, hat einen großen Teil seiner Schuld in Branntwein zu entrichten.

Früher haben die Leute bei den Totenkostümen Wasser mit Maismehl vermischt und Palmwein getrunken. Heute spielt der Branntwein die Hauptrolle. Will jetzt eine Familie eine Feierlichkeit für einen Verstorbenen veranstalten und sie einigermaßen nobel machen, so hat sie sich mit etwa 5 Demijohn Gin, Rum, 3 Kisten Gin und Palmwein, so viel zu bekommen ist, zu versehen. Kommen die Verwandten und Bekannten aus den umliegenden Städten und Dörfern, so bringen diese auch ihre Geschenke; einer bringt vielleicht 1 Flasche Branntwein, ein anderer 2—3, ein dritter eine ganze Kiste. Der Branntwein wird angenommen und versucht und nun erhalten sie von der betreffenden Familie ein Gegengeschenk in Branntwein, etwa die Hälfte von dem, was sie gegeben, und dann wird getrunken; haben sie die vorhin erhaltenen Flaschen geleert, so wird wieder aufgetragen; so wird Tage hindurch und bis in die Nächte hinein getrunken, bis nichts mehr da ist.

Will jemand ein Handwerk lernen, wie das eines Goldschmieds, Schreiners, Schmiedes, so muß er sofort bei Abschluß des Lehrvertrages 2 Flaschen Branntwein zahlen. Im Lehrvertrag selbst sind aufgenommen: 80 Mark, 1 Kiste mit 12 Flaschen Branntwein, die er nach Ablauf der Lehrjahre zu entrichten hat.

Es ist ferner sehr bezeichnend, daß sich alle neueren Fetische ausschließlich, oder doch mit Vorliebe, nur Branntwein opfern lassen, wie z. B. Fofie, Afram, Katayure und Atano in Peki.

Als Missionar Spieth im Jahre 1887 nach Sandrokofi, acht Tagereisen weit von der Küste im Innern, kam, bot man ihm das höchste, was man hatte, 1 Glas Branntwein an; ebenso im Lume-Matse.

Warum ziehen die Eingeborenen den Branntwein vor? Weil er jetzt so billig, jederzeit und überall zu haben ist. Eine Flasche Branntwein kann man heute an der Küste für 25, bessere Sorte für 50 Pfennige haben. Hier im Innern erhöht sich der Preis um 25 Pfennige pro Flasche. Eine Flasche enthält 8 Konko, Gläschen. Für 12—15 Pfennige kann sich also einer schon einen Rausch antrinken. Man kann den Branntwein zu jeder Tageszeit haben bis in die Nacht hinein. Er ist ferner überall zu haben: in jeder Stadt, jedem Dorf und wärs ein Plantagendörflein von 3 oder 4 Häusern, der Branntwein fehlt nirgends.

Es darf hier übrigens noch bemerkt werden, daß ein nicht geringer Bruchteil derjenigen Spirituosen, die in Keta, im englischen Gebiet eingeführt werden, in Togogebiet, in unsere Kolonie geschleppt werden. Fast täglich passieren hier große Karawanen mit Schnaps, der in Keta gekauft ist und im deutschen Gebiete getrunken wird. Wenn also nach Seite 88 der „Afrika“ der Wert der in Togo eingeführten Spirituosen während der 4 in betracht gezogenen Jahre sich um 179 189 Mark gehoben hat, so ist der Wert derjenigen Spirituosen, die von dem englischen Gebiet ins deutsche geschleppt werden, noch nicht mit eingerechnet. Geschieht dies, so wird sich noch ein gewaltiges Plus ergeben.

Zur Frage 6: „Bestehen auch Maßregeln, welche gegen den Genuß der heimischen Getränke gerichtet sind? Was haben die Missionare zur Abwehr des Genusses der berauschenden Getränke gethan, Enthaltsamkeitsvereine, und mit welchem Erfolge?"

Die erste Frage ist mit „Nein" zu beantworten. Zur zweiten Frage bemerke ich, daß wir auf diesem Gebiete den Heiden gegenüber ziemlich machtlos dastehen. Was wir thun können ist: wo und wann wir immer Gelegenheit haben, bei der Heidenpredigt und in Privatgesprächen sie auf die großen Gefahren des Trinkens und die schädlichen Wirkungen namentlich des Branntweins aufmerksam zu machen. Als ich dies vor einigen Tagen dem Hokönige gegenüber versuchte, gab er mir zur Antwort: „Schreibe deinen Brüdern, sie sollen uns keinen Branntwein mehr bringen, dann trinken wir auch keinen."

Unsere Christen kennen die schädlichen Wirkungen des Branntweins und sie sind so weit, daß sie wissen: Christ sein und Schnaps trinken, läßt sich nicht vereinigen. Sie trinken wohl Palmwein, aber keinen Branntwein. Bei Gerichtsverhandlungen, bei öffentlichen Arbeiten, bei Häuptlingswahlen, bei Todesfällen, kurz bei allem Verkehr mit den Heiden dürfen unsere Christen weder Branntwein annehmen, noch geben. Wir haben in dieser Beziehung und auf diesem Gebiete durchaus keine Schwierigkeiten.

Zu Frage 7: „Welche schädlichen Folgen sind thatsächlich sowohl durch den Genuß der heimischen Getränke als des Branntweins hervorgetreten in geistiger, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung?"

Der geistige, moralische und wirtschaftliche Zerfall unter unserm Volke kommt fast ausschließlich auf Rechnung des Branntweins. Es ist schon oben gezeigt, daß der Branntwein Mais- und Honigbier vollständig verdrängt hat; des Branntweins wegen wird Palmwein heute nicht in dem Maße bereitet wie früher, obwohl die Materialien hier reicher vorhanden sind als in früheren Zeiten. Nur der Branntwein hat heute noch einen Namen, der Palmwein nicht. Der Branntwein verführt die Leute zum Trunk, heute giebt es nicht nur mehr Trunkenbolde wie früher, jetzt findet man unter den Frauen Trinkerinnen, die einmal verführt mit Vorliebe Branntwein trinken. Ein Palmweinsäufer hat mit seiner Frau, seinen Kindern und anderen Leuten eben so viel Streit, wie ein Schnapssäufer; er ist geistig ebenso herunter wie jener, er wird auch in sittlicher Beziehung ebenso schlecht handeln, wie jener; in der Arbeit wird er ebenso faul sein wie der Schnapssäufer. Aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn J. Kwist behauptet: Beinahe jeder Palmweinsäufer betrinkt sich auch mit Schnaps. Wo wir auch hinblicken, ins private oder öffentliche Leben, stoßen wir nur auf den Branntwein und seine verheerenden Wirkungen zeigen sich überall in grellem Lichte.

Ein Säufer wird hier verachtet; er hat keinen ordentlichen Gedanken mehr; er hat fortwährend mit seiner Frau und seinen Kindern Streit, und mit andern Leuten kommt er nicht aus und macht Schulden. Sehr oft kann man an den Kindern merken, wie zu

Haus auch, daß der Vater oder die Mutter ein Säufer, eine Säuferin ist. Ist der Familienvater ein Säufer, so liegt seine Plantage im Argen und er kann seine Familie nicht ernähren. Ist der Mann mit seiner Frau und diese mit ihm zerfallen, so giebt er sich mit Frauen ab, die ebenso schlecht und liederlich sind, wie er es ist. Die Frau sucht sich auch einen anderen Mann. Die Kinder werden oft von den Leuten ihres schlechten Vaters wegen geschimpft und verachtet und sie sollen die Schulden ihres verkommenen Vaters bezahlen.

J. Kwist sagt: „Unseren Vätern und Urvätern ging es viel besser, als uns. Die Alten wurden geehrt; man übte strenge Kinderzucht, was Sittlichkeit anlangt, so wurden die Kinder von den Eltern strenge überwacht. Für eine Gerichtsverhandlung gab man den Aeltesten Palmwein und etwa 5 String Kauris, 5—10 Pfennige, wurden einmal 5 Mark gegeben, so wars unerhört viel. Heute lassen sich die Häuptlinge geradezu mit Schnaps überschütten; oft sind schon vor dem Urteilsspruche toll betrunken mit Branntwein. Darum werden die Aeltesten und ihre Worte, ihre Gesetze nicht mehr geachtet."

Vor ca. 3 Jahren ging ich mit Missionar Spieth zum Hokönige. Er hatte vorher ein Palaver und sein Sprecher saß noch bei ihm. Letzterer sagte zu Missionar Spieth: „Frage mich heute nichts, ich habe einen Rausch."

Missionar Spieth wollte eines Nachmittags den Häuptling in Djake, Peki, besuchen. Diese empfing ihn mit den Worten: „Warum kommst du denn am Nachmittag zu mir? Du weißt doch, daß man des Nachmittags keinen Häuptling besuchen kann, sondern nur des Morgens, am Nachmittag sind wir betrunken."

Bei den Totenkostümen sind Saufen und Hurerei die beiden Hauptlaster.

Früher haben die Leute ihre Religion und ihre Götter mehr geachtet als heute. Die Opferzeiten wurden strenge eingehalten und die verlangten Opfer gebracht: heute ist man nicht mehr so religiös; wenns einmal nicht regnet, oder ein Glied der Familie schwer krank ist, so geht man noch zum Priester, bringt ein kleines Geschenk und bittet um Hilfe, sonst kaum. Es wäre wohl gut und als ein Fortschritt anzusehen, wenn die Eingeborenen ihre Götter und Götzen nicht mehr anbeteten und ehrten; aber wenn sie an Stelle der Götter den Branntwein setzen, wie es thatsächlich der Fall ist, so ist das sehr schlimm.

Früher wurde der Ackerbau mit viel mehr Energie und Lust betrieben als heute. War ein alter Mann oder eine alte Frau nicht mehr gut imstande zu arbeiten, so gingen die Freunde, die Verwandten und deren Kinder hinaus, arbeiteten 2 bis 3 Tage und legten den Alten die Plantage an. „Heute, sagt einer, würde ich im ganzen Dorfe keine 2 Menschen mehr finden, die für mich arbeiteten; früher dagegen sind wir in Schaaren von 20 bis 30 Personen auf die Plantagen gegangen und haben für unsere „Brüder" gearbeitet."

Heute begeben sich die jüngeren Leute mit Vorliebe auf den Handel, man kommt rasch zu Geld und kann sich nach Belieben dem Trunk und der Hurerei ergeben; die Eingeborenen sagen: „Der Branntwein richtet uns zu Grunde."

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Juli.)

Es war stets eine Eigentümlichkeit der Politik Englands, ihre Absichten nach Möglichkeit zu verschleiern und nach keiner Seite durch bestimmte Abmachungen oder energisch eingeleitete Aktionen sich die Hände zu binden, so daß in jedem Augenblick ein Abschwenken, ein Fallenlassen der begonnenen Unternehmungen ohne Schwierigkeit durchführbar war; sie verstand es meisterhaft, die Kräfte anderer Staaten für ihre eigenen Interessen zu verwerten, sie mit den größten Opfern um Ziele sich abmühen zu lassen, welche Britanien sich zu erreichen vorgenommen hatte, und die ermatteten kalt lächelnd bei Seite zu schieben, wenn es sich darum handelte des Kampfes Preis in die Tasche zu stecken.

Ein neuestes Beispiel hierfür spielt sich zur Zeit in Afrika ab, auf welches offenbar alle Aufmerksamkeit Englands gerichtet ist, wo bis vor kurzem alles sich so still und günstig abwickelte, wo aber jetzt ein Ereignis nach dem andern die englische Politik durchkreuzt. Es ist hochinteressant, zu beobachten, mit welchen Mitteln man sich in London bemüht, die immer neu auftaucheuden Hindernisse zu überwinden, wie man es versteht, mit Stillschweigen über die wichtigsten Ereignisse und ungünstigen Umstände hinwegzugehen, um die Aufmerksamkeit abzulenken, wie man die erbärmlichsten Komödien aufführt, um äußerlich den Ehrenhaften spielen zu können, wie man überall nur tastend und vorsichtig operiert, überall die Mitinteressierten ins Feuer zu schicken sucht, die wohlbewaffnete Hand aber auch bereit hat, um überall zuzugreifen, wo sich ein günstiger Moment hierzu bieten sollte. Wenn jemals das Wort vom hinterlistigen Albion richtig war, so ist es jetzt auf die afrikanische Politik Englands anzuwenden.

Im Norden handelt es sich um die vollständige Besitznahme des ganzen Nil-Gebietes von der Mündung bis hinauf nach Uganda. Dereinst hatte man **Aegypten** ins Vortreffen geschickt, um sich des Sudan zu bemächtigen. Als der Mahdi diesem Plan ein Ende bereitete, indem er das Elend, die allgemeine Verzweiflung auszunutzen

verstand, welche die von England geleiteten Regierungsorgane durch eine beispiellose Mißwirtschaft erregt hatten, da ließ England diesen Plan fallen, da ließ es seinen Vorkämpfer Gordon im Stich und da ließ es auch seinen Tod ungerächt, dieses stolze Albion, welches sich rühmt, jeden seiner Bürger in jedem Lande mit starker Hand schützen zu können. Noch war ihm der ägyptische Sudan nicht von großem Werte. Dagegen ward Aegypten immer fester geknebelt, der feste Stützpunkt, von dem aus jederzeit die Unternehmungen im oberen Nilthal wieder aufgenommen werden konnten.

Welch ein Segen für Aegypten hieraus erwachsen ist, davon entrollt das neuerdings erschienene Buch von Hans Resener „Ägypten unter englischer Okkupation und die ägyptische Frage" ein lebendiges Bild. Einige charakterische Momente werden genügen. Im eifrigen Bestreben, der europäischen Kultur Eingang zu verschaffen, war von der ägyptischen Regierung eine große Anzahl Schulen gegründet worden. Im Jahre 1887 wurden alle 22 der Regierung gehörenden Vorbildungsschulen, 3 Fachschulen, Lehrerseminar und polytechnische Schule „aus Sparsamkeitsrücksichten" auf Andrängen Englands geschlossen, nachdem die Schülerzahl, vor der Okkupation 1887 155000, bereits auf 120000 heruntergegangen war. Ein anderes Zeichen des Niederganges des Landes bietet die stetig zunehmende Verarmung der Landbebauer, der Fellachen, deren Grundstücke in erschreckender Anzahl zum zwangsweisen Verkauf kommen (so im Januar 1890 allein 2000). Nimmt man hinzu, wie andererseits sich die Fremden, die Engländer bis zum gemeinen Soldaten hinab, jede Freiheit herausnehmen dürfen, wie sie durch Ausnahmebestimmungen gegen das Gesetz geschützt sind und sich überall als herrschende Rasse fühlen und führen dürfen, so ist es begreiflich, daß die Bewegung immer größere Ausdehnung gewinnt, welche auf eine Brechung der ägyptischen Herrschaft nnd auf eine Befreiung Aegyptens von der durch nichts zu rechtfertigenden Okkupation hin arbeitet. Die Redefreiheit scheinen die Engländer wenigstens noch nicht beschränkt zu haben, und in zündenden Reden versteht es Mustafa Kamel der Führer der jungägyptischen Partei, die Gemüter zu entflammen. Am 11. Juli hat er an Lord Salisbury folgendes Telegramm gerichtet, daß an Verständlichkeit nichts zu wünschen läßt:

„Heute, am 11. Juli, dem fünfzehnten Jahrestage der Beschießung von Alexandria, möchte ich Ew. Lordschaft die im Namen des britischen Thrones und der britischen Ehre gemachten Versprechungen bezüglich der Räumung Aegyptens in Erinnerung bringen. Für Aegypten, welches gegen seinen Willen und im Gegensatz zu seinen vitalsten Interessen in tyrannischer Weise okkupiert wird, ist dieser Tag des 11. Juli ein Jahrestag der Trauer, für England ein Jahrestag der Schande. Und so lange die englische Okkupation dauert, wird jeder Engländer von der Zivilisation, der Geschichte und der ganzen Welt mit dieser Schande belastet sein.

Mustafa Kamel."

Seitdem Uganda in Englands Besitz gekommen, ist der Wunsch um vieles lebhafter geworden, sich des ganzen Nil-Gebietes zu bemächtigen, also dem **Reich des Mahdi** ein Ende zu machen. Es wurde bereits in früheren Berichten darauf hingewiesen, wie England dieses Ziel mit fremden Kräften zu erreichen suchte. Italien ward gegen Kassala vorgeschickt und mußte diesen für den Besitz des ägyptischen Sudan ebenso wichtigen, wie für Italiens Kolonie gleichgiltigen Punkt mit großen Opfern an Geld und Menschenleben Jahre lang für die dereinstige Besetzung durch die Engländer sichern. Dem Kongo-Staat ward die Ausdehnung bis zum linken Ufer des Nil gestattet, um als Preis hierfür das gemeinsame Vorgehen gegen den Mahdi zu erzielen. Man hoffte ferner auch den Negus von Abessinien zum Bundesgenossen zu gewinnen; — ist er doch ein alter Feind des Mahdi; — und schließlich rechnete man auf die Unzufriedenheit, welche im Gebiete des falschen Propheten allerorten herrschen soll. Man hielt es für möglich, einige Provinzen zum Abfall zu bestimmen; dem auf diese Weise geschwächten und von allen Seiten bedrohten Feinde gegenüber glaubte man dann in der ägyptischen Armee ein Werkzeug von hinreichender Stütze zu besitzen, um ihn zu vernichten.

So begann man im vorigen Jahre den ägyptischen Feldzug zunächst nur mit der Besitzergreifung der strategischen Basis, auf welche die weiteren Operationen gestützt werden könnten. Wenn alles nach Wunsch ging, wollte man in diesem Jahre den Vorstoß gegen Chartum-Omdurman wagen. Nun kam aber ein Unglück nach dem andern. Die Italiener kaum mehr willens, Kassala länger zu halten, die kongostaatliche Nil-Armee durch Rebellion auf ein Häuflein reduziert, das vielmehr der Hülfe bedarf, als eine Unternehmung unterstützen kann; der Negus von den Franzosen und Russen präokkupiert und zu einem gemeinsamen Vorgehen durchaus nicht geneigt; ja! auch die Agenten, welche nach Dar-Fur entsandt waren, um die dortigen Emire zum Abfall von Chalifen zu bewegen, stießen auf Mißtrauen. Es soll ihnen die Antwort geworden sein, den Aegyptern wollten sie wohl ihre Provinzen zurückgeben, aber nur diesen, nicht den Engländern.

Als die erhoffte und mit Bestimmtheit erwartete Unterstützung allseitig ausblieb, änderte England schnell seinen Entschluß. Von einem weiteren Vorgehen war plötzlich gar keine Rede mehr; ja! man beeilte sich, darzuthun, daß man dieses auch gar nicht beabsichtigt gehabt, daß man nur die Linie Berber-Dongola besetzen und festhalten wolle. Diese Wendung der Dinge wurde bereits im vorigen Bericht gemeldet. Innerhalb dieses Monats hat sich aber etwas ganz Unerwartetes ereignet. Der Graf Wickenburg, welcher auf seiner Reise ins östliche Afrika auch Harrar berührte, schreibt am 3. Juni, daß die Armee des Königs von Abessinien nicht nur, wie man annahm, im Süden, sondern auch im Westen des Landes im Vorgehen begriffen und bereits bis zum weißen Nil vorgedrungen sei. Es scheint

danach, daß der Negus, nachdem er gegen Norden durch seinen Sieg über die Italiener und durch deren Festhaltung von Kassala gesichert ist, vielleicht auf Anraten seiner französischen Freunde selbstständig gegen seinen alten Feind vorgegangen ist und, während dieser in Chartum seine Schaaren gegen den drohenden Vormarsch der anglo-ägyptischen Armee sammelt, sich südlich der Hauptstadt des Landes bemächtigt, den Chalifen von seiner reichen Getreidequelle (das obere Nilthal) abschneidet und ihm dann direkt auf den Leib rückt.

Das ändert mit einem Schlage die ganze Sachlage. Daß Abessinien nur Frankreich vorarbeiten würde, diesem Frankreich, das bereits von Westen aus mit seinen Streifkorps ebenfalls bis an den Nil vorgedrungen ist und durch die Besitzergreifung des ägyptischen Sudan auf immer die Verbindung Aegyptens mit Uganda abschneiden würde, das liegt für England auf der Hand. Und nun heißt es zu handeln.

So ist denn General Kitschener, nachdem er bereits nach Kairo wieder zurückgekehrt war, am 6. Juli wieder nach Dongola abgereist; an der Beendung der Bahnlinien wird mit Macht gearbeitet; die Nilschwellung hat begonnen und im August wird der Strom für die Kanonenboote fahrbar sein. Man spricht jetzt plötzlich wieder von einem Vorgehen gegen Chartum und es scheint auch eine gleichzeitige Truppenbewegung von Suakim auf Berber ins Auge gefaßt zu werden, um sich dieses Punktes wieder zu bemächtigen. Man darf mit Interesse den weiteren Ereignissen entgegensehen, denn unmöglich erscheint es nicht, daß nach dem Kampf mit dem Mahdi, auch wenn er mit einer baldigen Eroberung von Chartum einen vorläufigen Abschluß finden sollte, Verwickelungen mit Abessinien folgen.

Ueber den ehemaligen österreichischen Offizier Carl Inger, dessen Reise nach dem Sudan bereits früher erwähnt wurde, und welcher in den bevorstehenden Kämpfen eine Rolle spielen dürfte, wurden neuerdings eingehendere Mitteilungen bekannt. Er ist eine in Wien wohlbekannte Persönlichkeit, hat seit 1892 Forschungsreisen in Nord-Afrika unternommen und ist vor zwei Jahren aus der österreichischen Armee ausgeschieden und zum Islam übergetreten. Der Chalif hat ihn unter dem Namen Ali Raschid zum Emir und Chef der Kavallerie ernannt.

In **Abessinien** hat sich die Hochflut ber Gesandtschaften und Expeditionen verlaufen, nicht aber, ohne Niederschläge zu bilden, welche, auch abgesehen von den hochpolitischen Erfolgen Frankreichs und Rußlands, sowie von den Mißerfolgen Englands, noch die verschiedenartigsten Folgen zeitigen möchten. Der Prinz von Orleans, welcher in seinen Berichten den gefangenen italienischen Offizieren ein auffallend schlechtes Zeugnis ausstellte, wird von diesen zur Rechenschaft gezogen werden und bei seiner Rückkehr nach Frankreich von zahlreichen Forderungen empfangen worden sein. Ueber das Schicksal der Expedition Bottego bringt endlich ein Brief des russischen Reisenden Leontjew (der übrigens von Negus zum Generalgonverneur der

weiten Gebiete der „äquatorialen Provinzen Groß-Abessiniens“ ernannt wurde) einige nähere Nachrichten. Bottego beabsichtigte danach durch das Gebiet der den Abessiniern unterthänigen Galla zum weißen Nil vorzudringen. Nachdem er den See Abbaia bereits passiert hatte, beschloß er, einen ihn begleitenden Doktor, dessen Namen den Abessiniern unbekannt ist, mit 11 Soldaten und einer größeren Masse Elfenbein (184 Zähne) zur Küste zurückzusenden. Zwar legte der abessinische Gouverneur Dedjas Lul-Segen Protest ein gegen das Durchschreiten des Landes ohne Erlaubnis des Negus, aber Bottego nahm hierauf keine Rücksicht, entsandte den Doktor und setzte selbst seinen Marsch fort. Nach Ueberschreiten des Flusses Ommo befand er sich in der Provinz eines anderen Gouverneurs, Dedjas Uoté, welcher in der Absicht, ihn zurückzuhalten, seinen Bruder mit einer kleinen Anzahl Leute Bottego entgegensandte. Hierbei ist es zum Streit gekommen, und zwar nach Angabe der Abessinier lediglich durch Schuld der Italiener, da Bottego keine andere Autorität als die seiner Waffen anerkennen wollte und schließlich, als die Abessinier auf ihrer Verweigerung des Weitermarsches vor Einholung der königlichen Erlaubnis bestanden, auch als der erste zu ihnen griff. Hierbei fiel der Bruder des Dedjas und dieser machte sich nun auf, um die Italiener zu bestrafen. In einer starken Stellung empfing ihn Bottego mit 8 weißen Begleitern und 150 Askari aus Massauah; nach langen Verhandlungen kam es zum Kampfe und die ganze Expedition ward vernichtet bis auf 2 weiße Offiziere und 26 Askaris. Der Kampf fand am 4. März statt. Den Arzt ereilte dasselbe Schicksal. Am See Abbaia machte er halt, als er sich von Abessinien verfolgt sah und bezog Lager; er ward aber von den eigenen Leuten ermordet, welche zum Gegner übergingen. Das gesammte Gepäck der Expedition wurde nebst den Gefangenen an den Negus gesandt. Die beiden Offiziere, Lieutenant Vannutelli und Citerni sind in Begleitung Nerazzinis nach neuerer Meldung bereits auf dem Heimwege nach Italien.

Ueber die strenge Absperrung der südlichen Länder gegen jeden Fremden verbreitet eine Meldung des Grafen Wickenburg einiges Licht. Der Negus hat hierselbst sehr ernste Kämpfe mit den eingeborenen Galla-Stämmen, welche sich seinem Szepter nicht beugen wollen, zu bestehen und als der Graf in Harrar weilte, langte dort gerade die Trauerkunde von einer Niederlage an, bei welcher 2—5000 Mann im Kampfe mit Aruschi-Galla und Rahansin-Somali gefallen sein sollten. Von diesen schweren verlustreichen Kämpfen will der Negus keine Nachrichten sich weiter verbreiten lassen.

Auch in diesem Gebiet wird England nun plötzlich als Mitbewerber um die Herrschaft auftreten. Eine starke „Forschungs-Expedition“ wird ausgerüstet, um am oberen Juba Grenzen festzustellen! Sie wird von dem Ingenieur Macdonald geleitet (welcher die erste Trazierung der Uganda-Bahn ausführte) und erhält ein starkes militärisches Gepräge. Wenn die Engländer, vom Negus zurückgewiesen,

sich an der Peripherie seines Reiches festsetzen wollen, um nötigenfalls mit sprechen und eingreifen zu können, so ist allerdings der Juba das einzige Gebiet, wo sie dies mit dem Schein des Rechtes thun können. Dem König von Abessinien wird nur herzlich wenig an einer „Grenzregulierung" auf dieser Seite liegen, da er gerade im begriff ist, hier seine Herrschaft weiter auszudehnen. England wird es also auch hier neben den Eingeborenen voraussichtlich mit Abessinien zu thun bekommen. Es ist mithin der Meldung der „Times" kaum Glauben zu schenken, daß diese Expedition, durch Rennell Rodd angeregt, die Zustimmung des Negus gefunden habe. Jener ist mit 2 seiner Begleiter direkt nach Europa zurückgekehrt. Die übrigen gingen nach Kairo.

Auch Bouvalot ist am 23. Juni in Marseille eingetroffen, nachdem er M. de Bonchamp mit der Leitung der Expedition betraut hat.

Ueber die Verhältnisse in **Deutsch-Ost-Afrika** sucht der Gouverneur Oberst Liebert nicht nur selbst durch seine Inspizierungsreisen Kenntnis und Ueberblick zu gewinnen, sondern diese auch durch seine — im deutschen Kolonialblatt veröffentlichten — Berichte im Kreise der heimischen Interessenten zu verbreiten. Seine letzte Reise umfaßt den südlichen Küstenstrich und hieran soll sich eine fernere Reise ins Innere anschließen. Das Resultat der ersteren faßt er in den Sätzen zusammen: „Der Süden bietet durchaus nicht geringere Kulturbedingungen als der Norden. Es finden sich fruchtbare und gut bewässerte Landschaften, Gebiete für Zuckerrohr- und Kaffeebau, überall zum mindesten für Kokospalmen. Die Bevölkerung ist leider sehr dünn, aber willig und arbeitsam, sogar verhältnismäßig intelligent. Beim Mangel jeglicher Konkurrenz in der Nachfrage sind die Löhne erheblich billiger als im Pflanzungsgebiet des Nordens. Endlich bietet das weite Hinterland in Gummi und Wachs zwei wertvolle Massenartikel der Ausfuhr, deren Vervielfachung leicht möglich erscheint. Dies alles weist darauf hin, dem Süden mehr Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden und gegebenenfalls deutsche Unternehmer auch hierher zu lenken, um dem Lande Kapital zuzuführen und seine Entwickelungsfähigkeit zu beweisen."

Ein sehr wertvolles Terrain scheint das Delta Rufidji mit seinen etwa 25 geogr. Quadratmeilen schwersten und fruchtbarsten Alluvialbodens zu bilden. Der Forstassessor v. Bruchhausen ist mit der regelmäßigen Durchforstung und sachgemäßen Ausnutzung der ausgedehnten Mangrove-Waldungen der Inseln beauftragt worden. Da aber jede Pflanze hier gedeiht, der Reis von hier bereits in großen Mengen nach Indien ausgeführt wird, Bananen eine erstaunliche Größe erreichen, ist zu hoffen, daß auch die vom Gouvernement angelegte Tabaksversuchspflanzung (Mohorro) gute Resultate liefern wird. Die Arbeit wird von erfahrenen Java-Pflanzern geleitet, mit Chinesen und Javanen betrieben und wird dieses Jahr eine Probe-Ernte von 150 bis 200 Zentnern ergeben. Zu den Glanzpunkten des Südens

gehört aber jedenfalls auch die Inselgruppe Schole-Mafia; ersteres mit seiner einem Schmuckkästchen gleichenden Stadt, letzteres mit seinen zahlreichen prachtvollen Rinderheerden.

An verschiedenen Orten werden bergmännische Untersuchungen betrieben, in Mikindani hofft man auf eine segensreiche Entwickelung der Perlfischerei; an den Mchinga Bai glaubt der Berg-Assessor Bernhardt abbauwürdige Kohlen zu finden; von besonderem Interesse ist aber ein Ort Samangandumbo, in welchem es dem unermüdlichen Bezirksamtmann Frhr. v. Eberstein, gelungen ist, die ein unbändiges Räuberleben führenden Bewohner der Matumbi-Berge anzusiedeln und an ein friedliches Beisammenwohnen zu gewöhnen. Er hat indische Kaufleute dort eingeführt, Brunnen gegraben u. s. w. und erhält nun die Ordnung über die bisher Unbotmäßigen durch wenige Polizeisoldaten.

Im Hinterlande wohnen die Magwangwara, deren junge Mannschaft nach alter Sulu-Sitte sich ihr Heiratsgut durch einen großen Raub- und Plünderungszug aus den Gebieten der Nachbaren zu holen liebt. Selbst durch die dem Gouvernement treu ergebenen Häuptlinge lassen sie sich hierin nicht abhalten und bilden deshalb eine immerwährende Quelle der Angst und Störung aller friedlichen Arbeit für die benachbarten Stämme. Was lohnt es, die Felder zu bestellen und das Vieh zu pflegen, wenn die Ernte sowie die Heerden eine Beute der Magwangwara werden? Erzählt doch der Bezirksamtmann Berg, daß ein Teil der Wamakonde nach ein- bis dreijährigen Aufenthalt regelmäßig ihren Wohnort verlegen, weshalb sie auch zur Aufzucht von Fruchtbäumen nicht schreiten. Zudem bauen sie ihre Hütten vielfach weit ab von den Schamben, in den dichten Busch hinein und Stunden weit von dem nächsten Wasserplatze. In tellerartigen, mit Lehm befestigten Vertiefungen fangen sie das Regenwasser auf. Und dieses Sichverkriechen nur aus Angst vor dem Einfällen der Magwangwara!

Diesem Zustande ein Ende zu machen, hat der Gouverneur die in Lindi stehende 8. Compagnie unter Premierlieutenant Engelhardt in den bedrohten Gebieten stationiert, um im eigentlichen Sinn des Wortes als „Schutztruppe" für die Bevölkerung zu dienen. Die „Magwangwarastation" wird hier dieselbe Aufgabe zu erfüllen haben, wie die Kilimandscharostation gegen die Massai und ihre vagabondierenden Verwandten, die Wandorobbo.

Letztere haben kürzlich sich wieder einen frechen Uebergriff erlaubt. Ende Februar zogen Elfenbeinhändler aus Tanga, alles Suaheli und Halbaraber, nach der Landschaft Usukuma, um dort Ochsen und Ziegen zu kaufen. Nur gegen Vieh lassen die Massai sich das Elfenbein abkaufen, das sie ihrerseits meist von den Jägern der Wandorobbo einhandeln. Die Karawane hatte ihr Vieh gegen Elfenbein vertauscht und war auf den Heimweg nach der Küste begriffen, als sie in der Landschaft Mutiek, in Serengeti, wo sie ein Lager bezogen hatten, von den Wandorobbo überfallen und bis auf einen Suaheli alle

nieder gemacht wurden. Hauptmann Johannes hat infolge dessen von Moschi aus einen neuen Kriegszug zur Bestrafung der Wandorobbo mit 45 Askari und 1000 Mann eingeborener Hilfstruppen unternehmen müssen, während der größere Teil der Kompagnie zurückbleiben mußte, da angeblich die Waaruscha immer noch große Kriegsschauris mit den Massai abhalten.

Am 7. Juli ist Professor Dr. Koch in Ost-Afrika eingetroffen, um gemeinsam mit dem Gouverneur und mehreren Aerzten die am meisten von Fiebern heimgesuchten Küstenorte sowie einige Plantagen zu besuchen und in Dar-es-Salâm bakteriologische Untersuchungen von Malaria-Fällen vorzunehmen. Ende Juli ist er über Durban nach Kapstadt gefahren, um von da auf dem Regierungsdampfer „Major Leutwein" nach Deutsch-Südwest-Afrika seine Reise fortzusetzen und dort dem Verlauf der Viehseuche persönlich zu beobachten.

In Tanga hat sich ein Pflanzer der Tanga-Gesellschaft, Getzlaff, der wegen seiner Brutalittät berüchtigt war, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit durch Selbstmord entzogen, als er verhaftet werden sollte. Der für den Tanganika bestimmte Dampfer „Hedwig v. Wißmann," soll im August in Hamburg verladen und nach Chinde an der nördlichsten Sambesi-Mündung gebracht werden, von wo der Weitertransport im Herbst beginnen soll.

Ein eigentümliches Licht verbreiten über die Ausführung der britischen Beamten in **Britisch-Ostafrika** die vertraulichen Berichte, welche seitens mehrerer englischer Missionare von Sansibar, Mombassa und anderen Punkten bezüglich der Ausdehnung des von den englischen Kolonial-Behörden gestatteten Sklavenhandels an das Londoner Antisklaverei-Komitee eingesandt worden sind. Die immer wieder gegen die deutschen Behörden verbreiteten Verdächtigungen und verleumderischen Anklagen fallen mithin auf ihre Urheber zurück. Die schärfsten Vorwürfe werden Sir Arthur Hardinge, dem britischen Consul in Sansibar gemacht, welcher den einzelnen arabischen Händlern Freibriefe für den Handel mit weiblichen Sklaven ausstellen soll, und unter dem Titel von „Nebenfrauen" den Verkauf von Frauen und Mädchen ganz offen betreiben lasse. Bischof Tucker erklärt, der Gouverneur von Mombassa habe ihm wiederholt gesagt, der Handel in den englischen Schutzgebiete verlange die Verwendung von Sklaven als Träger bei den Karawanen, und er könne es nicht als seine Pflicht ansehen, durch Aufhebung dieser notwendigen Verkehrseinrichtung den Handel in Britisch-Ostafrika zu vernichten. Wozu denn die Komödie der Aufhebung der Sklaverei, die man den Sultan von Sansibar aufgezwungen hat?

In **Portugiesisch Ost-Afrika** scheint der Major Albuquerque mit den rebellischen Stämmen im Norden nun zu einem günstigen Abschluß gekommen zu sein; denn es wird gemeldet, daß er sich nun gegen die aufständischen Gaza gewendet und mit seinem Stabe von Lorenzo Marquez aufgebrochen sei. Dieser Gaza-Aufstand scheint mithin hinter den übertriebenen Nachrichten, die von englischer Seite

verbreitet wurden, nicht unerheblich zurückzubleiben, da er bisher Monate lang andauern konnte, ohne weder Lorenzo Marquez, noch Transvaal irgendwie ernstlich zu gefährden. Immerhin wird in dem ausgedehnten Gebiete und bei der kaum zu verkennenden agitatorischen Beteiligung britischer Elemente eine ziemlich umfangreiche Machtentwickelung notwendig sein, um des Aufstandes Herr zu werden.

Die Frage der weiteren Entwickelung des so wichtigen Hafens von Lorenzo Marquez tritt neuerdings wieder in den Vordergrund und geht einer Lösung entgegen, an welcher eine rege Beteiligung Deutschlands außerordentlich wünschenswert ist. Es ist längst vorausgesehen worden, daß die bisherigen Einrichtungen in keiner Weise mehr genügen würden, sobald durch den Bau der Eisenbahn nach Transvaal Lourenzo Marquez eine erhöhte Bedeutung gewinnen würde. Die jetzige portugiesische Regierung ist entschlossen, durch den Bau größerer Hafenanlagen den neuen Verhältnissen Rechnung zu tragen und hofft durch den Verkauf von Ländereien in den südostafrikanischen Kolonialgebieten die Mittel hierfür zu gewinnen. Es wäre keine Frage, daß es leicht sein wird, in England ein Konsortium zusammenzubringen, welches in Gemeinschaft mit der Regierung und einheimischen Kapitalisten den Hafenbau auf dieser Grundlage durchführte, zumal wenn ihm die Erhebung der Einfuhr- und Durchgangszölle übertragen würde. Die portugiesische Regierung möchte aber lieber französische und deutsche Kapitalisten beteiligen, um den Versuchen der Engländer, sich mehr und mehr in Mosambik festzunisten, entgegenzutreten. Auf englische Machinationen ist es zurückzuführen, daß sofort mehrere Oppositionsblätter der Regierung vorwerfen, sie wolle die Delagoa-Bai mitsamt der ganzen Kolonie Deutschland in die Hände spielen, ein Vorwurf, der, so unsinnig er ist, sofort im englischen Unterhause ein Echo fand. Daraufhin hat die portugiesische Regierung ihren Plan der Abgeordnetenkammer vorgelegt mit dem Anheimgeben, entweder die notwendigen Ausgaben durch eine Anleihe zu decken, oder ausländische Kapitalisten heranzuziehen. Es ist zu hoffen, daß sich deutsches Kapital bereit finden läßt für ein Unternehmen, das wesentlich Deutschlands Handel zu gute kommen und Deutschlands Einfluß in portugiesisch Ostafrika mächtig heben würde, wo der Handel bereits zu dreiviertel in deutschen Händen ist. Auch gewinnt es den Anschein, als wenn das deutsche Interesse sich neuerdings in erhöhtem Maße der Delagoabai zuwendete.

Ueber die Stellung, welche die englische Regierung der **südafrikanischen Republik** gegenüber einzunehmen gedenkt, geben die neuesten Vorgänge bereits einige Aufklärung. Der südafrikanische Untersuchungs-Ausschuß hat seinen Bericht dem englischen Unterhause vorgelegt und in diesem Rhodes und Jameson für schuldig „eines unerhörten Bruches der internationalen Höflichkeit" erklärt, Chamberlain aber trotz der von Miß Flora Shaw, der Mitarbeiterin der „Times" vorgelegten Depeschen, welche gar keinen Zweifel an dem *Mitwissen*, ja an der Autorschaft des Kolonialministers mehr bestehen

lassen, aber von aller Schuld freigesprochen. Die Komödie wird dadurch noch auffallender, daß gegen Rhodes und Konsorten weder ein Vorgehen noch eine Bestrafung empfohlen wird, und hiermit steht es nun im Einklang, daß Rhodes wieder nach Südafrika zurückgegangen, daß von einer Einschränkung der Befugnisse der Chartered-Company ganz Abstand genommen und daß endlich Jameson mit der Bildung einer neuen Polizeitruppe beauftragt worden ist. Erinnert man sich dessen, daß Chamberlain kurz nach Jamesons Einfall die Rücknahme des Freibriefes der Chartered-Company in gewisse Aussicht gestellt hatte, falls sich ihre Anteilnahme an diesem herausstellen sollte, daß ferner diese Rücknahme am 25. Februar 1896 von Krüger auf das bestimmteste verlangt worden war, und vergleicht man hiermit, daß nach Durchführung einer Untersuchung, welche die Mitschuld der Kompagnie klar erwiesen hat, alles beim Alten bleibt, so erscheint das Ganze als eine Spiegelfechterei.

Nichts anderes sind auch die Verhandlungen Chamberlains mit Leyds, welche lediglich auf Zeitgewinn hinausliefen; denn es stellt sich heraus, daß ersterer gar keine bindende Zusage betreffs Einsetzung eines Schiedsgerichts gemacht hat. England rüstet im Stillen weiter, wird augenblicklich durch die ernsten Gefahren in Indien, sowie durch die Unternehmung im Sudan noch in seiner Aktion gehindert, bereitet aber einen entscheidenden Schlag vor und sucht nach einem neuen Streitpunkt mit Transvaal. Nicht ohne Bedeutung scheint es zu sein, daß man den Gedanken der südafrikanischen Union wieder in den Vordergrund schiebt, daß man gewillt zu sein scheint, eine solche thatsächlich ins Leben zu rufen und in dem Widerstande der Republik vielleicht den willkommenen Grund finden will, um sie mit Gewalt zu zwingen.

Dem gegenüber sind die beiden Republiken gerüstet. Der Jahresbericht des General Joubert stellt fest, daß alle Bürger bewaffnet und mit genügender Munition versehen sind, daß die Artillerie gründlich reorganisiert wurde und die Zahl der dienstpflichtigen Bürger 26 450 beträgt; während im **Oranje-Freistaat** Ende 1896 für eine Truppe von 15 000 Mann 3 Millionen Patronen für Martini-Henry- und 628 000 für Mauser-Gewehre angeschafft wurden; außerdem war die Beschaffung von weiteren 2 Millionen Patronen bereits beschlossen.

Ueber die Vorgänge in **Betschuana-Land**, welche von den englischen Zeitungen mit großer Vorsicht behandelt werden, bringen die „Cape Times“ einige Aufklärungen. Die aufständischen Häuptlinge Luka und Gallishwe haben schon in den siebenziger Jahren einen großen Aufstand geleitet. Damals wurden sie gefangen und zu langjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Die heutigen Aufständischen, unter ihnen 800 geschulte Krieger, bestehen aus Unzufriedenen aus allen Teilen Afrikas. Die Schuld daran, daß der vom Kap gegen sie ausgesandte Zug bisher keinen Erfolg gehabt hat, sollen die Offiziere tragen. Wahrscheinlich trägt die von den Engländern überall einge-

führte Sklaverei einen großen Theil der Schuld an dem Aufstande. Hat doch die Untersuchung in London die amtliche Feststellung zum Resultat gehabt, daß die Chartered-Company in ihrem ganzen Verwaltungsgebiete grundsätzlich die Sklavenarbeit eingeführt und bis heute aufrecht erhalten hat. Der blutige Krieg von 1893 gegen die Matabele soll nach dem Berichte des Lord Grey lediglich durch die schmachvolle Behandlung hervorgerufen sein, welche die Beamten der Gesellschaft den zur Sklavenarbeit verwandten 2—3000 Eingeborenen zu teil werden ließen. Nach Niederwerfung der Aufständischen sollen noch weitere 5000 Eingeborene zu Sklaven der Gesellschaft erklärt worden sein.

Aus der **Kap-Kolonie** kam die auffallende Nachricht, daß der Premierminister Sir Gordon Sprigg sich erboten habe, der britischen Marine ein Schlachtschiff zu schenken. Man ist aber dort vielfach der Ansicht, daß er hierzu gar kein Recht habe, da er dazu die Einwilligung der gesetzgebenden Versammlung einholen müsse. Diese werde aber wenig dazu geneigt sein, ein so kostspieliges Geschenk zu machen, da die Kolonie infolge der Verluste durch die Rinderpest außerstande dazu sei.

Nachdem nun die Seuche in der Kolonie ausgebrochen ist, ist man doch nicht willens, die Methode der zwangsweisen Massentötung weiter durchzuführen, da sie ein günstiges Resultat nicht ergeben hat. Die weitere Anwendung der Gallimpfung wird dringend empfohlen, da hiermit doch im Freistaat an 76 Prozent sollen gerettet worden sein. Man übergeht aber die Verdienste des Professor Koch und nimmt die Erfindung der Gallimpfung für Afrikander Farmer in Anspruch.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** hat die Rinderpest zuerst im Gebiet des Häuptlings Tjetjoo ihren Einzug genommen, infiziert wurden dann Windhoek und die östlich anstoßende Gegend, die östliche Hälfte des Gebietes von Samuel Maharero und ein Distrikt von Gobabis. Es scheint, daß die energischen Maßnahmen der Regierungsorgane in den von Weißen bewohnten Gebieten guten Erfolg haben, während die Herero nicht genug Energie besitzen, um thatkräftig einzuschreiten. Stumpfsinnig sehen sie ihre Herden schwinden und selbst die Vernichtung der Kadaver findet nur soweit statt, als die Polizeimacht hierzu ausreicht. An geeigneten Plätzen sind Impfstationen errichtet, auch der Verkehr zur Küste unterbrochen und alle Treckochsen an Impfstationen gebracht. Dank der Fürsorge der Verwaltung konnte diese Maßregel durchgeführt werden, denn die Ansiedelungen und Truppen sind auf mehr als ein Jahr mit Lebensmitteln versorgt worden. Trotzdem tritt nun die Frage der Schienenverbindung mit allem Gewicht der unabweislichen Lebensbedingung in den Vordergrund. In den maßgebenden Kreisen in Berlin soll nun endlich, nachdem man viel zu lange gezögert hat, die Herstellung einer Schmalspurbahn ernstlich ins Auge gefaßt sein. Anderseits wird auch die „South African Territories Company", welche nur die Aner-

kennung ihrer Gerechtsame erhalten hat, innerhalb kurzer Zeit sich entscheiden müssen, ob sie der übernommenen Verpflichtung, eine Eisenbahn von Angra Pequena nach Bethanien zu bauen, nachkommen will.

Sehr willkommen wird der Dampfer „Sperber" in Tsoakhaubmund eingetroffen sein, welcher, von der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gechartert, Mitte Juni mit einer Ladung von ca. 1300 Tonnen von Hamburg abging, zum großen Teil Lebensmittel, aber auch der für Lüderitz-Bucht bestimmte Dampfkondensator, welcher mit seiner Lieferungsfähigkeit von 5000 Liter Wasser in 24 Stunden der Wassernot für die Zugtiere ein Ende machen wird. Die Regierung läßt übrigens auf dem Wege zur Bai Brunnen graben, um in Zukunft eine gewisse Regelmäßigkeit des Handelsverkehrs zu erreichen.

In Windhoek wurde am 5. April ein Denkmal für die in den Witbooi-Feldzügen gefallenen Helden feierlich enthüllt.

Ueber die Ereignisse im **Kongo-Staate** liegen weitere Nachrichten vor. Chaltin, welcher am 14. Dezember 1896 von Dongu abmarschierte, traf mit 8 weißen Offizieren und 700 Soldaten am 14. Februar 1897 in Bedden am Nil ein. Am 17. hatte er einen Kampf mit Mahdisten zu bestehen, warf sie auf Redjaf zurück und griff dieses, das von 4000 Derwischen unter dem Mudir Arabi-Bey soll vertheidigt worden sein, noch am selben Tage an. Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr brach er das Gefecht ab, nachdem er ziemlich den ganzen Ort erobert hatte. Anderen Morgens hatten die Gegner den bisher noch behaupteten Abschnitt verlassen, als Chaltin wieder zum Angriff schritt, und ließen 3 Kanonen, 700 Gewehre und ihr Vieh als Beute zurück. Lado existiert bereits seit 7 Jahren nicht mehr. Es ist kaum anzunehmen, daß der Mahdi die kleine isolierte Truppe des Kapitän Chaltin im ungestörten Besitz des wichtigen Ortes lassen wird, und er wird sie sicher vernichten, wenn er nicht durch das Vorgehen seiner Feinde im Norden gezwungen wird, dort alle Kräfte zu konzentrieren.

Die rebellierenden Soldaten — 1500 an der Zahl — würden Dhanis' ganze Expedition vernichtet haben, wenn nicht Lieutenant Delecourt mit einer Handvoll Soldaten sich ihnen entgegengeworfen und geopfert hätte, um den Rückzug zu ermöglichen. Plündernd und alle Stationen zerstörend nahten sich die Insurgenten und die größte Besorgnis herrschte auf der Zentralstation an den Stanley-Fällen, wo man in der Hast Vertheidigungsmaßregeln ergriff. Am 12. April ward der Dampfer „Ville de Bruxelles" nach der Bazoko-Station an der Aruvimi-Mündung geschickt, um Verstärkung zu holen, der Dampfer „Auguste Beernaert" ward mit Geschützen armiert. Doch am 16. April kam die beruhigende Meldung, daß die Aufständischen nach Zerstörung der Stationen Mawambi, Lindi, Mabibanga und Kilinga nicht in der westlichen Richtung fortgesetzt, sondern sich südwärts nach Manjema gewandt, nach Ueberschreitung des Kongo aber sich trennten und in einzelnen Trupps nach ihrer Heimat begaben.

Dhanis erreichte die Fälle am 1. Mai und ging von hier nach Njangwe, das in größter Gefahr gewesen wäre, wenn die Aufständischen sich ihm in Masse genähert hätten. Er wird nun wohl eine Verfolgung der einzelnen Abteilungen einleiten, eine langwierige Jagd! Unterdessen sind alle Posten im Süden und Osten verstärkt und ein halbes Dutzend Dampfer den Kongo, Lomami und Kassai hinauf mit Truppen in Bewegung gesetzt worden. Die Aufständischen haben wieder einmal in der bekannten kindischen Weise der Neger gehandelt, sich durch Heimweh oder irgendwelche unbedeutende Unfälle zu Ausschreitungen der schlimmsten Art hinreißen lassen, laufen aber dann auseinander, unbekümmert um die Folgen und durch keine einheitliche Idee zu irgend einem größeren Zwecke angeregt.

Den Belgiern sind 24 weiße Offiziere und Unteroffiziere getötet, 1500 Gewehre, 200 000 Patronen und eine Mitrailleuse geraubt, der lange und mit großen Kosten vorbereitete Sudan-Feldzug zum Scheitern und die Truppe Chaltins in eine äußerst gefährdete Situation gebracht worden. Wen die Schuld trifft, wird wohl niemals zu konstatieren sein.

Ueber die Strafexpedition in **Kamerun** berichtet das „Deutsche Kolonialblatt", daß die in den Rumbi-Bergen ansässigen Ikoi- und Ngolo-Stämme trotz nachdrücklicher Verwarnungen den Handelsverkehr durch Räubereien gestört und schließlich sogar eine Handelskarawane gänzlich ausgeraubt und die Träger getötet haben. Am 12. März verließ eine Expedition von 2 Offizieren (Hauptmann v. Kamptz und Lieutenant Nolte), 1 Arzt, 2 weißen Unteroffizieren, 92 farbigen Soldaten und 97 Trägern die Station Rio del Rey und kehrte am 24. April zurück, nachdem eine gründliche Bestrafung ausgeführt war. Der eine der beiden Hauptschuldigen ist im Kampfe gefallen, der andere über die Grenze entkommen.

Die Niger-Kommission hat in Paris im Beginn des Juli ihre Arbeiten vollendet. Ueber das Resultat wird aber von französischer wie deutscher Seite vollständiges Stillschweigen bis zum Herbst gehalten werden, da erst dann das Abkommen der französischen Volksvertretung vorgelegt werden kann. Nichts desto weniger bringen französische Zeitungen schon ziemlich detaillierte Nachrichten, welchen zwar nicht unbedingt Glauben zu schenken ist, welche aber doch bereits vorbereiten möchten auf ein für Deutschland nicht allzu glänzendes Resultat. Es ist dabei im Auge zu behalten, daß eine Entscheidung über das eigentliche Nigergebiet ohne Englands Beteiligung gar nicht getroffen werden konnte und deshalb von vornherein ausgeschlossen war; daß Frankreich ferner mit allen Kräften auf den Besitz von Gurma dringen würde, um die Hinterlandverbindung mit Dahomeh zu gewinnen, daß aber für Deutschland es viel wichtiger ist, einen schiffbaren Fluß bis zur Küste in Besitz zu bekommen und das Hinterland soweit auszudehnen, daß die große Haussa-Straße noch in deutsches Gebiet fällt, als mit einem schmalen Zipfel den nur schwierig *nutzbar* zu machenden Niger zu erreichen. Wenn für Gurma ein

wirklich wertvolles Aequivalent der angedeuteten Art unserer Kolonie zugefügt wird, so soll man den Verlust dieses unfruchtbaren Landes nicht allzu tief betrauern.

Der König von **Benin** ist kürzlich von einer Abteilung der Polizeitruppe der Niger-Company unter Befehl der Lieutenants Carroll und Fitzgerald südlich von Kubba mit einem Trupp von 500 mit Gewehren bewaffneten Eingeborenen entdeckt worden. Mehrere Male angegriffen und geschlagen, ist es dem Könige doch gelungen, zu entkommen. Mehr Glück entwickeln die Franzosen im **westlichen Sudan**, woher die Nachricht eintrifft, daß ihr schlimmster und gefährlichster Feind, Samory, gestorben ist. Seit 1876 lagen sie mit ihm im Kampfe, vermochten ihn zwar immer weiter nach Süden zu drängen, aber niemals ihn zu unterwerfen, bis er schließlich ins Hinterland der Gold- und Elfenbeinküste gedrängt, kürzlich noch mit den Engländern in Zwistigkeiten geriet. Es ist wohl anzunehmen, daß das lediglich durch die tyrannische Persönlichkeit Samory's geschaffene Reich nach seinem Tode zerfallen wird. Dagegen scheinen die Franzosen sich mit den Tuareg durchaus nicht auf einen guten Fuß stellen zu können. Am 6. Juli hat eine von Timbuktu entsandte Reiterabteilung eine nicht unbedeutende Niederlage bei Rhergo, 200 Kilometer vom Niger, erlitten; 2 europäische Offiziere, 2 Unteroffiziere und 29 eingeborene Spahis (nach Mitteilung des Kolonialministers) wurden bei dem Ueberfall niedergemacht.

Geographische Nachrichten.

Graf Eduard Wickenburg ist nach seinem Aufenthalte in Abessinien (Harrar im April) wieder nach Zeyla zurückgekehrt, um über Berbera nach Sansibar zu gehen und von Süden her einen Vorstoß zum Rudolfsee zu machen.

Leontjew berichtet, daß das gesamte wissenschaftliche Material der Expedition Bottego gerettet sei und daß dieser einige wichtige geographische Entdeckungen gemacht habe. Von diesen wird bisher nur mitgeteilt, daß der Ommo-Fluß sich nicht, wie bisher angenommen, in den Rudolf-See ergieße, sondern, wie der Sobat, ein Nebenfluß des weißen Nil sei.

Für die Erforschung des Oberlaufes des Juba (an dem s. Z. Baron v. d. Decken ermordet wurde) wird die von der englischen Regierung beschlossene Expedition des Ingenieur Macdonald von großem Interesse sein, wenngleich sie offenbar politischen Zwecke-

dienen soll. Bisher sind alle Versuche den Oberlauf des Juba zu erforschen, gescheitert.

Anfang Mai sind die letzten Bestandteile der Expedition Marchaud in Station Abiras angekommen; Marchaud selbst war, durch das Klima stark mitgenommen, zurückgeblieben, und verließ Brazzeville am 1. März, um den Ubangi zu erreichen. Die Expedition wird zur Verfügung des Gouverneurs Liotard gestellt, um entweder die Erforschung des oberen Schari fortzusetzen oder die Unternehmung Livlands in dem Gebiet zu unterstützen, welches durch die französisch-englische Konvention vom 14. August 1895 der französischen Interessensphäre einverleibt wurde.

Die Expedition Gentil scheint ihr Ziel, den Tsad-See, auf dem Naua-Schari bereits erreicht zu haben.

Walter R. Harris hat die im zentralen Marokko nomadisierenden Berber besucht und veröffentlicht einen interessanten Bericht im Geographical-Journal — Juni 97. Danach unterscheiden sich diese wesentlich von den seßhaften Berbern des Atlas-Gebietes in bezug auf Sitte und Sprache. Außer den von den maurischen Sultanen angelegten befestigten Orten („ksor") existiert kein festes Gebäude im ganzen Gebiet, sondern nur Zelte aus Ziegenhaaren, die in Kreisform zum Dorf zusammengestellt, des Nachts die Herden zwischen sich aufnehmen und mit Dornenhecken umgeben werden. Die Bewohner der Ksor sind Abkömmlinge christlicher Sklaven aus der Zeit des Anfangs vorigen Jahrhunderts.

M. Foureau ist von seiner Sahara-Expedition nach Biskra zurückgekehrt, nachdem er bis in die Gegend von Rhât vorgedrungen war. Seine Absicht bis zum Massia von Air zu gelangen, mußte er aufgeben, weil er einen Ersatz seiner erschöpften Kameele nicht erhalten konnte. Nach seiner Mitteilungen ist die zentrale Sahara ruhig, da die Tuareg Hoggar Raubzüge im Süden von Air in der Gegend von Sakoto machen.

Im vorigen Winter sind in Behneseh (Aegypten) von 2 Oxforder Professoren, Grenfell und Hunt, sehr wichtige Papyrusse aus der Zeit zwischen der römischen Eroberung und der arabischen Periode gefunden worden, von denen einige für die Geschichte des Christentums besonders wertvoll sein sollen. Der eine, aus dem 3. Jahrhundert stammend, enthält eine Sammlung von „logia", d. h. Christus zugeschriebener Aussprüche, von denen einzelne in den Evangelien nicht vorkommen. Behneseh, das alte Oxyrynchos, liegt am Bahr-Yussuf, 11 Kilometer NW. von Abu-Girgeh.

Die afrikanische Religion.

Von L. Frobenius.

Die Frage nach dem Wesen und Werden primitiver Weltanschauungen gehört zu den interessantesten der Völkerkunde. Es erscheint ganz besonders anregend, von fremdartigen, unverständlichen Zaubereien und Aberglauben, von höchst sonderbarem und oft komischem Götzendienste zu hören. Nachrichten von blutigen und grausamen Opferfesten, bei denen Menschenleben vernichtet werden, regen die Phantasie an und erwecken ein nicht unangenehmes Gefühl des Gruselns; die Torheiten, die jene zur Uebernahme schwerer Verpflichtungen veranlassen, machen uns lächeln und rufen in uns das Gefühl der Ueberlegenheit hervor. Dazu kommt noch ein wenig Mitleid beim einen, Verachtung beim anderen. Damit ist der Standpunkt gekennzeichnet, den das Laienpublikum nicht nur, sondern auch mancher Gelehrte und Reisende den Religionen der Wildlinge gegenüber einnimmt. Longfellow's Verständnis für die poetischen Reize in den Mythologien der Amerikaner steht wohl einzeln da, Schirren's, Bastian's, Schurtz's, Brintons wissenschaftliche Betrachtungen der primitiven Weltanschauungen sind beachtenswerte und merkwürdige Ausnahmen. Eine Vertiefung in jene Geisteswelten, die bis zur Gewinnung eines Ueberblickes über alle ihre eigenartigen Wesenzüge und zum Verständnis ihres Charakters geführt hat, ist noch nicht erreicht. Und am schlechtesten von allen Religionen ist die afrikanische bisher behandelt worden.

Wie soll man es aber auch ermöglichen, die Religion eines primitiven Volkes zu verstehen. Zunächst muß es am natürlichsten erscheinen, unter die Wildlinge zu gehen und zu fragen, zu beobachten. Das ist schon oft geschehen, hat aber die gewünschten Erfolge nicht gehabt. Lächelnd erwiedert der Eingeborene, er denke sich nichts bei dieser oder jener Ceremonie; die Altvorderen hätten sie schon geübt und sie hätten auch keinen Grund angegeben. Dazu ist bemerkenswert, daß der Reisende den Eindruck, den er unter dem einen oder den zwei ihm bekannten Völkern gewonnen hat, auf alle anderen unwillkürlich überträgt.

Die zweite Gruppe von Versuchen vereinigt die Arbeiten am grünen Tische. Der große Vorteil, der sie auszeichnen soll, ohne Vorurteil und Voreingenommenheit die Werke der Reisenden zu studieren, ist aber meist nicht ausgenutzt oder vielmehr, er ist zunächst nicht vorhanden und muß erst erworben werden. Schon die Ueberwindung aller fremden Gefühle — fremd den Wildlingen und deren Weltanschauung selbst — wie die des Mitleides, der Verachtung und der Lust am Fremdartigen ist außerordentlich schwer. Dann muß das Vergleichen mit bekannten Erscheinungen aufgegeben werden. Das ist die Klippe, die mir noch nie umschifft zu sein scheint. Wer

rückwärts schaut und vom Standpunkte unserer Religion aus die Götter und Anschauungen jener zu verstehen versucht, wer mit den Göttergestalten der uns von Jugend auf und noch eingehender durch das Studium bekannt gewordenen griechischen Mythologie vergleicht, wird an den klippenreichen Gestaden scheitern; er wird das Land jener wilden Weltanschauungen nicht erreichen.

Nun ist aber auch an den großen Nachteil des Bücher-Studiums zu erinnern. Wir sind darauf angewiesen, unsere Materialien aus den Schriften von Männern zusammen zu suchen, die nicht vorurteilslos und voll Verständnis des Wichtigen und Unwichtigen sind. Oft weiß der Afrika-Reisende nichts weiter zu erzählen, als daß dieser und jener Gegenstand Fetisch sei, was nichts sagt, als beweist, daß irgend eine Anschauung höherer Art mit ihm verbunden ist. Es wird von guten und bösen Göttern gesprochen, von einem verblaßten Gottesbewußtsein, von Götzen und Teufeln. Und doch beweist ein Vergleich mit dem Grundstocke und Wesen der Erscheinungen, daß von einem gut und böse in unserem Sinne nicht gesprochen werden kann, daß ein Teufel nicht vorhanden sein kann in der Anschauung jener, weil ein Gutsein nicht von der Religion gefordert wird, und wenn eine soziale Bestimmung übertreten ist, sie auf Erden den Schuldigen straft. Kurz und gut, wir dürfen jede Mitteilung über einen positiven Glauben nur mit höchster Skepsis berücksichtigen.

Da wird man nun mit Erstaunen fragen: wenn alle Mitteilungen über die Anschauung umnachtet bleiben, wenn der Eingeborene auf die Frage nach dem Sinne der Sitten selbst einen Sinn bestreitet, woher soll dann das Material und die Möglichkeit kommen, die Religionen primitiver Völker zu verstehen?

Darauf antworte ich mit zwei Grundsätzen. 1. Die Anschauung jener ist ein homogenes Ganzes. Anschauung und Form, Mythe, plastische Darstellung, Ceremonie ꝛc. entsprechen einander vollkommen. 2. Sie denken nicht in unserem Sinne, d. h. sie folgen bei der Ausführung der Sitten und Ceremonien nicht einer originalen Schöpfungskraft sondern dem Instinkte; nicht aber dem Gedanken.

Um aber auf den ganzen Umfang der Unterschiede, die unsere Religion von der der Naturvölker trennt, hinzuweisen, muß darauf aufmerksam gemacht werden — und das ist bis jetzt übersehen — daß neben unserer Religion eine Wissenschaft besteht, die die Auslegung der heiligen Schriften und die religiöse Anschauung zwar in jeder neuen Zeit zur Veränderung zwingt, aber dennoch selbständig neben ihr aufwächst, so daß wir in unserer Auffassung der Natur der Wissenschaft folgen und in unserer Handlungsweise nicht nur den viel zu weiten Gesetzen der Religion sondern der Staatsverfassung. Bei jenen Wildlingen aber besteht eine Religion in diesem höheren Sinne überhaupt nicht. Daß die ethischen Forderungen fehlen, ist bei weitem nicht so wichtig wie die Thatsache, daß sie nichts anderes sind, als die Summe des Wissens und Meinens. In den Vordergrund tritt stets die Frage nach den Ausnahmeerscheinungen und die

Beantwortung derselben liegt in der Weltanschauung. Man kann also nicht sagen, daß sie keine Religion besäßen, man spricht aber andererseits auch überhaupt nicht von ihrer Religion, sondern lieber von ihrer Weltanschauung.

1. Die Hauptepochen primitiver Weltanschauungen.

Wir können die Entwicklung der Weltanschauung bis in jene Kulturepoche zurück verfolgen, die am richtigsten die der unstäten Völker genannt wird. Den Menschen dieser Zeit fehlt sowohl eine staatliche Organisation als eine ausgeprägte Industrie. Die Waffe ist der Bogen, die Hütte zusammen gebundene Büsche oder eine Höhle. In Horden wandern die Unstäten durch die weiten Ländereien nach Wild und Wasser ausschauend. Die Waffe charakterisiert ihren Zustand. Der Bogen ist das Jagdgewehr, der Speer erst das Kampfmittel im Kriege mit Menschen. Ihr Ringen um das Dasein ist ein ständiger Krieg mit den Tieren. Mensch und Jagdgetier suchen sich zu durchschauen.

Der Mensch dieser Epoche ist sich noch nicht bewußt, daß er mit höheren Fähigkeiten ausgestattet ist, als die Tiere. Er sieht in ihnen Wesen mit seinen Kräften. Er kennt kaum ein anderes Interessengebiet als das Tierleben. So ist denn die Weltanschauung begrenzt durch die Uebertragung aller bei den Tieren beobachteten Eigenschaften auf alle Aufmerksamkeit erregenden Teile der Naturmaschinerie. Die Weltanschaunng dieser Art nenne ich Animalismus.

Spätere und sehr viel spätere Formen menschlicher Kultur tragen noch Spuren dieser einfachsten Weltanschauung. Ich nenne hier nur den Totemismus, die Fabel und zu allerletzt das Jägerlatein.

Es wäre eine schwere Sünde gegen die Forderungen der Völkerkunde, wollte man eine Weltanschauungsepoche mit bestimmten historischen oder sachlichen Grenzen einengen. Und so muß hier schon betont werden, daß lediglich feste Punkte, die Höhepunkte der Epochen erwähnt werden. Man kann erforschen, wie die Zeiten auf einander folgen, wo die Motive einer Epoche am mächtigsten wirken, vorherrschen, aber weder wo die Symptome einer Anschauungsepoche anfangen, noch wo sie aufhören. Je weiter die Weltanschauung eines Volkes emporgewachsen ist, desto mehr Nachwirkungen älterer Zeiten und Anschauungen wuchern durcheinander. Man kann in jeder Weltanschauung Nachwirkungen und Kümmer- oder Wucherformen früherer Zeiten erkennen.

In diesem Sinne also ist der Totemismus, die Tierfabel und das Jägerlatein ein Rest des Animalismus. Der Totemismus ist eine Stammeseinteilung auf Grund matriarchalischer oder patriarchalischer Familientrennung verbunden mit Exogamie. Ein Stamm mag zum Beispiel in vier Familien zergliedert sein, von denen die eine den Namen des Bären, die zweite den des Adlers, die dritte den

des Wolfes, die vierte den des Raben führt (Nordwestamerika). Ein Jüngling der Bärenfamilie darf kein Mädchen der Bärenfamilie, sondern nur eines aus der Wolf-, Raben- oder Adlerfamilie heiraten ꝛc. Diese weitverbreitete Institution führe ich auf eine Nachwirkung der animalistischen Weltanschauung zurück, wobei es zunächst unerörtert bleiben mag, ob die Anschauung von dem Satze: „die Seele des Menschen geht in ein Tier über" oder von dem Satze: „die Seele des Menschen stammt von einem Tiere ab", ausgeht.

Bei weitem leichter verständlich muß es erscheinen, wenn die Tierfabel auf den Animalismus zurückgeführt wird. Daß bei den Tieren sich gleiche psychologische Beobachtungen anstellen lassen wie bei den Menschen, wissen sogar wir Stubenphilosophen; jeder Hund, jede Katze, ein Blick in einen Geflügelhof und die Spatzen auf dem Dache lehren das. Der Mensch, dem die Tiere mehr Interesse abgewonnen als der Mensch, kleidete alle Erfahrungen in das Vergleichsgewand der Tierfabel.

An dieser Stelle weise ich schon auf das wichtige Gesetz von der Beobachtung der Ausnahmeerscheinungen hin. Was sich stets in gleicher Weise wiederholt in der Natur, so daß die Sitte von je her den Schwankungen Rechnung trug, hat den Menschen nicht zum Aufschauen veranlaßt. Wenn er aber in der Kultur neue Errungenschaften merkte, deren Benutzung die zeitweilige Aenderung des natürlichen Wandlungsprozesses störte, dann frug er nach den Gründen dieser Entdeckung, um einen wirksamen Hebel ihnen gegenüber anwenden zu können, um sie unschädlich zu machen. Im stets gleichen Verhältnis zu den Fortschritten der Kultur entwickelt sich daher die Weltanschauung, und zwar werden neue Motive stets da gewonnen, wo die Kultur einen Widerstand des freien Aufsprossens fand.

So entsteht denn die Beachtung der Funktionen des menschlichen Organismus erst dort, wo der Mensch der Feind des Menschen ward, wo die Horde zum Stamme und ein Stamm der Feind des anderen Stammes ward. Mit dem Seßhaftwerden einerseits und den fest sich gestaltenden Gemeinden andererseits geht die Entstehung und kräftige Entwicklung des Manismus Hand in Hand.

In den Zeiten des unstäten Wanderlebens ward der Schwächliche, Altersschwache oder Sieche totgeschlagen oder liegen gelassen. Der Tod durch die Tiere mag überhaupt den Anlaß zur Seelenwanderungsmythe geboten haben. Jetzt erst, wo der Mensch sich in seßhaftem Zustande befindet, erregen Krankheit und Tod Aufmerksamkeit. Dazu tritt der Mensch dem Menschen feindlich gegenüber. Die Bezauberung, deren Entdeckung im eigenen Stamme gemacht wird, findet eine Uebertragung auf die Kräfte der menschlichen Feinde. Und wo der Feind den Feind erst wittert, wächst der Argwohn mächtig.

Doch hierneben darf die edlere Triebkraft nicht vergessen werden, die kindliche Pietät. Große Krieger werden noch nach dem Tode verehrt und wachsen in den Erzählungen der Jugend, von Generation

zu Generation in der Erinnerung an die Zeit der Wanderung, der Staatengründung; der manistische Gott entsteht.

Nach langer Ueberlegung habe ich mich entschlossen, statt des altgewohnten Wortes Ahnenverehrung oder Ahnenkultus das Fremdwort Manismus einzuführen. Die alten Bezeichnungen sprechen nur von Kultus, der Verehrung, und nicht von der Anschauung. Außerdem läßt sich von dem Worte Manismus ein früher mühsam und schlecht ersetztes Adjektiv, „manistisch" bilden.

Die manistische Weltanschauung umschließt die ungeheure Fülle von Anschauungen über das Leben des Menschen nach dem Tode. Dieser Teil der Weltanschauung hat offenbar dem Kultus das Leben und der Mythologie festere Gestalt gegeben.

Das wichtigste Problem der manistischen Anschauung ist aber das jeweilige Abhängigkeitsverhältnis von herrschenden oder dienenden Nebenerscheinungen, das Verhältnis zur animalistischen, lunaren oder solaren Weltanschauung.

In der animalistischen Anschauung lagen die Keime des Manismus, in der lunaren ward ihr die erste Lösung des Todesproblems geschenkt, das Formwechselmotiv. Wann dem Monde zuerst Beachtung gewidmet ward, ist noch schwer feststellbar, da die primitivsten noch erhaltenen Formen der Weltanschauung rückwirkend mit Einflüssen der verschiedensten Epochen durchtränkt wurden. Erst eine Zeit klarer entwickelter manistischer Ideen läßt das Vorherrschen lunarer Mythen scharf erkennen. Die Menschen sahen den Mond abnehmen und wieder wachsen. Wie den Mond läßt die Mythe auch den Menschen im Tode schwach und unscheinbar werden, berichtet aber, daß darauf der Mensch wieder Kraft und Fülle an Lebensvermögen gewinne bis er das alte Stadium erreicht hat, worauf das Decrescendo abermals einsetzt.

Weit selbständiger aber hat sich überall die solare Anschauung entwickelt. Das Problem der lunaren und solaren Anschauungen ist dahin zu lösen, daß den Gestirnen die Gestalt und das allgemeine Schicksal des Menschen, den Menschen aber das spezielle Schicksal der Gestirne zugeschrieben wird. Fiel beim Monde das Ab- und Zunehmen auf, so gewinnt die Sonne ein weit regeres Interesse durch den täglichen imposanten Auf- und Untergang. Ward der Mond Ursache einer Mythe, so ist die Sonne von einem reichen und dichten Gewebe bunter Mythen umsponnen.

Um die solare Weltanschauung ganz klar zu machen, mögen Beispiele aus der Mythologie der Polynesier, echter Mythendichter und reger Sonnenverehrer herangezogen werden. — Die Hauptfigur der polynesischen solaren Mythologie ist Maui. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser ein solarer Gott von Anfang an war. Die wichtigsten drei Mythen sind die folgenden.

1. Maui fliegt zur Unterwelt. Zwischen zwei Felswänden hindurch, die der Taube, auf der er reitet, die Schwanzfedern beim Zusammenschlagen abreißen, gelangt er hinab. Er kämpft mit de

feuerbesitzenden Gotte der Unterwelt um das Feuergeheimnis, das er auch wirklich erringt. Der überwundene Gott sendet aber ein Feuermeer hinter Maui her, das die Erde weithin überflutet.

2. Maui wollte seine Ahnfrau überwinden. Er beschließt in ihren Rachen zu schlüpfen. Vorher verbietet er allen Vögeln zu lachen. Wenn sie lachen, wenn er wieder aus dem Rachen der Schrecklichen zurückkehrt, muß sie sterben, lachen sie vorher, so ist dies sein Tod. Er kriecht in den am Horizonte geöffneten Rachen hinein. Da lacht ein kleiner Vogel. Die Ahnfrau schließt den Mund und Maui stirbt. „Wäre Maui, so schließt die Mythe, aus dem Rachen glücklich wieder zurückgekehrt, so brauchten die Menschen heute nicht zu sterben."

3. Die sterbenden Häuptlinge folgen Maui in die Sonne. —

In diesen drei Mythen sind die wichtigsten Züge der Sonnenmythen erhalten. Wenn Maui zwischen den Felsen hindurchfliegt oder in den Rachen der Ahnfrau schlüpft, heißt das: die Sonne geht unter. Das lohende Feuermeer beim Rückkehren aus der Unterwelt bedeutet den blutigrot gefärbten Himmel des Sonnenaufganges.

Das Problem der Entstehung und Formfülle der Sonnenmythen wird aber durch die letzte Mythe gelöst. Hier heißt es: die Häuptlinge folgten der Sonne nach dem Tode, auf vielen anderen Inseln aber direkt: alle Seelen folgen der Sonne. Wie Maui von der Ahnfrau Hine-nui-te-po verschlungen wird, so essen die Götter die Seelen der Häuptlinge, die so in die Glückseligkeit eingehen. Die Seelen folgen der Sonne beim Untergange in die Unterwelt.

Auf diese Weise ist die solare Weltanschauung auf's innigste mit dem Manismus verwachsen, oder vielmehr diese Mythe löst das Rätsel, wie der Manismus so sehr stark mit Motiven der solaren Mythologie in der Zeit der Sonnenverehrung gesättigt ist. Wir gewinnen so ein Verständnis für den Rhythmus der solaren Weltanschauung. Da alle Helden, Heroen, Ahnen der Sonne folgen, machen sie die Schicksale ihrer Wanderung des Unter- und Aufganges durch. In die Erzählungen der Schicksale aller Ahnen kehrt die Reihe der solaren Motive wieder.

Daß aber dieser solare Rhythmus in allen Sagen von der einstigen Wanderung solcher Völker wiederkehrt, verstehen wir erst vermittelst des Gesetzes von der Umkehrung. Die manistischen Mythen berichten zumeist vom Tode und dem Schicksal nach dem Sterben. Unter dem Einfluß der Mond- und der Sonnenbetrachtung nimmt die Mythe vom Tode verschiedene Gestalt an. (Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid (Westfalen) und Berlin SW. 12 (Schützenstrasse 46/47.)

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in **stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:**

Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1.25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Im Juli gingen an Jahres- und einmaligen Beiträgen ein:

Geh. Baurat Eggert, Berlin, 3 Mk. — Wilh. Wißner, Göppingen, 3 Mk. — Postrat Klingler, Stuttgart, 5 Mk. — Pfarrer Pfeil, Wennungen, 3 Mk. — Konsistorial-Rat Dalton, Berlin, 5 Mk. — Assessor Dr. Bodelschwingh, Berlin, 5 Mark. — L. Ehlermann, Dresden, 200 Mk. — Stauff jun., Petersburg, 3 Mk. — Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft, Düsseldorf, 500 Mk. — Gräfin Waldersee, Altona, 3 Mk. — Gräfin Königsmark, 2 Mk. — Prokurist Bohr, Berlin, 3 Mk. — F. W. Baumann, Frankfurt a. O., 5 Mk. — Postsekretär Fischer, Berlin, 3 Mk. — Oberpostsekretär Kalbe, Berlin, 3 Mk. — Archidiakon. Planitz, Leipzig, 3 Mk. — Oberstlieutenant Rosenthal, Görlitz, 3 Mk. — Landgerichtsrat Röstell, Frankfurt a. d. O., 3 Mk. — Kons.-Präs. Chalybäus, Kiel, 5 Mk. — Stadthauptkasse Frankfurt a. M., 2 Mk. — Landgerichtsrat Lanz, Hof, 5 Mk. — F. Ad. Schumann, Berlin, pro 1896 und 97 je 3 Mk. — Senior Dr. Bärwinkel, Erfurt, 100 Mk. — Baurat Hoffmann für 1896 und 97 je 10 Mark. — Ulrich Meyer, Südende, 5 Mk. — Louis Sohnstein, Rod am Berg, 3 Mk. — Oskar Meinburg, Braunschweig, 1 Mk. — C. Dülfer, Breslau, 3 Mk. — Pfarrer Maurer, Karlsruhe, 5 Mk. — Kons.-Ass. Dr. Baumeister, Berlin, 3 Mk. — Rektor Dreykorn, Landau, 3 Mk. —

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Briefmarken gingen im Juli ein:

Direktor Brink, Görlitz; A. Dähn, Lübeck; Ungenannt, Berlin W.; Konsistorialrat Nöltingk, Blankenburg (Harz).

Den freundlichen Sammlerinnen und Sammlern besten Dank!

Die Schriftleitung.

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert ꝛc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Der Branntwein in Afrika	221
Afrikanische Nachrichten	230
Die afrikanische Religion	251

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von G. H. Evrand in Neuhaldensleben.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1,25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko **durch das Haupthaus in Lüdenscheid.**

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Vorläufige Anzeige.

Die Hauptversammlung

des

Evangelischen Afrika = Vereins

soll am

Montag, den 18. Oktober d. Js.,

abends 8 Uhr in Berlin,

stattfinden.

Der Hauptvorstand.

J. A.:

Steinhausen, Geheimer Regierungsrat

Schriftführer.

F. Adolph Schumann

Berlin C, Breitestr. 4

gegründet 1837

Magazin für Ausstattungen

in Porzellan und Glaswaaren,

Tafelservices für 12 Personen

(ächt Porzellan) von 35 Mark an,

Weiße Porzellanwaaren

für den täglichen Gebrauch

in den neuesten Formen verkaufe zu sehr billigen Preisen.

Großes Lager

von

decorierten Tafelservicen, Trink- und Waschgarnituren, Majoliken, Figuren 2c.

Musterbuch gratis und franco.

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

(Fortsetzung.)

2) Der Bericht des Missionars M. Seeger.

Amedschowhe im Juli 1896.

In wie weit besteht von vorn herein eine Hinneigung zu berauschenden Getränken bei den Eingeborenen?

R. Ch. Reindorf erzählt in seinem Buch: „History of the Gold Coast and Asante“ eine Sage über die Art und Weise, wie die Eingeborenen, bezw. die Fanteer mit der Gewinnung des Palmweins bekannt wurden. Er erzählt: „Als die Fanteer von Takiman nach der Küste wanderten, hatte ihr König einen berühmten Jäger, Ansa mit Namen, der für den König dem Waidwerk oblag . . . Er bediente sich bei den Jagden eines Hundes. Eines Tages stieß er bei dem Durchstreifen des Busches auf eine von einem Elephanten entwurzelte Palme, in die das Tier am oberen Ende ein Loch eingetreten hatte. Es schien, als ob das kluge Tier schon seit lange sich darauf verstanden habe, die Palmen anzuzapfen und sich an dem köstlichen, wenn auch berauschenden Safte der Palme gütlich zu thun. Als der Jäger des hervorquellenden Saftes gewahr wurde, gelüstete es ihn, denselben zu versuchen. Da er jedoch befürchtete, er könnte giftig sein, ließ er seinen Hund von dem Safte lecken. Da er merkte, wie gern sein Hund die Flüssigkeit kostete, und ihm nichts übels widerfuhr, trank er selbst am nächsten Morgen so viel davon, daß er völlig betrunken wurde. Er lag den ganzen Tag in einem Zustande von Betäubung, so daß sein König und dessen Leute sich über des Jägers Ausbleiben wunderten und ihn bereits verloren gaben. Als er wieder zu sich gekommen war, fand er bald heraus, wie man die Palme anzapfen müsse und war bald so glücklich einen Topf Palmwein zu gewinnen. Diesen brachte er seinem Könige. Wie gebräuchlich, trank er selbst, um die Unschädlichkeit zu bezeugen, erst von dem Palmwein, ehe er ihn dem Könige darbot. Dieser kostete von dem Getränk und fand es so angenehm, daß er niemand etwas abgab, sondern den ganzen Topf allein austrank. Infolge davon war er so betrunken, daß er bis zum nächsten Morgen nicht mehr zu sich kam. Als seine Leute ihn in so hilflosem Zustande fanden, glaubten sie, er wäre vergiftet. Augenblicklich suchten sie den Jäger auf und schafften ihn, ohne auch nur erst eine Frage zu stellen, aus der Welt, indem sie annahmen, daß der Jäger, berühmt wie er war, den König vergiftet habe, um sich an seine Stelle zu setzen. Sobald nun der König zu sich kam, rief er nach Ansa. Als er belehrt wurde, daß Ansa von einigen im Uebereifer erschlagen worden sei, ließ er dessen Mörder enthaupten.“

Reindorf fügt eine zweite Sage bei, die im wesentlichen mit der obigen übereinstimmt; nur der Ausgang weicht etwas ab. Akoro Firampongs Jäger Wermpmi Ampong wird, wie oben, mit dem Palmwein bekannt und wird betrunken vom ersten Genuß. Er ladet seinen Aeltesten Akoro Firampong ein, und auch er betrinkt sich. Dieser hinwiederum ladet seinen Nachbarältesten ein, der sich so betrinkt, daß er stirbt. Hierauf greifen die beiderseitigen Unterthanen zu den Waffen und nur dadurch wird ein Blutbad verhindert, daß Akoro Firampong sich erbot, sich selbst zu töten. Ehe er Hand an sein Leben legte, befahl er dem Trommler einen Gesang, der bis auf diesen Tag üblich ist.

Aus diesen Sagen geht hervor, daß man vor Bekanntwerden mit dem Palmwein einen Zustand der Betrunkenheit nicht kannte. Fürs andere beantworten diese Sagen die obige Frage dahin, daß eine so starke Neigung zum Trunk vorhanden ist, daß sich jeder betrinkt, sobald er des Trunkes habhaft wird. Gewiß sind es nur Sagen, die wir vor uns haben; aber bekanntlich spiegeln sich eben in den Sagen die Leidenschaften der Völker aufs getreueste wieder. So ist es gewiß nicht zufällig, daß gleich dem ersten Bekanntwerden des Palmweins Mord und Totschlag auf dem Fuße folgt. Besäßen die Völker hier eine Verbrecherstatistik, so würde dieselbe eklatant beweisen, daß Betrunkenheit stets der Anlaß zu Mord und Totschlag geworden ist. Der Neger ist zu feige, um bei klarem Verstande ein Verbrechen zu begehen; er ist zu erfahren in den Strafen, die über derlei Dinge verhängt werden, als daß er, ohne angetrunken zu sein, Händel anfängt. Es muß, der Wahrheit zur Ehre, dem Volk ein starker, angeborener Hang für berauschende Getränke nachgesagt werden. Ich habe oft erlebt, daß sehr ermüdete Träger noch bei Mondschein in ein anderes Dorf gingen, um sich Palmwein zu verschaffen. —

Wie steht es mit dem Genuß heimischer Getränke?

In unseren Tagen kommt an heimischen Getränken nur noch der Palmwein in betracht. In früheren Zeiten hat man häufig aus einer jetzt, meines Wissens im Evhelande nicht mehr angebauten Getreideart „lu“ genannt, eine Art Bier hergestellt, was „liha“ genannt wird. Dieses Bier konnte leicht oder schwer eingesotten werden und war, je nach seiner Stärke mehr oder weniger berauschend. In unsern Gegenden werden diese Biere jetzt nur noch äußerst selten gebraut, während sie in den Hinterländern noch immer sehr beliebt sein sollen. Dort wird auch Honigbier hergestellt. Ueber ihre Wirkungen finden sich in den Reisebeschreibungen Dr. Nachtigals eingehende Mitteilungen, die um so mehr zu schätzen sind, als keine politischen Tendenzen den Beobachter zu anderer Auffassung verleiten konnten.

Die wilde Dattelpalme liefert auch einen Saft, der dem Palmwein ungefähr gleich kommt. Indessen verstehen nur ganz wenige Evheer ihn zu gewinnen. Er kommt darum unter den Getränken nicht in betracht.

Die Fächerpalme liefert einen äußerst berauschenden Saft, der aber nur zum Affenfangen wird.

Andere Getränke heimischen Ursprungs kenne ich nicht, außer dem Saft der Oel-Weinpalme. Dieser wird allerdings sehr reichlich genossen. Doch ist das überall gleich. In Gegenden mit starken Palmbeständen wird Jahr aus, Jahr ein Palmwein gewonnen und in unglaublichen Mengen konsumiert. Ich kenne große starke Männer, die täglich 2 große Töpfe mit 15—20 Liter Inhalt vertilgen, ohne daß man ihnen den Zustand eines Berauschten ansehen könnte. Bei einem so starken und andauernden Genuß müßten diese Leute längst zu grunde gegangen sein, wenn der Palmsaft schädlich wäre.

Es giebt indes Leute, wie mir scheint namentlich solche mit schwachen Lungen, die den Palmsaft nicht vertragen können. Wenn ein solcher sich des Trinkens, nicht enthalten kann, so erliegt er einem langsam schleichenden Siechtum, wie mir in diesem Jahre ein Fall bekannt geworden ist.

Trinkt jemand, der sich sonst völliger Enthaltsamkeit befleißigt, etwa bei einer besonderen Gelegenheit einmal 1 Liter nach Negerweise schnell hinunter, so kann ihm das völlige Betrunkenheit eintragen. —

Sind die Materialien zur Herstellung der heimischen Getränke in genügendem Maße und zu jeder Zeit vorhanden?

Der hauptsächlichste Grund, daß das Landesmaisbier nicht mehr gebraut wird, besteht in dem Umstande, daß man den Branntwein gegen Bezahlung gleich fertig genießbar hat. Ein zweiter Grund ist der, daß nicht genügend Korn vorhanden ist. In den letzten Jahren haben die Heuschrecken auf den Maisfeldern ungeheuern Schaden angerichtet. Daneben wurde und wird noch von dem vorhandenen Korn nach Bato und Ada getragen und gegen Salz eingetauscht. Da dem Binnenländer für sein Korn ein gleiches Maß Salz verabfolgt wird, so gewinnt das Korn für ihn einen so großen Wert, daß er daraus kein Bier machen will. Die Bevölkerung der Küstenstädte befaßt sich fast gar nicht mit Feldbau. Dagegen mehrt sich die Einwohnerzahl derselben jährlich um ein bedeutendes, hauptsächlich durch Zuzug. Ueberseeisch eingeführte Lebensmittel sind aber für den gewöhnlichen Mann zu teuer. So kommt es, daß Korn und andere Landesprodukte an der Küste unerhörte Preise erzielen, da die Nachfrage das Angebot fast andauernd übersteigt. Nimmt man hinzu, daß die Bereitung des Landesbieres etwas umständlich ist, so ersieht man klar, warum das Landesbier, das an sich ein nahrhaftes, gesundes Getränk darstellt, in Abgang gekommen ist.

Nicht so ist es mit der Palmweinbereitung. An Palmen fehlt es im Inland nirgends, wenn auch einzelne Gebiete mit anderen verglichen ärmer sind an Oelpalmen. Ueber Bereitung und Genuß kann das von Missionar Spieth*) Ausgeführte durchaus als Regel

*) Vergl. „Afrika" 1896, Heft 5 und 6.

angesehen werden. Ausnahmen und Abweichungen davon kommen vor, sind aber dem großen Ganzen gegenüber völlig belanglos.

Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß eine bedeutende Zollerhöhung des Branntweins, oder gar ein völliges Aufhören der Einfuhr die Palmölbereitung und damit das kaufmännische Geschäft in hohem Grade gefährden würde, da der anerkannt starke Durst des Volkes dann mit Palmwein gesättigt werden würde und dazu so viel Palmen nötig wären, daß die Oelbereitung stark zurückgehen müßte. So viel wir wissen, ist diese Behauptung in Berlin aufgestellt worden, wo der Vater des Gedankens jedenfalls nicht in der Lage war, von solchen, die diese Dinge aus der Lebenserfahrung beurteilen können, sich seine Behauptung bezeugen zu lassen. Wer sich darüber zu erkundigen vermag, wird sich allerorts bezeugen lassen können, daß das Land heute bedeutend reicher ist an Oelpalmen als in jeder früheren Zeit. Durch die Branntwein-Einfuhr ist die Palmweinbereitung quantitativ nicht zurückgegangen, wohl aber klagen alte Leute darüber, daß das heutige Geschlecht die Palmweinbereitung nicht recht verstehe. Früher habe man 2, ja sogar 3 Monate lang von ein und derselben Palme den Saft holen können, während heutzutage schon nach 1 Monat das Versiegen eintritt. Daß heute neben dem Branntwein noch ebenso viel Palmwein getrunken wird, wie in früheren Zeiten, ergiebt sich auch aus dem Umstand, daß sehr viele Branntweintrinker um ein stärkeres Stadium von Betrunkenheit zu erreichen, Branntwein und Palmwein mischen.

Obige Behauptung sollte den Schluß rechtfertigen, daß die Versorgung des Volkes mit Branntwein eine Vernachlässigung der Oelpalmenkultur zu Folge gehabt habe. Dem ist aber nicht so, sondern die Oelpalmbestände sind im Gegenteil ausgedehnt worden. Das das geschehen ist, muß einzig und allein auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die Palmölbereitung den Leuten eine Erwerbsquelle erschlossen hat, die jedem, der sie ausnützen kann, höchst erwünscht ist. Außerdem liefert die Oelpalme für die Küche einen ohne sie unersetzlichen Teil der Nahrung. Wie hoch der Eingeborene die Oelpalme schätzt, ist aus einem anderen Umstand abzusehen. Nehmen wir den Küstenrand mit seinen Kokospalmbeständen aus, nehmen wir ferner die vereinzelten Kokospalmen in den Dörfern auch im Inland und die Schattenbäume auf den freien Dorfplätzen, samt etlichen wenigen Mango-, Orange-, Limonenbäumen aus, als Ausnahme von der Regel, so steht der Satz: der Neger pflanzt außer der Oelpalme keine Bäume, als ganz unbestritten da. Die Oelpalme ist also dem Eingeborenen der durchaus wertvollste Baum. Diese Thatsache wird auch durch den Umstand bestätigt, daß Grundbesitzer gern brach liegende Strecken irgend jemand zum Anbau überlassen, weil sie wissen, daß dadurch der Palmkultur wesentlich Vorschub geleistet wird. Daß da und dort im Busch oder an einem Wege etwa ein Mangobaum gefunden wird, beweist nichts gegen die Ausführungen; denn sie sind nicht gepflanzt, sondern durch fallen gelassene Kerne,

deren Fleisch auf der Plantage verzehrt wurde, gewachsen und werden in keiner Weise gepflegt.

In der Gegend von Tove, 5—6 Stunden hinter Lome, werden seit einer ganzen Reihe von Jahren regelrecht große Gebiete ganz mit Oelpalmen bepflanzt, weil die Bevölkerung ihren großen Wert zur Oelbereitung und dadurch zum Gelderwerb kennen gelernt hat.

Um ein Beispiel aus der Goldküste anzuführen, sei gestattet, an das Kroboland und seine Bewohner zu erinnern. Dies Ländchen ist geradezu mit Palmwäldern bedeckt und infolge davon sind die Lebensmittel sehr teuer, trotzdem die Bevölkerung fast ausschließlich der Bewirtschaftung des Bodens lebt. Wo immer sie Plantagen anlegen, verlassen sie dieselben nach ein paar Jahren als jungen Palmwald. So hat sich das Plantagengebiet im Lauf der Jahre immer weiter fort geschoben und heute findet man die Kroboer bereits im Akemgebiet an der Plantagenarbeit. Sie haben sich 2—3 Tagereisen von ihrer Heimat weg allen Boden käuflich erworben und ihn in Palmwälder umgewandelt, aus denen sie einen beträchtlichen Reichtum ziehen.

Ganz ähnlich liegen jetzt die Verhältnisse in der Gegend von Tove. Wer sich diese Thatsachen ansieht, dem wird man obige Behauptung nicht aufoktroyieren können. Man wird ohne weiteres zugeben können, daß, falls die Branntwein-Einfuhr aufhörte, zunächst etwas mehr Palmwein gewonnen würde, als jetzt. Allein dies Plus bedeutet noch lange keine Gefährung der Oelproduktion, denn wie in jeder Forst fortwährend eine Anzahl Bäume um das Gedeihen der anderen zu befördern, zu entfernen sind, so ist es auch mit einem Palmwald, und wie die Dinge zur Zeit liegen, kann ganz gut eine Zunahme der Oelproduktion neben einer Zunahme der Palmweinbereitung einhergehen.

Es sei gestattet, noch auf einen Umstand hinzuweisen, der die Palmkultur mächtig fördern könnte. Ich habe mir manchen Ortes Wälder zeigen lassen, die zur Zeit der jetzt lebenden Generation noch Savannen waren. Wie ist das gekommen? Die Bevölkerung hat in anbetracht des Nutzens der Palme sich entschlossen, zur Zeit der Grasbrände diese Stellen nicht mehr anzuzünden. Weiter ist nichts geschehen. Es würde dem ganzen Lande ein Nutzen größten Umfangs daraus erwachsen, wenn die Grasbrände unterbleiben würden. Das zu erreichen, wäre der Landesregierung nicht unmöglich.

Obige Behauptung ist überhaupt eine bloße und zwar haltlose Hypothese. Es wird doch niemand glauben, daß der Neger ohne jede Rücksicht auf seinen Vorteil in unsinniger Weise ausgräbt, was ihm eine große fortdauernde Einnahme einbringt. Eine gute Palme kann bis zu 6 Fruchttrauben im Jahr abwerfen. Je nach ihrer Größe gewinnt man aus einer Traube 1—2 Flaschen — jene vierkantigen Branntwein-Flaschen — Oel. Nehmen wir, um ein Beispiel zu haben, eine Palme mit 3 Trauben, die 4 Flaschen Oel liefern, was hier im Inland einen Wert von 1 Mark darstellt. Wer also 100 Palmen

angesehen werden. Ausnahmen und Abweichungen davon kommen vor, sind aber dem großen Ganzen gegenüber völlig belanglos.

Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß eine bedeutende Zollerhöhung des Branntweins, oder gar ein völliges Aufhören der Einfuhr die Palmölbereitung und damit das kaufmännische Geschäft in hohem Grade gefährden würde, da der anerkannt starke Durst des Volkes dann mit Palmwein gesättigt werden würde und dazu so viel Palmen nötig wären, daß die Oelbereitung stark zurückgehen müßte. So viel wir wissen, ist diese Behauptung in Berlin aufgestellt worden, wo der Vater des Gedankens jedenfalls nicht in der Lage war, von solchen, die diese Dinge aus der Lebenserfahrung beurteilen können, sich seine Behauptung bezeugen zu lassen. Wer sich darüber zu erkundigen vermag, wird sich allerorts bezeugen lassen können, daß das Land heute bedeutend reicher ist an Oelpalmen als in jeder früheren Zeit. Durch die Branntwein-Einfuhr ist die Palmweinbereitung quantitativ nicht zurückgegangen, wohl aber klagen alte Leute darüber, daß das heutige Geschlecht die Palmweinbereituug nicht recht verstehe. Früher habe man 2, ja sogar 3 Monate lang von ein und derselben Palme den Saft holen können, während heutzutage schon nach 1 Monat das Versiegen eintritt. Daß heute neben dem Branntwein noch ebenso viel Palmwein getrunken wird, wie in früheren Zeiten, ergiebt sich auch aus dem Umstand, daß sehr viele Branntweintrinker um ein stärkeres Stadium von Betrunkenheit zu erreichen, Branntwein und Palmwein mischen.

Obige Behauptung sollte den Schluß rechtfertigen, daß die Versorgung des Volkes mit Branntwein eine Vernachlässigung der Oelpalmenkultur zu Folge gehabt habe. Dem ist aber nicht so, sondern die Oelpalmbestände sind im Gegenteil ausgedehnt worden. Das das geschehen ist, muß einzig und allein auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die Palmölbereitung den Leuten eine Erwerbsquelle erschlossen hat, die jedem, der sie ausnützen kann, höchst erwünscht ist. Außerdem liefert die Oelpalme für die Küche einen ohne sie unersetzlichen Teil der Nahrung. Wie hoch der Eingeborene die Oelpalme schätzt, ist aus einem anderen Umstand abzusehen. Nehmen wir den Küstenrand mit seinen Kokospalmbeständen aus, nehmen wir ferner die vereinzelten Kokospalmen in den Dörfern auch im Inland und die Schattenbäume auf den freien Dorfplätzen, samt etlichen wenigen Mango-, Orange-, Limonenbäumen aus, als Ausnahme von der Regel, so steht der Satz: der Neger pflanzt außer der Oelpalme keine Bäume, als ganz unbestritten da. Die Oelpalme ist also dem Eingeborenen der durchaus wertvollste Baum. Diese Thatsache wird auch durch den Umstand bestätigt, daß Grundbesitzer gern brach liegende Strecken irgend jemand zum Anbau überlassen, weil sie wissen, daß dadurch der Palmkultur wesentlich Vorschub geleistet wird. Daß da und dort im Busch oder an einem Wege etwa ein Mangobaum gefunden wird, beweist nichts gegen die Ausführungen; denn sie sind nicht gepflanzt, sondern durch fallen gelassene Kerne,

deren Fleisch auf der Plantage verzehrt wurde, gewachsen und werden in keiner Weise gepflegt.

In der Gegend von Tove, 5—6 Stunden hinter Lome, werden seit einer ganzen Reihe von Jahren regelrecht große Gebiete ganz mit Oelpalmen bepflanzt, weil die Bevölkerung ihren großen Wert zur Oelbereitung und dadurch zum Gelderwerb kennen gelernt hat.

Um ein Beispiel aus der Goldküste anzuführen, sei gestattet, an das Kroboland und seine Bewohner zu erinnern. Dies Ländchen ist geradezu mit Palmwäldern bedeckt und infolge davon sind die Lebensmittel sehr teuer, trotzdem die Bevölkerung fast ausschließlich der Bewirtschaftung des Bodens lebt. Wo immer sie Plantagen anlegen, verlassen sie dieselben nach ein paar Jahren als jungen Palmwald. So hat sich das Plantagengebiet im Lauf der Jahre immer weiter fort geschoben und heute findet man die Kroboer bereits im Akemgebiet an der Plantagenarbeit. Sie haben sich 2—3 Tagereisen von ihrer Heimat weg allen Boden käuflich erworben und ihn in Palmwälder umgewandelt, aus denen sie einen beträchtlichen Reichtum ziehen.

Ganz ähnlich liegen jetzt die Verhältnisse in der Gegend von Tove. Wer sich diese Thatsachen ansieht, dem wird man obige Behauptung nicht aufoktroyieren können. Man wird ohne weiteres zugeben können, daß, falls die Branntwein-Einfuhr aufhörte, zunächst etwas mehr Palmwein gewonnen würde, als jetzt. Allein dies Plus bedeutet noch lange keine Gefährung der Oelproduktion, denn wie in jeder Forst fortwährend eine Anzahl Bäume um das Gedeihen der anderen zu befördern, zu entfernen sind, so ist es auch mit einem Palmwald, und wie die Dinge zur Zeit liegen, kann ganz gut eine Zunahme der Oelproduktion neben einer Zunahme der Palmweinbereitung einhergehen.

Es sei gestattet, noch auf einen Umstand hinzuweisen, der die Palmkultur mächtig fördern könnte. Ich habe mir manchen Ortes Wälder zeigen lassen, die zur Zeit der jetzt lebenden Generation noch Savannen waren. Wie ist das gekommen? Die Bevölkerung hat in anbetracht des Nutzens der Palme sich entschlossen, zur Zeit der Grasbrände diese Stellen nicht mehr anzuzünden. Weiter ist nichts geschehen. Es würde dem ganzen Lande ein Nutzen größten Umfangs daraus erwachsen, wenn die Grasbrände unterbleiben würden. Das zu erreichen, wäre der Landesregierung nicht unmöglich.

Obige Behauptung ist überhaupt eine bloße und zwar haltlose Hypothese. Es wird doch niemand glauben, daß der Neger ohne jede Rücksicht auf seinen Vorteil in unsinniger Weise ausgräbt, was ihm eine große fortdauernde Einnahme einbringt. Eine gute Palme kann bis zu 6 Fruchttrauben im Jahr abwerfen. Je nach ihrer Größe gewinnt man aus einer Traube 1—2 Flaschen — jene vierkantigen Branntwein-Flaschen — Oel. Nehmen wir, um ein Beispiel zu haben, eine Palme mit 3 Trauben, die 4 Flaschen Oel liefern, was hier im Inland einen Wert von 1 Mark darstellt. Wer also 100 Palmen

hat, kann jährlich 100 Mark daraus ziehen. Die Handelspreise kenne ich nicht. Dagegen werden Palmen zur Palmweinbereitung für 25 Pfennig erworben, manchen Ortes sogar noch billiger. Das sind eben Palmen, die zur Oelbereitung nicht taugen. Wäre dem nicht so, so würde auch der Neger die Aussicht auf 1 Mark sich nicht für 25 Pfennig nehmen lassen. —

Wie stellen sich die durch solche Getränke verursachten Betrunkenheiten in ihren dauernden Wirkungen gegenüber den Betrunkenheiten durch den Branntwein?

Auch diese Frage ist von Missionar Spieth so beantwortet worden, wie sie jeder beantworten muß, der sich die Mühe giebt, die Sache gründlich zu studieren. Es ist darum überflüssig, noch zu wiederholen, was gesagt ist. Doch will ich noch einige Beispiele hinzufügen, die die Betrunkenheiten durch den Branntwein beleuchten können. Während des Baues der hiesigen Station war ein Maurer hier beschäftigt, der dem Branntwein-Genuß fröhnte. Da er zur Arbeitszeit nüchtern sein mußte, so beschränkte er den Hauptgenuß auf Sonnabend und Sonntag. Der Branntwein war ihm schließlich nicht mehr stark genug; deswegen mischte er ihn mit „Painexpeller" und erlag denn auch schließlich diesem greulichen Mißbrauch. Der Mann hatte einen Wochenlohn von 9 Mark, hatte für keinen Menschen zu sorgen, konnte sich seine Kost für 1 Mark per Woche beschaffen und starb trotzdem schließlich so verschuldet, daß ihn niemand begraben wollte. Das ist der richtige Branntweintrinker, wie man ihn in aller Welt kennt und es ist verwunderlich, daß man lange Abhandlungen über die Wirkung des Branntweins auf den Neger schreiben muß. Wer die Laster des Branntwein-Trinkers in Europa kennt, der kennt sie auch beim Neger. Es wäre auffällig, wenn es nicht so wäre. Das bezeugen laut genug die dem Branntwein gänzlich zum Opfer Gefallenen. Delirium tremens und völlige Geistesstörung beobachtet man oft genug an europäischen Trinkern, das sind auch bei den Negern die äußersten Wirkungen. Wer etliche Jahre an der Küste gelebt hat, kann dafür eine erschreckende Anzahl von Belegen beibringen.

Daß die Wirkungen auf die Eingeborenen bei starken Branntwein-Genuß tief eingreifende sind, und daß das Volk dies weiß, geht daraus hervor, daß er als Mittel zum Selbstmord benutzt wird. Es sind mir 2 Fälle bekannt, wo in Avatime junge Leute im Lebensüberdruß sich je eine Flasche Branntwein verschafften und sie, ohne abzusetzen, hinuntergossen. Die Wirkung war in beiden Fällen eine völlige Erstarrung und es wäre jedenfalls in beiden Fällen der Tod eingetreten, wenn nicht andere rettend eingegriffen hätten. Man erbrach ihnen den Mund und goß ihnen rohe Eier hinunter, grub ein Loch in die Erde, füllte es mit Wasser, legte den Patienten hinein und goß so lange Wasser über ihn, bis er wieder zu sich kam.

Einer Wöchnerin giebt man in Avatime unmittelbar nach der Geburt ein Glas Branntwein. Wenn auch nur Aerzte beurteilen

können, welchen, oder in wie weit das einen schädigenden Einfluß haben kann, so weist doch jeder Verständige, daß man es schwer tadeln muß, wenn jeder Geborene mit seiner ersten Muttermilch ein Quantum Branntwein in sich aufnimmt. Das „Reizmittel" wird wahrlich früh angewendet und sollten es diese Menschen demnach zu was Tüchtigem bringen!

Ziehen die Eingeborenen jetzt den Branntwein vor und weshalb? Die Frage ist ganz entschieden zu bejahen. Wäre dem nicht so, so würde in den Gebieten, in denen es Jahr aus Jahr ein Palmwein giebt, kein Branntwein konsumiert werden. So weit sich bis jetzt der Branntwein verbreitet hat, ist kein Dorf zu finden, in dem er nicht mit Vorliebe getrunken würde. Aus Lome wird mir berichtet, daß, wenn an einem Tage 6 bis 10 Töpfe Palmwein hergetragen werden, sie nicht ausverkauft werden, während mein Gewährsmann den Konsum an Branntwein an einem Tage auf 15 bis 30 Demijohns schätzt.

Weshalb liebt der Eingeborene den Branntwein mehr? Ich habe auf diese Frage überall die übereinstimmende Antwort bekommen: er berauscht mehr. Nach meiner Kenntnis des Landes ist dem wirklich so. In Avatime kann man kaum einmal süßen Palmwein bekommen. Man legt es bei der Bereitung von vorn herein darauf an, daß der Palmwein möglichst in Gährung übergehe, in welchem Zustande er mehr auf den Kopf wirkt.

Dazu kommt die auch in anderen Dingen zu beobachtende Sucht nach Fremden. Ich habe oft beobachtet, daß Eingeborene keinen Geschmack an europäischem Bier fanden. Können sie es aber haben, so trinken sie es mit Todesverachtung und glauben, es müsse gut sein, weil es aus Europa kommt.

Weiter trägt dazu bei, daß der Branntwein viel teurer ist. Das gleiche Quantum Palmwein kann man für 5 Pfennig erstehen, während der Branntwein 1,25 Mark kostet. Wer sich jeden Morgen sein Gläschen Branntwein leisten kann, ist geehrt und wird beneidet als reicher Mann. Will man den Gast eine besondere Ehre erweisen, so bietet man ihm Branntwein an. Es wäre aber falsch, daraus den Schluß zu machen, daß es doch nur wenige seien, die sich den Branntwein leisten können. Wir werden unten sehen, daß dieser Rückschluß nicht zutrifft. —

Bestehen auch Maßregeln, welche gegen den Genuß der heimischen Getränke gerichtet sind? Was haben die Missionare zur Abwehr des Genusses der berauschenden Getränke gethan und mit welchem Erfolge?

Maßregeln gegen den Genuß der heimischen Getränke sind mir nicht bekannt. Jeder thut, was ihm recht dünkt sowohl in bezug auf die Palmweinbereitung, vorausgesetzt, daß er Palmen besitzt, als auch auf den Palmweingenuß. Gilt es doch schon für eine Anmaßung, wenn sich jemand die Freiheit nimmt, seinen Nachbar, der sich mit Palmwein zu ruinieren droht, vor dem Uebermaß zu warnen.

Unser, der Missionare, Thun zur Abwehr des Beschlusses berauschender Getränke ist ein doppeltes, einmal den Heiden und sodann den Christen, den Gliedern unserer Gemeinden gegenüber.

Den Heiden gegenüber benutzen wir jede Gelegenheit, ihnen zu sagen, wie schädlich ihnen insbesondere der Branntwein sei. Wir machen sie darauf aufmerksam, wie sie den größten Teil ihres guten Geldes für einen Gegenstand ausgeben, der ihnen in keiner Weise dienlich sei. Es stimmt auch jeder ohne weiteres bei, wenn man ihm zeigt, daß er für 1,25 Mk., für die er sich eine Flasche Branntwein kauft, 2 Hühner kaufen könne, deren Genuß seinem Leibe in ganz anderer Weise zu statten komme, als 1 Flasche Branntwein. Den Ausdruck der Geringwertigkeit, den die Eingeborenen in dieser Verbindung dem Branntwein zukommen lassen, sträubt sich die Feder niederzuschreiben.

Weiter hat man eine große Versammlung gewöhnlich ganz auf seiner Seite, wenn man den Leuten auseinander gesetzt hat, daß der übermäßige Genuß berauschender Getränke nichts als Zank und Streit und oft nicht wieder zu beseitigende Feindschaften herbeiführe. Auch stimmt jeder einigermaßen Urteilsfähige bei, wenn man darauf aufmerksam macht, daß die Trinker kraftlose Menschen seien und dazu meist verdummen. Fährt man dann fort, den Leuten zu sagen: aber warum gebt ihr denn dem Laster nicht den Abschied, wenn ihr es doch in seinen schädlichen Folgen erkannt habt? so sagen einige: es ist so süß, den Branntwein zu trinken; andere sagen: warum bringen ihn uns deine Brüder? Ich pflege diese Frage mit der Gegenfrage zu beantworten: haben meine Brüder auch ein Gesetz gemacht, daß ihr so und so viel kaufen und trinken müßt? Natürlich verneinen sie und fühlen sich geschlagen.

Beschränkt sich unser Thun den Heiden gegenüber darauf, daß wir sie darauf aufmerksam machen, welche wirtschaftliche und moralische Schädigung ihnen berauschende Getränke bringen, und auf die Mahnung, es zu lassen, so geht unsere Abwehr des Genusses berauschender Getränke unter den Christen weiter. Notorische Trinker, gleichviel ob sie dem Branntwein oder dem Palmwein ergeben sind, können nicht in unsere Gemeinden aufgenommen werden. Werden sie es innerhalb der Gemeinde, so werden sie ausgeschlossen. Die Fälle sind indes selten, wo man genötigt ist, nur des Trinkens wegen auszuschließen, da meist irgend ein anderer moralischer Fehler dem Trinken vorangeht. Ist das nicht der Fall, so gelangt der, welcher sich mehrmals betrunken hat, meist sonst noch auf schiefe Wege.

Unsere Leute wissen genau, daß es ihnen niemand zur Sünde anrechnet, wenn sie einmal ein Gläschen Schnaps trinken. Ebenso genau aber kennen sie auch aus eigener Erfahrung, daß dem ersten Gläschen bei der vorhandenen moralischen Schwäche gar zu leicht ein 2tes, 3tes und bald ungezählte Gläschen folgen, bis der Trinker geschaffen ist. Wir raten unseren Christen zu völliger Enthaltsamkeit und haben hierbei alle Verständigen auf unserer Seite. Ich wage

nicht zu behaupten, daß die von mir beaufsichtigten Gemeinden völlige Enthaltsamkeit beobachten; aber ich habe gegen Trunksucht nicht zu kämpfen.

Mäßigen Genuß des Palmweins haben wir nie verboten; trotzdem sind die Fälle selten, wo man wegen Uebermaß einschreiten muß. Es erklärt sich das meines Erachtens daraus, daß der Palmwein etwas von Kind auf gewohntes, bekanntes ist, das auch Kinder oft genießen und bei den sehr häufigen Gelegenheiten zum Genuß nimmt bei einigermaßen sittlichen Charakteren die Lust zum Uebermaß ab. Dazu kommt, daß den Christen mehr Gelegenheit geboten ist, ihr Geld besser anzuwenden als zum Trinken und sie deshalb sparsamer werden. Mir scheint, als dürfte billigen Anforderungen in Beziehung auf den Erfolg innerhalb unserer Gemeinden entsprochen sein, dagegen liegt es nicht im Bereich der Möglichkeit über den Erfolg unserer Mahnungen den Heiden gegenüber etwas zu sagen. Das entzieht sich einstweilen der Beobachtung und der Berichterstattung.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 29. August.)

Es ist nicht zu verkennen, daß die Politik Englands in der griechisch-türkischen Angelegenheit neben anderen bedauerlichen Folgen auch das Ergebnis gezeitigt hat, daß das Ansehen der europäischen Mächte — der Christenheit — den islamitischen Völkern gegenüber ganz ungemein gelitten hat. Eine allgemeine Bewegung bekundet sich bei allen Anhängern Mohammeds; dem Sultan, dessen Bedeutung als Oberhaupt aller Gläubigen infolge seines Machtrückganges in Europa vielfach in den Hintergrund getreten war, wird wiederum das Recht der Führerschaft zuerkannt, seine Siege werden bejubelt und weit überschätzt, sein Widerstand gegen die den Frieden vermittelnden Mächte kräftigt den Fanatismus, da letztere, ungeschickt genug, den Schutz christlicher Länder gegen mohammedanische Herrschaft stetig betonen; allenthalben wird der Glaubenshaß entfacht und mehren sich die Anzeichen, daß ein engeres Zusammenschließen der Mohammedaner gegen die Christen sich anbahnt.

Nicht weniger, als in Asien macht sich dieser Vorgang im nördlichen Afrika bemerkbar. Die Araber **Tunesiens** und **Algeriens,** welche bisher für den Sultan eine gewisse Geringschätzung an den Tag legten, wenden sich dem siegreichen Padischah wieder mit gläubigem Herzen zu und anstatt, wie bisher, müde des Widerstandes

gegen die französische Herrschaft, alljährlich ganze Züge aus der Wüste nach Tunesien zu entsenden, welche reuevoll um Aman (Verzeihung) baten und sich ansiedelten, beginnen sie in rückgängiger Bewegung ihre Zelte abzubrechen und der Wüste sich zuzuwenden. Dies ist wahrscheinlich auf eine Einwirkung der mächtigen Sekte der Senussi zurückzuführen, welche, dem Sultan sich zuneigend, durch ihre tausende von Sendboten, die Brüder im Glauben anzufeuern und die Streiter Mohammeds zu sammeln, sich bemühen. Der Orden, welcher die Reinigung des Islam von allen fremden Einflüssen und die Bekämpfung der christlichen Herrschaft in Nordafrika sich zur Aufgabe gestellt hat, hat seinen Hauptsitz in der Sahara-Oase Dschaghbub, seine Ordensniederlassungen breiten sich aber weit über den Sudan, bis Wadai hinein, aus. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die Niederlage der Franzosen bei Rhergo, über welche bereits im vorigen Monat berichtet wurde, nur ein erstes Anzeichen von der großen religiösen Bewegung ist, welche sich auch im **westlichen Sudan** vorbereitet, nnd deren Triebfedern sicher bei den Sennussi zu suchen sind, vielleicht nicht ohne Uebereinstimmung mit dem Sultan in Konstantinopel. Nicht mit Unrecht ist man in Frankreich sehr besorgt wegen dieses Vorganges und bezeichnet als alleiniges Mittel, um die Uebergriffe der Sahara-Horden zu verhindern, die Besitzergreifung von Ghadames und Rhat. Sie sind den großen Hafenplätzen zu vergleichen gegenüber dem weiten Sandmeer der Wüste, auf deren Inseln, den Oasen, die kühnen Räuber hausen und Zuflucht finden, aber nicht auf die Dauer zu leben vermögen, wenn ihnen nicht von den Hafenplätzen immer die notwendigen Bedürfnismittel geliefert werden. So lange die einzelnen Stämme, ihrer Habsucht folgend, sich unter einander befehdeten, bildeten sie kein besonders gefährliches Element für die mit allzu großer Kühnheit in Timbuktu eingedrungenen Franzosen; denn sie wehrten sich gegenseitig den Zutritt über ihre Grenzen und zogen auf diese Weise selbst einen Schutzwall um die französische Niederlassung. Wenn sie aber, stärkeren Mächten gehorchend, sich in religiösem Fanatismus verbünden, dann bilden sie eine gar nicht hoch genug zu schätzende feindliche Macht. Eine solche Verbindung zwischen den arabischen Schaamba-Stämmen und den Tuareg-Haggar scheint schon bei der Ermordung des Marquis de Morès stattgefunden zu haben, denn er wurde von ersteren den letzteren zugetrieben. Nicht ohne Schuld an dem feindlichen Auftreten der Tuareg mag aber auch die Behandluug sein, welche die Franzosen den stolzen und freiheitliebenden Stämmen zu teil werden ließen, worauf die früher erwähnten Mahnungen des Kapitän Hourst hinwiesen. Nähere Angaben über den Ueberfall bei Rhergo fehlen immer noch; jedoch scheint festzustehen, daß nicht weniger als 4 europäische Offiziere und 20 solche Soldaten nebst einer großen Anzahl eingeborener Spahis umkamen. Die Reise des Kolonialministers Lebou nach Senegambien scheint mit der Absicht zusammenzufallen, sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse im französischen Sudan zu unterrichten, da diese doch wohl

nicht dem kürzlich eingesandten Bericht des Gouverneurs, Oberst Trentinian, zu entsprechen scheinen, wonach der Sudan mit allen Reizen eines friedlichen Sommeraufenthalts geschmückt erscheint. Auch erscheint die militärische Dotierung von 583 europäischen (einschließlich 161 Offiziere) und 2908 eingeborenen (einschließlich 12 Offiziere) Soldaten für die Ausdehnung von 900 000 Quadratkilometer doch gar zu schwächlich. Eine wesentliche Vermehrung und hiermit eine Erhöhung des Budgets (7 Millionen) möchte die nächste Folge sein. Einem — zu fürchtenden — allgemeinen Aufstand der mohammedanischen Bevölkerung, dessen Möglichkeit bereits in der Februar-Nummer erörtert wurde, wird man aber auch mit wesentlich verstärkten Kräften nicht zu begegnen vermögen.

Wie im Westen, so macht sich auch im Osten von Nord-Afrika der Zusammenschluß der Moslim bemerkbar. Selbst bei dem Vorkämpfer für die Befreiung **Aegyptens** von der englischen Okkupation, bei Mustafa Kamel — den übrigens das Organ Lord Cromers, die „Egyptian Gazette" geschmackvoller Weise der Bestechung deutscher Zeitungen beschuldigt — ist nach Rückkehr von seiner Reise nach Konstantinopel eine gewisse Wandlung im Ton gegen die Europäer wahrzunehmen. Und man kann ihm nicht einmal Unrecht geben, wenn er sich über die energielose Politik Europas — namentlich Frankreichs — bezüglich Aegyptens beklagt und die Ansicht durchblicken läßt, daß von Europa nichts mehr zu erwarten sei, da das „europäische Konzert" in der ganzen türkisch-griechischen Angelegenheit im Grunde, wenn auch ohne Absicht, nur für die Interessen Englands gearbeitet habe. Man sieht, die Mohammedaner verlieren da, wo sie Hilfe erhofften, das Vertrauen und dort, wo sie sich schwach fühlten, die Furcht und Achtung; das Verhalten Europas gegenüber der Türkei betrachten sie als einen versteckten Kreuzzug, und alles das vereinigt sich, um die mohammedanische Welt zu einer feindseligen Macht zusammen zu schließen, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte. In der Hauptsache ein Verdienst der bewundernswerten Politik Großbritanniens!

Unter diesen Umständen ist sogar das merkwürdige Gerücht, der **Mahdi** Abdullahi habe sich mit Rabah, dem alten Kriegsmann Siber Paschas und Besieger von Bagirmi und Bornu, zu gemeinsamem Kampfe gegen die anglo-ägyptische Armee verbündet, nicht so ganz unwahrscheinlich. Allerdings soll letzterer, im entschiedenen Gegensatz zum Mahdi, in nähere Beziehungen zu den Senussi getreten sein; jedoch ist unsere Kenntnis der Vorgänge in den Sudanstaaten von Bornu bis Darfur während der letzten Jahre eine so außerordentlich geringe und unsichere, daß wir über die politischen und religiösen Beziehungen zwischen den Herrschern Abdullahi und Rabah, sowie den Senussi überhaupt kein Urteil uns erlauben dürfen. Vielleicht werden die Ereignisse im östlichen Sudan, wie das Vorgehen der anglo-ägyptischen Armee sie mit sich bringen wird, einige Klarheit verschaffen; bis jetzt sind über diese noch keine sicheren Nachrichten

eingegangen. Dagegen ist betreffs des feindlichen Lagers zu melden, daß Soliman Ilger, der nach englischen Nachrichten in Derwisch-Kleidung glücklich durch die Vorposten zum Mahdi gelangt war, sich noch Ende Juni in Abessinien befand und die Erlaubnis des Negus, durch sein Reich zu gehen, ebensowenig, wie andere Reisende erhalten konnte.

Mit welcher Vorsicht alle Nachrichten über **Abessinien** und die Stellungnahme des Negus Menelik zu den verschiedenen in betracht kommenden europäischen Staaten aufzunehmen sind, ergiebt sich aus den weit auseinander gehenden Darstellungen, welche von den Reisenden und Gesandten der verschiedenen Nationen betreffs der von ihnen und anderen erreichten Ergebnisse veröffentlicht werden. Am richtigsten charakterisiert wohl der „ägyptische Kurier" die Verhältnisse: „Man macht sich in Europa sowohl, wie in Aegypten gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung von der politischen Situation am Hofe des Negus . . . Die Hauptcharakterzüge der Polikik Kaiser Meneliks sind Mißtrauen gegen jede auswärtige Macht und das Bestreben, die Selbständigkeit seines Landes, koste es, was es wolle, auch in den kleinsten Dingen aufrecht zu erhalten." Behält man dieses im Auge, so wird man die französischen Nachrichten sowohl von der gänzlichen Fruchtlosigkeit der englischen Mission als von dem großartigen französischen und russischen Einflusse ganz wesentlich modifizieren, die beiden Extreme einander nähern müssen und dann, herausgeschält aus dem prunkenden Gewande, ein ziemlich nüchternes Bild erhalten.

Menelik hält den einen Grundsatz fest, alle offiziellen Gesandtschaften mit Würde und Pomp zu empfangen, um aus ihren Anerbietungen möglichsten Nutzen für sein Land zu ziehen; alle anderen Europäer aber fern zu halten. Zu dem Zweck ist der Ras Makonnen, über dessen Residenz Harrar allein der Zugang gestattet ist, angewiesen, jeden Fremden festzuhalten, bis die Erlaubnis des Negus eingeholt ist, Addis Abeba, seine eigene Residenz, zu betreten. Weiter als bis zu dieser vorzudringen, gelingt auch den scheinbar hochbegünstigten Besuchern nicht. Ras Makonnen ist aber mit einer starken militärischen Macht ausgerüstet, welche aus gesundheitlichen Rücksichten 40—50 Kilometer von Harrar in dem hochgelegenen Lager von Gulunby sich befindet und dem strengen Gebot des Herrschers einen nicht mißzuverstehenden Nachdruck verleiht. Soliman Ilger hat in Gulunby den Ras Makonnen besuchen dürfen — es war ein besonderer Ausdruck des Vertrauens des Gouverneurs —, aber weiter ist er nicht gekommen.

Es ist auch von französischer Seite bereits darüber Klage geführt worden, daß sich allerlei Abenteurer und Schmarotzer der eigenen Nation auf dem Wege über Djibuti nach Abessinien einzuschleichen suchen und man wollte die vorsichtige Abschließung des Negus hiermit motivieren. Nun werden aber selbst über den Freund des Prinzen von Orleans, Leontjew, merkwürdige Dinge erzählt, die möglicherweise der Eifersucht und dem Neid entspringen, die aber mit

der auffallenden Begünstigung des Negus, mit der Leontjew sich brüstet, in entschiedenstem Widerspruch stehen. Anderseits hat die schriftstellerische Liebhaberei des Prinzen, interessante Dinge über andere Leute zu erzählen, auch auf diesen kein sehr günstiges Licht geworfen, so daß es bei der Unmöglichkeit, die Wahrheit zu beurteilen, notwendig erscheint, von den verschiedenen Nachrichten Notiz zu nehmen, ohne für ihre Richtigkeit Bürgschaft zu übernehmen.

Nach des Prinzen und Leontjews eigener Darstellung hat seine Ernennung zum „Generalgouverneur der äquatorialen Provinzen Groß-Abessiniens" eine große Bedeutung, indem ihm die Befugnis eingeräumt sein soll, die von Menelik in einem Briefe von 1891 beanspruchten Gebiete im Süden des Reiches, in einheitlicher selbständiger Verwaltung zu übernehmen. Die militärischen Kräfte will ihm der Negus stellen, wohingegen er von allen Einnahmen 10 % an ihn abzuführen hat. Der Prinz von Orleans, der ihm als eine Art Untergouverneur beigegeben werden soll, jubelt über den Erfolg, da man natürlich nur Franzosen anstellen und ungeheure Schätze aus dem Lande ziehen werde. Anderseits sollen die Engländer den Handels- und Freundschaftsvertrag, den sie mit Menelik geschlossen haben, nur durch die Zustimmung zu dieser Ausdehnung seines Reiches nach Süden erkauft haben. Letztere Angabe erweckt Mißtrauen, zumal die Expedition Macdonald kaum den Zweck verfolgen möchte, dem Leontjew am Juba die Wege zu ebnen. Anderseits wäre es im Sinne des Negus ganz schlau angelegt, wenn er sich in dem Lande wilder, ungebändigter Volksstämme durch einen Europäer neue Provinzen erobern und organisieren ließe, gerade so, wie der Khedive einst im Sudan vorging. Es fragt sich nur, wer ist dieser Leontjew? worauf gründet sich das Vertrauen, das doch bei einer so schwierigen Aufgabe mitsprechen muß?

Darauf antwortet nun ein aus Harrar stammender Bericht der „Tribuna", welcher die „groupe colonial français", repräsentiert in Addis Abeba durch Herrn Moudon, in Paris durch den Deputierten Deloncle, beschuldigt, Leontjew in Szene gebracht zu haben, um das russisch-französische Bündnis in Abessinien zu verwerten. Dadurch wurde er in die französischen Regierungskreise günstig eingeführt, vor dem Negus erschien er als ein Abgesandter des Zaren, worauf er in Rußland als Geheimer Rat des Kaiser Menelik auftreten konnte. Er begleitete Ato Joseph, der als abessinischer Gesandter nach Petersburg ging, nicht aber identisch sein soll mit dem Kanzler Joseph, der Ras Makonnen nach Italien begleitete, sondern ein simpler Kammerdiener, und, in Port Said von Leontjew verlassen, sich ohne alle Geldmittel sah und auf Kosten des Zaren seine Reise nach St. Petersburg ausführte, bei dem Sultan in Konstantinopel allerdings gemeinsam mit Leontjew auftrat, dann aber wieder allein nach Abessinien zurückkehren mußte, wo ihn Menelik, von der Komödie unterrichtet, als Betrüger bestrafte. Seit der Zeit sei Leontjew auch beim Negus in Ungnade, hoffe aber, getragen durch das russisch-französische Bündnis, auf seine Rehabilitierung.

Was hieran wahr ist, muß sich binnen kurzem zeigen, denn Leontjew behauptet, binnen 3 Monaten nach Abessinien zurückkehren zu müssen, um seinen Gouverneurposten zu übernehmen.

Der Prinz Henri von Orleans fand bei seiner Ankunft in Marseille am 11. August einen Brief des Grafen von Turin (nach dem „Gaulois" wohl irrtümlich „des Herzogs von Aosta"), mit der Aufforderung, seine in dem bekannten Figaro-Artikel gegen die italienischen gefangenen Offiziere ausgesprochenen Beschuldigungen zurückzunehmen. Bereits in Djibuti hatte er die Herausforderungen des General Albertone und des Lieutenant Pini (den das Loos unter den Offizieren getroffen hatte) erhalten und die des ersteren, als des persönlich angegriffenen, angenommen. Der Graf von Turin reiste auf die Weigerung des Prinzen, seinen Bericht zu widerrufen, sofort nach Paris und am 15. August fand das Säbelduell statt, auf spezielle Bedingung des Grafen mit Ausschluß aller unbeteiligten Personen. In 5 Gängen wurde der Prinz zweimal verwundet; von irgendwelcher Gefahr scheint aber nicht die Rede zu sein. Es heißt, der General Albertone warte nur auf seine Wiederherstellung, um sein Pistolenduell auszufechten.

Schwerer fallen die Zeugnisse ins Gewicht, welche den Beleidigten von verschiedenen Seiten ausgestellt werden. Namentlich geben die Veröffentlichungen des Major Gamerra ein Bild des General Albertone, welches den Erzählungen des Prinzen von seinem Benehmen in der Schlacht bei Adua durchaus widerspricht und jedenfalls glaubhafter ist, als die auf dem großsprecherischen Klatsch der Abessinier beruhenden Mitteilungen des Prinzen.

Die Mission des Major Nerazzini, der seit dem 19. Mai bereits sich in Menelik's Residenz befand, um über die im Friedensvertrage mit Italien offen gelassenen Fragen, betreffend die Grenzregulierung und die Entschädigung für den Unterhalt der Gefangenen, zu unterhandeln, scheint endlich nach langem bangen Harren wenigstens einen vorläufigen Abschluß erreicht zu haben. Die „Agenzia Stefani" meldete, daß er einen Vorschlag Menelik's bezüglich der Grenzfeststellung überbracht habe, wonach im Norden Italien ein etwas größeres und günstigeres Gebiet eingeräumt wird, als im Vertrage vom 6. Februar 1891, und im Süden ein Küstenstrich von etwa 180 Meilen verbleiben soll, indem die Grenze nördlich von Bardera den Juba erreicht. Danach bleibt es allerdings Menelik unbenommen, sich westlich über den Rudolf-See bis zum Nil auszudehnen. Die Entschädigungsfrage wird merkwürdiger Weise mit Stillschweigen übergangen; gerade hierin soll der Negus ganz übertriebene Forderungen gestellt haben. Dagegen überbrachte Nerazzini den Entwurf eines Handelsvertrages, der dem Anschein nach nicht ungünstige Bedingungen stellt.

Auch über das Schicksal Kassalas ist, soweit es von Italien und England abhängig ist, und nicht ein Dritter unvorhergesehener Weise *mitredet*, dahin entschieden worden, daß die italienische Garnison bis

Dezember belassen werden soll. Wahrscheinlich denken die Engländer bis dahin ihren Vormarsch soweit gefördert zu haben.

Gänzlich abweichend ist der Bericht der überlebenden Mitglieder der Expedition Bottego von der Erzählung, welche Leontjew auf grund abessinischer Mitteilungen gegeben hat (vergl. vorige Nummer!). Man findet ihn unter den geographischen Nachrichten.

Aus **Deutsch-Ost-Afrika** bringt das Kolonial-Blatt den Bericht des Finanzdirektors von Bennigsen ürer seine Reise nach West-Usambara und dem Pare-Gebirge, welche sich mithin an die erste Inspizierungsreise des Gouverneurs — des jetzigen Generalmajor Liebert — direkt anschließt. In einem etwa 1700 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Thalkessel von West-Usambara wurde die landwirtschaftliche Versuchsstation Kwai vor Jahresfrist angelegt und eine 35 Kilometer lange Straße zur Ermöglichung des Aufstieges gleichzeitig erbaut. Im dichten Urwalde, welcher das Gebirge bedeckt, wurden Balken und Bretter geschnitten und hierauf zur Erbauung des Viehstalles mit Kornboden, sowie des Europäerwohnhauses geschritten; denn zunächst mußte sich alles mit schnell hergestellten Hütten im Eingeborenen-Stil — rund mit Blätterdach — begnügen. Es ist hoch anzuerkennen, daß der Stationsleiter Eick, unterstützt durch den Techniker Landwehr, lediglich mit einheimischem Material und durch eingeborene Arbeiter sämtliche Arbeiten begonnen und auch nach dem Zeugnis des Referenten mxstergiltig durchgeführt hat. Hoffentlich findet dieses geglückte Unternehmen auch bei Privatplantagen Nachahmung, bei denen man meist das herrliche Holzmaterial der zur Anlage der Kulturen gefällten Baumriesen gar nicht benutzt, sondern aus Norwegen fertig bezogene Häuser durch chinesische oder indische Handwerker aufstellen läßt. Auch die in der kurzen Zeit bereits vorliegenden Resultate von Zucht und Anbau lassen der Station eine sehr günstige Entwickelung voraussagen.

Auch im Pare-Gebirge liegen die Verhältnisse für Ansiedelungen vielfach sehr günstig, so daß die an diese zwischen Küste und Kilimandscharo gelegenen Gebiete geknüpften Hoffnungen voll zu realisieren sein werden, wenn die so notwendige Eisenbahn, welche mit 41 Kilometer Schienenlänge stecken geblieben ist, endlich zum Weiterbau gelangt. Wo alle Unternehmungen nur in Verbindung mit dem Schienenweg kräftig sich entwickeln können und die zahlreichen Unternehmer mit Sehnsucht auf seine Herstellung warten, ist es eine unbegreifliche Znrückhaltung, welche die Regierung dieser Eisenbahn gegenüber an den Tag legt.

Einem anderen Unternehmen haben die Behörden endlich die Konzession erteilt, nämlich dem wirtschaftlichen Versuche in großem Maßstabe, welchen der Franzose Lançon in West-Usambara mit dem Weinbau machen will. Hier handelt es sich nicht um Ueberlassung von Ländereien zu Spekulationszwecken — und damit ist man leider viel weniger bedenklich gewesen —, sondern um ein sehr riskantes,

aber event. für die Kolonie recht einträgliches Unternehmen. Von einer Schädigung deutscher Interessen kann wohl nicht die Rede sein.

Der amtliche Bericht des stellvertretenden Kommissars Sharpe über **Britisch-Zentralafrika** läßt wiederum erkennen, daß man die Ansiedelung von Indiern in Blantyre und im Shire-Distrikt fortwährend begünstigt, und daß durch sie die Lücken ausgefüllt werden, welche das grausam wütende Schwarzwasserfieber unter Weißen wie Schwarzen mehr wie jemals gerissen hat. Die indischen Soldaten bleiben vielfach nach Ablauf ihrer Dienstzeit im Lande, siedeln sich an und lassen ihre Familien nachkommen. Neben ihnen ist eine eingeborene, 800 Mann zählende, Truppe gebildet worden, die ebenso billig zu unterhalten ist, wie die Arbeiter. Der Soldat erhält den Monat 5 Schilling Löhnung, der Arbeiter nur 3 Schilling neben freier Kost.

Schon lange schauen die Engländer begehrlich nach den Gebieten am Ost-Ufer des Njaßa-Sees, woselbst die weit sich ausbreitenden Stämme der Wajao durch die tyrannische Hand des Häuptlings Mlosa fest zusammengehalten und jeder Versuch der Engländer, Einfluß zu gewinnen, mit blutiger Engerie unterdrückt wurde. Mlosa übertraf an Grausamkeit noch seinen Vater Makanjila, der sich 1884 zum Herrscher von ganz Adjawa aufgeworfen, durch seine Willkür aber 1893 eine Verschwörung gegen sich erregt hatte, welche Mlosa zu benutzen wußte, um seinen Vater zu töten. Durch eine entsetzliche Scheußlichkeit hat er jetzt selbst seine Unterthanen veranlaßt, ihn hinzurichten. Er tötete einen Vornehmen, den er im Verdachte der Engländerfreundschaft hatte, eigenhändig und ließ die Fleischstücke seines Körpers, mit Rindfleisch gemischt, bei einem großen Festmahle seinen Gästen vorsetzen, um ihnen nachher hohnlachend ins Gesicht zu werfen, daß sie Menschenfleisch gegessen hätten. Es gelang aber den Dorfältesten, ihn durch List in die Hände zu bekommen und hinzurichten. Die Engländer sind mit Mlosa eines hartnäckigen Gegners ledig; da sich unter seinem Nachfolger bereits Spaltungen und Streitigkeiten geltend machen, werden sie wohl eine Handhabe finden, um das — zur Zeit der portugiesischen Interessensphäre angehörende — Gebiet von Adjawa ihrem nimmersatten Magen einzuverleiben. Dann werden sie auch am Rovuma unsere Grenznachbarn.

Die bisherigen Nachrichten über das Pazifizierungs-Verfahren der Chartered-Company in **Rhodesia** werden ergänzt durch eine Schrift von Frank W. Sykes, welcher dort unter Oberst Plumer gedient hat und von dem grausamen Auftreten gegen die Matabele zu berichten weiß. Auch scheint nach dem — durch die Untersuchungs-Kommission unterdrückten — Bericht des Kommissars Sir Richard Martin die Chartered-Company den Ausbruch der Rinderpest im Lande Lobengulas verschuldet zu haben, indem sie alles Vieh im Matabele-Land nach seiner Gefangennahme 1893 als ihr Eigentum erklärte und in den engen Forts zusammenpferchte, bis im Sommer 1895 daselbst die Rinderpest ausbrach. Indem man nun die bald

auf die Hälfte reduzierten Heerden über das ganze Land verbreitete, gestattete man der Seuche die unbegrenzte Ausdehnung. Zur Zeit sind die beiden treuen Genossen, Rhodes und Jameson, auf dem Gebiete ihrer früheren segensreichen Wirksamkeit wieder eingetroffen und setzen alle Hebel in Bewegung, um die vorjährigen Verluste durch Hochtreiben der Aktien wieder auszugleichen. Sie setzen große Hoffnung auf die Eröffnung der Eisenbahn nach Buluwayo, welche am 14. November im Beisein des Gouverneurs der Kap-Kolonie, Sir Alfred Milner, stattfinden soll. Es ist zuletzt mit einer beispiellosen Schnelligkeit gebaut worden. Die erste Strecke Vryburg-Mafeking — 154 Kilometer — wurde am 3. Oktober 1894 eröffnet, von hier bis Moschudi — 199 Kilometer — am 1. März 1897, bis Palapye — 217 Kilometer — bereits am 1. Juli und Ende Oktober soll die ganze 933 Kilometer messende Bahnlinie fertig sein; binnen 8 Monaten sind 580 Kilometer fertiggestellt worden.

Wie im Maschona-Land dauert auch in **Betschuana-Land** der Aufstand noch fort. Gallishwe und seine Anhänger behaupten sich in ihrer mit Lebensmitteln, Munition und Wasser gut versorgten Berg-Feste nach mehr als halbjähriger Belagerung und werden schließlich nur durch reguläre Truppen zu bezwingen sein.

Mit welch' neuem Plane Rhodes sich gegenüber **Portugiesisch-Ost-Afrika** beschäftigte, verrieth ein Artikel seines Hauptorgans der „Cape Times" Ende Juni. Dieser schilderte die Gefahren des immer weiter sich ausbreitenden Aufstandes im Gaza-Lande, welchem gegenüber die portugiesischen Truppen viel zu schwach seien, so daß sie sich zurückziehen und viele Ortschaften, sogar die Eisenbahnstationen der Gefahr preisgeben müßten. Der Gouverneur Albuquerque warte auf Verstärkungen aus Portugal und wolle dann alle Gaza aus dem Lande treiben, eine große Gefahr für alle Nachbargebiete. Da sei es Pflicht Englands, zum Schutze dieses mächtigen Eingeborenenvolkes, das für Recht und Freiheit kämpfe, einzutreten, zumal die Gaza die besten, gehorsamsten und gelehrigsten Arbeiter in den Minen seien. Zum Ueberfluß werden die Buren beschuldigt, den Gaza Waffen geliefert zu haben, während es fest steht, daß dies, früher wenigstens, durch Herrn C. Rhodes geschah. Das englische Mitleid mit dem für seine Freiheit kämpfendem Volke steht in einem auffälligen Gegensatz zu dem Vorgehen im benachbarten Maschona- und Matabele-Land.

Dem hieraus klar hervorleuchtenden Plane, zu gunsten der Gaza, mit der Flotte zu intervenieren, hat glücklicherweise das energische und geschickte Vorgehen des Gouverneurs die Basis entzogen. Allerdings wurden am 12. August noch Verstärkungen in Stärke von 801 Mann von Lissabon abgesandt; aber am 13. traf bereits die Nachricht ein, daß es Albuquerque am 10. gelungen war, den feindlichen Führer, Maguiguana zu überwinden und nach Unterwerfung aller aufrührerischen Häuptlinge den Gaza-Aufstand zu beendigen. Man kann Portugal nur Glück wünschen zu diesem außerordentlich

energischen geschickten Offizier, der jetzt mit unbeschränkter Gewalt an der Spitze der Verwaltung von Portugiesisch-Ost-Afrika steht.

Mehr und mehr tritt Beira und die Beira-Bahn (siehe No. 4) in den Vordergrund. Letztere, welche die kürzeste Verbindung für Rhodesia bildet, wird binnen kurzem die Endstation Nova Umtali (Mutari) erreicht haben, und schon hat sich in London eine Gesellschaft gebildet, welche ihre Weiterführung bis Salisbury — eine Strecke von 260 Kilometer — plant. Die Stadt Beira erhält dadurch eine immer zunehmende Bedeutung, und dem entsprechend ringen dort bereits eine englische Gesellschaft und die 1895 mit einem Kapital von 10 Millionen Francs gegründete französisch-belgische „Sud-Est-Africain" um die Herrschaft. Schon werden Pferde-Eisenbahnen und elektrische Beleuchtung hergestellt und große Bauterrains erworben. Es ist an der Zeit, daß auch Deutschland, das bisher mit seinen Dampferverbindungen den Handel beherrscht, auch mit industriellen Unternehmungen hier eintritt.

In Lourenço-Marquez scheinen die deutschen Dampferlinien im Wettbewerb mit den englischen im Vorteil zu sein, indem sie die Geschäfte des Löschens und Verladens in bedeutend kürzerer Zeit erledigen, als letztere. So brauchte der „Herzog" kürzlich nur 4 ½ Tag, um 1850 Tons Güter auszuladen und 200 Säcke Saat und 200 Tons Kohlen einzunehmen, während ein großer englischer Dampfer 7 Tage gebrauchte, um 820 Tons zu löschen und 105 Tons zu verladen. Kapstadt wird nicht mehr lange in der Lage sein, die Suprematie im Handel zu bewahren, zumal das Eisenbahnnetz in Transvaal immer weiter ausgebaut wird. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß die Engländer keinen günstigen Umstand aus dem Auge verlieren werden, um auf Lourenço-Marquez die Hand zu legen. Neuerdings ist der Wert des Hafens noch wesentlich gehoben worden durch die Entdeckung mächtiger Kohlenlager in der Entfernung von 24 Kilometer von Praetoria (Rogerstone-Kohlgruben), zwischen denen sogar auffallender Weise eine abbaufähige Goldader gefunden wurde.

In der **südafrikanischen Republik** haben erklärlicherweise die englischen Parlamentsbeschlüsse über den Bericht des Südafrika-Ausschusses eine große Erregung hervorgerufen, zumal Chamberlain der Niederschlagung jedes weiteren Versuches, Rhodes und die Chartered-Company zur Verantwortung zu ziehen, am 4. August die in der trockensten und rücksichtslosesten Form vorgebrachte Erklärung hinzufügte, daß er auf die Einsetzung eines Schiedsgerichtes nicht eingehen könne, weil Transvaal unter der Suzeränität Englands stehe. Der Volksraad und Präsident Krüger haben mit einem entschiedenen Protest geantwortet, auch die niederländischen Zeitungen bestreiten mit vollem Rechte, daß aus dem Vertrag von 1884 irgend welche Ansprüche auf das Suzeränitätsverhältnis abgeleitet werden können und aus Kapstadt wird gemeldet, daß auch der Präsident des Volksraads Wolmarans das Bestehen irgend eines solchen Verhältnisses *verneint* habe. —

Die Mineninduſtrie-Kommiſſion hat Anfang Auguſt ihren Bericht vorgelegt, welcher hauptſächlich folgende Rathſchläge erteilt: Abſchaffung der Einfuhrzölle auf Lebensmittel; Herabſetzung der Eiſenbahn-Transportkoſten der Eingeborenen nach und von den Minen; Errichtung von Baracken als Ruheplätze für die Arbeiter längs der Linien; ſtrengere Handhabung des Spirituoſen-Geſetzes; Unterhandlungen mit den Küſtenſtaaten wegen Beſeitigung der hohen Tranſitzölle; Abſchaffung des Dynamit-Monopols, wenn rechtlich ausführbar; Ermäßigung der Eiſenbahn-Frachſätze um 25 Prozent; Erbauung einer Kohlen-Transport-Eiſenbahn am Witwatersrand und Einſetzung eines Verwaltungsrats. Es wird abzuwarten ſein, welche Maßnahmen nun die Regierung ergreifen wird, um den von ihr anerkannten Mängeln abzuhelfen. Unrichtig aber erſcheint es, gerade in dieſem Augenblick die bekanntermaßen von der Chartered-Company zu ihren Zwecken weit übertriebenen Klagen der Minenbeſitzer aufzugreifen und dem Präſident Krüger vorzuwerfen, daß er ſeine Verſprechungen — ſei es aus Mangel an Geſchick oder gutem Willen — nicht erfüllt habe, wie es auffallenderweiſe die „Kölniſche Zeitung“ (6. Auguſt) gethan hat. Es iſt nicht zu überſehen, daß Krüger im Anfang nächſten Jahres vor einer Neuwahl ſteht, daß für Transvaal viel auf dem Spiele ſteht, vielleicht alles, wenn dieſer politiſch ſo äußerſt kluge und geſchickte Mann, der Schöpfer der freien Republik, nicht wieder gewählt worden ſollte. Der Artikel der „Kölniſchen Zeitung“ ähnelt zu ſehr den Ausführungen Chamberlains, als daß er nicht in der geſammten deutſchen Preſſe hätte Staunen und Unwillen erregen müſſen.

Zwiſchen Transvaal und Portugal iſt die Einſetzung einer Kommiſſion zur Regelung der Grenzen vereinbart worden; auch iſt ein freundſchaftliches Verhältnis immer bemerkbarer. Die Beſuche von Portugieſen höheren Ranges wurden in Prätoria mit großem Entgegenkommen aufgenommen und die dortigen Zeitungen bieten alles auf, um das Miniſterum de Caſtro nach Kräften zu unterſtützen.

Nicht unerwähnt bleiben darf ein vom Volksraad beſchloſſenes Geſetz über die Ehe unter den Eingeborenen, welches eine erfreuliche Aenderung der Eingeborenen-Politik bedeutet. Es geſteht den Eingeborenen eine ſtaatsrechtlich giltige Ehe zu und geſtattet ſogar eine ſolche zwiſchen Schwarzen und Weißen. Am 1. Januar 1898 tritt es in Kraft.

Die Rinderpeſt hat in der Kap-Kolonie wie in Transvaal die Veranlaſſung zu einer ſtarken Einfuhr von Maultieren gegeben. Für letzteres ſind außerdem 4000 Stück Eſel in Inland verladen werden.

Die troſtloſe Lage in **Deutſch-Südweſt-Afrika** hat endlich den Entſchluß gezeitigt, der um vieles früher hätte gefaßt werden müſſen, um viel Unheil zu verhüten. Am 10. Auguſt iſt ein Feldeiſenbahn-Kommando, die Lieutenants Kecker und Schulze, fünf Unteroffiziere, ein Rechnungsbeamter und ein Oberlazarethgehilfe der Eiſenbahn-Brigade in Hamburg nach Tſoakhaubmund eingeſchifft worden, um

energischen geschickten Offizier, der jetzt mit unbeschränkter Gewalt an der Spitze der Verwaltung von Portugiesisch-Ost-Afrika steht.

Mehr und mehr tritt Beira und die Beira-Bahn (siehe No. 4) in den Vordergrund. Letztere, welche die kürzeste Verbindung für Rhodesia bildet, wird binnen kurzem die Endstation Nova Umtali (Mutari) erreicht haben, und schon hat sich in London eine Gesellschaft gebildet, welche ihre Weiterführung bis Salisbury — eine Strecke von 260 Kilometer — plant. Die Stadt Beira erhält dadurch eine immer zunehmende Bedeutung, und dem entsprechend ringen dort bereits eine englische Gesellschaft und die 1895 mit einem Kapital von 10 Millionen Francs gegründete französisch-belgische „Sud-Est-Africain" um die Herrschaft. Schon werden Pferde-Eisenbahnen und elektrische Beleuchtung hergestellt und große Bauterrains erworben. Es ist an der Zeit, daß auch Deutschland, das bisher mit seinen Dampferverbindungen den Handel beherrscht, auch mit industriellen Unternehmungen hier eintritt.

In Lourenço-Marquez scheinen die deutschen Dampferlinien im Wettbewerb mit den englischen im Vorteil zu sein, indem sie die Geschäfte des Löschens und Verladens in bedeutend kürzerer Zeit erledigen, als letztere. So brauchte der „Herzog" kürzlich nur $4\frac{1}{2}$ Tag, um 1850 Tons Güter auszuladen und 200 Säcke Saat und 200 Tons Kohlen einzunehmen, während ein großer englischer Dampfer 7 Tage gebrauchte, um 820 Tons zu löschen und 105 Tons zu verladen. Kapstadt wird nicht mehr lange in der Lage sein, die Suprematie im Handel zu bewahren, zumal das Eisenbahnnetz in Transvaal immer weiter ausgebaut wird. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß die Engländer keinen günstigen Umstand aus dem Auge verlieren werden, um auf Lourenço-Marquez die Hand zu legen. Neuerdings ist der Wert des Hafens noch wesentlich gehoben worden durch die Entdeckung mächtiger Kohlenlager in der Entfernung von 24 Kilometer von Praetoria (Rogerstone-Kohlgruben), zwischen denen sogar auffallender Weise eine abbaufähige Goldader gefunden wurde.

In der **südafrikanischen Republik** haben erklärlicherweise die englischen Parlamentsbeschlüsse über den Bericht des Südafrika-Ausschusses eine große Erregung hervorgerufen, zumal Chamberlain der Niederschlagung jedes weiteren Versuches, Rhodes und die Chartered-Company zur Verantwortung zu ziehen, am 4. August die in der trockensten und rücksichtslosesten Form vorgebrachte Erklärung hinzufügte, daß er auf die Einsetzung eines Schiedsgerichtes nicht eingehen könne, weil Transvaal unter der Suzeränität Englands stehe. Der Volksraad und Präsident Krüger haben mit einem entschiedenen Protest geantwortet, auch die niederländischen Zeitungen bestreiten mit vollem Rechte, daß aus dem Vertrag von 1884 irgend welche Ansprüche auf das Suzeränitätsverhältnis abgeleitet werden können und aus Kapstadt wird gemeldet, daß auch der Präsident des Volksraads Wolmarans das Bestehen irgend eines solchen Verhältnisses verneint habe. —

Die Mineninduſtrie-Kommiſſion hat Anfang Auguſt ihren Bericht vorgelegt, welcher hauptſächlich folgende Rathſchläge erteilt: Abſchaffung der Einfuhrzölle auf Lebensmittel; Herabſetzung der Eiſenbahn-Transportkoſten der Eingeborenen nach und von den Minen; Errichtung von Baracken als Ruheplätze für die Arbeiter längs der Linien; ſtrengere Handhabung des Spirituoſen-Geſetzes; Unterhandlungen mit den Küſtenſtaaten wegen Beſeitigung der hohen Tranſitzölle; Abſchaffung des Dynamit-Monopols, wenn rechtlich ausführbar; Ermäßigung der Eiſenbahn-Frachſätze um 25 Prozent; Erbauung einer Kohlen-Transport-Eiſenbahn am Witwatersrand und Einſetzung eines Verwaltungsrats. Es wird abzuwarten ſein, welche Maßnahmen nun die Regierung ergreifen wird, um den von ihr anerkannten Mängeln abzuhelfen. Unrichtig aber erſcheint es, gerade in dieſem Augenblick die bekanntermaßen von der Chartered-Company zu ihren Zwecken weit übertriebenen Klagen der Minenbeſitzer aufzugreifen und dem Präſident Krüger vorzuwerfen, daß er ſeine Verſprechungen — ſei es aus Mangel an Geſchick oder gutem Willen — nicht erfüllt habe, wie es auffallenderweiſe die „Kölniſche Zeitung“ (6. Auguſt) gethan hat. Es iſt nicht zu überſehen, daß Krüger im Anfang nächſten Jahres vor einer Neuwahl ſteht, daß für Transvaal viel auf dem Spiele ſteht, vielleicht alles, wenn dieſer politiſch ſo äußerſt kluge und geſchickte Mann, der Schöpfer der freien Republik, nicht wieder gewählt worden ſollte. Der Artikel der „Kölniſchen Zeitung“ ähnelt zu ſehr den Ausführungen Chamberlains, als daß er nicht in der geſammten deutſchen Preſſe hätte Staunen und Unwillen erregen müſſen.

Zwiſchen Transvaal und Portugal iſt die Einſetzung einer Kommiſſion zur Regelung der Grenzen vereinbart worden; auch iſt ein freundſchaftliches Verhältnis immer bemerkbarer. Die Beſuche von Portugieſen höheren Ranges wurden in Prätoria mit großem Entgegenkommen aufgenommen und die dortigen Zeitungen bieten alles auf, um das Miniſterum de Caſtro nach Kräften zu unterſtützen.

Nicht unerwähnt bleiben darf ein vom Volksraad beſchloſſenes Geſetz über die Ehe unter den Eingeborenen, welches eine erfreuliche Aenderung der Eingeborenen-Politik bedeutet. Es geſteht den Eingeborenen eine ſtaatsrechtlich giltige Ehe zu und geſtattet ſogar eine ſolche zwiſchen Schwarzen und Weißen. Am 1. Januar 1898 tritt es in Kraft.

Die Rinderpeſt hat in der Kap-Kolonie wie in Transvaal die Veranlaſſung zu einer ſtarken Einfuhr von Maultieren gegeben. Für letzteres ſind außerdem 4000 Stück Eſel in Inland verladen werden.

Die troſtloſe Lage in **Deutſch-Südweſt-Afrika** hat endlich den Entſchluß gezeitigt, der um vieles früher hätte gefaßt werden müſſen, um viel Unheil zu verhüten. Am 10. Auguſt iſt ein Feldeiſenbahn-Kommando, die Lieutenants Kecker und Schulze, fünf Unteroffiziere, ein Rechnungsbeamter und ein Oberlazarethgehilfe der Eiſenbahn-Brigade in Hamburg nach Tſoakhaubmund eingeſchifft worden, um

dort den Bau einer Feldbahn nach Windhoek zu beginnen. Material zu 20 Kilometer Eisenbahn und Herstellung einer Telegraphenlinie ist ihnen mitgegeben, der Landeshauptmann angewiesen worden, ihnen beim Eintreffen (etwa am 10. September) in Tsoakhaubmund Mannschaften der Schutztruppe und Eingeborenen-Arbeiter zur Verfügung zu stellen. Es sollen zunächst 100 Kilometer Eisenbahn für Tier-Betrieb erbaut werden und das nötige Material am 8. September von Hamburg abgehen. Die Entscheidung über den Weiterbau wird dem Reichstage anheimzustellen sein. Die ganze Entfernung bis Windhoek beträgt etwa 300 Kilometer; die Gesammtkosten werden auf nur 3 bis 4 Millionen geschätzt.

Der Regierungsbaumeister Rehbock, welcher von dem Syndikat für Bewässerungsanlagen nach Südwest-Afrika gesandt wurde, um Vorschläge für Herstellung von Stauwerken zu machen, hat in der Groß-Windhoeker Ebene ein günstig gelegenes, tiefgründiges fruchtbares Ackerland von großer Ausdehnung und oberhalb Pockiesdraal günstige Verhältnisse zur Anlegung eines großes Stausees gefunden. Es wird sich nur um die Aufbringung der Geldmittel handeln, um einen solchen mit 9 Millionen Kubikmeter Inhalt herzustellen. Ein höchst bedauerlicher Unfall hat seinen Gefährten, den Kulturtechniker Watermeyer betroffen, welcher in niederträchtiger Weise von zwei Unteroffizieren der Schutztruppe (Wey und Hintze) mit Messerstichen hinterlistig schwer verwundet wurde. Die Verbrecher sind nach Windhoek transportiert worden.

Aus dem Süden werden Kämpfe mit einer 150—200 Mann starken Hottentotten-Räuberbande gemeldet, welche sich an der englischen Grenze zusammen gefunden hatte und am 5. Juli, sowie am 2. August mit der Schutztruppe zusammenstieß. Sie wurde mit Verlusten von 25 Mann auseinander gesprengt, leider aber fielen hierbei Lieutenant v. Altrock und Freiwilliger Hill, während Premierlieutenant Helm und 8 Reiter der Schutztruppe verwundet wurden.

Ein eigentümliches Licht fällt auf die deutsch-feindliche Gesinnung von Beamten der Kap-Kolonie aus den wiederholten Schwierigkeiten, welche der Kapitän der „Sea Bird" veranlaßt hat. Dieser Schooner ist bei der Ausbeutung der englischen Guano-Inseln beschäftigt und besorgt auch die Ausfuhr eingeborener Arbeiter nach den Inseln. Im Sommer vorigen Jahres wurde für Südwest-Afrika eine Verordnung erlassen, welche im Interesse der Eingeborenen Aus- und Einschiffung, sowie Kontraktschlüsse nur in Lüderitzbucht gestattete. Der Kapitän Burr, welcher willens war, sich dieser Verordnung zu fügen, erhielt von seinem Vorgesetzten, Kapitän Spence schriftlich Instruktion, sich nicht darum zu kümmern. Deshalb wurde er Anfang Februar von der „Hyäne" verhaftet, aber freigelassen gegen das Versprechen, die Verordnung zu respektieren. Das geschieht aber trotzdem nicht, da die Behörden in Kapstadt den Kapitän zum Ungehorsam aufmuntern, und er setzt seine Leute an Land, wo es ihm paßt. Es gelang aber bisher noch nicht, seiner wieder habhaft zu

werden. Es fehlt uns an Schiffen, um unseren Verordnungen Anerkennung zu verschaffen.

Die blutigen Maßregeln, mit welchen im **Kongo-Staate** nach den Berichten des schwedischen Reisenden Westmark, wie des Missionars Sjöblom vielfach die Eintreibung der Steuern und Kautschukernten begleitet sind, werden neuerdings durch den Brief eines noch in Diensten des Kongostaates befindlichen deutschen Unteroffiziers bezeugt, welcher genau in der Weise, wie Sjöblom das Vorgehen der Soldaten gegen die Ortsbevölkerung, das gewaltsame Hinaustreiben in die Wälder und Sümpfe, das Abhacken der Hände bei unzureichender Ernte, sowie das gewaltsame Zusammenbringen der Rekruten schildert. Er meint, daß namentlich durch das mitleidlose Ertränken der nicht mehr transportfähigen Männer in Leopoldsville die von Hause aus grausamen Batetela-Soldaten geradezu zu Bestien erzogen werden.

Wie nun Baron Dhanis mit den Rebellen fertig werden wird, ist noch sehr wenig zu übersehen. Nach neueren Nachrichten erreichte er nicht am 1. sondern am 8. Mai die Fälle und ging am 21. Mai mit allen verfügbaren Truppen nach Kassongo. Der Kommandant der Station Avakubi, Henry verließ diese mit 600 Mann, um die Rebellen aufzusuchen, welche man auf der großen Ebene am Lindi vermutet, wo sie sich mit Proviant versehen müssen vor dem Marsch durch den großen Urwald. Dhanis sucht ihnen den Weg nach Manjema abzuschneiden und eine dritte Kolonne wird ihnen direkt entgegen gesandt. Sie sollen sich dem Kommando eines tüchtigen Bakussu-Korporals, Namens Arundala, untergeordnet haben. An Chaltin sind im Juni Verstärkungen abgegangen.

Mit Genugthuung sind einige neue Verordnungen des Gouverneur Wahis zu begrüßen, deren eine den Branntweinverkauf an Eingeborene ganz verbietet und den Handel zum eigenen Bedürfnis der Weißen einer starken Beschränkung unterzieht, die zweite bedroht jede Trunkenheit außerhalb der geschlossenen Räume mit strenger Strafe.

In Bana ist eine Unteroffizierschule für Eingeborene mit einjährigem Lehrgang eingerichtet worden.

Aus Yaunde in **Kamerun** meldet der Stationschef Lieutenant v. Carnap, daß die Eingeborenen der Gegend Sanaga-Mbam sich in Mengen zur Plantagenarbeit melden. Einige Trupps sind auch bereits zur Küste abgegangen (Kol.-Blatt 15). Nimmt man hiermit zusammen, daß Dr. Zintgraff mit Garega das Abkommen getroffen hat, bis zu 5000 Bali-Leuten an die Küste ziehen zu dürfen, so erscheint die Arbeiterfrage, welche allerdings für die in Angriff genommenen ausgedehnten Kakao-Plantagen äußerst wichtig ist, zur Zufriedenheit gelöst zu sein und die Mitteilung des Herrn von Soden nicht recht verständlich, daß die Förderung der Plantagen an Arbeitermangel leide. Er hat sich mehrere Monate in Kamerun aufgehalten.

Der ersten Expedition der Kamerun-Hinterland-Gesellschaft wird eine zweite folgen, welche in Kamerun und Edea Faktoreien anlegen soll. Zum Transport durch den Kwakwa-Krief zwischen Kamerun

einer-, Malimba und Edea andererseits ist ein Dampfboot von 11 m Länge, 2 m Breite und bei 1,50 m Höhe 0,35 m Tiefgang in Rummelsburg als Schlepper gekauft worden. Mit ihm zusammen sollen 2 Ruderboote und ein eiserner Leichter hinübergehen (Kol.-Bl.).

In **Togo** ist eine regelmäßige monatliche Postverbindung zwischen Lome und Kete-Kratschi über Misahöhe und die neue Station Kpandu eingerichtet werden, deren Verlängerung nach Sansanne-Mangu in Vorbereitung ist. (Kol.-Blatt.)

Ueber das Ergebnis der Verhandlungen mit Frankreich wegen der Hinterlandabgrenzung sind verschiedene Nachrichten in die Oeffentlichkeit gedrungen, welche allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, zum Teil aber Gesichtspunkte zur Geltung bringen, welche ihrer Wahrscheinlichkeit wegen Beachtung verdienen. An der Spitze steht ein Artikel des Konsul Vohsen, welcher offenbar auf das — vielen Kreisen nicht ganz annehmbar erscheinende — Resultat vorbereiten soll. Er macht darauf aufmerksam, daß die wirtschaftliche Erschließung der Nigerländer niemals auf dem Landwege zur Togo-Küste, sondern naturgemäß nur auf dem Niger erfolgen könne und daß nur sehr wenige und sehr wertvolle Produkte für den Export auf der 1500 Kilometer langen Flußstrecke in betracht kommen können. Hiermit will er sagen, daß weder die Gewinnung von Gurma, wenn wir nur die Landverbindung dahin besäßen, einen Wert habe, noch auch die Erwerbung von Gandu mit einer — übrigens schwierig zu befahrenden — Niger-Strecke uns irgend bedeutende Vorteile bringen werde. Dahingegen weist er auf den in Deutschlands Besitz befindlichen oberen Benue hin, der nach aller Reisenden Bericht ein außerordentlich viel versprechendes Land erschließe — den soll man ausnutzen und nicht nach dem armen Nigerbogen schauen. Und Vohsen hat damit entschieden Recht. Es ist auch mehr die Ehre, welche wir tangiert wähnen, wenn wir Gurma an Frankreich und Gandu an England überlassen, als der positive Gewinn. So ganz mag dieser Idealismus doch nicht zu verdammen sein, wenn er auch dem Kaufmann nicht zusagt und sogar uns manchmal im Wege sein mag. Andererseits aber hat Vohsen ganz gewiß Recht, wenn er mahnt, doch endlich einmal das auszunutzen, was uns unzweifelhaft gehört und nicht über dem Wunsche nach anderen zweifelhaften Gebieten jene zu vernachlässigen.

Ein zweiter Gesichtspunkt ist die durch die Franzosen thatsächlich erfolgte Einsetzung des von uns als unberechtigt erachteten Bandschande als Oberherrn von Gurma. Tunituriba, mit dem Gruner seinen Vertrag abgeschlossen hat, ist entthront und als Flüchtling wahrscheinlich in Sansanne-Mangu. Mag man nun auch über das Vorgehen der Franzosen seine besonderen Ansichten haben, mit der Thatsache muß gerechnet werden, daß zur Zeit Bandschande der überall anerkannte Herrscher ist und daß wir, falls wir Gurma erhielten, Tunituriba erst wieder mit Gewalt zur Herrschaft verhelfen müßten. Sehen wir lieber, was uns als Aequivalent auf unseren Verzicht

geboten wird. Jedenfalls werden die Franzosen von ihren Stationen: Kirikiri, Semere, Bafilo, Dako, Kuntum, Barba, welche sämtlich direkt in unserem Hinterland liegen, keine im Besitz halten dürfen; sonst wären wir selbst mit Sansanne-Mangu auf die Verbindung über Yendi, also durch neutrales Gebiet, angewiesen.

Geographische Nachrichten.

Die überlebenden Offiziere der Expedition Bottego haben an die italienische geographische Gesellschaft einen Bericht erstattet, wonach die Expedition am 22. Februar 1895 von Sancurar aufbrach, Vollamo berührte, den Pogade-See besuchte und am 1. Juli 1896 zum Ommo kam. Kämpfe mit Eingeborenen hielten sie im Juni und August am Rudolf-See fest und zu dieser Zeit wurde Dr. Sacchi mit den mineralogischen und zoologischen Sammlungen nach Lugh entsandt. Er scheint bei einem Streifzuge der Amhara gefallen zu sein. Die Expedition erreichte dann das äthiopische Hochplateau, machte in Sajo halt und richtete ein Schreiben an den Galla-Häuptling Dedjas Mace; infolge der freundlichen Erwiderung rückte sie weiter vor und kam am 16. März 1897 in die Nähe von Gabo. Der Häuptling sann aber auf Verrat und ließ die Expedition von seinen Soldaten umzingeln. Es kam zum Kampf, in dem von den 86 Mitgliedern der Expedition 60 fielen, darunter Bottego. Die Ueberlebenden wurden gefangen genommen, am 6. Juni auf Befehl des Negus nach Schoa geschickt und am 22. Juni an Nerazzini übergeben. Die Dokumente sind gerettet. Die Darstellung widerspricht durchaus der von Leontjew mitgeteilten; bei Wiedergabe der Namen mögen wohl Irrtümer vorgekommen sein.

Ueber die Reise des Grafen Wickenburg ist nachzutragen, daß er in Aden den dort weilenden Max Maly als Präparator mit sich nahm, in Harrar vergebens auf die Genehmigung des Negus wartete, nach Addis Abeba zu reisen, und während der Zeit einen Jagdausflug nach Djigdjiga, der äußersten östlichen militärischen Station von Abessinien, machte. Mit der Mission Rodd kehrte er dann zur Küste zurück, um von hier event. zur Benadir-Küste zu gehen.

Liotard soll bis zur Meschra er-Rek vorgedrungen sein (am Bahr-el-Ghazal) in der Absicht, weiter bis Abessinien zu marschieren.

Der französische Marine-Offizier Bonin erhielt den Auftrag, den oberen Senegal in hydrographischer Beziehung zu erforschen.

Edouard Foa ist Ende Mai den Sambesi hinauf gegangen nach dem Tanganjika, um die unbekannten Gegenden zwischen dem

See und dem Kongo zu durchqueren und will Januar 1898 an der Westküste eintreffen. Ueber seine letzte Reise hat er ein Werk „A travers l'Afrique centrale. Du cap au lac Nyassa" herausgegeben.

Lord Delamyre soll mit einer großen Expedition zum Rudolf-See aufgebrochen sein.

Der Engländer Cavendish überschritt mit seiner Expedition den Nebi-Schebeli und Juba. In Lugh von der Küste aus neu verproviantiert, wandte er sich zum Rudolf-See.

Der französische Resident Clozel erforschte von der Zahnküste aus Indenié, Benuett mit dem verstorbenen Theodor Bent die Insel Sokotra in botanischer und archäologischer Beziehung.

Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien.

II. Deutsch-Südwestafrika.

In den letzten Jahren ist bekanntlich unser Schutzgebiet Südwest-Afrika von ganz besonders schweren Heimsuchungen betroffen worden; es ist fast, als sollte das arme Land nimmer zur Ruhe kommen. Kaum war der unglückselige Krieg beendigt, der 14 Jahre lang die Gemüter in beständiger Aufregung hielt, und kaum waren endlich durch den Friedensschluß mit Hendrik Witbooi normale Verhältnisse geschaffen worden, so daß alles aufatmete, da trat zu Anfang des vergangenen Jahres eine Dürre ein, wie sie selbst in diesem trockenen Lande fast beispiellos dastand. Es war eine traurige Kette von Leiden und Notständen, die auf dem Lande infolge der Dürre lasteten: Viehsterben, Hungersnot, Krankheiten wegen der schlechten Ernährung, und dann Räubereien und Diebereien wie nie zuvor; von mehreren Seiten trafen Meldungen ein von verhungernden oder bereits verhungerten Menschen. Glücklicherweise war die Rheinische Missions-Gesellschaft durch die überraschend reichen Gaben, die ihr „für die Hungernden" zur Verfügung gestellt waren (über 83 000 Mark), in der Lage, hier und da mit ihrer Hilfe einzuspringen. Auch von anderer Seite geschah für die armen Leute, was nur geschehen konnte; das soll den Weißen des Landes, der deutschen Landesbehörde, den Offizieren und Soldaten der deutschen Schutztruppe unvergessen bleiben. Aber wenn man bedenkt, wie schwierig die Transportverhältnisse in jenem Lande schon in normalen Zeiten sind, wie viel schwieriger und kostspieliger sie in Zeiten solcher Dürre naturgemäß werden mußten,

und wie das Korn, das zur Unterstützung angekauft wurde, von weither, d. h. vom Kapland geholt werden mußte, dann begreift man, daß selbst mit großen Summen Geldes nicht allzu viel ausgerichtet werden konnte.

Endlich fiel dann der so lang und heiß ersehnte Regen im November und Dezember; und da hat es sich wieder einmal gezeigt, daß Afrika ein Land der wunderlichsten Gegensätze ist. Nun kam der Regen gleich so gewaltig und so stark, wie sich eines solchen die ältesten Missionare kaum erinnern können. Im Handumdrehen fast verwandelten sich die ausgebrannten und versengten Wüstenstriche in blühende Fluren. Missionar Olpp, der, auf seiner Brautreise wochenlang in Walfischbai festgehalten, erst im Januar nach Otjimbingue zurückkehren konnte, schrieb z. B. damals: „Wer zuvor die Wüste im Sonnenbrand hat verschmachten sehen, dem jauchzt das Herz, wenn er jetzt durch die lachenden Fluren fährt. Es kommt ihm wie ein Wunder, wie eine Neuschöpfung vor. Wer so etwas nicht selbst erlebt hat, kann sich gar keine Vorstellung von dem Unterschied machen." Aber wieder kam der Regen für viele zu spät; denn viele hatten während der Dürre ihr letztes Stück Vieh verloren und wie einer der Missionare schrieb: „Tote Kühe haben eben keine Milch mehr, und die noch lebenden scheinen das Geschäft auch noch bis auf spätere Zeit verschoben zu haben."

War von dieser Dürre hauptsächlich der südliche Teil des Landes, das sogenannte Großnamaland betroffen, so drohte gleichzeitig dem nördlichen Teil des Schutzgebietes, dem Hereroland eine andere, noch furchtbarere Gefahr, die Rinderpest. Trotz der Absperrungsmaßregeln der deutschen Regierung, ist nun bekanntlich wirklich diese Seuche ins Land gekommen; besonders an einigen Stellen ist sie stark aufgetreten, so im Nordosten bei Grootfontein und im Osten im Gebiet des Nosob. Mit rapider Schnelligkeit rafft die Pest ganze Herden fort. Augenzeugen berichten, es sei ein gar trauriger Anblick, einen Kraal voll von schönen Rindern innerhalb einiger Tage fast ganz hinsterben zu sehen. Die wenigen, die durchkämen, lägen auch anfangs wie tot unter den Krepierten, ständen dann aber mühsam auf und schwankten elend und ermattet unter den Toten umher. Aller Verkehr ist vorläufig gesperrt: die Wagen müssen auf dem Baiwege liegen bleiben, wo sie gerade liegen. Was aus dem Lande werden wird, wenn die Pest weiter um sich greift, das weiß Gott allein. Da aber scheint es nun nach den letzten Nachrichten, als wenn es wirklich gelingen sollte, die Seuche zu lokalisieren, und zwar scheint hier wirklich einmal das Impfen zu helfen. Der Assistent unseres Landsmannes, des Professors Koch, Dr. Kohlstock wurde von Otjimbingue geradezu als Retter begrüßt. Missionar Olpp schreibt von dort: „Das Impfgeschäft, mit dem schon begonnen war, wurde nun nach Kohlstock'schen Angaben mit Eifer wieder aufgenommen, zunächst hier am Platze, sodann auf den umliegenden Posten. Am Tage vor seiner Weiterreise nach Windhoek machte Dr. Kohlstock an einigen Tieren,

die mit Galle geimpft waren, noch die Probe, indem er ihnen ein bedeutendes Quantum Rinderpestblut einspritzte. Und siehe, die Rinder blieben frisch und gesund! Die Freude war allgemein. . . . Während der Tod ringsum in nächster Nähe wütet, und der Anblick der dort haufenweise fallenden „Beeste" selbst die härtesten Gemüter mit Schaudern erfüllt, haben wir hier am Platze trotz der unheimlichen Ansteckungsgefahr noch keinen direkten Todesfall an Rinderpest gehabt, während mir 6% an den Folgen der Gallimpfung krepierten."

Wenn das Impfen die Tiere auf die Dauer immun gegen die Pest machen würde, es wäre ein Segen, für den wir Gott nicht genug danken könnten. Noch ist's freilich eine Freude mit Zittern.*) Im Vorbeigehen sei noch bemerkt, daß man vielfach die Befürchtung gehegt hat, die nötig gewordene strenge Kontrole der deutschen Regierung über die Viehposten, das oft nicht minder nötig gewordene unnachsichtige Vorgehen der Behörden und der Schutztruppe in gefährdeten Bezirken, kurz die scharfen und harten Maßregeln, die zur Bekämpfung der Pest oder zur Verhütung der weiteren Ausbreitung derselben getroffen worden sind und getroffen werden müssen, würden die Herero reizen, so daß kriegerische Unruhen entstehen könnten. Wir teilen bis jetzt die Befürchtung nicht, haben viel mehr Grund anzunehmen, daß die Eingeborenen, wenn auch nicht ein volles Verständnis für die ihnen vielleicht rigoros erscheinenden Maßnahmen, so doch eine Ahnung von der Notwendigkeit derselben haben. —

Eine dritte Heimsuchung, von der gleichfalls hauptsächlich der nördliche Teil Deutsch-Südwest-Afrikas, das Hereroland, in den letzten Monaten betroffen worden ist, sind die auffallend vielen Fiebererkrankungen in dem sonst so gesunden Lande, die offenbar mit den unnormalen Witterungsverhältnissen, besonders der ungewöhnlichen Regenmenge zusammenhängen. Mehrere Missionare lagen zeitweilig schwer krank darnieder und konnten sich erst langsam wieder erholen.

Gegenüber allen diesen Heimsuchungen, die so schwer auf dem Lande gelastet haben und zum Teil noch lasten, dürfen wir dagegen Gott dafür danken, daß er eine andere Gefahr bis jetzt gründlich abgewandt hat, den Krieg. Dem Lande ist bis heute der Friede erhalten geblieben. Wohl haben hie und da kleine Explosionen des aufgehäuften Zündstoffes stattgefunden, wie der bekannte Aufstand der Khauas-Hottentotten, an dem sich ja auch einige Herero des Nosob-Gebietes unter der Führung des Nikodemus und Kahimemua beteiligt haben, und wie jetzt wieder ein Zusammenstoß der deutschen Truppen mit einer zusammengewürfelten Bande des alten Afrikanderstammes im Süden des Schutzgebietes, aber es ist nicht, wie manche befürchtet

*) Nach der Ende August eingetroffenen Post scheint die Hilfe durch das Impfen nicht allzu groß zu sein. Die Nachrichten lauten etwas verschieden. Von Otjimbingue heißt es, es stürben 20% der Tiere, auf den Außenposten sei es aber viel schlimmer; von anderen Distrikten aber wird berichtet, daß 50% auch der geimpften Tiere fallen.

haben — oder, sollen wir sogar sagen, gewünscht haben? — zu einem allgemeinen Hererokrieg gekommen. Und das ist nächst Gott der umsichtigen und friedliebenden Politik des Landeshauptmanns Majors Leutwein zu verdanken. Es ist bekannt, daß man gerade diese Friedenspolitik dem Major verdacht hat; es ist jetzt ein Jahr her, daß er deshalb von gewisser Seite in der Presse angefeindet wurde. Wir dagegen freuen uns dieser Friedenspolitik und sind der festen Ueberzeugung, daß sie nicht nur zum besten der Mission und der Eingeborenen dient, sondern auch im Interesse der gedeihlichen Entwickelung der Kolonie selbst die einzig richtige ist.

Wir geben der Darstellung dieser äußeren Verhältnisse einen verhältnismäßig breiten Raum anweisen müssen; denn sie sind es, die den gegenwärtigen Stand der Rheinischen Mission bedingen und ihr für die nächste Zeit zum Teil besondere Aufgaben und Ziele neben den missionarischen zuweisen.

Dank der friedlichen Verhältnisse im Lande hat die Missionsarbeit, seitdem wir das letzte Mal über Deutsch-Südwest-Afrika im Zusammenhange berichteten (Afrika 1894, 143 ff.), einen schönen Aufschwung nehmen können. Zwar ist die Zahl der eingeborenen Christen numerisch nicht gar so sehr gestigen, nämlich von 8381 auf 9299, was sich aber zum größten Teil aus einer verschiedenartigen Berechnung erklärt; dagegen hat die Arbeit räumlich an Ausdehnung gewonnen. Alte Posten konnten wieder besetzt, neue Arbeiten konnten in Angriff genommen werden. So ist das damals verlassene Hoachanas durch seinen alten Missionar Judt wieder besetzt; hier beginnt sich die „rote Nation" wieder zu sammeln. Gibeon ist längst nicht mehr die „menschenleere Wüste", wie es damals Inspektor Dr. Schreiber antraf, seitdem Hendrik Witbooi aufgehört hat, „der böse Dämon" des Landes zu sein; heute ist es wieder Missionsstation. Windhoek, die „Hauptstadt" von Deutsch-Südwest-Afrika, erscheint auch wieder in den Barmer Listen; hier arbeitet Pastor Siebe als Seelsorger unter den Deutschen, versucht aber zugleich als Missionar eine Gemeinde aus den Farbigen zu sammeln. In Otjimbingue ist ein zweiter Missionar stationiert, der junge Olpp, ein Theologe, der sich besonders der Bergdamara annimmt. Im fernen Nordosten hat Missionar Kremer, nachdem seine alte Station Otjombuima (vergl. 1894, S. 145) aufgehoben und zur Filiale von Franzfontein gemacht worden war, eine neue Arbeit begonnen in Gaub, im sogenannten Otavi-Gebiet. Dazu kommen mehrere neue wichtige Filialanlagen, so Khoës im Stamm der Velschoendrager, Grootfontein nördlich von Bethanien und Zesfontein im Kaoko-Feld, 70 Fahrstunden von Franzfontein, wozu es als Filiale gehört, entfernt. Das alles wäre menschlich gesprochen nicht möglich gewesen, wenn nicht „Friede im Lande" gewesen wäre. So ist denn die Zahl der Stationen von 19 auf 21, die der Filialen von 12 auf 13, die der Missionare von 21 auf 25 gestiegen. Die rheinischen Missionare arbeiten jetzt unter 4 verschiedenen Nationen: den Bastards, den Nama, den Herero und

den Bergdamara, unter letzteren ganz besonders mit schönem Erfolg. Einzelheiten anzuführen verbietet der beschränkte Raum.

In letzter Zeit sind nun aber noch ganz spezielle Aufgaben an die rheinische Mission herangetreten, denen sie sich im Interesse der Eingeborenen nicht entziehen kann. Gegenüber der Thatsache, daß immer mehr und mehr Grund und Boden in die Hände der weißen Einwanderer und der Siedelungsgesellschaften übergeht, erhebt sich nämlich die Frage, was geschehen kann, um den Farbigen einen für ihren Fortbestand und für ihre relative Selbständigkeit ausreichenden Landbesitz für alle Zukunft zu sichern. Es ist da ein schönes Vorrecht der Mission, auch in solchen Dingen der Anwalt des Volkes zu sein, unter dem sie arbeitet, und es ist sehr erfreulich, daß auch die deutsche Regierung nicht allein dieses Vorrecht anerkennt, sondern auch sonst die Rechte der Eingeborenen gewahrt wissen will. Verhandlungen über die Landfrage, besonders für einige Stationen, sind bereits im Gange. Wie dieselbe gelöst werden wird, ob dadurch, daß die rheinische Missionsgesellschaft in den Besitz von den einzelnen Häuptlingen ihr geschenkter Ländereien tritt, um darauf sogenannte Institute anzulegen, wie das auf den rheinischen und brüdergemeinlichen Stationen des Kaplandes mehrfach der Fall ist, oder aber, ob bestimmte Komplexe als Reservate zum unveräußerlichen Eigentum der einzelnen Stämme erklärt werden, das entzieht sich heute noch der Berichterstattung. Indessen sind die Missionare in anderer Weise bereits der Aufgabe, die Fortexistenz der Eingeborenen möglichst zu sichern, näher getreten. Gerade die letzte große Dürre und die Hungersnot haben es gezeigt, wie notwendig es ist, daß die Leute nicht nur auf ihr Vieh und die Benutzung der so leicht durch Sonnenbrand ausgedörrten Weideplätze angewiesen sind, zumal die Grenzen ja enger geworden sind, sondern sie müssen angehalten und angeleitet werden, die natürlichen Hilfsquellen des Landes mehr als bisher zu erschließen, um vor allen Dingen Körnerbau zu treiben. Das gilt ganz besonders von dem Namaland. Auch für das Hereroland kann das wichtig werden, zumal wenn die Rinderpest weitere Verheerungen anrichten sollte. An einigen Stellen mag es ja mehr oder weniger verlorene Liebesmühe sein, den Boden mehr zu bearbeiten, da er zu schlecht und der Regenfall gar zu gering ist; an anderen Stellen ist aber mit kulturellen Anlagen aller Art, Errichten von Fangdämmen, Graben von Brunnen, Berieselungen, Gartenanpflanzungen ꝛc. thatsächlich ein nacheiferungsvoller Anfang gemacht worden. Besonders verdienen hier die Arbeiten der beiden Missionare Heinrichs in Bethanien und Judt in Hoachanas hervorgehoben zu werden, Arbeiten, die auch in dem „Jahresbericht über die Entwickelung von Deutsch-Südwest-Afrika, Beiblatt zum deutschen Kolonialblatt 1897“ rühmende Anerkennung finden. Wenn dadurch die von Natur so faulen und trägen Hottentotten, die nur für den Augenblick leben und den Augenblick genießen und das Wort: „sorget nicht für den andern Morgen“ in ganz falscher Weise befolgen, wirklich einmal

arbeiten lernen, so ist das noch ein sonderlicher Gewinn. Von den Missionaren geschieht hier aber ein gut Stück soziale Arbeit.

Unter den neuen Aufgaben, die der rheinischen Mission die neuen Verhältnisse zuweisen, darf nun aber noch eine nicht unerwähnt bleiben, d. i. auf der Hut zu sein vor Rom. Rom scheint sich ja bekanntlich unter der schwarz-weiß-roten Flagge immer ganz besonders wohl zu fühlen; denn wo sie immer gehißt wird, erscheinen über kurz oder lang mit erstaunlicher Sicherheit seine Sendboten. So sind sie ja seit etwa Jahresfrist auch in Windhoek. Sie sind gekommen, um die weißen Ansiedler und Soldaten zu pastorieren, wogegen man ja nichts haben kann. Aber die Zahl derselben ist erstaunlich klein, so daß 2 Priester, wozu, irren wir nicht, noch 2 Laienbrüder kommen, als eine etwas reichliche seelsorgerliche Bedienung erscheinen. Jedenfalls gehen die Augen wohl weiter! Vor der Hand haben sie keine Erlaubnis im Lande Mission zu treiben. Von der Erlaubnis im fernen Nordosten des Hererolandes Stationen zu errichten, haben sie bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht. Dagegen war in die Wege geleitet worden, eine Mission unter dem noch auf deutschem Gebiet liegenden Ovambostamm der Ongandjera zu beginnen, wohin auch die rheinischen Ovambo-Missionen eingeladen waren. Ob sie ihr Vorhaben ausführen werden, kann man heute noch nicht sagen. Einstweilen ist wenigstens durch die Sperre, die wegen der Rinderpest verhängt worden ist, alle Verbindung zwischen Herero- und Ovamboland abgeschnitten, auch scheinen die Ovambo etwas mißtrauisch zu sein gegen „Lehrer, die keine Frau haben". Ganz im Süden hat der apostolische Präfekt Pater Simon von Pella, dem Hauptquartier der Römischen am Oranjefluß, jüngst den Platz Heirachabis, unweit der rheinischen Missionsstation Warmbad erworben, um dort eine Niederlassung zu begründen. Ob das der Anfang einer Missionsarbeit ist? Jedenfalls geht aus alledem hervor, daß Rom das Ziel nicht aus dem Auge verliert, auch in Deutsch-Südwest-Afrika eine Gegenmission in Szene zu setzen, sobald die Gelegenheit da ist, und es gilt, auf der Hut zu sein.

Durch eine länger denn 50jährige Arbeit ist jetzt Barmen auf das engste mit dem Lande und seiner Geschichte verwachsen. Dieses enge Verwachsensein, diese langjährige Bekanntschaft mit Land und Leuten läßt hoffen, daß die rheinische Missionsgesellschaft auch unter den veränderten Verhältnissen und den durch sie bedingten neuen Schwierigkeiten die Aufgaben lösen wird, die Gott ihr in diesem Lande gestellt hat, in leiblicher und geistlicher Beziehung das Wohl der Eingeborenen von Deutsch-Südwest-Afrika zu fördern. Im Vertrauen auf Gott blicken wir getrost in die Zukunft. Kriele.

Die afrikanische Religion.

Von L. Frobenius.

(Fortsetzung.)

Die Zeit der solaren Weltanschauung ist die Epoche, in der auch die Entstehung und die Vergangenheit Probleme der Mythologie werden. Die Beantwortung dieser neuen Fragen wird durch Umkehrung der Meinung über den Untergang gewonnen. Diese Umkehrungen lassen sich auch unter anderen Verhältnissen auf anderen Gebieten beobachten. Dem Toten giebt man z. B. die Lage des Kindes im Mutterleibe. (Man bringt den Leichnam in hockende Stellung, indem man die Knie an das Kinn zieht.) Zu Akla in der Unterwelt gehen nach primärer Anschauung die Toten Hawais. Nach sekundärer Mythe stammen die Hawaier von Akla ab. Wie die Seelen auf den Hervey-Inseln der Sonne im Tode folgen, so stammen sie nach der Meinung der Gilbertinsulaner von der Sonne ab. ꝛc.

Fehlte vorher eine Entstehungsgeschichte, so schenkt die solare Weltanschauung der Mythologie die Kosmogonie. Das Motiv derselben wird zunächst durch Erweiterung und Uebertragung der Aufgangsmythe in die Vergangenheit gebildet. Polynesische Schöpfungsmythen berichten, daß im Anfange der Himmel so dicht auf der Erde gelegen hat, daß die Menschen nicht gehen und stehen konnten. Da stemmte ein Mann oder ein Gott den Himmel empor. Eine andere Mythe deutet die Entstehung der Schöpfungsgeschichte vielleicht noch klarer an. Im Ei lag Tangawa eingepreßt auf den Wassern. Er sprengte die Schaale, da ward es Licht und Tag. Daß diesem Cyclus von Erzählungen und Anschauungen Motive der solaren Weltanschauung zu Grunde liegen, geht aus der eigenartigen weitverbreiteten Mythe hervor, daß vor dieser Welt schon eine Welt der Menschen existiert habe. Die Götter warfen aber den Himmel herab und alles ward zerschmettert. Darauf entstand die Welt von neuem. — Das kann nichts anderes sein als die in die Vergangenheit als einmaliges Ereignis gerückte und wichtiger gestaltete Erscheinung von Tag und Nacht. Wenn der Himmel auf die Erde geworfen wird, wird es Nacht, wird er emporgehoben, so entsteht der Tag.

Durch die Schöpfung der Entstehungsmythe wird das allgemeine Interesse von den manistischen Ideen abgelenkt. Die Kosmogonien bringen den ersten Reiz philosophischen Grübelns und dieses, genährt durch die täglichen Beobachtungen des Taggestirnes und seiner mächtigen Erscheinungswelt, führt den Menschengeist in ein höheres Leben, ein höheres Sinnen. Große Dichtungen verraten diese Wirkungen der Naturbetrachtung. Recken und Heldengestalten treten an die Stelle der kleinlichen Erzählungen und Meinungen von Zauberkräften. Die hohe Mythologie entsteht, die weniger den Menschen als die Natur berücksichtigt.

Der hohen gegenüber kann man von einer niederen Mythologie sprechen, in deren Vordergrund die rein manistischen Ideen stehen. Herrscht die erstere, so wird alles kleinliche emporgezogen, dominiert die letztere, wird alles große hinuntergedrückt.

Mit dem Erwähnen der hohen und niederen Mythologie wird es notwendig, darauf hinzuweisen, daß nie ein Volk im eigenen Sinne eine Weltanschauung groß ziehen konnte. Die Ruhe fehlte. Auch wäre im trägen Zustand des beständigen Friedens die Elastizität der Schöpfungskraft bald erstorben und die Schöpfungen wären verkümmert. Durch frische Zuflüsse fremden Blutes, Uebereinanderstürzen der Völkermengen wächst die Kultur; mit der Erweckung von neuen Ideen, neuen Formen, die das siegreiche Volk vom unterworfenen entgegennimmt, erweitert sich Kenntnis und Gesichtskreis.

So berühren sich denn auch Völker mit solarer und manistischer Weltanschauung. Erstere geben den Anschauungen der letzteren hohe Gestalten, letztere ziehen die der ersteren in ihre niederen Anschauungskreise herab.

2. Die Weltanschauungsprovinzen Afrikas.

Aus dem zuletzt Angeführten geht schon hervor, daß ein Verständnis der Weltanschauung eines Volkes nicht ohne Kenntnis der geographischen und historischen Lage und Vergangenheit zu erreichen ist. Wenn irgend ein Erdteil die Erforschung der prähistorischen Völkermischungen und -verschiebungen erschwert, so ist das Afrika.

Der größte Unterschied der Weltanschauung besteht zwischen den ausgeprägten Kontinentalvölkern und den Insulanern. Bewohner von Inseln sind in den Stand gesetzt, infolge der Umgrenzung durch die Natur und die Fesselung an die Scholle ohne den verwirrenden Wohnungswechsel fremde Einflüsse aufzunehmen und zu verarbeiten. Andererseits ist das seefahrende Volk nicht eingeengt. Weithin über die Meere kann es seine Züge unternehmen. Dagegen ist einem Landvolk nicht diese Bewegungsfreiheit gegeben. Ferner wird ein kontinentales Volk, zumal ein solches der Ebene immer weniger seßhaft und kürzere Zeit an einem Orte wohnhaft sein.

Das gilt zumal von den Afrikanern. Ein Blick auf Karten, die die Verschiebungen, untergegangene und neue Staaten in Afrika darstellen, beweist schon die Bedeutung dieser Sätze. Es scheint für die nächsten Jahrhunderte ja sicher, daß die Völkerwanderungen im alten großen Stile sich nicht wiederholen werden, denn sie sind in immer schwächeren Stößen erfolgt. Wir wissen aber aus der Vergangenheit, daß gewaltige Stürme das Völkerleben des Nordens, Ostens und Südens des Erdteiles erschüttert haben, daß Völkerwoge auf Völkerwoge hereingebrochen ist. Wir sehen noch heute Trümmer dieser auf einander stürzenden Massen an der Westküste erscheinen.

Der afrikanische Kontinent ist mit zwei Axen versehen, vom ethnographischen Standpunkte aus betrachtet. Die eine verbindet

den Nil mit den Senegalländern, die andere den Nil und das Seengebiet mit der Südspitze. Längs dieser beiden Axen sind die Wanderungen vor sich gegangen. Dem entsprechend wohnen in diesem nördlichen und diesem östlichen Gebiete die kriegerischen, staatenbildenden, jungen Völker.

Der durch die östliche und die nördliche Provinz eingerahmte Teil birgt die verdrängten Völkerreste, die Träger der älteren Kulturen. Es sind das die Stämme der Westküste und des Kongo-Beckens.

Beide Völkerschaften begegnen respektive schneiden sich im Nilgebiet, dessen Völker bekanntermaßen unter dem regen Einflusse der Nordostafrikaner respektive Südwestasiaten stehen. Damit ist das Stichwort der nordafrikanischen Ethnographie ausgesprochen. Es ist allgemein bekannt, daß diese Völker und diese Beziehungen den Nord- und Ost-Afrikanern den Islam mit einer großen Anzahl anderer Kulturmerkmale gebracht haben, die weit im Süden und Innern erst auslaufen oder verschwinden. (Fortsetzung folgt.)

Bücher-Anzeigen.

(Besprechung eines Teiles in der nächsten Nummer.)

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** — Mit 11 lithographischen Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Text. 13. bis 16. Lieferung. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau) 1897.

Vollständig in 17 Lieferungen. Preis à 1,50 Mk. — Lieferung 17 zu 2 Mark.

A. Papstein, Führer für den Auswanderer nach Brasilien. — Mit einer Karte. — Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke).

Aus dem **Verlage der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin** N. O., Friedenstraße 9:

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten. Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. — 80 Pfg.

John Williams, der Missionar der Südsee und die Londoner Südseemission von † **D. W. F. Besser.** — 4. Auflage, durchgesehen und bis auf die Gegenwart fortgeführt von **G. Kurze,** Pfarrer in Bornshain (S.-Altenburg). — 2 Mk., geb. 3 Mk.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1,25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Im August gingen an Jahres- und einmaligen Beiträgen ein:

Berginspektor Steingraf, Waldau, 2,50 Mk. — Inspektor Böttcher, Waldau, 2,50 Mk. — Buchhalter Bekel, Osterfeld, 2,50 Mk. — Hermann Stael-Holstein, Landek, 6 Mk. — Carl Gerold jun., Berlin, 3 Mk. — Carmen Baug-Hans, Blasewitz, 3 Mk. — Kapitän Otto Ulrich, Hamburg, 3,50 Mk. — Dr. Thin, Hamm, 3 Mk. — Frau von Haugwitz, Surchen, 3 Mk. — Pfarrer Hesse, Blankenloh, 3 Mk. — Pfarrer Lehmeyer, Kempten, 3 Mk. — A. Seyfert, Berlin, 2 Mk. — cand. th. Becker, Halle (Saale), 5 Mk. — Durch cand. med. Kupfernagel vom Wingolf in Halle (Saale), 10 Mk. — Fabrikbesitzer Möller, Aschersleben, 3 Mark.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Briefmarken gingen im August ein:

Von Dir. Brink, Görlitz; Schwester Beate Gillissen, Segeberg.

Freundlichen Dank!

Die Schriftleitung.

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert ꝛc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.
Gustav Müller, Pastor.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Der Branntwein in Afrika	277
Afrikanische Nachrichten	285
Die deutsche evangelische Mission in unseren afrikanischen Kolonien	280
Die afrikanische Religion	286
Bücher-Besprechungen und -Anzeigen	288

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Grund in Aschersleben.

AFRIKA

Nr. 10.

Oktober 189

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundema

vom

Evangelischen Afrika-Verei

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesell
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitun :
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

ELAPIENG

Die

Hauptversammlung des Evangel. Afrika-Vereins

findet am

18. Oktober, abends 8 Uhr

in **Berlin S.W., Wilhelmstraße 34,** im Hause des christlichen Vereins junger Männer, statt.

Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht.
2. Kassenbericht.
3. Wahlen zum Hauptvorstand.

Die Mitglieder des Vereins werden dazu herzlich eingeladen.

Der Hauptvorstand.

J. A.:

Steinhausen, Geheimer Regierungsrat
Schriftführer.

F. Adolph Schumann

Berlin C, Breitestr. 4

gegründet 1837

Magazin für Ausstattungen

in Porzellan und Glaswaaren,

Tafelservices für 12 Personen

(ächt Porzellan) von 35 Mark an,

Weiße Porzellanwaaren

für den täglichen Gebrauch

in den neuesten Formen verkaufe zu sehr billigen Preisen.

Großes Lager

von

decorierten Tafelservicen, Trink- und Waschgarnituren, Majoliken, Figuren 2c.

Musterbuch gratis und franco.

Die katholische Missionspraxis
in Kamerun

erscheint durch den folgenden, an den Sekretär der Basler Missionsgesellschaft, Herrn Pfarrer Würz gerichteten Brief des Missionars Scholten in einem wunderbaren Licht. Seine Veröffentlichung trägt gewiß etwas zur Klärung des Urteils über den Wert der evangelischen und der katholischen Missionsarbeit bei.

Lobethal, 6. Juli 1897.

Geehrter Herr Pfarrer!

Mit der letzten Post erhielt ich Ihre Abschrift von dem Briefe des P. König vom 26. Januar 1897*), wie ihn „der Stern von Afrika" veröffentlichte und über den Sie von mir eine Erklärung wünschen.

Der vorliegende Bericht ist vollständig ersonnen! Ist es denn nicht strafbar, nie dagewesene Dinge, welche dem P. König höchstens geträumt haben mögen, daheim zu veröffentlichen? Es ist selbstverständlich, daß wir vom religiösen und humanen Standpunkte aus den Rum und andere schlechte Getränke den Leuten abraten und denen, die sich unserer Pflege und Erziehung unterstellen, den Genuß und den Handel mit denselben untersagen. Leider erscheint nun das manchen unserer Malimbas als ein schweres Opfer und hier und da geht einer, der bereits einen netten Anfang gemacht hatte, ein guter Christ zu werden, zur katholischen Mission über, wo sich ihm ein Christentum zeigt, das ihm den Branntweingenuß und Branntweinhandel und noch mancherlei heidnische Gebräuche gestattet. Dies giebt uns oft und viel zu seufzen; aber unsere Malimbas sind da, wie alle Neger, blind: sie kennen den Rum und seine Folgen nicht,

*) Genauer Wortlaut des Briefes des P. König in Engelberg, Kamerun: „In Malimba hatten die irrgläubigen Missionare den Genuß der geistigen Getränke ganz untersagt. Das schien den Rum gierigen Schwarzen ein zu großes Opfer; und doch sehnten sie sich nach mehr Licht in ihrem religiösen Dunkel. Sie wandten sich zu uns, die wir vorerst noch nicht die vollständige Enthaltung von Rum auferlegen. Wachsen ja die Bäume nicht an einem Tage, und fordert der liebe Gott selbst von uns alten Christen nur einen allmählichen Fortschritt. Die guten Malimbaleute wollten also katholisch werden und lieferten uns die gegnerischen Schriften aus. Jetzt geriet der Gegner auf einen schlauen Einfall, um die abtrünnigen Schäflein wieder in den unrechten Schafstall zurückzuführen. Der Missionar veranstaltete auf dem breiten Strome Wettfahrten und Ringkämpfe, setzte Preise aus für den Sieger und erlaubte, daß zur Stärkung auch ein tüchtiger Schluck Rum genommen werden dürfe. Aber dem geraden Sinn der Malimbaleute widerstrebt dies Vorgehen. „Sollten wir früher keinen Rum haben, so wollen wir jetzt auch nicht die Erlaubnis erkaufen durch Verachtung der katholischen Lehre." So bekam Malimba, der Hauptort am unteren Sanaga, einen katholischen Lehrer. Freilich wären viele deutsche Missionare und Brüder nötig zur Ueberwachung der schwarzen Lehrer, zur Einführung in das gute katholische Leben mit der lieben Sonntagsfeier und dem innigen Verkehr mit Gott, der Seine Freude daran fände, inmitten Seiner neu bekehrten Malimba- und Bakoko-Kinder im allerheiligsten Altarsakramente zu weilen."

und, wo sie ihn erkannt haben, da stehen sie ohne sittliche Kraft dem Gelüste gegenüber. Was also das Uebergehen und das Verlangen nach der katholischen Mission anbetrifft, so ist das niemals die Freude an der katholischen Lehre, sondern das lüsterne Begehren nach Branntwein. Was verstehen denn auch die Leute vom Unterschied der evangelischen und katholischen Lehre, zumal es Heiden, nicht aber unsere Christen sind, durch welche die katholische Mission sich in einigen Dörfern Malimbas hat eindrängen können! Leute, denen die katholische Lehre ja vollständig fremd und auch gleichgiltig ist und denen es nur darum zu thun ist, ihren Fetisch- und Götzendienst und dazu noch den Branntwein beibehalten zu können, und dabei doch einen Lehrer zu bekommen, den man überall haben möchte! Unsere Christen und Gemeinden im Malimbagebiete als solche zeigen kein Gelüste, zur katholischen Mission überzugehen, obschon sie von seiten ihrer heidnischen Angehörigen und Freunde dahin bearbeitet werden. Von unsern Christen können ja manche die heilige Schrift selbst lesen und sie sind überzeugt, daß sie sich mit uns auf dem rechten Wege befinden. In diesen Gemeinden nun haben wir aber leider, besonders an einigen Orten, unlautere Elemente zu beklagen, denen es schwer fällt, auf dem schmalen Pfade zu wandeln und sobald solche dann in Gemeindezucht genommen werden, so gehen sie und versuchen es auf dem breiteren Wege der katholischen Mission. Dort, sagen sie, dürfen wir den Branntwein und Losango ꝛc. beibehalten, brauchen keine Kirchensteuer zu entrichten usw. Ueber solche und über die vielen Schüler, die aus unsern Schulen hinüber gelockt werden, sind wir betrübt und bitten den Herrn, daß Er ihnen die Augen öffnen und sie zur Gemeinde zurückbringen möge. Einzelne sind auch wieder zurückgekehrt und bereuen, dorthin gegangen zu sein. Niemals könnte es uns aber in den Sinn kommen, uns obiger Mittel, die P. König uns angedichtet hat, zu bedienen, um die Leute an uns zu ziehen, oder mit der katholischen Mission konkurrieren zu wollen.

Bis jetzt hat die katholische Mission in Malimba Lehrer stationiert, und zwar in den beiden Dörfern Mulongo und Mulimbyeru, woselbst wir längst Gemeinden und Schulen besaßen, und in dem Dorf Boyonga, wo ein kleines Baptistengemeindlein sein Dasein kümmerlich fristete. Letzteres wurde von den Baptisten in Kamerun nicht gepflegt. Nach Anschluß und Pflege aber sehnten sich die Leute und wandten sich an Lobethal. Der Tag der Uebernahme war schon bestimmt; doch zuvor erkundigten sie sich noch in Marienberg, unter welchen Bedingungen sie dort Aufnahme finden könnten. Das zeigt uns, wie die Leute in erster Linie äußern Vorteil suchen, aber auch wie wenig sie zu unterscheiden wissen. In Marienberg wurden diese Schäflein natürlich mit offenen Armen und unter den besten Versprechungen, auch daß sie einen europäischen Lehrer bekommen sollten, aufgenommen und katholisch gemacht. Die Leute ließen mir dann sagen, sie seien katholisch geworden; denn sie bekämen von da einen weißen Lehrer, den wir ihnen ja nicht geben würden. Boyonga

wurde dann sofort mit einem katholischen Lehrer besetzt, aber nicht mit einem weißen; und die Leute sehen es nun heute ein, daß sie in dem Punkt allerdings betrogen seien; es sei aber doch so besser, da sie mit Branntwein handeln dürfen.

Mit dem Branntwein haben die Katholiken viel voraus. Im Ediegebiete bekämpfen uns die Katholiken aufs äußerste und bedienen sich reichlich des Branntweins. An einem Orte, wo wir einen Lehrer stationiert hatten, drängte sich über Nacht ein katholischer Lehrer mit seinem Anhang aus dem Nachbardorfe ein, führte in der mondhellen Nacht unter Rumspenden, Tanzen und Trommeln einen Ngando auf und zeigte den Bewohnern, was die katholische Mission ihnen biete im Vergleich zu der Basler, welche Regierungsmission sei. Der Effekt war der, daß sich die ganze Ortschaft mit ihren Kindern auf die Seite der katholischen Mission stellte und unser Lehrer heimkam.

Nicht nur ihre Lehrer, sondern auch P. Müller thut sein Aeußerstes, uns überall zu bekämpfen und zu verdächtigen. Selbst unsere Gehilfen, bei denen er auf seinen Reisen einkehrt, sucht er zu belehren, daß sie einer falschen Mission dienen. „Der schlechte Mensch Luther habe ja selbst gestattet, zwei Weiber zu haben." In der Nähe einer unserer Stationen ließ er sich nieder, zog seinen rechten Arm aus seinem Talar heraus und sagte den vielen Umstehenden: „Seht Ihr, da hat mich kürzlich ein Schwarzer durch den Arm geschossen." — (P. Müller hatte nämlich neulich auf der Elephantenjagd das Unglück, daß sein eingeborener Begleiter aus Versehen ihn statt eines Elephanten schoß.) — „Ich habe ihm vergeben; aber was glaubt ihr wohl, daß ein Basler Missionar mit einem solchen Schwarzen gethan hätte?" Während dieser Erzählung ließ P. Müller den Rumbecher unter den Anwesenden umgehen, bis sein Vorrat erschöpft war.

Von unseren Lehrern kommen beständig Klagen über die Umtriebe der katholischen Mission. In Marienberg haben wir wiederholt mit den Priestern unsere Angelegenheiten besprochen, wobei jedesmal beiderseits um des lieben Friedens willen Versprechungen gemacht wurden. Doch hält sich P. Müller daran nicht im mindesten gebunden. In einer Unterredung mit dem Missionar Hermann hat er sich sogar folgendermaßen ausgesprochen: „Ich will Ihnen nur offen sagen, daß alles, was meine Gehilfen bisher gethan haben, sie in meinem Auftrage gethan haben. Ich habe ihnen aufgetragen, überall, wo Sie hingehen, auch sich niederzulassen, und überall Häuser zu bauen, wofür sie von uns Schnaps erhalten. Ueberhaupt gehe ich überall mit Rum vor und gebe den Leuten solchen, wenn immer sie statt anderer Sachen welchen von mir wollen, und ich bedauere oft, nicht so viel bei mir zu haben, als die Leute wünschen. Der Schnaps ist nirgends verboten" . . . .

Nach Kleinbatanga ist uns ebenfalls die katholische Mission gefolgt und hat uns auch dort mittelst Branntwein mehrere Christen abwendig machen können. Hierzu eine kleine Unterredung, die seiner

Zeit zwischen mir und Kaufmann X. in Kleinbatanga stattgefunden hat. „Verzeihen Sie," sagte Herr X., „daß ich meinem Herzen Ihnen gegenüber einmal Luft mache; denn ich und noch viele andere Kaufleute mit mir können es nicht verstehen, daß Sie so rücksichtslos gegen den Branntwein vorgehen, mit dem wir hier Geld zu machen suchen und der doch so harmlos ist" ꝛc. Als Herr X. die Harmlosigkeit des Branntweins aber bald nicht mehr aufrecht erhalten konnte, meinte er: „Uebrigens ist uns das ganz egal. Wir wollen blos Geld und noch einmal Geld. Und weil Sie uns in diesem Geschäft entgegen sind, so haben wir Kaufleute uns bereits besprochen, daß wir in Zukunft unsere Arbeiter und Angestellten weder von der Basler Mission noch von der presbyterianischen, sondern allein von der katholischen nehmen werden; denn diese arbeitet mit uns Hand in Hand. Ihre Leute, die Sie erziehen, werden dann bald ihren Nachteil erfahren. Ebenso machen wir es mit den Dörfern, wo Sie Ihre Stationen aufschlagen. Lassen Sie sich davon ein Beispiel erzählen: Ein Dorf am Njongflusse nötigte mich kürzlich, eine Zweigfaktorei dort zu errichten. Als ich hinkam, bemerkte ich, daß bei dem Dorfe ein Schulhaus errichtet wurde und sogleich erklärte ich den Leuten, da ich glaubte die Basler Mission baue dort: wenn ihr die Mission in eurem Dorfe habt, so könnt ihr von mir keine Faktorei bekommen. Die Leute sagten mir aber: nein, die Mission giebt uns ja selber Rum und so erfuhr ich bald, daß die Missionare mit den langen weißen Kleidern und nicht die der Basler Mission hier bauten; so stand denn der Eröffnung meiner Faktorei nichts mehr im Wege." — O armes Volk, das diese Beglücker heimsuchen!

Noch eine Begegnung mit Herrn Lieutenant Dominik! Anfangs dieses Jahres kam ich auf einer Reise zu den Mabeas und dann den Lokundifluß hinunter nach Kribi und Großbatanga, um mit den Presbyterianern unsere Arbeit zu besprechen . . . In Kribi traf ich Lieutenant Dominik, der gerade von Yaunde, wo er längere Zeit Leiter der Regierungsstation gewesen, gekommen war, um seine Heimreise anzutreten. Derselbe bestürmte mich geradezu, doch die Basler Mission zu bearbeiten, daß sie nach Yaunde vordringe, wo Dörfer mit 20—30 000 Einwohnern sich finden, wo aber der Mohammedanismus immer weiter um sich greift und wo andererseits der Branntwein ungeheures Verderben anrichtet. Er sagte: „Ganze Gegenden habe ich gekannt, wo alles schön und lieblich stand, als der Branntwein nicht dahin kam. Heute aber ist's schmerzlich zu sehen, wie der Schnaps, der in Mengen in's Land geschleppt wird, viele Menschen ruiniert und liebliche Verhältnisse zerstört. O ihr Missionare, ihr solltet nimmer schweigen gegenüber dem großen Unheil, das der Branntwein in unserer Kamerun-Kolonie anrichtet, bis die Regierung die Einfuhr verbietet, oder durch einen hohen Zoll den Handel stoppt. Erwähnen Sie nur auch meinen Namen und daß ich Ihnen die traurigen Folgen des Branntweinhandels nicht schwer genug hätte an's Herz legen können, damit Sie, als einer, der des Volkes

Bestes sucht, Ihr Möglichstes thun, diesen jammervollen Handel zu bekämpfen."

Ich selber habe mich bei einer Reihe von Firmen davon überzeugt, daß sie ihre angestellten Händler, Schwarze und Weiße, bis nach Yaunde und weiter ins Innere schicken und Hunderte von Läufern halten, welche die Waren, hauptsächlich Schnaps, hinein und die Landesprodukte heraus schleppen . . . Die katholische Mission arbeitet auch ganz planmäßig dorthin voran, indem sie bereits die Söhne der Häuptlinge von Yaunde und noch weiter her in Kribi in Erziehung hat. Wie Lieutenant Dominik mir sagte, haben sie mehr als 15 solcher Söhne auf einmal durch Vermittelung der Regierung erhalten . . . .

Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien.

III. Kamerun.

Von Fr. Autenrieth, Missionar.

Die Arbeit der Basler Mission in dem deutschen Schutzgebiet Kamerun wird zur Zeit von 9 Haupt- oder Europäerstationen aus betrieben. Drei dieser Stationen — Bonaku (Bethel), Bonaberi und Victoria — wurden schon von der englischen Baptisten-Mission angelegt und gingen bei deren Weggang aus Kamerun in die Hände der Basler Mission über. In den 10 Jahren der Basler Missionsthätigkeit in Kamerun, hat die Arbeit daselbst eine unerwartet rasche Ausdehnung gewonnen, so daß heute das von der Baptisten-Mission s. Z. übernommene Arbeitsgebiet, nur noch einen verschwindenden Teil des Ganzen bildet, wie dies schon die einfachen Zahlen darthun. Von drei Hauptstationen und etwa 12 Außenstationen hat sich die Arbeit z. Z. auf 9 Hauptstationen und 91 Außenstationen ausgedehnt und arbeitet die Basler Mission damit großenteils in neuen, vorher von der Mission unberührten Gebieten. Die Zahl der Getauften ist in demselben Maße gestiegen, nämlich von etwa 200 auf 1500. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß nur ein Teil der von der Baptisten-Mission gesammelten Christen sich s. Z. der Basler Mission angeschlossen haben. Wenn jene Mission nach 4 Jahrzehnte langer Arbeit in Kamerun zahlenmäßig geringe Erfolge aufzuweisen hatte und auch räumlich sehr beschränkt blieb, so ist ihr Einfluß doch ein nicht zu unterschätzender gewesen und verdankt ihr die Basler Mission in Kamerun eine wichtige Pionier- und Vorarbeit. Es ist nicht anzunehmen, daß die Basler Mission ohne diese Vorarbeit, solch rasche

Erfolge aufzuweisen hätte, wie es der Fall ist, auch selbst in Gebieten die erst neu von dieser in Angriff genommen wurden. Weithin hatte doch die Bevölkerung schon vom Vorhandensein der Mission gehört und hat sich allmählich eine geneigte Stimmung für dieselbe vorbereitet.

Die Wirren, welche sich aus der Lossagung eines Teils der baptistischen Gemeindeglieder ergaben, haben, im Verein mit den vielen Verlusten an Menschenleben und sonstigen Schwierigkeiten, der Basler Mission schwere Anfangsjahre in Kamerun bereitet. Zur Zeit ist jedoch der Friede ziemlich hergestellt. Die losgetrennten Baptistenglieder haben sich zu einer von europäischer bzw. missionarischer Leitung unabhängigen, freien Gemeinde konstituiert, welche bald eine rege Missionsthätigkeit entfaltete, in welcher jedoch die Opposition gegen die Basler Mission die Haupttriebfeder bildete. Anerkannt muß werden, daß sie sich sehr nennenswerte Opfer an Geld und Arbeitsleistungen auferlegt haben, wie wir sie für alle Negerchristengemeinden wünschen möchten. Wie voraus zu sehen war, kam diese Gemeinde auf der von ihr betretenen abschüssigen Bahn immer weiter abwärts, so daß sie bei ihren Grundsätzen, auch mit den ihnen von Amerika im Jahr 1890 zur Hilfe gesandten deutsch-amerikanisch-baptistischen Missionaren nicht mehr zusammengehen konnten. Diese freie, eingeborene Gemeinde arbeitete auf eigene Faust weiter, gründete eine Anzahl Außenstationen und gewann auch eine nennenswerte Zahl von Anhängern, die wohl gegen 2000 betragen mag, denen jedoch das Christwerden dadurch erleichtert wurde, daß niemand die Polygamie und Sklavenhaltung aufzugeben brauchte, und auch kein Branntweinverbot bestand. Diese eingeborne Baptistengemeinde besteht bis heute weiter, doch mit bedeutend vermindertem Missionseifer, und bietet für die Basler Mission kaum noch nennenswerte Schwierigkeiten.

Die amerikanischen Baptisten-Missionare, deren Zahl bis jetzt noch nicht über 3 stieg, waren nach Abweisung ihrer Hilfe von seiten der eingeborenen Baptisten-Gemeinde genötigt, wiederum eine neue Mission für sich zu beginnen, wollten sie nicht den Heimweg antreten. Sie arbeiten bis jetzt im friedlichen Einklang mit der Basler Mission. Ihre Arbeit steht noch in bescheidenen Anfängen.

Als weniger freundliche Nachbarin der Basler Mission, erweist sich die seit 1891 in Kamerun niedergelassene katholische Mission der Pallotiner, welche sich auf der nördlichen und südlichen Seite des Basler Missionsgebietes festgesetzt haben; nämlich am Sanagafluß, wo sie die Stationsgebiete Lobethal und Edie-station, und auf dem Kamerunberg, wo sie die Stationsgebiete Viktoria und Buea berühren. Bei den bekannten Grundsätzen der katholischen Mission kann es nicht verwundern, wenn die den Katholiken nächst gelegene Stationen zuweilen in Kollision mit denselben geraten.

Die von der Basler Mission neu gegründeten Hauptstationen sind: Mangamba, Lobethal, Buea, Nyafoso, Edie und Bombe. Um diese Hauptstationen gruppieren sich je eine größere oder kleinere An-

zahl von Außenstationen. Es gehört zu den erfreulichen Thatsachen des Missionsbetriebes in Kamerun, daß die Mission in allen neu besetzten Gebieten von seiten der Bevölkerung eine freundliche und entgegenkommende Aufnahme fand und meist in kurzer Frist Erfolge aufzuweisen waren. Am zugänglichsten haben sich bis jetzt die Stämme des Niederlandes erwiesen, während die Bewohner des Kamerungebirges weniger zugänglich sind. Letztere stehen auch intellektuell den Stämmen des Niederlandes nach. Bei den Niederlandstämmen mag der rege Handelsverkehr, den sie mit dem Europäer und unter einander seit langem pflegen, viel dazu beigetragen haben, ein lebendigeres Interesse für Neuerungen zu wecken, und dieses lebhafte Interesse hat sich teils auch auf das religiöse Gebiet übertragen. Zu den erfreulichsten Erfahrungen der Kamerun-Mission gehören die Vorgänge unter dem Abostamm, welche eine Reihe lieblichster Erfahrungen darstellen.

Mit dem wachsenden Einfluß der Mission bezw. des Christentums, geht Hand in Hand auch ein äußerer Fortschritt der Kultur. Neben dem Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten, betrachtet es der Missionar als eine seiner Hauptaufgaben, die Eingeborenen zu einer dem Christentum entsprechenden Lebensweise und Berufsarbeit zu erziehen. Der Fortschritt ist jedoch in dieser Hinsicht ein sehr allmählicher, denn das wird man nicht als wirklichen Fortschritt der Kultur bezeichnen wollen, wenn die Küstenbevölkerung in möglichster Eile sich europäische Kleidung beschafft und in derselben paradiert, wobei sie oft die lächerlichsten Karrikaturen europäischer Kultur darstellen. Es ist zu bedauern, daß durch die europäischen Handelshäuser der Hang der Eingeborenen zur Eitelkeit und Nachäffung, durch Verkauf von allem möglichen europäischen Flitter, unterstützt, und ihnen damit eine richtige Beurteilung all dieser Kulturgegenstände unmöglich gemacht wird. Es versteht sich von selbst, daß wir Missionare unsere Christen vorläufig viel lieber nur im einfachen Lendenschurz in die Gottesdienste kommen sehen, als wenn sie mit Stehkragen und Cylinder, oder mit einem, aus den Pfandhäusern Berlins stammenden, seidenem Ballkleid, in welches die dicke, schwarze Dame nur zur Hälfte hineingeht, erscheinen. (Schreiber dieses erinnert sich hierbei bestimmter Fälle in Mangamba.) Diesem Zerrbild der Kultur gilt es ebenso sehr entgegen zu treten, wie dem angebornen faulen, strebloſen Dasein des Eingeborenen. Ein naturgemäßer, folgerichtiger Aufschwung äußerer Kultur kann nur im Zusammenhang mit dem wachsenden inneren Verständnis für ein geordnetes, menschenwürdiges, Gott wohlgefälliges Dasein erwachsen und hierfür bietet die Mission den richtigen Weg. Daß dieser Weg von den Christen betreten wird, zeigen die vorhandenen Thatsachen. Die Christenquartiere unterscheiden sich immer merklicher von denen der Heiden, namentlich bemühen sich die Christen ihren Hütten einige Ausstattung an Mobiliar zu geben, und wenn es zunächst nur ein einfaches Tischchen und ein Stuhl ist. Zwar finden sich an der Küste auch nicht wenige vermögliche Heiden, deren

Häuser bzw. Hütten die reinsten Magazine von Luxusgegenständen darstellen. Schreiber dieses erinnert sich in einer Bretterhütte eines vermöglichen Mannes u. a. 3 Sopha, 3 große goldumrahmte Spiegel und 1 vergoldeten Kronleuchter angetroffen zu haben. Doch hier tritt eben wieder dieselbe verstandlose Eitelkeit zu Tage, wie bei der Kleidung. Eine erfreuliche Thatsache ist auch die, daß die Arbeiterfrage für unsere Missionsstationen in den verflossenen 10 Jahren sich wesentlich zum bessern geändert hat. Fast alle Arbeiter, die zu Bauten, zum Rudern, zum Lastentragen, zur Plantagenarbeit ꝛc. nötig sind, lassen sich nun von den Eingeborenen des Landes selbst gewinnen, während man vor wenigen Jahren auswärtige Arbeiter von der Kru- und Goldküste kommen lassen mußte. Doch entspricht die Arbeitsamkeit, auch unserer Christen, noch lange nicht dem, was unser europäischer Maßstab an Arbeitsamkeit von ihnen erwartet. So herrscht unter den Stämmen des Niederlandes fast das ganze Jahr hindurch Nahrungsmangel, und doch könnte das Land, bei verhältnismäßig geringer Mühe, seine Bewohner reichlich nähren. Doch muß man die Verhältnisse in Kamerun kennen, um auch in einigem zu verstehen, wie sich hierin die Verhältnisse nicht mit einmal ändern können. Reichtum und Besitz ist für den Kameruner noch lange nicht das, was er für den gebildeten, unter geordneten und sicheren Verhältnissen lebenden Europäer ist. Und nur etwa zu arbeiten, damit für den Europäer die Arbeiterfrage gelöst sei, ist für den Eingeborenen noch kein genügender Grund zur Arbeit, da er ohne dieselbe ebenso gut existieren kann und dazu sich seiner Freiheit erfreut. Zu welcher Arbeits- und Opferwilligkeit übrigens die Eingeborenen Kameruns fähig sein können, davon liefert die Geschichte der Abomission die erfreulichsten Beispiele. (Es sei dabei nur auf den kleinen Traktat: „Die deutschen Bahnglocken in Kamerun", verwiesen.)

Die Arbeit der Basler Mission in Kamerun war bis jetzt großenteils grundlegend und bahnbrechend. Neue Gebiete waren zu erkundschaften, Volk, Land und Sprache kennen zu lernen. Stationen mußten angelegt werden, was hinwiederum die Einführung und Anlernung von allerlei Künsten und Handfertigkeiten forderte, wie Ziegelbrennerei, Maurerei, Tischlerei usw. Ferner wurden an allen von Missionaren oder eingeborenen Gehilfen besetzten Orten Schulen eingeführt, wenn dieselben auch in den neu besetzten Gebieten z. T. noch in der primitivsten Weise ihr Dasein fristen. Doch beträgt die Gesamtzahl der Schüler bereits gegen 2000. Zur Ausbildung von eingeborenen Lehr- und Predigtgehilfen dient eine höhere Schule auf der Station Bonaberi. Ein nicht unwesentlicher Teil der Missionsarbeit richtete sich bis jetzt auf das sprachwissenschaftliche Gebiet. Trotz der Vielsprachigkeit des bis jetzt bearbeiteten Gebietes, war es doch, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, möglich, im wesentlichen mit einer Sprache, dem Duala, durchzukommen. Als wichtige Vorarbeit in sprachlicher Hinsicht ist die Uebersetzung des Neuen Testamentes von dem englischen Baptisten-Missionar Saker zu bezeichnen. Obwohl

diese Uebersetzung sehr mangelhaft ist und einer gründlichen Verbesserung bedarf, so ist damit doch schon eine wertvolle Grundlage für die richtige Uebersetzung geschaffen. Die von der Basler Mission geschaffene Duala-Literatur besteht in einer Biblischen Geschichte, Katechismus, Spruchbuch, Gesangbuch, Kirchenliturgie, Herzbüchlein, ebenso einer verbesserten Uebersetzung der 4 Evangelien und Bunyans Pilgerreise.

Beim Rückblick auf das erste Jahrzehnt der Basler Missionsthätigkeit in Kamerun, muß diese Zeit als sehr erfolgreich bezeichnet werden, wobei namentlich das Vordringen bis in das schöne, fruchtbare und gesunde Innerhochland (Nkosigebirge) hervorgehoben werden darf. Freilich ist der Erfolg auch mit zahlreichen Opfern an Menschenleben erkauft: 20 von 60 Personen deckt bereits die afrikanische Erde.

Wenn die Kamerun-Mission auch eine rasche und erfreuliche Entwickelung zeigt, so sind es doch der Hindernisse genug die ihren Lauf beeinträchtigen. Das Heidentum mit all seinen Aeußerungen, mit seinen öffentlichen und privaten Einrichtungen, Gebräuchen und Anschauungen ist eine enorme Macht, die zu überwinden nicht eine leichte Augenblicksarbeit sein kann. Für die Küstenbevölkerung sind es dann noch die Einflüsse europäischer Kultur, die zwar manches Gute haben, namentlich die Ausübung einer geordneten Regierung, aber die zum Teil auch sehr zweifelhafter und schädlicher Natur sind. Nicht oft genug kann es betont und hervorgehoben werden, daß zum Beispiel der europäische Branntwein, hauptsächlich in den Küstengegenden, eines der allergrößten Hemmnisse für die Mission und für jeden kulturellen und zivilisatorischen Fortschritt ist. Vielerorts waren zum Beispiel im Küstengebiet die heidnischen Festlichkeiten im Rückgang begriffen, sie erhalten nun aber neuen Aufschwung durch den Branntwein. Ums Neujahr, in welcher Zeit der sogenannte ngand' a mbu durch mehrere Wochen hindurch gefeiert wird, werden immer größere Mengen Branntwein konsumiert, und dieser ngand' a mbu wird heute weit toller gefeiert, als ehe die Berauschung durch Branntwein die Hauptrolle dabei spielte. Traurig ist es, daß bei dieser Gelegenheit manche Kaufleute ihren bedeutenderen Kunden noch ein Geschenk in Branntwein machen und bei diesen zügellosen Gelagen und Tänzen den Zuschauer bilden und Beifall klatschen. Würden sie die Sprache der Eingeborenen verstehen, sie würden gelegentlich mit Erstaunen wahrnehmen, welcher Verachtung und Degradation sie sich dadurch in den Augen der Eingeborenen preisgeben.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. September).

Es wurde bereits früher (Nro. 6) auf das Bestreben der englischen Organe in **Aegypten** aufmerksam gemacht, die gegen die britische Herrschaft gerichtete Bewegung so darzustellen, als wenn ein Aufstand zunächst gegen die Griechen und weiterhin gegen alle Europäer geplant sei. Die Meldungen, welche die „Times" sich aus Aegypten übermitteln lassen, müssen allen Vorgängen diese Tendenz unterlegen und lassen den Gedanken immer deutlicher hervortreten, daß England, für die Ruhe in Aegypten verantwortlich, größere Befugnisse im Nil-Delta haben müsse, um die „von hoher Stelle ermutigten" Eingeborenen im Zaum zu halten, wozu eine Flottendemonstration als geeignetstes Mittel angedeutet wird. Während in dieser Weise eine neue Vergewaltigung des Landes in Aussicht gestellt wird, bringt man Aegypten bereits die höhere Macht des Protektorates dadurch zum Bewußtsein, daß man die Agence Reuter, welche bekanntlich von der ägyptischen Regierung subventioniert wird, angewiesen hat, in keiner Weise Nachrichten über die im Sudan stehenden ägyptischen Truppen in deren Heimat bekannt zu geben, sondern alle Telegramme direkt nach London zu senden.

Hierdurch ist es erklärlich, daß über den Verlauf des **Sudan-Feldzuges** nur dürftige Berichte einlaufen, und die umlaufenden Gerüchte sind mit aller Vorsicht zu behandeln. So viel steht fest, daß Generalmajor Hunter am 29. Juli mit der Sudanbrigade Oberst Macdonald, dem 3. ägyptischen Bataillon und der 2. Batterie (Krupp'sche 7 cm) von Merawi aufgebrochen und am 7. August nach einem Nachtmarsch früh 5 Uhr 30 Minuten vor Abu Hammed eingetroffen ist, wo er mit 4 Bataillonen die Höhe besetzte, welche den Häuserwirrwar des Ortes beherrscht. Mohamed Zein hielt ihn mit einer fanatisierten Menge von 150 Reitern und 500 Fußsoldaten besetzt und ließ sich im blutigen Handgemenge nur ein Haus nach dem anderen entreißen; er fiel und nur ein kleiner Haufen Reiter mit etwa 100 Infanteristen entkam dem Blutbade, in dem die Aegypter 21 Tote, 61 Verwundete verloren (2 englische Offiziere fielen.)

Der Chalif will seine Truppen nicht weiter vereinzelt opfern und zieht alles zu der großen Armee heran, welche er bei Metämmeh-Schendy sammelt. Auch Berber ward vor Osman Digna geräumt, die Ababde-Araber besetzten es sofort unter Abdul Azim und General Hunter beeilte sich, 4 seiner Kanonenboote dorthin vorrücken zu lassen. Zwei fuhren sogar darüber hinaus und fingen bei El Damer (an der Mündung des Atbara) 14 Getreideschiffe der Mahdisten. Der Araber-Stamm der Djaalin soll sich bereits, von den Engländern gewonnen, vor Metämmeh zusammenschaaren. Aus der Thätigkeit der

Araberstämme, welche die Gebiete zwischen Berber und Schendi bewohnen, ist ersichtlich, daß die Engländer in derselben Weise, wie 1884/85 diese durch ihre Agenten zu gewinnen und der kleinen ägyptischen Armee dadurch einen wesentlichen Kraftzuschuß zuzuführen verstehen. Die Stellung von Metämmeh ist ihnen ja auch vom 19. Januar 1885 bekannt.

Auf dem Fuße folgt den Truppen die Eisenbahn, und zwar wird das Hauptgewicht jetzt auf die direkte Linie Korosko-Abu-Hammed gelegt; die fieberhafte Thätigkeit, mit welcher an der Eisenbahn von Girgeh nach Assuan gearbeitet wird, läßt die Absicht deutlich erkennen, das nördlichste Stück der großen Handelsstraße, welche das Nildelta mit dem Kap verbinden soll, mit aller Energie zu fördern. Das nächste Ziel ist die Verbindung mit der Uganda-Bahn und es gewinnt den Anschein, als ob der Feldzug gegen den Mahdi in diesem Jahre noch weiter fortgesetzt werden sollte, denn am oberen Nil machen sich Ereignisse fühlbar, welche dem großen Plan höchst nachteilig werden und zu weiteren Konflikten führen können.

Das Gebiet der früheren **Aequator-Provinz** Emin Paschas tritt jetzt immer mehr in den Vordergrund, denn von allen Seiten nähern sich ihm europäische Streiter, um das viel verheißende Land sich streitig zu machen. Durch das Reich des Negus von Abessinien hindurch ist es doch der Expedition Bonvalots unter Führung des Marquis de Bonchamps gelungen bis zum Westrande des Plateaus, nach neuesten Nachrichten sogar bis Faschoda am weißen Nil vorzudringen. Anderseits bestätigt sich die Nachricht, daß Liotard, der Civilgouverneur des Ubangi-Gebietes, am oberen Nil und Major Marchaud zu Dem Soliman im Bahr-el-Ghasal-Gebiet (am Biri) eingetroffen sind. Die drei Franzosen werden, begünstigt durch Menelik, am Zusammenfluß des Bahr-el-Ghasal und Bahr-el-Djebel sich die Hand reichen, bevor die Engländer Chartum erreichen und die Juba-Expedition Macdonald sich irgendwie fühlbar machen kann. Auch ist Lagarde bereits wider zur Somali-Küste zurückgekehrt, um Frankreichs Vertretung beim Negus wieder in die Hand zu nehmen. Es handelt sich hier ganz entschieden um die Durchführung des französischen Planes, um die Herrschaft über den ganzen Sudan und die Verbindung Senegambiens mit Abessinien. Die Ausgestaltung des großen französischen Kolonialreiches vom Mittelmeer bis zum Kongo und vom atlantischen Ozean bis zum roten Meer naht sich seiner Vollendung und durchkreuzt alle Pläne Englands bezüglich der Verbindung des Nilgebietes mit Süd-Afrika. Heiße Kämpfe sind hier vorauszusehen, zumal es nicht unwahrscheinlich ist, daß Rußland seine Gründe haben wird, Frankreichs Bestrebungen zu unterstützen. Die Ansprüche Englands an die oberen Nil-Länder wurden bekanntlich schon 1894 von Frankreich bestritten, als das Bahr-el-Ghasal-Gebiet von England an den Kongo-Staat verpachtet werden sollte. Damals ließ dieses den französischen Protest unbeantwortet. Wenn es jetzt mit dem Hinweis auf Verträge, welche Stanley gelegentlich seiner famosen „Errettung

Emin Paschas" mit verschiedenen Stämmen am oberen Nil abgeschlossen haben soll, seine Ansprüche begründen will, so ist erstens die Existenz solcher Verträge sehr fraglich, ferner ihre Rechtsgiltigkeit in Anbetracht der damaligen politischen Lage mehr als zweifelhaft. Rechte kann nur Aegypten erheben und — vielleicht sich veranlaßt sehen, an andere abzutreten.

Durch die Vereinigung der französischen Expeditionen am Nil, circa 6 Breitengrade südlich Chartum, 5 nördlich von Redjaf, wird der in letzterem Orte befindlichen kongostaatlichen Truppe Chaltin wahrscheinlich die Sicherheit gegen überwältigende mahdistische Angriffe geboten werden, welche sie von dem anglo-ägyptischen Vorgehen kaum erwarten durfte. Es ist übrigens ein eigentümliches Zusammentreffen, daß derselbe Omar Saleh, welcher 1888 Redjaf den meuternden Truppen Emin Paschas entrissen hat, jetzt, nachdem er beim Chalifen Abdullahi in Ungnade gefallen und in die Verbannung nach dem Süden geschickt war, bei der Vertheidigung desselben Ortes gefallen ist. Mit ihm sollen acht andere ebenfalls in Ungnade gefallene Truppenführer des Mahdi Mohammed Achmet umgekommen sein.*)

Zum Gouverneur von **Erythraea** ist ein Schriftsteller, Senator Bonfadini, ernannt worden, welcher wegen Abneigung gegen die italienische Afrika-Politik bekannt ist. Die Wahl ist eigentümlich, zumal der Herr bereits 65 Jahre alt ist, aber vielleicht ein charakteristisches Zeichen der Absichten Rudinis.

Die Beseitigung der Sklaverei auf Sansibar scheint für **Deutsch-Ost-Afrika** so günstige Folgen zu haben, wie die Engländer sie sicher nicht vorausgesehen haben. Die britischen Humanitätsapostel haben das Dekret des Sultans den Sklaven gegenüber so ausgelegt, daß sie unter „Freiheit" Gleichberechtigung mit den Europäern verstehen mußten und in einem dadurch erregten leicht verständlichen Dünkel kopflos ihre Arbeits- und Brotstellen verließen. Sie wandten sich zum Teil sogleich, zum Teil nach dem vergeblichen Versuch, in Sansibar als Nichtsthuer Nahrung zu finden, nach dem Festlande und veranlaßten dort einen Andrang von Arbeitskräften, welcher zuerst Schwierigkeiten auf den großen Stationen verursachte, dann aber, organisiert und in die richtigen Wege geleitet, eine erfreuliche Herabminderung der Löhne zur Folge hatte. Die Regierungsorgane bemühten sich, die nicht als Träger sich Verdingenden zu öffentlichen Bauten (Hafen- und Wegebauten) heranziehen, bezw. die im Plantagen- und Mühlenfach thätig gewesenen solchen Betrieben zuzuführen. Ganze Familien werden in bevölkerungsarmen, aber fruchtbaren Landschaften am unteren

*) Bei dem berechtigten großen Interesse, welches sich jetzt dem westlichen Sudan zuwendet, erscheint es angezeigt, auf das Buch von H. Frobenius „Die Heiden-Neger des ägyptischen Sudan" (Dietrich Reimer) aufmerksam zu machen. Es giebt über die Gebiete, in denen sich jetzt die Truppen und Expeditionen der Aegypter, Engländer, Franzosen, Belgier, Mahdisten und Abessinier bewegen und begegnen, in geographischer, geschichtlicher und ethnographischer Beziehung vollständigen und zuverlässigen Aufschluß. Die Schriftleitung.

Rufidschi und Rovuma angesiedelt, wodurch hier ein fester Stamm Plantagenarbeiter geschaffen wird.

Ueber die Folgen der Auswanderung der Arbeiter für die Plantagen auf Sansibar schweigt man noch auf britischer Seite; die Erntezeit kann erst ein Urteil hierüber zeitigen. Jedoch ist ein starker Rückgang der Nelkenkultur zu erwarten, und, da die Abgaben für Nelken-Ausfuhr, als die Haupteinnahmequelle des Sultans, nicht wohl abgeschafft werden können, erscheint es nicht unzweckmäßig, auf deutschem Gebiet, (am besten auf der Insel Mosia) die Nelkenkultur jetzt in Angriff zunehmen, zu welchem Zweck allerdings der jetzt bestehende, wenn auch wohl noch niemals zur Verwendung gekommene Zoll auf Nelken in Deutsch-Ost-Afrika abgeschafft werden müßte, um in Konkurrenz auf dem Weltmarkte treten zu können. Arbeiter hat man ja für die mühsame Kultur von Sansibar bekommen.

Generalmajor Liebert hat auf seiner Reise ins Hinterland in Uhehe einen Feldzug gegen den Quawa (s. No. 6) unternehmen müssen, welcher leider wieder nicht zu dessen Ergreifung geführt hat. Dagegen macht er Mitteilung von einem vorzüglichen Ansiedelungsgebiet in diesem Lande, 1700—2000 m über Meeresspiegel, mit europäischem Klima und Wirtschaftsverhältnissen, ein Gebiet, in dem der deutsche Bauer sich wohl fühlen und mit Vergnügen arbeiten würde, da der kräftige Boden die Arbeit lohnt und schöner Viehstand Wohlstand verspricht. Er will für eine gute Wasserverbindung auf dem Rufidschi-Ulanga Sorge tragen, um Einwanderer direkt in die Berge zu befördern. Wenn man dem Projekt entgegenhält, daß im Lande der Wahehe nicht die vollständige Sicherheit der Ansiedler gewährleistet sei, so ist darauf hinzuweisen, daß sich die deutschen Auswanderer in anderen Erdteilen durch viel größere Unsicherheit nicht haben abhalten lassen, Farmen zu gründen, wo sie auf staatliche Hilfe in keiner Weise rechnen konnten, während ihnen diese hier in möglichster Weise gewährt werden würde. Anderseits würden sie in Uhehe ebenso wesentlich zur Festigung der deutschen Herrschaft beitragen, wie sie in anderen Ländern die Herrschaft anderer Nationen unterstützt haben, und hiermit eine patriotische Pflicht erfüllen, welches ihnen nur zu stolzer Befriedigung gereichen könnte. So gewissenhaft man einerseits in der Auswahl der für Kolonisation geeigneten Gebiete verfahren soll, so muß doch anderseits entschieden Widerspruch erhoben werden gegen das System der Abschreckung, welches gegen die Besiedelung unserer Schutzgebiete vielfach zur Anwendung kommt. Ihr Teil Risiko müssen die Pioniere der Kultur in jedem Kolonisationsgebiet übernehmen, warum sollen sie es nicht im deutschen ebenso gut und wohl mit mehr Hingebung und Opferwilligkeit, als in denen anderer Nationalitäten, denen sie Kräfte zuführen, die besser und notwendiger zum Besten des Vaterlandes einzusetzen wären.

Eine erfreuliche Aufgabe will die deutsch-afrikanische Landwirtschafts-Gesellschaft, welche sich kürzlich behufs Viehzucht in Ostafrika gebildet hat, übernehmen, indem sie einen mit Tieren zu betreibenden

Transport in Deutsch-Ostafrika und zwar zunächst im Anschluß an die Usambara-Eisenbahn nach dem Kilima-Ndscharo ins Leben rufen will.

Der König von **Uganda,** Muanga hat am 6. Juli plötzlich seine Hauptstadt verlassen — dem Vernehmen nach hatte er im November 96 versucht, Elfenbein in deutsches Gebiet zu schmuggeln und war, nachdem dies durch deutsche Beamte verhindert und an den englischen Kommissar mitgeteilt worden war, zu einer Buße verurteilt worden —; er hat sich nach Buddu begeben, wo seit 1893 die Katholiken Ugandas sitzen und sich dort einigen revoltierenden Häuptlingen angeschlossen. Von britischen Truppen am 20. Juli geschlagen, floh er wiederum, wie 1892, auf deutsches Gebiet und scheint dort in Gewahrsam genommen zu sein. Dies Unternehmen wird ihn wohl seinen Thron kosten.

Dem Bischof Tucker ist ein vom 4. Mai datiertes Schreiben zugegangen, welches von dem Eindringen der meuternden Kongo-Truppen in das Gebiet von Uganda berichtet. Hierauf ist später zurück zu kommen.

In **Britisch-Central-Afrika,** d. h. in Blantyre in Njaßa-Land ist Dr. Jameson eingetroffen, um den afrikanischen „Ueberland-Telegraphen" weiter zu bauen. Dieser hat bereits Njaßa-Land erreicht und soll durch Gebiet des Kongostaates bis Uganda geführt werden — der Vorläufer für die geplante große Straße (Eisenbahn) von Kapstadt bis Alexandria.

Die Aussichten in **Rhodesia** scheinen immer trüber zu werden. Mit den erwarteten großen Goldfunden ist es offenbar nichts; ein amerikanischer Offizier Blake spricht unumwunden aus, daß sich Gold in abbau-lohnender Weise überhaupt nicht dort finde, und daß die klimatischen Verhältnisse das Land für die Besiedelung im großen untauglich erscheinen lassen. Und deshalb hat man die Eingeborenen zu tausenden niedergemetzelt und ganze Stämme ins Elend gestürzt? — Die Chartered Company erbietet sich jetzt, den Farmern Vorschüsse zu machen, auf jedes Pfund Vermögen in gleicher Höhe bis zu 200 Pfund, um sie heranzuziehen und zu befähigen, Stau-Anlagen zu machen. Rhodes will eine solche auf seine Kosten bei Sauerdale erbauen, mit der er 2000 acres (81000 ha) bewässern kann.

Der Aufstand im **Betschuana-Land** ist endgiltig niedergeschlagen, Galishwe ist gefangen genommen, nachdem seine aus Felsblöcken aufgebaute Burg, seine „Kopje" erstürmt war. Ein eigentümliches Verfahren ist aber gegen die — wie es scheint, recht zahlreichen — in die Gefangenschaft geführten Betschuana-Familien eingeleitet worden. Die Männer werden den Farmern als Arbeiter auf 5 Jahre angeboten. Zwar ist hierbei neben Kost und Wohnung für den Mann 10, für den Jüngling 7 Schilling pro Monat als Lohn ausbedungen, im übrigen aber der „Arbeiter" bedingungslos auf 5 Jahre dem Brotherren, besser sagt man wohl Besitzer, überliefert. Nicht ganz mit Unrecht bezeichnet eine Zuschrift an die „Daily News" dies als eine Art „Sklaverei".

Die Zeitungen der **südafrikanischen Republik** führen, nachdem Chamberlain jede friedliche Lösung des Konfliktes durch ein Schiedsgericht mit der kühnen Behauptung der Souzeränität bei Seite geschoben hat, immer energischer die noch in Reserve gehaltenen Truppen ins Gefecht. Nachdem zuerst die indirekte Beteiligung des englischen Thronfolgers an den Machinationen der Chartered-Company als Grund für die Geheimhaltung der berühmten Telegramme herangezogen war, wird jetzt auf eine weit verbreitete Bestechung einflußreicher Personen hingewiesen, wobei die „Volksstem" sich nicht scheut, Namen zu nennen, um dadurch die sichere Begründung ihrer Anklagen zu beweisen. Danach hätte die Chartered Company mit vollem Erfolg bei ihrem schändlichen Vorgehen auf die Habsucht gerechnet, welche in den parlamentarischen Kreisen sich eingefressen habe und den Deckmantel „nationaler Politik" bereit halten werde, um die völkerrechtswidrigen Handlungen im Falle des Mißlingens gegen den strafenden Arm der Gerechtigkeit zu decken. Im übrigen ist die ganze Streitfrage durch Chamberlains brüske Behauptung der Souzeränität wieder auf den ersten Anfang zurückgeführt. Gegen die Anmaßung der Oberhoheit hatte sich schon Präsident Krügers Depesche vom 25. Februar 1896 gerichtet, indem sie der Forderung, die Londoner Konvention von 1884 aufzuheben, hinzufügte, daß seit deren Abschluß eine Souzeränität nicht mehr existiere. Aus allem ist ersichtlich, daß Chamberlain die damaligen Verhältnisse nicht für geeignet gehalten hat, um den Streit aufs äußerste zu treiben, daß er vielmehr versucht hat, durch allerhand zwischengeworfene Nebendinge, namentlich die Uitlanderfrage, die Frage zu verwirren und die Republik in eine moralisch weniger günstige Lage zu versetzen. Nun ist die erste und wichtigste Forderung Transvaals wieder in den Vordergrund gerückt, und die Lösung der südafrikanischen Frage eilt schnelleren Schrittes vorwärts, wenn es dem englischen Minister nicht gelingt, abermals die Republik auf Abwege zu locken. Die Frage drängt aber auch insofern auf eine beschleunigte Lösung, als sie mehr und mehr zu einer ganz Süd-Afrika umfassenden Frage sich erweitert, und dieses sowohl als besonders Transvaal unter dem andauernden Zustande der Unsicherheit stark zu leiden beginnt. Die Entwickelung der südafrikanischen Staaten bedarf einer friedlichen Basis, vor allem aber die Mineninduſtrie in Johannesburg. Es ist ganz klar, daß hier selbst bei den besten ergiebigsten Minen unter der Vorspiegelung enormen Gewinnes Kapitalmassen herangezogen, oder mit anderen Worten Aktien in einem Umfange ausgegeben sind, wie er dem Produktionswert gar nicht entspricht. Das Kapital verzinst sich infolge der spekulativen Treiberei der Papiere durchaus nicht nach dem ihnen künstlich beigelegten Wert; anstatt aber die Börsenspekulation dafür verantwortlich zu machen, wird alle Schuld dem Staate, der Republik zugeschoben und von ihr Abhilfe gefordert. Man bedenkt hierbei nicht, daß der Staat vor Inangriffnahme der Minen existierte, und daß die Unternehmer mit

den Bedingungen des Staates und des Landes hätten rechnen müssen von Anfang an.

Thatsächlich ist nun infolge der Ueberspekulation und der unsicheren Verhältnisse ein wesentlicher Rückgang der Staatseinnahmen eingetreten und durch die Industrie-Kommission konstatiert worden, daß von 79 mit Erfolg arbeitenden Bergwerken nur 23 Dividende zu zahlen vermögen. Dieses Ergebnis wird natürlich den zu hohen Betriebskosten zur Last gelegt, und deshalb wird vom Staate verlangt, seinerseits durch weitestes Entgegenkommen der Bergindustrie zu Hilfe zu kommen. Der Präsident Krüger ist nun in einer schlimmen Lage, da allem Anschein nach Chamberlain die finanziellen Schwierigkeiten auszunutzen im Begriff steht, um ihn vor die Forderung zu stellen, die Abhängigkeit Transvaals von England anzuerkennen. In der Republik und unter den Afrikandern Süd-Afrikas wird aber bereits jede Willfährigkeit gegen die Forderungen der Industrie-Kommission als ein Zeichen der Schwäche betrachtet und energisch bekämpft. Krüger soll trotzdem geneigt sein, eine Herabsetzung des Preises für Dynamit, Befreiung gewisser Nahrungsmittel und Materialien vom Einfuhrzoll und Einschränkung der Eisenbahntarife zu befürworten. Von ganz besonderer Wichtigkeit würde es aber sein, wenn die Buren aus der jetzigen Krisis die Lehre ziehen wollten, daß sie durch eine weitere Ausdehnung des Ackerbaues die notwendigsten Lebensbedürfnisse in einem Lande, das hierzu in jeder Beziehung sich eignet, selbst erzeugen, um den Minenarbeitern die enormen Ausgaben für überseeisch eingeführte und mit allerlei Zöllen belegte Subsistenzmittel zu ersparen. Die Schwerfälligkeit der Buren bezüglich der Landwirtschaft im großen Maßstabe ist der Krebsschaden, an dem die Republik leidet.

Die Arbeiten der Eisenbahn Pretoria-Pietersburg sind für 105 Kilom. in Angriff genommen und auf 20 Kilom. beendigt worden.

Im **Oranje-Freistaat** ist ein großes Diamantfeld eine Stunde von Ventersburgroad aufgefunden worden.

In **Deutsch-Südwest-Afrika** wird, wie es scheint, mit Erfolg der Rinderpest, wenigstens in den Farmen der Europäer entgegen gearbeitet. Verschiedene Nachrichten von Viehbesitzern sprechen sich hoffnungsvoll aus, nachdem ihre Rinder nach der Impfung bereits einige Wochen ohne Verlust überstanden haben; die Verluste, welche namentlich die Eingeborenen im Damara-Lande erleiden, werden trotzdem außerordentlich hohe sein. Die Herero hatten sich anfangs geweigert, ihr Rindvieh impfen zu lassen, und erst nach dem Aussterben mehrerer Herden kamen sie mit der Bitte um Beistand. Das Personal ist aber natürlich nicht im entferntesten ausreichend, um überall helfend einzugreifen, und die großen Herden Prairie-Viehs werden gar nicht geimpft werden können.

Es liegt die Befürchtung nahe, daß die Eingeborenen, ihres Wohlstandes und ihrer Existenzmittel beraubt, zu Raub und Diebstahl greifen, daß sie sich gegen die glücklicheren europäischen Besitzer zusammenrotten und mit Gewalt sie ihrer Herden zu berauben suchen;

es ist also durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Empörung mit bewaffneter Hand entgegen getreten werden muß, und daß unsere, zur Zeit bereits verminderte Kolonialtruppe nicht ausreicht, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Deshalb wird vielfach eine Vermehrung der Schutztruppe verlangt.

Andererseits ist aber auch durch Unterstützung der Darbenden, durch ihre Heranziehung zu lohnender Arbeit dem Elend vorzubeugen und vielleicht den drohenden Greueln eines blutigen Krieges zu begegnen. Die Anlagen von Straßen und Eisenbahnen, die Erbauung von Wasserhalte-Dämmen und einer Mole bei Tsoakhaubmund würden mit Beschleunigung in Angriff genommen werden und die Gefahr abgewendet, die Kolonie gleichzeitig ein mächtiges Stück gefördert werden, die Eingeborenen an Arbeit gewöhnt werden können. Es steht alles auf dem Spiele in Südwest-Afrika und hier zu sparen, erscheint nicht am Platze. So gut, wie der Staat einer durch Wasser oder Mißwachs notleidenden Provinz zu Hilfe kommt, hat er alle Veranlassung auch in Südwest-Afrika mit Geldmitteln nicht zu sparen, wo damit soviel gewonnen, andernfalls alles verloren werden kann.

Mit dem Bau der Eisenbahn von Tsoakhaubmund ist ein erster Schritt gethan — dem Vernehmen nach wird eine normalspurige Bahn gebaut, und es ist hochdankenswerth, daß die Regierung alle Bedenken bei Seite geschoben hat, um diese längst notwendige Verkehrsstraße herzustellen, wenn es auch unter Nichtberücksichtigung der Herren geschehen mußte, welche sich in dankenswerter Weise entschlossen hatten, für die Eisenbahn eine Gesellschaft zu bilden. Schneller wird sie doch wohl fertig werden, wenigstens auf die erste, die Durststrecke, in Händen unserer Eisenbahner. Auch das Projekt des Hafenbaues bei Tsoakhaubmund soll dem Reichstag vorgelegt werden. Mit Spannung sieht man aber der Entscheidung der South African Territories Limited entgegen, ob sie die Eisenbahn von Lüderitzbucht zu bauen gedenkt. Damit hängt das Schicksal der ganzen ihr zugestandenen Konzession zusammen. Ueber die Erfolge ihrer Minen-Expedition verlautet noch nichts Sicheres. Mit der Verlegung der Telegraphenlinien wird nun aber ernstlich angefangen und es ist zu wünschen, daß auch bald das ganze Netz hinter einander hergestellt wird, von Tsoakhaubmund nach Windhoek, von hier nördlich über Omaruru nach Grootfontein, südlich über Gibeon Keetmanshop nach Lüderitzbucht und Warmbad, östlich nach Gobabis.

Für die Versorgung der Zugtiere mit Wasser ist der Dampfkondensor am 4. August in Lüderitzbucht eingetroffen, am 15. Juni die bergmännische Expedition, welche das Scheidweilersche Schürfgebiet auf Gold und Kupfer untersuchen soll. In Groß-Nama-Land hat die Firma Seidel und Mühle auf einer ihrer Farmen den Getreidebau im großen begonnen, es sollen 1200 Hektar bebaut werden, und sind die notwendigen landwirtschaftlichen Maschinen schon unterwegs; Dem für die Kolonie außerordentlich wichtigen Unternehmungen ist nur Glück zu wünschen; mit seinem Erfolg würde der Beweis geführt

sein für die vielbestrittene Möglichkeit der Landwirtschaft in Deutsch-Südwestafrika. Daß die Gartenwirtschaft keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereitet, um einen lohnenden Ertrag zu liefern, bezeugt ein Unteroffizier der Schutztruppe, ein gelernter Landwirt aus Schlesien, welcher sich mit einem Landsmann zusammenthat, um mit den beiderseitigen Ersparnissen — 6000 Mark — ein Grundstück in Groß-Barmen zu erwerben und eine Handelsgärtnerei mit Kaufgeschäft zu begründen. „Das erste Jahr" sagt er „ist ein Hungerjahr, das zweite deckt die Unkosten, im dritten erzielt man einen Ueberschuß." Nach seinen Angaben hat ihnen aber das gleichzeitig betriebene Kaufgeschäft über die Anfänge hinweggeholfen, denn sie erzielten bereits nach 3 Monaten einen baaren Ueberschuß und nahmen an Melonen, roten Rüben, Weißkraut und Heu in dieser Zeit schon einige hundert Mark ein. Die Gartenerzeugnisse werden ihrer Seltenheit wegen sehr hoch bezahlt.

Geeignet zum Gartenbau scheint auch die Gegend von Grootfontein (Station 1894 gegründet) zu sein, wo die hier angesiedelten Buren besondern Fleiß und Geschicklichkeit entwickeln.

Nur in kleiner Anzahl sind die Buren in Deutsch-Südwestafrika zugelassen worden und hier als Vorarbeiter gewiß sehr wertvoll; welche Gefahren aber eine starke Buren-Einwanderung infolge ihres Strebens nach selbständiger Staatenbildung mit sich bringen kann, lehrt **Angola,** wo in dem goldreichen Gebiete nördlich des Kunene die Buren sich unter den kriegerischen Stämmen festzusetzen wußten und ohne alle Rücksicht auf die portugiesische Oberhoheit ein kleines Staatswesen gründeten.

Man sah ihnen gern durch die Finger, zumal sie gegen die Revolten in Bihé eine außerordentlich wertvolle Hilfe boten, bis ihr zunehmender Wohlstand dazu anregte, auch portugiesische Einwanderer an dem Goldsegen teil nehmen zu lassen. Da widersetzten sich aber die Buren, sie wollten das allein Erworbene auch allein besitzen. Im Mai kam es zu einer förmlichen Schlacht, in der natürlich die Buren Sieger blieben. Nun suchte Major de Paiva mit Regierungstruppen gewaltsam die Ansiedler einzuführen, besetzte die alten in der Buren Gebiet liegenden Forts, ward aber aus einer Position nach der andern verdrängt und mußte mit Verlust von 3 Geschützen das Buren-Gebiet räumen.

Die neuesten Nachrichten über die revoltierenden Soldaten des **Kongostaates** beweisen, daß man sich über deren Aufenthalt und Pläne bisher in vollständiger Ungewißheit befand und mit Vermutungen begnügte. Sie haben bei ihrem Marsch wohlweislich den großen Wald vermieden und sind an seiner Ostlisière bis zum Semliki (dem Verbindungskanal des Albert- und Albert-Edward-Sees) vorgedrungen. Hier trafen sie auf das noch zum Kongostaat gehörende Fort Karimi (am Westabhang des Ruwenzori), das von seinem Gründer (1896) Lieut. Vander Wielen vertheidigt wurde. Sie griffen es mit Erfolg an und der Kommandant starb nach glücklicher An-

kunft bei den Missionaren von Toru dort an seinen Wunden. Ein zweiter Offizier, Lieut. Sannais entkam mit 40 Mann nach der englischen Station Katwe (am Nordufer des Albert-Edward). Auch dieses Fort ward von den Rebellen genommen und sie drangen im Gebiet von Uganda nun in Toru ein (Ostabhang des Ruwenzori), ihr Angriff auf das starke Fort Eduard ward aber nach einer an Bischof Tucker gelangten Nachricht abgeschlagen. Lieut. Sannais soll abermals entkommen sein und in Mukupi den Lieut. Henry erreicht haben, der am 4. Juni Kilonga-Longa (Mawambi) verlassen hatte, um die Rebellen aufzusuchen. Einen Missionar hatten diese in Toru ergriffen, ließen ihn aber, da er kein Belgier war, nach 4 Tagen wieder laufen.

Der Konsul Vohsen erinnert in der „Deutschen Kolonialzeitung" an die Absicht, welche der „Generalakte der Berliner Konferenz" vom 26. Februar 1885 zu Grunde lag, nemlich im Kongostaat wie in dem Niger-Gebiet die vollste Freiheit des Handels für alle zu sichern. Der Monopolisierung des Handels, wie sie hier wie dort thatsächlich erfolgt ist und neben anderen Unzuträglichkeiten zu einer Aufstände erzeugenden Vergewaltigung der Eingebornen bereits geführt habe, entgegenzutreten, hält er die Signatarmächte für verpflichtet. Der Artikel 36 der Akte giebt dazu die Handhabe und man kann dem Verfasser nur darin beistimmen, daß es gegenüber den Vorkommnissen im Kongostaat und dem jeden anderen Handel verdrängenden Auftreten der Royal-Niger-Company wohl angezeigt wäre, wenn die Signatarmächte sich ihrer Pflichten gegen die Interessen ihres Handels und gegen die kulturelle Entwickelung und Wohlfahrt der Eingeborenen erinnerten.

Während deutscherseits strengstens die versprochene Geheimhaltung der Grenzabmachungen des **Togo**-Gebietes gewahrt wird, gefallen sich die französischen Zeitungen, offenbar, um dafür Stimmung zu machen, in allerhand Veröffentlichungen, welche geeignet sind, in Deutschland beunruhigend zu wirken und namentlich von seiten solcher Kreise, die für die koloniale Sache etwas zu thun noch niemals sich entschließen konnten, im Bekritteln unsrer kolonialen Verhältnisse aber eine würdige Aufgabe erblicken, benutzt werden, um Unzufriedenheit und Unruhe zu steigern. Als Neuestes bringt der „Temps" eine Kartenskizze, welche keine Aenderung im Küstengebiet, hingegen eine der erwarteten wohl ziemlich entsprechende Begrenzung des Hinterlandes enthält und dadurch den Anschein der Zuverlässigkeit erweckt. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, derartigen Veröffentlichungen vollen Glauben zu schenken und sich der Enttäuschung über die gehegten Hoffnungen hinzugeben, da sie als durchweg richtig jedenfalls nicht gelten können.

Der tot gesagte Samory (vielleicht auch sein Sohn Sarakeni?) hat neuerdings zum erstenmale Beziehungen mit Togo angeknüpft: sein Abgesandter hat im Mai den Premierlieutnant von Massow aufgesucht. Ueber die Unterredung ist noch nichts bekannt geworden.

Immerhin ist es fraglich, ob diese Berührung erfreulich zu nennen ist. Die Engländer werden alles daran setzen, um den Negerfürsten mit seinen beutegierigen Kriegerschaaren aus Buale, dem Hinterland von Asante, los zu werden; dann bleiben ihm nur zwei Wege, entweder Grussi und Mossi, wo er seinen alten Gegnern, den Franzosen, begegnet, oder Gambaga und Dagomba, wo er mit Deutschland in Konflikt gerät. Hier kommt wieder das neutrale Gebiet Salaga-Yendi zur Sprache, das sich wie ein Keil zwischen den südlichen und, durch den Vertrag mit Frankreich erworbenen, nördlichen Teil der Kolonie einschiebt, den englischen Intriguen bisher, und in Zukunft vielleicht Samory's Raubzügen ein willkommener Tummelplatz. Es erscheint immer wichtiger für die Kolonie, diese Frage endlich mit England zu regeln.

Aus **Marokko** ist zu melden, daß den mit größter Frechheit unternommenen Räubereien der Riffpiraten gegenüber die durch solche betroffenen Staaten energische Gegenmaßregeln zur Sicherheit der Schiffahrt zu ergreifen beschlossen haben. Hierdurch veranlaßt, soll der Sultan selbst einen Kriegszug gegen die Seeräuber unternommen haben.

Geographische Nachrichten.

Betreffs der wichtigsten Ergebnisse der Expedition Bottego ist bisher bekannt geworden, daß das Omo-Problem gelöst ist: er mündet, wie schon v. Höhnel und Borelli vermuteten, in den Rudolf-See; auch der westlich seiner Mündung von Höhnel erkundete, von Smith in Abrede gestellte, zweite in den See mündende Fluß (Baß) wurde aufgefunden. Der Abbala-See, von Bottego Königin Margherita-See benannt, hat mit dem nördlichen Suai- (Dembel-) und Hogga-See keine Verbindung, wässert aber durch einen kurzen Ausfluß in den kleinen Tschamo-See ab. Die Quellflüsse des Sobat wurden verfolgt und der vom Abassa (Baß Höhnels) durchflossene Tato-See (Schuvers 1881 gesichteter Haarlem-See) besucht. In Gogo trifft Schuver's und Bottego's Reiseroute zusammen, die beiderseitigen Aufnahmen erhalten also Anschluß. Die Tagebücher der Expedition sind noch in Händen des Detjas Josua, der letztere am 17. März vernichtete, als sie, dem Oberlauf des Sobat nachforschend, abessinisches Gebiet betreten hatte.

Der Konsul Baumann, welcher in Salzburg an der Malaria erkrankt und in ein Wiener Krankenhaus überführt worden war, ist genesen.

Premierlieut. Werther hat am Weihnachtstage 1896 von Kondoa eine Expedition unternommen, welche die Wembäre-Steppe zuerst in nördlicher Richtung westlich, dann in südlicher Richtung östlich umging. Er verfolgte den Bubu und Mpondi-Fluß einerseits, den Graben, dessen tiefsten Punkt der Hohenlohe-See ausfüllt, andererseits und erstieg den Gururo-Berg, den er als einen mächtigen Krater von 3580 Meter Höhe, 2 Kilometer Krater-Durchmesser und 1600 Meter Tiefe erkannte.

Gentil's kleiner Dampfer hat Anfang Mai die Mündung des Nana in den Gribingui (linken Seitenfluß des Schari) verlassen. Die Straße Kongo-Tschadsee ist nun durch 5 Stationen markiert: Wadda, Krebedje, eine ungenannte, Nana A und B, letztere am Gribingui.

Hauptmann Langheld hat im Januar und Februar eine Reise durch Unjamwesi, Ukonongo und Ufipa unternommen.

Kapitän Brasseur veröffentlicht im „Mouvement géographique" einen ausführlichen Bericht „l'Urua et le Katanga" über das Gebiet zwischen Lualaba und Luapula, Professor Cornet „la géologie du bassin du Congo" als vorläufige Skizze eines geplanten größeren Werkes; Petermanns Mitteilungen bringen einen Bericht von Roelens Reise 1895 zwischen Tanganjika und Moëro-See.

Das französische Kolonial-Ministerium hat eine Karte der Gebiete im inneren Niger-Bogen im Maßstabe 1 : 500 000 (2 Blätter) herausgegeben, welche bis zur Küste Guineas und vom 7° östlicher bis zum 11° westlicher Länge sich erstreckt.

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

(Fortsetzung.)

Auf die Frage: Welche schädlichen Wirkungen sind thatsächlich durch den Genuß von Branntwein auf wirtschaftlichem Gebiete hervorgetreten? antworten am besten die amtlichen Zahlen. In Togo sind vom 1. April 1891 bis 31. Dezember 1892 für 818 642 Mark Genever, Liqueur, Cognak, Sprit und Rum eingeführt, selbstverständlich auch konsumiert worden. Ich vermute, diese Summe stelle die Summe dar, wie der Kaufmann sie für sich in Anschlag bringt. Nimmt man die Zölle und das, was die Kaufleute an diesen Waren verdienen, hinzu, so übersteigt die Summe, welche die Konsumenten in 7 Vierteljahren für Branntwein 2c. ausgelegt haben 1 Million

um vieles. Seitdem hat sich Einfuhr und Konsum bedeutend gesteigert und es ist sicherlich unter der Wirklichkeit, wenn man die Summe, die jährlich im Lande für Spirituosen ausgegeben wird, auf 1 halbe Million annimmt. Hierzu kommt noch ein ganz bedeutender Bruchteil dieser Summe, die ebenfalls in das deutsche Gebiet von dem englischen Keta her getragen wird. Es entzieht sich das einer genauen Berechnung, aber man wird kaum zu hoch greifen, wenn man die von den Bewohnern des deutschen Togogebietes jährlich für oben genannte Getränke ausgegebene Summe auf 800 000 Mark ansetzt, doch bleiben wir auch unter der Wirklichkeit und sagen wir, die Bewohner Deutsch-Togos geben jährlich für berauschende Getränke 1 halbe Million aus.

Fragen wir nun, was ist das Aequivalent für diese ausgegebene halbe Million? Die Antwort ist: nichts, auch gar nichts gutes, irgendwie wert zu schätzendes; gar nichts, was bleibt, was einen Wohlstand abgäbe. Diese halbe Million ist nicht nur rein hinausgeworfen, sondern sie schadet positiv dem allgemeinen Wohl des Volkes. Wo diese Getränke produziert werden, bietet diese Beschäftigung einem Teil der Bevölkerung den Lebensunterhalt. Auch das fällt hier weg. Nicht aus Mangel an Beschäftigung gehen Träger zur Küste, um Branntwein zu holen. Sie setzen sehr oft ihre landwirtschaftlichen Arbeiten hintan und manch einer, der sich den Branntweinhandel zu seiner Beschäftigung erkoren hat, that es auf Kosten des Ackerbaues, den er aufgab, nicht weil er ihm den Lebensunterhalt nicht eintragen würde, sondern weil ihm eine Art Landstreicherleben angenehmer schien. Zur Bestätigung dieser durch längjährige Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung verweise ich darauf, daß überall, wo Europäer Plantagenbau und dergleichen im Lande beginnen, über Arbeitermangel geklagt wird und die Arbeiten oft durch fremde Kru- 2c. Boys ausgeführt werden. Bekannt ist auch, daß die meisten Faktoristen fast nur Leute von der Kru-Veiküste beschäftigen und die Station Misahöhe hat wiederholt auf der ganzen Strecke bis hierher und im ganzen Avatimestamm Träger werben lassen. Die Lebensmittel werden von Jahr zu Jahr teurer. Der Yams ist jetzt zu Anfang Juni beinahe völlig aufgegessen, und es erfüllt jeden, der eine Anzahl Leute zu ernähren hat, Besorgnis, wie er das noch nahezu 3 Monate bewerkstelligen soll, bis neuer Yams kommt. Dies ist um so mehr der Fall, als die Heuschrecken in den letzten Wochen weit und breit den Mais verdorben haben. Der Yams gedeiht hier in der Gegend überall vorzüglich, und es steht jedem nach Belieben viel des fruchtbarsten Grundes zur Verfügung.

Ebenso ist es mit anderen Lebensmitteln z. B. mit Fleisch. Hühner erfreuen sich der größten Nachfrage und Tagereisen weit von den Europäerstationen werden die Dörfer nach Hühnern und Eiern abgesucht, die je länger je mehr im Preise steigen, so daß heute manchen Ortes 25 Pfennig für 5 Eier (früher 12 Stück) verlangt und bezahlt werden. Genau so verhält es sich mit der Schaf- und

Ziegenzucht. Man muß einige Sachkenntnis besitzen, wenn man beim Ankauf solcher Tiere zum schlachten nicht mehr als 50 Pfennig pro Pfund Fleisch auslegen will. Und doch wäre zur Weide dieser Tiere, die sich hier zu Lande rapid vermehren, die weiteste Gelegenheit geboten.

Hier in Avatime geht die Pisangkultur von Jahr zu Jahr zurück, die doch eine sehr schätzenswerte Nahrung bietet und dabei fast keine Arbeit in Anspruch nimmt.

Diese Beispiele, die leicht noch zu vermehren wären, mögen genügen, zu zeigen, daß es auch ohne Beschäftigung mit Schnapstragen an Arbeitsgelegenheit keineswegs fehlt, daß vielmehr Arbeiten, die für das Bedürfnis des Volkes dringend sind, um der Beschäftigung mit dem Branntweinvertrieb willen hintangesetzt werden. Man stelle sich vor, welch ein kaufkräftiges Publikum ein Volk sein würde, das neben den anderen Artikeln jährlich noch über 1 halbe Million für Branntwein übrig hat.

Interessenten belieben das nun freilich so darzustellen, als würde das Volk im Falle bedeutender Zollerhöhung oder völliger Entfernung des Branntweins dies Geld einfach zurückbehalten. Allein dieser Interessenten Zeugnisse stimmen nicht überein. Ich habe mehr als einen Kaufmann von der unbegrenzten Kauflust der Eingeborenen sprechen hören. Vor nicht langer Zeit erzählte mir einer, er bestelle von Zeit zu Zeit recht schöne Kleiderstoffe, und zwar teure, und sie pflegen reißend abzugehen. Meist sei das einzige Hindernis, daß selbst Clerks mit guter Bezahlung im Augenblick nicht so viel Geld hätten, um baar zu bezahlen. Sie machen daher oft Schulden, um sich Kleider anzuschaffen, die sie gar nicht nötig haben. Ich kann das aus langjähriger Erfahrung nur bestätigen. Geld zusammen zu sparen, ist nicht Sache des Negers. Es würde ihn noch im Sterben schmerzen, daß er sich so abgemüht hat, und nun andere den Rest seines erworbenen Geldes verzehren, auch wenn es leibliche Nachkommen sind. Man kann darum mit aller Sicherheit dafür garantieren, daß, wenn die Branntwein-Einfuhr völlig sistiert würde, und andere Waren an die Stelle träten, vom Volk genau so viel ausgegeben würde wie jetzt. Unsere Leute pflegen alles zu kaufen, was sie sehen, auch wenn es für sie unbrauchbar ist. Wie oft, wenn ich im Beisein von Eingeborenen eine Kiste auspacke, seien es nun Kochgeräte, Spielwaren, oder was es immer sein mag, kommt der eine, oder der andere angerückt: „Meister, ich will das kaufen," nicht etwa im Scherz; er würde den Gegenstand wirklich kaufen, wenn er ihn bekommen könnte. Es kann nicht meine Aufgabe sein, Gegenstände zu nennen, die anstatt des Branntweins Abgang fänden. Doch wollte ich mich anheischig machen, eine Reihe sehr beliebter Artikel auf den Markt zu bringen. Thatsächlich erfreuen sich Läden, die alle möglichen Gegenstände führen, einer bedeutenderen Frequenz, als solche, die nur Branntwein, oder Branntwein und Baumwollenstoffe führen.

Freunde des Volkes sind besorgt, daß, wenn die projektierte Eisenbahn wirklich gebaut würde, der Branntwein noch tiefer ins Land hinein geführt werden würde. Ich glaube, daß diese Besorgnis, insofern sie das „tiefer ins Land" als jetzt schon betrifft, überflüssig wird. Es ist in Europa längst bekannt, daß von den Kaufleuten in neuerer Zeit der reine Sprit eingeführt wird. Das ist wohl ein konzentriertes „Kulturreizmittel". Es ist nicht recht einzusehen, warum eine Regierung, der so viel an den Zolleinnahmen gelegen ist, diesen Sprit nicht nach dem Quantum des daraus herstellbaren Branntweins besteuert. Ein Grund scheint mir indes ganz klar zu sein. Die Regierung geht mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln darauf aus, den Handel aus dem Hinterlande thunlichst an die deutsche Togoküste zu ziehen und es wird kein billig denkender dies Prinzip verurteilen, vorausgesetzt daß die angewandten Mittel gut zu heißen sind. Nun bildet Gummi in unseren Tagen einen hervorragend wichtigen Handelsartikel. Bei dem bekannten Raubsystem der Völker schiebt sich das Gewinnungsgebiet des Gummi immer weiter von der Küste zurück. Daher ist das Gummisammeln bereits nur noch unter den Stämmen lohnend, die mit barer Münze noch fast völlig unbekannt sind. Es ist also den Händlern, die jene Gegenden aufsuchen, nur Tauschhandel möglich. Bei der früheren Einfuhrart des bereits verdünnten Branntweins mußte ein solcher Händler eine ziemliche Anzahl Träger anstellen, um Pulver, Gewehre und Branntwein in jene entlegenen Gegenden zu tragen. Ich habe mir sagen lassen, daß diese Händler eine Kanne Sprit in 3 Demijohns Branntwein verwandeln, was ein 60—70 prozentiges Getränk abgäbe. Wie stark der sonst eingeführte Branntwein ist, kann ich nicht sagen. Meyers Lexikon giebt Branntwein zu 40—50 Prozent Alkoholgehalt an. Auf diese Weise erspart sich also der Händler einige Träger. Aber der eine Mann, der die eine Kanne Sprit hineingetragen hat, kann unmöglich den dafür erstandenen Gummi zur Küste tragen, er ist genötigt, wenn es ihm irgendwie gelingt, von den Stämmen Träger zu werben, unter denen er handelt. Auf diese Weise kommen viele aus den entfernteren Stämmen zum ersten Male zur Küste und dort in Berührung mit dem Handel. Sie haben ihre Arbeit gethan und erhalten ihren Lohn, den sie in dem Wunderland, wo Laden an Laden ist, wo alle Welt so schöne Dinge zum Kaufen anbietet, natürlich gleich in Waren verwandeln. Sie wissen ja, wie beliebt der Branntwein in ihrer Heimat ist, sie wissen auch, wie teuer er dort ist, und hier an der Küste kauft man ihn so billig. Da läßt sich ja gleich ein kleines Geschäft machen. Auf diese Weise werden die Stämme im Inland allmählich mit der Küste bekannt. Der Branntwein ist für viele thatsächlich ein starkes Anziehungsmittel und in dieser Thatsache liegt größtenteils für die Herren Beamten und Kaufleute das Interesse für den Branntweinhandel.

Es wird behauptet, ohne den Branntweinhandel sei es gar nicht möglich, den Gummihandel in dem Maße an die deutsche Küste zu

ziehen, wie es geschehe. Sehr wahrscheinlich würde ein eingeborener Händler, wenn er heute versuchte, mit anderen Tauschartikeln ein Geschäft in seiner Heimat zu machen, schlecht dabei wegkommen. Das ist aber nicht die Schuld jener Stämme, sondern die Frucht dieser Branntwein-Erziehung. Daß es auch anders ginge, beweist die Thatsache, daß Expeditionen sich mit allen möglichen Tauschartikeln versehen und damit überall durchkommen. Ich war erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Tauschartikel, die mir Dr. Gruner aufzählte. Er hatte sich im Interesse des Gelingens seiner Expedition zuvor aufs genaueste danach erkundigt, was da und dort beliebt sei, hat es beschafft und ist damit durchgekommen. Der Branntweinhandel ist ein Ruhekissen geworden, an dessen Stelle etwas anderes auf den Markt zu bringen, sich die Herren Kaufleute keinerlei Mühe geben.

Die Schädigung der Völker auf wirtschaftlichem Gebiete zeigt sich ferner darin, daß bei jeder Leichenfeierlichkeit eines einigermaßen bekannten, wenn auch nicht berühmten Mannes, so viel Pulver und Branntwein beschafft wird, daß stets eine, oft zwei Personen zur Deckung der Schuld verpfändet werden müssen. Das Land ist voll dieser Verpfändeten, die oft ihr Leben lang in ihrer Schuld bleiben. Es ist mir wiederholt begegnet, daß ich erst nach langen Jahren der Bekanntschaft mit einem Manne ganz zufällig erfahren habe, daß er verpfändet ist. Es ist hier nicht der Ort auf dieses ausgedehnte Verpfändungswesen näher einzugehen; es genügt zu sagen, daß die englische Goldküstenregierung überall, wo sie ihre Gesetze gegen die Sklaverei verkündigt, immer gleich auch das Gesetz gegen Verpfändung mit proklamiert. Diese Verpfändeten erzählen natürlich nicht jedem ihre Abhängigkeit; aber wer in diese Dinge Einblick hat, wird sich nicht zum Anwalt des Branntweinhandels aufwerfen.

In moralischer Hinsicht hat der Branntwein das ganze Volksleben so durchseucht, daß es z. B. keine einzige Strafbestimmung giebt, in der nicht irgend ein Quantum Branntwein enthalten wäre. Der Kläger giebt seinem Anwalt so und soviel Branntwein, damit er die Klage annimmt. Jeder Urteilsspruch enthält ein Quantum Branntwein, der augenblicklich getrunken wird. Von 1 bis zu 4 Dutzend Flaschen enthält jede Strafe, und die Richter sind aus diesem Grunde geradezu erpicht auf Prozesse. Ehehändel, Familienzwiste, Beschimpfung, Diebstahl, Ehebruch, kurz, was immer man nennen mag, wird mit Branntwein wieder ins Reine gebracht, einerlei ob die Sachen im Schoße der Familie, oder öffentlich verhandelt werden. Es vergeht selten ein Tag, an dem nicht auch in kleinen Dörfern wenigstens eine Gerichtsverhandlung stattfände. Wenn ich oben sagte, daß der beneidet werde, der sich jeden Morgen sein Gläschen leisten könne, so wird aus dem Vorstehenden zur genüge ersichtlich sein, daß sich trotzdem der Branntweingenuß enorm verbreitet hat. An dem als Strafleistung gestellten Branntwein trinken eben viele mit. Im Jahre 1890 hat das Dorf Amedschovhe ein Fest gefeiert, an dem an einem Tage von einer Bevölkerung von 445 Seelen über

130 Flaschen Branntwein getrunken wurden. Das war eine Ausgabe von mehr als 600 Mk. für einen gemeinsamen Dorfrausch. Wenn wir oben sagten, daß beim Gerichtswesen der Branntwein eine Hauptrolle spiele, so müssen wir fortfahren und sagen: jedes Fest, das im Lande gefeiert wird, verlangt, daß sich eine große Anzahl der Feiernden betrinken könne. Das Fest unterbleibt, so lange diese Aussicht nicht vorhanden ist.

Ja noch mehr, selbst die Religion ist durch das Hinzukommen des Branntweins in hohem Grade verändert worden, und zwar nicht zu ihrem Vorteil, was sofort jedem ins Auge springen muß, wenn er erfährt, daß mancher Priester in hohem Grade dem Branntwein ergeben ist. Derselbe Fetisch, der alle Augenblicke ein Gesetz erläßt, daß er dies und jenes, was von Europäern kommt, nicht in seinem Bezirke dulde, ist nichts desto weniger ein großer Liebhaber des Branntweins und läßt sich mit Vorliebe gerade damit versöhnen.

Auf alle Lebensgebiete hat thatsächlich der Branntwein zerstörend und zersetzend eingewirkt.

Ueber die Schädignng auf geistigem Gebiete sich weiter zu verbreiten, hieße Eulen nach Athen tragen. Es ist damit beim Neger wie in aller Welt.

Es sei gestattet, noch auf eine Thatsache hinzuweisen, die für die Beurteilung einer Zollerhöhung von Wert sein dürfte.

Der mit hiesigen Gebräuchen Vertraute weiß, daß bei Totenfeierlichkeiten große Quantitäten von Pulver verschossen werden. Das zur Jagd verwendete Pulver steht in keinem Verhältnis zu den Quantitäten, die bei Totenfesten verschossen werden. Ich weiß nicht, was die Regierung dazu bewogen hat, den Pulverzoll sehr viel zu erhöhen. Diese Zollerhöhung hatte natürlich eine starke Preissteigerung zur Folge. Verging früher kaum ein Tag, an dem man auf unsern Bergen nicht aus irgend einem der ferneren oder näheren Dörfer Stunden lang mächtige Gewehrsalven hörte, so kann man heute Wochen lang hier wohnen, ohne auch nur einen Schuß zu hören, es sei denn auf der Jagd. Die bedeutende Verteuerung des Pulvers hat es dahin gebracht, daß das Volk den einfältigen Brauch aufgegeben, oder nahezu aufgegeben hat. Ja man hört allerorts klagen, das Pulver sei selbst zum Jagen zu teuer. Wir Missionare sind dafür dankbar, daß wir auf diesem Wege von einem lästigen, einfältigen Brauch befreit sind, und das Volk, das selbst an vielen Orten unter der Last seufzte, würde an vielen Orten selbst bei einem Sinken der Pulverpreise kaum mehr zum Alten zurückkehren. Vermutlich hat auch die Regierung ihre Rechnung gefunden, sonst wären gewiß die Preise schon längst wieder gesunken. Nach dieser Erfahrung ist bestimmt zu erwarten, daß eine wirklich bedeutende Zollerhöhung auch dem Unwesen des Branntweins einen Damm entgegensetzen würde. Sind daneben die Herren Kaufleute darauf aus, Neues, Beliebtes auf den Markt zu bringen, so wird auch die Regierung ihre Rechnung finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die afrikanische Religion.

Von L. Frobenius.

(Fortsetzung.)

Von dem Einflusse der mohammedanischen Religion ist natürlich die primitive Weltanschauung absorbiert worden. Die nord- und nordostafrikanische Provinz entzieht sich der Besprechung der primitiven Weltanschauungen. Gleichzeitig kommt damit für letztere die Besprechung der altägyptischen Weltanschaunng in Wegfall. Sie ist bisher nicht als afrikanisch, sondern vielmehr als halbasiatisch betrachtet worden, und wenn ich mich auch dieser Anschauung nicht ganz anschließen kann, so sind doch die Vorstudien auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen.

Die mohammedanische Religion ist noch so neuen Datums in Afrika, daß ihr Einflußgebiet scharf umgrenzt werden kann. Dem einen Gebiete steht das zweite ebenso große der älteren afrikanischen Weltanschauungen gegenüber. So verschiedenartig die Ausdrucksformen des geistigen Lebens der dies Gebiet bewohnenden Völker auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so lehrt doch ein Eingehen auf die oft allerdings sehr spärlichen Mitteilungen, daß wir es mit einem fast allerorts gleichartigen Gemenge und Gemisch zu thun haben; der Unterschied besteht darin, daß hier das eine Element, dort das andere klarer ausgebildet ist respektive in den Ausdrucksformen vorherrscht.

Es handelt sich also für die wissenschaftliche Behandlung der afrikanischen Weltanschauung zunächst darum, die Elemente derselben festzustellen und dann die Unterschiede in den Ausdrucksformen und den Provinzen zu erkennen.

Es ist nun nicht schwer, eine zunächst mit Vorsicht als provisorisch zu erklärende Gruppierung in Provinzen vorzunehmen. Die Völker der offenen Ost- und Südostländer, die kriegerischen, sind die schwächer mit religiösen Instinkten ausgestatteten. Sie bewohnen die Ostprovinz. Die Südwestprovinz beherbergt die seit alters von den Bantu, allein schon wegen linguistischer Merkmale, getrennten Hottentotten. Dazwischen wohnen die San oder Buschmänner mit eigener Weltanschauung.

Endlich kommt das durch seinen Fetischismus berühmt gewordene westafrikanische Völkergemenge in betracht. Die westafrikanische Provinz erstreckt sich nach Osten mit einer langen Zunge bis in das ostafrikanische Seengebiet; ja, vorgeschobene Inseln finden sich an der Ostküste. Aus diesem Gebiete, dem Lande des westafrikanischen Kulturkreises, stammen die zahlreichen heiligen Menschenfiguren und Masken, die Berichte von Ordalien, Zaubereien, Aberglauben. Noch jüngst hat Schurtz auf die westafrikanische Verbreitung des Schädeldienstes hingewiesen.

Eine echt afrikanische Erscheinung muß noch erwähnt werden, die absorbierende Eigenschaft des afrikanischen Kulturcharakters. Alles in das afrikanische Völkerleben Hereingeschleuderte wird nach verhältnismäßig kurzer Zeit in afrikanischer Gestalt in den Bestand der afrikanischen Kultur eingefügt. Die nordischen und nordöstlichen Einflüsse sind noch sehr jung und werden zu dem noch stets aufs neue gespeist von Arabien aus, so daß der Prozeß der Absorbierung in ihrem beständig sich erweiternden Interessengebiet nicht beobachtet werden kann. Die älteren sind die anderen Ortes („Schiffsschnabel", „Fragmente einer Weltanschauuung", „der westafrikanische Kulturkreis") behandelten malajonigritischen Beziehungen, deren Nachwirkungen zu erkennen gerade wegen dieses abflachenden, verzerrenden, afrikanisierenden Charakterzuges schwer ist. Auch in dieser Arbeit dürfen diese malajonigritischen Erscheinungen und ihre einstige große Bedeutung, die noch heute aus dem Konzert des westafrikanischen Kulturkreises klingt, nicht übersehen werden.

3. Der Manismus.

Je mehr es gelingt, in die afrikanische Weltanschauung einzudringen, desto klarer wird das Ueberwiegen der manistischen Ideen. Wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, haben wir Grund anzunehmen, daß in Afrika noch einzelne Stämme in animalistischer Anschauung leben. Noch sind diese Zweige der Menschheit aber nicht genügend bekannt, um ein entscheidendes Urteil fällen zu können. Weiterhin fehlt es auch in Afrika nicht an lunaren und solaren Mythen; aber diese Anschauungen werden wir als dienende und zwar dem Manismus dienende Motive kennen lernen.

Der Manismus setzt in der Frage nach den Ursachen des Todes ein. Das Wissen: „Der Mensch muß sterben" ist bis jetzt von den unberührten Afrikanern ebenso wenig erworben, oder wenigstens als unumstößliche Thatsache anerkannt, wie von den Australiern. Viele Reisende haben das mit Erstaunen erfahren. Im Fragen nach dem Grunde des Todes des Mitmenschen und nach dem Wesen des geistigen Fortbestehens setzt die mythenbildende, Anschauung schaffende Schöpfungskraft ein.

Zunächst bleibt die Frage zu erörtern, wie der Mensch gestorben sei. Wird er beim Fischen und Umschlagen des Bootes vom Meere verschlungen, oder wird er vom Raubtiere zerfleischt, vom Speere des Feindes ermordet, so ist der Grund klar. Aber wie der kräftige Mensch krank werden kann, ist ein Problem. Es ist die Frage, auf die mit der Schöpfung der Zauberkräfte geantwortet wird.

Von den „Naturgesetzen", mit denen der moderne Naturforscher so gerne operiert, weiß der Wildling noch nichts. Er ist geneigt, überall willkürliche Gebundenheit und Freiheit anzunehmen. Er weiß noch nichts von der Struktur der Naturmaschinerie. Was wir als Zauberkräfte auslegen sehen, also als etwas Unnatürliches und Außer-

gewöhnliches belachen, ist für ihn schwerer Ernst. Er weiß nicht, warum ein Nebenmensch nicht nächtlicher Weile den Körper soll verlassen können, um ungesehen im Nachbarhause unheimliche Dinge zu verrichten. Er sieht nicht, daß zwischen bestimmten Erscheinungen der ihn umgebenden Natur eine feste Beziehung besteht. Er entdeckt nur, daß sie unregelmäßig, nie ganz gleichartig wirkt, oft plötzlich das alltägliche Erscheinungsleben zu seinem Unglücke durchbricht.

Krankheit und Tod gehören zu den schauerlichsten Ausnahmeerscheinungen, die ihm begegnen. Den Grund sieht er in feindlichen Elementen, die er meistenteils unter den Stammesgenossen antrifft. Doch wer unter den vielen war es, der dem Freunde den Tod brachte? Die animalistischen, die manistischen und auch fatalistische Erscheinungen lassen ihn einen Modus finden, der ihm aus dem Dilemma hilft. Er greift zu den Orakeln.

Die manistischen Anschauungen können seine Wünsche insofern unterstützen, als der Primitive ein Fortbestehen des Gestorbenen, wenn es auch andersartig ist, für ganz selbstverständlich hält. In welcher Gestalt der Tote fortbesteht, kommt weniger in betracht, als mit welchen Kräften er ausgestattet ist. Man stellt sich den Toten mit allen denkbaren Kräften ausgestattet vor. Deshalb kann er auch sehr wohl durch den eigenen Leichnam sich äußern. Auf diese Anschauung gründet sich die Sitte, den Leichnam auf eine Bahre zu legen und ihn von mehreren Männern im Dorfe herumtragen zu lassen. Wo der Tote die Träger zum Stehenbleiben zwingt, da ist nach dem zu suchen, der den Tod herbeigeführt hat.

Den Fähigkeiten der Verstorbenen wird ungemein viel zugetraut. Sie müssen als unsichtbare Wächter die Thore bewachen, sie müssen für Regen sorgen, für den Wohlstand der Aecker, sie sind im Frieden Berater, im Kriege Vorkämpfer. Dann werden die häufig den Ahnen gespendeten Opfer auch verständlicher, da man ihnen Bosheit, Eifersucht, Rache, — zumal wenn lange Zeit das Opfer ausbleibt — Mißgunst zutraut. So sind denn die Töpfchen und Näpfchen auf dem Grabe mit Speise und Trank gefüllt, Speiseopfer werden den Ahnenfiguren in das Gesicht gespieen, ja es giebt sogar hohle Ahnenbilder, in die die Opfergaben gegossen werden. Es werden den Todten große Opferfeste gefeiert.

Es ist ein einfacher und natürlicher Wunsch der Afrikaner, selbst in den Besitz der Geisterkräfte zu kommen, ohne zu sterben. Der Leib des Toten ist nichts mehr, das sieht man recht wohl. Auch verlieren die den Geistern ausgesetzten Speisen nicht an Umfang. Es wird angenommen, daß die Todten sich mit dem geistigen Teile der Nahrung beköstigen. Will der Mensch nun den Kraftbestand des Geistes erwerben, so muß er in gleicher Weise die Nahrung vernachlässigen. Je weniger ein Mensch genießt an Speise und an Komfort, respektive je mehr Enthaltungsgebote er auf sich nimmt, desto stärker wächst das geistige Vermögen, und die echt afrikanische Mythe erzählt, die in diesem Sinne erzogenen Jünglinge müßten

die Enthaltungsgebote bis zum Tode durchführen, worauf erst mit Wiedereinkörperung des frei gewordenes Geistes die höchste Stufe der Geistergewalt erreicht wird.

Die Weltanschauungen lehren, daß alle jene Kräfte, die der Mensch kennt, gewinnt, über die er verfügt, von doppelter Natur sind. Sie dienen dem Schutze und dienen dem Angriff. Einmal enthält sich deshalb der Mensch gewisser Speisen, unterwirft er sich bestimmten Enthaltungsgeboten, um Kraft zu gewinnen zu irgend welchen Handlungen. Dann aber auch nimmt er gleiche Verpflichtungen auf sich, um sich gegen die Angriffe eines bösartigen Geistes zu wappnen.

Der Geist des Toten ist nun an bestimmte Gegenstände durch die Anschauung gefesselt. Von diesen werden die Tiere und die Sonne in späteren Abschnitten Erörterung finden. Hier soll der mit diesen Dingen verbundene Anschauungscyklus nur insofern erörtert werden, als er Schädel und Baum umgiebt.

Der Schädeldienst geht von der Anschauung aus, daß der Geist des Verstorbenen im Schädel wohne. Um eine Beziehung mit dem Toten zu behalten, gräbt man diesen Schädel aus und verwahrt ihn. Um von dem geistigen Vermögen eines Toten Nutzen zu ziehen, bestreicht man die eigene Stirn mit der aus dem Hirn tröpfelnden Flüssigkeit. Auf den gleichen Wunsch ist wohl die weitverbreitete Sitte zurückzuführen, aus den Hirnschalen Trinkgefäße herzustellen. Die Schädel der erschlagenen Feinde, die der tapfere Krieger in seinem Hause sammelt, repräsentieren den Stab der Kräfte über den er gebietet.

Weit wichtiger aber als der Schädeldienst ist der Baumkultus geworden. Heilige Bäume und Haine finden sich in allen Ländern. Unter Bäumen ruhen die Toten. Werden sie nicht im Walde beigesetzt, so wird ein Baum auf das Grab gepflanzt.

Der Baum wird so Geisterwohnstatt. Bricht man einen Zweig ab, so bleibt die geistige Beziehung zwischen ihm und dem Mutterstamme doch bestehen. Sehr charakteristisch ist die Sitte, den in Besessenen wohnenden Geist in den Zweig eines Baumes zu bannen, denselben abzubrechen und vor der Hausthür des Genesenen aufzurichten. An dem Pfahle wird geopfert. Der gleiche Pfahl, gleichsam als pars pro toto steht auf vielen Gräbern. Die Kerben, die ihn zieren, mögen an Kriegsthaten, Vorfahren ꝛc. erinnern. Diese Pfähle treffen wir allerorts. Die Felder werden durch ihre geistige Gewalt vor Dieben geschützt. Der Lappen, der sie oft ziert, ist auf die heiligen Stricke zurückzuführen (vergl. weiter unten.)

(Fortsetzung folgt.)

Bücher-Besprechungen und -Anzeigen.

Dr. H. Ploß: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Dr. Max Bartels.** — Mit 11 lithographischen Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Texte. — Leipzig Th. Griebens Verlag (L. Fernau) 1897. — Preis 26 Mk.

Nunmehr liegt von diesem in der „Afrika" wiederholt angezeigten Werke bereits die 17. Lieferung vor. Damit hat die Verlagsfirma, die ihm eine seiner Bedeutung entsprechende gediegene Ausstattung gegeben hat, das Werk in anerkennenswerter Schnelligkeit zum Abschlusse gebracht. Wir haben auf die Reichhaltigkeit und schier ausnahmslose Benutzung aller möglichen Quellen bereits früher hingewiesen. Welche Fülle von Studium und Sammlung in dem Werke enthalten ist, beweist aber recht eigentlich erst die Liste des benutzten und zitierten Materials, das nicht weniger als 45 Seiten umfaßt. Dabei verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß die Darstellung, obgleich die Quellen in reichhaltiger Weise im Wortlaut angeführt werden, im ganzen fließend ist und jedenfalls den Leser nicht ermüdet, ein Vorzug, dessen nicht alle wissenschaftliche sich rühmen dürfen. Der Verfasser darf deshalb des besonderen Dankes seiner Leser, oder richtiger wohl aller derer, die an der Hand seines Werkes den behandelten Gegenstand eingehend studieren wollen, gewiß sein. Denn er hat sein Werk nicht für jedermann, sondern nur für wissenschaftliche Kreise geschrieben und diese, z. B. alle Ethnologen und Anthropologen, werden desselben nicht entraten können. Ich habe nur eins auszusetzen, das ist dies, daß der Herr Verfasser, dessen Standpunkt ich nicht theile aber doch zu verstehen und zu respektieren vermag, an einigen Stellen in einer Weise die Vertreter der „orthodoxen" Richtung erwähnt, die in einem so gediegenen Werke nicht am Platze ist. Je fester er selber auf seinem wissenschaftlichen Standpunkte steht, um so weniger, ich will sagen, „von oben herab" sollte er über den Standpunkt anderer schreiben. Außerdem ist es noch keineswegs an der Zeit, die biblischen Berichte in den Büchern Mose als nicht stichhaltig und der Richtigstellung bedürftig hinzustellen. Bei dem großen Umfange des Werkes fallen aber diese Ausstellungen nicht in dem Maße ins Gewicht, daß ich mich dadurch in der Anerkennung seines, zumal im Blick auf seine Einzigartigkeit in der gesamten Litteratur, großen wissenschaftlichen Wertes beeinflussen lassen sollte.

—er.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten. Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. — Berlin N.O. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. — Preis 80 Pfg.

Gewiß ein gutes Zeichen, daß diese 88 Seiten umfassende Schrift, welche zur Berliner Ausstellung, an der sich auch die Mission beteiligte, im vorigen Jahre zum ersten Male erschien, jetzt schon eine zweite Auflage erfordert. Ein gutes Zeichen für das Büchlein selbst, das, in seinen einzelnen Teilen von den berufensten Männern verfaßt, ein durchaus berufener Führer durch die evangelische Missionsthätigkeit in unsern überseeischen Besitzungen ist; ein gutes Zeichen aber auch wohl dafür, daß das Interesse an der Mission und besonders an der in unsern Kolonien rege ist. Das Büchlein kann es auch rege erhalten und wo es nötig ist, auch wachrufen. Möchte ihm beides vielfach gelingen. Der bei der ansprechenden Ausstattung niedrige Preis erleichtert seine Verbreitung in hohem Maße. Hoffentlich kann im nächsten Jahre wieder eine neue Auflage angezeigt werden.

—er.

Im Verlage derselben Buchhandlung sind folgende Missionstraktate neuerdings erschienen:

Nr. 49. **Vierzehn kleine Bilder vom Grafen Zinzendorf.** — 16 Seiten. — 10 Pfg.

Nr. 50. **Vorpostenarbeit im Reiche der Mitte** von **A. Krebs,** Pfarrer in Dirsdorf, Preisarbeit auf Veranlassung der Schlesischen Missionskonferenz. — 32 Seiten. — 20 Pfg.

Nr. 51. **Leiden und Siege der Missionskirche in Madagaskar.** Ein Vortrag, gehalten zum Besten der Lutherstiftung in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin am 19. November von **A. Merensky.** — 16 Seiten. — 10 Pfg.

Nr. 52. **Die Mission unter Eis und Schnee.** Von Prof. Pastor **D. Scholz.** — 14 Seiten. — 10 Pfg.

Nr. 53. **Ein vergessener Missionsdirektor.** Von **Hermann Petrich,** Superintendent zu Gartz a. d. Oder. — 8 Seiten. — 5 Pfg.

Nr. 54. **Moritz Görcke. Ein Missionsbild aus der Heimat,** nach eigenen und fremden Erinnerungen gezeichnet von **Hermann Petrich,** Superintendent zu Gartz a. d. Oder. — 31 Seiten. — 20 Pfg.

Von den vielen Kollekten, und was ein Christ davon zu halten hat. Vortrag gehalten von Pastor **Rohde** in Kussow. — 16 Seiten. — 10 Pfg.

Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit 300 Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von **Paul Langhans.** 13., 14. und 15. (Schluß-) Lieferung (je 1,60 Mk.); der ganze Atlas gebunden in Halbleder 28 Mk. Gotha, Justus Perthes.

Das große Kartenwerk gelangt mit den vorliegenden 6 Blättern zum Abschluß. Während Nr. 7 ein überaus reiches Material zu der deutschen Kolonisation des weiten Ostens beibringt, von der Deutschen Ordenszeit an bis zu den allerneuesten Gründungen der deutschen Mennoniten im Süden, zeigt Nr. 8 in 10 Farben und Tausenden von Zeichen die Verbreitung des Deutschtums in Nord-Amerika mit Angabe sämtlicher deutschen Kirchengemeinen. Die farbenprächtigsten und ansprechendsten Blätter des Atlas sind aber unzweifelhaft die jetzt vorliegenden 4 zusammensetzbaren Blätter unseres Ostafrikanischen Schutzgebietes. In diesen Karten verkörpert sich die wissenschaftliche Gediegenheit der Leistung und der technischen Meisterschaft der Perthes'schen Anstalt am glänzendsten. Wirtschaftlich am weitesten vorgeschritten, bietet Deutsch-Ostafrika dem Verfasser reichliche Gelegenheit, durch eingehende Darstellung der wirtschaftlich interessantesten Gegenden in nicht weniger als 23 Nebenkarten der in seinem Vorwort ausgesprochenen Ueberzeugung greifbaren Ausdruck zu geben, daß nämlich nicht die politische, sondern die wirtschaftliche Besitzergreifung das wesentliche Kennzeichen einer Kolonie sei. Die Arbeitsfelder der Missionsgesellschaften, die Pflanzungsgebiete der Erwerbsvereinigungen, die Sitze der politischen und militärischen Verwaltung (auch des angrenzenden britischen Ostafrika) gelangen in großem Maßstabe zu ausführlicher Darstellung; Uebersichtskarten veranschaulichen die ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die christliche Missionsthätigkeit und die Verteilung der Schutztruppe. Mit den vorliegenden Blättern hat ein Werk seinen Abschluß gefunden, welches, das einzige seiner Art, uns eine erschöpfende Kenntnis der deutschen überseeischen Thätigkeit, der kolonisatorischen Arbeit des Deutschtums zu allen Zeiten und in allen Ländern vermittelt.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid (Westfalen) und Berlin SW. 12 (Schützenstrasse 46/47.)

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen. Hostien (1,25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Im September gingen an Jahres- und einmaligen Beiträgen ein:

von Gerlach, Vollenschier, 3 Mk. — Forstmeister von Tettau, Groß-Linichen, 6 Mk. — M. Rausch, Berlin, 3 Mk. — Reg.-Sup. Hch. Schröder, Arnsberg i. W., 3 Mk. — Frau von Rebeur-Paschwitz, Merseburg, 3 Mk. — F. Strauch, Friedenau, 3 Mk. — Marie Steidel, Altenburg, 1 Mk.

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Abgestempelte Briefmarken.

Es sind mir auf meine Bitte in der „Afrika" viele Sendungen gebrauchter Briefmarken zugegangen. Ich sage allen freundlichen Geberinnen und Gebern herzlichen Dank und werde es nicht unterlassen, sobald ich dazu in der Lage bin, den Ertrag der bisherigen Sammlung an dieser Stelle bekannt zu geben. In Zukunft werde ich, um den diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden, über alle mir zugehenden Briefmarkensendungen monatlich in der „Afrika" quittieren.

Ich mache die verehrten Sammlerinnen und Sammler bei dieser Gelegenheit ergebenst darauf aufmerksam, daß die Marken der verschiedenen Privatposten in den größeren Städten wertlos sind und keinerlei Verwendung finden. Die Marken der Post aber bitte ich freundlichst in der Weise auszuschneiden, daß ein Rand von 1 Centimeter bleibt. Dadurch wird jede Beschädigung vermieden, die, wenn auch noch so unscheinbar, die Marke völlig unbrauchbar macht. Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die in Couverts, Streifbänder und Postkarten eingedruckten Marken nicht ausgeschnitten werden dürfen, sondern nur Wert haben, wenn sie mit dem ganzen Couvert ꝛc. eingesandt werden.

Groppendorf bei Hakenstedt (Bez. Magdeburg), den 31. März 1897.

Die Schriftleitung.

Gustav Müller, Pastor.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die katholische Missionspraxis in Kamerun	289
Die deutsche evangelische Mission in unseren afrikanischen Kolonien	293
Afrikanische Nachrichten	298
Der Branntwein in Afrika	309
Die afrikanische Religion	315
Bücher-Besprechungen und -Anzeigen	319

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 11.

November 1897.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins.

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft.
Berlin NO43, Friedenstraße 9.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 6 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin** W., **Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin** W., **Behrenstraße 48.**

(Aus dem Bereiche des Rheinischen Verbandes sind Bestellungen der „Afrika", sowie Geld- und Wertsendungen zu richten an den Schatzmeister des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld**, Dionysiusstraße 13.)

F. Adolph Schumann

Berlin C, Breitestr. 4

gegründet 1837

Magazin für Ausstattungen

in Porzellan und Glaswaaren,

Tafelservices für 12 Personen

(ächt Porzellan) von 35 Mark an,

Weiße Porzellanwaaren

für den täglichen Gebrauch

in den neuesten Formen verkaufe zu sehr billigen Preisen.

Großes Lager

von

decorierten Tafelservicen, Trink- und Waschgarnituren, Majoliken, Figuren 2c.

Musterbuch gratis und franco.

Zu den gegenwärtigen Verhältnissen in Hereroland.

In No. 40 und 41 der „deutschen Kolonialzeitung“ hat ein mit „W.“ unterzeichneter Herr verschiedene Vorschläge in bezug auf das von der Rinderpest so schwer heimgesuchte Hereroland und seine eingeborene und eingewanderte, bezw. noch heranzuziehende Bevölkerung gemacht. Unterzeichneter, der über 20 Jahre dort als Missionar gewohnt und gearbeitet hat, darf sich wohl erlauben, einiges darauf zu erwiedern.

Herr W. zieht aus dem ungeheuren Schaden, der den Herero durch die Rinderpest erwachsen ist, eigentümliche Folgerungen. Weil sie den Schaden an Vieh gehabt haben, so sei es billig, daß ihr Weidegebiet, so weit sie es gegenwärtig nicht ausnutzen können, zu Nutzen der deutschen Ansiedler vergeben werde, wenn ihnen auch ein gewisses Besitzrecht gewahrt bleiben soll. Das käme doch im Grunde auf einen neuen Schaden für die Herero hinaus; denn es würden sich nachher wohl allerlei Mittel und Wege finden, dieses Besitzrecht außer Kraft zusetzen. Daß es christlich ist, jemand, der in Schaden und Unglück geraten ist, deswegen weiteren Schaden zuzufügen, wird niemand behaupten. Darüber scheint sich Herr W. aber keine Gedanken gemacht zu haben. Nach ihm hat das Deutsche Reich in erster Linie nur Pflichten gegen sich selbst, nicht gegen die Herero, die es sich billigerweise gefallen lassen müssen, von ihm ausgebeutet zu werden. Daß sie Schutzbefohlene des Deutschen Reiches sind, die als solche Anspruch auf seine Fürsorge haben, hat für Herrn W. nur wenig Bedeutung. Deswegen weiß er auch kaum etwas darüber zu sagen, wie den schwer Geschädigten wieder aufgeholfen werden soll. Mag aus ihnen werden, was da will, wenn nur ihr Weidegebiet teilweise — oder auch ganz — in die Hände der deutschen Ansiedler übergeht, dann kann die deutsche Kolonie in Hereroland florieren.

Daß Missionsleute solchen Ansichten nicht zustimmen können, fühlt und weiß Herr W. selbst. Wir und zwar besonders wir von der Rheinischen Mission, denen Jahrzehnte lang das Wohl und Wehe der Eingeborenen des Hererolandes am Herzen gelegen hat und aufs Gewissen gelegt war, und die wir alle die Jahre hindurch dafür gearbeitet haben, müßten schlechte Missionare sein, wenn wir Herrn W. zustimmen wollten. Wir würden auch unserer deutschen Kolonie in Hereroland keinen Dienst erweisen, wenn wir zugeben wollten, daß die Eingeborenen so behandelt werden, daß ihnen nichts übrig bleibt als auszuwandern, oder ihre Freiheit dran zu geben, oder Bettler zu werden. Wo sollen denn die Ansiedler Hirten und Arbeiter herbekommen, wenn die Eingeborenen auswandern? Würden sie, zur Dienstbarkeit verurteilt und mit ihrem Lohne unzufrieden, einer Kolonie zu dauernder Blüte verhelfen können? Die Erfahrung lehrt das

Gegenteil. Daß sie aber als Bettler einer Kolonie nichts nützen, braucht nicht bewiesen zu werden. Eine wohlwollende Regierung, die die Eingeborenen als wirkliche Schutzbefohlene ansieht, und der ihr Wohl am Herzen liegt, wird darum darauf bedacht sein, wie sie den Geschädigten wieder aufzuhelfen vermag, damit sie für die Kolonie produktiv bleiben. Davon haben ja doch die Ansiedler und die Regierung selbst ihren Nutzen und Vorteil.

Es ist keine Frage, daß die Heerden der Eingeborenen in etwa 10 Jahren wieder einen ziemlich hohen Stand erreichen werden, wenn anders nicht neue Seuchen das jetzt noch vorhandene Vieh weiter heimsuchen. Denn die Herero haben während der letzten Jahrzehnte bewiesen, daß sie gute Rindviehzüchter sind, die auch von den schwersten Verlusten sich immer bald wieder erholen. Jetzt, da dem wenigen Vieh dieselbe Weide zur Verfügung steht wie früher dem vielen, wird es sich ohne Zweifel schneller vermehren als früher. Denn es kann nun besser im Stande bleiben und ist gegen Ende der trockenen Zeit der Abmagerung, die bei dem vielen Vieh alljährlich statt hatte, nicht so sehr ausgesetzt.

Aber von der zukünftigen Vermehrung ihres Viehes können die Herero in diesem Augenblick nicht leben; und ich sehe es auch nicht für einen großen Segen für sie an, wenn ihr Viehstand wieder die frühere Höhe erreichen sollte. Dabei können sie zu viel müssig gehen, und darüber hat sich noch kein Missionar freuen können. Ich denke, daß die Herero durch den Verlust ihres Rindviehes darauf hingewiesen werden, mehr als bisher zu arbeiten. Und sie *werden* arbeiten, wenn sie nur in rechter Weise dazu ermutigt und angeleitet werden, und wenn sie sehen, daß ihnen das Arbeiten Nutzen bringt. Ich habe immer mehr Herero als Arbeiter bekommen können, als ich beschäftigen konnte, und ich habe es immer tief bedauert, daß so wenig Arbeitsgelegenheit für sie vorhanden war. Ich bin überzeugt, daß junge Herero, wenn es ihnen zu Hause an genügendem Unterhalt fehlt, in Scharen herzu strömen werden, sobald die Regierung oder auch Private sie zur Verbesserung der Wege, Anlage von Dämmen, Graben von Brunnen und dergleichen anstellen wollen, und sie sicher sind, daß sie wohlwollend behandelt werden und etwas verdienen können. Da brauchte das kostspielige und gefährliche Experiment der Deportation von Verbrechern nach Hereroland, wie es Herr W. befürwortet, das aber schon anderweitig genügend beleuchtet worden ist, nicht zu den eben erwähnten Zwecken gemacht zu werden.

Aber noch in anderer Weise wäre es jetzt an der Zeit, die Herero zur Arbeit anzuleiten und damit ihnen Lebensunterhalt zu verschaffen. Sie sollten zum Anbau von Kafferkorn, Sorghum ermutigt, angelernt nnd unter Umständen genötigt werden. Ich bin überzeugt, daß in den meisten Teilen des östlichen Hererolandes Kafferkorn ebenso gut, wenn nicht besser wachsen würde, als in Ovamboland. Ich habe letzteres im Jahre 1891 bereist und war verwundert, daß im südlichen Teile desselben die Vegetation dürftiger

war als in Hereroland, und daß die Weide dort bei weitem nicht die Güte hatte, wie die im Hereroland. Daher ist der dortige Viehschlag, Rinder, Ziegen und wenige Schafe, klein, und will der größere Viehschlag des Hererolandes dort nicht gedeihen. Die Aecker der Ovambo müssen tüchtig bearbeitet und gedüngt werden, wenn sie genügende Erträge liefern sollen. Nun werden die Niederschläge im östlichen Hererolande kaum geringer, der Boden aber wird viel besser sein, als im Ovambolande. Daher ist in jenem der Kafferkornbau gewiß ebenso gut möglich wie in diesem. Daß die Herero bisher noch nicht dazu übergegangen sind, hatte vor allem seinen Grund in ihrem Reichtum an Vieh, das ihnen gerade in der Regenzeit, wo der Kafferkornbau betrieben werden muß, so viel Kost lieferte, daß sie dann nicht arbeiten mochten. Es wäre ihnen auch wohl zu beschwerlich gefallen, die Anpflanzungen vor ihrem vielen Vieh zu schützen. Dazu verstanden sie sich nicht auf die Aufbewahrung der Ernteerträge.

Ich habe schon im Jahre 1875 in Okahandja, das etwa in der Mitte von Hereroland liegt, Anpflanzungen von Kafferkorn auf dem höheren Teile des Platzes gesehen. Diese waren von Herero, welche früher in Ovamboland gewohnt hatten, gemacht worden. Und auch jetzt noch wird in dortiger Gegend, allerdings mehr in der Flußniederung, etwas Kafferkorn gebaut. Ich selbst machte zu Beginn des Jahres 1893 eine kleine Anpflanzung in meinem Garten auf Omburo auf ganz grobsandigem, aber gut gedüngtem Boden und erzielte ohne jedes Begießen oder Berieseln ein sehr günstiges Resultat, so daß der Finnische Missionar Pettinen aus Ovamboland bei seinem Besuche in Omburo darüber verwundert war. Allerdings war die Regenperiode von 1893 sehr reich an Niederschlägen. Ein zweiter Versuch in der folgenden Regenperiode, in welcher der Regen wiederholt Wochen lang aussetzte, hatte weniger günstigen Erfolg. Dennoch zeigte auch er, daß Kafferkorn im östlichen Hererolande selbst unter ungünstigen Regenverhältnissen noch gedeihen kann.

Im westlichen Hererolande, welches spärlicher beregnet wird, wird der Anbau von Kafferkorn in freiem Felde wohl nicht möglich sein. In den Flußniederungen könnten aber noch viel mehr Gärten als bisher angelegt werden, in denen Mais, Kürbisse, Melonen und Gemüse gezogen werden können. Weizenbau wird ja dort an günstigen Stellen in den Flußbetten schon längst betrieben. Doch giebt es solche nur wenige.

Da im westlichen Hererolande die Rinderpest dank des Impfens nicht solche Verheerungen angerichtet hat wie im östlichen, so wird dort voraussichtlich die Not nicht so groß werden wie hier. In diesem östlichen Teile ist nach meiner Ueberzeugung, die mein Kollege, Missionar Eich in Otjozondjupa teilt, der Kafferkornbau möglich. Meine übrigen Kollegen in Hereroland, die Ovamboland nicht gesehen und auch keine Versuche mit Kafferkornbau gemacht haben, haben meines Wissens zu dieser Frage noch keine Stellung genommen. Des-

wegen war auch bisher nur wenig davon die Rede. Aber mein Kollege Eich und ich können es nur auf das dringendste empfehlen, daß die Regierung in dieser Angelegenheit ungesäumt dahin Fürsorge trifft, daß die Eingeborenen im östlichen Hererolande Saatkorn für Kafferkornbau und, wo es fehlt, Ackergerät — in Ovamboland braucht man nur Hacken — bekommen und zum Anbau angeleitet werden. Das könnte gut durch Ovambo geschehen, deren eine große Anzahl im Hererolande wohnen oder herumziehen. Sollten sich fürs erste die Eingeborenen unwillig dazu zeigen, so sollte die Regierung Musterfelder anlegen. Die Kosten würden durch den Ertrag genügend gedeckt werden. Sehen die Eingeborenen, daß das Kafferkorn in ihrem Lande wirklich wächst, so werden sie schon von selbst in den nächsten Jahren zum Anbau desselben übergehen. Unsere Mission kann davon nur Nutzen und Segen haben, wenn die Eingeborenen dann seßhafter werden und weniger dem Müssiggang fröhnen können. Es würde sich dann auch zeigen, daß das Land eine weit größere Bevölkerung ernähren kann, als früher bei der bloßen Viehzucht. Und schließlich würde eine Hebung der ganzen Kolonie die natürliche Folge sein. Es könnte dann beim Wiederanwachsen des Rindviehstandes im Verhältnis auch viel mehr davon verkauft und für den Handel nutzbar gemacht werden.

Ich gebe zu, daß dann die Herero kein so großes Weidegebiet mehr brauchen wie vor der Rinderpest. Sie werden dann auch wohl, nachdem sie gesehen haben, daß ihre Existenz nicht gefährdet ist, unter billigen Bedingungen auf friedlichem Wege von einem Teile desselben Abstand nehmen. Dem Vorschlage des Herrn W. aber werden sie so lange mit dem größten Mißtrauen begegnen, wie sie dabei keine Aussicht haben, wieder zu ihren früheren Existenzmitteln zu gelangen. Gutwillig werden sie niemals darauf eingehen.

Herr W. kennt Hereroland schlecht, wenn er meint, daß die Wollschafzucht dort solche Aussichten hätte wie in Australien. In Hereroland haben ja die meisten Gewächse, selbst viele Gräser, Dornen und Stacheln, und die Bärte nnd sonstigen langen, wollartigen Haare mancher Ziegen zeigen, wie sich diese darin festsetzen. Das würde bei dem Vließ der Wollschafe wohl noch viel mehr der Fall sein, so daß es kaum viel mehr als die Ausfuhrkosten wert wäre. Nur in wenigen Strichen, wo es keine Dornen und Stacheln giebt, dürfte Wollschafzucht möglich sein.

Deshalb kann ich mich nur dahin zusammen fassen: Die vorläufige Losung für Hereroland sei neben Verbesserung der Verkehrswege und -mittel im östlichen Teile des Landes der Kafferkornbau. Versuche dazu werden nur wenig kosten und können nach meiner Ueberzeugung nur zum besten des Landes und seiner Bewohner ausschlagen.

F. Bernsmann.

Vereins-Nachrichten.

1. Haupt-Versammlung.

Am 18. Oktober d. Js., 8 Uhr, fand in Berlin im Vereinshause Wilhelmstraße Nr. 34 die Hauptversammlung des Evangelischen Afrika-Vereins unter Vorsitz des Geheimen Regierungsrats Steinhausen statt. Herr General der Infanterie v. Strubberg und Herr Graf v. Gröben waren durch Reisen am Erscheinen verhindert.

Geheimrat Steinhausen erstattete den nachstehend veröffentlichten Geschäftsbericht, nach welchem der Verein begründeten Anlaß hat, mit Dank gegen Gott auf das vergangene Jahr zurückzublicken und der Zukunft mit freudiger Hoffnung entgegen zu sehen.

Zur Ergänzung dieses Berichts referierte Pastor Müller-Groppendorf über seine Reise nach England und über die Arbeiten der Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels.

Ferner erstattete der stellvertretende Schatzmeister Kaufmann Schalow den Kassenbericht. Gegen die Rechnung wurden von keiner Seite Einwendungen erhoben und somit der Schatzmeister entlastet.

Endlich wurden die Herren Pastor D. von Bodelschwingh und Staudinger einstimmig in den Hauptvorstand gewählt.

2. Geschäfts-Bericht.

Als der letzte Bericht erstattet wurde, stand in der äußeren Verwaltung des Evangelischen Afrika-Vereins insofern eine Aenderung bevor, als der Pastor G. Müller-Groppendorf mit Rücksicht auf seine dienstliche Inanspruchnahme das Amt eines Generalsekretärs in die Hände des von ihm bereits 6 Monate als Hilfsarbeiter beschäftigten Herrn Richard Harder legen sollte. Herr Harder hat indessen das Amt nur bis zum August verwaltet und ist dann auf seinen Wunsch von demselben entbunden worden. Bald darauf ist er bedauerlicher Weise am Typhus schwer erkrankt; doch hat ihn Gott wieder genesen lassen, so daß er demnächst in den Dienst der deutschen Seemannsmission treten konnte, in welcher wir ihm ein segensreiches Wirken wünschen. Mangels eines geeigneten Ersatzes habe ich das Schriftführer-Amt, das mir bei Gründung des Vereins bereits übertragen war, wieder übernommen und führe dasselbe mit Hilfe eines in Vereins- und Agitationssachen bewährten Sekretärs. Mag diese Einrichtung nicht demjenigen Ideal entsprechen, welches man im Interesse des Vereins als das Erstrebenswerteste bezeichnen kann, so hat sie doch den ungemeinen Vorzug der Billigkeit, und hierauf ist bei einem verhältnismäßig so jungen Verein bedeutender Wert zu legen.

Unsere Arbeit hat sich stets im Kreise derjenigen Aufgaben bewegt, welche uns durch die Vereinssatzungen gestellt sind. Die „Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur" in unseren Schutzgebieten und „die Hebung der sozialen Lage der Bevölkerung" begreifen es ohne weiteres in sich, daß wir dem gemeinsamen Wunsche der evangelischen Missionen entsprechend, thatkräftig für die Menschenrechte der Eingeborenen eintreten und stets eintreten werden, von welcher Seite diese Rechte auch angetastet werden mögen. Aus dem Umstand, daß unser verehrter Redakteur der „Afrika" auf den einstimmigen Beschluß des Hauptvorstandes eine Reise nach England gemacht hat, um neben den dortigen Bestrebungen zur Bekämpfung der Branntweinpest auch das umfassende Wirken der Aborigines Protection Society kennen zu lernen, hat man in einigen Kreisen geschlossen, daß der Hauptvorstand auf diese Seite unserer Arbeit das Hauptgewicht lege, ja man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß unser Verein zum „Ableger" jener englischen Gesellschaft werden könne. Diese Annahme ist durchaus irrig. Wir sind zunächst der frohen Hoffnung, daß sich dem Verein bei der gegenwärtigen Kolonial-Regierung des deutschen Reiches auf diesem speziellen Gebiete überhaupt nur wenig oder gar kein Anlaß zum Eingreifen bieten werde. Im übrigen wird der Verein seine Selbständigkeit zu wahren wissen und seine sonstigen Aufgaben nicht vergessen, sondern sie ohne Rücksicht auf theoretische Bedenken in praktischem Handeln zu lösen suchen.

Hierhin gehört zunächst unser Erstlingswerk, die Ausbildung eines jungen Mediziners, welcher in unserem Dienste nach Afrika zu gehen, sich verpflichtet hat. Das Studienstipendium ist fortgewährt worden. Zu unserer Freude hat unser Kandidat sein Physikum gut bestanden und steht jetzt in den sogenannten klinischen Semestern. Nach dem Staatsexamen gedenken wir ihm die Möglichkeit zu geben, sich für den Dienst in den Tropen praktisch vorzubereiten.

Die Agitation gegen die übermäßige Einfuhr von Branntwein in die Schutzgebiete ist weiter betrieben worden.

Im Mittelpunkt unserer Arbeit steht unsere Station auf Lutindi in Süduſambara (Deutsch-Ostafrika). Wir haben von ihrer Gründung und Ausgestaltung wiederholt in der „Afrika" berichtet*) und erzählt, wie die Diakonen Bokermann und Liebusch in der von unserem bewährten Berater Missionar Lang-Heinrich ausgekundschafteten Gegend die ersten Anlagen geschaffen, von der mühsamen Ausrodung der gewaltigen Baumriesen des Urwaldes bis zum Bau der nötigen Unterkunftshäuser der Sklavenfreistätte, wie Bokermann dann im November v. J. die infolge der Ueberschwemmung des Luengera-Flusses so mühevolle Reise nach der Küste gewagt, und wie er mit der Diakonisse Lina Diekmann gegen 20 Sklavenkinder von Kisserawe glücklich nach Lutindi gebracht hat. Auch haben wir bereits

*) U. A. 1896 Nr. 10 S. 190, 1897 Nr. 1 S. 11, Nr. 3 S. 71, Nr. 4, S. 104, Nr. 5 S. 132.

von der Heimsuchung berichten müssen, die unseren Verein durch den Tod der treuen Diakonisse betroffen, welche, schon in Kissarewe am Fieber leidend, bald nach ihrer Ankunft auf Lutindi ihren Leiden erlag. Dem freundlichen Entgegenkommen der Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika ist es zu verdanken, daß der in Usambara auf Urlaub weilende Diakon Gerdes nebst Frau alsbald zur Aushilfe herbeieilten. Da beide ihres Gesundheitszustandes wegen nicht auf ihr früheres Arbeitsfeld in Tanga zurückkehren können, so hoffen wir, daß sie bis auf weiteres noch unserer Sache auf Lutindi erhalten bleiben. Als Ersatz für Lina Diekmann ist Ende Juni die Schwester Marie Lohoff, welche ebenfalls in den Bodelschwinghschen Anstalten ausgebildet ist, hinausgesandt worden. Sie ist Ende Juli gut in Lutindi angelangt und hat die Erziehung der Mädchen übernommen. Mittlerweile ist Diakon Liebusch, der treue Mitarbeiter Bokermanns, auf einige Zeit beurlaubt worden, um sich von den Anstrengungen seiner Bauarbeiten zu erholen.

Inzwischen hat sich die Zahl der Pfleglinge durch weitere, der Station seitens des Gouvernements überwiesene Kinder vermehrt. Unsere Pfleglinge fühlen sich in Lutindi sehr wohl und die Briefe, welche meine Kinder, die mit ihnen in Korrespondenz getreten sind, erhalten, beweisen, daß auch der von unseren treuen Arbeitern erteilte Unterricht nicht vergeblich gewesen ist.

Nachdem uns durch das unter der Protektion Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg und dessen erlauchten Gemahlin im Januar d. Js. stattgehabte Promenaden-Konzert die zur Errichtung eines Sanatoriums nötigen Mittel zur Verfügung gestellt waren, ist der Bau in Angriff genommen und soweit gefördert worden, daß die Eröffnung des Sanatoriums noch in diesem oder Anfang nächsten Jahres erhofft werden darf. Wir können nicht umhin, dem erlauchten Fürstenpaare und ihren unermüdlichen Helfern und Helferinnen, insbesondere Ihrer Excellenz der Frau Gräfin v. d. Gröben auch an dieser Stelle nochmals unsern wärmsten Dank auszusprechen. Dank sei auch gesagt der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft für ihre Gabe, Dank den Firmen, bei denen wir unsere Einkäufe zur Ausstattung der Station gemacht, und welche uns einen Rabatt zu bewilligen die Güte hatten, Dank dem Missionar Ostwald in Tanga, welcher uns stets die Zollabfertigung der Frachten und deren Verpackung in Trägerlasten besorgt, Dank der Verlagsbuchhandlung von Ehlermann in Dresden, welche das von Professor Hellwig in Pankow zur Centenarfeier in warmen patriotischen Geiste verfaßte Festspiel „Wilhelm der Große" zu gunsten des Vereins vertrieben hat. Besonders aber danken wir dem Kaiserlichen Gouvernement in Dar-es-Salaam, durch dessen freundliches Entgegenkommen uns das herrliche Land um Lutindi gesichert ist.

Ist die numerische Entwickelung des Vereins auch noch nicht eine solche, wie wir sie anfangs hofften und wie wir sie wünschen müssen, so hat er doch vermöge der durch Verbreitung von Flugblättern

kräftig betriebenen Agitation dauernd zugenommen. — Der Rheinische Verband ist dank der Rührigkeit seiner Leiter immer größer geworden. Er unterstützt insbesondere die Schulen Westafrikas, (nach dem letzten Geschäftsbericht mit einer Gesamtsumme von 2250 Mark) und hat neuerdings sein Interesse der Gründung einer „Kolonialschule" in der Heimat zugewandt. Er hat uns aber auch schon manche Gabe für Lutindi übermittelt. Der Zweigverein in Minden wächst, in anderen Orten, wie Darmstadt und Erfurt, sind Zweigvereine im Entstehen begriffen.

So dürfen wir hoffnungsfreudig in die Zukunft sehen in der Ueberzeugung, daß das Verständnis für eine kräftige Förderung der deutsch-evangelischen Kultur in den Schutzgebieten gerade in einer Zeit, wo das Erbe des großen Reformators und seiner Mitarbeiter besonders bedroht erscheint, in dem evangelischen Deutschland weiten Boden gewinnen werde.

Berlin, den 18. Oktober 1897.

Hermann Steinhausen.

---

3. Post aus Lutindi.

Diakon Gerdes, welcher bis zu seiner Uebersiedelung nach Lutindi mit seiner Gattin in Tanga stationiert war, hat immer an Fieber zu leiden. Er ist am 18. September bedenklich erkrankt, Gott hat ihm aber durchgeholfen, so daß er sich schon am 24. September ziemlich frisch und munter fühlte und bald das Bett verlassen zu können glaubte. Auch Schwester Marie Lohoff hat die Folgen ihrer Reise noch nicht, wie man hoffte, ganz überwunden.

Leider hat sich ein beklagenswerter Unglücksfall ereignet. Einer der Knaben hat sich des auf der Station befindlichen Gewehrs zu bemächtigen gewußt und im Scherze auf zwei seiner Kameraden angelegt. Der Schuß hat beide so erheblich verletzt, daß sie ihren Wunden alsbald erlagen. Es ist das eine schwere Heimsuchung für unsere Station. Der beteiligte Knabe hat sich zunächst zu verbergen gesucht, ist dann aber wegen seiner Schuld um Verzeihung flehend heimgekehrt. Das Unglück hat alle tief erschüttert.

Ueber das Sanatorium schreibt Diakon Bokermann am 24. September: „Die Mauern wachsen allmählich höher. Ich mauere mit 3 Waschambaa, die ich soweit angelernt habe, daß sie jetzt mit europäischem Lot bauen können. In drei Wochen werden wir wohl die Deckenhöhe erreichen können."

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. Oktober).

Ein charakteristisches Beispiel für die englische Einwirkung auf die Gerichtsbarkeit in **Aegypten** liefert die Bestrafung, welche der Herausgeber des arabischen Blattes „Muschir", Salim Sardis durch einen den deutschen Kaiser beleidigenden Artikel sich zugezogen hat. Er war in erster Instanz zu 12 Monaten Gefängnis und 400 Mark Geldbuße verurteilt worden. Die zweite Instanz begnügte sich mit 2 Monaten und 100 Mark; die dritte Instanz hat aber erklärt, daß eine Woche Gefängnis und 200 Mark Geldbuße eine genügende Strafe seien!

Nach der Einnahme von Berber erscheint eine Verstärkung der Armee notwendig, und ist zu diesem Zweck die Formierung von 3 Bataillonen der Reserve und Entsendung von weiteren 3 Kanonenbooten verfügt worden. Dies deutet auf die Absicht, den **Sudan-Feldzug** nach deren Eintreffen noch in diesem Jahre fortzusetzen. Auch die italienischerseits ausgesprochene Absicht, Kassala spätestens am 25. Dezember zu räumen, ließ darauf schließen, daß die Engländer beabsichtigten, bis zu diesem Zeitpunkt von dem für sie wichtigen Punkte Besitz ergreifen zu können. Allerdings ist nun M. Pearson von Suakin nach Kassala gesandt worden — er sollte zwischen dem 15. und 20. Oktober dort eintreffen —, um sich über die dortigen Verhältnisse zu informieren, und man konnte dies für den ersten Schritt zur Besitzergreifung durch England halten, da die dort stationierten Eingeborenen-Truppen einfach auf anglo-ägyptische Rechnung übernommen werden sollten, es sich also nur um Entsendung englischer Offiziere und vielleicht einer notwendig erscheinenden Verstärkung der Garnison durch ägyptische Truppen handeln kann. Auch wurde der beabsichtigte Besuch des Prinzen von Wales in Rom dahin gedeutet, daß durch ihn die englisch-italienischen Beziehungen enger geknüpft werden sollten. Jedoch ist dieser Besuch jetzt aufgegeben worden, Pearson soll durchaus noch keine Ermächtigung zu definitiven Abmachungen haben, und die englischen Zeitungen besprechen die Uebernahme Kassalas und die Fortsetzung des Sudan-Feldzuges als untrennbare aber noch durchaus unentschiedene Fragen. Man rechnet darauf, daß Italien auch ferner sich aufopfern werde, um Kassala den Derwischen nicht zu überlassen, hüllt aber die eigenen Absichten, wie immer, in ein undurchdringliches Dunkel.

Ueber die Besetzung von Berber ist zu berichten, daß der englische Generalstab, durch Spione benachrichtigt von dem nach Berber gekommenen Befehl des Mahdi, sich auf Metämmeh zurückzuziehen, den General Hunter beauftragte, auf 4 Kanonenbooten mit einer Brigade den Nil hinaufzugehen, während die befreundeten Ababde-

Araber unter ihrem Scheik Abdul-Azim Bey zu Lande folgten. Letzterer fand Berber am 7. September bereits von den Mahdisten geräumt und besetzte es sofort; kurz darauf konnten die Truppen ausgeschifft werden und einrücken. Anderen Tages wurden Streifkorps nach Ost und West entsandt zur Sicherung der Verbindungslinien. Unter diesen gebührt der Karawanenstraße Suakin-Berber die Hauptbedeutung und von der Küste des roten Meeres wurden deshalb Detachements in Bewegung gesetzt, um mit denen von Berber Fühlung zu gewinnen.

Die anglo-ägyptischen Truppen halten nun die Nil-Orte von Dongola bis Berber besetzt, die Wüstenbahn Koroska-Abu-Hammed ist beendet und wird sofort bis Berber fortgesetzt (zu 5 Millionen Franks veranschlagt); bei ihrer Leistungsfähigkeit — die 40 Tonnen schweren Lokomotiven ziehen 40 beladene Wagen — ist sie von großem Werte. Da die Nil-Katarakte in der Hauptsache überwunden sind, ist der Sirdar Kitchener ziemlich unabhängig von dem Wasserstande, aber eine besondere Kühnheit scheint seinen Unternehmungen nicht inne zu wohnen. Es sind zwar seine Kanonenboote bis El Damer vorgegangen, wo sie auf den Getreideschiffen der Mahdisten auch Gordons Koffer in Besitz nahmen, nnd es verlautet, daß eine Truppenabteilung den Atbara hinauf nach Gos Redjeb (115 Kilometer von Kassala) vorgeschoben sei; aber dieses Gerücht ist mit Vorsicht aufzunehmen, wird doch anderseits von einem Ueberfall berichtet, welchen am 17. Oktober eine Patrouille berittener Mahdisten auf eine Ortschaft 7 Meilen nördlich Berber ausführte. Eine von dort entsandte Truppenabteilung trieb sie allerdings nach dem Atbara zurück; jedoch beweist dieser Vorfall, daß der Emir Mahmud nicht unthätig in seiner Avant-Garden-Stellung in Metämmeh ist. Auf die Absicht, eine ausgedehntere und umfassendere Stellung bis Kassala zu besetzen, bevor der entscheidende Angriff auf Omdurman erfolgt, deutet allerdings die Inangriffnahme einer Eisenbahn vom roten Meer (Suakin?) nach Kassala, welche bereits das Stadium der Verhandlungen mit Italien überschritten hat, da die Vermessungsarbeiten begonnen werden sollen. Mit welcher Schnelligkeit die Briten diese afrikanischen Bahnen ausführen, zeigt ja neben anderen auch die soeben beendete Wüstenbahn.

Zu welchen Verwickelungen freilich dieser Sudan-Feldzug in nächster Zeit führen kann, ist noch nicht vorauszusehen. Eine festere Basis gewinnt jetzt die Hoffnung der Aegypter, daß die Frage ihres Landes von einer Seite aufgerollt werden wird, von welcher England es bisher am wenigsten vermutete. Der Negus von **Abessinien** hat den Umstand, daß ein großer Teil seines Landes von Mohammedanern bewohnt wird, zu benutzen verstanden, um mit dem Sultan der Türkei Beziehungen anzuknüpfen, und zwar ist es Leontjew, welcher sich durch die Mission nach Konstantinopel den Dank Menelik's erworben hat. Von französischer Seite wird berichtet, daß ein gemeinsames Vorgehen in der ägyptischen Frage vereinbart sei, und wenn auch eine unmittelbare praktische Folge hieraus noch nicht verbürgt ist,

erhalten doch Frankreich und Rußland eine neue Handhabe England gegenüber und werden diese im Interesse der Befreiung Aegyptens zu benutzen wissen.

Es ist keine Frage, daß das Wohl des Nil-Reiches nur ein Vorwand ist, um andere Interessen zu verfolgen, dahin gehört aber für Rußland der Einfluß in den afrikanischen Fragen und für Frankreich die erstrebte Ausdehnung des kolonialen Besitzes von dem atlantischen Ozean bis ans rote Meer. Es wird mehr und mehr fraglich, ob es England diesmal wieder gelingen wird, durch Verwirrung der politischen Fäden den Kämpfen auszuweichen, welche sich im westlichen und im östlichen Sudan sehr ernst vorbereiten. Liotard ist bereits am 23. Juli in Meschra-er-Rek eingetroffen, das Bahr-el-Ghasal-Gebiet ist also von den Franzosen okkupiert, die Vereinigung mit Bonvalot am weißen Nil jedenfalls erfolgt und hiedurch einerseits der Mahdi von seinem Rückzug zum Bahr-el-Djebel abgeschnitten, anderseits den englischen Plänen ein Riegel vorgeschoben. Die Franzosen haben auch hier, wie überall in den letzten Jahren, das von ihnen aufgestellte Prinzip „nur der Besitzergreifende hat Rechte" zur Anwendung gebracht; denn mit seinem Einspruch gegen das Geschenk, welches England 1894 mit dem ihm gar nicht gehörenden Gebiet des Bahr-el-Ghasal an den Kongo-Staat machen wollte, hatte Frankreich doch selbst noch keine Rechte erworben. Aber es erklärte das Gebiet für herrenlos und fühlt sich also berechtigt, es zu okkupieren.

Eine ganz wesentliche Stütze wird dieses Vorgehen in der durch Leontjew zu schaffenden neuen abessinischen Provinz finden, welche voraussichtlich südlich des Plateaus von Kaffa vom Juba bis zum weißen Nil reichen und etwa bis zum 2. Grad nördlicher Breite sich erstrecken wird. An Leontjews letzter, vom Negus autorisierter Mission nach Petersburg ist nunmehr nicht mehr zu zweifeln, denn von dort ist als Vertreter des Zaren am Hofe Meneliks Herr Wlassow entsandt worden. Ebenso sind auf die Thätigkeit Leontjews beim Sultan und des Prinzen Orleans beim Khedive jedenfalls die neuen Beziehungen zwischen Abessinien und der Türkei zurückzuführen. Was für Geschäfte die Herren nun mit der Provinz-Verwaltung machen werden, wird abzuwarten sein. Vielfach setzt man ernste Zweifel in die von ihnen erwartete reiche Ausbeute.

Ihre nächste Nachbarin im Osten ist die Handelsgesellschaft für die **Benadir-Küste.** Auch diese will nach der parlamentarischen Genehmigung eines mit der italienischen Regierung geschlossenen Abkommens die Verwaltung der Kolonie jetzt energisch in die Hand nehmen, da die Eingeborenenstämme sich nunmehr alle unterworfen und zur Anerkennung der italienischen Herrschaft bereit erklärt haben sollen.

Der Gouverneur von **Deutsch-Ost-Afrika,** Generalmajor Liebert, hatte Mitteilung über ein gutes Ansiedelungsgebiet in Uhehe gemacht; näheres hierüber berichtet der Forstassessor v. Bruchhausen im Kolonial-Blatt. Das Gebiet der Utschungwe-Berge südlich der

Station Iringa hat nach Abzug der unbrauchbaren Landstriche einen Umfang von etwa 10 000 Quadratkilometern, erfreut sich eines dem europäischen sehr ähnlichen Klimas und besitzt zum großen Teil einen hervorragend guten Boden mit üppiger Vegetation. Zahlreiche Schluchten werden von klarem reinem Quellwasser durchflossen und neben der vom November bis Mai anhaltenden, warmen Regenzeit regnet es, was ein seltener Vorzug im tropischen Afrika ist, auch in den übrigen Monaten. Die Verbindung mit der Küste ist die beste mittelst der schiffbaren Flüsse Rufidschi und Ulanga, sobald ein kleiner Dampfer ober- und einer unterhalb der Pangani-Fälle vorhanden ist.

Dem Gouverneur ist nunmehr die Genehmigung einer Kopf- oder Hüttensteuer erteilt worden, womit Neger, Araber und Inder des Schutzgebietes zu belegen sind. Vom Kommando der Schutztruppe sind zu Ehren der in den Kriegen gegen die Eingeborenen gefallenen Angehörigen der Schutztruppe und der Wißmann-Truppe sowie der durch Krankheiten in Afrika hingerafften Krieger, insgesamt 12 Offiziere und 31 Unteroffiziere Grabsteintafeln beschafft worden, welche nach ihrem Eintreffen in Afrika am Orte ihrer Wirksamkeit Aufstellung finden sollen.

Zum Straßenbau wird jetzt auch eine Kompagnie der Schutztruppe herangezogen, indem sie die Straße von Dar-es-Salaam nach der Missions-Station Kisserawe auszubauen und bis Kisaki zu verlängern hat; das sind etwa 200 Kilometer (Luftlinie) ins Innere.

Die Undurchführbarkeit der plötzlichen Aufhebung der Sklaverei auf **Sansibar** und Pemba beginnt bereits zu Tage zu treten. Ganz abgesehen von der Beibehaltung der weiblichen Sklaven unter dem Titel von Konkubinen, hat man auch nicht die Mittel gehabt, um die Entschädigungen für freizulassende männliche Sklaven zu zahlen, England scheint mit materieller Unterstützung für diesen guten Zweck weniger bereit zu sein, als mit der Veranlassung übereilter Entschließungen. Jetzt wird berichtet, daß bis zum September nur etwa 180 Freibriefe gegen Entschädigung der Eigentümer ausgestellt, 70 andere Sklaven ohne solche für frei erklärt und auf die Schamben des Sultans als „Arbeiter" verschickt wurden. Im übrigen sollte das Los der Sklaven dadurch verbessert werden, daß man ihnen neben Donnerstag und Freitag auch Mittwoch dienstfrei gab, um sich selbständig etwas verdienen zu können. Gleichzeitig erhöhte man aber die Arbeitszeit an den übrigen Tagen von 6 auf 8 Stunden, so daß die Leistung dieselbe bleiben sollte. Das hat aber keine guten Folgen gehabt. Die Sklaven wissen sehr wohl, daß eine Aenderung zu ihren Gunsten eingetreten ist, wenngleich sie den Inhalt des Dekretes nicht kennen, und dies ist ihnen Grund genug, ihrer Arbeit mit möglichster Saumseligkeit obzuliegen.

Aus **Uganda** wird gemeldet, daß Major Teruan die nach dem Kampfe am 20. Juli flüchtig gewordenen Aufständischen verfolgte und am 29. Juli bei Marongo einholte. Er schlug sie trotz ihrer Verstärkung durch Frutabangi-Banden und zersprengte sie. Teruans

Streitmacht bestand aus 300 Sudanesen, 2 Maximgeschützen und zahlreichen Baganda-Truppen. Auch in Singo soll ein Aufstand geringeren Umfanges ausgebrochen sein.

Die ersten 100 englischen Meilen (161 Kilometer) der Eisenbahn von Mombassa sind vollendet und sollen im November dem Verkehr übergeben werden.

Die für **Portugiesisch-Ost-Afrika** brennende Frage der Verbesserungs- und Erweiterungsbauten des Hafens von Lourenço Marquez ist in ein neues Stadium getreten, indem das portugiesische Oberhaus dem von der Regierung vorgelegten Plane seine Zustimmung erteilt hat, wofür nicht weniger als 1 100 000 Pfd. Sterl. ausgeworfen sind. Die Arbeiten werden in einzelnen Sektionen an Unternehmer vergeben, jedoch unter Oberaufsicht der Regierung ausgeführt. Die erste Sektion, für welche 300 000 Pfd. Sterl. ausgesetzt sind, umfaßt die Errichtung von Quais, Landungsplätzen ꝛc.; man hegt die Hoffnung, daß die weiteren Ausgaben aus den Einnahmen für Benutzung der Hafenanlagen und aus Landverkäufen gedeckt werden. Auch die Stadt Lourenço Marquez hat in ihr Budget für das laufende Jahr 100 000 Pfd. Sterl. für Straßenbauten und Entwässerungsanlagen aufgenommen.

Das Syndikat, welches die Mittel für die Hafenbauten aufbringen soll, setzt sich aus portugiesischen, französischen und niederländischen Geldleuten zusammen; die Engländer sind also ausgeschlossen. Da **Transvaal** ein natürliches großes Interesse an diesen Bauten hat, bringt man wohl des Dr. Leyds Besuch in der Delagoa-Bucht nicht mit Unrecht damit in Verbindung, daß der Buren-Staat sich eine genauere Kenntnis der Pläne verschaffen wollte. Einen zweiten Zweck verfolgte er, indem er mit dem Gouverneur über Beschaffung von Arbeitern für die Bergwerke verhandelte. Eine Beschleunigung der Hafenbauten erscheint dringend geboten angesichts der Anstrengungen, welche in Natal gemacht werden, um den Handel der portugiesischen Kolonie zu entreißen. Es sind nämlich hier die Transitgebühren auf eine Reihe von Handelsartikeln aufgehoben worden, welche von Natal nach Transvaal befördert werden.

Dem schweizerischen Schiedsspruche betreffs der Delagoa-Bahn sieht man in Lissabon mit mehr Ruhe als bisher entgegen. Die Erfolge des bisherigen Widerstandes gegen Englands versteckte Drohungen und offenkundiges Liebeswerben haben ein Gefühl der Kraft erzeugt, welches auch einem ungünstigen Schiedsspruch mit Selbstvertrauen entgegensehen läßt.

Die Nachrichten aus **Rhodesia** lauten recht ungünstig und die Erkrankung des Herrn C. Rhodes, die am 8. Oktober gemeldet wurde, mag auch die Stimmung verderben, dagegen herrschte lauter Jubel in Kapstadt, als am 19. Oktober Abens der erste Eisenbahnzug von Bulawayo dort eintraf. Die Goldschätze aus Rhodesia können nun befördert werden, sobald man sie findet.

Mit einer sehr gerechtfertigten großen Entrüstung ist in allen Ländern das Verfahren der **Kap**-Regierung gegen die Betschuanen verurteilt worden. Und daß die Sache nicht durch andere gegen England verstimmte Nationen vergrößert und aufgeblasen worden ist, ergiebt sich am besten aus den zahlreichen scharfen Urteilen, welche die britische Presse darüber fällt. Es ist um vieles schlimmer, als es nach dem Bericht der „Afrika" im vorigen Heft erscheint. Denn es handelt sich nicht um einzelne gefangen genommene Rebellenfamilien, sondern um ein ganzes in die Knechtschaft geführtes Volk. Wie sie ankommen, werden die Familien auseinander gerissen, Männer, Weiber, Kinder von dem ihre Dienste in Anspruch nehmenden Farmer gegen einen nominellen Lohn mit fortgenommen. Als eine Deputation aus den Frauenkreisen Kapstadts beim stellvertretenden Premierminister Sir James Sieveright deshalb vorstellig wurde, erwiderte er: „Das Parlament hat beschlossen, daß mit dem Siege über die Betschuana-Rebellen deren Besitzthum an Land und Viehbestand der Regierung zufällt. Was soll nun mit den Rebellen und ihrem Anhang geschehen? Das Ministerium konnte zu keinem anderen Beschluß gelangen als dem der **Verteilung der besitzlos gewordenen Stämme** an diejenigen Farmer der Kolonie, von denen man eine humane Behandlung (?) dieser Farbigen voraussetzen darf." Und als die Damen mindestens um Befreiung der Frauen und Kinder baten, antwortete jener: „Das käme einem ministeriellen Geständnis gleich, daß das Unrecht auf seiten der Regierung läge. Es sei eine Thatsache, daß offene Rebellen untergeordneter Stämme noch nie zuvor mit gleicher Milde behandelt worden seien, als in diesem Falle. Die Regierung wäre doch auch berechtigt gewesen, kriegsgerichtlich gegen die Rebellen vorzugehen und sie allesamt füsilieren zu lassen. Die Humanität der Regierung habe aber einen solchen Ausweg nicht zugelassen."

Das Vorgehen der Chartered-Company in Matabele-Land, das Annektieren von Besitz an Land und Vieh und Sklavereiverhängung über die nun besitzlosen Einwohner wird also von der Kap-Regierung voll und ganz übernommen, und es ist noch ein Akt großartiger Humanität, daß man nicht ein ganzes Volk einfach verhungern läßt oder totschießt. Einen Kommentar bedarf dieses Verfahren nicht.

Daß man übrigens mit dem Erschießen ganz friedlicher unschuldiger Menschen, wenn sie einem gerade lästig waren, auch nicht sparsam gewesen ist, beweisen die Beispiele, welche die „Daily News" zu erzählen weiß. Es ist nicht notwendig, sie wiederzugeben. Giebt doch der Befehlshaber der Hochländer in Langeberg, Kapitän Searle, zu, daß er dem Rebellenhäuptling Luka Jantje den Kopf abschlagen ließ, lediglich, um ihn einem Museum zu schenken.

Das schlimmste bei diesem Vorgehen der Regierung gegen die Eingeborenen ist die damit verbundene Absicht, sich die Farmer zu gewinnen. Es ist bekannt, daß die wenig lobenswerte Kehrseite des schätzenswerten Selbstvertrauens und des Bewußtseins ihrer männlichen Kraft bei den Buren die Verachtung und Unmenschlichkeit

gegenüber den Eingeborenen ist. Wie das liebe Vieh haben sie diese behandelt, ja noch schlechter, und der Umschwung der Ansichten, welcher sich in Transvaal in der Annahme des Eingeborenen-Gesetzes (s. Nr. 9) kennzeichnet, hat deshalb allgemein freudiges Erstaunen erregt. Daß von einer liebevollen Behandlung der Betschuanen-Arbeiter keine Rede sein kann, weiß die Regierung sehr gut; aber durch diese Ueberlassung billiger Arbeitskräfte aus einem den Farmern verhaßten Volke glaubt sie ihre Partei wieder zu stärken und das von ihr abfallende Buren-Element wieder auf ihre Seite zu ziehen. Die Maßregel hat deshalb auch eine für den Freiheitskampf der Buren-Republiken große Bedeutung, denn die Freunde in der Kap-Kolonie sollen ihnen entzogen werden. Und dies ist wichtig.

Sind doch in der **südafrikanischen Republik** die Verhältnisse zur Zeit nicht wenig verwirrt durch die Frage, in wie weit den Vorschlägen der Industrie-Kommission Raum gegeben werden soll. Auf der einen Seite steht unter des Staatssekretär Leyds Anführung eine Partei, welche eine Gefahr für den Staat in jeder der Mineenindustrie gemachten Konzession erblickt und sich deshalb gegen alle Verbesserungsvorschläge sträubt. Andererseits wird aber von Krüger und seinen Freunden die Notwendigkeit wohl erkannt, angesichts der geringen Produktivität der Minen und des hierdurch veranlaßten Rückganges der Staatseinnahmen den Bergwerksbesitzern durch Erleichterungen entgegen zu kommen; und die äußerste auf seiten der Johannisburger stehende Partei, welche die volle Durchführung der Vorschläge der Kommission verlangt, wird voraussichtlich doch manches zu erreichen imstande sein, zumal die Regierung sich mit Plänen für neue Eisenbahnbauten trägt und hierzu eine Anleihe von 5 Millionen Pfd. Sterl. in Vorschlag gebracht hat.

Der Bericht der Industrie-Kommission wurde zunächst einem Ausschuß des Volksraades zur Begutachtung überwiesen und am 18. Oktober von diesem eine Vorlage an den Volksraad gebracht, welche eine Herabsetzung der Eisenbahnfrachtsätze für Bergbauerfordernisse, sowie eine Verringerung der Zolltarifsätze für Lebensmittel und eine Herabsetzung des Preises für Dynamit um 10 Schilling pro Kiste vorschlägt. Dagegen sollen die Zolltarifsätze für Luxusgegenstände erhöht werden. Ueber die rechtliche Möglichkeit, das Dynamit-Monopol aufzuheben, scheint man noch nicht völlige Gewißheit erlangt zu haben. Nach den letzten Nachrichten nahm der Volksraad am 21 Oktober in überraschender Weise sämtliche Vorschläge der Industrie-Kommission an. Dadurch ist die Regierung in große Verlegenheit gesetzt, denn bei der hiermit verbundenen starken Reduktion der Staatseinnahmen aus Frachten und Zöllen ꝛc. würde die ganze finanzielle Basis des Staates erschüttert werden und einer gründlichen Umgestaltung bedürfen. Es ist deshalb zu erwarten, daß der ausführende Rat in Prätoria den Beschluß des Volksraads ablehnen wird, da eine Verwicklung der Verhältnisse gerade jetzt zu vermeiden sein wird, wo er damit umgeht, eine Reform der ganzen Staatsverwaltung einzuleiten.

Alle Regierungsfreunde begrüßten deshalb die Rückkehr des **Dr. Leyds** mit lebhafter Freude, da man der Hilfe dieses energischen und rechtskundigen, kühl überlegenden Mannes nicht glaubt entbehren zu können zu dem schwierigen Werke; denn, wie reformiert werden muß, darüber scheint man zu Entschlüssen noch nicht gekommen zu sein.

Aber auch die Minen-Gesellschaften glaubt man einer Kontrolle mit Recht unterstellen zu müssen, und der Volksraad hat die Regierung aufgefordert, eine Gesetzesvorlage einzubringen, durch welche jene verpflichtet werden, in ihren Büchern die allen von ihnen beschäftigten Weißen gezahlten Löhne und Gehälter genau anzugeben.

Am 4. September wurde eins der bei Pretoria neuerbauten Werke, das Wonderboom-Fort, feierlich der Militärbehörde übergeben und mit einer starken Artillerie-Besatzung versehen.

Allgemein hat es in deutschen industriellen Kreisen peinlich berührt, daß der **Oranje-Freistaat** zu seinem Handelsvertreter in Europa einen **englischen** Kaufmann ernannt hat. Da neuerdings die politischen und wirtschaftischen Interessen immer mehr sich einander nähern, ist es auffallend, daß der Freistaat die Handelsvorteile nicht einem derjenigen Staaten zuwendet, welche ihm mit Wohlwollen begegnen.

Während in der Kap-Kolonie die Rinderpest unaufhaltsam fortschreitet, meldet man aus **Deutsch-Südwest-Afrika,** daß es gelungen ist, unter Einsetzung aller Kräfte und dank einer guten Organisation, ihr nicht nur unter den Heerden der Weißen, sondern auch unter denen der Eingeborenen Einhalt zu gebieten. Der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Meldung liegt wohl in der Urlaubsreise, welche der Major Leutwein nunmehr nach ununterbrochenen vierjährigen Aufenthalt in der Kolonie angetreten hat; er hat sich zunächst nach Kapstadt begeben, von wo er auf dem Wege über London Anfang November in Deutschland eintreffen wird. Allerdings ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Schutzimpfung nur für eine gewisse Zeit vorhält, oder daß von der Kap-Kolonie in Namaland die Pest neu eingeschleppt wird und daß ein abermaliger Kampf mit der Krankheit neue Impfungen erforderlich macht. Bisher sollen von Heerden der Europäer 20—30, von denen der Eingeborenen 50 Prozent gefallen sein, ein außerordentlich günstiger Zustand gegenüber dem in anderen südafrikanischen Gebieten, wo vielfach nur wenige Tiere überdauert haben. Noch aber wäre es sehr voreilig, mit bestimmten Resultaten zu rechnen oder gar bestimmte Projekte auf die neugeschaffenen Verhältnisse zu bauen. Nur eine Lehre ist jedenfalls bereits jetzt zu ziehen erlaubt, daß nämlich es um vieles vorteilhafter und zweckmäßiger erscheint, eine starke Schafzucht auf den freigewordenen Weiden zu betreiben, da diese Tiere bei weitem weniger der Pestgefahr ausgesetzt sind. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß eine Gesellschaft mit einem größeren Kapital im Anfang nächsten Jahres solche Versuche praktisch auszuführen gedenkt.

Hoffentlich werden die auf grund der Viehseuche endlich von der Regierung in Angriff genommenen Arbeiten auch mit aller Energie

fortgesetzt, denn sie sind dringend notwendig, um die Kolonie über den der Seuche unbedingt folgenden Notstand bald hinwegzubringen, der Eisenbahnbau und die Herstellung eines Hafens bei Tsoakhaubmund mittelst einer Mole. Für beide soll eine Reichstagsvorlage in Vorbereitung sein. Bezüglich der Eisenbahn ist ein Irrtum zu berichtigen; sie wird schmalspurig, mit 60 Centimeter Geleisbreite, und für Tierbetrieb eingerichtet. Die mitgenommene Lokomotive wird also nur Arbeitszwecken dienen. Das erste Kommando der Eisenbahnbrigade unter Premierlieutenant Kecker ist am 10. September in Tsoakhaubmund eingetroffen, das zweite ist am 13. September abgegangen, so daß sich nun 2 Offiziere und 45 Unteroffiziere dort befinden, um den Bau mit Energie vorwärts zu treiben. Angesichts der Anstrengungen, welche die Kapregierung macht, die Walfischbai zu heben — man plant einen Schienweg von der Bai nach dem Innern anzulegen — ist es doppelt notwendig, Tsoakhaubmund zu einem brauchbaren Hafen zu gestalten und ihm eine Schienenverbindung mit dem Binnenlande zu geben. Mit dem Hafenbau darf wohl auch die Ausreise des als Vermessungsschiff ausgerüsteten Kanonenbootes „Wolf" in Verbindung gebracht werden.

Ueber die Kaufgeschäfte in Windhoek waren kürzlich äußerst abfällige Aeußerungen eines Pater Hermann durch die Zeitungen gegangen. Wie sich aus einem neuerdings veröffentlichen Widerruf ergiebt, hat der Herr sich ohne alle Kenntnis der Verhältnisse nach zufälligen Eindrücken ein Urteil erlaubt, welches alle Welt in Erstaunen setzen mußte. Dieses unvorsichtige Berichten über afrikanische Verhältnisse steht leider nicht vereinzelt da und hat schon manche Unannehmlichkeiten herbeigeführt. Es glaubt aber jeder, der einmal nach dem schwarzen Erdteil kommt, auch berechtigt zu sein, sein Urteil über Gesehenes und Nichtgesehenes auszusprechen, selbst wenn er absolut nichts davon versteht.

Bemerkenswert ist ein Waffeneinführungsverbot, welches Major Leutwein noch in diesem Frühjahr erlassen hat, und das am 1. Januar 1898 in Kraft tritt. Es erklärt die Einführung von Feuerwaffen und Munition lediglich als ein Recht der Landeshauptmannschaft und gestattet den Nichteingeborenen die Erwerbung einer Waffe nur auf grund eines von dieser auszustellenden, auf fünf Jahre giltigen Erlaubnisscheines. Alle Personen, welche sich im Besitz von Feuerwaffen befinden, haben binnen drei Monaten deren Abstempelung und die Ausfertigung (kostenfreier) Erlaubnisscheine zu beantragen. Alle nicht auf diese Weise legitimierten Waffen werden eventl. eingezogen und die Inhaber mit einer harten Strafe belegt.

Aus **Angola** wird das Auftreten der Rinderpest gemeldet.

Der **Kongostaat** scheint den Rebellen der Expedition Dhanis gegenüber mehr Glück zu haben, als bei den früheren Aufstande der Batetela. Lieutenant Henry hat sie am 15. Juli in der Gegend des Albert-Edward-Sees angetroffen und vollständig erschlagen. Er nahm ihnen viele Gewehre und alle Munitionsvorräte ab, und warf

sie mit einem Verlust von 400 Toten in die Berge am westlichen Seeufer, wo sie allerdings wenig Subsistenzmittel finden werden. Ungünstiger lauten die Nachrichten aus Redjaf. Chaltin ist erkrankt und muß durch einen anderen Kommandeur ersetzt werden, was immerhin erst nach geraumer Zeit ausführbar sein wird. Das Vorgehen der französischen Expeditionen am Nil giebt aber wenigstens die Garantie der Sicherheit gegen jeden Mahdistenangriff.

Die Kongo-Bahn hat Ende September mit den Erdarbeiten Kilometer 335, nur noch 50 Kilometer von Stanley Pool, erreicht. Eine durch Schuld des Maschinisten herbeigeführte Entgleisung eines Arbeitszuges hat den Tod von 6 schwarzen und die Verletzung einer weiteren Zahl Arbeiter (darunter 2 weiße) herbeigeführt.

Die weiße Bevölkerung des Staates belief sich Ende 1896 auf 1474, worunter 882 Belgier, 125 Engländer, 91 Portugiesen, 87 Italiener, 71 Schweden, 61 Amerikaner, 40 Franzosen, 37 Holländer, 21 Deutsche und 20 Dänen; die Zahl der Postanstalten war 154.

Eine Reorganisation des **Französisch-Kongo** vom 28. September stellt an die Spitze der Verwaltung einen Commissaire général und ihm zur Seite ein Conseil d'administration, in welchem neben dem Generalsekretär, dem Chef des Gesundheitsamtes, dem Verwalter für Angelegenheiten der Eingeborenen auch zwei vornehme Eingeborene Sitz und Stimme haben. Unter dem Commissaire général stehen zwei Lieutenants gouverneur für bestimmte Gebiete (als Commissaire général funktioniert M. de Lamothe, als Lieutnants gouverneur Liotard, für oberes Ubangi- und Dolisie für Kongo-Gebiet), denen aber ein hoher Grad von Selbstständigkeit verliehen ist.

Die letzte Regenzeit, deren Höhepunkt in die Monate Juli und August fällt, hat in **Kamerun** starke Verluste der Europäer herbeigeführt. In dem Orte Kamerun selbst sind von etwa 100 dort ansässigen Weißen nicht weniger als 16 gestorben, ein Prozentsatz, der sogar das Fieberneſt Lagos noch übertrifft. Eine zweite Nachricht betrifft die Stationen am Sanaga. Eine vom Bezirksamtmann v. Brauchitsch und Lieutenant Schmidt angelegte Station Mbim am mittleren Sanaga (Mbam) wurde, nachdem sie von der Regierung aufgegeben war, von den Eingeborenen zerstört. Für die nächste, nur schwach besetzte Station Edea, scheint dieses nicht unbedenklich zu sein. —

Andererseits hat Premierlieutenant v. Carnap im Juni und Juli von Yaunde aus eine Expedition ins Land der Mwelle unternommen (am oberen Sanaga), welche durchaus friedlich verlief und nur gute Resultate, namentlich die Bereitschaft der Häuptlinge ergab, Arbeiter zur Küste zu stellen. Allerdings wird es für die Arbeiterfrage von Ausschlag gebender Bedeutung sein, ob die aus dem Innern kommenden Neger das Küstenklima vertragen, was nach einem Bericht des Freiherrn v. Soden nicht der Fall zu sein scheint.

Die zweite Expedition der Hinterland-Gesellschaft ist mit vier Europäern Anfang August in Kamerun eingetroffen und hat sich mit

ihrem neuen Dampfer „Robert Flegel“ durch den Quaqua nach dem Sanaga begeben, um in Edea eine Hauptstation anzulegen. Hauptmann v. Besser wird demnächst behufs Vermessungsarbeiten nach Kamerun abreisen.

Der Gouverneur v. Puttkammer ist am 15. August nach dem Kongo gereist, um mit dem belgischen Gouverneur über das Festsetzen belgischer Firmen in der deutschen Interessensphäre zu verhandeln. Es wird von ihnen die Zahlung von Zöllen beansprucht und wurde zu diesem Zweck auch Lieutenant v. Carnap von Yaunde nach Osten entsandt. Puttkammer traf am 27. August in Banana, anderen Tages in Boma ein und reiste von da, nachdem er Matadi besucht und eine Eisenbahnfahrt bis Palaballa gemacht hatte, am 1. September wieder ab.

Für **Togo** liegt nunmehr der am 20. Oktober veröffentlichte Wortlaut des Abkommens über die Abgrenzung zwischen deutschem und französischem Gebiet vor. Danach erstreckt sich das deutsche Gebiet nördlich bis zum 11. Grad nördlicher Breite, im Westen bis zur weißen Volta; im Osten hält sich die Grenze 30 Kilometer östlich des Weges Pama-Sansanne-Mangu und wird dann in der Weise mit der alten Ostgrenze (vom 9. Breitengrade bis zur Küste) verbunden, daß Dje, Semere und Aledjo Frankreich zufallen. An der Küste tritt Frankreich das Gebiet westlich des Mono, diesen Fluß sowie die nördliche Hälfte der Lagune und die Insel Bayol an Deutschland ab, behält aber den Küstenstreifen mit den Niederlassungen Aguè und Groß-Popo. Ueber die Begründung dieses auf den ersten Blick wenig erfreulichen Abkommens werden weitere Veröffentlichungen abzuwarten sein. Nach einem vom Wolff'schen Telegraphen-Büreau veröffentlichten Kommentar wurde von den Delegirten der Grundsatz festgehalten, daß bei sonst regelmäßig abgeschlossenen Verträgen in den gleichen Gebieten die Priorität des Abschlusses entscheiden sollte. Demnach fiel Sansanne-Mangu, Gambaga, Bafilo, Kirikiri an Deutschland, Semere, Aledjo und ganz Sugu an Frankreich; die von Togo aus erfolgten Reisen der deutschen Forscher kamen also nicht zur Geltung, weil es ihnen nicht gelungen war in dem Gebiet zwischen dem 9. Breitengrad und Sugu gültige Verträge abzuschließen. Was Gurma betrifft, so stehen sich bekanntlich die mit beiden Prätendenten abgeschlossenen Verträge einander gegenüber, und hier kommt ganz entschieden der Vorteil des von den Franzosen zu Recht erhobenen Prinzips zur Geltung: „Nur der Besitzergreifende hat Rechte“, womit es alle früheren Hinterlandstheorien über den Haufen wirft. Denn es möchte wohl kaum in der Macht der Delegierten gelegen haben, die Frage zu entscheiden, welcher der beiden Prätendenten das größere Recht der Herrschaft auf seiner Seite hatte. Die Franzosen hatten dem ihrigen zur Herrschaft verholfen, sie hielten das Land besetzt, infolge dessen waren die Ansprüche des deutschen Prätendenten hinfällig. Ueber den geringen Wert des Gebietes zwischen dem 11. Breitengrad und dem Niger scheinen allerdings keine Meinungsver-

schiedenheiten zu bestehen und so ist vom praktischen Standpunkte aus das Nachgeben unserer Vertreter in diesem Punkte verständlich, zumal sie eine Kompensation dafür erhielten in der Abtretung des unteren Laufes des Mono. So klein der Landzipfel ist, der hiermit in deutschen Besitz übergegangen ist, so außerordentlich wertvoll ist der Wasserweg, den wir, auf 150 Kilometer schiffbar, von Sebbe ins Binnenland gewonnen haben und der ganz wesentlich zur Entwickelung der Kolonie beitragen kann und beitragen wird, wenn er in richtiger Weise nutzbar gemacht wird.

Hierzu ist aber vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse dringend erforderlich. Der in letzter Zeit bemerkbar gewordene Rückgang des Handels unserer Kolonie ist namentlich auf die großen Vorteile zurückzuführen, welche die französische Nachbarkolonie aus der Landungsbrücke bei Kotonu zieht. Diese bewährt sich vorzüglich, und alle unsere Wegebauten in Togo werden zu keinem Resultat führen, bevor nicht die längst geplante Landungsbrücke an der deutschen Küste erbaut worden ist. Es ist dringend zu wünschen, daß die hierfür erforderlichen Kosten in dem nächsten Etat eingesetzt und bewilligt werden. Mit unserer übertriebenen Sparsamkeit kommen wir zu nichts, denn unsere Nachbaren und Rivalen überflügeln uns überall, weil sie den Mut und das wirtschaftliche Verständnis haben, rechtzeitig mit Kapital nicht zu sparen.

Ferner aber ist es an der Zeit, die Grenzfrage auch mit England zu regeln, unsere Ansprüche auf das neutrale Salaga-Gebiet endlich zur Geltung zu bringen und das Mündungsgebiet wenn nicht des Volta, so wenigstens des Todjie uns zu erwerben, wozu unsere Anrechte auf Gandu immerhin wohl verwertbar wären.

Bemerkenswert ist die Polizeiverordnung, welche der Landeshauptmann für die Stadtbezirke von Lome und Klein-Popo erlassen hat. Sie sucht auf Reinlichkeit, Straßenordnung und Verminderung der Feuersgefahr hinzuwirken.

Auf Antrag des englischen Botschafters in Paris sollten unmittelbar nach Abschluß des deutsch-französischen Abkommens die im Februar 1896 abgebrochenen Verhandlungen über die Abgrenzung der **Nigergebiete** wieder aufgenommen werden. Kurze Zeit darauf aber traf die Nachricht ein, daß die britischen Kolonialtruppen ins Hinterland von Lagos in Bewegung gesetzt seien, „um gegenüber dem gelegentlichen Erscheinen französischer Offiziere in der englischen Einflußsphäre die Eingeborenen von der thatsächlichen Zugehörigkeit zu England zu überzeugen.“ Und am 7. Oktober ging auch aus Dahome eine französische Expedition von 500 Soldaten und 2000 Trägern nach Nikki und dem Hinterlande von Lagos. Was haben diese Bewegungen zu bedeuten? Offenbar haben sie keinen anderen Zweck, als sich gegenseitig mit Besetzung eines möglichst ausgedehnten Gebietes zuvorzukommen, um dieses bei den Verhandlungen in die Wagschale werfen zukönnen. Die Engländer — diese scheinen doch den

ersten Schritt gethan zu haben — haben also die Theorie der Franzosen übernommen.

Thatsächlich stieß nun die englische Truppe auf Widerstand. Eine Haussa-Abteilung unter Kapitän Homfrey wurde von dem Häuptling der Bariba angegriffen — bei Ilescha westlich Schaki in Yoruba ($8^1/_2$ Grad nördlicher Breite) — und zum Rückzug gezwungen. Die Engländer suchen die Meinung zu verbreiten, der gute Baribahäuptling habe sie für Franzosen gehalten. Nun wird alles in Bewegung gesetzt, was man an Truppen hat, und gleichzeitig mit den beginnenden Verhandlungen in Paris scheinen ernste Verwickelungen in Borgu bevorzustehen. Man hatte eigentlich erwartet, die beiden Hauptstreiter im schwarzen Erdteil würden sich ihre Kräfte für den im östlichen Sudan bevorstehenden heißen Kampf aufsparen. Die Engländer haben Lugard nach Lagos geschickt, welcher wohl in dem ihm bekannten Gebiet die Leitung übernehmen soll.

Der König von **Benin** ist nach seiner Ergreifung nach Old-Calabar gebracht worden. Mit seinem Lande soll sich dank der Energie des Generalkonsuls Sir Ralph Moor eine vollständige Umwandlung vollzogen haben. Die Engländer verstehen ja vorzüglich, rücksichtslos zu „pazifizieren" und nachdem die Eingeborenen zur Einsicht gekommen sind, daß ihnen keine Wahl bleibt, erwartet man die Entwickelung eines regen Handelsverkehrs in Palmöl, Gummi und Kopal. —

Auch im Hinterlande von **Aſante** sind die französischen und englischen Interessen schon in Konflikt gekommen. Die Engländer haben hier einerseits, wie früher berichtet (Nr. 5), Gambaga okkupiert, anderseits aber sind sie bei dem Vorgehen gegen Bonduku auf Samory gestoßen (s. Nr. 6). Dieser Vorfall stellt sich jetzt folgendermaßen fest. Lieutenant Henderson traf, ins Hinterland vordringend, am rechten Volta-Ufer auf Sarenki Mory, den Lieblingssohn Samorys. Dieser weigerte sich nicht nur, den Briten Platz zu machen und Lobi am rechten Volta-Ufer zu räumen, sondern begegnete ihrem Befehl mit einem regelrechten Angriff, welchem die englische Kolonne weichen mußte, die Führer, Henderson und Fergusson, wurden gefangen, die Truppen gewannen mit Not Sati, d. h. französisches Terrain und wurden über Mampursi zur Küste gebracht. Hierauf soll übrigens auch ein Angriff Samorys auf die Franzosen stattgefunden haben, über den aber Näheres nicht bekannt ist. Aus den französischen Nachrichten scheint sich zu ergeben, daß Samory noch lebt und zwar in alter wilder Feindschaft gegen diese, die ihn aus seinem Lande vertrieben, wodurch er genötigt wurde, mit seinen Truppen immer neue Gebiete sich zu unterwerfen und eine blutige Geißel für viele Volksstämme des West-Sudan zu werden.

Geographische Nachrichten.

Mr. Cavendish und Lieutenant Andrews, welche im Juli 1896 Europa verließen, sind nach einer erfolgreichen Reise durch den östlichen Teil Zentral-Afrikas zurückgekehrt. Der 21 Jahr alte Cavendish ging mit 84 bewaffneten Somali und 150 Kameelen von Berbera über Lugh nach dem Stefanie- und Rudolf-See, nahm dessen Westufer auf und entdeckte südlich vom letzteren einen 36 englische Meilen langen See namens Sugota-See und einen Vulkan Sugaba. Hierauf ging er über den Baringo-See nach Uganda und traf auf dem Wege nach Mombassa auf die gegen 2000 Menschen umfassende Expedition des Major Macdonald. Dieser hatte seine ursprüngliche Absicht aufgegeben und hatte diesen Weg über Mombassa gewählt.

Bennet-Stanford, welcher das Somali-Land durchreisen wollte, ist nach Aden zurückgekehrt.

Lieutenant Michaux hat im Juni Lunda besucht und das durch die Kriege mit den Kioko erweckte Mißtrauen des Muata Yamvo besiegt, indem er erreichte, nicht nur in seine Residenz (am linken Luele-Ufer ungefähr 8° südl. Breite und 23½° Länge) sondern auch zum Fürsten selbst Zutritt zu erhalten. Dieser, ein Neffe des von Pogge und Buchner besuchten großen Muata Yamvo, ist 35—40 Jahre alt und erklärte, die Oberhoheit des Kongo-Staates anerkennen zu wollen, wenn man ihm gegen die Räubereien und Gebietseroberungen der Kioko Beistand gewähre. Seit Buchner wurde des Muata Yamvo Residenz nicht von einem Europäer betreten.

In der Hauptstadt von Benin ist eine große Anzahl messingener durch Guß hergestellter Kunstgegenstände von großer Eigentümlichkeit gefunden und ins Britische Museum gebracht worden, nämlich 300 Messingplatten von je 2 Fuß Höhe und 1 Fuß Breite mit Figuren in hohem Relief. Sie bewahrheiten die von Bosmann und Dapper veröffentlichten Schilderungen des Palastes in Benin und bringen einen neuen Beweis, daß in Benin ein altes Kulturzentrum zu erblicken sein möchte, wofür schon die originelle Bauweise der Häuser spricht.

Premierlieutenant v. Carnap hat im Juni und Juli eine Expedition ins Gebiet der Mwelle unternommen; Stabsarzt Dr. Zupitza ist mit einer wissenschaftlichen Expedition nach Kisiba, nördlich von Bukoba betraut worden, um eine dort auftretende bösartige Krankheit zu erforschen; Hauptmann Herrmann hat den Bukumbi-Golf am Südende des Viktoria-Sees und die Insel Ukerewe trianguliert.

Die französischen Marineärzte Burat und Legrand veröffentlichen eine Arbeit über die Sterblichkeit in den französischen Kolonien. Diese beträgt von 1891—95 für den Sudan 107 pro Mille, Madagaskar 103,8, Tonkin 43, Benin 44, Senegambien 28,6.

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

(Fortsetzung.)

3) Bericht des Missionars G. Däuble.

Keta, 24. September 1896.

Wie groß die Bevölkerung sei, welche beim Genuß des Branntweins beteiligt ist, läßt sich kaum angeben, da weder die englische, noch die deutsche Kolonialregierung je eine Volkszählung im ganzen Evhegebiet veranstaltet hat. Die Anzahl berüchtigter Schnapstrinker läßt sich nur in einzelnen Orten ermitteln. Leider hat nur einer unserer Lehrer mir Auskunft über diese Frage gegeben. In Anjako z. B. giebt es 25 berüchtigte Schnapstrinker und 17 Schnapshändler. In Keta giebt es etwa 45 schlimme Schnapstrinker oder Säufer. Es wird nicht in allen Orten gleich viel Schnaps verbraucht; einzelne Orte sind besonders verschrien: Keta, Dschelukovhe. We, Anjako, Whute u. a. an Handelswegen gelegene Orte. Es dürfte aber kein Dörfchen mehr im Evheland geben, wohin dieses Gift nicht gedrungen ist.

Verbote, oder vorbeugende Bestimmungen von Obrigkeits wegen gegen Schnapshandel überhaupt giebt es nicht. Vor etwa 30 Jahren schon wollten die Häuptlinge des Anglo-Stammes infolge sehr zahlreicher Todesfälle durch Branntwein-Genuß den Eingeborenen den Branntwein-Handel und -Genuß verbieten, konnten aber nichts ausrichten, denn den Weißen konnten sie nichts gebieten oder verbieten, da diese ja unter englischer Schutzherrschaft standen.

Früher hielt schon die öffentliche Meinung und Sitte die jungen Leute vom Schnapstrinken ab; heutzutage kann jedes Alter und Geschlecht Schnaps trinken. Aber selbst heidnische Eingeborene beklagen es sehr und sprechen uns Missionaren gegenüber oft den Wunsch aus, daß wir die Branntwein-Einfuhr verbieten und aufheben sollten. Die Neger sind eben der Ansicht, daß ein Missionar bei seinen Landsleuten und seiner heimatlichen Regierung ebenso viel Glauben verdient und ebenso gut gehört werden sollte als irgend ein anderer Weißer.

Im Innern wird der Handel uneingeschränkt betrieben und Abgaben werden schon in den Keta zunächst liegenden Orten nicht mehr von den Schnapsschenken erhoben.

Daß ein Neger von vornherein Vorliebe zu berauschenden Getränken gerade um ihrer berauschenden Wirkung willen habe, oder daß Trunksucht ein Volkslaster der Neger sei, kann durchaus nicht gesagt werden. Einen Rausch zu haben, wurde weder für eine Ehre noch für einen Genuß gehalten, wie bei manchen Völkern. Auch die, welche sich nicht schämen, Schnapssäufer zu sein, fühlen sich schwer beleidigt, wenn man sie so nennt.

Dagegen ist die Hinneigung zu diesen Getränken um ihres den Gaumen reizenden Geschmackes willen leicht zu erklären durch den von der tropischen Hitze verursachten Durst und den vielerorts bestehenden Mangel an gutem, genießbaren Trinkwasser. So kamen die Eingeborenen wohl auch selbst auf die Bereitung und Gewinnung ihrer einheimischen Getränke.

Die einheimischen Getränke sind Palmwein, früher Weizenbier, jetzt Maisbier; außerdem in Togo Akpalewein, aus einer süßsäuerlichen, gelben Baumfrucht oder Beere bereitet, ein angenehmes leichtes Getränk und endlich die Kokosnußmilch.

Weinpalmen sind hier an der Küste so selten, daß nur sehr selten und sehr wenig Palmwein zu haben ist, und der von landeinwärts gebrachte wird derartig mit Wasser vermischt, daß er ein elendes Getränk ist. Guter Palmwein ist aber auch bei den Küstenbewohnern allgemein beliebt. In Palmweingegenden wird das ganze Jahr Palmwein bereitet; und zwar in der Regenzeit, wo er weniger gut ist, in kleineren, in der trockenen Zeit dagegen, wo er gut ist, in bedeutend größeren Mengen. Den Bewohnern von Tovhe z. B. ist der Palmwein ihr ein und alles, und der Anbau wichtigerer Nahrungsmittel wird dagegen vernachlässigt. Morgens zum Frühstück wird dort immer nur Palmwein getrunken.

Das Weizenbier — luha oder liha — wurde vor Ankunft der Weißen gebraut und später von dem bedeutend leichteren Maisbier verdrängt. Der Mais ist erst von den Portugiesen eingeführt, war aber bei den Negern bald sehr beliebt, da dessen Anbau weniger mühsam und viel ertragreicher war, als der des Weizens, der aber bedeutend nahrhafter ist als Mais.

Das Maisbier wurde früher an der Küste sehr viel gebraut, so daß man es das ganze Jahr hindurch fast täglich irgendwo in jedem Dorfe haben konnte. Es wird von den Negerfrauen in ganz einfacher Weise, die aber doch im ganzen 14 Tage in Anspruch nimmt, bereitet, und ist kaum so stark als unser Weißbier, da es nur eine Nacht der Gährung überlassen und nicht länger aufbewahrt, sondern frisch getrunken wird. — Am Feierabend nach vollbrachtem Tagewerk gingen die älteren Männer zusammen zu der Frau, die Bier gebraut hatte, ihre Jungen brachten ihre Sitzschemel mit, und alle setzten sich im Kreis in den Hof und tranken gemüthlich 1, oder 2 Kalabassen, während sie daneben ihre Baumwolle spannen und zwirnten, Stricke flochten, ihre Fischnetze strickten und sich alte Geschichten erzählten. Zum Schlusse schenkte die Wirthin ihren Gästen noch einen kleinen Topf zum Dank für ihre Einkehr. Trank aber ein Mann für mehr als 2 String Kauris Bier, so hielt man ihn schon für einen, der viel trinkt. Auch war es Sitte, einem Besuche, oder Freunde mit Bier aufzuwarten; wer es unterließ, galt für einen Geizhals. Besonders aber wurde bei Totenfeiern, Götzenfesten und Gerichtsverhandlungen Bier in größerer Menge gebraut und getrunken.

Bei der Menge der Teilnehmer aber konnte sich der einzelne doch nicht betrinken.

Das Maisbier wird immer und überall ohne irgend welche anderen Zuthaten bereitet. Der Palmwein dagegen wurde oft mit Schnaps vermischt, was aber durch ein Gesetz von den Häuptlingen verboten wurde, weil sich viele zu sehr betranken und infolge dessen schlimme Händel entstanden.

Der Palmwein berauscht mehr als das Maisbier, das nur, wenn es gut bereitet ist und in großer Menge genossen wird, aber auch dann nur auf kurze Zeit, berauscht. Das Weizenbier war etwas stärker und teurer als Maisbier, wird aber heutzutage gar nicht mehr gebraut.

Der Branntwein dagegen berauscht derart, daß der Mensch unfähig ist, zu denken, zu gehen, zu arbeiten; er schwächt die Leibes- und Geisteskraft. Die Eingeborenen sagen, es müsse Gift im Branntder Weißen sein, und haben sie nicht vollständig recht?

Theoretisch ziehen alle Eingeborenen, die ich fragte, ihre einheimischen Getränke: Palmwein und Maisbier dem Branntwein vor und verdammen und verwünschen diesen um seiner verderblichen, schlimmen Wirkung willen; praktisch aber wird doch der Branntwein des Weißen mehr geliebt als die einheimischen Getränke. Selbst in Palmwein-Gegenden wird neben dem einheimischen Palmwein noch reichlich der Schnaps der Weißen eingeführt, begehrt und getrunken.

Weshalb aber zieht der Neger den Branntwein vor? Der Neger antwortet: „weil ihr Weißen ihn bringt, deshalb müssen wir ihn trinken." — „Wir können doch die Schnapsfässer nicht wieder nach Europa zurückschicken lassen." — „Wenn wir ihn den Weißen nicht abkaufen, dann schenkt er ihn uns und giebt ihn uns zu trinken, bis wir verführt sind." Der weiße Schnapshändler sagt mit gleichgiltigem Achselzucken und kaltem Lächeln: „Der Neger begehrt den Schnaps, deshalb müssen wir ihn verkaufen." Die Neger begehren aber auch mehr und bessere Schießgewehre, mehr und bessere Munition! Gehen etwa die Regierungen auf dies Begehren ein? Sagen sie etwa wie bei der Vertheidigung des Branntweinhandels: man kann und darf es nicht verbieten, denn es würde dem Handel schaden? Nein, sondern wo immer eine Regierung es für nötig findet, verbietet sie einfach rundweg, ohne Angabe der Gründe die Einfuhr von Feuerwaffen. Warum kann man dies verbieten und den Branntweinhandel nicht? Wenn jenes möglich ist, ist es dieses auch. Die Sache ist einfach die: mit den besseren Feuerwaffen könnte der Neger dem Weißen schaden; mit den Schnaps aber schadet der Weiße dem Neger und dieser sich selbst, und dies ist dem Schnapshändler und seiner Regierung gleichgiltig. Hat man denn aber dem Neger nicht Schutzherrschaft zugesagt? Offenbar gilt der „Schutz" nur dem Schnaps und dem Handel, und nur die Herrschaft dem Neger. Wollte man ehrlich sein, so mußte man die verschiedenen Kolonien „Schnapsgebiete" heißen statt „Schutzgebiete".

Doch wieder zur Sache: weshalb zieht der Neger den Branntwein vor? Von je her hat der Neger alles, was von den Weißen aus Europa gebracht wurde, als etwas Neues, Fremdländisches angestaunt und begehrt und von vornherein als besser und schöner dem Einheimischen vorgezogen. Manches ist ja wirklich besser, vieles aber schlechter. So haben die Neger auch den Schnaps, den schon die Portugiesen und Dänen, aber nur in geringer Menge, mitbrachten, zunächst aus Neugierde angenommen und zu trinken angefangen. Damals aber gab es nur wenig, so daß nur die Häuptlinge und Reichen hier und da bei besonderen Gelegenheiten ein kleines Gläschen trinken konnten. Die Jungen bekamen ihn nur zu riechen und prahlten schon damit bei ihren Kameraden. Jetzt aber wird der Schnaps so massenhaft und billig eingeführt und feilgeboten, das jung und alt, Weiber und Männer ihn trinken können. — Ich bitte zu beachten, daß das ein weiterer Grund ist. — Um der Konkurrenz willen verkaufen die Kaufleute ihren Schnaps möglichst billig, nur um ihn los zu werden, die Kundschaft an sich zu ziehen und sich rühmen zu können, wie viel Schnaps sie verkauft haben. Nur immer großartig, lieber keinen Profit! So mehrt sich die Gelegenheit, und Gelegenheit macht nicht blos Diebe, sondern auch Trinker u. a. m. Schnaps giebt es überall und jederzeit im Ueberfluß; er geht nie aus, man kann ihn im kleinsten, entlegensten Plantagendörfchen finden und hat auch nicht so viel Mühe damit wie mit der umständlichen, mühsamen Bereitung des Palmweins und Maisbiers, welch letzteres auch deshalb nicht mehr bereitet wird, weil der Mais seit mehreren Jahren infolge der wiederholten Verheerungen durch die Heuschrecken immer seltener und teurer wird. Das Schnapstrinken hat heutzutage so überhand genommen, daß es fast allgemein Brauch ist bei arm und reich. Der Freund wartet dem Freunde, der Hausherr seinem Gaste und Besuch mit Schnaps auf. Die weißen Schnapshändler verabreichen ihren Angestellten, Arbeitern, Bootsleuten regelmäßig als Teil ihres Lohnes und bei besonderen Gelegenheiten ihren Schnaps. Vielen ist es zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden, ihr Gläschen oder deren 2, 3 oder noch mehr zu trinken, und viele, die von der schädlichen Wirkung überzeugt sind und sie an sich verspüren, wollen lieber an Leib und Seele verderben, lieber auf Nahrung, Kleidung und Stellung verzichten, als vom Schnaps lassen. Der Schnaps wird natürlich als Universalmittel gegen alle möglichen Schäden und für alle möglichen und unmöglichen guten Dienste angepriesen und angewendet: er macht gesund und stark, weise und gebildet! Die einen nehmen ihn gegen Durst, andere gegen den Hunger; die einen, um sich zu erwärmen, die anderen, um die erhitzte Kehle zu netzen; die einen, um tüchtig arbeiten zu können, die anderen, weil sie nicht arbeiten wollen; die einen, um schlafen, die anderen, um wachen zu können. Manche suchen die Traurigkeit, die Langeweile, den Aerger und Zorn über erlittenes Unrecht oder Unglück zu vertreiben und zu vergessen. Wieder andere suchen sich zu einem bösen Vorhaben, zu Händeln,

Mord und Selbstmord mit Schnaps das Gewissen zu betäuben, den Mut zu stärken und das Feuer der Wut und Rachsucht zu entflammen. Durch das Beispiel und die Verführung der einen werden die anderen verführt. Einer wills dem andern gleich thun und ihn, wo möglich, überbieten sowohl im Schnapshandel, als auch im -trinken. Der Weiße rühmt sich, wie viel Schnaps er verkauft, der Neger, wie viel er getrunken.

Allgemeine durchreifende Maßregeln bestehen weder gegen den Genuß der einheimischen Getränke, noch gegen den des Branntweins, wenigstens nicht von Obrigkeits wegen. Von rechtschaffenen vernünftigen Eltern wird natürlich den Kindern und jungen Leuten das Schnapstrinken gänzlich untersagt, und das Trinken von Palmwein nur mäßig gestattet. Die öffentliche Meinung und Sitte unterstützt sie dabei, hat aber schon Lücken bekommen. Es giebt leider auch viele gewissenlose Väter und Mütter, die schon ihren Kindern Schnaps und Palmwein eingeben.

Gegen einzelne unverbesserliche Säufer schreitet oft die Familie selbst ein, zeigt sie beim Häuptling an, und dieser läßt in der Stadt den betreffenden mit Namen ausrufen und jedermann bei Strafe verbieten, ihm ferner Schnaps zu verabreichen.

Enthaltsamkeitsvereine haben wir Missionare bisher nicht ins Leben gerufen, sondern mittelst der Predigt und seelsorgerischen Einwirkung auf die einzelnen dagegen gekämpft. Einer unserer eingeborenen Gehilfen hat in We, wo die Trunksucht besonders schlimm ist, mit seinen Christen zwar nicht ein Gesetz, aber eine Verabredung getroffen, daß sie keinen Schnaps mehr trinken wollen, sondern lieber Zuckerrohr kauen, oder Kokosnußmilch trinken, was weder den Leib noch den Geldbeutel so ruiniere wie der Schnaps. Mir sind nur 3 Fälle bekannt, wo dieser Lehrer wieder zu klagen hatte über Schnapstrinken, und es handelte sich nicht um übermäßiges Trinken.

Die Folgen des Genusses heimischer Getränke sind selbst beim Uebermaß keine so tief greifenden, anhaltenden und verderblichen wie die des Branntweins. Das heimische Maisbier ist überhaupt viel zu leicht. Palmwein macht den Menschen nur während des Rausches mehr oder weniger arbeitsunfähig, oder -unlustig, und verursacht höchstens Kopf- und Leibschmerzen. Aber diese Folgen gehen schnell vorüber. Wer die heimischen Getränke mäßig genießt, wird nach Aussage der Neger dick und stark, denn sie reizen zugleich den Appetit.

Ein Eveneger ging einst nach Akra. Er war dort ganz fremd und bekam 5 Tage kein Wasser zu trinken. Als er heimkehrte, versicherte er, man könne überhaupt ohne Wasser leben und er werde keins mehr trinken, bis er sterbe. Er trank auch keins mehr, nur so viel zur Bereitung der Speisen verwendet wurde. Statt Wasser trank er immer Palmwein. Er war dabei gesund und kräftig und starb in hohem Alter.

Die schädlichen Wirkungen des Alkohols und Branntweins sind von der Medizin zur genüge nachgewiesen und bedürfen eigentlich

keiner weiteren Belege aus Afrika; es giebt deren genug in Europa, und der Untergang der Indianer in Amerika durch den Schnaps ist bekannt. Doch sollen die Neger ebenfalls Zeugnis ablegen. Der Schnaps hat mancherlei Krankheiten zur Folge und verkürzt das Leben; die einen tötet er langsam, manche auch ganz plötzlich. Früher gab es hier viel mehr alte Leute als heutzutage, wo viele in den besten Jahren zu Greisen werden. Viele sind schon unmittelbar am Branntwein-Genuß gestorben. Solche Folgen hat der Genuß einheimischer Getränke nie gezeitigt.

Ein Mann in Keta, Ludwig Okla, früher ein Riese an Gestalt und Kraft, ist durch den Branntwein ein schlaffer, energieloser Taugenichts geworden, ein Gespött der Leute.

Zwei Frauen in Keta, beide groß und kräftig von Gestalt, fielen durch das Schnapstrinken ganz zusammen, wurden schmächtig und schwächlich, ihre glänzend schwarze Haut wurde welk und trüb. Die eine fiel im Rausch oft auf öffentlicher Straße hin und blieb bewußtlos liegen, so daß ihr Sohn, der sie vergeblich vom Trinken abzubringen suchte, anderswohin zog, weil er die Schande nicht tragen mochte. Die andere war früher eine verständige, fleißige, redegewandte Frau; durch den Schnaps wurde sie faul, stumpfsinnig, ihre Rede verkehrt und unklar nach Form und Inhalt; sie konnte schließlich gar nicht mehr arbeiten, wenn sie nicht vorher ½ Flasche Schnaps getrunken hatte.

In allen Orten, wo ich nachfragte, konnten mir eine Anzahl Todesfälle infolge Schnapstrinkens genannt werden. In einer Stadt Agbosome allein nicht weniger als 19, in Anjako 5, in We 10.

Weiter ruiniert der Branntwein die Geistes-Kräfte, stumpft den Verstand, das Gedächtnis und die Willenskraft ab.

Ein Betrunkener verlief sich in des Häuptlings Hof. Dieser saß am Essen. Da nahm der Betrunkene die Schüssel vor des Häuptlings Augen weg, ging auf und davon und aß sie aus. Die Strafe hatte er ebenfalls auszusessen, und es half ihm nichts, daß er sich damit entschuldigte, er habe einen Rausch gehabt und nicht gewußt, was er gethan.

Als die Engländer in diesem Jahre, beim letzten Asantekrieg, fürchteten, der Anglo-Stamm könnte als früherer Verbündeter wieder gemeinsame Sache mit den Asanteern machen, sagte mir ein Anglo-Neger auf meine dies bezügliche Frage: Heutzutage sind die Angloer körperlich und geistig entkräftet durch den Schnaps, sie haben keine Ausdauer mehr. Ein Schnapstrinker hat nur Mut und Kraft, wenn nnd so lange er Schnaps im Leibe hat; nachher aber ist er zu allem unfähig. Unsere Vorväter hatten Freude am Krieg und waren berühmt und gefürchtet. Das heutige Geschlecht hat keine Kraft und Ausdauer mehr zu den Anstrengungen des Marsches und Kampfes.

Besonders aber in moralischen Beziehungen zeigen sich die schädlichen Wirkungen des Branntweins; denn er macht den Menschen zum willenlosen Sklaven seiner Leidenschaft, zerstört alle besseren

Regungen, stumpft das Gewissen, Ehr- und Schamgefühl ab, macht lieblos, energielos, faul, liederlich, frech, unehrerbietig, streitsüchtig, grausam, wild, zu allem Schlechten fähig bis zu Mord und Selbstmord.

Oktavio, früher unser geschicktester Schreiner, der an seiner Frau bis heute eine fleißige, treue aufopfernde Stütze hat, ist durch den Schnaps an Leib und Seele ruiniert; er kann sein Handwerk nicht mehr betreiben, weil er ganz zitterig und verwirrt, und nur selten nüchtern ist. Er läßt seine Familie darben, verdirbt oft die Speise in der unflätigsten Weise, tyrannisiert, drangsaliert sein Weib und seine zahlreichen Kinder, von denen die jüngsten schwächliche, erbarmungswürdige Geschöpfe sind; er tobt oft wie ein wildes Tier, so daß die Seinen ihres Lebens nicht sicher sind.

Ein Weib in We ergab sich ganz dem Trunk und wurde schließlich ganz tierisch. Ihr Kind war ihr eine Last; deshalb betrank sie sich einmal tüchtig, lief aufs Feld, warf ihr Kind einer Christenfrau vor die Füße und lief davon. Man fand sie unter einem Gebüsch, wo sie ihren Rausch verschlief. Später faßte sie den Entschluß zum Selbstmord, trank vorher eine ganze Flasche Schnaps aus, lief dann an das $^1/_2$ Stunde entfernte Meer und stürzte sich in die tobende Brandung. Die Wellen aber warfen sie wieder an das Land, wo sie ein Mann fand und vollends aufs Trockenene brachte.

Die meisten Schnapstrinker sind faul und unfähig zur Arbeit, und nur um Schnaps zu bekommen, thun sie sich bisweilen etwas Gewalt an. Auch ist ihnen kein Weg zu weit, wenn Schnaps in Aussicht ist; sie laufen so lange in der Stadt herum, ja sogar über Feld von einem Freund zum andern, bis sie Schnaps haben, und gewöhnlich bekommen sie dabei mehr als genug. Denn es giebt ja Leute genug, die eine Freude daran haben, einen Menschen betrunken zu machen; andere geben solch einem unverschämten Schmarotzer den begehrten Schnaps, um ihn nur los zu werden. — Ein Schnapstrinker freut sich im Stillen, wenn jemand gestorben ist, weil es dann Gelegenheit giebt zum Schnapstrinken. Denn am meisten wird bei Totenfeiern getrunken. Früher war es nicht Sitte, sich dabei zu betrinken; sie ist erst seit Ankunft der Weißen und des Branntweins entstanden. Die „Leidtragenden" können gar nicht recht heulen und klagen und tanzen, wenn sie keinen Branntwein getrunken haben. Zum Schluß aber geraten die Betrunkenen oft in Streit und bringen blutige Köpfe heim.

Daß der Branntwein auch wirtschaftlich schadet, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Denn wenn Körper- und Geistes- und sittliche Kraft ruiniert werden, wenn geschickte Handwerker, zuverlässige Arbeiter, arbeitsunfähig und liederlich werden, so kann es unmöglich ausbleiben, daß das gesellschaftliche, bürgerliche und wirtschaftliche Leben darunter leidet.

Wie oft müssen dieselben Kaufleute, die selbst den Schnaps einführen, einen Arbeiter, Koch, Kommis entlassen, weil er ihrem Haupt-

so bricht meist der Stamm die Hütten ab und zieht von dannen. Oder die Wand der Dorfumzäunung wird durchbrochen und der Tote durch die Bresche hinausgetragen. Kehrt er zurück, so findet er eine wieder aufgerichtete Mauer.

4. Der Animalismus.

Zerstreut zwischen den seßhaften Ackerbau und Viehzucht treibenden Negern wohnen kleine Horden der Buschvölker. Obgleich diese unstäten Jägervölker das Lieblingsobjekt der Reiseberichte sind, so sind wir doch über ihre Weltanschauung recht schlecht unterrichtet. Das ist ganz natürlich. Die kleinen Leutchen haben von den sie umgebenden Stämmen wenig Gutes erfahren. Nur der Furcht vor der Treffsicherheit ihrer Pfeile ist es zuzuschreiben, wenn Reste dieser Völker überhaupt noch existieren. Wir wissen von ihnen, die sich scheu jeder Berührung entziehen, fast nichts, weder über die Sprache noch über die Weltanschauung.

Die weitesten zusammenhängenden Landstriche bewohnen die Buschmänner Südafrikas. Ueber sie sind wir besser unterrichtet. Schon lange traten sie mit Europäern in Beziehung und verloren so von ihrer Scheu; sie sind zutraulicher geworden. Wenn wir aber die Berichte über ihre Weltanschauung lesen, können wir uns nicht des Gefühles wenn nicht der Erkenntnis erwehren, daß schon starke Zusätze und Aenderungen ihrer Mythologie zu teil wurden, da sie uns bekannt geworden. Es ist hier noch die schwere Arbeit zu verrichten, zu scheiden, was echt und alt, und was nigritische und andere Zusätze sind, ehe gesagt werden kann, welcher Art im speziellen die alte animalistische Anschauung war.

Ueber das Fundament der alten Anschauung ist ein Lichtstrahl geglitten, als Campbell den Bericht von der Unterredung mit einem Buschmanne niederschrieb. Der Reisende sagt: Er konnte keinen einzigen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere angeben, sondern wußte es nicht anders, als daß ein Büffel ebenso wohl wie ein Mensch mit Bogen und Pfeil schießen könne, wenn er solche hätte.

Es ist das eine höchst wertvolle Angabe. Wir sehen daraus, daß thatsächlich eine Weltanschauung hier herrscht, die mit Recht als das Erdreich bezeichnet werden kann, das trotz seines einförmigen Charakters dennoch die Keime aller ihm in Zukunft entsprossenden Gebilde enthält. Es ist nicht einfacher Anthropomorphismus. Denn die Menschen erblicken nicht in den Erscheinungen der Umgebung nur Masken menschlichen Impulses oder durch Menschenart belebte Formen. Es neigt dieser primitivste Sinn vielmehr dazu, überall tierisches Leben zu erblicken, das sein Geist nur noch mit menschlichen Fähigkeiten bekränzt. (Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N. O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst

von

F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1,25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Kaiserlichen Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko

durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

so b
Oder
Tote
er ei

Nege
stäter
wir
ist g
den
sicher
überh
Berü
die

Busch
Scho
von
die
des
Zusä
uns
richte
Zusä
alte

geglit
Busch
einzig
sonde
Mens

daß
das
Chara
Gebil
die
Mask
Es
Leben
keiten

Inhalts-Verzeichnis.

Anzeigen.

Preis für die gespaltene Petitzeile 20 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — **Beilagen nach Uebereinkunft.**

Anzeigen nimmt allein entgegen der Kommissionsverlag der „Afrika“: die **Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin N.O., Friedenstraße 9.**

Werkstätten für kirchliche Kunst

von

F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid, Westfalen — und — Berlin SW. 12, Schützenstrasse 46/47.

Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung.

Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:

Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1,25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko

durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen die von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Um freundliche Verbreitung

der **„Afrika“** wird herzlich gebeten. **Probenummern stehen in jeder Anzahl zur Verfügung.**

Die Schriftleitung.

Zur gefälligen Beachtung.

Diejenigen verehrten Leserinnen und Leser der „Afrika", welche sie entbehren können, bitte ich ergebenst um Uebersendung der Hefte des laufenden Jahrgangs, damit ich zahlreichen Bitten um Nachlieferung seitens jetzt eingetretener Mitglieder des Vereins nachkommen kann.

Berlin, den 27. Oktober 1897.
Potsdamerstraße 73.

Der Schriftführer des evangel. Afrika-Vereins.
Steinhausen, Geheimer Regierungsrat.

Im Oktober gingen an Jahres- und einmaligen Beiträgen ein:

Wilh. Jordan, Berlin, 10 Mk. — Kammergerichtsrat a. D. Strutzki, Charlottenburg, 5 Mk. — Oberst v. Daum, Freienwalde, 3 Mk. — Direktor A. Starck, Schalke i. W., 3 Mk. — Apotheker G. Seele, Kosten, 3 Mk. — Lehrer Langeheinecke, Berlin, 3 Mk. — Pastor Lenz, Hohendodeleben, 15 Mk. — Pastor Just, Langula bei Oberdorla, 3 Mk. — Frau v. Pochhammer, Berlin, 3 Mk. — Pfarrer Kanitz, Merzwiese, 3 Mk. — Dr. Kummer, Charlottenburg, 5 Mk. — Marie v. Burgsdorff, Züllichow, 3 Mk. — O. L. Petsch, Berlin, 6 Mk. — Frau Julius Ewest, Berlin, 10 Mk. —

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Briefmarken sandten im September und Oktober ein:

C. Fr. Heidkamp-Dillenburg; P. Seippel-Alvensleben; Oberst von Voigts-König-Dessau; Major von Korff-Straßburg.

Freundlichen Dank!

Die Schriftleitung.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zu den gegenwärtigen Verhältnissen in Hereroland	321
Vereins-Nachrichten	325
Afrikanische Nachrichten	329
Der Branntwein in Afrika	333
Die afrikanische Religion	350

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Eyraud in Neuhaldensleben.

AFRIKA.

Nr. 12.

Dezember 1897.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Sup. Merensky u. D. Grundemann

vom

Evangelischen Afrika-Verein

zu

Berlin.

Vierter Jahrgang.

Selbstverlag des Evangelischen Afrika-Vereins

Kommissions-Verlag
der Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-Gesellschaft,
Berlin NO43, Friedenstraße 7.

Verantwortliche Schriftleitung:
Pastor Müller, Groppendorf b. Hakenstedt
(Bz. Magdeburg).

Der Bezugspreis

der monatlich erscheinenden **„Afrika"** bei freier Zusendung beträgt jährlich 2 Mk., für Vereinsmitglieder 1,50 Mk. Bei einem Jahresbeitrage von 3 Mk. an ist der Bezugspreis für die Zeitschrift eingeschlossen. **Bestellungen** bei dem Schriftführer des Evangel. Afrika-Vereins Geheimen Regierungs-Rat **Steinhausen, Berlin W., Potsdamerstraße 73.**

Bestellungen nimmt auch jede **Buchhandlung** sowie die **Post** (Postzeitungsliste 38a) entgegen.

Geld- und Wertsendungen für den Evangel. Afrika-Verein und die direkt bezogene Zeitschrift sind zu adressieren an den Schatzmeister Geheimen Kommerzien-Rat **Veit, Berlin W., Behrenstraße 48.**

(Aus dem Bereiche des Rheinischen Verbandes sind Bestellungen der „Afrika", sowie Geld- und Wertsendungen zu richten an den Schatzmeister des **„Rheinischen Verbandes"**: Major a. D. **Meinecke** in **Crefeld**, Dionysiusstraße 13.)

F. Adolph Schumann

Berlin C, Breitestr. 4

gegründet 1837

Magazin für Ausstattungen

in Porzellan und Glaswaaren,

Tafelservices für 12 Personen

(ächt Porzellan) von 35 Mark an,

Weiße Porzellanwaaren

für den täglichen Gebrauch

in den neuesten Formen verkaufe zu sehr billigen Preisen.

Großes Lager

von

decorierten Tafelservicen, Trink- und Waschgarnituren, Majoliken, Figuren 2c.

Musterbuch gratis und franco.

Vereins-Nachrichten.

Der Plantagen-Besitzer Herr Perrot in Wiesbaden, welcher auf seiner Besitzung in Lindi (Deutsch-Ostafrika) befreite Sklaven aufgenommen hatte, hat uns gebeten, dieselben zu übernehmen, weil es an jeder geistlichen Versorgung für sie dort fehlt. Nachdem der Vorsteher unserer Sklavenfreistätte, Diakon Bokermann in Lutindi, den Antrag dringend befürwortet hat, hat der Hauptvorstand die Uebernahme der befreiten Sklaven (12 Kinder und 3 Erwachsene) beschlossen, und es ist die Ueberführung derselben von Lindi nach Lutindi in die Wege geleitet.

Wir verhehlen uns nicht, daß uns durch die Uebernahme von 15 neuen Pfleglingen erhebliche Mehrkosten erwachsen. Wir hoffen aber, daß unsere Freunde uns die erforderlichen Mittel darbieten werden, und richten deshalb an alle, welche für die evangelische Sache in Deutsch-Ostafrika ein Herz haben die dringende Bitte, uns zu unterstützen. Die Erziehung jedes Kindes kostet jährlich 100 Mark. Möchten doch einzelne Mitglieder unseres Vereins, oder ein Kreis derselben, etwa solcher, welche in einer Stadt zusammenwohnen, die Erziehung eines bestimmten Kindes durch Spendung von 100 Mark übernehmen. Wir würden gern bereit sein, den Wohlthätern am Schluß des Jahres über das betreffende Kind einen Erziehungsbericht zu erstatten. Bezügliche Anerbietungen nimmt der Hauptvorstand des Evangelischen Afrika-Vereins, Berlin W., Potsdamerstraße 73, entgegen.

Am Reformationsfest hat der Hauptvorstand an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin die dringende Bitte gerichtet „für die sofortige Inangriffnahme des Baues einer evangelischen Kirche in Dar-es-Salâm Sorge tragen zu wollen". Wir wissen sehr wohl, daß der Evangelische Oberkirchenrat seit längerer Zeit jenen Bau vorbereitet. Ein Notschrei, der von befreundeter Seite aus Dar-es-Salâm in unsere Hände gelangte, hat uns aber überzeugt, daß man sofort ans Werk gehen muß, wenn die Evangelische Kirche Vertrauen und Einfluß in Dar-es-Salâm nicht völlig einbüßen soll. Eine katholische Kathedrale mit weit hinausschauender Turmanlage ist fertig, der Bau einer zweiten Kirche ist beschlossene Sache. Da gilt es, auch auf evangelischer Seite ohne Zögern zu handeln! Das evangelische Deutschland wird, — daran zweifeln wir nicht —, das einmal begonnene Werk, aller Bedenken ungeachtet, auch glücklich hinausführen.

Afrikanische Nachrichten.

Von H. Frobenius.

(Abgeschlossen am 28. November.)

Während man sich auf neue Ueberraschungen in **Aegypten** vorbereiten muß, welche England bald ins Werk setzen möchte, um seine Operationsbasis für die Durchführung seiner Pläne im Sudan und oberen Nil-Gebiet zu verbessern, sucht auch die katholische Kirche dort Terrain zu gewinnen. Durch die Wiederherstellung des Patriarchates von Alexandrien hat der Papst Leo XIII. eine Bewegung unter die schismatischen Kopten gebracht, welche die Katholiken zu einer Rückführung der zahlreichen Kopten Aegyptens, Nubiens und Abessiniens in den Schooß der römischen Kirche benutzen zu können hoffen. An Stelle des unwissenden und ungebildeten schismatischen Klerus tritt der Klerus der katholischen Kopten, welcher meist aus jungen Doktoren der Propaganda und der Jesuiten-Universität zu Beyrut besteht und bei der Bevölkerung viel mehr Vertrauen und Entgegenkommen finden soll. Man erwartet, daß nach dem Ableben des hochbetagten hartnäckigen und unwissenden schismatischen Patriarchen die Kopten in Masse zur alten ruhmvollen Kirche von Alexandrien zurückkehren werden, an deren Spitze P. Athanasius Sabâ-et-Lail sehr rührig zu sein scheint.

Der **Sudan-Feldzug** scheint für dieses Jahr seinen Abschluß erreicht zu haben. General Hunter Pascha, welcher die bei Berber liegenden Truppen befehligt, hat ein Kanonenboot 50 Kilometer den Atbara hinauffahren und dort einen Posten aufstellen lassen; ein Teil der Flotille ist bis Metämmeh den Nil hinaufgefahren, um zu erkunden, ob eine Einwirkung auf die dortigen Befestigungen vom Strome aus zu ermöglichen wäre. Man hatte den dringenden Wunsch, sich, wenn irgend möglich, noch in diesem Jahre dieser Stellung zu bemächtigen, deren Besitz in viel höherem Maße Sicherheit gegen feindliche Unternehmungen ins Gebiet von Berber bis Dongola bietet. Solche fürchtet man für die Zeit des niederen Wasserstandes, welche die Verbindung der weit zerstreuten anglo-ägyptischen Posten untereinander sehr erschwert. Ferner legt die Kostspieligkeit des Feldzuges den Wunsch immer näher, sich bald der Residenz des Khalifen und der dort vermuteten Schätze zu bemächtigen; man fürchtet, er werde die ihm gebotene Zeit benutzen, um diese nach einem anderen schwieriger zu erreichenden Punkte, etwa in Kordofan oder Dar-Fur zu retten. Endlich macht das Vorgehen der Franzosen im oberen Nilthal eine Beschleunigung des Krieges sehr wünschenswert. Spricht man doch sogar von einem Einverständnis des Mahdi mit jenen auf grund der Anerkennung seiner Herrschaft unter französischer Protektion.

Die Heeresleitung hatte also volle Veranlassung, den Angriff auf Metämmeh — wenn irgend möglich — noch in diesem Jahre auszuführen. Die dorthin entsendeten Kanonenboote wechselten auch einige Schüsse mit den an beiden Nilufern stationierten Derwischen,

kehrten aber mit der Meldung zurück, daß eine Beschießung der Befestigungen vom Flusse aus nicht möglich sei, da der Wasserstand schon so weit zurückgegangen sei, daß das hochgelegene Lager der Derwische nicht beherrscht werden könne. Nach einer anderen Nachricht soll es aber nicht nur hoch, sondern auch soweit vom Ufer entfernt angelegt sein, daß auch bei Hochwasser eine Kooperation mit der Flotte unausführbar und der Angriff lediglich auf die Thätigkeit der Landtruppen beschränkt sei. Zu einem solchen reichen aber die verfügbaren Kräfte nicht aus, und vor der Hand mußte also davon Abstand genommen werden, zumal der Kommandeur der Derwische, Mahmud, nach Slatin-Paschas Angabe, ein sehr energischer Mann von 27 Jahren ist, der sich in den Kämpfen von Dar-Fur ausgezeichnet hat und den ihm anvertrauten Posten voraussichtlich nicht ohne hartnäckigste Gegenwehr aufgeben wird.

Neben der Verlängerung der Eisenbahn von Abu Hammed nach Berber spricht man ernstlich von einer Eisenbahn Berber-Suakin. Indeß möchte diese — wenngleich sie bedeutende Transporterspariniſſe verspricht (bei 400 Kilometer Länge gegen 1930 der Nil-Linie) — wegen der hohen Kosten und Terrainschwierigkeiten zunächst wohl nicht zur Ausführung kommen. Durch eine starke Patrouille unter Major Sparker, welche von Berber nach Suakin gesandt wurde, ist festgestellt worden, daß Osman Digna seinen Posten bei Kokreb eingezogen hat und nach dem Atbara abgezogen ist. Die Kaufleute von Suakin haben sofort die Benutzung der wiedereröffneten Straße durch Karawanen begonnen. Zur Ausbeutung des östlichen Sudan hat sich bereits ein englisches Syndikat gebildet und das Handelsmonopol erworben. Wenn das Gebiet erobert ist, wird es allein dort Handel treiben dürfen und dafür die Kosten der militärischen Besetzung tragen.

Die Frage der Besetzung von Kassala ist nun auch erledigt. Eine ägyptische Garnison von 1500 Mann (ein Betaillon Infanterie, Abteilungen Artillerie und Genietruppen, sowie Kameelreiter) wurde am 23. November unter Führung des Oberst Parsons über Massauah nach Kassala gesandt und wird dort voraussichtlich am 24. Dezember eintreffen.

Indessen mehren sich die Anzeichen, daß dem englischen Vordringen ins obere Nilthal nicht nur ein energisches Halt geboten, sondern daß auch seine Stellung in Nord-Ost-Afrika ernstlich gefährdet werden wird. Als Hauptstützpunkt für die Gegner seiner Politik dient **Abessinien**. Wenngleich Menelik alle europäischen Bewerber mit diplomatischer Schlauheit nur zu seinem Vorteil auszunutzen strebt und glaubt, wird er sich auf die Dauer dem Einfluß der starken Mächte nicht entziehen können, welche in seinem Lande den Hebel einzusetzen sich bemühen, um England aus dem Sattel zu heben. Die russische Gesandtschaft, deren Eintreffen in Entotto Mitte November erwartet wurde, hat jedenfalls eine viel größere Bedeutung, als die frühere mit einem gewissen Schleier umgebene Mission Leontjews. Der französische ständige Gesandte Lagarde ist bereits am 10. November in Entotto eingetroffen und von Menelik mit allen Ehren

empfangen worden. Der russische Staatsrat Wlassoff wird voraussichtlich die ständige Vertretung des Zaren in Addis Abeba übernehmen. Frankreichs Bemühungen, des Negus Hilfe zur Festsetzung im oberen Nilthal zu gewinnen und auszunutzen, wird durch Wlassoff in erster Linie unterstützt werden, vielleicht wird auch Leontjews Plan, mit dem Khalifen sich zu einigen, weiter verfolgt und eine politische und militärische Lage im Ost-Sudan geschaffen, welche, für England ein unüberwindliches Hindernis, auch als Ausgangspunkt zur erzwungenen Lösung der ägyptischen Frage dienen kann.

Die Zahl der französischen Expeditionen erreicht nun schon die Zahl vier. Um nämlich den Kolonnen Liotards und Marchands, welche sich im Bahr-el-Ghasal-Gebiet näherten, die aus der Verpflegung erwachsenden Schwierigkeiten zu erleichtern, erreichte Lagarde bei seiner ersten Mission von Menelik die Erlaubnis, in Abessinien Hilfs- und Verproviantierungskolonnen zu bilden, und diese den von Westen kommenden Expeditionen entgegen zu schicken. Deren eine, aus abessinischen Truppen bestehende Kolonne befehligte der Kapitän Clochette, welcher aber am 24. August in Goré im Sobat-Thal infolge eines Maultier-Fußtrittes starb. Er war einer der treuesten Berater Meneliks im Kriege mit Italien gewesen und hatte sich eifrig mit der Organisation seiner Armee beschäftigt. Jedoch erreichte die zweite, von Bonchamps geführte, Kolonne, die am 17. Mai von Addis Abeba aufgebrochen war und am 2. Juni den Omo überschritten hatte, am 1. Juli gleichfalls Goré. Gemeinsam marschierten sie von da am 22. Juli ab in der Richtung auf Faschoda, 325 Kilometer Weg, während Liotard am selben Tage in Meschra-er-Nek deren noch 320 bis zur Sobat-Mündung hatte. Sie müssen sich im September getroffen haben. Marchand sollte zu dieser Zeit Djur-Ghattas (300 Kilometer vom Nil) erreichen und der Schiffsfähnrich Dye gedenkt noch vor Jahresschluß auf dem Bahr-el-Ghasal mit dem Dampfer „Faidherbe" und 5 Schuten zu erscheinen — der Anfang einer französischen Flotte auf dem oberen Nil, den man bald durch Kanonenboote zu vervollständigen hofft. Mit außerordentlicher Kühnheit und zielbewußter Energie verfolgen die Franzosen ihren Plan und wenn es ihnen gelingt, mittelst großer nach dem oberen Nil gebrachter Waffen-Transporte eine stärkere Eingeborenen-Truppe zu bewaffnen, so möchte es den Engländern recht schwer werden, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

Die Expedition Macdonald, welche, wie mehr und mehr sich zeigt, die Aufgabe hatte, über Uganda vorzugehen, dort sich wahrscheinlich noch zu verstärken und auf dieses Land als Operationsbasis gestützt, vielleicht auch mit kongostaatlicher Hilfe, das Nilthal hinabzugehen und die französischen Expeditionen zu vertreiben, hat ganz hervorragendes Mißgeschick. Nachdem er im Juni mit 10 englischen Offizieren, 50 Sikhs, 300 sudanischen Soldaten, zahlreicher Artillerie und Hunderten von Trägern — mit einer Karawane von 2000 Menschen — von der Küste aufgebrochen war, kam Anfang November *die Nachricht*, daß seine sudanischen Soldaten ihm nicht weiter folgen

wollten, da sie ihre Frauen nicht hatten mitnehmen dürfen und nun merkten, daß es auf eine Expedition von längerer Dauer abgesehen sei. Wollte er sie durch Sikhs ersetzen, so gab dieses einen Aufenthalt von mindestens 3 Monaten und den vertrug seine Mission nicht. Schlimmeres ward aber am 21. November über Sansibar gemeldet. In Usoga am Nordufer des Viktoria-Sees angelangt, ist am 19. November eine Meuterei unter den Sudanern ausgebrochen, mohammedanische Waganda standen ihnen bei und sie mordeten 3 englische Offiziere. Es kam zu einem blutigen Kampfe, in dem Macdonald gesiegt und die Meuterer in dem Fort Lubas eingeschlossen haben soll. Truppen wurden sofort von Mombasa nach Uganda entsandt, da man sich der Furcht nicht entschlagen kann, daß die dort stehenden Truppen am Aufstande beteiligt sein, oder hineingezogen werden könnten. Man sucht die Erklärung des überraschenden Benehmens der bisher zuverlässigen Sudaner in der Abneigung, welche sie gegen Major Macdonald haben, seitdem er als Administrator von Uganda mit außerordentlicher Härte aufgetreten war. Vieles ist noch unklar und läßt die Situation gefährlicher erscheinen, besonders die Erwähnung einer Anzahl von Offizieren, die gar nicht zur Kolonne Macdonalds gehören; so auch die 3 getöteten nicht.

Der Plan, welchen er ausführen sollte, möchte vor der Hand als gescheitert zu erachten sein. Vielleicht werden die englischen Zeitungen nun einen milderen Ton anschlagen, nachdem die Times am 9. November noch schrieb: „Es ist indessen der französischen Regierung sehr deutlich beigebracht worden, daß wir jedes Vorgehen in Faschoda oder sonstwo im oberen Nilthal als eine unfreundliche Handlung betrachten werden, die unseren entschiedensten Einspruch hervorrufen würde."

Menelik hat indessen in den Galla-Ländern mit ziemlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche für die Durchführung der Aufgabe, welche Leontjew und der Prinz von Orleans sich gestellt haben, keine günstigen Aussichten eröffnen. Nur mit einem zweimaligen Kriegszuge gelang es, den unbotmäßigen König von Kaffa zu überwinden und gefangen einzubringen (14. Oktober) und in Ogaden wurden 200 zur Steuererhebung entsandte Soldaten bis auf 3 niedergemetzelt.

In **Deutsch-Ost-Afrika** hat die Strafexpedition der 8. Kompagnie der Schutztruppe unter Premier-Lieutenant Engelhardt (vergl. Nr. 8), wie das D. Kol.-Blatt berichtet, zu einem in jeder Weise befriedigenden Ergebnis geführt. Bis nach Songea (110 Kilometer östlich des Njassa-Sees) vorgedrungen, wurde mit den Häuptlingen der Wangoni (Magwangwara) wegen Herausgabe der in Massen von ihnen entführten Kriegssklaven vergebens verhandelt. Sie wurden hierauf verhaftet und fünf — wie sich später herausstellte, die schuldbelastetsten — bei einem Fluchtversuch erschossen. Eine große Panik ergriff die Wangoni. Jedoch ward das Vertrauen durch die durchaus gerechte und milde Behandlung der Angelegenheit wieder hergestellt. Die Häuptlinge, welche durch Herbeischaffung ihres Raubes und durch Sühnezahlung sich lösten, wurden in ihrer Würde bestätigt,

andere gefangen gehalten, welche sich störrisch zeigten. Es sind bis jetzt 650 Kriegsgefangene ausgeliefert worden und man erwartet noch größere Zahlen, wenn eine genügende militärische Macht noch längere Zeit in Lindi stationiert bleibt.

Außerordentlich wichtig ist die völlige Unterwerfung und Gewinnung der Magwangwara für die Ruhe in dem Uhehe-Gebiet. Denn, beide vom Stamme der Sulu, fanden aufrührerische Wahehe stets an den Magwangwara einen starken Rückhalt. Die von den Wahehe bewohnten Gebirgs- und Plateau-Länder erweisen sich aber mehr und mehr als vorzüglich zur Ansiedlung geeignet, was ein Bericht des Hauptmann Prince (D. Kol.-Bl.) in ausführlicher Schilderung nachweist.

Da das Gebiet auf dem Rufidschi und der Ulanga bequem zugänglich ist, wird für die Umgehung der Pangani- und Suguli-Fälle die Anlage einer Straße geplant, während ober- und unterhalb dieser Dampfer und Leichter zu stationieren sind. Für den Rufidschi wird zur Zeit ein Heckraddampfer erbaut, welcher, aus 6 einzelnen wasserdichten Abteilungen zusammengesetzt, eine Länge von 36 Meter bei $5^1/_2$ Meter Breite erhält. Der Tiefgang des Gußstahlschiffes beträgt bei voller Belastung 75 Centimeter und es erreicht mit der Maschine von 120 Pferdekräften eine Geschwindigkeit von 8 (engl.) Meilen in der Stunde. Mitte Dezember soll es fertig sein und nach den Probefahrten zerlegt und über Hamburg nach seinem Bestimmungsort transportiert werden.

Vom Kaiserl. Gouvernement werden Versuche angestellt, um zur Beförderung von Lasten ins Innere an Stelle der Träger Tragtiere und Wagen zu benutzen. Die Fahrversuche des Major v. Ratzmer mit Leiterwagen und Maultieren auf der zwischen Dar-es-Salaam und Kilossa angelegten Straße, haben gute Resultate gehabt. Der 300 Kilometer lange Weg, zu dem die Trägerkarawanen 12 bis 14 Tage brauchen, wurde in 6 Tagen ohne besondere Anstrengung zurückgelegt. Von jetzt ab soll jede Karawane der Schutztruppe einen Teil ihrer Lasten mittels Tragtieren oder Wagen befördern. (D. Kol.-Bl.)

Der Geschäftsbericht der Usambara-Eisenbahn ergiebt bei einer Buchung der Eisenbahn mit 2 686 174 Mk. gegenüber einer Ausgabe von 2 687 559 Mk. einen Verlust von 26 897 Mk. Es ist dringend notwendig, daß die Eisenbahn endlich auf Staatskosten übernommen und weitergeführt wird, um die mit Sicherheit zu erwartende Rentabilität zu erreichen.

Ueber den Sultan Mwanga und die Vorgänge in Uganda, welche seinen Uebertritt auf deutsches Gebiet veranlaßten, berichten die Lieutenants Schlobach und v. Wulffen (im D. Kol.-Bl.), daß dem König die Umwandlung der absoluten in eine konstitutionelle Monarchie wenig zugesagt habe, daß er infolge dessen einen allgemeinen Aufstand im Geheimen vorbereitet habe und einen günstigen Augenblick gekommen meinte, als die Rebellentruppen des Kongo-Staates sich Uganda näherten. Er hoffte, diese würden die ihnen entgegengeschickten Waganda-Truppen zurückschlagen. Als diese Hoffnung sich nicht

erfüllte, ging er nach Buddu, wurde aber hier von den Engländern eingeholt und geschlagen. Er ward bei seinem Uebertritt auf deutsches Gebiet von Lieutenant v. Wulffen in Empfang genommen und in taktvoller Weise mit seiner Begleitung von 450 Waganda in der Nähe von Muanza untergebracht. Der gefürchtete Uebertritt von weiteren 2000 Waganda, welcher leicht Unruhen ins Land gebracht hätte, fand nicht statt, da diese über Nkole und Mpororo abzogen, wahrscheinlich in der Richtung auf Unjoro und Toro.

Während im Norden des Erdteils dem englischen Plane eines vom Mittelmeer bis zum Kap ausgedehnten britischen Kolonialreiches immer gewichtigere Hindernisse sich aufbauen, schreitet C. Rhodes, der rücksichtslose Vorkämpfer im Süden, mit Energie vorwärts, um in **Britisch-Zentral-Afrika** bis Uganda die strategische Linie zu gewinnen. Der von Jameson geleitete Bau der Telegraphenlinie war am 20. Juli bereits 93 Kilometer über Fort Johnston am Südende des Njaßa-Sees vorgeschritten; am 5. August sind 6 Weiße von Blantyre abgereist, um von Karenga (am Nordende des Sees) den Draht bis zum Tanganjika zu legen. Für 250 Kilometer ist das Material (200 Tons) in Chinde Ende Juli angekommen, eine gleiche Menge wurde im August erwartet, und hiermit hofft man den Tanganjika zu erreichen, nach Major Forbes Angaben im März oder April 1898. Dann will man am Westufer weiter gehen bis Uganda. Also der Plan einer Verbindung auf Gebiet des Kongostaates, der 1894 rechtzeitig durch Deutschlands Einspruch verhindert wurde, soll in anderer Form wieder aufgenommen werden. Derselbe Gebietsstreifen kommt wieder zur Sprache, nur soll er nicht verpachtet, sondern „geliehen" werden, obgleich die von Herrn Rhodes geleitete Gesellschaft für den Ueberland-Telegraphen völlig der Landeshoheit zukömmliche Rechte erwirbt. Ein rechtzeitiger Einspruch ist wohl auch hier wieder am Platze. Dem Telegraphen folgt die Eisenbahn. Kaum ist diese bis Buluwayo eröffnet worden, so kündigt Rhodes — durch einen Brief gelegentlich des Festmahles am 5. November — an, daß er unverzüglich die Bahn nach dem Sambesi weiter bauen werde.

Im Matabele-Land gedenkt er eine großartige Straußenzucht anzulegen und wird zu dem Zweck ein Gelände von 2400 Hektaren mit einem 15 Kilometer langen Zaun umgeben.

Auf **Portugiesisch-Ost-Afrika** sucht sich England auf einem neuen Wege Anrechte zu verschaffen. Eine Gruppe englischer Kapitalisten hat den Vorschlag einer Anleihe gemacht, für die als Garantie die Zolleinnahmen der portugiesischen Kolonien mit Ausnahme von Lourenço Marquez dienen sollen. Man hofft so das berechtigte Mißtrauen der Regierung zu beseitigen. Für das Aufblühen der genannten Hafenstadt giebt die Zunahme der Bevölkerung einen Anhalt: von 83 Einwohnern im Jahre 1864 ist sie auf 1017 im Jahre 1893 und 4000 im Jahre 1897 gestiegen.

Auch der **südafrikanische Freistaat** gewinnt zusehends an Bevölkerung. An Stelle von 119 128 Weißen am 1. April 1890 sind es jetzt 180 000 und zusammen mit 609 879 Schwarzen beträgt

die Bevölkerung rund 790 000; hiervon entfallen auf Pretoria 8000, auf das 1866 gegründete Johannesburg aber 102 714. Die Einnahmen betrugen im letzten Jahre 112 130 000 Fr., die Ausgaben 121 037 784 Fr.; das Deficit von 8 907 784 Fr. ward durch den Jamesonschen Einfall veranlaßt; an Eisenbahnlinien sind zur Zeit in Betrieb 991, im Bau 780 und projektiert 168 Kilometer, und die Länge der Telegraphenlinien beträgt 3140 Kilometer.

Die Goldausbeute belief sich im Monat September auf 266 000 Unzen, also einen Wert von 19 152 000 Mark, ein bisher noch nicht erreichter Gewinn. Mit Recht scheinen die Transvaal-Zeitungen die Minen-Gesellschaften eines blinden Spekulationslärms anzuklagen. Die Industrie, welche in dieser Weise aufblüht, kann unmöglich unter den bestehenden Verhältnissen Not leiden. Es ist erklärlich, daß die Regierung den durch die Kommission gestellten Forderungen nur äußerst vorsichtig näher tritt und voraussichtlich weniger, als früher anzunehmen war, nachgeben wird. Das Dynamitmonopol im besonderen wird kaum aufgehoben werden, dagegen ist eine gründliche Untersuchung der Geschäftsführung der Gesellschaft zu erwarten, um deren eventuellen Mißbrauch ihrer Gerechtsame zu verhindern. Die vom Volksraad genehmigten Zollbestimmungen werden mit dem neuen Jahr in Kraft treten.

Als Kandidaten für die Präsidentenwahl treten neben Krüger noch Joubert und Schalk Burger auf den Kampfplatz. Das größere Gewicht, welches die Republik in Zukunft auf ihre Beziehungen zu den europäischen Großmächten zu legen gedenkt, kommt in der Designierung des Dr. Leyds für den Gesandtenposten im Haag zum Ausdruck.

Zwischen der Republik und Natal ist ein Auslieferungs-Vertrag abgeschlossen worden.

Die Verhandlungen in der **Kap-Kolonie** gegen die des Aufruhrs angeklagten Betschuanen-Häuptlinge endigten mit der Verurteilung zu zwei- bis sechsjähriger Gefängnishaft mit Zwangsarbeit. Man wendet jetzt sein Augenmerk der Walfisch-Bai zu, welche durch den Ausbau der Landungsstelle von Tsoakhaubmund und durch Versandung immer mehr entwertet wird, sodaß „der britische Bezirksbeamte Mr. Cleverly dort sitzt wie ein Pelikan in der Wildnis in dem schrecklichen Zustande, daß er nicht weiß, wie er seine Zeit hinbringen soll.“ Man beginnt deshalb jetzt eine hölzerne Landungsbrücke zu bauen und scheint auch die Anlage einer Eisenbahn ins Auge zu fassen. Beides wird allerdings wenig nützen, wenn die deutsche Regierung den Anschluß der letztern, welche mitten im Wüstensand endigen würde, an die deutsche Bahn nicht genehmigt. An die Landungsbrücke werden aber größere Seeschiffe niemals herankönnen.

Ueber die Erfolge gegenüber der Rinderpest in **Deutsch-Südwest-Afrika** liegt nun neben Aeußerungen des Landeshauptmanns Major Leutwein und des Regierungsbaumeisters Rehbock ein *ausführlicher* Bericht des Stabsarztes Dr. Kohlstock (D. Kol.-Bl.)

vor, welcher mit Leitung der Impfungsmaßnahmen betraut war und am 27. Mai in Tsoakhaubmund eintraf. Er fand Dank der Energie und Einsicht des Landeshauptmanns und seiner Organe, namentlich der in der Kolonie befindlichen Aerzte und Tierärzte seiner systematischen Arbeit in bester Weise die Wege geebnet und vorgearbeitet, so daß ein besseres Resultat erreicht wurde, als man nach den in der Kap-Kolonie gemachten Erfahrungen erwartete. Dies ist einerseits dem Verfahren des Dr. Kohlstock zu danken, welcher auf die Gallimpfung noch eine Blutimpfung einführte, anderseits dem Bestreben aller mit der Impfung beauftragten, die Viehbesitzer von der Notwendigkeit zu überzeugen, sodaß auch die Eingeborenen sich schließlich zu der Maßregel verstanden. Auffallenderweise haben sich von allen Laien die Leute der Schutztruppe am gelehrigsten bewiesen, um als Hilfspersonal Verwendung zu finden. Der angestrengtesten Thätigkeit ist es gelungen, den Farmern und Zugochsenbesitzern 70 Prozent, den Hereros 30 bis 50 Prozent ihrer Tiere zu erhalten. Obgleich die Ergebnisse noch nicht abgeschlossen sind, glaubt doch Dr. Kohlstock an ein völliges Gelingen der Vertreibung der Seuche. Welche Folgen die Verluste nach sich ziehen, ist noch nicht zu übersehen, jedoch glaubt Major Leutwein nicht, daß die Hereros ernste Schwierigkeiten bereiten werden.

Die Bewässerungsanlagen machen, wenn auch nur langsam, Fortschritte; Rehbock äußert sich über die Ausführbarkeit solcher Anlagen durchaus befriedigend, einzelne Farmer haben schon bedeutende Werke errichtet und es wird nun vorgeschlagen, den großen Fischfluß, der ein Stromgebiet von etwa 100 000 Quadrat-Kilometer umfaßt, in der Weise auszunutzen, daß man durch Staudämme Ueberschwemmungen erzeugt. Die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen wird einen Ingenieur nach Großnamaland senden, um es bezüglich seiner geologischen Formation und der Wasserverhältnisse zu untersuchen.

Am 5. November wurden die ersten 10 Kilometer der Eisenbahn von Tsoakhaubmund fertig gestellt; bei dem Fortschreiten von täglich 500 Meter wird man mit dem Beginn des neuen Jahres bereits 40 Kilometer in Betrieb setzen können und zwar voraussichtlich doch Lokomotivbetrieb. Man hat mit der Feldbahn, welche im vorigen Jahre für Brotterode erbaut wurde, und ebenfalls nur 60 Centimeter Spurweite hatte, die Erfahrung gemacht, daß selbst unter den dortigen recht schwierigen Verhältnissen der Lokomotivbetrieb gut durchführbar war und hält den Tierbetrieb für viel zu kostspielig; die bisher in Deutsch-Südwest-Afrika beschafften 500 Esel werden anderweitig gute Verwendung finden. Die Eisenbahn wird nördlich des Tsoakhaub bleiben und etwa 28 Kilometer nördlich von Haikamkhab den Khanfluß überschreiten. In dessen trockenem Bett hat man mit Erfolg auf Wasser gebohrt und hiermit eine günstige Wasserversorgung gefunden. Charakteristisch für die Arbeitsscheu der Eingeborenen ist es, daß sie sich nicht als Arbeiter beim Bahnbau melden, weshalb Eingeborene aus der angrenzenden portugiesischen Kolonie angeworben wurden. Die Landung des Eisenbahnmaterials geht,

wenn auch langsam, verhältnismäßig gut von statten. Nur die beiden Lokomotiven machten große Schwierigkeit. Die Boote mit den Kesseln mußten bei Hochflut auf den Strand gesetzt werden; bei Ebbe wurden Gerüste darüber errichtet, mit Flaschenzügen die Kessel gehoben und nach Wegschiebung der Boote auf untergeschobene Feldbahnwagen herabgelassen. Wieviel leichter würden solche in Zukunft sich öfter wiederholenden Löschungen größerer Lasten ausführbar sein, wenn erst die Hafenmole erbaut wäre, auf deren Wichtigkeit auch Leutwein wiederholt hinweist. Die Beendigung der Bahn bis mindestens Otjimbingue stellt er als eine Notwendigkeit hin, wenn sie überhaupt einen Wert haben soll. Hoffentlich wird aber ihre Durchführung bis Windhoek erreicht werden.

Die Schutztruppe wird vor der Hand in ihrer jetzigen Stärke von ca. 1000 Mann erhalten bleiben, ihr Artilleriematerial aber verstärkt werden.

Ueber Sansibar kommt eine überraschende Nachricht aus dem **Kongostaat,** nach welcher Dhanis nach seinem Rückzuge von Fort Avakubi am Ituri aus der Fallsstation nochmals mit neuen Truppen den Meuterern entgegen aufgebrochen sei. Zur Nachtzeit sollen diese sein Lager überfallen und ein furchtbares Blutbad angerichtet haben, bei dem 20 bis 30 belgische Offiziere umkamen, während Dhanis nur mit wenigen entkam. Die Bestätigung dieser Nachricht bleibt abzuwarten.

Die Kongobahn ist so weit vorgeschritten, daß sie bis Kilometer 332, also 9 Kilometer jenseit Tampa, ins Lukaga-Thal hinein, am 15. Oktober befahren werden konnte. Die letzte Wasserscheide ist überwunden und es kann dieses Thal bis zum Stanleypool verfolgt werden. Im März 1898 gedenkt man die ganze Bahn einzuweihen. Demnächst wird der Gouverneur des französischen Kongo, Herr de Lamothe die ganze Kongo-Bahn befahren, die letzte kurze Strecke bis Leopoldville reiten und mit einem Dampfer nach Brazzaville fahren. Es weist dieses auf die große Bedeutung hin, welche die Kongo-Bahn für Französisch-Kongo erhält, da mittels ihr alle Lasten nach dem so schwer zugänglichen Hinterland geschafft werden können; der Kongo befördert sie weiter zum Sanga und Ubangi, von wo sich die Straße nach den Tschad-See, welche Gentil beschritten hat, öffnet. Welche enorme Erleichterung für die Ausbeutung des weiten Gebietes im Hinterlande von Kamerun, welches wir uns entgehen ließen, da wir nicht den Entschluß fassen konnten, den von den Franzosen eingeschlagenen Weg den Ubangi hinauf einzuschlagen. Die französische Regierung hat mit der Kongo-Eisenbahngesellschaft bereits einen Vertrag abgeschlossen und die Tarife festgesetzt. Die Betriebskosten werden voraussichtlich allein durch diese Einnahmen gedeckt werden. Des weiteren erhält aber die Bahn eine ebenso große Bedeutung für das ganze mächtige Kongobecken, welches durch eine so große Zahl bis an die einschließenden Wände des riesigen Kessels vollständig fahrbarer Flüsse durchschnitten ist. Alle diese Wasserwege werden mit einem Schlage mit der Küste in Verbindung gesetzt und kommen zur Aus-

nutzung. Wie wichtig ist es, die Neutralität des Kongostaates und die freie Schifffahrt auf seinen Strömen zu erhalten. Auch Adamaua wird lediglich durch den Sanga und durch Kongogebiet mit der Küste in Beziehung zu setzen sein.

Der Gouverneur des **französischen Kongo** geht mit zielbewußter Energie vor, um das Hinterland von Kamernn mit dem Kongo in Verbindung zu bringen und den Handel von Adamaua auf französisches Gebiet zu leiten. Hierzu sollen ihm besonders zahlreiche Haussa, diese vorzüglichen Kaufleute, dienen, die er aus der Gegend des Tschad-See heranzieht. Sie zogen bisher bis zum oberen Sanga nach Süden und verkauften das erworbene Elfenbein in Yola. Jetzt sind bereits mehrere Kolonien in Carnot, Bania und Nola angesiedelt worden, neue werden angeworben. Ein plötzlicher Tod hat den Generalverwalter Paul Comte ereilt. Gelegentlich einer Straferpedition gegen Yokoli am Ubangi scheiterte sein schwer beladenes Boot im Augenblick als er den Befehl zur Beschießung gab. Comte ertrank und seine Leiche ist nicht gefunden worden.

Die dem Handel **Kameruns** durch die erwähnten Maßnahmen der Franzosen drohenden Gefahren werden wohl die Veranlassung zu dem Zuge des Lieutenant von Carnap von Yaunde nach Osten gegeben haben, welcher bereits im vorigen Bericht erwähnt wurde. Nach Nachrichten aus dem Kongostaat erwartet man dort täglich, seine Expedition im Kongo-Gebiet erscheinen zu sehen. Bis jetzt waren alle Versuche, direkt von Westen zum Sanga zu gelangen, erfolglos. Möchte das Unternehmen Carnaps uns dieses wichtige Gebiet erschließen und die Verbindung mit dem Sanga und Kongo endlich erreichen lassen. Das frühere energische Auftreten des Gouverneurs von Puttkammer gegen den Wute-Häuptling Ngila scheint diesen zu weiteren Feindseligkeiten gereizt zu haben. Er hat eine neue Expedition mit einer stärkeren Truppe unter Hauptmann Kamptz nach dem Sanaga unternommen. Wenn von einzelnen Zeitungen hieran eine scharfe Kritik des früheren Verfahrens angeknüpft wird, so ist dabei außer Augen gelassen, daß man von Berlin aus ohne irgend welche Kenntnis der näheren Umstände kaum zu einem harten Urteil berechtigt sein dürfte.

Der Stand der Kakaopflanzungen ist vorzüglich; die „Kameruner Land- und Plantagen-Gesellschaft" hat beschlossen, eine Dividende von 5 % für das letzte Geschäftsjahr zu verteilen; die diesjährige Ernte ist aber bedeutend größer als im verflossenen Jahre.

Am linken Ufer des unteren Niger hat die **Royal-Niger-Company** einen Kriegszug gegen Aku, den Sohn des Königs von Igara, mit Erfolg beendigt. Sie giebt an, vor einigen Jahren die Souveränitäts-Rechte vom König dieses Heidenstammes erworben zu haben. Jedoch war er, wie es scheint, den Bündnisanträgen des Königs von Bida nicht unzugänglich und lieh den Ratschlägen der Fullah sein Ohr. Nachdem nun Nupe in diesem Jahre durch die Gesellschaft unterworfen war, besuchte der Gouverneur auch Idda, die Hauptstadt von Igara und zwang den König zur Unterwerfung.

Sein Sohn Aku wollte sich aber nicht fügen, sondern setzte sich mit seinen Anhängern in den Bergen fest. Major Arnold ging gegen ihn vor und nahm am 17. November nach lebhaftem Kampfe seine feste Stadt Kiffi. Der Prinz ist aber entkommen.

Die Schwierigkeiten, welche sich im Hinterlande von **Lagos** zwischen den britischen Truppen der Kompagnie und den Franzosen entwickelt haben, werden allem Anschein nach nicht mehr von ersterer gelöst werden, sondern die englische Regierung wird die Verwaltung der Niger-Gebiete selbst in die Hand nehmen, um der französischen Regierung die eigene Autorität entgegenzustellen. Die Konflikte, welche zweifelsohne zum großen Teil durch die Uebergriffe der Gesellschaft und ihre unberechtigte Beschränkung der Handelsfreiheit auf dem Niger veranlaßt wurden, haben sich mehr und mehr zugespitzt, da man französischerseits die Autorität der Niger-Company nicht anerkennen will. Zwar behauptet Sir George Goldie, in Bussa, südlich der Hauptstadt, bereits im Februar 1896 einen Militärposten gegründet zu haben, aber die Franzosen bestreiten alle englischen Rechte an diese Gebiete und haben in diesem Sinne begonnen, sie in Besitz zu nehmen.

Der Gouverneur von **Dahomeh** bildete 3 Kolonnen von je 150 Mann, aus Haussa und Eingeborenen zusammengesetzt, unter dem Vorwande, die wilden und unbotmäßigen Bariba-Stämme im Hinterlande von Lagos im Zaum zu halten. Als sich unter ihnen eine aufrührerische Bewegung kund gab, zog der Schiffslieutenant Bretonnet am 2. April d. J. mit 150 Mann und 200 Trägern gegen sie zu Felde, indem er die Richtung auf Bussa einschlug. Auf dem Wege wurde er bei Kishi von den Bariba angegriffen, gewann mehrere Gefechte und drang bis Bussa vor, dessen König Ikki er zur Unterwerfung und zum Abschlusse eines Vertrages zwang. Freilich behauptet Goldie, der König habe sofort die britische Flagge aufgehißt, als die Franzosen nahten und die Kompagnie um Unterstützung gebeten. Seine weitere Angabe, daß die Weigerung der Gesellschaft, seiner Bitte nachzukommen, obgleich es ihr ein leichtes gewesen sei, die Franzosen zu vertreiben, den König diesen in die Arme getrieben habe, ist recht unwahrscheinlich. Kurz, die Franzosen halten seitdem den Besitz von Bussa fest.

Die Franzosen hatten auch Saki ($8^1/_2{}^0$ n. Br.) besetzt, den Ort aber geräumt, als eine Abteilung englischer Truppen von Lagos dorthin gesandt wurde; dagegen sind sie aus Sikhi (9^0 n. Br.) nicht herausgegangen, dieses ist also der von ihnen behauptete südlichste Punkt im Hinterlande von Lagos. Einen Grad weiter nördlich liegt Nikki, auf welches die Franzosen bereits seit Jahren Anspruch erheben, weil sie es bereits so lange in Händen haben. Als die Engländer nun starke Truppenmassen aufboten, um vor dem Beginn der Verhandlungen in Paris das Hinterland zu besetzen, schickten die Franzosen am 7. Oktober von Porto Novo eine starke Expedition nach Nikki, welche im November dort eintraf, während der Gouverneur von Dahomeh, Ballot, mit weiteren militärischen Kräften nach dem *Hinterlande* aufbrach.

Alle diese Bewegungen berühren uns nicht, anders ist es mit der Expedition, welche die Engländer von der **Goldküste** aus unter Oberstlieutenant Northcott ins Hinterland entsandt haben. Am 8. November landete dieser mit seinem Stab und 1100 Trägern aus Sierra Leone und marschierte am 9. November ab. Noch einmal umgekehrt, weil er mit seinen Trägern in Zwiespalt gekommen war, konnte er erst nach Beseitigung dieser Schwierigkeit wieder aufbrechen. Für den Vormarsch Northcotts, der sich wahrscheinlich dem Vordringen der Franzosen im Hinterland von Assante entgegenstellen will, kommt das neutrale Salaga-Gebiet und die westlichsten der im französisch-deutschen Vertrage uns zugefallenen Orte Gambaga, Wale-wale 2c. zur Sprache und es ist zu gewärtigen, daß die Engländer sowohl das Salagebiet bei dieser Gelegenheit zu okkupieren versuchen, als auch unsere Rechte nördlich desselben nicht respektieren werden. Hier kommt es darauf an, unsere Vorrechte auf das neutrale Gebiet zu wahren und die Anerkennung unserer Rechte auf Gambaga 2c. zu erzwingen. Die Sprache der englischen Zeitungen verräth deutlich die Absichten und das Herauskramen der von Fergusson widerrechtlich abgeschlossenen und später dementierten Verträge im neutralen Gebiet läßt nichts gutes erwarten. Wir haben ein großes Geschick darin, die kritischen Zeiten immer mit Seelenruhe und unvorbereitet an uns herankommen zu lassen. Es wird abzuwarten sein, ob diesmal die erforderlichen Schritte rechtzeitig gethan wurden, oder ob wir uns abermals in unseren Rechten durch die weniger bedenklichen und sparsamen Nachbaren beeinträchtigen lassen. Das nachfolgende Sichbeklagen hilft nichts. Sind Thatsachen geschaffen, so muß man damit rechnen; leider überlassen wir ersteres immer andern.

Von Interesse ist eine Petition der Eingeborenen der Goldküste, welche gegen das Verbot der Arbeiter-Anwerbung für den Kongostaat protestieren, da ihnen hierdurch eine große Einnahmequelle verstopft werde. Während im Kongostaat der Arbeiter neben Verpflegung und Wohnung 1 Schilling pro Tag bekommt, geben die Engländer nur 8 Pence alles in allem.

Leider wird auch bezüglich der Abgrenzung des Hinterlandes von **Togo** wieder die Erfahrung gemacht, daß über die Abmachungen allseitige Unzufriedenheit geäußert wird, während für die rechtzeitige Erwerbung von Rechten im Hinterlande nirgends Interesse zu finden war. Es wäre wahrlich an der Zeit, daß sich die Teilnahme an unseren Kolonien mehr in energischem Handeln und Aufwendung von Kapitalien als in nachträglichem Tadeln und Besserwissen dokumentierte. Zur Zeit erscheint es doch wohl am richtigsten, die immerhin großen Vorteile, welche wir gewonnen haben, baldigst auszunutzen und zu entwickeln, und nicht wie in Kamerun den Rivalen es zu überlassen, die Ausbeutung des Hinterlandes uns aus den Fingern zu ziehen. Klein-Popo kann mit dem gewonnenen Hinterland des rechten Omo-Ufers jetzt zu einer ganz anderen Entwicklung gebracht werden und in Sansanne Mangu haben wir einen für den Karawanenhandel der Haussa außerordentlich wichtigen Punkt gewonnen, der im Wettbewerb

mit Kratschi große Vorteile bringen kann. Freilich mit Unzufriedenheit und Hände in den Schooß legen ist nichts zu erreichen. Vor allem drängt alles auf eine Einigung mit England in dem Sinne, daß wir Yendi und Salaga als unanfechtbares Eigentum erhalten.

Die Nachrichten über **Samory** sind dahin zu vervollständigen, daß eine französische Expedition unter Bonhoure von der Elfenbeinküste abgegangen war, um mit ihm Verhandlungen anzuknüpfen. Der Führer verließ am 18. September Satama-Sukuru, nachdem er die Leitung an M. Nebout übergeben hatte und kam am 4. Oktober unverrichteter Sache nach Grand-Lahou zurück. Ende September griff Samory nach der den Engländern beigebrachten Niederlage (s. Nr. 11) den Kapitän Branlot in Lohoro im Lobi-Land überraschend an und vernichtete seine Truppe. Man hofft, daß der Offizier noch in Gefangenschaft lebt. Nebout mußte auf Weiterführung der Verhandlungen nun verzichten und ging nach Kondiosi in Baoulé zurück. An der Küste soll Samory allenthalben Spione unterhalten, welche ihn von allen Unternehmungen der Kolonialtruppen in Kenntnis setzen.

Geographische Nachrichten.

Eine russische geographische Expedition unter Dimitrioff ist Anfang November in Kairo eingetroffen, um nach kurzem Aufenthalt nach Addis-Abeba zu gehen. Sie besteht aus Offizieren und einigen jungen Leuten aus St. Petersburg.

Ein Sportsmann Richard Wahrmann, ist in diesem Monat von Wien nach Aden abgereist, um eine Expedition durch das Somali-Land nach dem Webi-Schebeli und in die Landschaft Burka an der abessinischen Grenze zu unternehmen. Zweck ist neben Jagd die Sammlung naturwissenschaftlicher und ethnographischer Objekte für heimatliche Anstalten.

Edouard Foa (vergl. Nr. 9), welcher mit einem Auftrage des französischen Gouvernements Ende Mai von Zomba am Sambesi aufgebrochen war, schreibt am 7. Juli von Abercorn am Tanganjika. Er sucht einen neuen Weg zum Kongo und will auf einem unerkundeten Wege nach Französisch-Kongo gelangen. Da seine beiden Gefährten krankheitshalber umkehren mußten, ist er ganz allein und muß seinen Auftrag bis Ende des Jahres ausgeführt haben.

Die Expedition Béhagle (s. Nr. 6) verließ Loango in der Richtung auf Brazzaville und den Tschad-See. Auf eisernen zerlegbaren Booten ging sie den Quiliu hinauf, nahm einige gebildete Mohammedaner verschiedener Rassen, mehr als 200 schwer zu beschaffender Träger und 20 Tonnen Tauschwaaren mit und erreichte Brazzaville. Hier erwartet Béhagle seinen Gefährten Bonuel de Mézières, welcher nach Frankreich zurückkehrte, um eine Verstärkungs-*Expedition* auszurüsten, um dann den Ubangi hinaufzufahren.

Zwei britischen Offizieren, Leonard und James, ist es gelungen, von Opobo (Calabar) bis nach Bende vorzudringen, der Hauptstadt des heidnischen Nomadenstammes der Aros, welcher bisher der Ausdehnung des Handels hindernd im Wege stand.

Foureau hielt in der Pariser Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über seine versuchte Durchquerung der Sahara von Algerien nach dem Niger. Er ist wenig über Ain el Hadjadi hinausgekommen.

Die afrikanische Religion.

Von L. Frobenius.

(Schluß.)

Doch, wie gesagt, noch ist nicht Klarheit und vollkommenes Verständnis für die Weltanschauung dieser Primitivsten gewonnen, wir müssen uns begnügen, die Formen in den entwickelteren Anschauungen zu erkennen, die auf die animalistischen Gebilde zurückzuführen sind.

Es ist von den religions-philisophischen Forschungen verschiedentlich versucht worden, in den primitiven Weltanschauungen einen strengen Regeln folgenden Seelenwanderungsglauben nachzuweisen. Wie in vielem, ist man auch darin zu weit gegangen und hat scharfe Begrenzung dort angenommen, wo sie nicht existieren kann. Fraglos haben ja kulturell hochstehende Völker mit den animalistischen Traditionen aus alten Zeiten sich so abgefunden, daß ein geregelter Formwechsel, ein Wandern durch mehrere Tiergestalten eingesetzt wurde. Das ist aber nur ein Ausweg logisch meditierender Menschen, deren konventionelle Sinnesart es verbot, die scheinbaren oder offenbaren Widersprüche in der Weltanschauung durch Aufhebung und Streichung eines Teiles der Motive zu heben.

Offenbar nun geht die Schärfe des Denkens bei primitiven Völkern nicht so weit, daß sie die Schwierigkeit respektive das Problem erkennen, das darin liegt, daß eine Seele einmal ins Geisterland vertrieben ist, dann aber wieder im Stab, im Schädel, im Vogel, in der Eidechse, im Toten ꝛc. wohnhaft geglaubt wird.

Wie schon erwähnt, gehört der afrikanische Totemismus in den Bereich des Animalismus. Totemistische Gebilde im Rahmen der Stammesbenennung, der Speiseverbote persönlicher und erblicher Art, Stammeseinteilung ꝛc. lassen sich in Süd-, zumal aber in West-Afrika nachweisen. Hier finden sich in verschiedenen Stämmen zerstreut gleiche Familiennamen. Oberguinea liefert die trefflichsten Beispiele. Hunde-, Büffel-, Leoparden-, Schlangen-, Katzen-, Affen- ꝛc. Familien sind vertreten in zum Teil in großer Entfernung wohnenden Familien. Alle Mitglieder des gleichen Totems, wenn auch nicht des gleichen Stammes, betrachten sich als verwandt und dürfen nicht heiraten.

Die auffallende Erscheinung, daß das Tier, dessen Namen eine Familie trägt, nicht von den Mitgliedern derselben verzehrt werden darf, wird den Weg weisen können, auf dem der sonderbare Gebrauch entstanden ist. Die Thatsache, daß Tiere in dieser intensiven Weise das soziale Leben beeinflussen, deutet in die Zeit des Animalismus, die Ausbildung weist in die Zeit des herrschenden Manismus.

Die gleiche Erfahrung machen wir bei Betrachtung der Einzelbildungen. Ich erwähne die Fananymythe. Fault der Kadaver, so treten Würmer an verschiedenen Stellen auf. Eine leicht verständliche Ideeenverbindung hat zu der Ansicht geführt, daß diese einzigen Lebewesen in dem toten Körper die Träger des Lebens desselben, d. h. die Inkorporationsform sein müßten. Der madagassische Glaube, der auch in Westafrika seine Analogien hat, dem zufolge diese Maden zu Eidechsen aufwachsen, erinnert zu sehr an die Auffassungsweise der animalistischen Epoche, die Metamorphosen jeder Zeit erwartet, um nicht als bis in diese Zeit zurückgehend angesehen zu werden.

Aehnliche Metamorphosen tauchen vielerorts auf. Leoparden betrachtet man allgemein argwöhnisch. Es herrscht der Glaube, das seien Menschen, die zeitweilig den Körper verlassen hätten, um in dieser Gestalt Gewaltakte an Befeindeten auszuführen. Den Gliedern gewisser Familien schreibt man das Vermögen zu, sich in Krokodile verwandeln zu können, um Feinden dergestalt nachstellen zu können.

Wenn ich die Ausbildung dieser Ideen in Speiseverboten auf den Manismus zurückführe, so lege ich dem die Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte der Enthaltungsgebote zu grunde, wie sie oben angedeutet wurde. Leopard und Krokodil werden gerade deshalb mit Sorgfalt getötet, weil sie Zauberer, d. h. die Geister Lebender enthalten, die Eidechse aber geschont, da der Geist eines Verstorbenen sie belebt. So muß denn auch das totemistische Speiseverbot auf Beziehungen zur Totenwelt hinweisen.

Die Loangoküste liefert die ausgedehnteste Reihe derartiger Verpflichtungen. Zu dem totemistischen Speiseverbote tritt nicht nur das persönliche, bei der Geburt vom Ganga (Priester) verliehene, sondern der Mann, der von Krankheit, die als Einwirkung seitens unzufriedener Verstorbener gedeutet wird, befallen ist, nimmt noch ein weiteres in solchem Falle auf sich. Auf diese letzteren möchte ich, ehe eine bessere Deutung gefunden wird, die totemistischen Verpflichtungen, die in dem unklaren Gebräu des Animalismus aufgewachsen sind und erst der festeren sozialen Gliederung jüngerer Zeiten ihre heutige Gestalt verdanken, zurückführen.

Die verschiedenen Kreise von Anschauungen des Animalismus sind Variationengruppen einzelner Motive. Die merkwürdige Auffassung von den räuberischen Leoparden und Krokodilen wird durch deren Verderben bringende Gelüste und Mordanfälle erklärt, die Vermeidung des Fleisches verschiedener Affenarten, durch die beunruhigende Menschenähnlichkeit, der zufolge diese als gestürzte Menschen oder Vorfahren angesehen werden. Unter die Tiere, deren höhere Bedeutung für das Geistesleben in ihrer Eigenschaft als Opfer beginnt,

gehört vor allen Dingen das Schwein, dann auch das Huhn. Die Tiere, die beim Totenfeste verzehrt werden, sind Eigentum des Verstorbenen, denen das Fleisch als Totenmitgift zu teil wird. Die Schädel werden aufbewahrt. Sie nehmen eine Bedeutung an, die der Beziehung zum Toten entspricht. Die Schädelbeine werden Amulet, Kommunikationsmittel der Geister, und so gleitet ein Reflexlicht von dieser Opferbeziehung in das alltägliche Leben; das Opfertier genießt eine gewisse Achtung.

Die hohe Bedeutung des Huhnes ist nur in gewisser Beziehung auf seine Bedeutung als Opfertier zurückzuführen. Vielmehr haben sich in ihm alle Bahnen der Vogelmythe vereinigt. Die Entstehung derselben, deren primärer Sinn ist: der Vogel trägt die Seele nach dem Tode der Sonne nach ins Jenseits —, ist nicht schwer verständlich. Diese Tiere, die mit anscheinend übernatürlichen Kräften sich nicht nur in die Luft schwingen, sondern zur Sonne emporsteigend, verschwinden, müssen dem Auge des Wildlinges auffallen.

Dem primären Sinn der Vogelmythe entsprechend, wird dem Toten ein Huhn auf die Brust gebunden oder das Blut eines Hahnes auf sein Grab gesprengt, „auf daß er den Verschiedenen in die Welt der Toten geleite." Die Abwandlungen dieser Anschauung endigen in unzählbaren Variationen. Zunächst wird dem Vogel, der die Seele fortträgt, auch die Macht zugeschrieben, den Geist wieder zur Erde zu führen. Man besprengt ein Ahnenbild mit Hühnerblut oder wirft ein geopfertes Huhn in das hohle Innere eines solchen, um den Geist in das Holzbildnis herabzurufen. Dann muß der so mit manistischer Anschauung ausgestattete Vogel das Orakel künden. Die Wirkung verschluckter Hühnerhaut zeigt den Schuldigen an. Oder dem Huhne wird ein Trank verabfolgt. Ob es diesen von sich giebt oder verscheidet, zeigt den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens oder einer Begebenheit an.

Mit dem Lichte sind die Vögel in mehreren Anschauungen in Beziehung gebracht. Da ist vor allem die Mythe vom Gewittervogel zu erwähnen. Mit den mächtig ausgedehnten Schwingen verursacht er den Donner, mit dem Schnabel schleudert er den Blitz. Ist der am Tage, im Sonnenschein aufsteigende Vogel der die Seele ins Jenseits führende, so bringt der scheue Nachtvogel sie aus dem Seelenland zurück. Die Verallgemeinerungs-, Abflachungslust hat daraus gemacht, daß Tagvögel (Hühner, Geier, Störche) Inkorporationsformen der Seelen sind; Nachtvögel sind die übel wollender und unzufriedener Angehöriger. Da der Hahn ein Tagvogel — der den Tagesanbruch verkündende — ist, darf er nachts nicht krähen. Er wird, wenn er so gegen das Wesen seiner Art handelt, vernichtet.

Als Omen wird allerorts Vogelschrei und Vogelflug gedeutet.

Ein eigenes Reich der nigritischen Anschauungen bewohnt die Schlange. Sie bietet eine Todesmythe. Die Gottheit frug: wer will nicht sterben? Alles schlief außer der Schlange. Die antwortete: ich! Daher muß alles sterben bis auf die Schlange, die die Haut wechselt und weiterlebt. Sie ist daher die ewig junge, sie ist

Die auffallende Erscheinung, daß das Tier, dessen Namen eine Familie trägt, nicht von den Mitgliedern derselben verzehrt werden darf, wird den Weg weisen können, auf dem der sonderbare Gebrauch entstanden ist. Die Thatsache, daß Tiere in dieser intensiven Weise das soziale Leben beeinflussen, deutet in die Zeit des Animalismus, die Ausbildung weist in die Zeit des herrschenden Manismus.

Die gleiche Erfahrung machen wir bei Betrachtung der Einzelbildungen. Ich erwähne die Fananymythe. Fault der Kadaver, so treten Würmer an verschiedenen Stellen auf. Eine leicht verständliche Ideenverbindung hat zu der Ansicht geführt, daß diese einzigen Lebewesen in dem toten Körper die Träger des Lebens desselben, d. h. die Inkorporationsform sein müßten. Der madagassische Glaube, der auch in Westafrika seine Analogien hat, dem zufolge diese Maden zu Eidechsen aufwachsen, erinnert zu sehr an die Auffassungsweise der animalistischen Epoche, die Metamorphosen jeder Zeit erwartet, um nicht als bis in diese Zeit zurückgehend angesehen zu werden.

Aehnliche Metamorphosen tauchen vielerorts auf. Leoparden betrachtet man allgemein argwöhnisch. Es herrscht der Glaube, das seien Menschen, die zeitweilig den Körper verlassen hätten, um in dieser Gestalt Gewaltakte an Befeindeten auszuführen. Den Gliedern gewisser Familien schreibt man das Vermögen zu, sich in Krokodile verwandeln zu können, um Feinden dergestalt nachstellen zu können.

Wenn ich die Ausbildung dieser Ideen in Speiseverboten auf den Manismus zurückführe, so lege ich dem die Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte der Enthaltungsgebote zu grunde, wie sie oben angedeutet wurde. Leopard und Krokodil werden gerade deshalb mit Sorgfalt getötet, weil sie Zauberer, d. h. die Geister Lebender enthalten, die Eidechse aber geschont, da der Geist eines Verstorbenen sie belebt. So muß denn auch das totemistische Speiseverbot auf Beziehungen zur Totenwelt hinweisen.

Die Loangoküste liefert die ausgedehnteste Reihe derartiger Verpflichtungen. Zu dem totemistischen Speiseverbote tritt nicht nur das persönliche, bei der Geburt vom Ganga (Priester) verliehene, sondern der Mann, der von Krankheit, die als Einwirkung seitens unzufriedener Verstorbener gedeutet wird, befallen ist, nimmt noch ein weiteres in solchem Falle auf sich. Auf diese letzteren möchte ich, ehe eine bessere Deutung gefunden wird, die totemistischen Verpflichtungen, die in dem unklaren Gebräu des Animalismus aufgewachsen sind und erst der festeren sozialen Gliederung jüngerer Zeiten ihre heutige Gestalt verdanken, zurückführen.

Die verschiedenen Kreise von Anschauungen des Animalismus sind Variationengruppen einzelner Motive. Die merkwürdige Auffassung von den räuberischen Leoparden und Krokodilen wird durch deren Verderben bringende Gelüste und Mordanfälle erklärt, die Vermeidung des Fleisches verschiedener Affenarten, durch die beunruhigende Menschenähnlichkeit, der zufolge diese als gestürzte Menschen oder Vorfahren angesehen werden. Unter die Tiere, deren höhere Bedeutung für das Geistesleben in ihrer Eigenschaft als Opfer beginnt,

gehört vor allen Dingen das Schwein, dann auch das Huhn. Die Tiere, die beim Totenfeste verzehrt werden, sind Eigentum des Verstorbenen, denen das Fleisch als Totenmitgift zu teil wird. Die Schädel werden aufbewahrt. Sie nehmen eine Bedeutung an, die der Beziehung zum Toten entspricht. Die Schädelbeine werden Amulet, Kommunikationsmittel der Geister, und so gleitet ein Reflexlicht von dieser Opferbeziehung in das alltägliche Leben; das Opfertier genießt eine gewisse Achtung.

Die hohe Bedeutung des Huhnes ist nur in gewisser Beziehung auf seine Bedeutung als Opfertier zurückzuführen. Vielmehr haben sich in ihm alle Bahnen der Vogelmythe vereinigt. Die Entstehung derselben, deren primärer Sinn ist: der Vogel trägt die Seele nach dem Tode der Sonne nach ins Jenseits —, ist nicht schwer verständlich. Diese Tiere, die mit anscheinend übernatürlichen Kräften sich nicht nur in die Luft schwingen, sondern zur Sonne emporsteigend, verschwinden, müssen dem Auge des Wildlinges auffallen.

Dem primären Sinn der Vogelmythe entsprechend, wird dem Toten ein Huhn auf die Brust gebunden oder das Blut eines Hahnes auf sein Grab gesprengt, „auf daß er den Verschiedenen in die Welt der Toten geleite." Die Abwandlungen dieser Anschauung endigen in unzählbaren Variationen. Zunächst wird dem Vogel, der die Seele fortträgt, auch die Macht zugeschrieben, den Geist wieder zur Erde zu führen. Man besprengt ein Ahnenbild mit Hühnerblut oder wirft ein geopfertes Huhn in das hohle Innere eines solchen, um den Geist in das Holzbildnis herabzurufen. Dann muß der so mit manistischer Anschauung ausgestattete Vogel das Orakel künden. Die Wirkung verschluckter Hühnerhaut zeigt den Schuldigen an. Oder dem Huhne wird ein Trank verabfolgt. Ob es diesen von sich giebt oder verscheidet, zeigt den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens oder einer Begebenheit an.

Mit dem Lichte sind die Vögel in mehreren Anschauungen in Beziehung gebracht. Da ist vor allem die Mythe vom Gewittervogel zu erwähnen. Mit den mächtig ausgedehnten Schwingen verursacht er den Donner, mit dem Schnabel schleudert er den Blitz. Ist der am Tage, im Sonnenschein aufsteigende Vogel der die Seele ins Jenseits führende, so bringt der scheue Nachtvogel sie aus dem Seelenland zurück. Die Verallgemeinerungs-, Abflachungslust hat daraus gemacht, daß Tagvögel (Hühner, Geier, Störche) Inkorporationsformen der Seelen sind; Nachtvögel sind die übel wollender und unzufriedener Angehöriger. Da der Hahn ein Tagvogel — der den Tagesanbruch verkündende — ist, darf er nachts nicht krähen. Er wird, wenn er so gegen das Wesen seiner Art handelt, vernichtet.

Als Omen wird allerorts Vogelschrei und Vogelflug gedeutet.

Ein eigenes Reich der nigritischen Anschauungen bewohnt die Schlange. Sie bietet eine Todesmythe. Die Gottheit frug: wer will nicht sterben? Alles schlief außer der Schlange. Die antwortete: ich! Daher muß alles sterben bis auf die Schlange, die die Haut wechselt und weiterlebt. Sie ist daher die ewig junge, sie ist

in der Natur das Merkmal des Werdens und Entstehens. In den manistischen Anschauungen ist sie Inkorporationsform der Ahnen. Sie teilt diese Bedeutung mit den in gleicher Weise wie sie über die Hüttendächer hinhuschenden Eidechsen. Die Zutraulichkeit gewisser Schlangenarten, die sich sogar füttern lassen, die Fähigkeit, sich ohne Füße fortzubewegen und das Wechseln der Haut hat ihnen eine hohe Stelle verschafft. Vielerorts wird Eingehendes über einen umfangreichen Schlangenkultus berichtet.

Die Waffen der Tiere, Hörner, Zähne, Krallen von Antilopen, Leoparden, Ebern werden als Amulette auch Waffen in der Weltanschauung der Neger.

5. Lunare und solare Anschauung.

Golberry sagt, ganz Afrika tanze bei Nacht. Das ist insofern wichtig, als damit naturgemäß eine Beachtung des Nachtgestirnes, des Mondes, Hand in Hand geht. Große Feste werden zur Neumondzeit gefeiert. Dann wird getrommelt, getanzt und gesungen: Möge mein Leben sich so erneuern, wie du dich erneuerst.

Wir betreten jetzt das Gebiet der hohen Anschauungen, das Feld der Ideen, die weiter reichen als zu der Beobachtung einzelner und Deutung einmaliger Ereignisse. Die hohe Weltanschauung generalisiert, faßt zusammen, beschäftigt sich mit der Gruppe der Erscheinungen statt mit dem einzelnen Falle. Die niedere Anschauung liefert die Antworten auf die Fragen, die beim Schicksale des Individuums sich aufdrängen. Die hohe Anschauung weiß von Institutionen der Natur zu berichten.

Die erste Etappe der höheren Mythologie hat sich noch nicht über den Manismus erhoben. Sie sucht nur erst nach den Beziehungen des Menschen zur Natur. In der Todesmythe verknüpft sie das Schicksal des Menschen mit dem des Mondes. Die Formen der Mythe, wie sie in Südafrika mehrfach wiederkehren, sind sekundärer Natur. Das beweist das Vorkommen der Chamaeleons, das aus der Sonnenmythologie zu stammen scheint und das Eingreifen des Hasen, das auf Volksethymologie zurückzuführen ist.

Auch die lunaren Anschauungen werden verständlicher und klarer werden, wenn die Mythologie der Buschmänner unserem Verständnisse näher gerückt ist. Das Hauptmotiv derselben aber, daß, wie der Mond, auch das Menschenleben ab- und zunimmt, kehrt immer wieder. Später, in den Zeiten der solaren Dichtungen, treffen wir, wenn auch nicht in Afrika, so doch in Ozeanien und Amerika, die letzte Spur dieser Mythen in den Figuren, die als lebensfeindlich, als Gegner der Leben spendenden Sonnenhelden dem Lichte nachstellen und Tod bringen; das sind die ausklingenden Melodien der lunaren Weltanschauung.

Zu den solaren Anschauungen leitet uns der Zyclus der Liebesmythen herüber. Sonne und Mond sind ein Liebespaar, das in der *Finsternis* in Liebeslust versinkt. Die Sterne sind ihre Kinder.

Fraglos hat die Zeit des Studiums klassischer Mythologie eine große Menge geistreicher und sinniger Ideen gebracht. Die Fundamente der Sonnenmythen sind aber merkwürdiger Weise nicht aufgefunden worden. Es klafft eine gewaltige Lücke zwischen den Völkern, die eine reiche Dichtung von Sonnengöttern und Sonnenhelden besitzen und denen, die die Höhepunkte der solaren Anschauung noch nicht erreicht haben. Glänzende, poetische, prunkende Erzählungen, wie sie die Griechen, Aegypter und Polynesier in großer Fülle hinterlassen haben, dürften nicht als die ersten Erzeugnisse der solaren Weltanschauungsepoche angenommen werden, wie es fälschlich geschehen ist.

Die Samenkörner der solaren Anschauungsweise fielen in das Erdreich des Manismus. Wie im primitivsten Studium der Mensch sein Wesen und das der Tiere identifizierte, in späterer Zeit sein Schicksal an das des Mondes kettete, so gab er, als er sein Augenmerk der Sonne zuwandte, seinen Toten das Schicksal, das der Sonne widerfährt. Er begann die Erweiterung der Weltanschauung mit der Einschaltung der solaren Erscheinungen in den Manismus.

Indem das Schicksal des Sterbenden mit dem Untergange der Sonne in Zusammenhang gebracht wurde, entstand naturgemäß die Anschauung, daß die Seele des Sterbenden der Sonne beim Untergange folgt. Der Mensch wandelt auf der Sonnenbahn. In alten Berichten wird von Benin erzählt: nach dem Glauben der Eingeborenen lebten die Verstorbenen in der Sonne. Wadell teilt aus Alt-Kalabar das Gleiche mit. Die Seele eines Kranken ließ sich nicht mehr zurückhalten, sondern flog auf zur Sonne.

Die Brücke nun, über die die Sonne am Himmel entlang eilt, ist auch der Pfad der Verstorbenen. Der ausgeprägte Sonnenheld Westafrikas steigt auch, wie wir später sehen werden, an einer Kette in die Tiefe. Auch in anderen Sonnenmythen kehrt diese Bahn wieder, wenngleich in veränderter Gestalt und verändertem Sinne. Zum Beispiel stellen sich viele Ewhe die scheinbare Bewegung der Sonne als einen fortgesetzten Kampf um den Besitz der Wärme und Licht spendenden eines starken Volkes im Westen mit einem schwächeren im Osten, welches dieselbe an daran befestigtem Seile zu sich zu ziehen sucht, vor. Da die Leute im Westen stets gewinnen, aber wenn sie ermüdet nachts schlafen, die im Osten die Sonne wieder zu sich ziehen, so wiederholt sich täglich die Prozedur von neuem. Der Strick, an dem die Sonne hin und her gezerrt wird, ist eine fast unkenntlich gewordene Gestalt der Sonnenbahn. — Die Madagassen erzählen von silbernen Fäden, an denen die Toten zur Sonne emporsteigen. Eine Leichenklage der Baßuto lautet: Wenn ein Seil vom Himmel hernieder hinge, würde ich hinaufklimmen, würde ich steigen und dort wohnen. Daran schließen sich dann die Sagen von den Seilen an, an denen im Anfange oder in alten Zeiten die Menschen himmelan und himmelab klettern konnten.

Der solare Animalismus läßt die Seele nicht nur an den Stricken zur Sonne empor gelangen, sondern diese Verbindungsmittel dienen ihm auch, wenn er die Seele zu sich wieder herabziehen will.

Will der Priester einen Geist befragen, so begiebt er sich in seine Hütte, von deren Dachspitze eine Kette herabhängt. An dieser rüttelt er, bis sich der Geist herabläßt, worauf er sich mit ihm unterredet. Es giebt ferner eine gewiße Art Schnüre, die die Eigenschaft haben, den Träger mit den Verstorbenen in Beziehung zu bringen. Eine weiße Korallenkette, die der Priester um den Hals trägt, dient dem Zwecke, daß die Gottheit an ihr herabsteige. Damit ist ein außerordentlich wichtiges Bindeglied gewonnen. Weithin über Afrika verbreitet ist es Sitte, als Zeichen der Trauer einen Strick zu tragen. Unschwer erkennen wir in demselben die Sonnenbahn wieder, auf der der Tote ins Jenseits, aus dem Jenseits zurück in das Diesseits und zu seinen sich nach ihm sehnenden Hinterbliebenen gelangt.

Aber nicht nur im Trauerstrick können wir die „stilisierte" Sonnenbahn erkennen. In Dahome sind diese Stränge, an denen die Gottheit sich in den Priester hinabläßt, zu Abzeichen geworden. Die Priester der einzelnen Götter zeichnen sich durch die verschiedene Zusammensetzung der Schnüre unter einander aus. Ferner sind Schnüre und Ringe auch Hoheitszeichen weltlicher Art geworden. Eine außerordentliche kaum zusammen zu haltende Fülle von „Strick-Amuletten" steht in inniger Beziehung zu diesem Anschauungskreise. Irgend eine Kraft soll herab- oder fortgeleitet oder auch festgebunden werden.

Unter den anderen zahlreichen Erscheinungen, aus denen der Einfluß der solaren auf die manistische Anschauung hervorgeht, betone ich besonders die Schicksale nach dem Tode. Das Versinken des Sonnenballes ist stets von einem reichen Mythenkranze umwoben. Hier hat sie einen Kampf zu bestehen. Rot lohen die Flammen der wütenden Streiter am Horizonte empor. Die nachfolgenden Seelen kämpfen in gleicher Weise mit Thor- und Höhlenwächtern. Eine zweite Auffassung läßt die Sonne am Horizonte verschlungen werden. Auch die Seelen werden von den Gottheiten der Unterwelt verschlungen. Sehr interessant ist der Uebergang dieser Anschauung in den Bereich der Verzauberungsmythen. Als ein Häuptling der Ukosi nach dem Einrücken der Baseler Missionare in ihren Hauptort starb, ward dem Missionar Autenrieth der Vorwurf gemacht, er habe die Seele des Häuptlings „gegessen".

Da die Sonne weiß ist, werden auch die derselben folgenden Seelen als weiß gedacht. Mit dieser Erkenntnis mag ein altes Problem gelöst sein. Europäer wurden wegen ihrer weißen Haut als Geister Verstorbener, ebenso die hellfarbigen Albino als geisterartig angesehen. Die Thatsache ermöglicht es auch, den Ursprung einer weit durch Afrika verbreiteten Mythe aufzufinden; ich meine die Mythe von den schwarzen und weißen Menschen. Folgende Lesart stammt von den Ufern des Njaßa:

Die ältesten Menschen saßen im Mittelpunkt der Erde. Sie waren sämmtlich schwarzhäutig. Als sie auseinander gingen, mußten *sie zunächst* durch einen Fluß waten, um sich zu waschen. Zum Un-

glück waren die Voreltern der Neger dem Schlafe sehr ergeben, eilten daher nicht sogleich zum Fluß und zum Ort ihrer Bestimmung, sondern schliefen weiter. Beim Erwachen sahen sie, daß alle übrigen sich schon jenseits des Flußes befanden und von dem Wasser weiß und rein geworden waren. Nun eilten auch sie zum Strome, gewahrten jedoch zu ihrem Schrecken, daß sein Bett bereits ausgetrocknet war und kaum noch einige Pfützen enthielt. In der Hast stolperten sie und fielen in die Lachen, infolge dessen ihre Hände und Fußsohlen benetzt und dadurch etwas gebleicht wurden.

Im geschlossenen Raum, im Mittelpunkt der Erde, mit der Schwärze, also mit der Nacht beginnt die Mythe. Weiß steigt die Sonne empor, wenn die Menschen auf der Wanderung im Strome sich weiß waschen. Dem hellen Tage folgt die dunkle Nacht, so den hellen die langschläfrigen schwarzen Menschen. — Ich erwähne diese Mythe, deren vollkommene Lösung nur an der Hand mehrerer Versionen gelungen ist, nur wieder, um zu zeigen, wie Afrikaner infolge des ständigen Betonens der manistischen Beziehungen alle Motive der hohen in die niedere Mythologie herabgezogen haben. Diesen sekundären Mythen gegenüber ist die Zahl der primären Sonnensagen in Afrika sehr gering. Es soll eine Probe von solchen auch folgen.

Der besterhaltene Sonnenheld der Afrikaner ist Schango, der Blitz- und Donner-Gott der Yoruba. Er hat drei Frauen, Flüsse, unter denen Oya, der Niger, die erste ist. Sie folgen ihm stets. Sein Sklave, Biri, die Finsternis, geht in seinem Gefolge.

Man erzählt, bevor er Gott geworden sei, sei Schango ein König unter den Sterblichen gewesen. Da habe er einen Palast von Messing uud viele hurtige Pferde besessen. Er zeichnete sich als Herrscher durch eine gewaltige Grausamkeit aus. Deshalb beschlossen seine Großen, ihn zu vertreiben. Auf der Flucht trennte er sich in einem großen Walde von dem letzten ihm treu gebliebenen Sklaven. Nach einer Weile suchte ihn der Sklave, konnte ihn aber nicht finden. Die Nachricht drang in die Stadt, woraufhin sich die Beamten des Herrschers aufmachten, nach dem Verschwundenen zu fahnden. Endlich fanden sie eine tiefe Grube, aus der das Ende einer eisernen Kette hervorragte. Sie konnten lauschend Schangos Stimme in der Tiefe vernehmen; dort hinab war er zu den Toten gestiegen, ihr Fürst hinfürder zu sein.

Nach einer zweiten Version war Schango, der Herrscher, der Sohn des Himmelsgottes Obutalla. Eines Tages empfing er von diesem ein mächtiges Zaubermittel, das den, der davon genoß, befähigte, jedwedes Hindernis zu überwinden. Schango verzehrte den größten Teil und gab den Rest seinem Weibe Oya, mit dem Auftrage, ihn zu verwahren. Sie aber aß denselben. Wie gewöhnlich versammelten sich am nächsten Morgen die Edlen und Häuptlinge, Rat zu pflegen. Alle sprachen nach einander. Als die Reihe, das Wort zu ergreifen, an Schango kam und er den Mund öffnete, schlugen Flammen aus seinem Munde. Da befiel alle ein gewaltiger Schrecken. Das Gleiche geschah, als Oya die Frauen des Palastes

schelten wollte. Da erkannte Schango, daß er als Gott niemand unterthan sei. Er rief seine drei Frauen zusammen, nahm eine lange Eisenkette in den Mund, stampfte auf den Boden und stieg, als die Erde sich öffnete, mit ihnen in die Tiefe. Die Erde schloß sich wieder; nur das Ende der Kette blieb am Tageslicht.

Die letzte der bekannten Schango-Mythen darf als die wichtigste bezeichnet werden.

Seit Schango mit seinen drei Frauen in die Erde gestiegen war, kam er oftmals zur Welt zurück. Eines Tages, als er in der Tiefe die Oya gescholten hatte, weil sie von seiner Medizin gestohlen hatte, und sie, erschreckt durch seine Gewaltsamkeit, von dannen geflohen war, suchte sie Zuflucht bei ihrem Bruder, dem Gotte Olokun. Sobald Schango von ihrem Aufenthalte gehört hatte, that er einen heiligen Schwur, sie so zu schlagen, daß sie seine Streiche ihr Lebtag nicht vergessen solle. Am nächsten Morgen stieg er mit der Sonne empor, folgte derselben den ganzen Tag, hinter seinem Weibe hereilend, und erreichte mit ihr am Abend den Platz, wo Himmel und Erde sich berühren. Er stieg hinab in das Land seines Bruders Olokun. Als er dessen Palast erreichte und daselbst Oya erblickte, machte er ein großes Geschrei und viel Bewegung. Er stürzte vorwärts, um sie zu ergreifen, doch Olokun hielt ihn fest. Wie die zwei miteinander kämpften, lief Oya mit ihrer Schwester Olosa (der Lagune) von dannen. Olokun, sehend, daß Oya entschlüpft sei, gab Schango frei, der, ergrimmter denn vorher, drohend und fluchend hinter seiner Frau herlief. In seiner Wuth riß er Bäume rechts und links vom Wege mit den Wurzeln aus. Oya sah vom Hause ihrer Schwester aus, wie Schango über die Bänke der Lagune dahin stürmte. Wohl wissend, daß Olosa sie nicht zu schützen vermöge, begann sie die Flucht von neuem und eilte an den Ufern entlang zu dem Platze, wo die Sonne untergeht.

Als sie so von dannen rannte und Schango heulend und brüllend hinter ihr her hetzte, stürzte sie sich in ein Haus, das am Wege stand und flehte den Mann, der darin wohnte, um seinen Schutz an. Dies war Huisi. Huisi fragte, was er, der Mensch, gegen Schango ausrichten könne? Doch Oya gab ihm von der Medizin, die sie dem Schango gestohlen hatte, zu essen. Darauf ward Huisi ein Orischa (eine Gottheit) und versprach, sie zu vertheidigen. Als Schango näher kam, rannte Huisi zu den Bänken der Lagune und zog einen mächtigen Baum mit den Wurzeln aus dem Boden, ihn gegen Schango in der Luft schwingend. Da kein weiterer Baum in der Nähe war, ergriff der rasende Gott das Boot des Huisi und schwang es gleich einer Keule. Die beiden Waffen sausten gegen einander und zersplitterten. Dann rangen die beiden Orischa mit einander. Flammen schlugen aus ihrem Munde und die Füße traten klaffende Spalten in den Boden, während sie sich hin und her schleuderten. Der Kampf währte eine Zeit, ohne daß der eine des andern Herr zu werden wußte, bis zuletzt Schango Wut erfüllt, einsehend, daß er hintergangen sei und fühlend, daß seine Kräfte nachließen, auf den Boden stampfte.

Darauf that die Erde sich auf und Schango fuhr hinab, Huisi mit herunterziehend.

Schango ist nach meiner Ansicht fraglos ein Sonnenheld. Er wohnt in einem blinkenden Erzmetalle, das ist die Sonne. Pferde und Geschwindigkeit sind meist Besitztümer der Sonnenhelden. Die Dunkelheit folgt der Gottheit als ihr Sklave. In den drei hier wiedergegebenen Mythen sind Bilder des Sonnenunterganges zu erblicken. Die Kette, die aus der Grube ragt, ist die Sonnenbahn. Schango ist der Gott der Toten. Wir sahen schon, daß der Manismus unter solarem Einflusse den Satz gezeitigt hat: die Seele folgt der Sonne.

Es ist hier nicht der Platz, auf alle Einzelheiten und Parallelen in der afrikanischen, noch wenig bekannten Mythologie hinzuweisen. Ich betone nur, daß die Medizin und das Zaubermittel dem Feuer in den Feuerdiebstahl-Mythen anderer Völker entspricht. Sie gewährt die Kraft, alle Hindernisse zu überwinden und nach dem Genusse flammt die Lohe aus dem Munde. Das ist die Glut der auf- und untergehenden Sonne.

Wie gesagt, ist die letzte die schönste Mythe. Sie stellt die ganze Sonnenfahrt eines Tages dar. Sie beginnt mit dem Diebstahl der Medizin respektive des Feuers da, wo die Sonne aufgeht. Der Gott folgt dem Sonnenball bis zum Abend. An dem Platze wo die Sonne untergeht, entspinnt sich ein grimmiger Kampf. Schango wird besiegt, er stampft auf die Erde und sinkt in die Tiefe. — Die Sonne ist ermüdet, sie geht unter.

Schango ist nicht der einzige uns aus Afrika bekannte Sonnenheld, wenn auch der am klarsten ausgeprägte. Es sind Fragmente solarer Gestalten aus West- und Südafrika bekannt. In wenigen Linien mag ein solches Bruchstück aus Südafrika hier skizziert werden.

Von einem gewissen Hubeane erzählen die Baßuto, ein Betschuanenstamm, Folgendes: Ein ungeheures Tier, Kammapa mit Namen, verschlang einst alle Menschen. Nur eine Frau blieb übrig. Sie verbarg sich sorgfältig vor dem Menschenmörder und brachte in der Verborgenheit ein Knäblein zur Welt, das war wunderbarer Weise mit einem köstlichen Halsgeschmeide geziert. Sie trat vor die Thür der ärmlichen Hütte, um ein wenig Stroh zusammenzusuchen. Als sie wieder zurückam, erschrak sie arg, denn das Kind Hubeane war schon zum ausgewachsenen Manne emporgeschossen. Hubeane zog mit einem Messer aus, Kammapa zu töten, ward aber von dem Ungeheuer verschlungen. Mit dem Messer bohrte er aber ein Loch in Kammapas Magen, worauf alle Menschen mit ihm wieder ans Tageslicht durch die Oeffnung herauskamen. —

Das plötzliche Aufwachsen ist das Merkmal vieler Sonnenhelden. Die Sonne steigt schnell am Morgen empor. Die Sonne wird Abends von der Erde oder der Finsternis verschlungen, so auch Hubeane. Am Morgen aber bohrt Hubeane ein Loch in den Magen des Ungetümes, durch das er herausschlüpft. — Der Anschluß an den Manismus ist auch hier geboten. Wie die Sonne abends ver-

schlungen wird, so auch die Seelen der Verstorbenen und in der Mythe alle Menschen.

Aus dem Kreise der solaren Anschauungen geht nun die Schöpfungsmythe hervor. Die Lesart der Yoruba lautet: Himmels- und Erd-Gottheit lagen im Anfange in einer Kalebasse dicht auf einander gepreßt. Es entspann sich ein Streit, wobei der Himmelsgott der Göttin ein Auge ausriß. Da sprangen die Kalebassendeckel auseinander und es ward Tag.

Diese Schöpfungsmythe ist nichts anderes als ein als einmaliges, vergrößertes Ereignis, ein in die Vergangenheit versetztes Bild des täglichen Sonnenaufganges. In der Nacht liegen Himmel und Erde dicht aufeinander gepreßt. Wenn nun der Erdgöttin im Kampfe das Auge ausgerissen wird und es Tag wird, so heißt das, daß die Sonne im Aufgange sich emporringt.

In der gleichen Weise wird auch das Untergangsmotiv der solaren Mythen in die Kosmogonie eingeschaltet. Vielerorts wird erzählt: Vor langen Zeiten lebten schon einmal Menschen auf der Erde. Da ward der Himmel herabgestürzt, worauf alle Menschen erschlagen wurden Das ist das tägliche Niedersinken des Himmels auf die Erde, wenn die Sonne untergeht.

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei darauf hingewiesen, daß die Umkehrung der solaren Untergangsmythe auch eine Sage der Menschenentstehung ergeben hat. Im Tode versinkt nämlich die Seele mit dem Tagesgestirn im Felsen der Sonnenhöhle. Im Anfange aber gingen die Menschen aus einem Stein oder einer Höhle hervor.

Ueberblicken wir die ganze Reihe der aus Afrika bekannten solaren Anschauungen und Mythen, so können wir sagen, daß nur in manistische Formen aufgelöste Fragmente einst vollendeterer, klarerer Gebilde allgemein sind, daß diese uns annehmen lassen, daß einst ein Block solarer Weltanschauung unter die Afrikaner geschleudert sei, dessen zersplitterte, einzelne Teile afrikanische Werkmeister in afrikanisch-manistische Formen umgearbeitet haben.

6. Die Götter.

Ich will hier auf die Frage, ob man bei dem gewaltigen Uebergewicht der niederen Anschauungen überhaupt mit vollem Recht von afrikanischen Göttern spricht, nicht eingehen. Die Bezeichnungen Gott und Gottheit sind auf jeden Fall nur anwendbar, wenn man sich über den Umfang der manistischen und animalistischen Grundzüge und deren Uebergewicht klar ist, über dieses seltsam stagnierende Gebräu, aus dessen flüssiger Gesamtheit nur selten und nebelhaft sich eine einzelne Figur erhebt.

Die Bezeichnung Gott muß um so vorsichtiger angewendet werden, als diese Gottheiten einmal mehreren und verschiedenen Ursprunges sind und zum zweiten höchst selten und nur nebenbei eine Verehrung erfahren.

Ich glaube, man kann unter den Göttern dreierlei Typus und *Entstehungsart* unterscheiden.

Die erste Gruppe der Götter entsproßt der niederen Mythologie. Es sind Halbgötter, vergötterte Ahnen und Herrscher. Einerseits sind diese manistischen Götter an bestimmte Namen gebunden, andererseits an den Kollektivbegriff der Geister. Da der Tod die Brücke zu diesen Wesen bildet und der Mensch nach afrikanischen Begriffen schon einmal, nämlich bei der Vergeistigung, den Tod erlebt hat, so steht der Neger diesen Göttern oft auffallend nahe. Zu diesen Gottheiten gehören die Fürsten oft schon zu Lebzeiten. Es ist wohl zu bemerken, daß eine lange Stufenleiter der Göttlichkeit in der Reihe dieser Götter sich nachweisen läßt.

Im Gegensatz zu den Gottheiten dieser ersten, sind die Götter der zweiten Gruppe dem Neger sehr fremd. Es sind Personifikationen des ununterbrochenen Pulsierens, des Rhythmus in der Natur, den der Neger nur ahnt, da er lediglich den Ausnahmeerscheinungen seine Beachtung geschenkt hat. Da hier das eiserne undurchbrechbare Naturgesetz herrscht, hat kein Opfer und Gebet Zweck. Die Ausnahmeerscheinungen gehören in eigene Kreise. Die Götter dieser Gruppe werden als zu fern, zu wenig bekannt, zu gleichgiltig bezeichnet, als daß sie sich um das irdische Schicksal kümmern könnten.

Die Gottheiten der dritten Gruppe sind die kosmogonischen Götter, die der hohen Mythologie, Sonnen-, Himmels-, Mond- 2c. Götter. Diese sind in Afrika ungemein selten. Auf größere Strecken, in denen sie ganz zu fehlen scheinen, folgen nur inselartige kleine Gebiete, in denen sie bekannt sind. Und selbst da tragen sie nicht den Charakter fröhlicher, jugendlicher Entwickelung, sondern sind meist arg verzerrt; oft existieren nur einzelne Bruchstücke, und selbst diese sind noch mit den Farben der Götter anderer Gruppen übertüncht.

Das beachte man vor allem: Schranken zwischen den Gottheiten der verschiedenen Gruppen giebt es nicht. Oft sind sie einander so ähnlich, daß man sie nicht unterscheiden kann, und oft sind sie verwechselt.

Vielmals haben sich Reisende und Missionare verleiten lassen, den Negern ethische Götter zuzuerteilen. Es wird sich leicht nachweisen lassen, daß ethische Regungen in allen gesunden Formen der Kultur vorhanden sind. Immerhin setzt das Vorhandensein eines nach unseren Begriffen über gut und böse Urteilenden eine ethische Basis der Religion und Weltanschauung voraus, die den Negern nicht eigentümlich ist.

Die stillschweigend fast allseitig acceptierte Prämisse, daß die Götter oder die Götternamen auf einen Gottesbegriff zurückzuführen seien, auf einer fest stehenden einheitlichen Basis sich erhöben, ist auf jeden Fall als falsch und als die Wurzel der falschen Beurteilungsweise und Behandlung der afrikanischen Götterlehre zu bezeichnen. Eine ganz andere Frage ist es, ob sich in Afrika, in verschiedenen Gegenden oder über den ganzen Erdteil verbreitet, die gleichen Götternamen finden. Die Frage hat anscheinend wenig Aussicht, bejahend beantwortet werden zu können. Denn bekanntlich ist Südafrika von den monoglottischen Bantu bewohnt. Sie reden eine Sprache, die

nach dem heutigen Stande der Sprachforschung in sehr geringer Beziehung steht zu denen des Sudan, der Hottentotten und Nord-Guineas.

Trotz der gewaltigen sprachlichen Klüfte ist es nicht schwer festzustellen, daß Reste der älteren afrikanischen Gottheiten sich auch bei sprachlich nicht verwandten Völkern finden, daß diese Namen aber in der gleichen Weise nur fragmentarisch und umgewandelt fortbestehen, wie die Mythen und Anschauungen selbst. Das ist nicht schwer verständlich. Ein Volk übernimmt einen Götternamen von einem fremdsprachigen Volke. In seinem Wortschatze ist für den Namen keine Deutung; daher wird eines verwandt klingenden Wortes Sinn und Form, verschmolzen mit der Wucht der alten Gottheit, für sie eingeschaltet.

Doch betrachten wir einige Beispiele derartiger Verbreitung. Ich schicke voraus, daß r und l gleichwertige Konsonanten sind, die für einander eingeschoben werden.

Umkulunkulu ist eine Gottheit der Kaffernvölker. Es ist der Alte-Alte, der Ahnherr. Omukuru treffen wir bei den Damara, Mukullu bei den Baschilange als Gottheiten. Gulu ist die Gottheit oben, also eine Himmelsgottheit, der Manjema; Umkullu werden die von Ahnengeistern Besessenen an der Loangoküste genannt. Endlich findet sich weit im Norden der Gott, gleichzeitig der Himmel, als Kuru bei den Tenne.

Tschuku ist der Gott des Ibo. Sein Name ist am Unterlaufe des Niger weit verbreitet. Dsuku, Sokoa, Seakoa treffen wir bei Völkern des Sudan, Suku als Gott in Angola, Soko als Gottheit in Bondu und Nupe. Die Vertreter Sokos in Nupe sind Figuren von Affen, Schlangen, Fischen ꝛc. Es liegen also manistische Anschauungen dem zu grunde. Hoch interessanter Weise wird der Gorilla mit dem Namen Soko von den Manjema als Ahnherr verehrt. Tuku-Tuku wurden die Weißen am oberen Kongo, Toka-Toka Europäer und Albino von den Bakuba mit Scheu genannt. (Ueber die Bedeutung der weißen Farbe und der Albino siehe oben.) Tsoka ist die Menschenfigur am Njaßa ꝛc.

Wir sehen, daß die Götternamen nicht beziehungslos entstanden sind, sondern auch heute noch ihre Verwandtschaft nicht verleugnen können. Am charakteristischsten ist vielleicht die Verbreitung des bekanntesten Götternamens der Hottentotten, Tsui-Goab. Der Name kehrt verhältnismäßig wenig verändert am Kongo (Tschikob) und im Sudan (Niekob, Niekoab, Niekorum ꝛc.) wieder. Die Thatsache weit verbreiteter, verwandtschaftlicher Formen ist natürlich dann, wenn die Entstehung der Gottheiten untersucht werden soll, von hohem Werte, sie warnt allerdings auch davor, allzu eilig aus dem Namen eines Gottes auf seine Entstehung Schlüsse zu ziehen.

Der gewaltigen Uebermacht der manistischen und rhythmischen Gottheiten gegenüber verschwindet in Afrika die Zahl der kosmogonischen Götter. Die Yoruba und wahrscheinlich auch die Hottentotten besitzen noch erhaltene Systeme kosmogonischer Mythen und daher klare Götter *dieser* Gruppe; im übrigen sind sie allerorts arg verkümmert.

7. Die religiöse Erziehung.

Zum Schlusse will ich noch kurz auf die religiöse Erziehung des Individuums und des Volkes hinweisen. Es ist naturgemäß, daß dieselbe dem Gesamtbilde der Weltanschauung entsprechen muß.

Die manistischen Anschauungen leiten das ganze System, wenn man von einem solchen sprechen darf. Nur hier und da sehen wir die Lichter der solaren, lunaren und animalistischen Ideen sich im Grundwasser des Manismus wiederspiegeln.

Die Pubertätszeit bringt in Westafrika die geistige Erziehung im heiligen Walde, im Haine der Ahnen, mit sich. Hier nimmt der Jüngling oder das Mädchen schwere Verpflichtungen auf sich; sie müssen im Freien schlafen, Blätter statt der Lendentücher tragen, ungekochte Nahrung genießen, sich alles Verkehrs enthalten 2c. Sie gewinnen die Geistergewalt durch diese Enthaltungen, die der unmateriellen Lebensweise der Geister möglichst gleich kommen soll. Das Volk erzählt sogar, sie würden getötet und wieder belebt oder, und das ist ein Lichtstrahl der solaren Anschauung, sie würden gegessen, gelangten aber wieder zur Oberwelt.

Mit der Geistergewalt ziehen die Jünglinge nun umher; sie sind wie Geister weiß (bemalt), mit Stroh und Blättern umhüllt, sprechen eine eigene Sprache; da sie ja nicht mehr die alten sind, haben sie einen neuen Namen erhalten. Die Geistermacht berechtigt sie, zu stehlen, was ihnen in die Hände fällt, zu rauben und Weiber zu mißbrauchen.

Aus der Gruppe dieser gemeinsam Erzogenen entsteht der Geheimbund; die Mitglieder desselben verfügen, sobald sie die Masken angezogen haben, ebenfalls über die Macht der Geister, die nun verschieden ausgenutzt wird, hier um untreue Frauen zu züchtigen, dort um Schulden einzutreiben, anderen Ortes, um eine Justiz höherer Art auszuüben. Mächtige, in die kleinen Staatsmaschinen energisch eingreifende Institutionen entstehen hier, die oftmals die längst in das Reich der Fabel versunkene Häuptlingsmacht durch ihren positiven Einfluß ersetzen.

Es sind das Einrichtungen der Volksherrschaft und nicht, wie für manche Fälle allerdings mit Recht behauptet worden ist, lediglich hierarchische Institutionen.

Allerdings ist die Macht der Priester, die wir mit dem Kintu-Worte Ganga bezeichnen wollen, eine sehr bedeutende. Die Art und Stellung derselben ist sehr oft mißdeutet worden. Vielfach ist von Zauberern gesprochen, da wo Ganga gemeint sind. Die Existenz des Zauberers ist für die Afrikaner ebenso verwerflich und in ihren Augen ebenso verdammungswürdig, wie in denen des europäischen Mittelalters.

Eine zweite für die Beurteilung des Gangatums wichtige Frage ist, ob diese afrikanischen Priester notgedrungen Betrüger sein müssen, wie es allerdings oftmals der Fall zu sein scheint. Es ist bei Betrachtung der wunderbaren Leistungen dieser Menschen daran zu

erinnern, daß die Wissenschaft selbst als Notbehelf den Spiritisten gegenüber eine oft übernatürlich erscheinende Macht der Autosuggestion zugegeben hat. Also kann das letzte Wort über die „Betrügereien der Fetischpriester" noch nicht gesprochen werden. Bohner hat uns allerdings ein so vollkommenes Bild der geistigen Korruption an der Goldküste entworfen, daß dort kein Zweifel über den Bestand der Thatsachen herrschen kann. Die Frage nach den Betrügereien ist aber gleichbedeutend mit der Frage nach dem Standpunkt, auf dem eine degenerierende Weltanschauung auf dem Wege nach unten angelangt ist. Daher dürfen wir wohl annehmen, daß der Ganga der Neger nicht überall ein Betrüger ist.

Die Funktionen des Priesters erstrecken sich auf die Verrichtung im Tempel, Bewachung der Orakel und Ordale und die Anfertigung der Amulette. Die Tempel sind entweder Gräber und Geisterhütten, weshalb sie meist mit Ahnenbildern und Stammbäumen geziert sind, oder Erdhügel (Darstellungen der Sonnenhöhle), Haine, Felsen, Bergspitzen 2c. In diese Tempel zitiert der Ganga die Ahnengeister, die entweder das Ahnenbild, den Ratsuchenden oder den Priester begeistern. In den heiligen Räumen opfert er den Toten beim Totenfest oder wenn ein Verwandter durch die Seele eines Verstorbenen beunruhigt zu werden meint. Hier verrichtet er die Orakel und Ordale, deren Form durch den Manismus, Animalismus oder eine schwachen Regung des Fatalismus geboten wird.

Endlich bereitet der Ganga auch die Amulette. Dieselben gehören zum größten Teile dem manistischen Kreise an. Der Strick, an dem die Seele in das Jenseits gelangt, der Baumast und der Stein, den sie belebt, liefern das Material. Eine zweite Gruppe von Amuletten liefern die Waffen der Tiere, die dem Menschen geistige Schutzmittel werden. Der größte und letzte Teil endlich wird durch die Worte Bastians erklärt:

„Ein Gegenstand, der sich unter seines Gleichen durch besondere Eigenschaften auszeichnet, wird dem Neger zum Fetisch."

Der Branntwein in Afrika.

Berichte von deutschen evangelischen Missionaren.

(Schluß.)

4) Bericht des Missionars C. Oswald.

Wie groß die Einfuhr des Branntweins in Keta und im deutschen Gebiete in den letzten 3 Jahren gewesen ist, davon hat von uns niemand eine Ahnung. Es kann aber aus der „Gov. Gazette" und dem „Deutschen Kolonialblatt" ersehen werden. Wir sehen

nur von Zeit zur Zeit ganze Mauern von grünen Kisten mit Gin am Meeresstrand stehen, desgl. oft mehr als 100 Fässer mit Rum. An Demijohns und Tins, welche Gin oder auch puren Sprit enthalten, ist auch kein Mangel. Meistens sind es die englisch-hamburgischen Dampfer, welche den Schnaps bringen, doch auch die Wörmannlinie. Wie ich höre, soll in den Fässern zum Teil Sprit sein, der hier dann verdünnt wird. Sprit kann man auch in Demijohns und in großen Tins kaufen, in dieser Verpackung geht dies Getränk ins Innere und wird dort je nach Bedürfnis mehr oder weniger verdünnt. Purer Sprit soll deshalb eingeführt werden, weil er den gleichen Zoll bezahlt, wie der gewöhnliche Rum. Es sollte also mindestens auf Sprit ein höherer Zollsatz kommen. Im Jahr 1895 sind in Keta 2 französische Firmen, die viel Schnaps absetzten, eingegangen, ob jedoch die Einfuhr im Jahre 1896 dadurch eine geringere geworden ist, oder ob die anderen Firmen mehr abgesetzt haben, kann ich nicht sagen.

Zu bestimmen, wie groß die Bevölkerung ist, welche den in Keta und im deutschem Togogebiet eingeführten Schnaps trinkt, ist wohl ein Ding der Unmöglichkeit. Wie weit der Branntwein ins Innere hineinkommt, ob auch in die mohammedanischen Gebiete, wo er ja nicht getrunken werden sollte, weiß ich nicht. Jedenfalls wird an Küstenorten und an der Lagune mehr getrunken, als im Innern. Das kommt wohl daher, daß an der Küste wenig und nur schlechter Palmwein zu bekommen ist, und daß der Schnaps billiger ist als im Innern, wo es Palmwein die Menge giebt.

In Anjako verkaufen 5 Leute den Rum aus Fässern, die Flasche für — 3 Pence. In Wute sei ein Mann, der Rum, aber nicht mehr vom Faß ausschenke. In Anjako und Wute werde keine Abgabe bezahlt, so sagt mir ein junger Christ, der selbst schon mit Schnaps gehandelt hat. Von Anjako aus gehen nämlich in Zeiten, wenn die Lagune leer ist, eine große Menge Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen auf die Reise nach Wute, Waja u. s. w. und verkaufen Gin und Rum. Profit machen sie gewöhnlich keinen, sondern kommen mit Schulden nach Hause. Doch nicht blos die Anjakoer, sondern auch andere, z. B. Atiavier geben sich dem Schnaps-Handel hin. Man trifft Anjakoer und Atiavier im ganzen Lande herum auf dem Handel. Wenn auch nicht als die einzigen, so bringen doch diese viel Schnaps ins Innere. Der größte Teil des Branntweins, besonders in den ferner gelegenen Ländchen des Inneren, wird nicht durch den Zwischenhandel gekauft, sondern die Leute gehen direkt nach der Küste, um ihre Bedürfnisse zu kaufen. Wenn man von Wute nach Anjako, oder von dort über die voriges Jahr ausgetrocknete Lagune nach Keta reist, so begegnen einem oft ganze Züge von Leuten, aus Peki, Anfoi ga, Kpando u. s. w., schwer mit Schnaps-Kisten oder Spiritus-Tins beladen. Von Lome aus kann man dasselbe Schauspiel sehen. Es ist nur gut, daß der Schnaps je weiter im Innern, desto teurer und vielleicht auch desto dünner wird. —

Es wird behauptet, daß man einen Neger nicht betrunken machen könne, oder daß es sehr teuer kommen würde. Wer dies behauptet, hat es jedenfalls noch nicht versucht. Sonst hätte er die Erfahrung gemacht, daß, einen Neger trunken zu machen, mit wenig Geld ausgeführt werden kann. Ich habe mehrere Leute ausgefragt, und von allen ziemlich dasselbe vernommen. Friedrich Komla aus Anjako, der früher mit Schnaps auf den Handel ging und jetzt Schüler in Keta ist, sowie der wegen Trunksucht entlassene Lehrer Christian Kwist sagen aus, daß mit 2, 3, 4 Gläschen Gin ein Mensch angetrunken sei und taumle. Trinke jemand 1 ganze Flasche zu 6 Pence, so könne er nach Umständen sterben. Es gäbe aber auch starke Leute, die 1 Flasche trinken könnten, die wären aber dann total betrunken. Nach diesem könnte man einen Neger für 25—50 Pfennig betrunken machen. Der Rum aus den Fässern, der nicht ganz so stark sein soll, die Flasche kostet 25 Pfennig, bringe dasselbe zu stande, wie der Gin. Mit 2—4 Gläschen sei einer betrunken, mit 1 Flasche, d. h. 6—8 Gläschen so betrunken, daß er schlafe wie ein Vieh. Also auch hier kann sich ein Mensch für 25 Pfennig einen starken Rausch antrinken.

Mit dem puren Sprit, von welchem das Liter etwa 1 Mark kostet, aus dem man durch Verdünnen mit Wasser 2—3 Liter Schnaps herstellen kann, wird es sich gleich verhalten. Nach diesen Aussagen kann man einen Neger also leicht und auch billig betrunken machen.

In Akadi, Abo und Anjako begegnen einem gleichfalls beständig Betrunkene. In den beiden erst genannten Dörfern kann man fast nie predigen, selbst des Morgens nicht, weil viele Leute besoffen sind. Diese beiden Ortschaften sind durch die Trunksucht ganz heruntergekommen. Man findet in beiden namentlich in Akadi keine ordentliche Hütte; sie sind alle in einem solchen Zustande, daß man darin nicht übernachten kann, ja daß sie zu schlecht sind, um auch das Pferd nur hineinzustellen. Jedenfalls sollte dem Schnapshandel, der von Anjako und den andern Küstendörfern aus betrieben wird, Schranken gesetzt werden durch eine Abgabe, welche sämmtliche Händler zu bezahlen haben. Wenn einmal die Anjakoer, vor allem aber die Aboer und Akadier vom Schnaps-Handel- und Trinken ablassen und anstatt dessen ihre Hütten und ihr Feld bebauen, Korn, Stockyams und andere Produkte pflanzen würden, dann würden sie bald wohlhabend werden und in Keta wäre nicht immer solch eine Not- und Teuerungszeit vorhanden, wie es in den letzten Jahren der Fall gewesen ist.

Inhalt.

I. Den Evangelischen Afrika-Verein Betreffendes. Seite

Sklavenfreistätte in Usambara 11, 71, 132, 328
Sanatorium in Deutsch-Ostafrika 11, 43, 201
Schwester Lina Dieckmann † 71, 104
Reise des Diakon Bokermann 71
Hauptversammlung 325
Geschäftsbericht des Hauptvorstandes 325
Jahresversammlung des Rheinischen Verbandes 171
Jahresversammlung des Zweigvereins zu Cöln 75
„Wilhelm der Große", Festspiel von Dr. Paul Hellwig 106

II. Gegen den Branntweinhandel.

Statistik für 1895 29
Stellung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und der Missionskonferenz für die Provinz Brandenburg zum Branntweinhandel 75
Statistik der englischen Kolonien 77
Der Branntwein in Südwestafrika 30
Der Branntwein in Ostafrika 118
Der Branntwein in Westafrika 119
Berichte der deutschen evangelischen Missionare über den Branntwein in Afrika:
1. Der Barmer Missionare 147
2. Der Basler Missionare 153, 189, 214
3. Der Bremer Missionare 221, 257, 309, 343, 380

III. Koloniales.

Die Bedeutung christlicher Humanität für unsere Kolonialwirtschaft . . . 3
Die Behandlung der Neger 33
Zur Deportationsfrage 38. 94
Die Eingeborenen in dem Jahresbericht der Regierung 65
Einiges über die Rechtslage der Eingeborenen in Afrika 97
Ein nachahmenswertes Beispiel 103
Der Fall Peters 131
Die Unternehmungen des Deutschen Antisklaverei-Komites 161
Eine Diagnose des Tropenkollers 217
Zu den gegenwärtigen Verhältnissen in Hereroland 321
Die Greuel im Kongostaate 193

IV. Mission.

Die deutsche evangelische Mission in unsern afrikanischen Kolonien:
1. Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) 22
2. Evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig 25
3. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden (Berlin I) 59
4. Brüdermission 61
5. Die Rheinische Mission 280
6. Die Basler Mission 293
Mission unter der Zwergbevölkerung Afrikas 125
Die Wirren in Madagaskar 119
Katholische Missionspraxis in Kamerun 289

V. Afrikanische Nachrichten

. . . . . 12, 44, 80, 107, 133, 175, 202, 236, 265, 289, 329, 354
Geographische Nachrichten 21, 57, 92, 117, 146, 187, 249, 279, 308, 342, 366

VI. Verschiedenes.

Wer giebt unsern Schutzbefohlenen die Bibel in ihrer Muttersprache? . . 129
Die afrikanische Religion 251, 286, 315, 350, 367
Menschenfresser in Kamerun 126
Das wunderlichste Bibelformat 127

VII. Bücherbesprechungen.

Besser, John Williams, der Missionar der Südsee und die Londoner Südseemission 258
Brose, die deutsche Kolonialliteratur von 1884—1895 220
Burckhardt, die Mission der Brüdermission 95
Busse, Transvaal und die deutsch-englischen Beziehungen. — Die ägyptische Frage 95
von Bülow, Deutsch-Südwestafrika 31
Der evangelische Heidenbote 96
Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten 288, 319
Evangelisches Missions-Magazin 96
von Hassell, Deutschlands Kolonien 159
Hellwig, Wilhelm der Große 94
Hofmeyr, die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal 127
In fernen Heidenlanden 96
Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Togo 192
Kawerau, Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missions-Gedanken der heiligen Schrift? 95
Kolb, Beiträge zu einer geographischen Pathologie Britisch-Ostafrikas . . 219
Koloniales Jahrbuch 128
Lanessan, Principes de colonisation 64
Langhans, Deutscher Kolonial-Atlas 220, 320
Neumann, Tagesanbruch auf den blauen Bergen 96
Missionstraktate der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft (Berlin I) 320
Mitteilungen aus der Leipziger Mission 96
Papstein, Führer für Auswanderer nach Brasilien 288
Ploß, das Weib 32, 96, 128, 160, 219, 288, 319
Reichard, Stanley 31
Reuß, die Deportation von Verbrechern nach unsern Kolonien 219
Schreiber, der Islam und die evangelische Mission 160
v. Schwartz, Karl Segebrock und Ewald Ovir 95

Werkstätten für kirchliche Kunst
von
F. W. Julius Assmann

Lüdenscheid
Westfalen
und
Berlin SW. 12
Schützenstrasse 46/47.

→→→→→ Aelteste deutsche Werkstätten für Kirchen-Ausstattung. ←←←←←
Errichtet 1680

empfiehlt in stilgerechten, liturgisch würdigen und korrekten sowie preiswerten Erzeugnissen:
Altar-Decken, Kanzel-, Taufstein-, Lesepult-Bekleidungen, Altar- und Wandteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe, Altar-, Kron- und Wandleuchter, Altar-Gemälde, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Lesepulte, Gestühl, Lieder- und Gedenktafeln, Klingelbeutel, Opferteller, Opferbüchsen, Kranken-Kommunion-Bestecke, Taschen-Taufbestecke, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1,25 Mark pro 1000 Stück), ferner **Talare, Baretts** und **Bäffchen.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von 7 K. Konsistorien, von 17 hochw. Herren General-Superintendenten und von über 600 Kirchenvertretungen.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge
gratis und franko
durch das Haupthaus in Lüdenscheid.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abtheilung Paramente), Berlin SW. 61, Johannistisch 6, — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Im November gingen an Jahres- und einmaligen Beiträgen ein:

W. Walger, Darmstadt, 1,50 Mk. — Kassierer Paul Hagedorn, Hamburg, 3 Mk. — Prof. Regelsberger, Göttingen, 3 Mk. — Bahnhofwirt Geiseler, Scherda, 3 Mk. — J. H. Weichard, Berchtesgaden, 3 Mk. — Reg.-Rat Trinius, Potsdam, 3 Mk. — Baumeister Schwartzkopf, Gr.-Lichterfelde, 5 Mk. — Dr. Zahn, Calw, 2 Mk. — Ch. von Bornhaupt, Berlin, 3 Mk. — W. Vogel, Dresden, 3 Mk. — Superintendent Rothers, Clausthal, 3 Mk. — v. Trotha, Magdeburg, 1 Mk. — Direktor Wittenbrinck, Unna, 3 Mk. — Dr. Voigt, Oeynhausen, 5 Mk. — Landrat Kögel, Schwerin, 3 Mk. — Pfarrer Rothfuchs, Burgsteinfurt, 2 Mk. — Superintendent Scheele, Dahme, 3 Mk. — G. A. Schlechtendal, Barmen, 10 Mk. — v. Tauenzien, Balckow, 2 Mk. — Conf.-Rat Werner, Dessau, 5 Mk. — Oberst v. Voigts, Dessau, 3 Mk. — Hauptmann Müller, Lissa, 3 Mk. — General v. Wißmann, Bautzen, 3 M. — Juwelier Oepp, Calw, 1 Mk. — v. Alvensleben, Schollene, 3 Mk. — Schrader, Schwante, 2 Mk. — Frau Dr. Pahde, Crefeld, 2 Mk. — R. Köpchen, Schwerin a. W., 10 Mk. — Oberstlieut. v. d. Osten, Stettin, 3 Mk. — W. Beuemann, Trotha, 3 Mk. — Pfarrer Feller, Merzdorf, 2 Mk. — Rechtsanwalt Prasse, Görlitz, 3 Mk. — Landrat v. Cossel, Jüterbock, 3 Mk. — Th. Christoph, Sagan, 6 Mk. — stud. ing. Joh. Thieme, Dresden, 3,50 Mk. — Fels, Ballenstedt, 3 Mk. — Pfarrer Dr. Riecks, Olvenstedt, 3 Mk. — Pfarrer Haussen, Herborn, 2,50 Mk. — Ph. v. Heinrichshofen, Magdeburg, 6 Mk. — H. Woltersdorf, Arnstadt, 10 Mk. — Frau v. Weiher, Vietzig, 5 Mk. — Prediger Redlin, Stargard, 3 Mk. — v. Holtzendorff, Naumburg, 3 Mk. — Pastor v. Zhenring, Langenholzen, 2 Mk. — Oberpfarrer Koller, Nowawes, 3 Mk. — Frau v. Estorf, Veersen, 6 Mk. — Pfarrer Kleppel, Bochum, 3 Mk. — Jul. Aßmann, Lüdenscheid, 5 Mk. — Graf v. Wedel, Sandfort, 3 Mk. — Major v. Eggeling, Horscha, 10 Mk. — Frau v. Unruh, Döbschütz, 3 Mk. — Hauptmann Bergemann, Sagan, 3 Mk. — Gen.-Lieut. v. Roon, Reichenbach, 10 Mk. — Evang. Bund, Zwickau, 10 Mk. — Pfarrer Heuer, Mocker, 3 Mk. — Divisions-Pfarrer Dr. Brandt, Graudenz, 3 Mk. — Dr. Maudt, Ludwigshafen, 3 Mk. — J. Gildemeister, Mehlis, 2,50 Mk. — Militär-Oberpfarrer Nourney, Stettin, 3 Mk. — P. Spieß, Breslau, 2 Mk. — Pfarrer Guefroy, Dedelow, 3 Mk. — E. Berndt, Neusalza, 3 Mk. — Senior Ulmer, Weiltingen, 3 Mk. — Wilhelm

(Fortsetzung nächste Seite!)

Laumann, Pfuel a. O., 5 Mk. — Pastor J. Holy, Waldewin, 3 Mk. — Paul Brandt, Potsdam, 2 Mk. — Geh.-Rat Prof. Bierling, Greifswald, 5 Mk. — Rob. Dittler, Hamburg, 10 Mk. — v. Below-Jargelin, Anklam, 2 Mk. — Com.-Rat Franz Schlüter, Dresden, 3 Mk. — cand. Landwehr, Loccum, 3 Mk. — Landrat v. Eisenbeis, Publitz, 3 Mk. — Pfarrer Richter, Weeleshausen, 2 Mk. — M. Jordan, Kuhhorst, 5 Mk. — Frau E. Jordan, Kuhhorst, 10 Mk. — Cleve, Hamburg, 2 Mk. — Pfarrer Tomaschki, Miswalde, 3 Mk. — Pastor Pippow, Flieth, 3 Mk. — Pastor Leppien, Walbeck, 2 Mk. — Major Deichmann, Cöln, 6 Mk. — Prediger Schall, Cladow, 3 Mk. — Oberbürgermeister Dr. Gieße, Altona, 3 Mk. — Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, 30 Mk. — Dekan Hopf, Leigheim, 3 Mk. — Superintendent Gössel, Görlitz, 3 Mk. — Geh.-Rat Franck, Ludwigsburg, 100 Mk. — Frommknecht, Gatersleben, 2 Mk. — Pastor Lauffs, Röttgen, 2 Mk. — Exc. Magdeburg, Cassel, 3 Mk. — M. Euhens, Cöln, 4 Mk. — Pfarrer Remmler, Bächlingen, 2 Mk. — Ernst Wemc, Gmünd, 3 Mk. — Pfarrer Sack, Gr. Grünow, 3 Mk. — Pfarrer Veesenmeier, Ulm, 3 Mk. — C. Hundt sel. Ww., Hattingen, 3 Mk. — Prof. Böttticher, Hagen, 3 Mk. — Generalin v. Kamptz, Ehrenbreitstein, 2 Mk. — Realgymnasiallehrer H. Bachmann, Schalke, 3 Mk. — Oberl.-Ger.-Rat v. Bodecker, Oldenburg, 3 Mk. — Präsident Görz, Mainz, 5 Mk. — v. Restorff, Lindenau, 10 Mk. — H. Ette, Frankfurt a. M., 3 Mk. — Breithaupt, Tornow, 3 Mk. — Evangel. Bund, Urach, 2 Mk. — Posed, Amtsbaumeister, Adlershof, 3 Mk. — Strack, Gotha, 3 Mk. — Ad. Klopstech, Gottesberg, 3 Mk. — E. Schafhirt, E., Weigwitz, 3 Mk. — Pastor Haacke, Westenhaven, 3 Mk. — Ober-Reg.-Rat v. Natzmer, Lüneburg, 5 Mk. — Pastor Dr. Meinardus, Putlitz, 9 Mk. — Ludw. Behr, Plauen, 3 Mk. — Min.-Dir. Dr. Althoff, Berlin, 3 Mk. — C. Held, Friedland, 10 Mk. — Pfarrer Friedenreich, Jacobsdorf, 4 Mk. — Senior D. Behrmann, Hamburg, 10 Mk. — Geh. Ober-Land.-Ger.-Rat Drache, Naumburg, 3 Mk. — Reg.- und Schul-Rat Mühlmann, Merseburg, 5 Mk. — A. F. Kirmeß, Alvensleben, 3 Mk. — v. Dewitz-Krebs, Philippsruhe, 3 Mk. — Pfarrer Stiefel, Münster, 2,50 Mk. — Diak. Siegert, Chemnitz, 2 Mk. — P. em. Hoffbauer, Dessau, 2 Mk. — Zweigverein des evang. Bundes, Carlshafen-Helmarshausen, 6 Mk. —

Der Schatzmeister des Evangel. Afrika-Vereins.

Briefmarken sandten im November und Dezember ein:

Frl. Marie Jordan, Kuhhorst; Pfarrverweser Weiß; Frau Pastor Rennert, Rüngsdorf; Kons.-Rat Röltingk, Blankenburg; Frl. Marie Jordan, Kuhhorst; Anna Gräfin Schweinitz, Berghof; Friedr. Heidkamp, Dillenburg.

Freundlichen Dank!

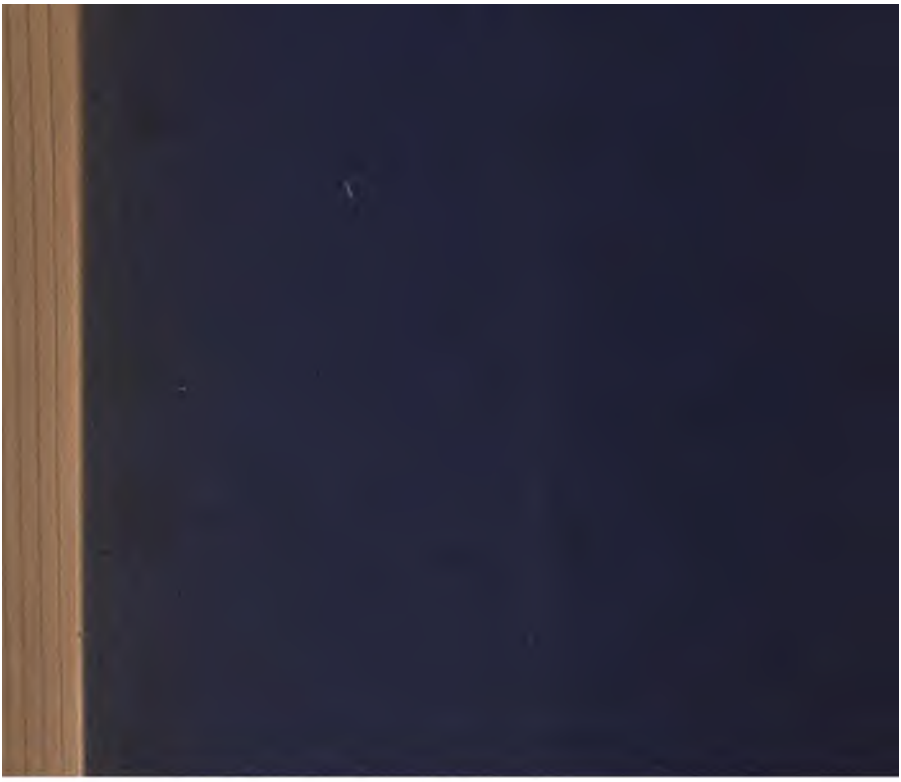
Die Schriftleitung.

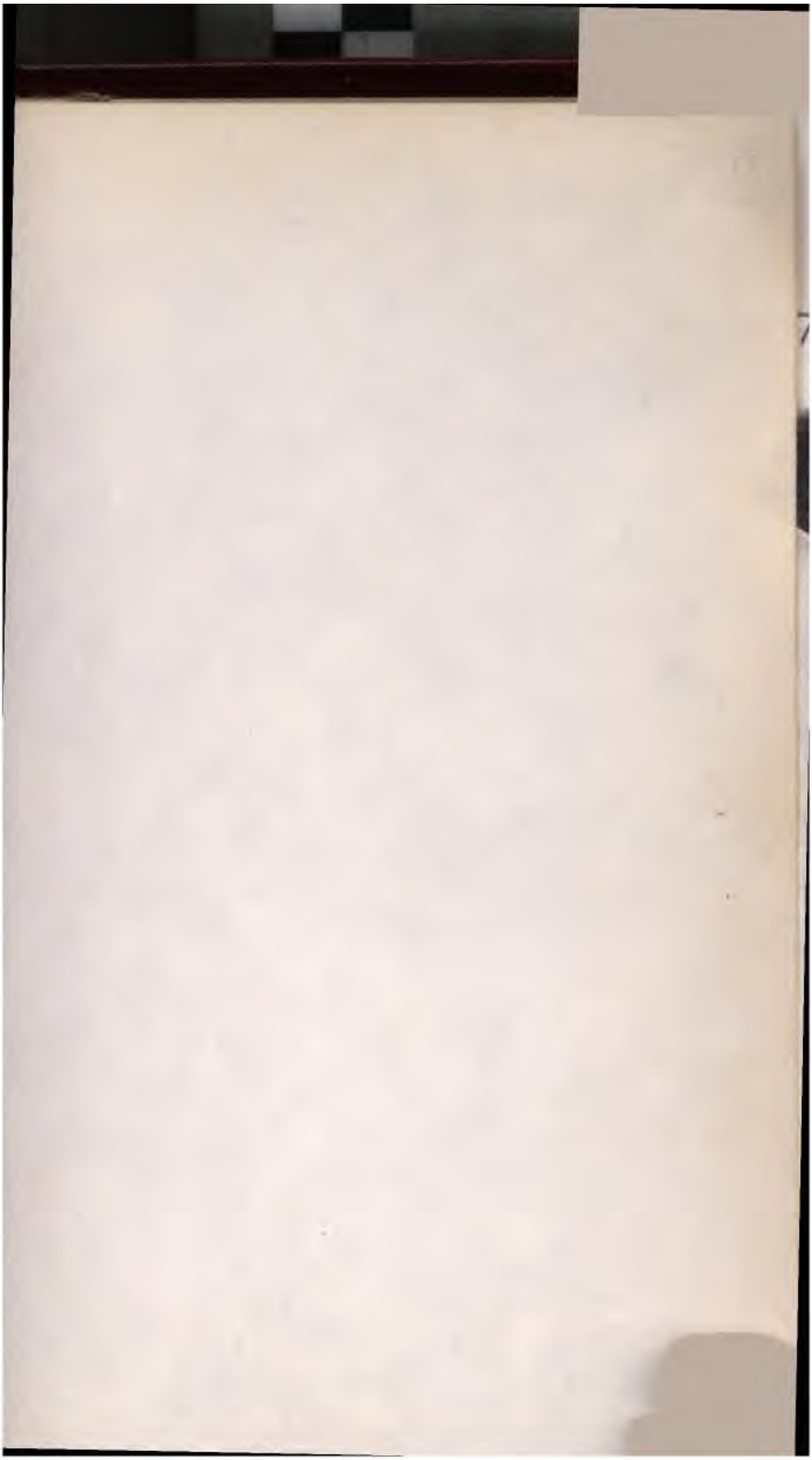
Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vereins-Nachrichten	353
Afrikanische Nachrichten	354
Die afrikanische Religion	367
Der Branntwein in Afrika	380
Inhalt	383

Nachdruck der in der „Afrika" enthaltenen Artikel ist nur mit Angabe der Quelle gestattet.

Druck von C. A. Klinkhardt in Neuhaldensleben.





Stanford University Libraries
3 6105 012 023 458

BV3500
A1A31
1-4
'894-9

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28D MAR 10 1997
MAR 12 1997